Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 6AGB 7

P Germ
374.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER
OF BOSTON

Widow of Col. James Warren Sever
(Class of 1817)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Türmer

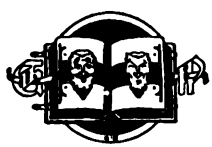
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Elfter Jahrgang * Band I

:: :: (Oktober 1908 bis März 1909) :: ::



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Digitized by Google

P Germ 37+.1

HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY
Sever fund

MICROFILMED
AT HARVARD

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Seite

Conrad, Michael Georg: Posaunen der Frühe 69
Deutsch, K.: Der alte Dichter 60
Harten-Hoencke, Toni: Jesus 482
Kiesgen, Laurenz: Der Reisekamerad 345
Knodt, Karl Ernst: Im Herbst 204
" " " Der neue Mensch 348
Lienhard, Friedrich: Neujahrsgruß an den Kaiser 473
Michaeli, Otto: Das Meßstück 505
Monsterberg, Elimar von: Winter über Masuren 640
Müller, Hans Edward: An den Tod 210
Niederndorf, Hans von: Kennst du die Stille? 59
Plinke, Aug. H.: Spreu 216
Rostand, Edmond: Der alte Dichter 60
Scharrelmann, Heinrich: Gestern in der Abendstunde 635
Steudemann, Max: Die Hände 322
Wagner, Christian: Ein deutscher Waldkönig 54
Walter-Freyr, Robert: Dichter 642
" " " Albrecht Dürers Selbstporträt 767
Wolf, Paul: Nun kann die Not 10
" " Abendstunde 184

Novellen und Skizzen

Fanghänel, P.: Der Pfau 502
Fendrich, Anton: Die Stadt 496
Geiger, Albert: Passiflora 11. 185. 325. 483. 622. 768
Harten-Hoencke Toni: Kindergeschichten 349
" " Die rechte Brille 641
Hoffmann-Fallersleben, H. J. d. J.: Studienfahrten im Ammerland . . 33
Jacob, Leonhard: Die Halben 786
Max, Hero: Oktobertag 51
Nagel, Vally: Eine Stunde des Lebens 211
Otto-Fulda, Ellen: Das Unbekannte 781
Sänger, Fritz: Das Leben 55
Schneider-Weckerling, Meta: Evchen 49
Westheim, Paul: Neue Unberührtheit 503

Digitized by Google

Aufsätze

Seite

Bekker, Paul: Felix Mendelssohn-Bartholdy 733
„ „ Neue Bücher 742
„ „ Das heitere Theater 858
Bieſter, Auguſt: Spinnſtubenlieder 740
Böckel, Dr. Otto: Volksſage und Volksgemüt 132
Borkenhagen, H.: Vom Storchenmärchen 830
Brunnemann, Anna: Schwedens größte Dichterin (Selma Lagerlöf) 398
„ „ Stephan Zweigs Trauerſpiel „Therſites“ 603
Capellen, Georg: Exotiſche Muſik 885
Corbach, Otto: Das arme Reich und das reiche Volk 52
Damaſchke, Adolf: Aus der Blütezeit der Bureaukratie 506
Diers, Marie: Frauenmeinung über Frauenleben 217
„ „ Willkür und Sachlichkeit 654
„ „ Ein feines Märchenbuch 716
Dobsky, Arthur: Einem vergeſſenen Dichter (H. K. Neumann) 273
Dy: Die neue Erlöſerkirche in Stuttgart 729
E., M.: Maſſenkultur 479
Enders, Dr. Karl: Düſſeldorfer Goethefeſtſpiele 170
Engel, Eduard: Das deutſche Drama der Gegenwart 123
F., P.: An die deutſchen Eltern und Erzieher 91
Fahrenkrog, Ludwig: Vom Gottſuchen der Völker 346
Francé, R.: Pflanzenpſychologie 646
Fräßle, Ernſt M. W.: Renaiſſancemenſchen 143
Fried, Alfred H.: Die hechtgraue Uniform 225
Geiger, Albert: Ein deutſches Luſtſpiel (Emil Gött, „Die Mauſerung“). 314
Gieſe, Fritz: Ihr klugen Frauen! 57
Grimmhagen: Katholiſches „An Jung Siegfried“ 676
Gros, Erwin: Weihnachten 321
„ „ Chriſtentum und Kirche 354
Grotthuß, J. E. Frhr. v.: 1898—1908 1
„ „ „ „ „ Michels Erwachen 323

Gr.: Orthodoxie 73
„ Parteien 75
„ Tolſtoi über den Tod 76
„ Der friedliche Bebel 77
„ Ein Hund 77
„ Körperkultur der Frauen . . . 78
„ Vergeudung unſerer Jugend . . 79
„ Vornehmer Ton 80
„ Todesſtrafe 83
„ Der entlaſſene Bismarck 86
„ Goethe-Banauſen 141
„ Im Kinderhauſe 227
„ Ehe und Geſetzgebung 229
„ Perſönliches vom Bulgarenkönig 231
„ Geiſteskranke Verbrecher 232
„ Approbierte Kunſt 234

Gr.: Lourdes 236
„ Ein Unverbeſſerlicher 359
„ Der Mann von heute 363
„ Kommilitonen beiderlei Geſchlechts 365
„ Vom Berlinertum 365
„ Im Morphiumrauſch 367
„ Kritiker 403
„ Monarchendämmerung 457
„ Darf man ſich da noch wundern? 460
„ Meinungsfabriken 464
„ Gut deutſch! 465
„ Deutſchland 512
„ Mehr Humor 516
„ Die Schickſale einer Adreſſe . . 518
„ Preßlakaien 519
„ Was iſt die Börſe? 521

Digitized by Google

Seite

Gr.: Prager Abschreckungsbilder . . . 522
„ Reichsregentschaft 594
„ Politische Sentimentalität . . . 597
„ Muß es kommen? 598
„ Auch ein Kaiser 658
„ Aus der Stadt des Schreckens . 659
„ Ein Rückblick 662
„ Ein Vortrag Hardens 663
„ Was wir v. d. Engländern wissen müssen 666
„ Haeckels „Fälschungen" 668
„ Kriegskosten 670
„ Hundekultus 671
Gr.: Das wehrlose Prinzen-Baby . . 759
„ Fürstenbesuche in Berlin . . . 801
„ Hohenzollernsprossen linker Hand 804
„ Goldene Steuerzeiten 805
„ Gottes Absichten 807
„ Unter hohem Protektorat . . . 810
„ O junge Mädchenherrlichkeit . . 811
„ Bettler 812
„ Parlamentsmusikanten 813
„ Geschwindigkeitsmaße 814
„ Ein freundliches Wort 815
„ Eine neue medizinische Wohltat 815
„ Erlebte oder erlernte Religion . 816
„ Das Geheimnis des Einzigwahren 758
Grund, Otto: An Meister Rosegger 369
Gulgowski, J.: Storch, Kinderstube, Schule 778
Gurlitt, L.: Haeckels angebliche Fälschungen 817
Heman, F.: Friedrich Paulsen 70
Heyck, Ed.: Die monarchische Gesinnung 617
Hoffmann-Fallersleben, H. J. d. J.: Studienfahrten im Ammerland und der Friesischen Wehde 33
Hoffmann-Fallersleben, F.: Karl Buchholz 573
Hübner, R.: Vom Liede und seiner Mission 161
J., A.: An die deutschen Eltern und Erzieher 244
Istel, Dr. Edgar: Münchner Künstlertheater und Wagnerfestspiele 313
Jacob, Leonhard: Das Sterben der Kinder 205
Katholischer Landgeistlicher: Noch einmal das Problem des Grabens . 823
Klaiber, Dr. Theodor: Die deutsche Memoirenliteratur 849
Kloß, Erich: Hans von Wolzogen 278
Knauer, Dr. Friedrich: Die neuere Strahlenforschung und Becquerels Anteil daran 221
Koch, Max: Der neue Schillerpreis 561
Kötschke, H.: Die Schäden des Polizeipatriotismus 761
Krauß, Rudolf: Das hohe Lied 566
„ „ Drei Österreicher (Willomitzer— David — Milow) 710
Kr., R.: Stuttgarter Hoftheater 606. 758
Lemmerz, H.: Über Stiftungen 526
Lienhard, Friedrich: Von Fanny bis Elektra 392
„ „ Vom Storchenmärchen 820
„ „ Nachwort zur Wartburgtrilogie 856
Loeper-Housselle, M.: Zum Kapitel „Storch" 673
Lomer, Dr. Georg: Phantasien? 87
Lux, Joseph Aug.: Schenkerbrevier 461
„ „ „ Ingenieurkunst, Architektur und Landschaft 722
„ „ „ Die Kunst der Konversation 750
Neye, K.: Literarischer Vandalismus 168
Otto-Fulda, Ellen: Das Unbekannte 781
Petersdorff, H. v.: Alexander Herzens Erinnerungen 791
Pilati, Graf v.: Der Schutz der Bergleute 783
Plattensteiner, Dr. Rich.: Ein österreich. Volksdichter (Franz Stelzhamer) . . 227

Digitized by Google

Seite

Poppenberg, Dr. Felix: Berliner Theater. Gersdorf „Terakoya" (Die Dorfschule) 311
" " " Das Märkische Museum 316
" " " Frecksa: Ninon del' Enclos — Vollmöller: Deutscher Graf 466
" " " Nestroy: Revolution in Krähwinkel — Thoma: Moral — Hardt: Tantris der Narr — Schönherr: Erde — Shaw: Arzt am Scheidewege 601
" " " Künstlerische Namenskarten 609
" " " Litauische Hausindustrie 611
" " " Neues von Bruno Paul 607
" " " Wied: Thummelumsen — Schmidtbonn: Graf v. Gleichen 755
" " " Berliner Chronik des Kunstgewerbes . . . . . .
" " " Berliner Theaterchronik (Joh. Raff: Der letzte Streich der Königin v. Navarra — Sophus Michaelis: Revolutionshochzeit — Karl v. Levetzow: Der Bogen des Philoktet) 895
Reinke, J.: Was ist Monismus? 64
" " Charles Darwin 636
Rosen, Kathinka, v.: Der Kampf gegen den Storch 93. 821
S.: Uniform und militärischer Geist 675
Schlipper, August: Jesus und die soziale Frage 5
Schwellenbach, Robert: Die Aussicht jenseits des Grabens 374
Seidl, Otto: Schwester Helvetia 527
Siebert, Dr. Otto: Rudolf Eucken über die Wahrheit der Religion 649
Siegfried, Jung: Katholisches: Hier sind die Beweise 371
Stauff, Ph.: Parteien und Männer 643

Stork, Karl: Albrecht v. Haller . . 135
" " Zum Gedächtnis 146. 302
" " Franz Hoffmann-Fallersleben 149
" " Musik u. höhere Schule 151
" " Verpestung des öffentl. Empfindens 165
" " Backfisch-Literatur . . 166
" " 9. nationale Kunstausstellung der Schweiz . . 172
" " Fremdländerei im Opernwesen 174
" " Notizbuch 174. 318. 470. 613
" " Theaterkritiker oder -nörgler 269
" " Neue Bücher . . 280. 890
" " Belgische Kunst in Berlin 282
" " Kinderkunst 288
" " Zu unseren Abbildungen 291
" " Musik als Grundkraft deutscher Kunstkultur 292. 446
" " Schädigung der deutschen Kunst 305
" " Nacktkultur 308

Stork, Karl: Victorien Sardou . . 401
" " Der Schrecken d. Völker 404
" " Klassiker, Sammelausgaben usw. . . . 408. 719
" " Bücherlisten vom Weihnachtsmarkt 417
" " Matthias Grünewald 421
" " Böcklin im Hause . . 428
" " Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst . . 430
" " Bilder und Bildwerke 434
" " Kunstgeschichtl. Bücher 437
" " Teubners Modellierbogen 444
" " Ein deutsches Weihnachtsbuch 445
" " Selbstanzeige 456
" " Kunstgeschichtl. Handbücher 578
" " Caruso 468
" " Kalender 569
" " Stoff u. Musikdrama 581
" " Balalaika 589
" " Nicht mißbrauchen! . 600

Digitized by Google

Seite

Storck, Karl: Eine komische Oper (L. Blech) 611
„ „ Ernst v. Wildenbruch . 702
„ „ Künstlerische Konfirmationsscheine 731
„ „ Märchen- und Alkoholgefahr 717
„ „ Carlo Böcklin 731
„ „ Klingers Brahmsdenkmal 874
Storck, Karl: Ein Satirspiel . . . 743
„ „ Ein Soldatenliederbuch 745
„ „ Nationalarchitektur . . 748
„ „ Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession 752
„ „ Photographisches . . 875
„ „ Das heitere Theater . 858
Sydow, Dr. Georg: Der soziale Gedanke im 20. Jahrhundert 177
„ „ Die Reichsfinanzreform 787
Vielrogge, Günter v.: Vom modernen Königstum 304
„ „ „ Louis Schneiders Hofbericht 592
Weber-Darmstadt: Unsere Volksbibliotheken und Bücherhallen als Bildungsstätten 376
Weitbrecht, Richard: Eine neue Schillerbiographie 713
Wermann, S.: Shakespeare und die Religion 266
Wolf-Friedberg, Johanna: Karlsruher Hoftheater 604
Wolzogen, Hans v.: Neujahr 475

Besprochene Schriften

Altenberg, Peter: Auswahl aus meinen Büchern 416
Altendorf, Otto: Sophokles Antigone 720
Arndts ausgewählte Werke 408
Arnold, Rob. F.: Das moderne Drama 420
Auerbach, Berth.: Eine Biographie 420
Aurbachers, Ludwig: Abenteuer der sieben Schwaben 289
Bab, Julius: Das Blut 607
Bac, Ferdinand: Vieille Allemagne 512
Baedeker, G. D.: Mendelssohns Briefwechsel mit Karl Klingemann 890
Bagel, A.: Die Wandrer 416
Balzac, Honoré de: Werke 415. 417
Bansai 88
Bartels, Ad.: Jeremias Gotthelfs Werke — Otto Ludwigs Werke 409
Bartsch, Rud. Hans: Zwölf aus Steiermark 860
Baudelaires Werke 418
Baumgarten, Pohland, Wagner: Hellenische Kultur 438
Beck, Sigfried: Rübezahl 289
Berger, Karl: Schiller-Biographie 420. 713
Bernhard, Jos.: Ars Sacra 436
Bernoulli, K. A.: Franz Overbeck u. F. Nietzsche — Nietzsches Briefe an Peter Gast 420
Bernus, A. v.: Annette v. Droste-Hülshoffs Gedichte 719
Berstl, Julius: Jakob Julius Davids Erzählungen 710
Bettelheim, A.: Auerbachs Biographie 420
Bierbaum, Otto Julius: Goethe-Kalender 571
Biermann, Dr. Georg: Stätten der Kultur 443
Blech, Leo: Versiegelt — Das war ich 611
Bode, Wilhelm: Amalie, Herzogin v. Weimar 420
Boehn, M. von: Die Mode 444

Digitized by Google

Seite
Boelitz, Martin: Nisters illustrierte Jugend- und Volksschriften 721
Bopp, Arnold: Schweizer Heim-Kalender 570
Börner, J. A.: Frenzels „Vor Sonnenuntergang“ 436
Bornhak, F.: Aus Alt-Weimar 420
Brahn, Max: Schopenhauers Werke. 3. Band 412
Brandenburg, Hans: Der heilige Krieg 414
Cervantes' Werke 417
Chamissos Werke 410
Christliche Kunst 430
Christlicher Soldatenbund: 100 Lieder für deutsche Soldaten 745
Cohn, Wilh.: Stilanalysen als Einführung in die japanische Malerei 441
Consbruch, Dr. M. und Prof. Klinckfieck: Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts 416
Consentius, Ernst: Alt-Berlin 443
Corinth, Louis: Sein Schaffen 435
Dähnhardt, Oskar: Schwänke aus aller Welt 418
„ „ Naturgeschichtliche Volksmärchen 721
Damaschke, A.: Geschichte der Nationalökonomie 506
Dantes poetische Werke (hrsg. v. Zoozmann) 419
Debogory-Mokriewitsch: Erinnerungen eines Nihilisten 419
Deibel, Franz: Goethes Gespräche mit Eckermann 719
Deutsches Bilderbuch 288
„ Malbuch 290
Diederichs, Eugen: Ausgewählte Werke von Stendhal (Henry Beyle) 418
Diers, Marie: Die sieben Sorgen des Doktor Joost 861
Diez, Julius: Dornröschen 288
Dill, Lisbeth: Eine von zu vielen 220
Dorner: Die Entstehung der christlichen Glaubenslehren 357
Dresdener Jugendschriften-Ausschuß: Schildbürger — Münchhausen 721
Drews, Arthur: Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter 64
Droste-Hülshoff, Annette: Gedichte 719
Eckermann, Joh. P.: Gespräche mit Goethe 411. 719
Eichendorff, Frhr. Jos. v.: Sämtliche Werke 720
Ernst, Paul: Rübezahl 414
„ Otto: Tartüff, der Patriot 758
Fahrenkrog, L.: Heiliger Frühling 435
Falke, Gustav: Drei gute Kameraden 290
„ „ Hamburg 443
Ferdinands, Karl: Pfahlburg — Normannensturm 290
Fidus, Pastor: Feuerbestattung und Neues Testament 359
Fieldings Geschichte d. großen Jonathan Wild — Briefe d. Fräuleins Ninon de Lanclos 418
Fischer, H. W.: Deutsche Hochzeitsgedichte 418
Fischer & Franke, Verlag: Kunstblätter 436
Flake, Otto: Straßburg und das Elsaß 443
Flaubert, Gustave: Gesammelte Werke 418
Fränkel, Heinrich: Wolffs poetischer Hausschatz 415
Freckfa: Ninon de l'Enclos 466
Frenzel, Oskar: Vor Sonnenuntergang 436
Freytag, Gustav: Seine Biographie 420
Friedel, Egon: Aussprüche Hebbels 415

Digitized by Google

Seite
Friedländer, Max J.: Matthias Grünewald 423
Gerhardt, Paul: Seine Lieder 435
Geiger, Ludwig: Goethe und die Seinen 420
„ Albert: Das Weib des Uria 604
Geißler, Max: Der Douglas 290
Gersdorf, Wolfgang v.: Terakoya (Die Dorfschule) 312
Ginzkey, Franz Karl: Jakobus und die Frauen 861
Gnauck-Kühne, Elisabeth: Goldne Früchte aus Märchenland 716
Goethe . . . . . 411—420. 719
Goldbeck, Eduard: Briefe an den deutschen Kronprinzen 457
Gött, Emil: Verbotene Früchte — Edelwild — Die Mauserung 314
Gotthelf, Jeremias: Werke 409
Grabbe, Chr. Dietr.: Werke (hrsg. v. O. Nieten) 409
Grävenitz, G. von: Goethes italienische Reise 719
Grimms Sagen 414
Grimmelshausen: Abenteuerlicher Simplizissimus 719
Gronow, Captain: Aus der großen Welt 419
Grotjahn, Alfred: Luthers Werke 415
Guijot, O. J.: Nachwort zum Fall Korell 358
Hähnel, Albert: Heinr. Laubes Werke 409
Hamann, Richard: Impressionismus in Leben und Kunst 439
Händcke, Prof. Dr. B.: Kunstanalysen 437
Hardt, Ernst: Tantris der Narr 561. 601
Harmonieverlag: Harmonie-Kalender 571
Harnack, Otto: Faust-Ausgabe 411
Hartlebens ausgewählte Werke (Heitleben) 416
Hartung, Ernst: Über allen Gipfeln 414
Haupt, Paul: Biblische Liebeslieder 417
Hebbel: Werke 411. 414. 415. 719
Hecker, Max: Goethes Sprüche in Reimen 413
Hellinghaus, Prof. Dr. Otto: Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus 411
Helmolt, Hans: Briefe der Herzogin Elisabeth Charl. v. Orleans 420
Herrmann: Der Verkehr des Christen mit Gott 356
Hesse, Verlag: Meisterwerke der deutschen Bühne 410
Hirschberg, Emmy: Leonardo da Vincis Biographie 441
Hoff, Marie: Drei Jahre im Weiberzuchthaus 220
Hofmannsthal, H. von: Elektra 397
Holland und Josenhans: Natur und Kunst 571
Homers Ilias 417
Horn, Karl: Deutsche Balladen 720
Hörschelmann, E. von: Rosalba Carriera 442
Houben, Heinr. Hub.: Gutzkow — Eckermann — Laube . . . . . 409—411
Ideler, Lucie: Was ist der Frau nicht erlaubt, wenn sie liebt? 218
Inselverlag: Almanach 572
Jansen: Die Stellung der evangelischen Kirche zur Feuerbestattung 359
Jansen, Alfred: Jahrbuch 572
Jüttner, Franz: Schneewittchen 288
Kahlenberg, Hans von: Der liebe Gott 220
Kamp, Dr. H.: Unser Nibelungenlied 416

Digitized by Google

Seite
Kanteleit, A.: Unsere Lieblinge in Haus und Schule 656
Kappstein, Karl: Gute Bekannte aus dem Tierreich 289
Katharina II.: Erinnerungen 419
Keller, Albrecht: Hans Sachs' ausgewählte Werke. Grillparzer: Selbstbiographie 720
„ Ernst: Memoiren des Frhrn. Ludw. von Wolzogen 720
Key, Ellen: Lebensglaube 354
Kießling, W.: Der Arbeiter und die Kirche 355
Klaiber, Pauline: Nordische Volks- und Hausmärchen 418
Klammer: Rimbauds Gesamtdichtung 418
Klein, Rudolf: Kunst der Gegenwart 435
Kleist, H. v.: Werke — Erzählungen 413
Klob, K. M.: Schubarts Biographie 420
Klossowski, Erich: Honoré Daumier 442
Knapp, W.: Photographischer Abreißkalender 571
Kneist, Gustav: Sage und Lied in den Ländern am Rhein 416
Koch, David: Künstlerische Konfirmationsscheine 731
„ „ Theodor Schütz 442
König, Eberhard: Von Hellas Rocken — Ums heilige Grab 289
Körners Werke (Inselverlag) 412
Kotzde, Wilh.: Mainzer Volks- und Jugendbücher — Der Tag von Rathenow — Im Schillschen Zug 290
Krapotkin, Peter: Memoiren eines Revolutionärs 419
Kraus, Franz Xaver: Geschichte der christlichen Kunst 438
Krauß, Rudolf: Stuttgarter Hoftheater 420
Kretschmer, Edmund: Werke 303
Krüger-Westend, Herm.: Goethes Sprüche in Prosa 413
Kühnemann, Eugen: Schiller 420
Kulemann, W.: Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit — Zur Lehrfreiheit auf protestantischen Kanzeln 358
Kummer, Friedr.: Literaturgeschichte 398
Kunst der Gegenwart 435
Kunz, Fritz: Frau Holle 289
Kurth, Dr. Jul.: Utamaro 441
Kutter, Hermann: Wir Pfarrer 358
Lagerlöf, Selma: Werke 400
Laie, Ein: Die Zukunft des Protestantismus 354
Laßwitz, K.: Auf zwei Planeten 90
Laube, Heinr.: Werke — Meisterdramen 409
Laukhard, F. Ch.: Seine Lebensgeschichte 414
Leffler, H. u. J. Urban: Marienkind 288
Lehmann-Schiller, F. W. Paul: Homers Ilias 417
Lesage: Gil Blas 417
Lessing, Theodor: Madonna Sixtina 441
Levetzow, Karl v.: Der Bogen des Philoktet 897
Liebermann, Ernst: Froschkönig, Kindersang, Heimatklang 289
Liman, Paul: Bismarck 86
Lindau, Hans: Gustav Freytags Biographie 420
Loeschcr, Fritz: Leitfaden der Landschaftsphotographie 875
Ludwig, Otto: Werke 409

Digitized by Google

Seite
Luthers Werke 415
Lutz, Robert, Verlag: Memoirenbibliothek 419
Lux, Jos. Aug.: Das künstlerische Stadtbild Wiens — Geschmack im Alltag 443
Mach, Frank: Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft 354
Manz, Fr.: Der moderne Mensch und das Christentum 354
Matthies, F.-Masuren: Die photographische Kunst 876
Maurice, Pierre: Misé Brun 606
May, Karl: Werke 472
Mazel, Anton: Künstlerische Gebirgsphotographie 876
Meier-Graefe, Julius: Die großen Engländer 440
Meinhold, Wilhelm: Die Bernsteinhexe 414
Meißner, A.: Altrömisches Kulturleben 438
Meisterwerke der deutschen Bühne 410
Menander: Komödien 417
Mendelssohns Briefwechsel mit K. Klingemann 890
Mentzel, Elisabeth: Frau Rat Goethe 420
Merker, Paul: Sagen aus der Sammlung der Brüder Grimm 414
Merseburger, G.: Leipziger Kalender 570
Michaelis, Adolf: Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen 438
„ Sophus: Revolutionshochzeit 896
Milow, Stephan: Auswahl seiner Gedichte 711
Moll, Dr. Albert: Das Sexualleben des Kindes 657
Mulert, H.: Schleiermachers Harmonie 357
Müller-Brauel, Hans: Der Heidjer 569
Münsterberg, Dr. Oskar: Japanische Kunstgeschichte. — Japanische Kunst . . . 440
Münzer, A.: Aschenputtel 288
Nestroy: Die Revolution in Krähwinkel 601
Neumann, Wilh.: Riga, Reval 443
Neumann, Herm. Kunibert: Seine Werke 273
Öttingen, Wolfgang: Berlin 443
Otto, Hans: Don Juans letztes Abenteuer 898
Pasquier, E. D.: Napoleons Glück und Ende 419
Paul, Jean: Werke 410
Paulsen, Friedr.: Werke 71
Penzig, Rudolf: Ohne Kirche, eine Lebensführung auf eignem Wege 354
Petersen, Eugen: Athen 443
Pfannkuche, Dr. A.: Gegen den Religionsschutz durch das Strafgesetz 359
Plate: Ultramontane Weltanschauung 68
Platzhoff-Lejeune, E.: Religion gegen Theologie und Kirche 354
Pniower, Otto: Goethes Torquato Tasso 719
Polko, Elise: Dichtergrüße 721
Popp, M.: Jules Vernes Biographie 420
Raff, Johannes: Der letzte Streich der Königin von Navarra 895
Ranke, Fr.: Des Knaben Wunderhorn 414
Rauch, Dr. Chr.: Hessen-Kunst 570
Raunau, Rosa: Was keusche Herzen nicht entbehren können 219
Reinhard, Dr. Robert: Joseph Willomitzers Humoresken 710
Reuter, Fritz: Ut mine Festungstid (hrsg. v. Hinstorff) 720
Rimbaud, Arthur: Gesamtdichtung 418

Digitized by Google

Seite
Robert, Karl: Menanders Komödien 417
Römer, Ch.: Christus und die Zukunft unserer Landeskirche 354
Rooses, Max: Meister der Malerei 439
Rosenkranz, Palle: Wenn's brennt 898
Rothbarth, Fr.: Kulturhistorische Liebhaberbibliothek 418
Rothe, Rechtsanwalt: Gegen den Gotteslästerungsparagraphen 359
Rüttgers, Severin: Geschichte von den Lachstälern 416
Sachs, Hans: Ausgewählte Werke 720
Sauer, Jos.: Geschichte der christlichen Kunst 438
Schäfer, Rudolf: P. Gerhardts Lieder 435
Schell: Gott und Geist. Grundfragen 375
Schellenberg: Alt-Nassauischer Kalender 570
Scherr, Johannes: Blücher. Seine Zeit und sein Leben 410
Schiller: Werke 410. 412
Schlecht, Jos.: Kalender bayrischer und schwäbischer Kunst 432
Schmid, H. Alfr.: M. Grünewald 425
„ Max: Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts 437
Schmidhammer, Arpad: Werke 288
Schmidtbonn: Der Graf von Gleichen — Mutter Landstraße 755
Schmitz, Hermann: Soest 443
Schnell, Karl: Bücher der deutschen Jugend 720
Schnitzler, Arthur: Der Weg ins Freie 869
Scholz, Joseph, Verlag: Deutsches Bilderbuch 288
„ Rich.: Hänsel und Gretel 288
Schönherr: Erde 602
Schopenhauer: Kleine Schriften 412
Schrödter, Hans: Hans im Glück 289
Schuster & Löffler: Brahms-Kalender 571
Seeliger, Ewald Gerhard: Der Schrecken der Völker 405
Seemann, E. A.: Meister der Farbe. — Die Galerien Europas. — Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts 434
„ „ „ Monographien über Kunststätten 442
„ „ „ Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts 437
Seestern 88
Seliger, Paul: Italienische und englische Liebesbriefe 420
Servaes, Franz: Giovanni Segantini 442
Shakespeares Werke 720
Shaw: Arzt am Scheidewege 602
Sohr, Paul: Ostpreußen-Almanach 570
Soltau, W.: Evangelischer Glaube und Bekenntnisglaube? 358
Sophokles: Antigone 720
Speckmann, Diedrich: Heidjers Heimkehr. — Heidehof Lohe 280
Spee, Friedrich: Trutznachtigall. — Lieder aus dem Güldnen Tugendbuch 414
Spemann, Fr.: Landeskirche und religiöse Freiheit 358
Spemann, W., Verlag: Kunst- und Alpenkalender 571
Sponholtz, Ad.: Der Schütting 569
Springer, Anton: Handbuch der Kunstgeschichte (neu bearb. von Springer) . . . 438
Steffen, Henrik: Was ich erlebte 419
Steinhausen, Wilh. u. Heinr.: Die Geschichte von der Geburt des Herrn . . . 445

Digitized by Google

Seite
Stelzhamer, Franz: Die Dorfschule. — Aus meiner Studienzeit 277
Stendhal (Henry Beyle): Ausgewählte Werke 418
Storck, Dr. Karl: Mozart 456
Sturmfels, Käthe: Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt? 218
Sudermann, Hermann: Das Hohe Lied 566
Suttner, B. v.: Memoiren 419
Teranus, V. E.: Hurra-Schreier 519
Teubner, B. G.: Modellierbogen 444
Thoma, Hans: Abc-Bilderbuch — Postkartenalbum 289
„ Ludwig: Moral 601
Velhagen & Klasings Monatshefte: Almanach 572
Veth, Jan: Rembrandt 442
Vischer, Friedr. Theod.: Faust 3. Teil 411
Volkmann, Artur: Waldemar von Wassielewski 442
Vollmöller, Deutscher Graf 467
Voltaire: Briefwechsel 420
Waetzold, Wilh.: Kunst des Porträts 439
Wasner, Georg: Fatum 281
Wegener, Hans: Das nächste Geschlecht 655
Weihnachtsklänge 289
Weinich, Alphons: Spees Trutznachtigall. — Lieder aus dem Güldnen Tugendbuch 414
Wells, H. G.: Die ersten Menschen im Mond 89
Wentscher, M.: Problem der Lehrfreiheit 358
Wereschajews, W.: Meine Erlebnisse im Russisch-Japanischen Krieg 419
Wied: Thummelumsen 755
Wildenbruch: Werke 705
Wille, J.: Deutsche Charakterköpfe 420
Willms-Wildermuth, Agnes: Friedr. Rückerts Biographie 420
Wolf, Heinr.: Schattenschnitte 436
Wolff, Ernst: Mendelssohn-Biographie 742
Wolzogen, Frhr. Ludwig v.: Memoiren 720
„ Hans von: Werke 278
„ „ „ Das Himmelreich in uns 475
Wörringer, Wilhelm: Lukas Cranachs Monographie 441
Wulffen, Dr. Erich: Gerhart Hauptmann 420
Zeitler, Julius, Verlag: Der Rosengarten der deutschen Liebeslieder 415
Zola, E.: Débâcle (Krieg von 1870/71) 418
Zweig, Stephan: Balzac 415
„ „ Artur Rimbauds Gesamtdichtung 418
„ „ Thersites 603

Offene Halle

Deutsche Eltern und Erzieher! . . 91. 244
Haeckels angebliche Fälschungen . . . 817
Helvetia, Schwester 527
Jenseits des Grabens 374. 823
Katholisches 676
Rosegger, An Meister 369
„Storch", Kapitel 93. 673. 820
Uniform und militärischer Geist . . . 675
Volksbibliotheken und Bücherhallen als Bildungsstätten 376
Wie der Kaiser getäuscht wurde . . . 241

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Seite

Das Recht der Lebenden. — Erdenreste, zu tragen peinlich. — Erziehung zur Roheit. — Sensationen und Suggestionen. — Die legitimen Herren. — Der tapfere Wähler und der renitente Bundesbruder. — Der Deutsche als Mitglied 95
„Sei ruhig, du Preuße!“ — Wie gespart wird. — Das „deutsche Gemüt“. — Die vergnügten Toten 247
Gerichtstage 378
Wie wir kämpfen. — Der Mut der Masse. — Die Signatur der Stunde. — Der Informationsfonds. — Soweit die deutsche Zunge klingt! 529
Deutsches, Allzudeutsches! — Fürst Bülow und seine Trabanten. — Das monarchische Problem. — Eine Bilanz. — Kaisers Geburtstag 678
Der „Schattenkönig“ und wir — Deutschösterreichische Trauer, reichsdeutsche Trauer! — Von „Hunden“, die „beißen“ — Deutsche Kultur? — Aus Moskau das Licht 827

Literatur

Bücherlisten vom Weihnachtsmarkt . . 417
Bücher, neue 280. 281. 890
Das deutsche Drama der Gegenwart . 123
Fanny bis Elektra, Von 392
Goethe-Banausen 141
Haller, Albrecht von 135
Hohe Lied, Das 566
Kalender 569
Klassiker, Sammelausgaben usw. 408. 719
Kritiker 403
Lagerlöf, S. 398
Märchenbuch (Gnauck-Kühne) 716
Märchen- und Alkoholgefahr 717
Memoirenliteratur 849
Neumann, Herm. Kunibert 273
Österreichischer Dichter 277
Sardou, Victorien 401
Schillerbiographie, Eine neue (Berger) 713
Schillerpreis, Der neue 561
Schrecken der Völker (E. Gerh. Seeliger) 404
Schwedens größte Dichterin 398
Shakespeare und die Religion 266
Stelzhamer, Franz 277
Theater, Das heitere 858
Theaterkritiker oder -nörgler 269
Volkssage und Volksgemüt 132
Wartburgtrilogie (Lienhard) 856
Wildenbruch, Ernst von 702
Wolzogen, Hans von 278

Bildende Kunst

Barlösius, Georg 146
Belgische Kunst-Ausstellung in Berlin 282
Bilder, Unsere 291
Bilder und Bilderwerke 434
Böcklin im Hause 428
„ Carlo 731
Bücher, kunstgeschichtliche . . . 437. 578
Buchholz, Karl 573
Christliche Kunst 430
Deutsches Weihnachtsbuch 445
Erlöserkirche, Die neue Stuttgarter . 729
Gedächtnis, Zum 146
Gesellschaft für christliche Kunst . . . 430
Grünewald, Matthias 421
Hoffmann-Fallersleben, Franz 149
Ingenieurkunst, Architektur und Landschaft 722
Kinderkunst 288
Klingers „Brahmsdenkmal“ 874
Künstlerische Konfirmationsscheine . . 731
Leistikow, Walter 147
Olbrich, Joseph 148
Photographisches 875
Renaissancemenschen 143
Steinhausen 445
Teubners Modellierbogen 444
Vom Klassizismus und seiner Überwindung 862

Digitized by Google

Musik

Seite

Balalaika 589
Bücher, neue 742
„Exotische Musik“ 885
Gedächtnis, zum 302
Kretschmer, Edmund 303
Lied, Seine Mission 161
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 733
Musik und höhere Schule 151
Musik als Grundkraft deutscher Kunstkultur 292. 446
Rimski-Korssakow 302
Sarasate 302
Selbstanzeige (Mozart) 456
Spinnstubenlieder 740
Stoff- und Musikdrama (Debussy „Pelleas und Melisande“) 581
Strauß' „Elektra“ 877

Auf der Warte

Backfisch-Literatur 166
Berliner Theaterchronik (vgl. Poppenberg unter „Aufsätze“) 311. 466. 601. 755
Caruso 468
Darf man sich da noch wundern? . . 460
Deutsches Lustspiel (Emil Gött) . . . 314
Düsseldorfer Goethe-Festspiele 170
Fremdländerei im Opernwesen . . . 174
Geheimnis des Einzigwahren 758
Gut deutsch 465
Karlsruher Hoftheater 604
Komische Oper, eine (Leo Blech) . . 611
Königtum, vom modernen 304
Konversation, die Kunst der 750
Kunstausstellung der Schweiz zu Basel 172
Kunstgewerbe, Berliner 899
Künstlerische Namenskarten 609
Litauische Hausindustrie 611
Literarischer Vandalismus 168
Märkisches Museum in Berlin 316
Meinungsfabriken 464
Monarchendämmerung? 457
Münchner Künstlertheater und Wagnerfestspiele 313
Muß es kommen? 598
Nacktkultur 308
Nationalarchitektur 748
Nicht mißbrauchen! 600
Notizbuch 174—176; 318—320; 470—472 613—616; 903—904
Paul, Bruno, Neues von ihm 607
Politische Sentimentalität 597
Prinzen-Baby, das wehrlose 759
Reichsregentschaft 594
Satirspiel (Roeren und Olga Desmond) 743
Schädigung der deutschen Kunst durch amtliche Bevormundung 305
Schenkerbrevier 461
Schneider, Louis: Hofbericht 592
Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession 752
Soldatenliederbuch 745
Stuttgarter Hoftheater . . 606. 758. 898
Verpestung des öffentlichen Empfindens 165
Zweig, Stephan: Thersites, Trauerspiel 603

Briefe

Auf den Beilagen.

Büchereingänge

Auf den Beilagen.

Kunstbeilagen, Photogravüren und Illustrationen

Heft 1: Griebnitzsee. Von Walter Leistikow. — Bilder aus Oldenburg. Von F. Hoffmann-Fallersleben. — Albrecht v. Haller. Von J. F. Bause. Nach einem Gemälde von S. Freudenberger. — Abendlied. Von G. Barlösius. — Ringkämpfer. Von J. Lambeaux.

Digitized by Google

Heft 2: Der Flößer Tod. Von Franz Lippisch. — Alter Galgen — Frauenkopf — Schildkrötenreiter — Am Main — Altes Parktor. Von Leo Kayser.
Heft 3: Der Isenheimer Altar: Das Engelkonzert und Maria mit dem Kinde — Christus am Kreuze — Der Schrein mit dem Bildwerk — Die Verkündigung — Die Auferstehung — Der heilige Antonius Der heilige Sebastian — Der heilige Antonius besucht den Einsiedler Paulus. — Die Versuchung des heiligen Antonius. Von Matthias Grünewald.
Heft 4: Verschneites Dorf bei aufgehendem Vollmond — Bildnis — Lindenallee im Park von Belvedere bei Weimar — Dorfstraße in Oberweimar (Mondaufgang) — Possendorf bei Weimar (Abendstimmung) — Partie aus dem Webicht bei Weimar — Aufkommendes Gewitter — Von Karl Buchholz.
Heft 5: Sommerlicher Garten — Cerberus — Über dem Nebel (Florentinische Landschaft). Von Carlo Böcklin. — Bildnis von Ernst v. Wildenbruch. Von Ed. Magnus. — Die Erlöserkirche in Stuttgart. Von Th. Fischer.
Heft 6: J. H. L. Meierotto — Henriette Herz — Christ. Martin Wieland — Friedrich Wilhelm II. — Die Trauer — Betende Frau — Selbstbildnis — Gräfin von Hochberg-Rohmstock — Salomon Veit — Karl Fasch — Die Weinsbergerin — Ein Chinese — Friedrich der Große. Von Joh. Gottfr. Schadow.

Notenbeilagen

Heft 1: Herbst! Sechs Lieder. Komp. von R. Hübner. 1. Herbstlied. Ged. von Fr. Hebbel. 2. Altes Volkslied. 3. Oktoberlied. Ged. von Th. Storm. 4. Meerrauschen. Ged. von J. Mackay. 5. Die stille Nacht. Ged. von R. Oehmel. 6. Altes Trinklied.
Heft 2: Abendlied aus ‚Blanscheflur‘, Ged. von Albert Geiger. Komp. von Klara Faißt. — Der Waldsee. Ged. von Leuthold. Komp. von G. Bubke.
Heft 3: Weihnacht. Stimmungsbilder für Klavier. Komp. von Bruno Schmidt. a. Advent, b. Heilige Nacht, c. Schlafe in himmlischer Ruh.
Heft 4: Frauenlieder. Komp. von Victor Hansmann. a. Mädchengebet. Ged. von Agnes Miegel. b. Frühlingsnacht. Ged. von Hedda Sauer. c. Weitab. Ged. von Helene Diesener.
Heft 5: Fuge. Von Felix Mendelssohn-Bartholdy.
Heft 6: Japan. Lied für Tenor oder Sopran mit Klavier von Georg Capellen. Japanischer Originaltext von Yakamochi (8. Jahrh. n. Chr.), übersetzt von Paul Enderling.

Digitized by Google

Digitized by Google

Griebnitzsee

Walter Leistikow

Digitized by Google

XI. Jahrg. Oktober 1908 Heft 1

1898—1908

Da stehen sie in Reih und Glied —: zwanzig Halbjahrsbände, zehn abgeschlossene Jahrgänge des „Türmers"! Aber keine gleichen Bände. Die ersten noch schlank und schmächtig, die nächsten schon stattlicher, und so fort bis zu den letzten, mit ihren gar mächtigen, fast doppelt so breiten Rücken.

Aber ohne jähe Sprünge; in stetigem, organischem Wachstum. Nicht von außen her: — von innen heraus. Auch beim „Türmer" war es „der Geist, der sich den Körper baut". Nicht daß Herausgeber und Verleger plötzlich übereingekommen wären: Nun wollen wir die Türmerhefte um so und so viel Bogen stärker machen und sie dann so gut wie möglich besetzen. — nein: die drängende Fülle des aus dem innersten Türmerprogramm herausquellenden Stoffes, die ihm von innen heraus zuwachsende Mannigfaltigkeit der Interessen sprengte die eng angepaßte Form, erzwang sich Zoll um Zoll die Erweiterung ihres Gehäuses. Nur mit zögerndem Bedacht ward diesem Drängen stattgegeben, bei jedem Bogen mehr, der Einlaß heischend an die Türmerpforte pochte, reiflich erwogen, ob nicht auch ohne ihn, durch Bewältigung des Stoffes in noch knapperer Form, noch kunstvollerer Darstellung, noch strengerer Sammlung das gleiche erreicht werden könnte. Wurde der Anklopfende dann doch eingelassen, — nun, so mußte es sein, so drang ein Bedürfen durch, das sich auf keine Weise zurückstellen ließ.

Digitized by Google

Digitized by Google

XI. Jahrg. Oktober 1908 Heft 1

1898—1908

Da stehen sie in Reih und Glied —: zwanzig Halbjahrsbände, zehn abgeschlossene Jahrgänge des „Türmers"! Aber keine gleichen Bände. Die ersten noch schlank und schmächtig, die nächsten schon stattlicher, und so fort bis zu den letzten, mit ihren gar mächtigen, fast doppelt so breiten Rücken.

Aber ohne jähe Sprünge; in stetigem, organischem Wachstum. Nicht von außen her: — von innen heraus. Auch beim „Türmer" war es „der Geist, der sich den Körper baut". Nicht daß Herausgeber und Verleger plötzlich übereingekommen wären: Nun *wollen* wir die Türmerhefte um so und so viel Bogen stärker machen und sie *dann* so gut wie möglich besetzen, — nein: die drängende Fülle des aus dem innersten Türmerprogramm herausquellenden Stoffes, die ihm von innen heraus zuwachsende Mannigfaltigkeit der Interessen *sprengte* die eng angepaßte Form, *erzwang* sich Zoll um Zoll die Erweiterung ihres Gehäuses. Nur mit zögerndem Bedacht ward diesem Drängen stattgegeben, bei jedem Bogen mehr, der Einlaß heischend an die Türmerpforte pochte, reiflich erwogen, ob nicht auch ohne ihn, durch Bewältigung des Stoffes in noch knapperer Form, noch kunstvollerer Darstellung, noch strengerer Sammlung das gleiche erreicht werden könnte. Wurde der Anklopfende dann doch eingelassen, — nun, so *mußte* es sein, so drang ein Bedürfen durch, das sich auf keine Weise zurückstellen ließ.

Digitized by Google

Aus dem Bedürfen heraus! Aus ihm ist der „Türmer“ Jahr für Jahr gewachsen, aus ihm ist er auch — geboren! Aber Gedanken, die dem Bedürfen einer Zeit Form geben sollen, — sind sie im letzten Grunde auch nie das ausschließliche Verdienst oder Eigentum einzelner, mehr vielleicht ein Niederschlag unendlich vieler zusammenwirkender Kräfte, — so müssen sie doch, um Gestalt und Leben zu gewinnen, sich der Vermittlung einzelner bedienen. Dem Herausgeber war es nun an seinem Teile vergönnt, einem solchen Bedürfen zu dienen, indem er mit seinen Verlegern den „Türmer“ ins Leben rufen und ihm — es sind nun zehn runde Jahre — seine beste Kraft widmen durfte. Warum aber erkannte er wohl, daß ein Verlangen nach einem solchen Organ, bewußt oder unbewußt, in den Herzen viele r lebte?

Die Frage erschöpfend zu beantworten, müßte ich hier ein ganzes Menschenleben mit all seinem Sturm und Drang, seinen Höhen und Tiefen schildern. Das sei ferne. Nur so viel: ich fand im ganzen deutschen Blätterwalde kein einziges, in dem ich das hätte aussprechen können, was mir am Herzen lag. Aber eben das, so fühlte ich, was mir auf dem Herzen lag, das lag vielen Tausenden anderer nicht minder auf dem Herzen, mußte ihnen auf dem Herzen liegen, weil nie und nimmer das große deutsche Volk dem Spottbilde gleichen konnte, das der „Spiegel“ eines maßgebenden Teils seiner „öffentlichen Meinung“ von ihm zurückwarf. Nie und nimmer ein Volk von lauter „Fertigen“ sein konnte, rettungslos in die Schablone jeweiliger Parteien, Kasten oder Schulen Gepreßten. Hinter diesen Bergen, sagte ich mir, leben auch noch Menschen; Menschen wie ich, die sich ihre Wahrheit suchen, nicht von andern zusammenleimen lassen; die Dinge mit eigenen Augen sehen wollen, nicht durch die Brille irgendeiner „gottgegebenen“ Überlieferung von gestern abend oder Konvention von heute morgen. Menschen, die aus den vielerlei dumpfen Herdenställen mit ihrer drangvollen Enge herausstreben und noch lange nicht vor jeder ins Freie führenden Tür kehrtmachen, bloß weil es irgendeinem großen Unbekannten beliebt hat, ein „Durchgang verboten!“ darüber zu kritzeln. Menschen, die vor allem — Mensche n sein wollen, Persönlichkeiten.

Gewiß, ich konnte mich in dem einen Blatte über das eine, in dem andern über das andere aussprechen. Aber was ich zuerst und zuletzt zu sagen hatte, das paßte so wenig etwa in die Richtung der „Kreuzzeitung“ als in die des „Vorwärts“ oder der „Freisinnigen Zeitung“. — Jede Partei vertritt berechtigte Interessen, aber nicht nur berechtigte. Parteien müssen sein, aber nicht, damit die eine oder andere ihr Programm restlos verwirklicht, sondern damit die Interessen, die hinter den verschiedenen Parteien stehen, eine ihrer Stärke entsprechende Vertretung finden und aus dem Widerstreit der verschiedenen Interessen ein Gleichgewicht hergestellt werde, das dem Durchschnitt am nächsten kommt. Für uns aber sind die Parteien noch immer mehr oder minder Selbstzweck, nicht, was sie allein uns sein sollten: notwendige Übel, Mittel zum Zweck, und auch das nur von Fall zu Fall....

So reifte der Plan zum „Türmer“. Aber was gehörte nicht alles dazu, ihn zur Tat, die Tat wiederum nicht zuschanden werden zu lassen? Wie viele guten

Digitized by Google

Geister mußten nicht um seine Wiege versammelt sein, um eine wirklich segensreiche Zukunft zu verbürgen! Wie wenig kann da der einzelne mit seinem noch so ehrlichen Wollen! Und — gelingt das Werk: — wieviel ist da dem Zusammenwirken aller beteiligten Kräfte zu danken!

Und hier — wahrlich nicht zuletzt: dem unbeirrten, unbeirrbaren Vertrauen der Leser zu ihrem Blatte! Wie der „Türmer" aus tiefem Bedürfen heraus geboren und gewachsen ist, so ist er auch zu einem Bedürfnis vieler Tausende der Besten in unserem Volke geworden, die in ihm nicht nur eines von den vielen bedruckten Zeitungspapieren sehen, sondern ihr Blatt, ihr ganz persönliches Blatt; nicht nur gewöhnliche Unterhaltung, platte Zerstreuung bei ihm suchen, sondern ehrliche und rückhaltlose Aussprache über alles, was in Gemüt und Geist nach Klarheit und Wahrheit ringt. Von der Arbeit und Mühsal des Tageskampfes bis hinauf zu den ewigen Rätselfragen des gestirnten Himmels, zu dem, „was die Welt im Innersten zusammenhält". Und das alles von Menschen zu Menschen, von Person zu Person, mit allen Möglichkeiten menschlichen Irrsals, aber auch mit jener Verheißung innerer „Erlösung", die Himmelsstimmen dem verkünden, der „immer strebend sich bemüht".

Daß der „Türmer" sich eins wissen durfte mit so vielen der Besten, das hat ihn immer wieder mit Zuversicht und Freudigkeit erfüllt, zu neuem Kampf, zu neuer Kunst gestählt. Und starrten ihm öfter Feindeslanzen entgegen, — ach, sie mochten ihn wenig schrecken, wenn nicht gar so tiefes Unverstehen, so abgründiges Verkennen und — Verkennenwollen im Spiele gewesen wäre. Aber dann kamen wohl freundliche, herzerquickende Zurufe aus dem Leser-, dem Freundeskreise: „Fahren Sie im ‚Türmer' in alter Weise fort, lassen Sie sich durch nichts beirren! Seien Sie dessen versichert, daß eine treue Lesergemeinde zu Ihnen steht und stehen wird. Denn unser Verhältnis zum ‚Türmer' steht auf ganz anderen Grundlagen und ist daher so ganz anders, als es sonst zwischen Redaktion und Leser zu sein pflegt."

Und solches Vertrauen — täuschen?!

Nie hätte sich's der „Türmer" erwerben können, wäre nicht unter andern guten Geistern auch der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit an seiner Wiege gestanden. Ohne daß sie's wußten, haben die Leser doch von Anfang an das sichere, ganz bestimmte Gefühl gehabt: hier wird reiner Wein geschenkt, wie er aus der Traube, aus den Brüsten der Mutter Natur quillt. Ohne geschäftlichen Einschlag, ohne — Zuckerzusatz. Er wird nicht „gestreckt" und er wird auch nicht „blank geputzt". Und wem er trübe scheint oder sauer schmeckt, der mag Zunge und Gaumen beim Weinkunsthändler letzen.

Es drängt mich, aus dankbarem Herzen das hier kurz, aber deutlich auszusprechen: ein Verhältnis, wie es zwischen dem Herausgeber und seinen Herren Verlegern nun schon ein volles Jahrzehnt besteht, wäre berechtigt, als vorbildlich in deutschen Landen zu gelten. Ward schon bei Begründung des „Türmers" von beiden Teilen in vollster Übereinstimmung jede Einwirkung geschäftlicher Rücksichten auf Leitung und Haltung der Zeitschrift ausgeschaltet, so hätte es dessen

Digitized by Google

nicht einmal bedurft. Denn nie ist auch nur der Versuch zu einer solchen Einwirkung gemacht worden. Auch nicht in Zeiten, wo ein frisches, fröhliches Kesseltreiben gegen den „Türmer“ unsichere Kantonisten, die jedenfalls was anderes bei ihm gesucht hatten, als er ihnen zu geben imstande und gewillt war, — das Hasenpanier ergreifen ließ. Hat der „Türmer“ darum seinen wasserdichten Mantel — schier zehen Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt! — nach dem Winde gehängt? Seinem Horne andere Weisen entlockt, als auf die es gestimmt war? Und siehe da, es ging auch so! Die Reihen haben sich längst wieder geschlossen, und mehr als das!

Manche wertvolle, ja seltene Kraft hat sich die Turmstiegen nicht verdrießen lassen, weil sie auf dieser Warte die beste, vielleicht die einzige Akustik erhoffte. Mancher seiner treuesten und ältesten Mitarbeiter hat so den Weg zum „Türmer“ gefunden. Und der schätzt ihn darum wahrlich nicht geringer! Dank ihnen allen, den treuen Kampf- und Arbeitsgenossen, in Schreibstube und Kontor, — wo immer sie wirken und weilen mögen!

Was soll ich noch weiter sagen? Nicht immer fließt der Mund des über, wes das Herz voll ist! — Für die, die den „Türmer“ noch nicht kennen sollten, vielleicht das:

Hält sich der „Türmer“ abseits vom leeren Geräusch und Geschwätz des Tages, vom eiteln Schaugepränge byzantinischen Kults, von „hochaktuellen“ Augenblicks-Sensationen, so fühlt er sich in innerster Seele *eins mit seinem Volke und Vaterlande*, soweit die deutsche Zunge klingt! Wo immer es um *deutsche Ehre* und *deutsche Werte* geht, wird man ihn auf der Wacht finden. Versagt er kühl den Götzen des Tages hochmütig geheischte Huldigung, reißt er üppig wucherndem Geschäftspatriotismus und Pharisäertum die gleißende Larve vom Gesicht, so senkt er in Ehrfurcht den Degen vor allem Hohen und Heiligen in Geschichte und Gegenwart, in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft. *Nichts* erwartet er von erträumten Umwälzungen, utopistischen Parteidogmen, agitatorischen Phrasen; *alles* von steter, stiller, *ehrlicher*, treuer *Arbeit*, einer gesunden *Entwicklung* auf geschichtlichem Grunde. Einseitige Klasseninteressen, nur durch Alter geheiligte Vorurteile finden im „Türmer“ *keinen* Vorkämpfer. Dem Ewig-Gestrigen stellt er das *Ewig-Werdende* gegenüber. „Zum Sehen geboren“, scheut er den Kampf nicht; „zum Schauen bestellt“, läßt er den sinnenden Blick gern auf der Menschheit Sternenhimmel, ihren ewigen Sehnsüchten und Rätselfragen weilen. Die Wissenschaften begleiten das Tagewerk, die schönen Künste verklären den Feierabend ...

Ist alles Menschliche auch dem Irrtum unterworfen —: ein Lump gibt mehr, als er hat!

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Digitized by Google

Jesus und die soziale Frage

Von

August Schlipper

Es entspricht ganz der gewaltigen religiösen Bedeutung, die man Jesus nicht nur in den Kreisen der Gläubigen, sondern auch in den Kreisen der Freidenker zuspricht, daß man von ihm nicht nur die Lösung der religiösen Probleme erwartet, die stets den Menschengeist in Aufregung und Spannung gehalten haben, daß man vielmehr auch eine Antwort auf jene Fragen von ihm erhofft hat, die in wirtschaftlicher und sozialer, wie überhaupt in kultureller Hinsicht durch die geschichtliche Entwicklung aufgeworfen werden. Auch unsere Zeit hat geglaubt, Jesus sei imstande, ihre wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu lösen. Und hat sich schließlich, im Tiefsten enttäuscht, wieder von ihm abgewandt. Das mußte so kommen, denn für die wirtschaftlichen und sozialen Probleme unserer Zeit wird man bei Jesus ein Programm stets vergeblich suchen und nie finden. Diese Behauptung mag für den überzeugten Anhänger des christlichen Gedankens viel Beunruhigendes in sich bergen; und doch soll der Nachweis versucht werden, daß unsere Behauptung richtig ist und inwiefern sie es ist.

Zunächst sei festgestellt, daß über die Stellung Jesu zum wirtschaftlichen und sozialen Problem keine einheitliche Auffassung herrscht, die widersprechendsten Anschauungen drängen sich uns vielmehr auf, jede mit dem Anspruch, als die allein richtige hingenommen zu werden. Man will Jesus mit aller Gewalt zum kommunistischen Schwärmer, zum sozialen Reformer stempeln und weist, um diese Behauptung zu rechtfertigen, auf die Aufforderung Jesu hin, auf allen Privatbesitz zu verzichten. Andere behaupten, die Bestrebungen Jesu seien darauf gerichtet gewesen, eine allgemeine wirtschaftliche Verelendung herbeizuführen und dann auf dieser Grundlage sein Reich aufzubauen. Und endlich hat man die Ansicht zu verbreiten gesucht, Jesus sei eine durchaus konservative Natur gewesen. Er habe die bestehenden Verhältnisse in keiner Weise angetastet. Jesus habe überhaupt mit der sozialen Frage nichts zu schaffen.

Digitized by Google

Wo liegt nun die Wahrheit? Es ist zunächst nicht wahr, daß Jesus ein soziales Programm aufgestellt hat; es ist aber ebenso falsch, zu behaupten, daß Jesus mit der sozialen Frage überhaupt nichts zu tun habe. Die Wahrheit liegt, wie in vielen Fällen, in der Mitte. Das wird klar werden, wenn wir uns die Stellung vergegenwärtigen, die Jesus dem Reichtum und der Armut gegenüber eingenommen hat.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß Jesus den Reichtum als eine Gefahr für das religiöse Leben des Menschen bezeichnet hat. „Wehe euch, ihr Reichen, ihr habt euren Trost dahin! Wehe euch, ihr Gesättigten, denn ihr werdet hungern!“ (Luk. 6, 24 f.) Will man diese Worte zutreffend würdigen, dann muß man den Sinn verstehen, den Jesus mit ihnen verbunden wissen will. Harnack hat diese Weherufe mit dem Hinweis darauf zu erklären versucht, daß zur Zeit Jesu ziemlich zerrüttete wirtschaftliche Verhältnisse in Palästina herrschten. Die höheren Klassen hätten sich um die Not des Volkes gar nicht oder sehr wenig gekümmert, eben diese Not sei das stehende Thema bei den Psalmisten und Propheten. Viel Geld sei dagegen für kultische Zwecke verschleudert worden, und so habe es viele Arme gegeben, die wegen ihrer Armut nicht zum Tempel aufschauen konnten, die aber mit Demut und Inbrunst zugleich aufblickten zu Gott. So habe sich oft wirtschaftliche Armut mit innerer Aufgeschlossenheit für das Reich Gottes gedeckt. Dem muß entgegengehalten werden, daß die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse doch nicht so trostloser Natur waren, wie Harnack es wahrscheinlich machen will. Es sei zunächst hingewiesen auf die unleugbaren sozialen Vorzüge und Segnungen des mosaischen Gesetzes, die zur Zeit Jesu noch keineswegs der Vergangenheit angehörten. Die Familien, denen die Jünger Jesu entstammten, erfreuten sich eines bescheidenen Wohlstandes. Hartherzig und geizig war nur der Priesteradel, die Sadduzäer. Bei den Pharisäern stand die Wohltätigkeit sehr in Blüte. Es wäre sehr verfehlt, das, was die Bergpredigt über das Almosengeben sagt, als Beweis für die Richtigkeit der Harnackschen Behauptung anzuführen; denn mit jenen Worten will Jesus nicht die Pflicht des Almosengebens einschärfen, sondern es nur gegen alle Äußerlichkeit sicherstellen. Es ist ebenso falsch, behaupten zu wollen, Armut und Empfänglichkeit für das Reich Gottes hätten sich gedeckt. Das trifft ja zu, daß die Pharisäer alle diejenigen selbstgerecht bemitleideten und verachteten, die die kultischen Anforderungen, von deren Erfüllung das Heil der Menschen abhängig geglaubt wurde, wegen ihrer materiellen Notlage nicht erfüllen konnten. Aber es kann doch auch nicht wieder abgestritten werden, daß Jesus gerade unter den reichen Zöllnern und Sündern seine größten Erfolge erzielte. In diesem Zusammenhang sei auch erinnert an Joseph von Arimathia und Nikodemus. Wir müssen also wohl für die Weherufe eine andere Erklärung suchen, als sie die Ausführungen Harnacks bieten. Im Sinne Jesu ist es kein Reichtum, wenn man Geld und Gut zu erwerben trachtet, um seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse damit zu befriedigen. Voraussetzung ist selbstverständlich, daß man sich mit seinen Bedürfnissen und Interessen in Schranken hält. Deren Umfang wird sich natürlich stets richten nach dem Milieu, dem man entstammt, nach der gesellschaftlichen Stufe, auf der man steht. Ein Normalstatut für leibliche und geistige Bedürfnisse gibt es

Digitized by Google

einfach nicht. Wie weit jeder einzelne hier gehen darf, bleibt vollständig seinem sittlichen Empfinden überlassen. Gerade in diesem Punkte zeigt es sich, wie verfehlt es ist, die sittlichen Forderungen zu sehr konkret zu gestalten, daß vielmehr das Hauptbestreben auf die Herstellung eines selbständig und zuverlässig funktionierenden ethischen Empfindens gerichtet sein muß. Einem Menschen, der die Auffassung Jesu über den Reichtum zu seiner eigenen gemacht hat, braucht man nicht in ängstlicher und engherziger Bevormundung zu sagen: Das darfst du verlangen, aber das schon nicht mehr. Er kann sich über diese Frage allein ein zutreffendes Urteil bilden. Ein Gütererwerb, der in dieser Weise die Befriedigung all unserer berechtigten Bedürfnisse zum Zweck hat, dient nicht dem Reichtum, sondern der Armut. Reichtum liegt erst dann vor, wenn Geld und Gut über alles vernünftige Bedürfnis hinaus angestrebt werden, und wenn infolgedessen eine Anhäufung von Gütern der toten Hand stattfindet. Tot ist die Hand, die nicht imstande ist, die erworbenen Güter im eigenen Interesse oder im Interesse des Nächsten nutzbringend zu verwerten. Das Streben nach diesem Gut der toten Hand ist Mammonismus, und diesen Mammonismus trifft das harte Urteil Jesu über den Reichtum mit voller Schärfe und mit vollem Recht. Die Grundanschauung ist diese: an und für sich hat der Besitz irdischer Güter keinen Wert, er wird erst wertvoll in dem Augenblick, in dem er dazu dient, in uns selbst und in anderen die gottebenbildliche Persönlichkeit zu entwickeln und zu entfalten, zur Blüte und zur Reife zu bringen.

Wie läßt sich am besten die Stellung Jesu zur Armut präzisieren? Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß man Jesus die Tendenz untergeschoben hat, eine allgemeine Verelendung herbeizuführen als Unterbau und Grundlage für das zu errichtende Reich Gottes. Das ist zu Unrecht geschehen, denn Jesus hat nach nichts weniger getrachtet, als danach, das menschliche Elend zu konservieren. Mit Recht hat man hervorgehoben, daß Jesus Elend Elend und Armut Armut genannt habe. Er ist wirklich frei gewesen von aller religiösen Sentimentalität, die sich dem Elend und der Armut gegenüber nur mit der Mahnung zur Demut und zur Ergebung in Gottes Willen zu helfen weiß. Er war gewiß nicht unempfindlich gegen die leibliche und geistige Not seines Volkes. Die Evangelisten weisen oft genug darauf hin. Und doch haben wir aus seinem Munde nie jene Klagen über die Schlechtigkeit der Welt vernommen, mit denen der Durchschnittsmensch darzutun sucht, daß er Verständnis und Gefühl hat für die Not seiner Zeit und seines Volkes. Jesus war eine kraftvolle, ja herbe Natur und nie sentimental. Wenn nun auch die Absicht Jesu keineswegs auf die Erhaltung und Verbreitung des menschlichen Elendes und der menschlichen Not gerichtet war, so läßt sich doch nicht abstreiten, daß er die Forderung geltend gemacht hat, Haus und Hof, Weib und Kind zu verlassen, um der von ihm vertretenen Sache, um des Reiches Gottes willen. Aber er hat diese Forderung nie als prinzipielle Forderung geltend gemacht, er hat sie stets nur an einzelne gerichtet. Jesus war lebensklug genug, um einzusehen, daß sich diese Forderung als prinzipielle Forderung überhaupt gar nicht durchführen ließ. Schon Buddha hat darauf hingewiesen, daß die freiwillige Armut von allen ohne Ausnahme verlangt werden könne, daß deren Übernahme von einzelnen nur möglich sei innerhalb einer Bevölkerung, die Besitz und Arbeit

Digitized by Google

pflege. Und wenn einzelne dieser Aufforderung Folge geleistet haben, dann darf das nicht als Form einer besonderen Vollkommenheit angesehen werden. Es ist in sittlicher Hinsicht vollständig irrelevant, ob man auf die äußeren Güter verzichtet, oder aber ob man sie beibehält. Erst in dem Augenblick erhält der Verzicht auf die Güter sittliche Bedeutung und sittlichen Wert, in dem er der äußere Ausdruck für die innere Loslösung wird. Diese innere Loslösung wird nun bis zu einem gewissen Grade durch die äußere Loslösung erleichtert, aber, und darauf muß immer wieder hingewiesen werden, sie wird nicht durch diese verbürgt. Der zutreffendste Beweis hierfür ist Judas. Trotz allen äußeren Verzichtes hat er sich nicht zur inneren Freiheit gegenüber den Gütern dieser Welt durchgerungen. Darum ist er schließlich gescheitert. Wir haben eben hervorgehoben, daß Jesus dem Elend und der Armut nicht mit sentimentaler Befangenheit, aber auch nicht mit Gleichgültigkeit gegenübergestanden hat. Jesus hat wirklich das brennendste Verlangen gehabt, daß der Segenswunsch, den nach dem Bericht des Evangelisten Lukas in der Weihnacht selige Geister über Bethlehems Fluren den staunend emporlauschenden Hirten verkündeten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen", auch in seinem zweiten Teil immer mehr zur beglückenden Wirklichkeit werde; und das führt uns zum Letzten, was wir über Jesus und die soziale Frage zu sagen haben.

Solange die Erde besteht und die Staubgeborenen mit der leiblichen und geistigen Not zu kämpfen haben, die als Folge und Fluch einer uralten rätselhaften Schuld auf dem menschlichen Leben wuchtet und lastet, ist nie eine zündendere soziale Botschaft verkündet worden als die Lehre Jesu. Zunächst sei darauf aufmerksam gemacht, daß Jesus bei der Vorherverkündigung des letzten Gerichtes unzweideutig gesagt hat: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." Die praktische Nächstenliebe entscheidet also über den Wert oder Unwert des Menschen. Ob wir im Dienste des Nächsten tätig gewesen sind oder nicht, davon hängt das ewige Heil oder die ewige Verdammnis ab. Das ist die Anschauung Jesu. „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist." Kann es nun wohl eine zündendere soziale Botschaft geben als diejenige, die von der Arbeit im Dienste des Nächsten und zum Heil des Nächsten den Wert des Menschen und sein ewiges Schicksal abhängig macht? Auf etwas anderes sei noch hingewiesen. Als einst die Pharisäer versuchten, Jesus durch die Frage in Verlegenheit zu setzen: „Welches ist das größte und erste Gebot?" antwortete er: „Du sollst Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften. Dieses ist das erste und größte Gebot. Das andere aber kommt ihm gleich: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Damit hat Jesus das Grundgebot aller Sittlichkeit mit dem Grundgebot aller Religion in eins gesetzt. Diese Anordnung Jesu darf keineswegs als willkürlich betrachtet werden, als eine Anordnung, die nur den Zweck hatte, den äußeren Wert und die äußere Würde der Nächstenliebe dadurch zu steigern, daß sie mit der Gottesliebe gleichgesetzt wird. Diese Gleichsetzung vollzog er vielmehr aus der Erkenntnis der innern Zusammengehörigkeit heraus. Das Erste und Grundlegende bleibt nach wie vor der Gottesgedanke. Seinem Vorhandensein, seiner Lebendigkeit und seiner Kraft

Digitized by Google

gilt die erste und beste Sorge. Das Nächstliegende ist die Gottesliebe. Die Gottesliebe wird nun zur Selbstliebe insofern, als durch den Versuch, die Gottesidee denkend und wollend im eigenen Leben zu verwirklichen, die gottebenbildliche Persönlichkeit zur Entwicklung und Entfaltung gebracht wird. Diese Selbstliebe drängt dann zur Nächstenliebe. Was wir nämlich als unendlich wertvoll für uns erkennen und lieben, das wollen wir auch anderen nicht vorenthalten, und es treibt uns ein heiliges Verlangen, unser Glück zum Glück aller zu machen. Diesem Gedanken läßt sich auch noch eine andere Wendung geben. Goethe hat bekanntlich die Ansicht zum Ausdruck gebracht, daß das höchste Glück der Menschenkinder in der Persönlichkeit bestehe. Dieser Gedanke ist ein eminent christlicher Gedanke. Das menschliche Streben soll nach Goethes Ansicht nicht darin bestehen, die Individualität mit all ihren Eigenarten und Bedingtheiten zu wahren, sondern darin, die natürliche Eigenart und Bedingtheit zu durchbrechen und zu überwinden durch die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit. Individualität nennen wir den Komplex der Charaktereigenschaften und Charakteranlagen, die uns die Natur als Mitgift geschenkt hat. Die Persönlichkeit bildet sich dadurch aus, daß der Mensch zwischen dem Guten und dem Bösen, das er in sich als Mitgift der Natur vorfindet, eine Scheidung vollzieht und über alle bösen Gewalten kraftvoll Herr wird durch planmäßige, begeisterte und unermüdliche Pflege des Guten. Die Individualität verhält sich zur Persönlichkeit wie der Marmorblock zu dem aus ihm gestalteten Kunstwerk. Diese harmonische Ausbildung der Persönlichkeit ist dann am ersten und besten gesichert, wenn sie sich im Lichte und in der Kraft des christlichen Gottesgedankens vollzieht. Wir haben hier das Ideal der theozentrischen Sittlichkeit. Und nicht nur daß bei der harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit die innerliche Hingabe an Gott im Denken und Wollen von ausschlaggebender Bedeutung ist, es steht auch fest, daß es uns um so eher gelingen wird, den Ewigkeitsmenschen in uns zur Reife und zur Vollendung zu bringen, je mehr wir uns in den Dienst des Nächsten stellen, je mehr wir in planmäßiger Abhilfe und vorbeugender Fürsorge sein Wohl zum Ziel unseres Strebens machen. Und auch hier frage ich wieder: Kann es eine zündendere soziale Botschaft geben als diejenige, die die Nächstenliebe als Folge und in einem anderen Sinne auch als Bedingung aller echten Selbstliebe und Gottesliebe auffaßt? Und so ist unsere Überzeugung diese: Jesus hat kein soziales Programm aufgestellt, und er hat recht daran getan. Hätte er in seinem Evangelium Stellung genommen zu den wirtschaftlichen und sozialen Problemen seiner Zeit, dann würde er, wie Harnack mit Recht betont, das Evangelium zeitgeschichtlich und kulturgeschichtlich belastet haben; und doch verehren wir in Jesus den Träger der größten sozialen Botschaft, die je auf dieser Erde, die von bitteren Tränen feucht ist und von endlosen Klagen widerhallt, verkündet worden ist; denn er hat hingewiesen auf die Kraft im Innern des Menschen, die allein imstande ist, die Tränen zu trocknen, die Klagen zum Verstummen zu bringen und die Gegensätze zu überbrücken. Und diese Kraft ist die Liebe; nicht jene Liebe, die aus geschlechtlicher Neigung entspringt, nicht jene Liebe zu denen, die Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blute sind, nicht jene Liebe zu denen, die dieselbe Sprache reden wie wir,

Digitized by Google

sondern jene Liebe, die allen Menschen gilt, die in ihrer Wirksamkeit sich nicht auf die Familie und das Vaterland beschränkt, sondern ebenso völkerumfassend ist wie die Not. Und was tausendmal mehr wert ist als aller theoretische Hinweis auf diese Kraft im Innern des Menschen: Jesus selbst hat diese Kraft in seinem Leben betätigt, auch dann, als ihm daraus für seine persönliche Sicherheit die größten Gefahren erwuchsen. Nach Lukas erfolgte die Anklage Jesu auf das hin, was er in opferwilliger, dienstfreudiger und allerbarmender Liebe dem armen Volke gewesen war. Und als er dann wegen des Unverstandes und des blindwütigen Hasses seiner Gegner sein junges Leben lassen mußte, da hat er denen, die ihm den Tod gebracht, nicht in Verbitterung geflucht, sondern ist geschieden mit einem Worte der alles verstehenden und alles verzeihenden Liebe. Und wenn wir auch keinem rosenroten Optimismus huldigen wollen, der sich täglich an dem Gedanken berauscht, wie herrlich weit wir es gebracht haben, das müssen wir als ehrliche Menschen doch zugestehen, daß es seit den Tagen Jesu besser geworden ist mit der Menschheit, nicht nur in religiöser, sondern auch in sozialer Hinsicht. Und wenn nun auch die wirtschaftliche Entwicklung die moderne Menschheit vor neue, bis dahin unbekannte soziale Probleme gestellt hat, und sie für diese nicht sofort die richtige Lösung findet, sondern zwischen den widersprechendsten Lösungen hin und her schwankt, was hilft dann ganz allein? Zurück zu Jesus! Bei ihm werden wir zwar kein soziales Programm finden, aber von seinem Leben und seiner Lehre geht ein strahlendes Licht aus, welches das Dunkelste zu erhellen vermag, in dem für viele die Lösung der sozialen Probleme unserer Zeit verborgen ist, von seinem Leben und seiner Lehre geht auch jene Kraft aus, die in hochherziger Nächstenliebe der Not des Nächsten dient, damit das Friedensreich des Benediktus und des Magnifikat in immer fortschreitendem Maße auf Erden eine Heimstätte finde.

Nun kam die Not

Von

Paul Wolf

Auf deine dunklen Locken war ich eitel,
Mit roten Rosen wollt' ich oft sie kränzen
Und sah in deinen Augen Tränen glänzen. —
Nun kam die Not.

Es fiel auf deinen Scheitel
Zu früh ein Reif und läßt ihn silbern scheinen,
Doch lächelnd trägst du unsres Glückes Wende.
Ich aber küsse deine frommen Hände,
Dein weißes Haar — und heimlich muß ich weinen.

Digitized by Google

Passiflora

Eine Geschichte

von

Albert Geiger

„Meister Franziskus, ich kann nicht mehr anders. Ich muß Euch bitten, mir Euer Geheimnis zu enthüllen. Es steht wie ein Schatten vor mir bei Tag und es sitzt mir zu Häupten bei Nacht und raunt und flüstert mir immer seltsamer und zwingender. Wie der seltsame schwarze Vogel, der zehn Tage vor ihrem Tode zu meiner Ahne gekommen ist und ihr gesungen hat. Wisset Ihr diese Geschichte nicht? Sie sollte zum zweiten Male Hochzeit halten. Da begab es sich, daß sie zur Gruft ihres ersten Mannes ging. Denn sie wollte Abschied von ihm nehmen. Sie betete lang, und gen Abend setzte sie sich unter eine alte Buche im Schloßgarten. Da fing ein Vogel zu singen an, wie sie in allen Tagen noch keinen gehört hatte. Sie lauschte, und es war ihr, als sänge ein Mensch. Sie verstand und verstand nicht. Es ward ihr sehr wehe zumute. Denn ein so tiefes Leid strömte aus dem Gesang, als erzähle jemand aus einer weiten, unendlich schaurig weiten Ferne von einem unermeßlichen Schmerz. Sie meinte, es sei der Gesang der Gestorbenen und Abgeschiedenen, die sich nach dem Licht und dem Leben sehnen. Und wenn sie mit aller Kraft und Inbrunst ihrer Seele horchte, dann war es — und sie erbebte dabei —, als sänge ihr verstorbener Mann vernehmlich und wehmütig aus dem Chor. Als der Gesang verstummte, konnte sie noch eben in der tieferen Dämmerung sehen, daß ein kleiner schwarzer Vogel aus den Zweigen der Buche aufflog. Der flog gegen das letzte Abendrot zu und ward größer und größer, unheimlich groß, und zuletzt war es, als wären seine Flügel weit wie die Nacht. Meine Ahne hat ihm nachgesehen, und ein Stich ist ihr ins Herz gefahren. Sie wußte, der Vogel werde nie mehr wiederkommen, und sie werde seines Liedes Deutung niemals erfahren.

Und darüber hat sie sich so zersonnen, daß sie statt zur Hochzeitsfeier ins Grab gehen mußte.

Sehet, Meister Franziskus, so ist es meiner Ahne ergangen, weil sie nicht hat wissen können, was der seltsame schwarze Vogel gesungen hat. Ihr werdet mir kein gleiches Los bereiten wollen. Ihr werdet mich nicht sterben lassen wollen, weil ich Eure Geschichte nicht hören darf. Denn es liegt das nun einmal bei mir im Blute. Also sehet Euch vor, auf daß ich nicht Schaden leide Eures Starrsinns willen.“

Digitized by Google

Also sprach die schöne und immer traurige Gräfin Athis. Sie verschränkte die schmalen weißen Hände über den Knien und sah mit den weichen grauen großen Augen zu dem auf, an den sie ihre eindringlichen Worte gerichtet hatte. Dann nahm sie wie träumend eine der großen Passionsblumen, die am Söller des Schlosses emporrankten und über die Löwenköpfe der Steinbalustrade hereinsahen mit ihren Märchenaugen, zerpflückte sie langsam und streute die Blütenblätter in ihren Schoß. Es waren deren fünf. Zarte, längliche, weiße Blütenblätter, schmal, zaghaft, krankhaft schön wie eine schlanke, schmerzverzehrte Frauenhand.

Meister Franziskus hob das eingefallene blasse Gesicht mit den schwarzen, tiefen, mattglänzenden Augen. Er sah dem Weibe da vor ihm lange prüfend in die erwartenden, in die flehenden Augen. Und er sagte endlich mit schwerer Stimme:

„Fünf Blütenblätter sehe ich in Eurem Schoße. Fünf Abendstunden lang will ich Euch erzählen. Fünf Tage darf ich noch bei Euch weilen. Dann muß ich gehn, und Ihr seht mich niemals wieder. Und wenn ich gegangen bin, dann müsset Ihr die Blütenblätter in die Morgenluft streuen, und wie sie fliegen und verwehen, wer weiß wohin, so muß auch meine Geschichte und mein Andenken zerflogen und verweht sein."

Es war ein langes Schweigen nach diesen Worten.

Der Gräfin Haupt war auf ihre Brust gesunken. Es glich im Dämmerschein des Abends den blassen Blüten der Passifloren, die so schattenschwer und geheimnisvoll an ihren Stengeln hingen. Man hörte nur ihr schweres, beklommenes Atemholen.

Endlich hob sie das Haupt und die schwermütigen Augen und sprach leise:

„Ich sehe in den dämmernden Tag und ich sehe den schwarzen Vogel. Er trägt die Nacht in seinen Fittigen. Mag meine Seele so mit Euch wandern, wenn die Tage vorbei sind. Wenn die letzte der Abendstunden in die Nacht gesunken ist. An Euch hängt all mein Herz. Ihr wisset es lange. Nehmet es heraus und verschwistert es dem Euern. Im Tode der Trennung.

Seid gesegnet, ihr Blütenblätter! Ihr schönen, schmerzlichen Schwestern meiner Sehnsucht. Eine jede Nacht, die nun kommt, soll euer eine an meinem Munde ruhen und mit mir Zwiesprach halten von dem, was die Abendstunde erzählt hat. Und wenn ich euch nach dem Geheiß meines Meisters in die Luft und den Wind streue, so streue ich auch meine Seele aus, meine traurige, scheue, sehnsüchtige Seele. Einer Passionsblume gleich blüht sie und will nur von des Reinsten Hand entblättert sein.

So entblättre sie, du Fremdhergekommener, Seltsamer! — Erzähle!"

Meister Franziskus war aufgestanden. Seine hagere Gestalt stand streng und gebietend gegen den Abendhimmel. Er sah hinaus auf Wälder und Felder, auf die Stadt und das Meer, auf die Dörfer und Höfe ringsum. Die Nacht nahm sie wie Spielzeug in ihren Mantel. Er sah hinaus, und hart und schmerzvoll zugleich wie Worte eines Scheidenden klang es aus seinem Munde:

„Ihr redet Torheit. Wenn es Zeit ist, werde ich hingehen, und Ihr werdet mir nachsehen, und Eure Seele wird nicht verwehet werden gleich den Blättern

Digitized by Google

dieser Blume. Wir sind wie zwei Wandergenossen, die sich getroffen haben. Gefunden unter dem großen alldeckenden Baum des Schicksals. Wir erzählen uns und wir gehen auseinander. Und die Schritte laufen hinaus ins Unbekannte und verhallen. Wenn Ihr wisset, wer ich bin, vielleicht sehet Ihr mich gerne scheiden."

Sie tastete nach seiner Hand. Dann ließ sie ihre Hand sinken. Und dann führte sie eines der Blütenblätter an ihre bebenden heißen Lippen. Mit stockender Stimme sagte sie leise:

„Hier halte ich das erste der Blütenblätter. So halte ich die erste der Abendstunden in meiner Hand und bebe, sie mir entgleiten zu sehen."

Und abermals schwiegen beide. Die Nacht war vollends hereingebrochen. In dem Schweigen und dem Dunkel irrte es geheimnisvoll tönend wie eine Ahnung des Kommenden. Gestaltlos gestaltend wogte die Finsternis um den Mann und das Weib.

Das Licht in der schwebenden Lampe ward entzündet. Durch das Rubinglas floß es rötlich ins Gemach.

„Sehet, Meister Franziskus", sagte die Frau: „liegt es nicht wie Blut auf diesen Blütenblättern?

Herzblut —

Aber nun beginnt!"

„Nein", entgegnete Meister Franziskus. „Heute nicht. Morgen.

Aber gebt mir das Blatt. Es soll heute nacht in meinem Brevier meinem Haupte Gesellschaft leisten. Es soll mir erzählen, auf daß ich erzählen kann. Scheu, seltsam und dunkel, wie das, was die Blumen bei Nacht reden, ist meine Geschichte."

* * *

Der Blüte erstes Blatt

Also begann Meister Franziskus seine Geschichte:

Im Namen Gottes, des Ewigen und Allmächtigen! Dessen Hand Himmel und Erde hält wie ein Sperlingsnest. Dessen Wille unbeugsam ist wie der Flug der Sterne. Dessen Weisheit unergründlich ist wie seine Welt. Und dessen Herz wir nicht kennen, weil wir sündig, elend, arm und unwissend sind.

Im Namen des sündigen, elenden, armen, unwissenden Menschen, der weniger ist als ein Sonnenstäubchen. Dessen Schmerzensabgründe tief sind wie das Meer. Und dessen Freude nicht höher denn ein Mückenflug. Dessen Weisheit belachenswert und dessen Torheit bemitleidenswert ist. Dessen Schicksal dunkel ist wie eine nächtige Wolke. Dessen Schritte sind wie die eines Kindes, das nicht Vater noch Mutter kennt. Dessen Leben hinfällig und dessen Sterben bitter ist. Im Namen des elendesten aller geschaffenen Wesen: der Menschenkreatur.

Im Namen Gottes des Allmächtigen, der es in seiner unendlichen Weisheit zugelassen hat, daß der Mensch in Versuchung geführt werde und falle.

Und im Namen der armen, ewig in Versuchung verstrickten Menschenkreatur.

In Gottes und des Menschen Namen, vernehmet, was mir das erste Blatt der Passionsblume geraunt hat, als es zu Nächten unter meinem Haupt im Breviere lag.

* * *

Digitized by Google

Siehe, die Passionsblume erzählt die Geschichte vom Leiden des allerunschuldigsten und reinsten der Menschen: Jesus Christus. In ihrer harmlosen Bildung ist sie ein Bild geworden der Martern, die er erdulden mußte, uns zu erlösen.

Und noch sind Schuld und Qual nicht von uns genommen.

Auch davon spricht die Passionsblume. Nachdenklich und voll sanfter Trauer steht sie unter den andern Blumen. Die Blume des Leidens.

O im Lebensgarten derer, von denen ich erzählen soll, da wuchs sie zu einem wilden Dickicht. Sie hat niemals so viel herbe, furchtbare Kraft aus der Erde eines Lebens gesogen wie da. Sie wuchert und blüht durch alle die Begebnisse, die Ihr mich wachrufen heißt. Und wie ein Wunder traf es mich, daß Ihr, o Gräfin, gestern eine Passiflora brachet und ihre Blätter in Euern Schoß verstreutet. Anfang und Ende wuchsen zusammen in dieser Blüte.

* * *

Eine Burg, eingebaut in die Felsen. Zu ihren Füßen gähnt ein Felsenmeer. Wild und schrecklich. Zu ihren Häupten rauscht ein uralter Eichenwald. Gen Norden liegt die Burg. Im Winter trifft sie kaum der verlöschende Schein der Sonne. Im Sommer ruht das Blut ihres Untergangs auf den Zinnen und in den Fenstern. Sie ist bewehrt wie ein Krieger vom Scheitel bis zur Sohle. Der Eingang vom Tal her ist dreifach durch Umwallungen und Tore geschützt. Ein schmaler Weg führt an dem Felsen hinauf, auf dem die innere Burg erbaut ist. Es ist ein schwindelndes Gehen da. Die Ställe sind unten bei den Wirtschaftsgebäuden. Kein Pferdehuf käme da hinauf. Oben aber führt eine schmale Brücke über den tiefen Spalt, der zwischen dem Burgfelsen und dem Bergwald hineingerissen ist wie von Riesenhand.

So bauen Adler und Geier ihre Nester. Hoch über den Menschen, um hinunterstoßen zu können auf das niedere Getier des Feldes und ihren Raub in ihrer schwindelnden Abgeschiedenheit ruhig genießen zu können.

Wie mancher Kaufmann ist elend und schlotternden Fußes durch die geheime Pforte eingetreten. Die schwindelnden Stufen hinauf, bis ihn ein dunkles, stinkendes, ungeziefererfülltes Loch aufnahm. Unten hatte man ihm die Augen verbunden, daß er nichts aussagen könne über die Befestigungen. So taumelte er betäubt vom Dunkel ins Dunkel. Manche aber haben ihr Gefängnis nicht mehr verlassen. Durch ein Loch in der Mitte des Gefängnisses hat man sie hinabgestoßen. Von den da unten modernden Leichen ist oft ein widriger Geruch in der Burg. Es ist gut, daß die Winde hier stürmen und den Modergeruch zuweilen vertragen. Und daß der Eichenwald seinen frischen, würzigen Duft hereinsendet. Manchmal auch befiehlt der Burgherr, brennendes, mit Pech und Schwefel getränktes Reisig hinabzuwerfen. Liegt einer dann noch da unten seufzend in Todesschmerzen, so sieht er den Brandatem der Hölle über sich herfahren, dieweil da oben der schwere Stein eingelassen und seine Gruft für immer geschlossen wird.

* * *

In manchen Nächten, wenn ein guter Fang getan war, sah man hoch oben in den Felsen die Lichter des Bankettsaals gespenstisch herableuchten. Der Wind trug abgebrochene Laute wilder Gesänge herab. Man raunte im Volk, der Burg-

Digitized by Google

herr sei ein Götzendiener und Zauberer. Dem war freilich nicht so. Auch dieser Burgherr war ein Christ und Gläubiger, hatte Stunden der Reue und ward bußfertig. Eine Zeitlang hatte dann die Heerstraße Ruhe vor ihm. Er verbrachte halbe Tage und Nächte in der Kapelle. Entließ die Gefangenen und bat sie, für ihn zu beten. Fürchtete sich vor seinem eigenen Schatten und saß zitternd in seinem großen Lehnstuhl, um andächtig dem Burgkaplan zuzuhören, der ihm aus heiligen Büchern vorlas. Dann schien die Burg ein Friedensparadies. Wehe dem, der sich betrank oder Streit anfing oder fluchte! Jählings aber faßte den Burgherrn wieder die vererbte Gier nach Blut und Greueltaten, die heiligen Bücher flogen dem Kaplan an den Kopf, die Waffen klirrten, die Rosse wurden gezäumt, und herab stob die eiserne Wolke ins Land, daß die Leute sich bekreuzten und seufzend sprachen: Schütz' uns Gott! Der Eilhart vom dunkeln Berge kommt!

* * *

Es war aber ein Ort an dieser Stätte des Grauens, da wohnte der Friede. Das waren die Kammern der Burgherrin. Trat man von ihnen heraus, so kam man in ein kleines Burggärtchen, das wie an den Felsen geklebt war und weit hinaus ins Land sah. Oft saß die stille, blasse, schöne Frau dort auf der steinernen Bank und lauschte dem Gerieseln eines Brünnleins, das aus der Felswand floß und kühles Wasser des Berges brachte. Ein Lindenbaum und eine Ulme spendeten Schatten. Es wuchsen nach der Jahreszeit in dem Garten Veilchen, Rosen, Nelken, Lilien, Sonnenblumen, und an der Hauswand und um die steinerne Bank rankte in üppiger Fülle die Lieblingsblume der stillen Frau: die Passionsblume.

Was tat dieses sanfte, etwas verkümmerte Wesen unter seinen Rosen, Lilien und Passionsblumen in aller dieser Wildheit? Es war des finstern Mannes Weib worden nach jenem höchsten Gesetz, das die Natur den Gegensätzen aufgegeben hat, sich zu paaren. Wenn Eilhart vom dunkeln Berge über ihre Schwelle trat, war seine Wildheit abgetan. Er suchte nach einem Lächeln in ihrem Gesicht, wenn er ihr eine Kostbarkeit brachte. Oder er bat, neben ihr unter den Passionsblumen sitzen zu dürfen. Hier wich der böse Teufel seiner Ahnen von ihm. Er war sanft, bescheiden, demütig und er nahte sich nur, wenn er Sehnsucht nach dieser Stille und Reinheit hatte. Wenn er fühlte, daß er ihrer wert sei. Die blasse Frau fuhr ihm zitternd mit der Hand über das Haupt. Oder sie gab ihm ihre Hand. So saßen sie manchmal in der untergehenden Sonne gleich dem friedlichsten Paar des Reiches. In ihrem Wesen war ein stilles, mildes Mitleid mit dem Manne neben ihr. Und ihre großen blauen Augen schienen ein unsichtbares Etwas um Gnade für ihn zu bitten.

Es war sein Betragen gegen die Frau so seit dem ersten Jahr ihrer Ehe. Damals war sie gesegneten Leibes. Und eines Tages, da sie über den Burghof ging, brachte man zwei Kaufleute ein. Der eine riß sich los, sprang auf die Frau zu und umklammerte ihren gesegneten Leib. Der Burgherr sah dies, und eine ungeheure Wut übernahm ihn. Er fürchtete, der Flehende könne die Frau zu Fall bringen und ihre Hoffnung gefährden. Sein Dolch fuhr dem Kaufmann in die Brust. Zugleich aber fiel die Frau in eine tiefe Ohnmacht. Als sie erwachte, ge-

Digitized by Google

naß sie eines toten Knäbleins. Sie selbst war lange zum Tode krank. Zwei Jahre lang weigerte sie dann dem Mann ihre Kammer. Als sie ihn endlich aufnahm, war er so zu ihr geworden. Sie genas eines Sohnes. Und damals erzwang sie es, daß ihr Gemahl ein volles Jahr von seinem bösen Leben abließ. Dann aber riß ihn sein Dämon wieder fort. Und sie konnte nichts tun. Sie zog sich ganz in ihre Kammern zurück.

Still und müde wie die Blume der Passion.

* * *

Der Knabe wuchs auf in Zwiespältigkeit. Die beiden Reiche: das Reich des Friedens und das Reich der Gewalttat stritten um seine Seele. Die Mutter hätte ihn gerne für sich behalten. Aber das ging nicht. Er mußte ein Mann und Ritter werden. Die rauhe Sprache des Schwertes lernen. Er ward stark, flink, kühn. Aber er sah auch viel Übles. Da ging er zur Mutter und fragte. Die schwieg. Was hätte sie sagen sollen! Sie hieß ihn beten. Der Knabe ward irre. Er kam oft zur Mutter und sah in ihre Legendenbücher mit den heiligen Bildern und den frommen Geschichten und versteckte das blonde Haupt in ihrem Schoß, und es war ihm wohl. Und dann kam er zum Vater und sah die Wildheit als alltägliche Übung. Und lachte zu schlimmen Scherzen. Und dachte endlich: Das muß so sein. Der Vater ist so und die Mutter ist so. Ein natürliches Gefühl, die Schuldlosigkeit und Unverdorbenheit der Kinderseele, die Mitgabe der Mutter, bewahrten ihn vor bösem Tun. Aber es war schlimm genug, daß er Übles tun sah. Daß Trotz und Grausamkeit ihm Vorbilder wurden. Daß er des Glaubens werden mußte, dies sei das gute Recht des Vaters. Denn daß der Vater Unrecht tun könne, das kam ihm nicht zu Sinne. Ging er doch zur Kirche, betete und beichtete und nahm alle Weihnachten und Ostern das Abendmahl.

Noch aber war des Knaben Natur gut. Er versuchte einmal, Rohes zu tun. Er tat es später nicht mehr. Als einmal die Gefangenen nach ihrem Gefängnis geführt wurden, trat er zu einem hin — es war ein alter Mann — und stellte ihm den Fuß. Der fiel zu Boden. Aber er sah den Knaben mit einem seltsamen, bedauernden Blick an und sagte leise: „Armes Kind! Armes Kind!“ Der Knabe starrte dem alten Manne wie vom Blitz getroffen nach. Und noch einmal sah sich der alte Mann um nach dieser blondlockigen Jugend, die dem Verderben geweiht war. Der Knabe aber eilte zur Mutter, fiel vor ihr nieder und barg den Kopf in ihrem Schoß. Dann erzählte er stockend, was ihm begegnet war. Die Mutter sah ihn mit traurigen Augen an. Dann nahm sie ihn fast heftig bei der Hand und zog ihn nach der Burgkapelle. Im Dämmer leuchteten die Leidensstationen Christi von ihrem goldenen Grund. Da war eine, da Christus unser Herr unter der bitteren Kreuzeslast niedergesunken ist. Er sendet einen Blick zu seinen Henkersknechten. Die Mutter deutete mit der blassen Hand auf das Bild, und der Knabe verstand und senkte das Haupt. Ja, so hatte der alte Mann ihn angesehen. So groß und so mitleidig und so vergebend zugleich: Herr, vergib ihm! Er weiß nicht, was er tut. Und da geschah es, daß der Sohn weinend die Mutter umfing und die Mutter über des Sohnes jungem Haupt weinte, daß es bang in der leeren Kapelle widerhallte. Und die Mutter drückte ihn an sich,

Digitized by Google

als könne sie vor diesen heiligen Bildern sein Herz mit dem ihren zusammenschweißen.

Von da ab hielt sich der Knabe dem Vater fern, wo er konnte. Der Vater merkte es wohl, und eine böse Eifersucht erfaßte ihn. Er war eifersüchtig wegen der Mutter und er war eifersüchtig wegen des Knaben. Er wurde finster, und auch das Frauengemach sah ihn nicht heiterer. Es war ihm, als sei er der Ausgestoßene. Verstoßen von Weib und Kind. Die Frau hatte Mitleid mit ihm. Und sie fürchtete, er könne in seinem eifernden Zorne dem Knaben Übles tun. In dieser Zeit empfing sie von ihrem Manne ein Kind. Als sie fühlte, daß sie abermals Mutter war, weinte sie. Sie bat vom Himmel nur das eine, daß sie von einer Tochter genesen möge. Und einmal sagte sie zu ihrem Manne, wenn sie ein Mägdlein gebäre, so wolle sie, daß es Passiflora genannt werde. Denn unter dem Zeichen der Kreuzblume wachse es groß. Und sie ahne, daß sein Leben Leiden sein werde.

Als sie dieses sagte, sank ihr Mann vor ihr nieder und küßte ihre Schuhe. Sie aber sprach kein Wort, sondern schien in weite Fernen zu sehen.

Und sie erschauderte.

* * *

Es geschah aber eines Tages, daß der Ritter auf die Falkenjagd ziehen wollte. Da er im Schloßhof stand und dem Verwalter noch einige Weisungen gab, kam der Falkner, ein kleiner, sehniger, grauhaariger Mann, bestürzt und mit hochrotem Kopf. Der Ritter bemerkte sein Aussehen und fragte ihn, was er habe. Verstörten Blickes erwiderte der Falkner, des Ritters Lieblingsfalke sei verschwunden. Der Ritter tat einen Blick nach dem Mann, vor dem er die Augen senkte wie vor der Lohe des Blitzes. Dann trat er einen Schritt auf ihn zu und fragte, sich gewaltsam bezwingend, ob er nüchtern sei? Der Falkner erwiderte nichts, sondern zuckte nur mit den Achseln. Gerade diesen Falken hatte der Ritter selbst in mancher Zeit langen Winters zu einem Jagdvogel von seltener Tüchtigkeit aufgezogen. Sein Verlust schien ihm etwas Ungeheueres. Da noch alles wortlos um den Ritter herumstand, trat der Reitknecht herzu und meldete: das Lieblingsroß des Ritters, ein Pferd von ausgezeichneter Schönheit, sei nicht im Stall. Sattel- und Zaumzeug fehle. Und noch in die Worte des Reitknechts fiel der Jäger hinein, der berichtete, die Koppel schottischer Windhunde sei nirgends zu erblicken.

Der Ritter sah sich im Kreis um. Das Blut stieg ihm zu Kopf mit der alten Wildheit. Er faßte nach seinem Dolch, und unwillkürlich wichen alle zurück. Denn er stand da wie eine dunkle Wetterwolke, aus der in jedem Augenblick der vernichtende Strahl fallen konnte. Er fand keine Worte. Endlich fielen langsam, wie schwere, unheilverkündende Tropfen aus dem Gewitterhimmel, die Worte von seinen Lippen:

„Wo ist mein Sohn?“

Niemand hatte ihn den Tag über gesehen. Aber das fiel nicht auf, da er sich seit längerer Zeit dem Burggesinde fernehielt und oft tagelang in den Wäldern herumstrich, wenn er nicht bei der Mutter weilte.

„Wo ist mein Sohn?“ wiederholte der Ritter.

Da vernahm er einen Ausruf des Erstaunens. Und er blickte nach der Richtung hin, wo der Ruf herkam.

Digitized by Google

Dort stand sein Sohn. Hinter ihm drängten und schnoberten die Windspiele, als ob sie verlegen seien und Strafe fürchteten. An der rechten Hand den ledernen Falkenhandschuh, aber mit verwirrtem Haar, zerrissenem Wams und ohne Barett, dazu über und über mit Wasser und Kot bespritzt, stand er da. Er trat vor den wortlosen Vater hin, fiel auf die Knie und suchte seine Hand an sich zu ziehen, um sie zu küssen.

Der Ritter sah auf den Knaben nieder. Und er wußte die ganze Geschichte: der Falke war verloren.

Und da brachte auch schon ein Stallknecht die Kunde, daß das Pferd einen Vorderfuß gebrochen habe.

Heimlich in der Morgenfrühe war der Knabe mit Falke, Roß und Hunden hinausgezogen. In einem Sumpf war der Falke von einem stärkeren Raubvogel angegriffen worden und entflohen. Und das Roß war bei der Verfolgung gestürzt.

Der Ritter atmete schwer. Dann richtete er sich hoch auf. Von seinem eigenen Fleisch und Blut geschah ihm das. Er riß den Dolch heraus. Aber er warf ihn weit im Bogen fort. Und er fiel wieder zurück in seine vorige Haltung.

Es war eine bange Pause. Endlich sprach er mit schwerer Stimme:

„Wer frech ist, muß die Rute haben. Bindet ihn!“

„Vater!“ schrie der Sohn. Und seine vierzehn Jahre schrien mit ihm.

Und dieser Schrei klang durch die Stille des Burghofes gleich dem Schrei eines wunden Tieres.

Die Mutter war unter dem Passiflorenstrauch eingeschlummert. Aus ihrer Hand entglitten lag ein Kinderhemdlein in ihrem Schoß. Die Linde und die Rosen blühten und dufteten. Und der Duft und die Wärme des Sommermittags hatten die müde blasse Frau mit ihrer holden Last entschlummern lassen. Draußen blaute die Ferne. Wälder lagen blaugrün im silbernen Duft. Berge hoben die belaubten Rücken. Leuchtende Dörfer schmiegten sich in den Schoß der Ebene mit ihren Fruchtbäumen voll reifender Früchte, dem schweren Korn und den grünen Weinbergen. Irgendwo unten in der Tiefe klapperte verloren eine Mühle. Das Wasser rauschte. Und ferne rief unermüdlich ein Kuckuck. Die Frau lächelte. Ihre Lippen murmelten etwas. Traumesworte. Sie träumte von ihrem Kind. Von einer Geburt, die leicht war wie die Geburt einer Blume aus der Knospe. Nicht schwer, marternd und blutig wie die Geburten der Menschenmütter. Eine Passiflora wuchs aus ihrem Schoß. Schmerzlich schön.

Da gellte der Schrei in ihren Traum. Sie fuhr auf und tastete um sich. Und dann fiel sie zurück. Aber es wäre vielleicht gut gewesen, wenn sie erwacht wäre. Sie hätte etwas Schrecklichem in den Weg treten können.

Denn in dem Augenblick, da die Knechte, fast widerwillig, den Knaben ergriffen, hatte er sie mit einer seltsamen Kraft zurückgestoßen, seinen Dolch aus der Scheide gerissen und geschrien:

„Ich töte mich, Vater! Ich töte mich, wenn dies geschieht!“

„Nehmt ihm das Messer weg!“ gebot der mit eisiger Stimme.

Da war die Wut über den Knaben gekommen. Er war auf den Vater mit gezücktem Messer zugestürzt:

Digitized by Google

„Tyrann —“

Aber schon war ihm auch das Messer aus der Hand gefallen. Mit schwimmenden Augen starrte er den Vater an.

Der wandte sich ab. Im Gehen aber sagte er:

„Dieses heiße Blut braucht Kühlung. Im Verlies ist es kühl. Bringt ihn dahin!“

Und wieder ein Schrei. Stärker, weher noch denn vorher. Und wieder fuhr die Frau auf. Aber stärker hielt sie ihr Traum. Das nicht geborene Kind wehrte ihr, dem geborenen blutwarmen Sohn zu Hilfe zu kommen.

Aber der Ritter war schon gegangen, nach seinem Pferde zu sehen.

Der Knabe sah ihm nach. Lange. Zwei schwere Tränen rollten ihm über die blühenden Wangen. Dann grub sich ein Trotz in sein Gesicht. Und in dieser Miene verachtenden Trotzes lag das schlimmste Urteil für den Vater.

* * *

Der Burgherr lag im schweren Schlafe. Er hatte den Grimm über den Verlust seines Falken und seines Lieblingspferdes und auch die heimliche Scham über die Tat an seinem Sohn im Wein vergessen.

Die Burgfrau stöhnte in ihrer Kammer. Die alte Dienerin richtete ihr die Kissen so und richtete sie ihr so. Aber sie sah sie nur mit flackernden Blicken an. Endlich faltete sie die Hände auf dem Bettzeug und sagte:

„Agath, meine Stunde kommt. Ich fühl' es.“

Sie hatte den Nachmittag immer in traumartigem Schlaf verbracht, sehr müde. Der Ritter hatte immer wieder nach ihr gesehen. Und war auf den Zehen wieder hinausgeschlichen. Einmal war er daran gewesen, hinunterzugehen und den Knaben freizulassen. Aber alsdann gedachte er: „Mag er nur die Nacht da verbringen! Sein Trotz muß ihm gebrochen werden!“

„Agath,“ fragte die Frau wieder mit müder und banger Stimme, „ist das Bad gerichtet? Mein Kind kommt noch diese Nacht. Ein Traum hat mir's angekündet.“

„O, wo denket Ihr hin, Frau!“ sagte die alte Magd. „Wo denket Ihr hin! Vor zwei Wochen ist kein Drandenken!“

„Ich sage dir: Es kommt.“

„Wollt Ihr nach der Hebamme schicken?“

„Ich weiß nicht.“

Und nach diesen Worten fiel sie wieder in das Kissen zurück und begann einzuschlummern.

* * *

Draußen über Wald und Schloß und Felsen stand eine schwere, große, dunkle Nacht. Zuweilen ging ein Leuchten von ihr aus. Und ein leiser Donner rollte. Die Eichenwälder rauschten. Und ihr Rauschen brachte manchmal einen Klang mit. Eine Menschenstimme. Aber wie die Stimme eines Waldgeists. Das war der Mönch, der tief im Walde hauste. Er sang.

Die Nacht trieb ihr Wolkenheer weiter und weiter. Stärker ward das Leuchten. Die Ferne sprach und die Nähe antwortete lauter und eindringlicher.

Digitized by Google

Und unter diesem Rufen hin und her regte es sich wie eine stumme Geschäftigkeit. Von unten im Tal und von oben im Wald her. Der Sturm setzte ein und verschlang das Geraune und Gehaste um die Burg herum. Und es kam immer näher; immer näher, und ward immer bestimmter und drohender. Bis ein Blitz aufflammte. Eine Fackel, hoch in die Luft geschleudert. Und eine zweite unten im feurigen Schwung antwortete. Da spaltete auch ein Blitz den Himmel. Ein schütternder Donner folgte. Und in der gellen Lohe, die dem schlafenden Turmwächter oben gerade in die Stube zündete, brauste das Verderben über die Burg. Der Turmwächter taumelte auf. Und schon krachten die Äxte an sein Fenster. Ein Kopf. Ein zweiter. Er hob die Hand, entsetzt, noch halb im Schlaf. Er stieß in sein Horn, als solle es bersten. Ein ungefüger, furchtbarer Ton. Und noch einer, angstvoller, gräßlicher. Und dann ein jähes Ende. Ein Pfeil hatte dem Manne das Herz durchbohrt. Aufrecht stand er an der Wand. Das Horn war seiner Hand entglitten.

An ihm vorbei aber huschten die Eindringlinge. Zwei, fünf, zehne, zwanzig. Ein flutender Feindesstrom in die Burg. Die Pechkränze flogen. Bald prasselten Flammen. Geschrei und Kämpfen. In den Gängen, im Burghof, im Rittersaal, in der Kapelle wogte es hin und her. Die Wut der Rächer schonte nicht den heiligen Ort. Der Ritter, halbbekleidet, focht wie ein Rasender. Neben ihm sein Falkner, der Burgverwalter und einige andere Getreue. Hoch ragte er im Scheine der lodernden Flammen. Ein wilder Trotz war in seinem Gesicht. Sein breites Schwert hob und senkte sich blutgerötet. Einer um den andern fiel neben ihm. „Mein Weib!“ stöhnte er mitten im schweren Streit. „Mein kommendes Kind!“ Und dein Sohn, der da unten in Brand und Rauch erstickt! flüsterte ihm sein böses Gewissen ins Ohr. Gewaltsam brach er vor. Er wollte sich durchkämpfen und am Lager seines Weibes sterben. Aber der Sturm der Feinde drängte ihn zurück. Da krachte die Decke. Flamme hatte das Gebälk genagt. Flamme fraß herum und herein. Die glühende Lohe schoß herab. Feuriges Gebälk auf die Männer. Ein Schrei. Um sich schlagende Leiber. Fluchen und Stöhnen. Flamme und Rauch taten ihr Werk. Hier war der Kampf zu Ende. Das Feuer hatte gesiegt.

Der Falkner hatte die Decke bersten und wanken sehen. Der Ritter und er waren in eine Ecke des Saales gedrängt worden. Nun warf er den Ritter mit aller Wucht gegen das Fenster und sich selbst als Schutz über ihn. Mit der Faust schlug er in das Fenster, daß das Glas in einem Scherbenregen zerklirrte. Der heulende Sturm trug frische Nachtluft herein. Er atmete auf. Vor ihm züngelte Feuer. Aber die Wucht der kohlenden Balken, die gerade vor ihm in wüstem Durcheinander lagen, ließ das Feuer nicht mehr recht Herr werden. Der Falkner hatte von dem frischen Luftzug wieder Mut und Kraft gewonnen. Es gelang ihm, den einen Fensterflügel aufzureißen. Er ließ den Ritter, dem des Kampfes und des Feuers Not die Sinne geraubt hatte, sachte an die Fensterwand gleiten. Dann spähte er hinaus. Draußen raste der Sturm. Aber er trieb die Flammen gegen den Wald zu. Weg von dem Gebäude, in dem der Rittersaal lag, nach der Kapelle und den Frauengemächern zu. „Allmächtiger Gott! Unsere arme Herrin!“ stammelte der Falkner. „Aber ich muß um den Herrn sorgen.“ Der Sturm hatte die

Digitized by Google

ganze Lohe im Rittersaal von dem Ritter und dem Falkner weggetrieben. Dann war er für eine Weile erschöpft. Und nun barst die wolkenschwangere Nacht in eine ungeheure Regenflut. Der Falkner sann nach. Daß man ihn und seinen Herrn noch am Leben wähnte, schien ihm nicht glaublich. Man würde vielmehr denken, sie seien beide in den Flammen umgekommen. Um so hoffnungsverheißender schien dem Falkner der Gedanke, hier den Morgen oder auch die nächste Nacht abzuwarten und dann mit dem Ritter auf geheimen Wegen zu entfliehen. Der lag in tiefster Ohnmacht. Und es dünkte den Falkner gut so. Denn wenn er jetzt erwacht wäre, hätte er ihn nicht zurückhalten können, auf irgendeine Weise aufs neue ins Kampfgetümmel zu stürzen, um zu seinem Weibe zu kommen. Der Falkner war ein hartgeschmiedeter Mann. Und Geduld hatte er in der Falkenzucht tausendfach gelernt. So kauerte er sich am Boden nieder, nahm das bleiche, verwüstete Haupt seines Herrn in den Schoß und wachte über ihm Stunde um Stunde wie ein treuer Hund.

* * *

Agath, die alte Magd, war am Lager der Herrin entschlummert. Mit einemmal weckte sie ein ungeheurer Donnerschlag. Sie fuhr entsetzt vom Stuhl und tastete um sich. Wieder ein rotflammender Blitz. Ein Hornstoß wie die Posaune der Ewigkeit. Und dann ein wirres Geschrei. Feurige Räder an den Fenstern vorbei, die Pechkränze. Und der wilderwachte Sturm hinein.

„Jesus, Maria, Joseph und alle Heiligen!“ schrie die Alte. „Der Jüngste Tag! Herr, vergib uns! Christus, vergib uns! Herr, erhöre uns! Laß uns nicht verderben im greulichen Höllenrachen! Allbarmherziger! Sende deine zehntausend Engel! Lasse mich nicht verderben! Herr Gott Zebaoth, errette uns!“

So schwätzte die vom jähen Schreck Verwirrte wirres Gestammel durcheinander.

„Frau! Frau!“ rief sie. „Ach arme, arme Frau!“

Die Frau war erwacht. Sie starrte in den Flammenschein. Mit entgeisterten Augen. Wieder eine Blitzeslohe. Ein Schlag, als solle das Erdrund bersten. Und in sein Verrollen hinein ein dumpfes Stöhnen. Dann ein Wimmern.

„Agath, mein Kind! Mein Kind kommt!“

„Jesus, mein Gott, was fangen wir an? Ich sterbe vor Schrecken.“

Die Frau hatte sich mit aller Gewalt im wildesten Schmerzenskrampf aufgerichtet. Sie schrie nun wie ein Tier auf der Schlachtbank. Sie schüttelte die Decken von sich. Die Lippen blutig beißend, mit den Händen sich in die Kissen krallend, gebar sie ihr Kind in Flammen, Blitz, Mord und Verderben. Ein Zucken ging durch ihren Körper. Ein Schütteln, wie wenn der Sturm eine welke Blüte schüttelt. Draußen schüttelte er die Passionsblumen und trieb ihre verflatternden Blüten durch das gewaltsam aufgestoßene Fenster herein. Sie flogen bis zu dem nackten, blutenden Leib der todblassen Frau.

Und da lag das Kind.

Die Mutter richtete sich noch höher auf, es zu sehen.

„Agath, mein Kind! Nimm es — Agath —“

Die Alte nahm es mit zitternden Händen. Sie vergaß auch nicht, ihm den

Digitized by Google

Schlag zu geben, mit dem wir in diese Welt geschickt werden. Es stieß einen heisern Schrei aus.

„Ein Mägdlein ist's, Frau. Ein blankes, nettes Mägdlein. O du armer Gottengel! Du bist zur bösen Stund' gekommen! Jesus und die Dreieinigkeit, was fangen wir nun an? Sie stürmen die Burg. Hört ihr das Geschrei? Weh uns!"

„Gib mir mein Kind! Ich will es sehen!"

Die Frau sagte es mit ganz erschöpfter und doch gebietender Stimme.

Die alte Magd brachte es ihr.

Mit letzter Kraft ihrer Augen sah es die Frau an. Mit letzter Kraft der welken Finger strich sie über sein Haupt und seinen Leib. Mit letzter Kraft der armen Lippen suchte sie des Kindes Mündlein.

„Passiflora!" stöhnte sie und sank zurück.

Und dann:

„Agath — mein Kind — hüte mein Kind!"

Und dann umdämmerte sie die Nacht —

Die Magd, das Kind in den bebenden Händen, starrte der Frau ins Gesicht. Sie sah die zuckenden, krampfigen Finger. Sie sah, wie eine andere, unsichtbare, sanfte Hand sie löste, daß sie ruhig wurden. Und dann wuchs ein seltsames Etwas in die Höhe und stellte sich zwischen die Frau und sie.

„Frau —"

Die Alte stammelte es mit gichterischen Lippen. In ihren Blicken flackerte der Wahnwitz. Aber noch sammelte sie das arme Restchen Vernunft. Und sie suchte dem schreienden Kind in den Mund zu greifen.

„Ich — muß ihm — die Zunge — lösen —"

Aber mitten in ihrem Tun sank ihr die Hand. Der Geselle, der zwischen ihr und der Frau stand, hatte an das Herz der Alten gegriffen. Sie bäumte sich vor Schmerz. Aber dann stand das Herz still. Der Nachtschreck hatte sie getötet.

Und zwischen den beiden Toten schrie immerfort klagend das junge, warme Leben.

* * *

Als sich hinter dem Knaben die schwere Türe geschlossen hatte, als er in dem modrigen, von üblen Dünsten erfüllten Raum saß, als er der vielen gedachte, die hier schon gesessen waren in Qualen, und derer, die da unten den ewigen Schlaf schliefen, und um deren unbestattete Gebeine die fahlen, blaßleuchtenden Schemen ihrer Seelen schwebten — da schlug er die Stirne auf den kalten Grund des Kerkers, seine Fäuste ballten sich aufs neue, und sein ganzes Herz war nur ein stürmender Ruf nach Rache.

War das ein Vater, der sein Kind da hinabstieß? In diesen Abgrund von Elend und Schrecken?

Und er dachte an die Mutter. Die blasse, gütige, arme Mutter.

„Mutter!" rief er mit heißen Tränen.

Denn seine vierzehn Jahre hatten ihn noch nicht hart genug gemacht, seinen Trotz in diesem furchtbaren Halbdunkel wie eine helleuchtende Wehr zu seinem Schutz aufzustellen.

Digitized by Google

Und die Stunden schritten über ihn hin. Mit unsichtbaren Sohlen. Endlich schlief er ein.

Und auch er, gleich dem Vater, gleich der Mutter, erwachte an der Feuerlohe, die mit jäher Hast in seinen Kerker leuchtete.

Qualmende, Blutfeuer streuende Fackeln waren es, und Männer, die durcheinander schrien. Sie wollten die Gefangenen befreien.

Da war aber niemand denn der Knabe.

Der rieb sich die Augen und starrte in die Fackeln und starrte die Männer an. Diese wilden Gesichter.

Und jählings kam ihm ein Gedanke, der ihn wie ein Hammer aufs Herz traf: Das Ende! Unser aller Ende!

Und dann ein zweiter, der den Hammerschlag tiefer trieb und ein metallenes Wort sprach: Die Mutter! Meine Mutter!

Und da zuckte der Knabe auf, rannte wie ein stürmender Keil durch die Männer, hinauf, den Burghof durch, den Kammern der Mutter zu. Die Flut des Himmels schlug herab wie ein Sturzbach. Er fühlte es nicht. Er trat auf Leichen. Er merkte es nicht. Man schrie und stürmte ihm nach. Er hörte es nicht.

„Mutter! Mutter!“

Und da stand er auf der rauchenden Schwelle und da trat er ins Gemach, zum Tod und zum Leben.

Da lag die Mutter. Blutend. Leblos. Und in den Armen der leblosen Magd ein Wesen, das ihm nun im huschenden Zwielicht seltsam fremd und verwandt aus großen, magischen, unwissenden, schicksalssuchenden Augen ins Auge, ins Tiefste der Seele starrte.

„Mutter!“

Er tastete. Mit heißer Hand. Aber die Hand, die er fühlte, war kalt. Die Stirne war kalt. Der Mund war kalt. Der liebe, teure Mund. Kälter als das tiefste Eis des Winters.

Es schmetterte ihn an dem Lager nieder.

„Mutter!“

Die Männer, die ihm nachgestürmt waren und auf der Schwelle in Rauch und Qualm standen, hörten diesen Schrei. Und sie sahen die tote Mutter. Und das Kind in den Armen der toten Magd. Und den Knaben, den Sohn, da hingebrochen.

Und sie bekreuzten sich.

Nur eine wilde, gellende Stimme schrie:

„So recht! Der Vater verbrannt. Die Mutter zum Schinder. Schmeißt die ganze Brut in die Flammen! Dann haben wir Ruhe ...“

Da hob sich der Knabe. Es war seltsam, wie er älter geworden war. Und es war seltsam, was er für Augen hatte. Den wilden, rachebrennenden Männern sahen sie so eigen in die ihrigen, daß sie erschauerten. Sie wagten nicht zu sprechen.

Der Knabe aber sprach mit einer Stimme, die tönte wie eine zersprungene Glocke:

„Mutter, gute Nacht! Dein Sohn geht!“

Digitized by Google

Und dann nahm er das Kind aus den Armen und von der Brust der Magd, und er hob es hoch vor sich wie einen Schild.

„Gebt frei!“

Und so schritt er durch Haß und Tod und Rauch und Glut hindann, hoch in den Händen das Kind.

Niemand wehrte ihm.

Er gewann die qualmende Zugbrücke. Er sah den toten Wärtel drinnen an der Wand stehen. Er nickte ihm zu. Er schritt über die Zugbrücke hinüber. In den rauschenden, rieselnden Wald. Und verschwand in seinem Dunkel.

Hinter ihm barst die Brücke mit Donnerkrachen in den Abgrund.

Und abermals bekreuzten sich die Männer, die dem zusahen.

„Lasset sie gehen!“ sagte der Anführer. „Ihr seht, es war Gottes Wille so.“

Also trug der Bruder die Schwester aus den Kiefern des Todes ins Leben hinaus. In die wieder beruhigte flüsternde Sommernacht. Dem funkelnden Morgenrot entgegen.

* * *

Der Knabe wanderte und wanderte in die Nacht und den Wald hinein. Er hielt das Schwesterlein fest an sich gedrückt. Das aufgerissene Wams hielt er über den zarten Leib gedeckt. Das Kind hatte zu schreien begonnen. Da erinnerte sich der Knabe, was ihm die Magd erzählt von kleinen Kindern und wie man sie stille macht beim Schreien. Er steckte also der Kleinen einen Finger in das Mündchen, und sie sog eifrig daran. Endlich merkte er, daß sie eingeschlafen war. Und da setzte er sich einen Augenblick unter einen dichten Baum, wo ein trockenes Plätzchen geblieben war. Setzte sich und sann.

Was nun beginnen?

Weit, weit fortwandern, wo man nichts vom Eilhart vom dunkeln Berge noch von seiner ganzen Sippe wußte.

Aber was mit dem Kind anfangen?

Wie er so saß und nachdachte, hörte er einen Flügelschlag über sich. Es mochte eine Eule oder Fledermaus sein.

Alldieweil dämmerte es grau durch die Bäume: der Tag.

Da kam das Flügelrauschen wieder. Hoch über dem Knaben. Er hörte einen kurzen scharfen Schrei und sah auf. Da bebte sein Herz vor Freude. Es war der Falke, der da über ihm kreiste und schrie. Heil und lustig.

Er lockte ihn, wie es Falknerbrauch. Da kam er näher, umkreiste ihn und setzte sich endlich auf seine Schulter. Der Knabe streichelte ihm mit der freien Hand zärtlich das graue Gefieder. Es war ihm, als seien sie beide, Bruder und Schwester, nun weniger verlassen.

So stand er denn auf und schritt weiter. Der Falke flog neben und vor ihm. Nach einer Weile hörte er ein fernes Donnern. Er ging näher und näher. Der Wald ward lichter. Und mit einemmal stand er auf einer Wiese. Es war heller Tag geworden. Und man sah aus den Frühnebeln über die Wiese hin das ferne

Digitized by Google

Hochgebirge. Quer der Wiese entlang aber lief eine mächtige graue Felswand. Aus dieser stürzte unter der hohlen Wurzel einer alten Eiche wie aus dem Stamm des Baumes heraus ein breiter, tosender Wasserfall. Er schlug einige Male an den Felsen auf und sprang dann mit zornigem Getöse weiter, bis er in einem breiten Felsenbecken in der Tiefe gischend und kochend Rast hielt, um als Felsbach in unruhigen Strudeln weiter talwärts zu ziehen. Nicht weit davon, von dem vorhängenden Felsen geschirmt, sah der Knabe die Hütte des Einsiedlers. Der Einsiedler selbst, ein Mönch, dem das Kloster zu eng geworden war, und der Gott lieber in der Einsamkeit denn mit einer Kumpanei lobte, kniete an dem Bach und wusch sich Gesicht und Hände. Dann stand er auf, hob die Arme hoch, daß seine Kutte von den sehnigen braunen Armen zurückfiel, und so stand er gegen die Ferne gebreitet eine Weile regungslos. Es war wie ein stilles Gebet. Ferne sahen die über Nacht tiefbeschneiten Alpenberge herein, und um einzelne ihrer Häupter hingen noch schwere Wolken. Man sah die Wolken da und dort in heftigem Kampf. Dort an der Berge höchsten Zinnen schien das Unwetter noch nicht ausgetobt zu haben. Zuweilen riß ein Blitz die Wolken auseinander, und ein dumpfer, ferner Donner rollte über die sommerlichen Lande. Nun begann das erste schwache Morgenrot zu leuchten. Die Eiszinnen erglommen von einem leisen Schimmer. Gleich einer stillen, großen Geistermusik tönte ihre ewige Sprache herüber zu dem Klausner, der einsamen Waldwiese, dem tosenden Felsbach, den diese ferne gewaltige Sprache vernehmlich übertönte. Und zu dem Knaben mit dem Neugeborenen am Herzen und dem Falken, der sich wieder zutraulich auf seiner Schulter niedergelassen hatte. Nach allem dem Wüsten und Furchtbaren der Nacht lag in dieser Einsamkeit und Größe eine so wundersame weihekräftige Besänftigung, daß dem Knaben die Augen übergingen. Nun schüttelte ein Morgenwind die nacht- und tauschweren Wipfel. Es rieselte kühle Beruhigung auf des Knaben heiße Lider und Wangen. Und da begann der Klausner zu singen. Sein Morgenlied. In feierlichen, langgedehnten Tönen zog es hinaus in den Morgen, in die Weite:

Felsenabgrund, ewige Berge,
Wasserſturz, der donnernd fällt,
bringet Lob dem hohen Werke,
das sich schuf der Herr der Welt.
Tu dich auf, Gewittertür!
Laß das Morgenrot herfür,
daß es mit den brünst'gen Flammen
alle Frommen ruft zusammen.

Vögel ihr, so hochgestimmet,
jubelt ihm, der Stimm' euch lieh.
Was da kreucht und fliegt und schwimmet,
falle ein zur Melodie.
Fischlein in der kühlen Flut
freut sich neuen Tages Glut,
und die Käfer, die da brummen,
loben ihn mit ihrem Summen.

Digitized by Google

Rehlein in dem Wald da draußen,
Schlange in dem kühlen Gras,
Wald mit deinem tiefen Brauſen,
Blumen feucht und ſchwer vom Naß,
Stumm' und laute Kreatur
lebt von ſeinem Hauche nur,
labt ſich an dem Freudenborne
und erbebet ſeinem Zorne.

Du auch, Menſch, kannſt ihn nicht faſſen,
der ſo unermeßlich iſt.
Mußt es nur geſchehen laſſen,
was ſein Ratſchluß dir beſchließt.
Ruhe ſtill und lauſch in dich,
daß der Herr dir ſchenket ſich.
Sei du wie der Wälder Rauſchen,
die auf Gottes Stimme lauſchen.

Der Knabe lauſchte in ſtummen Schauern. Wohl hatte er von Gott gehört und zu ihm gebetet. Aber alles das waren ihm immer Worte und wieder Worte geweſen. Hier aber war es, als ſänge aus dem Mund dieſes Mannes die erſchaffene Welt. Und es war ihm Augenblicke lang, als müſſe aus dem heller und heller werdenden Himmel das Auge Gottes herableuchten, freudig und ſegnend ſeine Welt und den, deſſen Mund ſie das Lob des Schöpfers künden ließ.

So war eine Weile feierliches Schweigen. Ein ſtiller Gottesdienſt, dergleichen in engen Kirchenmauern nicht denkbar noch fühlbar.

Dann wandte ſich der Einſiedler, um ſein Tagewerk zu beginnen. Das war zuerſt dies, daß er Früchte ſuchte, wie ſie der Wald hervorbringt. Dann heilkräftige Kräuter. Endlich einen Waldblumenſtrauß für den rohgezimmerten Tiſch ſeiner Zelle. Er ſchritt, das Haupt geſenkt, über die Wieſe. So gewahrte er den Knaben, der etwas in den Wald zurückgetreten war, erſt, als er nahezu vor ihm ſtand. Er hielt inne und ſah die ſeltſame Erſcheinung: den Knaben mit dem Neugeborenen an der Bruſt und dem Falken auf der Schulter, nicht ohne einiges Erſtaunen an. Doch er hatte in der Nacht Feuerſchein geſehen und fernen verworrenen Lärm gehört, und der Gedanke kam ihm, es könnten dies wohl Flüchtlinge aus der zerſtörten Burg ſein.

Der Knabe aber, wie er die tiefliegenden, ſchwarzen, glänzenden Augen des Einſiedels prüfend auf ſich ruhen ſah, vergaß ſeinen Stolz und fiel auf die Knie. Mit den blauen, trotzigen Augen ſah er zu dem alten Mann auf, der in ſeiner Kutte, mit dem langen grauen Bart und den ſeltſamen Augen unter der hohen Stirne gleich einem Propheten oder Gott ſelber vor ihm ſtand. So bedünkte es den Knaben.

„Ihr armen Kinder," ſagte der Einſiedel gütig, „ihr lieben Kinder! Ich weiß wohl, woher ihr kommt! Ein ſchlimmes Los! Ein bittres Los! Ich hab' es kommen ſehen!"

Dieſe Worte riefen dem Knaben ſein ganzes furchtbares Unglück und ſeine jämmerliche Verlaſſenheit in den Sinn. Er ſenkte die Wimpern, da er fühlte,

Digitized by Google

daß ihm die Augen naß wurden. Er zerbiß sich die Lippen. Aber er konnte es nicht wehren, daß einige schwere Tropfen über die leidungewohnten Wangen rollten.

Der Einsiedel legte die furchige Hand auf das Haupt des Knaben. Und den dünkte es, als sei es fast die Hand der Mutter. So sanft und Milde verstrahlend war sie. Und so wohl tat sie ihm.

„Du kommst aus einem schlimmen Haus. Ich ahne, wer du bist!“ hub der Einsiedel wieder an. „Aber du scheinst gut zu sein. Dein Gesicht ist noch rein.“

„Eines schlimmen Vaters Sohn bin ich! Ich weiß es!“ antwortete der Knabe düster. „Gebiete mir nicht, meinen Namen zu nennen. Er wirft einen Schatten vor mir, der die Guten scheucht.“

„Auf deinem Antlitz liegt noch der Frühmorgen des Lebens! So übel dein Geschick ist, danke ihm, Knabe! Es hat dich hinausgeführt aus der Stätte der Gewalttat und des Frevels. Mit schwerer Hand wohl. Aber dennoch danke du! Und dieses Kind?“

„Es ist meine Schwester, in dieser Nacht geboren.“

„Und die Mutter?“

„Ist — tot —“

Als der Knabe diese Worte sagte und der toten Mutter gedachte, sank sein blondes Haupt noch tiefer, und nun flossen seine Tränen in das feuchte Gras, in dem er kniete — ein bitterer Schmerzenstau.

Der Einsiedler betrachtete ihn lange. Der Falke war aufgeflogen und kreiste in unruhigen Stößen hin und her. Sein geller Schrei schrillte durch die Morgenstille.

Und da regte sich auch das Kind. Es griff mit den Händchen um sich und fing an zu schreien. Denn während des Kniens und Sprechens hatte ihm der Bruder den Finger aus dem Mund gezogen. Da war es aufgewacht.

„Komm!“ sagte der Einsiedel. „Euch beiden ist Stärkung vonnöten. Alsdann ist der Tag noch lange zum Reden, was nun geschehen soll und kann.“

Der Knabe stand auf. Der Einsiedler schritt voraus durch die tauige Wiese. Der Knabe folgte ihm. Der Falke hatte sich wieder auf seine Schulter gesetzt. Der Kleinen Stimmlein aber tönte die Morgenmusik. Bis es so nahe an dem Wasserfall ruhig wurde.

„Wie heißest du?“ fragte der Einsiedler den Knaben, bevor sie in die Hütte traten.

„Adal, so rief mir die Mutter.“

„Und das Schwesterchen hat keinen Namen? Haben Vater und Mutter niemals davon gesprochen, wie es heißen soll?“

„Nie zu mir!“

„Laß' es mich sehen!“

Der Knabe hob es vorsichtig empor. Mit feuchten Augen sah er das Kind an. Es blickte mit großen, tränennassen Augen um sich. Die kleinen, rosigen Fäustchen waren fest geballt.

„Siehe, was hat es da?“ sprach der Einsiedler.

Und dabei deutete er auf eine Stelle am Körper des Kindes.

Unter dem linken Brüstchen war in die zarte rosige Haut wie von einer geheimnisvollen Hand ein weißes Mal eingedrückt.

Digitized by Google

„Es ist wie die Blätter einer Blume!“ sagte der Einsiedel nachdenklich.

Und es sah wirklich so aus, als seien schmale, feingeschweifte Blütenblätter in die Haut gedrückt.

Dem Knaben ging es verworren durch den Sinn, daß die Mutter so gerne unter den Passionsblumen gesessen war. Aber er sprach nichts davon zu dem alten Manne neben ihm. Und es war auch nur wie ein Blitz der Vergangenheit gewesen, der alsobald wieder zurückhuschte in die Nacht dessen, das hinter dem Knaben lag, und das er so gerne vergessen wollte.

Der Einsiedler sah auf das so seltsam gezeichnete Kind hernieder. Er bewegte das Haupt, und es war, wie wenn ein leise raunender Wind den Wipfel eines alten Baumes bewegt. So raunten dem Alten schauerbringende Stimmen, als beginne hier in dieser Stunde ein großes, schweres Schicksal die unsichtbaren Fäden zu spinnen.

Dann richtete er sich hoch auf, als wolle er diese Geister abschütteln. Und das Nötigste schien ihm, das Kind zu taufen und ihm einen Namen zu geben.

„Nimm!“ gebot er dem Knaben.

Der nahm die Kleine und küßte sie zärtlich auf die feinen, seidigen Kopfhärchen. Und auf das weiche Mündchen. Dieweil ging der Alte in die Hütte und brachte einen hölzernen Becher voll Wasser und ein sehr schön geschnitztes elfenbeinernes Kruzifix heraus.

Er nahm das Kind dem Knaben aus dem Arm und hieß ihn knien und das Kruzifix halten. Dann nahm er mit der einen Hand Wasser in die Handhöhle und träufelte es auf das Köpfchen der Kleinen, die einen Augenblick zu schreien anfing, aber gleich wieder stille ward, als sie die Hand des Einsiedlers auf dem Häuptlein fühlte.

„Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Mutterlos trittst du in die Welt der Schicksale. Namenlos ließen dich Vater und Mutter. So sei dir hier in der Wildnis ein Name gegeben. Du trägst das Zeichen der Blume. In Schmerzen windender Qual wardst du geboren. So nenne ich dich denn: Passiflora — Blume des Leidens.“

Die ersten Strahlen der Sonne zuckten funkelnd über die Zinnen der Berge. Sie schossen höher und höher und sanken als goldene Pfeile hinab in die lichtbrünstige Welt. Der Einsiedler trat bis nahe an den Rand der Wiese, dahin, wo tief unten über Wald und Moor noch die Nebel brauten wie böse Geister der Nacht. Er hob das Kind hoch gegen die stolz emporstrebende Sonne, als könne er es feien mit ihrem Kuß.

Der Knabe hielt das Kruzifix hoch und sah den Einsiedler starr an. Der alte Mann da vor ihm, das sonneleuchtende Kind, das er hoch zum Himmel hielt, die Welt ringsum mit der stillen, weiten Größe draußen und dem Donnerrauschen des Sturzbachs in der Nähe, er selbst in seiner Jugend und mit seinem Schicksal: alles das schien dem Staunenden ein unbegreifliches Wunder.

„Passiflora!“ stammelte er leise.

Und so war der Wunsch der Mutter erfüllt. Das Kind hieß also, wie sie es gewollt hatte.

* * *

Digitized by Google

Um dieselbe Zeit, da diese Worte gesprochen wurden, kniete in dem ausgebrannten und verwüsteten Schloß ein gebrochener Mann an der Leiche seines Weibes. Er hielt die kalte, schlaffe Hand in seiner lebenswarmen. Er befühlte das starre Antlitz und drückte ihr zitternd die Augen zu.

„Weib! Weib!“ stöhnte er.

Über Nacht war er ein so völliger Bettler geworden, denn er nur jemals einen aus den Verließen seines Schlosses hinausgestoßen hatte. Ärmer noch als der Ärmste. Der hatte wohl Weib und Kind. Sie halfen ihm betteln und den Karren des Elends schieben oder den Packen der Armut schleppen. Aber er hatte nicht Weib noch Kind. Das Weib lag tot vor ihm. Von ihm konnte er noch Abschied nehmen und den geliebten Leib bestatten. Aber die Kinder — wo waren sie? Der Knabe lag wohl unter den rauchenden Trümmern des eingestürzten Schloßturms, im Verließ bei Leichen eine Leiche. Und das Wesen, dem die Mutter sterbend das Leben geschenkt hatte, mochte rohe Hand in die Flammen geschleudert haben.

Er stöhnte abermals und wischte sich die schweißfeuchte Stirne.

Und sein irrer Blick suchte an der Hand der Toten einen Ring, den er als Angedenken dieser furchtbaren Stunde hätte mitnehmen können. Den Ehering. Er ließ die linke Hand der Toten, die er bisher noch immer gehalten hatte, zögernd fallen und ergriff die rechte.

Und er stieß einen dumpfen Schrei aus. Der Ringfinger war abgeschnitten.

„Diebe! Gesindel!“ schrie er heiser. Und ballte die blutige Faust.

Dann verhüllte er mit den Händen das rauchgeschwärzte, zerwirrte Haupt, über das der treue Falkner ein Stück seines Wamses gebunden hatte, um die Blutung einer Wunde zu stillen. So mit verhülltem Haupt lag er, über der Toten zusammengebrochen, wie ein vom Sturm oder Blitz hingeschmetterter Eichbaum.

Der Falkner stand mit gesenktem Haupt in der Türe, die zur Hälfte verbrannt war. Und die tote Magd saß dabei mit heruntergesunkenem Haupt und schlaff herabhängenden Armen.

Eine lange Zeit ging hin. Das Keuchen des Mannes tönte schauerlich durch den Raum. Es klang furchtbarer als irgendein Weinen. Die grimme Hand des Entsetzens hatte ihn wie die Faust des Todes an der Brust gefaßt und rüttelte und schüttelte ihn. Aber endlich blieb seine Kraft Sieger.

Sein Atem ward stiller. Der Mann stand auf. Und der Falkner erschrak, als er sein Antlitz sah. Es war, als ob es in den Rachen der Hölle geschaut hätte und versteinert von der erschauten Qual nun kein Leben mehr finden könne. Der Mann da vor dem Falkner war nicht tot. Aber er lebte auch nicht mehr. Er war ein Gespenst.

„Laß uns die Toten bestatten!“ sagte er mit einer hohlen, blechernen Stimme, vor deren Klang der Falkner erschrak.

Und er nahm das tote Weib. Und der Falkner die Magd.

Und sie trugen sie hinaus in das Gärtlein der Burgfrau.

Wehe den Rosen! Der Sturm hatte ihr stolzes Haupt zerschlagen. Wehe den Lilien! Ihre reine, leuchtende Weiße lag beschmutzt an der Erde. Wehe der Linde und ihrem Duft! Im Schlamm des Gartens faulten ihre Blüten. Und

Digitized by Google

nackt und kahl war der Passiflorenstrauch. Seine Blumenblätter hatte die Sturmnacht auf den Leib des Weibes verstreut.

Der Mann suchte nach einem Platz, wo er das tote Weib niederlegen könne. Sein Blick fiel auf die Bank, wo er so manches Mal des Nachmittags oder Abends mit ihr gesessen war. Ihre feine, müde Hand gehalten hatte. In ihre stillen, blauen, erbarmenden Augen gesehen und das Mitleid für ihn, den sündigen, frevelnden Mann, darin gelesen hatte. Wo zuweilen diese Hand über sein Haupt geglitten war, als könne sie den brütenden Sturm wilder Taten in diesem Haupt zur Ruhe streicheln. Ja, sein Blick fiel auf diese Bank. Und so jammervoll es zu sagen ist: er setzte die Frau auf die Bank und lehnte sie zurück. Also daß sie saß wie in den alten, vergangenen Tagen. Und warf sich nieder und barg den Kopf in ihrem Schoß.

Oben im Baum und drüben im Wald sangen die Vögel.

Der Falkner hatte dem wahnwitzigen Tun seines Herrn scheu zugesehen. Dann hatte er eine Schaufel, die mit anderem Gartenwerkzeug immer an der Hauswand in der Türecke stand, genommen und begann eifrig zu graben und die ausgehobene Erde beiseite zu werfen. Das Geräusch schreckte den Mann auf. Er sah mit irren Blicken nach dem Grabenden hin. Er suchte nach einer zweiten Schaufel. Seine Blicke fanden keine. Und er drückte die Tote sanft an die Mauer zurück. Dann ging er schweren Schrittes hinzu, und da er kein Grabwerkzeug hatte, kniete er nieder und grub mit den Händen das Grab seines Weibes. Und die Tote saß da und wartete auf ihr Grab.

Endlich lag sie drinnen, zur kühlen Ruh' bestattet. Der feuchte Grund schloß sich über ihrem Gesicht. Über dem lieben, stillen Gesicht. Der Lindenbaum streute seine Blätter darauf. Es war Mittag geworden. Die Sonne stand hoch. Da hatten sie auch die Magd neben der Herrin gebettet.

„Kommt!" sagte der Falkner zu seinem Herrn. „Kommt! Hier ist nun kein Bleiben mehr für Euch."

Und willenlos wie ein Trunkener ließ der sich fortführen.

* * *

O wie selig schläft das Kind!

Es ist der erste Tag seines Lebens. Es liegt auf dem groben hölzernen Tisch in der Klause des Einsiedlers. Der Einsiedler hat ihm aus demselben Schüsselchen, mit dem es getauft worden ist, Milch eingeflößt, und ein paar Tropfen hängen an seinem Mündchen.

Der Knabe hat mit zärtlicher Sorgfalt zugesehen, wie der Einsiedler das liebe Würmlein getränkt hat. Dann hat ihn der Einsiedler mit einem Schreiben an das Kloster der heiligen Klara im Tal geschickt. Dort soll das Kindlein Aufnahme finden. Denn der Einsiedler kann es nicht behalten. Für den heutigen Tag und die Nacht geht es wohl an. Morgen will er es dann mit dem Knaben zu Tale bringen. Er hat dem Knaben Weg und Steg gesagt. Und der ist fröhlich fürbaß geschritten. Am Spätnachmittag kann er wieder zurück sein. Zuerst hat er durch das Fensterchen der Klause noch einmal hineingesehen. Da liegt das Kindlein wie ein süßes, trostvolles Gottesgeschenk. Warm, lebendig. Der Einsiedler deckt es noch sorglich zu.

Digitized by Google

Dann ist auch der Einsiedler gegangen. Zu den Bäumen. Zu den Vögeln. Zu den Fruchtsträuchern. Zu den drolligen kleinen Waldmännlein, den Pilzen, die des Waldes Erde zur Nahrung schenkt. Zu den schönen Blumen und dem tiefgrünen, samtenen Moos. Er ist ruhig gegangen. Er kann das Kindlein eine Weile allein lassen. Seine Klause ist heilig weithin. Mag das Kind da nur ruhig schlafen!

O wie selig schläft das Kind! Über ihm donnert der Felsbach wie der Donner wilder Lebensgeschicke. Es schläft und weiß nichts davon. Da fliegt ein Buntspecht herein. Bis nahe an das Kind. Und beschaut das seltsame Ding da in der Hütte des Einsiedlers. Und fliegt hinaus. Und kommt wieder mit andern. Bald ist eine ganze Vogelversammlung in der Klause und vor der Klause. Denn sonst um diese Zeit pflegt der Klausner sie zu füttern. Hinten in der Klause steht der Sack mit den Körnern. Aber er ist verschnürt. Der Einsiedler hat über dem Kind die Vögel vergessen. Spechte, Meisen, Finken, Zeisige, Häher, Elstern, alles fliegt und schwirrt durcheinander. Hin und her. Über und um das Kind. Ein Hase hüpft durch die Wiese. Er hält vor der Türe. Schielt zu den Vögeln hinein. Macht ein Männchen und schlüpft weiter. Ein Fuchs kommt aus dem Wald. Schleicht an der Hütte vorüber. Blickt in das Innere, was es da gibt. Die Vögel stieben auf. Aber schon ist er fort. Die Rehe kommen aus dem Wald. Sie wundern sich, daß ihr Freund, der Einsiedler, nicht da ist, sie zu ätzen wie sonst. Eines streckt den Kopf mit den lichtbraunen Augen durch das Fensterchen herein und bestaunt das Kind und die Vögel, die da hüpfen und fliegen und raunen. Und andere stehen in der Tür und schauen und wundern sich. Ein junger Bär trottet daher. Auch er ist dem Einsiedler Freund. Denn der hat ihn im Winter einmal halbtot gefunden und mit in die Hütte genommen und ihn gefüttert und gepflegt. Seit dieser Zeit kommt er oft des Morgens. Zuweilen gibt ihm der Einsiedler eine Honigwabe. Denn hinter der Klause, da wo der Fels mächtig aufragt, stehen Bienenstöcke. Die Bienen schwärmen unruhig hin und her. Sie warten des Einsiedlers, der sonst um diese Zeit kommt. Der Bär trottet über die Wiese. Die Rehe schrecken auf und hasten davon. Aber der junge Petz ist ganz freundlich und manierlich. Er sucht nach dem Einsiedler und sieht die schwirrenden Vögel und sieht sie um den Tisch herumflattern und denkt: Ei, das ist etwas für dich! Er schnuppert und kommt vorsichtig näher. Dicht vor dem Tisch hebt er sich hoch und guckt. Ja, was ist das? Er schnuppert an dem schlafenden Kind herum. Seine feuchte Nase stößt dem Kind ins Gesicht. Da regt es sich und tastet um sich. Und das kleine Fäustchen trifft den Bären auf die Nase. Der fällt wieder auf alle viere. Und trottet davon. Aber vor der Türe dreht er sich um. Und in seinem ganzen Gesicht liegt ein Vorwurf gegen den Einsiedler, daß er so angeführt worden ist.

Und immer kreisen und raunen die Vögel um das kleine schlafende Menschlein.

Die grüne Wildnis wacht über ihm. Der Wald duftet herein. Die Sonne sieht herein und breitet ihre Lichthände darüber.

O wie selig schläft das Kind!

* * *

Durch den Wald über die Wiese kommen vorsichtig spähend zwei Männer. Sie wollen durch die Bergwildnis, durch Kluft und Moor hinaus in die Welt.

Digitized by Google

Am Waldrand bleiben sie stehen. Sie fürchten diese offene Waldwiese. Aber nirgends auch nur die Ahnung eines menschlichen Wesens.

Da gehen sie quer über die Wiese. Der Falkner weiß: es ist die Hütte des Einsiedlers. Vielleicht bekommen sie da etwas Milch und Brot.

Sie stehen nun vor der Hütte. Der Falkner ist voraufgegangen. Er sieht hinein. Und stößt einen Ruf des Erstaunens aus. Da blickt auch der Ritter hinein.

Da liegt ein Kind.

Es durchfährt ihn wie ein Strahl. Geschieht hier ein Wunder des Himmels?

Er wankt auf das Kind zu. Er betrachtet es. Er sucht nach dem Bildnis der Mutter in seinen Zügen. Der Mutter, die er noch eben begraben hat. Er will auch das Körperlein sehen. Er zieht mit zitternder Hand die Decke zurück. Er sieht — und sieht das weiße Mal unter dem Brüstchen. Eine Blume mit geschweiften Blättern, fein und schlank wie die Finger einer Frauenhand. Solche Blüten hat er heute schon einmal gesehen. Auf dem Leib seines toten Weibes. Dahin geweht vom Sturm der Nacht —

Ja, es ist sein Kind. Es ist ihr Kind. Ihr Kind. Ihr Ebenbild. Und die Schmerzensblume hat sie dem Kind mitgegeben. Als Zeichen seiner schmerzlichen Geburt und ihres eigenen elenden Lebens.

Der Mann fällt nieder und faltet zum erstenmal in seinem Leben zu wahrhaftem Gebet die Hände.

Ein Wunder ist geschehen. An dem Kind und ihm. Er muß dafür danken.

Er küßt den Erdboden. Er küßt den Tisch. Er küßt die Decke. Aber das Kind wagt er nicht zu küssen. Er betrachtet in kindlichem Staunen das Unbegreifliche.

Ein Schmetterling ist hereingeflogen. Ein bunter, herrlich schillernder Falter. Er gaukelt herum und setzt sich dann einen Augenblick auf die Wange des Kindleins. Dann flattert er wieder fort. Und es ist, als habe das bunte, schimmernde, gaukelnde Leben das Antlitz des Kindleins geküßt.

Und da fährt der Mann auf. Mit ängstlichen Händen nimmt er zitternd das schlafende Kind und deckt seinen Mantel darüber. Und dann eilt er hinaus. Mit dem Kind eilt er fort. Und der Falkner ihm nach. Beide so scheu, als ob sie einen Diebstahl vollbracht hätten. Der dunkelgrüne Wald nimmt sie auf.

In der Hütte flattern die Vögel noch unruhiger hin und her.

* * *

Der Einsiedler kommt aus dem Walde und findet das Kind nicht mehr. Er schrickt und staunt. Und sieht die unruhig flatternden Vögel, die sich um ihn drängen, als müßten sie ihm etwas sagen.

Ist der Knabe zurückgekehrt und hat das Kind fortgetragen?

Er legt die Waldfrüchte, die er zum Abendschmaus geholt hat: feine Erdbeerlein und schmackhafte Pilze, beiseite und setzt sich auf das Bänklein vor der Klause.

Er will warten.

Als es Abend wird und die Schatten dunkeln, steht der Einsiedler endlich auf. Er geht zu dem Bilde des Gekreuzigten und fällt vor ihm nieder. Und betet.

Für Bruder und Schwester. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Oldenburger Bauernhaus — Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

Studienfahrten im Ammerland und der Friesischen Wehde

Von

H. J. Hoffmann-Fallersleben d. J.

Die Saison ist aus. Die letzten Sommergartenfeste, die letzten intimen Hausbälle sind vorüber, die Theater geschlossen. In den großen Villenvorstädten ist es öde geworden. Alles ist hermetisch verschlossen und verriegelt, und die Blätter des wilden Weines, die im Sommerwinde hin und her schaukeln, säuseln das Lied: „Die Herrschaften sind verreist", das in immer neuen Variationen von jeder Türschwelle einem entgegentönt.

Auf den Bahnhöfen pulsiert das Leben. Tausende und aber Tausende flüchten ins Freie, ins Gebirge, an die See, um die erschlafften Nerven zu stählen und im Herbst, oktoberfrisch, zurückzukehren.

Der Zug braust gen Norden. Nach Norderney, Borkum, Langeoog geht die Fahrt. Alles denkt an das Ziel, an Hotels, an Bekannte, die man treffen, an Ausflüge, die man unternehmen will, und kaum einer nimmt sich die Mühe, aus dem Fenster zu sehen und sich bewußt darüber zu werden, wo er sich augenblicklich befindet.

„Oldenburg!" Der Zug hält. Man blickt über weite Schienenstränge, steigt aus, steigt um, steigt ein, trinkt Kaffee und freut sich, drei Viertel des Weges nun endlich überwunden zu haben. Dieser Bahnhof, der Blick in die Stadt hinein,

Digitized by Google

Offenes Herdfeuer und Backofen in einer Oldenburger Kate — Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

über die uns Bädeker nur mit sehr wenig Sternchen aufwartet: das Schloß, das Museum, die Post, einige Denkmäler, das Theater, die alte Stadt — die Herrlichkeiten sind erschöpft. Der Anziehungspunkte sind zu wenige, als daß es einem Menschen einfallen könnte, auszusteigen. Man hat dies und Ähnliches schon zu oft gesehen. Man könnte ja schließlich mal -- es sollen Rembrandts im Museum sein — und der ist ja so modern — aber bei diesem Wollensansatze bleibt es auch.

So viel weiß der Laie von der Stadt Oldenburg. Daß sie die Hauptstadt eines der interessantesten und malerischsten Länder unseres lieben deutschen Vaterlandes ist, kümmert ihn nicht viel. Wohl hat er irgendwo mal gehört oder gelesen, daß es einen Urwald, einen richtigen Urwald in dem Lande gebe, in dem Preller und Lessing Studien gemacht haben, aber ... Unterkommen, Verbindungen — das kennt man ja. Ergo, man verkneift sich den Urwald und freut sich auf Norderney.

So geht jahraus, jahrein der große Strom der Fremden an einem der schönsten stillen Fleckchen Deutschlands vorüber. Sehr zu Unrecht!

Ein außerordentlich hoher Kulturzustand hat Oldenburg zu einem reichen Lande gemacht. Die Viehzucht ist weltberühmt, und der Ackerbau liefert in gewissen Gegenden einen so hohen Ertrag wie fast nirgends. Torfstich und Ziegelbrennerei sind zwei weitere große Erwerbszweige, und in neuester Zeit machen auch die Vareler Automobilfabriken von sich reden.

So weit beschäftigt sich die Schulwissenschaft mit Oldenburg. Welche Schätze es aber birgt, das wissen nicht viele. Wer kennt den schönsten Teil, das Ammerland?

Digitized by Google

Am Heideweg (Vogelbeeren und Birken) Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

Digitized by Google

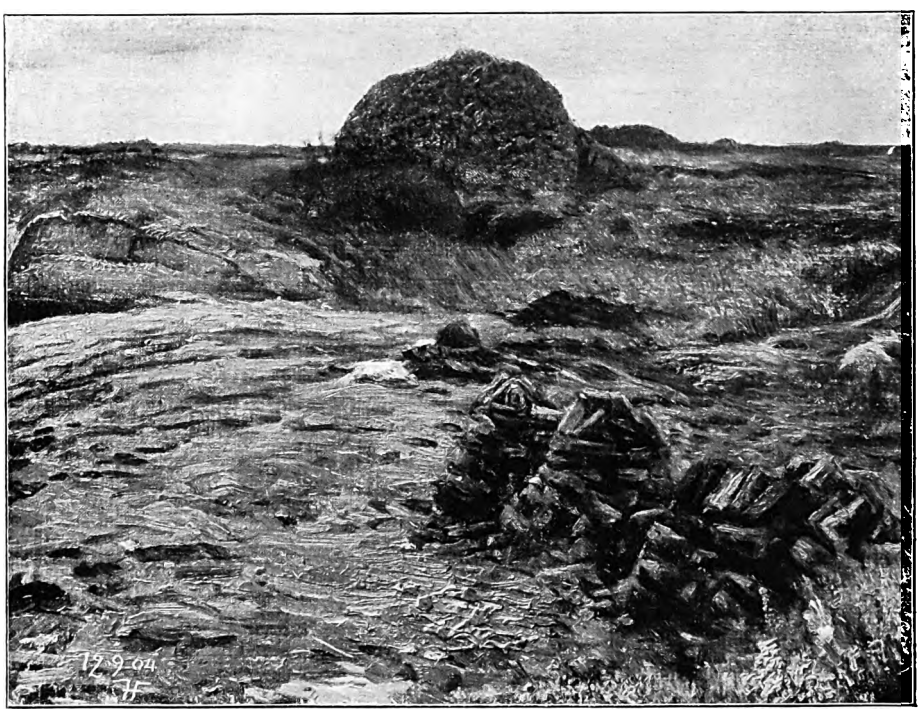
Wer von euch ist über seine großen Heiden und Moore gewandert und hat mit den Moorbauern am offenen Feuer gesessen und „Heet und Soet" getrunken?

Dort scheint die Zeit stille gestanden zu haben. „Das verschlafene Land" nannte es eine unserer bekannten Dichterinnen, als ich mit ihr zusammen über die stillen Flächen wanderte und ihr die Schönheiten der Heide zeigte.

Doch die lassen sich nicht mühelos genießen. Die Chausseen, schnurgerade und vorzüglich gepflastert, gehen natürlich nur von Dorf zu Dorf, und die Heidewege sind um so schlechter und sandiger.

Der Versuch, einen Wagen zu bekommen, ist fast eine Herausforderung an das Schicksal, und wenn man nicht zu den Glücklichen gehört, die ein Auto besitzen, oder gute Freunde im Lande hat, dann fahre wohl, Bequemlichkeit, dann heißt es laufen, laufen, laufen. Denn selbst das treue Fahrrad ist abseits der Straßen mehr ein Hindernis, und auch der Zahmste flucht gotteslästerlich, wenn er es im Sonnenbrande durch die Weite schleppen muß.

Je tiefer man eindringt, und je weiter die Entfernung von dem Treiben der Welt, um so einsamer, stiller und friedlicher wird es um uns. Die alten Holländerbilder scheinen in unsere Zeit zurückversetzt. Man denkt an van Goyen, Hobbema, Ruisdaël, und die weiten Flächen der Heide wecken uns Erinnerungen an die schwermütigen Landschaften des unglücklichen Herkules Seghers.



Torfstich im Moore — Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inneres eines Oldenburger Bauernhauses Von F. Hoffmann-Fallersleben d. A.

Ein weiter Heideweg dehnt sich vor unseren Blicken. Die blühende Erika zieht in violetten Schwaden über die Flächen. Das Flockengras nickt in weißen Büscheln, das Summen der Bienen ist der einzige Laut, der an unser Ohr schlägt. Ein schwerer, süßer Honigduft schwebt durch die zitternde Luft.

Grell blendet die Sonne auf dem gelben Sande.

Nur auf diesem feinkörnigen Sande wächst die Heide. Er liegt in wellenförmiger Oberfläche, in ganzer Schicht. Es ist alles Schwemmland und gehört zu den jüngsten Bildungen. Teils tritt der Sand zutage und wird in den Sandkuhlen abgebaut, teils liegt er viele Meter tief, und an solchen Stellen lagern die Moore, die oft von ungeheurer Ausdehnung sind und beim Betreten für jeden, der ihre Tücken nicht kennt, höchst gefährlich werden können.

Es sind stehende Moore; Wandermoore kommen selten vor; doch ausgedehnte Sumpfstrecken, die sehr schwer zu überwegen sind. Welche Riesenarbeit dazu gehört, begriff ich, als ich in der Nähe von Moorburg (Ostfriesland) die Überreste der alten Römerwege sah, die sich im Moorwasser so gut erhalten haben, daß das Holz nach dem Trocknen noch als Brennholz verwertet werden kann.

Wo das Wasser tiefer liegt, etwa 2—5 Meter, wird der Torf gestochen. Mit einer kleinen Schaufel wird Stück für Stück herausgehoben und in Hucken zum Trocknen zusammengestellt. Ein steter Wind sorgt in kürzester Zeit dafür. Ist der Torfstich abgetragen, bis das Grundwasser Einhalt gebietet, so läßt man den Torf sich erneuern. Die Heide wächst wieder auf dem Boden, verdorrt, verwest, wächst wieder, bis die Schicht zum Abbauen reif ist; das dauert natürlich Jahrzehnte;

Digitized by Google

Nebelabend im Urwald — Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

Digitized by Google

man rechnet 30—40 Jahre, um den schweren, schwarzen, und etwa die Hälfte, um den leichten, braunen Torf zu gewinnen.

Solch verlassene Torfstiche — mit den violetten und blauen Wasserflecken, dem frischen Grün und den weißen Büscheln des Flockengrases, dem Violett der Erika und der tiefen Bläue des Enzians — sind malerische Bilder in satten, schönen Farben, so voll und tief im Ton wie alte Glasgemälde.

Aber es werden ihrer weniger und weniger. Auch hierher dringt schon die Kultur wie ein schleichendes Ungeheuer. Jahr für Jahr bröckeln die Menschen ein Stück am Rande der Heide ab und machen es urbar. Das ausgewählte Stück Land wird mit einem Graben umzogen und angebrannt; ein ungeheurer Rauch entwickelt sich und zieht weit ins Land hinein (Höhenrauch). Noch in die heiße Asche hinein säen die Moorkolonen Buchweizenkörner, die in der Hitze hüpfen und knistern, und schon in wenig Tagen stehen die grünen Felder mitten im Moor. Der Buchweizen blüht schneeweiß und wird bei der Reife feuerrot, und da er das ganze Jahr hindurch angebaut wird, so üben die weißen und braunen Felder auf dem tiefbraun-violetten Grunde eine außerordentlich belebende Wirkung in der großen Fläche.

Heide- und Flachlandschaft ist das Ammerland zumeist; der Waldbestand ist im allgemeinen gering und fleckenweise verteilt. Ein Juwel aber ist unter den größeren Waldkomplexen, wie man es nur selten findet. Nur die Bannwälder des Riesengebirges können sich an Wildheit mit dem Urwalde in Oldenburg messen. Seit über sechzig Jahren wird in dem Walde nichts mehr geschlagen; was fällt, das fällt, und die gestürzten und vermoderten Baumriesen liegen gespenstisch da. Aus ihrer geborstenen Rinde fällt die Lohe heraus wie quellendes Blut, und in ihren zerbrochenen Kronen grünen üppige Farren. Ich sah einen alten, efeuumrankten Stumpf, der einen Rosenbusch in seinem zermürbten Wipfel trug. Er selbst trieb kein grünes Blatt mehr, aber im Frühling rieselten die Rosenblüten über ihn fort, und ein zarter Duft strömte aus der Höhe herab. Ein märchenhaftes Bild.

Am heimlichsten und wunderbarsten aber ist der Wald, wenn am Abend die Nebel aus dem feuchten Grunde steigen und das Mondlicht seine weißen Schleier in die Zweige hängt.

Am Urwalde liegt ein höchst malerisches Dorf. Früher besaß es noch viele der alten, wie erdverwachsenen Häuser mit den moosbewachsenen Strohdächern und den blinzelnden Fensterscheiben. Die Dächer sahen aus wie große Kapuzen. Es waren eigentümliche, auf Stützen ruhende Strohvorbauten, sogenannte Nasen, die den Eingang vor Wind und Wetter schützen und im Winter verhindern sollten, daß das Haus ganz einschneien konnte. Oft befinden sich diese Nasen auch noch an der Rückseite des Hauses, wo die Fenster liegen. Der Haupteingang des Hauses ist der durch die große vordere Scheunentüre. Diese führt geradezu auf die Tenne, an deren Seiten die Viehställe, an deren Rückwand sich das offene Feuer befindet und rechts und links davon die Türen, die in die Schlafzimmer gehen. Vor dem Feuer, so daß nur ein schmaler, etwa einen Meter breiter Raum bleibt, steht ein großer Tisch, der zu allem dient, wozu ein Tisch überhaupt benützt werden kann.

Digitized by Google

Digitized by Google

ovale und sternförmige Formen vor. Der Kesselhaken, an dem die Kessel aufgehängt werden, trägt am oberen Teil ein flachgeschmiedetes Eisenblatt von eigentümlicher Form. Ich bin erst später hinter seine Bedeutung gekommen. Die Feuerstätte war bekanntlich in früheren Zeiten ein heiliger Platz, an dem jeder Flüchtling Schutz fand. Kam es zu Streitigkeiten, so faßte der Beschuldigte an den Kesselhaken; das galt gleich einem Schwure. Um dieses noch sinnbildlicher zu machen, schmückte man den Kesselhaken mit einem Eisenblatte in Form einer zum Schwure erhobenen Hand, die im Laufe der Zeiten ornamental ausgestaltet und schließlich zur Unkenntlichkeit verunstaltet wurde.

Ein weiteres Merkmal dieser Häuser ist der Rahmen über dem Herdfeuer. „Rahmen" ist wohl vermodelt aus „Wagen". Eine Fläche aus Brettern von anderthalb bis zwei Meter Breite und drei Meter Länge, die auf zwei großen wagerechten Balken ruht, dient zum Befestigen der Kesselhaken und ist der Aufbewahrungsort des Brennholzes, das hier getrocknet wird. Diese Stützbalken nun tragen zwei hörnerartige Aufsätze, welche Pferdehälsen mit Köpfen gleichen. Die Köpfe sind durch schlechte Schnitzereien bis zum einfachen Halbkreise herabgewürdigt worden, und nur die aufrechtstehenden Ohren deuten noch auf die ursprüngliche Absicht hin. Ob nun der Wagen des Wodan oder des Thor mit diesem Sinnbilde gemeint ist, habe ich nicht genau unterscheiden können. Denn die Schnitzereien, einfachste Beilschnitzereien, sind derartig roh, daß man kaum mit Bestimmtheit wird unterscheiden können, ob die aufgesetzten Kragen Pferdeköpfe mit Ohren oder Ziegenköpfe mit Hörnern, Wodan oder Thor, darstellen sollen. Doch kann man danach, daß die Ohren fast stets sehr klein sind, wohl eher auf den Wodanswagen schließen.

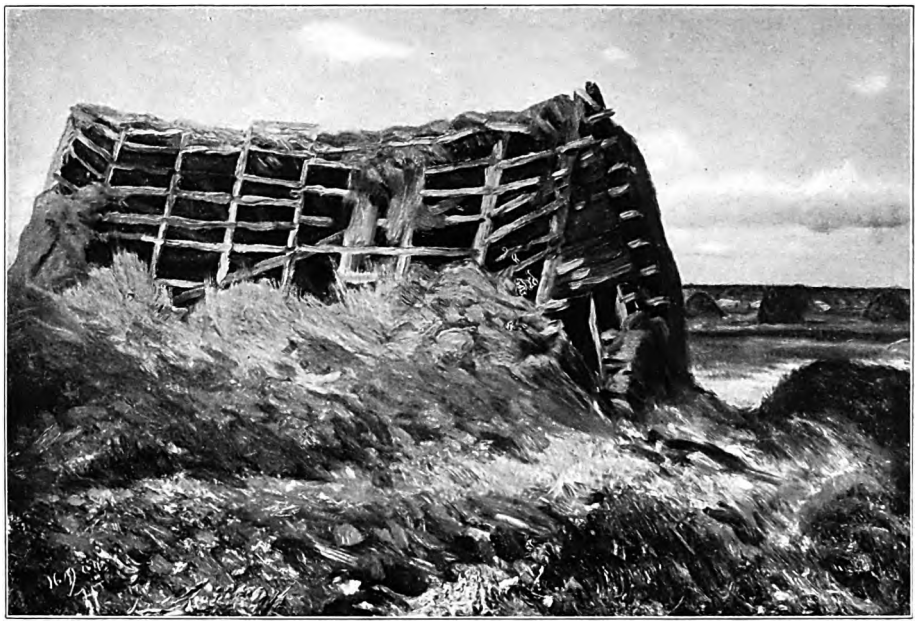
Diese merkwürdigen Eigenheiten finden sich auch nur im Ammerlande und im Anfange Ostfrieslands. Nach dem Jeverlande und nach Oldenburg zu sind sie nur noch ganz vereinzelt und verschwinden dann völlig.

Man muß schon sehr gut zu Fuß sein und das Moor genau kennen, um zu den verlorenen Moordörfern vordringen zu können. Und wer nicht Plattdeutsch vollständig beherrscht und es versteht, den Leuten freundlich und doch nicht herablassend entgegenzukommen, der unterlasse lieber derartige Wanderungen oder verspreche sich wenigstens nicht zuviel davon. Denn so friedlich der Ammerländer ist, er fußt immer noch auf dem Wahlspruche: „Uns het keen Minsch wat to seggen", und sieht in jedem Touristen seinen natürlichen Feind. Viel Schuld daran tragen auch die Antiquitätenjäger, welche das alte Zinngerät und die geschnitzten friesischen Truhen, Schränke und Anrichten, ähnlich unseren Büfetts, zu Spottpreisen massenhaft aufkauften und zu der Bauern Schaden zum vierfachen Preise weiter verhandelten. Seitdem erblicken die Moorkolonen in jedem Stückchen Zinn einen unermeßlichen Wert und in jeder Truhe ein Meisterwerk der Schnitzerei. Beides ist nicht der Fall. Denn der Wert aller dieser Gegenstände besteht viel mehr in der Originalität der Form als in ihren künstlerischen und kunstgewerblichen Eigenschaften. Im allgemeinen wenigstens. Gleichgültig. Die Leute erklären sofort rund heraus: „Nee, da willt wi nich von afftahn (abstehen). Dat is al noch von min Grotmodder her, un de het al seggt: Dat's de man jo dat Tinngod un dat annere

Digitized by Google

Altes weinberanktes Haus — Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

Digitized by Google



Torfhütte im Moore — Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

Tüg nich verköpen deist, dat is so moie (schön) wie keen in'n ganzen Dörp." — Dann ist aber auch jeder Versuch vollständig hoffnungslos, und man tut am besten, leise weinend davonzuschleichen. Denn mit demselben Erfolge wie auf so einen Bauernschädel kann man auch auf die Tenne oder die Dachbalken losreden. Alles, was „antik" ist, genießt höchste Achtung. Der Altertumshandel blüht. Prinz Heinrich von Preußen besitzt im Berliner Schlosse ein vollständig eingerichtetes friesisches Zimmer mit Zinngerät und — last not least — elektrischen Kandelabern und Smyrnateppichen. Was müssen „Antiken" sich doch alles gefallen lassen!

Es sind malerische Nester, diese Moordörfer. Oft sind die Dächer grasgrün bewachsen und schillern in allen Farben vom zartesten Indischgelbgrün bis zum tiefsten Rostbraun und Dunkelgelb. Dazu die graustaubigen Straßen, roten Ziegelmauern und der blaue Himmel, in dem lose weiße Wolkenbänder schwimmen. Dann wieder sind die Häuser ganz in Silber getaucht, blau und grau mit zarten violetten und duftig grünroten Tönen, die so fein zusammenstimmen und ineinandergehen, daß es anmutet wie ein fein eingestimmtes Bild.

Ganz, ganz langsam fängt auch hier schon die Kultur an. Sie kommt ja oft in so vielerlei Gestalt. Hier tritt sie uns mit himbeersaucenfarbigen Zementplattendächern entgegen, die in grünen Riesenbuchstaben den Namen des Hausbesitzers weithin künden. Sie hat die alten Ziehbrunnen verscheucht und Garvenssche Patentpumpen an ihre Stelle gesetzt. Der Sparherd hält seinen Triumphzug, die Dampfmaschine wackelt durchs Land — wie lange noch, und Maler und Schriftsteller müssen noch tiefer ins Land hinein oder warten, bis die allgütige Mutter

Digitized by Google

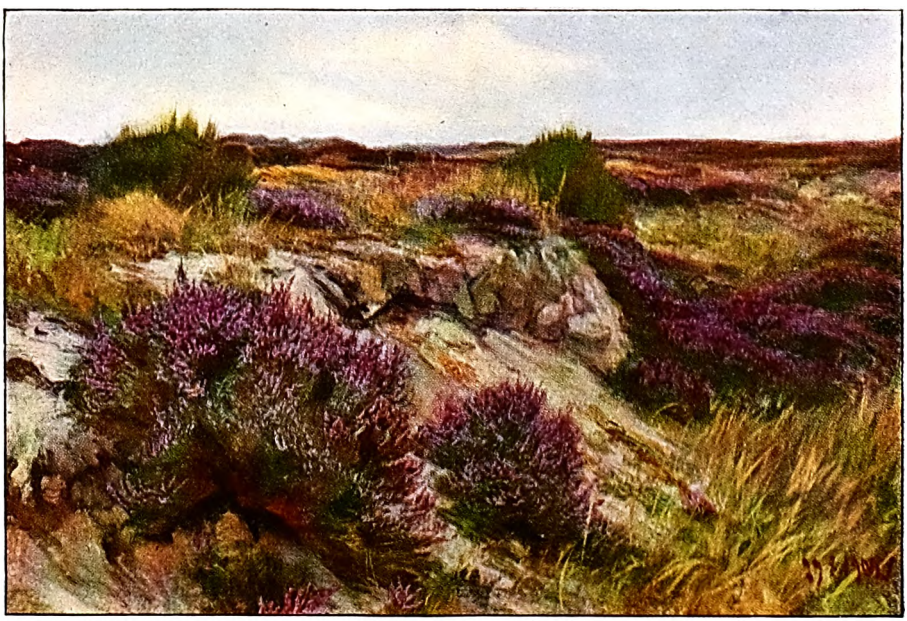
Digitized by Google

Es mag sich auch in Wirklichkeit nicht gut wohnen in so einer Rauchkate, und den Genuß, in einem Alkovenbette zu schlafen, überläßt man gern anderen. Das ist menschlich nachfühlbar.

In die Intimitäten eines solchen Haushaltes aber wird man erst eingeführt, wenn man es fertig gebracht hat, zum Malen in der Kate Erlaubnis zu bekommen. Das ist nicht ganz so einfach. Fast stets entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Gu'n Dag; kann ick mi nich en betten dal setten und dat her malen?" — „Wat schall dat denn? De wär neulich all en, de het dat all afnahmen, un hett seggtick full'n Bild hebben, un is niks nach kamen." So geht es noch eine ganze Weile weiter. Wenn man zuletzt aber einen Buddel Rum dediziert, der angeblich für den Großvater „in dat Schapp" gestellt und da aufbewahrt werden soll (natürlich wird es im nächsten unbewachten Augenblick entkorkt, und so oft probiert, bis er geleert ist!), dann hat man Terrain gewonnen, und es kommt, begleitet von einer großartigen Handbewegung, das Wort: „Ja, wenn dat so is, wie Se seggen, un Se molen man to, abers stüren Se de Swin nich, de möten ehr Ruh hebben."

Die Schweine sind wichtiger als die Menschen, aber die Wißbegier ist noch wichtiger. Nach einer halben Stunde kommt der Mann — die Frau ist schüchterner — und stellt sich, Pfeife im Munde, Hände in den Hosentaschen, neben einen. Natürlich ins Licht. „Ne, Se, ick künn do nix seihn, wenn Se do stahn." — Ein Schritt zur Seite. Mitten ins Motiv, wie mein Professor immer sagte. — „Se, gahn S' do bitte weg, kommen S' herher." — „So?" — „?!" — „Ja, so is't al



Blühende Heide — Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

Digitized by Google

Haus eines Moorkolonen (Die ersten Moorfelder) Von F. Hoffmann-Fallersleben d. Ä.

Digitized by Google

god!" „Ick künn dat nich, — dat is de Kunst. Blot so mit de Hand!!" — „Jo, dat is al nich so licht, künnt Se glöben." — „Ja." Er verschwindet. Nach einer Weile taucht er von neuem auf, eine Mistforke über der Schulter, die er mit einem avec neben sich stellt. Tiefsinniges Schweigen. Unterbrochen von einer drohenden Aufforderung an den Hund, wegzugehen, begleitet von einem Torfwurf: „Gah los, Döskopp!" Hund flüchtet. Weiteres, höchst tiefsinniges Schweigen. Ich fühle, sein Gehirn arbeitet mit Pferdekraft. Endlich! „Seggen Se mal, leben kann ma' da wol eegentlich nich so recht von?" — „Nee, Mann, leben kann da eener nich von!" — „Dat hebb ick mi dacht." Schneller Griff nach der Forke, ein letzter, verächtlicher Seitenblick; weg ist er und kommt nicht wieder, bis ein Schluck un'n halber Liter ihn wieder freundlich macht. Aber die Achtung ist fort und der Ton der Unterhaltung meist auf einen solchen herabgestimmt, wie man ihn Kindern oder Halbblöden gegenüber annimmt. O, es können einem herrliche Geschichten passieren. Ich erinnere mich noch eines jungen Mannes, der mit einer gräßlich giftgrünen Schachtel bewaffnet durch die Landschaft kam und mich eine Ewigkeit mit der Versicherung ödete, er „intressier sich so vor de Handmaleri". Ein anderer stürzte freudig auf mich los: „O, Se nehm ja do wol de Bahn op. Da liken Se doch man to, dat Se den Bahnhof op min Land kriegt!"

O Leser, hast du schon mal vor einem Schweinekoven gesessen und überall, wohin du faßtest, Hühnervisitenkarten an den Fingern gehabt? Hast du so recht tollen Torfqualm in den Augen beizen gefühlt, während eine Latrinentonne, die vor der offenen Tür stand, dir duftende Grüße sandte? Dann wirst du es begreiflich finden, warum sich hier so wenige zum Malen hererirren. Es gehört mehr dazu als feste Wanderbeine und offene Augen. Es gehört auch die Verachtung gegen Geräusche, Gerüche, Geschmäcke dazu. Und davor hat das Norderney-Publikum natürlich eine Heidenangst.

Es ist selbstverständlich, daß es nicht immer „so" ist. Es gibt Ausnahmen. Ich habe Katen gesehen, in denen holländische Sauberkeit herrschte, wo alles an seinem Platze war, aber sie haben für jeden Maler etwas Nüchternes. Denn eine solche Farbenpracht wie die Holländer haben die Friesen denn doch nicht.

Das Auge genießt am meisten. Die roten Wände mit den dunkeln Möbeln und die offenen Feuer, über denen der Rauch in blauen Schwaden schwebt, geben wundervolle Bilder. Aber am schönsten ist es, wenn die Sonne durchs Fenster huscht. Dann flirren goldene Funken durch den Rauchschleier, und die Hühner, die überall auf der Tenne herumlaufen, sehen aus wie bunte Märchenvögel.

Eine Landestracht, wie die Thüringer, tragen die Friesen nicht. Sie sind nüchterner. Die bunten Röcke fehlen und der Gesang. Aber wenn die Nebel im Moore brauen und die Räder in den Spinnstuben surren, dann erzählen sie sich alte Geschichten vom Heidemann und den Moorweibern, kernige, gruselige Märchen, und die alten Männer, von denen viele zur See fuhren, geben die ewig neuen Sagen vom Klabautermann und dem fliegenden Holländer den lauschenden Kindern zu Gehör.

Digitized by Google

Evchen

Ein Aquarellbildchen

von

Meta Schneider-Weckerling

Ist das still und sonnig, so in einer sonnbestrahlten Talmulde sitzen, ganz heimlich, weltverloren, still! Nur Wälder, Berge ringsum, steil abfallendes Ackerland von uns abwärts, Wälder hinter uns, aufwärts steigend, Himmel darüber, Sonne rings, — Stille, — sonst nichts ...

Und ein werdender, still wirkender Frühling!

Steht da links an noch bronzen kahl aufsteigenden Baumsäulen des Waldes eine vereinzelte Birke, kräftig und groß, weiß und schlank aufsteigend wie ein Schwan ...

Hängt's doch schon zartgrün hier und da, und ganz tief unten am jäh abfallenden Taleinschnitt unter uns leuchtet ein Saum breiten grünen Samts: das ist eine junge Tannenschonung dort unten, fern am Rand. Und darüber, den ganzen Wald, den Berg hinan flimmert's, blinkt's, kaum angedeutet grün!

Ein einziger menschlicher Punkt in dieser traumstillen Abgeschiedenheit: auf dem Berge uns gegenüber das Friedhofshäuschen; weiß blitzt's in der Sonne. Und daneben träumen vereinzelte Zypressen lautlos in die Luft ... Um den Friedhof eine graue Mauer.

Im nahen Walde neben uns üben Frühlingsvögel.

Es ist Sonntag. — Sonntagnachmittag ...

Sitzt da mein Kind neben mir. Mein stilles, schönes Kind.

Blickt mich jetzt an, so ernst. Der ganze Sonntag funkelt in seinen Braunaugen.

Sie sind so klar wie Glas, so tief wie ein Bronnen tief im Walde.

So ein klarer Bronnen, in den man immer wieder hinabsteigt, oder in dem man sich gesund badet. ...

Du kannst einen so lange ansehn und immer so ernst. O Kind, wie der Herrgott selber siehst du einen an, so plötzlich, so fragend, so irgendwo, ... als begegnete er einem auf dem Lebenswege, oder just im Walde, und sähe einen tief an.

Jetzt lachst du!

Was hast du da?

Zeig, — es sind Zähnchen, — nein, es sind keine Zähnchen, — es ist ein Nestchen Perlen! O a s hast du in deinem Mündchen und zeigst's, wenn du lachst.

Digitized by Google

Und dann lachst du so herzig, und das kollert auch heraus wie lauter Perlchen aus deinem kleinen Hälschen.

Gleich blickt's wieder ernsthaft.

Vielleicht, weil du mein ernsthaft Gesicht gesehen hast und denkst, man soll nicht lachen in solch sonntagsstillem Walde?

Da hast du recht, mein Kind.

Ja, blick nur wieder so ernst, — machst ja doch alles genau so, wie's deine Mama macht, — bist ihr kleiner, ähnlicher Ableger, — ihr kleines, dummschwätziges Echo. ...

Es hat sehr gesunde kirschrote Bäckchen, urgesund, ein ganz klein wenig überbräunt.

Das sind die Nistplätzchen für seine Grübchen, denn es hat vier ausgesprochne, deutliche, ohne die andern, die noch so darum herumblitzen, wenn's so recht herzlich lacht. Da hat das breite Näschen eins, und im festen kleinen Kinn erscheint eins, die allertiefsten aber sitzen in den kirschroten Bäckchen, so recht mitten drin.

Und um das alles herum flimmert's hellblond, ganz hellblond, und weht's, wenn's läuft; und wenn sich's stellt, ist's sehr, sehr stämmig, grad wie ein kleiner Eichbaum, gar nicht ätherisch und binsenschlank. Nein, fest steht es auf Mutter Erde, fest, ein ganzes, kleines Menschlein, mit all seinen Gefühlen, Leidenschaften und Zärtlichkeiten. ...

Das wär' das kleine Evchen, — „unser Evchen" — immer mit einer zärtlich-feierlichen Betonung von den andern in der Familie so genannt. Und es ist jetzt fünf Jahre alt.

Aber ganz fertig ist's doch noch nicht. Da sind noch seine Händchen. Seine lieben, breiten, kleinen Händchen. Seine Löwentätzchen, mit all den Grübchen drin ...

Aber es kann nichts Böses damit tun, es kann nicht, noch nicht. So, als hätt's noch nicht vergessen, daß sie ihm der liebe Gott mitgegeben hat, und es sie nicht mißbrauchen darf. Kaum ein Blümchen rupft's zart damit ab, und kein Käferlein mag's damit kränken und kein Mücklein in seinem Lauf damit stören.

Aber etwas kann es damit und tut es über alle Maßen gern damit, nämlich: Betrübte damit streicheln...

Und es findet immer Betrübte dazu, bald ist's eins der weinenden Geschwister, bald ein schreiendes Kind auf der Straße, dem sich's schüchtern naht mit Streichelhänden, bald der Hund im Hof, und dann — wir Erwachsenen! Nicht zu vergessen. Immer aber kommt's mit Streichelhänden. ...

Das kommt aber alles, weil's solch Mutterherzchen hat, trotz seiner großen Jugend. Deshalb kann's auch die Händchen noch so gut gebrauchen und hat's noch nicht vergessen, wozu sie ihm der liebe Gott gegeben hat, ohne daß man's ihm sagt, — wie's doch so viele Kinder so oft und so früh schon vergessen haben...

Behalt nur dein Mutterherzchen und deine Helferhändchen, mein lieb, lieb Kind, so wirst du auch nie weit vom lieben Gott entfernt sein. ...

Als hätt's meine Gedanken erraten, so sieht es mich jetzt herzinnig an, während es vorher ebenso schweigend wie ich ins Tal und die Sonne um uns geblickt hat.

Digitized by Google

„Herzenskind, hörst du das Vögelchen da drin im Wald?“

Es lächelt und nickt.

Das ist noch ein Stück des reinen Paradiesesblicks, das in seinen Augen hängen geblieben ist von dort, und den ihm die böse Welt noch nicht genommen hat.

Behalt ihn, mein Kind.

Und sieh, wie schön grün es rund herum wird und wie heimlich-still es hier an dem Plätzchen ist, an dem wir sitzen, und wie die liebe Sonne uns bescheint ...

Oktobertag

Von

Hero Max

Frau Sonne wandelt durch den Hag, in üppige rotgüldene Prachtgewänder gehüllt.

Müde von der langen Sommerwanderung hinkt sie ein wenig und schleift den Fuß nach, wenn sie über die Hügel steigt, um durch das kleine Kirchenfenster eine Handvoll Gold vor das Christusbild auf den Altar zu streuen.

Leise liebkost sie das Kind der Madonna, das seine zarten Ärmchen verlangend nach ihr ausstreckt, und geht langsam weiter.

Tief auf der Erde, über geschorene Felder, schleifen die Purpursäume ihrer Gewandung.

Da kommt sie am Weinberg vorbei.

Rasch zieht sie einen güldenen Pfeil aus dem Haar und schlitzt die Trauben, daß ihr Blut weithin verspritzt, ehe sie es schlürft in glühenden Zügen.

Leicht nur prustet sie mit balsamischem Hauch gegen die schwerlastigen Zweige des Apfelbaumes; da lösen sich die reifen Früchte und kollern ins Gras.

Laut jubeln die Kinder des Dorfes und stürzen sich auf das gütige Geschenk ...

Behaglich lachend tritt Frau Sonne in das violette Wolkentor ihrer Himmelswohnung ein, das weit geöffnet steht.

Bausbackige Engelknaben fliegen herzu, rollen ihre Prunkschleppe auf, rollen und raffen und haschen sich übermütig in den Falten.

Noch ehe sie fertig sind, schlägt ein mürrischer Graubart die schweren Torflügel zu.

Frau Sonne ist hinunter.

Aber noch lange glitzern und glühen die rotgüldenen Flitter ihres zerrissenen Mantelsaums über dem blauen Duft des Tannenwaldes. Die kleinen Engelkinder nehmen die Backen voll und blasen die Fetzen lustig hin und her, weit über das Himmelsfeld, über das der blasse Rattenfänger mit seiner weißen Herde langsam gezogen kommt.

Lockend und melancholisch klingt sein Abendlied der Herrlichen nach über die freudeverlassene einsame Flur.

Digitized by Google

Das arme Reich und das reiche Volk

Von

Otto Corbach

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern trieb ein gesunder Instinkt die Massen zum Boykott einer schlechten Regierung an. Es ist also gar nicht verwunderlich, wenn das deutsche Volk weniger Opfermut für Steuern entwickelt als das Deutsche Reich Leichtsinn im Schuldenmachen. Aus dieser Unstimmigkeit ist mit der Zeit des Reiches Finanznot entstanden, wie sie jetzt zum Himmel schreit und im niedrigen Stand unserer Staatspapiere sich widerspiegelt. Während die 4prozentige Deutsche Reichsanleihe rund 99 notiert, stehen 4prozentige Italiener auf 104,75. Spanier kosten 96,95, unifizierte Türken 96,65. Die 2½prozentigen englischen Konsols werden zu 87,50 gehandelt, 3prozentige französische Rente zu 95,30. Das ebenso hoch verzinste Reichspapier dagegen erreicht noch nicht einmal den Kurs von 83. Das ist gewiß betrübend. Und es läßt sich demgegenüber nicht leugnen, daß unser rasch gestiegener Nationalwohlstand hierzu in schreiendem Gegensatz steht. Ein Staat, der dem finanziellen Zusammenbruche so nahe gewesen ist wie Italien, dies durchaus passive, kaum mittelmäßig verwaltete, zur Ernährung seiner Gesamtbevölkerung unfähige Land, gilt der Börse für besser und sicherer als das Reich, das alljährlich um 800 000 Menschen zunimmt und sie lächelnd versorgt, und von dessen expansiver Kapitalkraft zahllose Unternehmungen gerade in Italien beredtes Zeugnis ablegen. Man schätzt uns draußen kaum noch höher als Spanien und die Türkei ein.

Dringend notwendig erscheint also eine gründliche Finanzreform. Aber die ist, wenn es sich um mehr als eine Sanierung auf Zeit handeln soll, ohne eine halbe Milliarde neuer Steuern nicht zu machen. Da erhebt sich nun die Frage, wem die aufgebürdet werden sollen, und es zeigt sich, daß von Opfermut allenthalben nichts zu spüren ist. Zu besonderer Dankbarkeit gegenüber dem Fiskus haben eigentlich nur die Konservativen Anlaß, und deren Sinnen und Trachten war von alters her darauf gerichtet, zu herrschen, aber für die Kosten ihrer Herrschaft andere aufkommen zu lassen. Im übrigen weiß jeder Sachkenner, daß wirklich große Erträge nur Steuern, die auf Massenartikel erhoben werden, ergeben. Die Kreise, die von indirekten Steuern am empfindlichsten getroffen werden,

Digitized by Google

wissen jedoch am allerwenigsten, was für Wohltaten es sind, die der Staat von ihnen bezahlt haben will.

Da kommen denn jene Pharisäer, die keinen Satz mit politischem Inhalt aussprechen können, ohne ihm einen „nationalen" Akzent zu geben, und ergehen sich in Jeremiaden über die „Knauserei und Knickrigkeit gegenüber dem Vaterlande, auf die sich unsere Politiker so unsäglich viel eingebildet haben". Sie sei zu einer schweren Gefahr, fast möchte man sagen Kriegsgefahr geworden. „Schon traut man draußen unserer Regierung nicht mehr den Mut zu, wider offenkundige Rechtsverletzungen und Demütigungen ihre Stimme zu erheben," klagt Richard Nordhausen im „Tag", „Deutschland muß jede Kränkung ruhig hinnehmen, weil seine Finanzen ruiniert sind." Nordhausen ist allerdings recht optimistisch in Hinsicht auf das bevorstehende Finanzreformwerk. „Aus dem armen Reich wird über Nacht ein reiches werden", meint er; „seine Bürger brauchen nur ein wenig Opfermut, seine Führer im Parlament nur ein bißchen guten Willen zu zeigen."

Das ist leicht gesagt, hilft aber über etliche Bedenken nicht hinweg. Die Geschichte lehrt, daß ein gut regiertes, aber armes Volk immer einem andern sich überlegen erwies, das schlecht regiert wurde, doch über starke Finanzen verfügte. Was hülfe es also dem Deutschen Reiche, wenn es der Opfermut seiner Bürger über Nacht aus dem Dalles brächte, ohne daß seine Regierung um ein Haar besser würde? Leuten, die immer nur von Pflichten des Volkes, aber Rechten des Staates zu reden wissen, mögen einmal über das natürliche Verhältnis zwischen beiden Faktoren nachdenken. Woher rührt der Wohlstand unseres Volkes? Etwa vom Staate? Selbst der beste Staat kann nicht mehr tun, als dem Unternehmungsgeiste der Nation Handlangerdienste leisten. Waren es etwa Gesetzeserlasse, die unsern bahnbrechenden Industriekapitänen, Reedern, Kaufleuten, Erfindern, Technikern usw. ihre Laufbahnen vorschrieben? Nein, sie fanden die Sterne ihres Schicksals in der eigenen Brust. Und gerade weil nicht der Staat, sondern der private Unternehmungsgeist den bewegenden Mittelpunkt jeder Volkswirtschaft vorstellt, deshalb ist der Staat um des Volkes willen da, und nicht umgekehrt. Das Volk ist Arbeitgeber, der Staat Arbeitnehmer, denn bevor es einen Staat geben konnte, mußte erst ein schaffendes und besitzendes Volk da sein, um ihn zu bezahlen. Von diesem Standpunkte aus gesehen, muß man denn doch feststellen, daß das Deutsche Reich seinen Dalles teilweise, wenn nicht ganz verdient hat. In einem Lande, wo man die wichtigste Kulturaufgabe, die Volksbildung, so sehr vernachlässigt, wie in Deutschland, wo es so weit gekommen ist, daß man auf die Straßen und an die Zäune geht und Lahme, Blinde und Krüppel nötigt hereinzukommen, auf daß das Haus der Lehrerbildungsanstalten voll werde, da kann es mit der Regierung nur recht schlecht bestellt sein. Dem deutschen Volke fehlt es keineswegs an Opfermut. Mit welcher Engelsgeduld hat es nicht die lange Mißwirtschaft in seiner Kolonialverwaltung ertragen, und wie dankbar zeigte es sich, als sich die Regierung auf diesem Gebiete endlich zu grundstürzender Reform aufraffte. Davon zeugten die letzten Reichstagswahlen. Die Berufung Dernburgs an die Spitze des Kolonialamtes, dessen rasche Reformmaßnahmen und dessen Zusammenstoß mit Roeren, die dadurch veranlaßte Abschüttlung des Zentrumsjoches durch die

Digitized by Google

Regierung und die Auflösung des alten Reichstages infolge der Knickrigkeit von Zentrum, Polen und Sozialdemokraten, das waren herzerfrischende fortschrittliche Taten, und dafür hatte man im Volke Verständnis. Warum bleiben solche auf anderen Gebieten aus! Weil durch die Einleitung der Blockpolitik im deutschen Volke viel mehr Erwartungen geweckt wurden, als Erfüllung fanden, deshalb verlieh der Unwille der breiten Massen schon bei den Landtagswahlen der Sozialdemokratie wieder den alten Elan. Wie man eben in den Wald hineinruft, so schallt's heraus. Jede Regierung hat das Volk, das sie verdient, das heißt ein knickriges oder freigebiges. Es gibt für den Staat a priori kein Recht auf Besteuerung seiner Bürger; in ein solches Recht konnte er erst a posteriori durch das Volk eingesetzt werden auf Grund seiner Leistungen. Wenn die Regierenden also, wie im Falle der Beamtenbesoldungsfrage, sagen: Erst neue Steuern, dann Reformen, so geht daraus hervor, daß wir absolutistischen Zuständen noch nicht ganz entwachsen sind. Das Volk hat ein Recht, zu fordern: Erst Reformen, dann neue Steuern! Zum mindesten darf es in dieser Hinsicht bündige Zusicherungen verlangen. Ist denn eine Umgestaltung des preußischen Landtagswahlrechts und last but not least unseres Schulwesens weniger dringend als die Finanzreform? Wenn doch wenigstens die Regierenden den ernsten Willen zeigen wollten, in diesen Richtungen tatkräftig vorzugehen, dann wäre ihnen das bescheidene Volk gewiß gleich so dankbar, daß es, wie Nordhausen wünscht, das Defizit der 400 Millionen übers Jahr einen bösen Traum sein und die dreiprozentige Deutsche Reichsanleihe auf Pari klettern lassen würde.

Ein deutscher Waldkönig

Von

Christian Wagner

Und brauchest du Helfer, Retter aus innerer, äuß'rer Not,
O Heimat, dann seien es Götter, die nimmer vom Blute rot,
Im Walde müßten sie wohnen, im uralt heiligen Forst,
Da müßte als Adler thronen der König ob seinem Horst.

Zur Abwehr alles des Bösen, das dämmernde Zeit gebracht,
Unfreie Menschen zu lösen aus Dunkel und Geistesnacht,
Zu ächten alle die Werber für gleißenden Goldes Schein,
Zu hetzen die Baumverderber aus seinem heiligen Hain.

Er müßte herniedersteigen verwandelt als Volkeskind,
Mitfreuen sich, müßte zeigen den Niedern sich wohlgesinnt;
Es müßten dem frommen Recken vom stolzen Germanenland
Die Hirsche selbst freudig lecken die Hände und das Gewand.

Es müßte ihm alles gelingen, nicht könnte er werden müd,
Er würde zu Füßen zwingen den Norden zusamt dem Süd;
So mit den Mächten im Bunde vom heiligen Waldeszelt,
So müßt' er werden zur Stunde der König der ganzen Welt.

Digitized by Google

Das Leben

Von

Fritz Sänger

Einmal auch kam das Leben in eine sehr große Stadt. Langsam ging es durch die Straßen in seinem schlichten Kleide, und mit großen, erstaunten Augen sah es auf das Treiben und Wogen, das sich da entfaltete. Wie ein Kind sah es darauf, und es ging auf einen Mann zu, fragte so schlicht und einfach, wie es selber war:

„Wissen Sie, warum die Leute hier so eilen? Es ist — —“

Doch der Mann sah es nur mit kurzem Blick an und ließ es gar nicht zu Ende sprechen.

„Ich habe keine Zeit!“ Damit hastete er weiter.

Eine Weile stand das Leben still.

Dann ging es zu einer Dame, die mit zwei anderen an einem großen Schaufenster stand.

„Warum gehen hier die Leute so schnell?“ fragte das Leben wie zuvor.

Die sah das Leben groß an, dann sagte sie: „Ich bin wirklich zu sehr in Anspruch genommen“ und ging mit den beiden anderen, die neben ihr standen, in den Laden hinein, dessen Schaufenster sie betrachtet hatten. Das Leben sah den drei Frauen erstaunt nach, dann aber ging es betrübt weiter, um aus dieser Straße zu kommen.

„Wie ist das traurig,“ dachte es bei sich, „daß die Leute alle nicht einmal für das Leben Zeit haben.“

Nach und nach kam das Leben in Straßen, wo es stiller war, und vor einem Hause, das etwas zurückstand, war ein Garten. Aus diesem tönte ihm ein Lachen und Schreien entgegen, und es ging rascher, um schneller da zu sein.

Der Garten gehörte zu einem sehr eleganten Café, und am Eingang stand ein Kellner, der das Leben von oben bis unten ansah, als es eintreten wollte, denn es war gar so schlicht gekleidet.

Dieser Blick hielt das Leben zurück, und es stand draußen und sah hinein in den Garten.

Da saßen Herren und Damen, alle viel älter, als sie sein wollten, und warfen mit frivolen Blicken und Reden herum.

Digitized by Google

Ein armes, schüchternes Mädchen ging unter ihnen herum und bot Rosen an, und sie kauften auch welche. Auf den Tischen standen alle möglichen Speisen und Getränke, auch Kuchen stand darauf, und das Mädchen sah mit einem hungrigen Blicke nach der vollen Schale. Ein Herr faßte ein Stück Kuchen und rief: „Fang!“ Dabei warf er ihr das Stück zu. Das Kind war zu ungeschickt, der Kuchen fiel auf den Boden. Da bückte sich das Kind und wollte hastig danach greifen, aber ein Mann trat in demselben Moment mit dem Fuß darauf.

Alle lachten, das war hier ein Scherz.

Jetzt nahm das Kind sein Rosenkörbchen und ging. Man wollte ihm anderen Kuchen geben, man wollte es zurückhalten, aber es ging und weinte.

Einen Augenblick wurde es still im Kreise, dann streifte eine der Damen mit einemmal drei Gläser vom Tisch herunter, so daß der Wein am Boden hinfloß, und dann gab es wieder ein lautes und frivoles Lachen, und weiter ging es wie bisher.

Ruhig sah das Leben dies alles.

Ein alter Mann stand jetzt neben ihm, der auch da hineinsah. Ein Mann, der kaum noch gehen konnte und der Streichhölzer feilbot.

„Was machen die Leute?“ fragte es freundlich den Alten.

„Die genießen das Leben“, antwortete er.

Da schüttelte das Leben traurig den Kopf, lachte bitter und ging des Weges fort. Rasch ging es weiter, rascher als je sonst, um aus der großen Stadt herauszukommen.

Aber draußen am Rande der großen Stadt, da sah es an einem Kanal drei Leute, die aus einem großen, großen Kahn Steine ausluden. Der Vater hob einen schweren Schiebekarren, mit Steinen beladen, hoch, und die Mutter und die Tochter zogen an Stricken, die am Karren befestigt waren. Sie alle sahen übermüdet aus, und wenn sie mit dem leeren Karren zurückfuhren, um aus dem Kahn neue Steine zu holen, dann zitterten ihre Glieder so, als wenn sie alt, krank und schwach wären. Aber sie waren nicht alt und schwach: Mann und Frau waren kaum fünfunddreißig, und das Mädchen zählte kaum fünfzehn Jahre.

Sie gönnten sich aber keine Ruhe. Immer wieder fuhren sie über das schmale Brett hin und zurück, und es waren noch so viele Steine, ach, so viele Steine in dem großen Kahn, und an jedem blieben so viele bittere, harte Schweißtropfen hängen; aber das ging immer weiter.

Lange sah das Leben zu. Die drei achteten kaum auf das Mädchen im schlichten Kleide, und einmal fragte es:

„Warum arbeitet ihr denn so sehr und gönnt euch keine Ruhe?“

Der Mann erwiderte: „Wir arbeiten um das Leben“, und die drei keuchten weiter mit ihrem Steinkarren.

Da aber nahm das Leben die Hände vor das Gesicht und ging ganz still, ganz still und traurig hinweg von der großen Stadt und nahm sich vor, nie mehr in die große Stadt zu gehen.

Digitized by Google

Ihr klugen Frauen!

Von

Fritz Giese

Zu Anfang des Jahres stand in den Zeitungen die kurze Notiz, daß 14 Schülerinnen der Auguste-Viktoria-Schule zu Charlottenburg das Reifezeugnis des Realgymnasiums erhalten hätten. Es läge kein Grund vor, diese Tatsache hervorzuheben, wenn nicht diese 14 Damen die ersten in Preußen gewesen wären, die ein wirkliches Gymnasialstudium von Anfang an durchgemacht hätten. Hiermit ist abermals der Beweis erbracht, daß die Frau durchaus nicht in geistiger oder körperlicher Beziehung dem Manne nachsteht. Im Gegenteil. Auch hier hat sich — ähnlich wie in Amerika bei der dort durchgeführten Koedukation — beinahe die verblüffende Feststellung machen lassen, daß die jungen Mädchen eine größere Auffassungsgabe zeigten als ihre gleichaltrigen männlichen Studiengenossen. Latein und Mathematik sollen geringere Schwierigkeiten bei den weiblichen Schülern hervorgerufen haben als bei den Gymnasiasten. Diese Erscheinung läßt sich wohl daraus erklären, daß tatsächlich zwischen 16—20 Jahren ein Übergewicht der Frau gegenüber dem Manne vorhanden ist, was ja auch in der verschiedenen gesellschaftlichen Behandlung beider Geschlechter in diesem Alter zutage tritt. Aber das ist es auch weniger, was einer Hervorhebung bedarf. Das Hauptgewicht vielmehr muß man auf die einfache Tatsache legen, daß auch körperlich ein junges Mädchen wohl befähigt ist, die Anstrengung einer neunstufigen höheren Lehranstalt durchaus zu überwinden. Das Märchen von der „schwachen" Frau hat wieder einmal eine Widerlegung gefunden! Wenn in den unteren und mittleren Klassen nur durchaus gesunde Kinder aufgenommen wurden, so ist das kein Gegengrund. Ein kranker oder schwächlicher Mensch kann eben geistig nicht Höchstleistungen bieten. Es wäre zu wünschen, daß auch in Knabenschulen diese Maßregel zur Einführung gelangte. Dann würde der Jammer der Nachhilfestunden, der Blutarmut, der Tuberkulose eine Linderung erfahren, das geistige Proletariat unter den „höheren" Schülern sich verringern. Nein, das ist kein Gegengrund! Jetzt gibt es keine Entschuldigung mehr, wenn Eltern begabte Töchter im Hause behalten, ihnen die Quellen zur Weiterentwicklung verschließen! Besser ein unbefähigter

Digitized by Google

Sohn in der Gemeindeschule, als eine geistig geweckte Tochter im Elend der „höheren" Töchterschule! Gleichheit der Geschlechter soll erstrebt werden. Wozu noch die Bevorzugung der Knaben in solchen Fällen? Vergeßt doch nicht, daß die Tausende der halbgebildeten Männer, die sich mit Mühe und Not unter äußerem Zwang die „höhere" Art des Studiums aneigneten, die verachtend von ihrer Höhe auf ihre Sklavin „Weib" herabzublicken wagen, nur lebende, wandelnde Merkmale für jenes Märchen von der Inferiorität der Frau sind! Wie lächerlich muß solch ein „Mann" der geistig hochstehenden Frau erscheinen; Kretin, dein Name ist „Mann"! So scharf, so unwahrscheinlich diese Worte klingen: wer den brütenden Stumpfsinn unserer Durchschnittsgymnasiasten kennen gelernt hat, die Angst-und-bange-Gestalten, die sich von Klasse zu Klasse schleppen, und wer diese Leute dann draußen im Leben wiedersah, äußerlich prahlhänsisch, im Inneren hohl, die Symbole des übertünchten Grabes, der weiß, daß ich nicht übertrieben habe! Trennt Spreu und Weizen voneinander; haltet die unbegabten Knaben von den höheren Schulen fern und schickt lieber eure klugen Töchter dorthin. Dann werden wir endlich höhere „Menschen", ein besseres Menschengeschlecht entstehen sehen. Aber auch die jungen, begabten Mädchen mögen sich jene 14 Abiturientinnen zum Vorbild nehmen. Was habt ihr auf euren Töchterschulen gelernt? Nichts! Verdrehte Aufsatzthemata habt ihr bearbeitet, Religion und Geschichte wurde euch „vom pädagogischen und sittlichen Standpunkte wohlerwogen" unterbreitet, Mathematik und Naturwissenschaften konntet ihr nicht erfassen, da euch die nötigen Grundlagen fehlten, Französisch und Englisch habt ihr gelernt, könnt aber nicht euch eine Butterstulle fordern, wenn ihr ins Ausland kommt! Es soll nicht gesagt sein, daß alles ideal in dem Lehrplan, der Lehrmethode von Mädchen- und Knabengymnasium sei. Nein, durchaus nicht! Aber trotzdem bildet die Gymnasialbildung eine feste Grundlage im Leben für die moderne Frau. Wenn heutzutage ein junges Mädchen die Töchterschule verläßt, pflegt sie gewöhnlich in „Pension" zu gehen, um verschroben und verdreht in ihren Anschauungen das Vaterhaus wieder zu betreten. Etwas Klavierklimpern, leidlich Tanzen, Tennisspielen und Leinewand anstreichen, dazu noch etliche unverstandene Brocken Schopenhauer und Nietzsche, vielleicht auch noch reichlicher Gebrauch so schöner Schlagwörter wie „Freie Liebe", „Frauenbefreiung", „Allgemeines Wahlrecht", „Neumalthusianismus": und die junge Dame ist fertig. Sie schwadroniert über das Joch der Ehe und wartet — auf den Gelobten im Namen des Herrn. Der kommt aber nicht, wenn er Verstand hat. Denn wer sollte solch Gänschen nehmen, das kein tieferes Wissen besitzt, aber auch nicht einmal „Kirche, Kinder, Küche" zufriedenstellend übernehmen kann — und will.

Die Anmaßung, für gebildet zu gelten und entsprechende Ansprüche zu stellen, ist bei den minderbegabten jungen Männern wie der modernen höheren Tochter gleich groß. Mögen sich solche Gleichgesinnten finden. Ihr anderen, klugen Mädchen reißt euch los davon, strebt mit den begabten Männern kameradschaftlich weiter! Eure Eltern werden euch eine bessere Bildung verschaffen, wenn sie eingesehen haben, daß ein gesundes Mädchen die Ansprüche eines Gymnasiums vollauf befriedigen kann. Es gibt keine Entschuldigung mehr! Auch nicht die, daß

Digitized by Google

Studium häßlich macht. Wenn man als Beispiele einige emanzipierte Mannweiber anführt, so gilt das nicht: die waren schon vorher häßlich, ehe sie studierten. Ein geistiges Turnen veredelt die Gesichtszüge. Denn die größte Schönheit, die unvergänglichste, ist ein durchgeistigtes Gesicht! Ernstes Lernen, verbunden mit mäßiger Körpergymnastik, macht keinen normalen Menschen krank oder unschön. Das mögen sich alle jungen, begabten Mädchen sagen. Wenn sie hiervon überzeugt sind, wenn ihnen die Mittel zur höheren Bildung zu Gebote stehen und sie doch nicht ihren Vorbildern, ihren vielen, vielen Kameradinnen folgen, dann liegt es nur an einem Grunde — an Denkfaulheit, Unlust zu ernster Geistesarbeit! Viele begabte Knaben kranken an diesem Übel, aber die Zahl der Mädchen ist noch viel größer, weil diese sich so schwer aus den altübernommenen Gewohnheiten, dem Fahrwasser der großen Masse, trennend absondern wollen. Viele legen die Hände in den Schoß, lassen ihre natürlichen geistigen Fähigkeiten verkümmern, um den bequemen Weg zu gehen, den so viele andere bereits beschritten. Niemals wird ein Mädchen Anspruch auf Höherschätzung machen können, wenn es an dieser Klippe von vornherein scheitert. Ihr deutschen Frauen, hütet euch vor Denkfaulheit, vor Arbeitsunlust auf geistigem Gebiet! Der schönste Baum verkümmert und trägt keine Früchte, wenn er im Mark verdorrt ist! Gedenket der Worte Carlyles (Chartism): „Arbeit ist die Mission des Menschen auf dieser Erde. Es kämpft sich ein Tag herauf, es wird ein Tag kommen, an dem der, welcher keine Arbeit hat, es nicht für geraten halten wird, sich in unserem Bereich des Sonnensystems zu zeigen, sondern sich anderwärts umsehen mag, ob irgendwo ein fauler Planet sei!“

Das sei das Leitmotiv der klugen Frau. Wohlan, gehet hin und tut desgleichen!

Kennst du die Stille?

Von

Hans von Niederndorf

Kennst du die Stille
Der Mittagsstunde,
Wenn heiß die Sonne brennt
Auf trockne Gräber?

Kennst du die Stille
Der kleinen Kammer,
Wenn fahl die Kerze glänzt
An einer Bahre?

Kennst du die Stille
Der Menschenseele,
Wenn ihres Wunsches Blüte
Sich zitternd schloß?

Digitized by Google

Der alte Dichter

Von

Edmond Roſtand

Auf ſeinem letzten Lager ſah ich oft den Alten.
Sein Kämmerlein im fünften Stock. Geſpalten
War die Decke, ſchwarz beraucht und tief geſenkt.
Die Schritte hab' ich oft zu ihm gelenkt.
Er ſprach zu mir von ſeines Lebens Leid
Und lebte rückwärts in der Jugendzeit.
Doch täglich glühte heißrer Fieberbrand,
Und zitternder ward täglich ſeine Hand.

Er ſagte mir: Vor allem ſei kein Dichter,
Freund! Bleibe fern dem ärmlichen Gelichter,
Der Hungerleiderſchar im abgeſchabten Frack,
Dem traumverlornen, erdentrückten Bettlerpack.
Die Poeſie, Freund, hat auch mich getötet.
Wie du mich ſiehſt, das Augenlid gerötet
— Vom Schein der Lampe bis zum Morgenlicht —
Entnervt, entkräftet, kurz ein armer Wicht,
So ward ich, weil ich ihr mich früh ergab.
Mir ward an Lorbeers Statt der Bettelſtab.
Mich brach der Kampf, mein Traumbild ſtand zu fern,
Zu kurz ja leuchtet uns der Morgenſtern;
Es iſt nicht klug, zu kämpfen und zu ſtreiten.
So leb im Winkel, ſtill, und harre beßrer Zeiten!
Glaub mir, ein freundlich Heim, ein liebend Weib,
Geſunde Kinder und zum Zeitvertreib
Ein Plauderſtündchen bei dem Glaſe Bier —
Nur keine Verſe, Freund, das rat' ich dir.
Schreib keine Verſe! Doch vielleicht,
Wenn dich beim Nachtiſch wohl die Luſt beſchleicht,
Ein wenig dilettantiſch zu ſkandieren —
Mein Gott, das kann dich kaum zum Schaden führen.
Doch wenn ein Mondenſtrahl vom Himmel gleitet
Und wie verzaubert die Gedanken leitet,

Digitized by Google

Daß sie in Eil' entschlüpfen deiner Kammer,
Um fern von der Alltäglichkeiten Jammer
In einen stillen Park dich hinzuträumen,
Wo unter hundertjähr'gen düstern Bäumen
Aus Moos und Gras die graue Steinbank schimmert
Und durch die Zweige blaue Lichtflut flimmert,
Wenn du an einem hellen Sommertag
Im Sonnenschein dich streckst am grünen Hag,
Und durch die halbgeschloßnen Augenlider
Der Himmel steigt in deine Seele nieder;
Wenn bei des linden Frühlingswindes Hauch
Das Blattwerk bebt und leis dein Herze auch,
Wenn gleich der Äolsharfe, die im Winde stöhnt,
Dein ganzes Ich in glühnden Liedern tönt,
Wenn dir dein Blut wallt bei des Freunds Gedicht,
Das zu dem Dichter, deinem Geiste, spricht;
Wenn vor der Schönheit der beseelten Welt
Ein ungesprochnes Wort, ein Reim dich quält;
Wenn du erzitterst, weil in dir ersteht
Ein junger Herkules, ein Riese, — ein Poet:
O zögre nicht, ersticke ihn beherzt,
Sonst hast du, Freund, dein ewig Heil verscherzt.
Ein Dichter! Geh! Ein Dichter ist ein Gimpel,
Ein armer Narr, des jeder lacht, zu simpel,
Daß er den Weg durch diese Welt sich bahne.
Ich kämpfte tapfer. Hoch der Dichtkunst Fahne
Flog mir voran, der Dummheit sprach ich Hohn.
Verachtung, Angriff, Elend war mein Lohn.
Doch ruhig ging ich meinen Weg, voll Heiterkeit.
Es wob die Sonne mir ein Strahlenkleid,
Und trunknen Auges blickt' ich zum Azur.
Der Sterne Bahn wies meines Weges Spur.
So ging ich sorglos, ein zufriedner Tor,
Und stieg den lichten Weg, den einsamen, empor.
Nachtwandler war ich, durch ein Nichts beglückt,
Von eines Sommerabends Duft berückt,
Dem nur des Himmels Wölbung hoch genug,
Zu messen seiner Adlerschwingen Flug.
Ich war der Fiedler, der am Kreuzweg geigt,
Der zu dem Kind des Volks sich freundlich neigt,
Der tagelang nach einem Kehrreim sucht,
Der ohne Sorge bei des Sommers Flucht
Im dünnen Röckchen durch die Straßen zieht,
Sich selber singend ein verloren Lied.
Ich sagte mir: Noch ist's nicht an der Zeit,
Doch ist auch mir ein Lorbeer wohl bereit —
Die Stunde schlägt, da man mich krönen mag.
Mein Sohn, ich warte drauf noch diesen Tag.
So ward ich alt. Das Unverstandensein

Digitized by Google

Wird mit den Jahren eine Höllenpein.
Man fragt sich schließlich, ob der Kampf uns nützt,
Und — ob er vor dem Hungertode schützt.
Und von dem Ruhm will man sein Fetzchen auch
Wie jener andre, jener eitle Gauch,
Der Possen schmiert und Schwänke dutzendweis,
Und der erhielt den letzten goldnen Preis.
Der Kunst, der göttlichen, mein Lied ertönt,
Indes der Menge Lust der andre frönt.
Ihm jauchzt man Beifall, — und ich sterbe hier
Verlassen, einsam, wie ein weidwund Tier.
Ich weiß es wohl, nachmals entdeckt man uns.
Wenn dann vergessen lange Hinz und Kunz,
Die einst der geilen Menge Liebling waren,
Nach fünfzig, sagen wir, nach hundert Jahren,
Dann, wenn von uns nur Staub und Asche blieben,
Dann fängt Fortuna an, auch uns zu lieben.
Man rühmt uns, schreibt ein Dutzend Kommentare, —
Was soll der Lorbeer auf der Totenbahre!
Ich wollte ihn, als braun mein Haar sich krauste
Und in den Adern wild ein feurig Blut mir brauste.
Siehst du, Verzweiflung fällt uns endlich an,
Denn jener Reimschmied, der gemeine Mann,
Ist stadtbekannt, wird überall zitiert,
Indessen uns die Menge ignoriert.
Da ward zum Bettler ich: ein Stückchen Ruhm,
Nur einen Strahl vom künft'gen Göttertum!
Ich will nur einen Blick, nur eine Rose
Statt meiner künftigen Apotheose!
Ein Blättchen nur aus meinem Lorbeerkranz,
Ein Blättchen nur, ich will ihn ja nicht ganz. —
Und zu der Menge — Krämer, Schneider, Schuster —
Sprach ich voll Demut: Nach dem alten Muster
Will ich euch Reime schmieden, Verse drehn,
Nur laßt mich auch ein wenig Beifall sehn!
Vor meinem Tode noch, das ist mein Traum,
Will ich den Lorbeer, — und der Rest ist Schaum.
So spricht, wenn's nun zum letzten Kampfe geht,
Vor Hunger matt der stolzeste Poet.

Sie sagten mir, daß er gestorben wäre.
Allein erwies ich ihm die letzte Ehre.
Man schloß das Grab, der Sarg erdröhnte hohl —
Und langsam schritt ich fort, aufs Gratewohl.
Ich sann und sprach: Ich will kein Dichter sein.
Mein Wille ist zu schwach, mein Mut zu klein.
Das Leben schleppen als ein Vagabund,
Vom Herd gestoßen wie ein räud'ger Hund,
Im heißen Brand der weiten Wanderwege

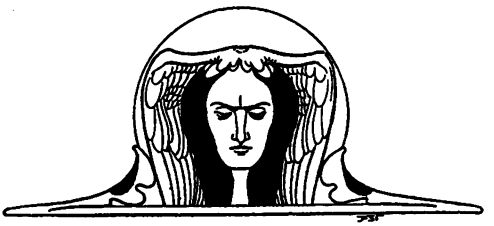
Digitized by Google

Verlechzend klimmen ungebahnte Stege —
Nein, der Kalvarienberg verlockt mich nicht.
Wohl winkt die Kunst mit lächelndem Gesicht,
Schon hat sie mich berauscht und mich berückt, —
Hinweg! sie tötet, wen sie erst beglückt!

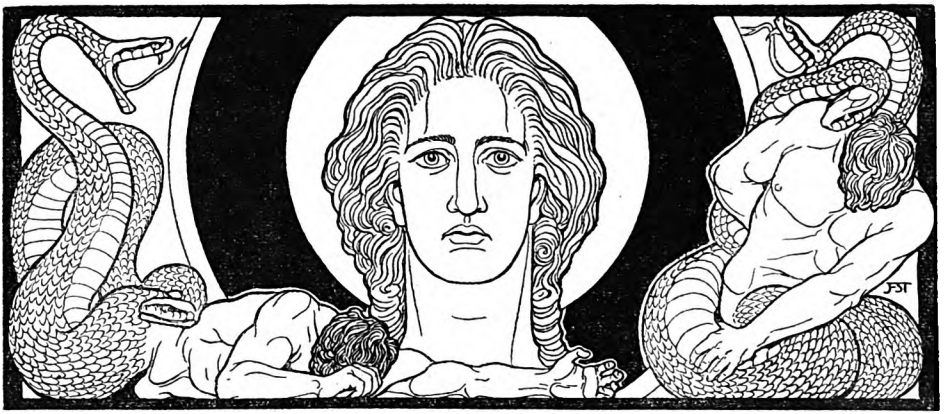
Den nun die Erde deckt, er hatte recht.
Durch Arbeit will ich leben, recht und schlecht.
Der Menschheit Leiden sollen mich nicht rühren,
Ich will ein ruhig Bürgerleben führen.

Da sah ich, daß ich auf der Wiese stand.
Die Glockenblumen klangen, bis zum Rand
Mit Tau gefüllt, der tausendfarbig glühte
Und in der Morgensonne Funken sprühte.
Verschlafen reckte sich ein alter Weidenbaum
Und dehnte seine Zweige wie im Traum, —
Durch meine Locken fuhr der Morgenwind,
Die Schläfen küssend wie ein zärtlich Kind.
Sein Atem war von Wohlgerüchen schwer,
Und wonnig war der Morgen um mich her.
Aus voller Brust die kleinen Vöglein sangen,
In anmutsvollem Tanz die Bächlein sprangen.
So freudenreich war rings die ganze Welt
Von roter Morgensonne Pracht erhellt, —
Daß jenes andern Leiden mir verklang
Und sich mein erstes Lied zum Lichte schwang.

Nachgedichtet von K. Deutsch



Digitized by Google



Was ist Monismus?

Von

J. Reinke

Es wird heute so viel von Monismus gesprochen; was aber Monismus eigentlich sei, bleibt häufig genug unklar. Ich bin darum gern der Aufforderung des Herausgebers dieser Blätter gefolgt, eine kurze Orientierung über den Begriff des Monismus zu geben.

In einem 1907 zu Jena bei Eugen Diederichs erschienenen Sammelwerke: „Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter" hat Artur Drews eine gute Übersicht und Klassifikation der verschiedenen Arten des Monismus gegeben. Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß die allerverschiedensten Geistesrichtungen auf den Titel Monismus Anspruch erheben. In der Abhandlung von Drews werden nicht weniger als 14 Arten von Monismus unterschieden und diese wiederum unter verschiedene Gattungs- und Ordnungsbegriffe eingereiht. Drews selbst bekennt sich zum Monismus, und zwar zu derjenigen Art, die durch Eduard von Hartmann bereits als der konkrete Monismus des Unbewußten bestimmt wurde.

Was heißt denn nun eigentlich Monismus? Das Wort wird abgeleitet von dem griechischen Worte monos, d. h. eins, und bedeutet, daß man die Vielheit der Erscheinungen aus einem Prinzip heraus erklären will oder soll. Auf dieses „Will oder Soll" scheint es mir anzukommen.

Drews als überzeugter Monist spricht sich zugunsten des Soll aus, wenn er sagt: „Monismus ist die selbstverständliche methodologische Voraussetzung aller Wissenschaft, der unbewußt leitende Gedanke ihrer Untersuchungen, das Ziel, auf dessen Erreichung alle wissenschaftliche Erkenntnis hinstrebt; und keine Wissenschaft kann sich rühmen, in sich vollendet und fertig zu sein, die nicht in solcher Weise ihre Resultate an eine letzte, nicht weiter auf etwas anderes zurückführbare und höchste Einheit angeknüpft hat."

Hiernach wird also die Erklärung alles Bestehenden aus einem einzigen Grunde als eine Forderung der Wissenschaft hingestellt. Es ist nur die Frage,

Digitized by Google

ob dies gelingen kann; denn wenn wir dekretieren: Es muß gelingen! so ist das doch ein allzu anthropomorpher Anspruch und nicht viel besser als ein verhülltes Vorurteil.

Der Gegensatz des Monismus ist der Pluralismus, in dem die Erklärung der Wirklichkeit auf mehrere nebeneinander bestehende Ursachen oder Grundlagen hinführt. Gelingt es, diese Mehrzahl der Grundprinzipien auf zwei zurückzuführen, so wird der Pluralismus zum Dualismus, wie er sich z. B. in der Unterscheidung von Geist und Materie äußert.

Dem Soll ward oben ein Will gegenübergestellt, und damit ist gesagt, daß die Wissenschaft überhaupt und die Naturwissenschaft insbesondere sich bemüht, ihre Erklärungsprinzipien so weit zu vereinfachen, wie es möglich ist, und nicht mehr Grundursachen anzunehmen, als nötig sind. In diesem Falle ist der Monismus ein idealer Grenzwert, gegen den sich die wissenschaftliche Erklärung in ihrem Streben nach Vereinfachung hinbewegt, ohne jedoch von vornherein etwas darüber aussagen zu können, ob solch ein monistisches Ziel erreichbar ist oder nicht. Wenn man daher hört, der Dualismus sei durch einen Monismus zu überwinden, so ist einem solchen Anspruche der Inhalt unserer Erfahrung entgegenzuhalten, die im einzelnen Falle zu unterscheiden hat, ob eine monistische, eine dualistische oder eine pluralistische Erklärung gelingt.

Indem ich mich persönlich auf diesen letzteren Standpunkt stelle, bin ich danach weder prinzipieller Monist noch prinzipieller Dualist oder Pluralist, d. h. ich entscheide mich für keinen dieser „Ismen" von vornherein. Ich bin daher auch der Meinung, daß man nicht sagen soll: Es m u ß ein vorhandener Dualismus überwunden werden, sondern ich stehe vielmehr auf dem Standpunkt, daß wir uns überhaupt nicht aus Vorurteil oder Vorliebe unter das Joch und die Knechtschaft irgend eines „Ismus" zu beugen haben; die Wissenschaft steht zu hoch, als daß sie dies nötig hätte, und sie hat ihr Ziel erreicht, wenn sie die Vereinfachung der Gesichtspunkte und der wirksamen Prinzipien so weit getrieben hat, wie es den Tatsachen entspricht.

Ein Beispiel aus dem Gebiete der Naturwissenschaft möge dies erläutern. Für den Komplex von Tatsachen, der die Fallgesetze, die Schwingungen des Pendels, die Flugbahn eines Geschosses, den Umlauf der Planeten usw. umfaßt, gelingt eine monistische Erklärung durch Zurückführung auf das Newtonsche Gravitationsgesetz. Das ungeheure Gebiet der elektrischen Erscheinungen aber ist nur erklärbar durch Zurückführung auf zwei Grundprinzipien, auf die negative und die positive Elektrizität; die Erklärung verharrt somit im Dualismus, und es bleibt für den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, der doch für uns allein Geltung haben kann, in den negativen und positiven Elektronen ein unüberwindlicher Dualismus bestehen. Hier führt die Analyse auf ein zwiefaches Prinzip, und erst durch Synthese läßt sich aus diesen elektrischen Uratomen der Materie eine Einheit gewinnen, wie sich alle möglichen gesonderten Dinge zu Einheiten zusammenfügen lassen.

Die Frage des Monismus, Dualismus oder Pluralismus scheint mir daher wenigstens für die Naturwissenschaften von gar keiner prinzipiellen Bedeutung

Digitized by Google

zu sein. Hierzu kommt, wie schon erwähnt, daß über dasjenige, was man Monismus und Dualismus, Monist und Dualist nennen will, auf philosophischem Gebiete die Meinungen recht weit auseinandergehen. Während ich z. B. das Vergnügen genieße, von denen um Haeckel ein Dualist genannt zu werden, suchte der verstorbene E. v. Hartmann mich im Gespräch davon zu überzeugen, daß ich im Grunde Monist sei.

Unter den wichtigeren Standpunkten, die als monistisch bezeichnet zu werden pflegen, ist zuerst der Materialismus; der läßt nur die Materie als Grundprinzip gelten, aus deren Bewegung die Erscheinungen des Geistes und des Bewußtseins sich ergeben sollen. Ihm gegenüber steht der Spiritualismus, der nur den Geist als einzigen Weltgrund anerkennt und die Materie, mit dieser die gesamte Natur, zu einer bloßen Vorstellung des Geistes macht. In seiner auf die Spitze getriebenen Konsequenz wird der Spiritualismus zum Solipsismus, der nur den Geist eines einzelnen vorstellenden Individuums gelten läßt. Der energetische Monismus steht dem Materialismus insofern nahe, als er an Stelle der Materie die Energie setzt, d. h. die Fähigkeit, mechanische Arbeit zu leisten, und aus energetischer Arbeit der Gehirnzellen sollen sich Geist und Bewußtsein ergeben, was eine ebenso leere Behauptung ist wie die des Materialismus. Von besonderer Bedeutung ist ferner der abstrakte Monismus, der, sobald er auf einen Dualismus stößt, von den Merkmalen der beiden Begriffe so viel abzieht, daß nur ein einziger allgemeinerer Begriff übrigbleibt, dann aber dies Spiel begrifflichen Denkens mit einer realen Tatsache verwechselt. Indem man auf diese Weise z. B. von den lebendigen Organismen alle die begrifflichen Eigenschaften abzieht, die das Wesen des Lebens ausmachen, bringt man das Kunststück fertig, das Lebendige und das Leblose für identisch zu erklären. Endlich ist der konkrete Monismus, im Sinne von Hartmann und Drews, zu nennen, der das meiste Recht auf Beachtung und den größten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit besitzen dürfte. Hiernach werden die Gegensätze von Gott und Welt, Geist und Natur, Kraft und Stoff, Sein und Bewußtsein als Emanation eines einzigen übernatürlichen Prinzips aufgefaßt, welches Hartmann als das Unbewußte bezeichnet. Warum dieser Urgrund von Sein und Bewußtsein, von Geist und Materie nach Hartmanns Auffassung unbewußt sein soll, kann hier nicht weiter erörtert werden. Ich möchte nur hinzufügen, daß es ein ebenso konkreter Monismus ist, wenn eine naivere Weltanschauung aussagt, es habe ein Gott die Welt aus nichts geschaffen, was doch nur heißen kann, daß er sie aus sich selbst hervorgebracht habe. Gegen diesen Standpunkt läßt sich nichts einwenden, sobald man durchaus einen reinen und absoluten Monismus haben will.

Diesen verschiedenen Arten eines wirklichen Monismus, mögen sie den wissenschaftlichen Sinn befriedigen oder nicht, steht eine Reihe von Pseudomonismen gegenüber, unter denen aber nur auf den von Haeckel proklamierten näher eingegangen werden soll, da er ein erhebliches praktisches Interesse besitzt, zumal auch der deutsche Monistenbund an ihn anktistallisiert ist.

Haeckels „Monismus“ zeichnet sich vor allem durch prinzipielle Unklarheit aus. Darüber, daß es ein mit allerlei Schnörkeln verbrämter Materialismus ist, dürfte unter den Philosophen kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen; ich

Digitized by Google

verweise auf das erste Kapitel des Buches von Adickes: Kant kontra Haeckel, Berlin 1901. Daneben will Haeckel Hylozoist sein. Unter Hylozoismus versteht man eine Abart des Materialismus, wonach die ganze Materie belebt und beseelt sein soll; also ein Stückchen Gold des Reifens, den wir am Finger tragen, ist lebendig, und damit soll jener abstrakte Monismus gewonnen sein, der einen grundsätzlichen Unterschied von lebendig und leblos leugnet. Dieser Hylozoismus ist so wenig eine „moderne Errungenschaft", daß er sich bereits bei den ältesten griechischen Naturphilosophen, den Joniern, findet (um 600 v. Chr.). So sagt z. B. Thales von Milet, daß der Magnet eine Seele und Leben habe, weil er das Eisen anzieht, und in diesem Sinne identifiziert der Hylozoismus im Prinzip die physischen Kräfte der Materie mit den geistigen Kräften im Menschen. Haeckel geht aber noch weiter: er will auch Spinozist und Pantheist sein; doch seine vermeintliche Übereinstimmung mit Spinoza wird von den Philosophen zurückgewiesen. Der eben verstorbene Paulsen in seiner Philosophia militans, Berlin 1901, sagt von Haeckel, er habe es nicht für notwendig gehalten, die Philosophie Spinozas verstehen zu lernen, bevor er sich auf sie berief; Haeckel sehe nicht, wo das Problem angehe, ja er kenne überhaupt keine Probleme mehr, sondern nur fertige Lösungen. Daß Haeckel Spinozas Ansichten gar nicht verstanden hat, wird durch Paulsen klar erwiesen. Ich glaube, folgendes hinzufügen zu dürfen über die Grundanschauungen der großen Pantheisten Giordano Bruno und Spinoza. Wenn ersterer sagt: Natura est deus in rebus (die Natur ist Gott in den Dingen), und wenn Spinoza sagt: Deus sive natura (Gott gleich Natur), so schwebte beiden Männern der Begriff der Natur in einem ihren Zeiten geläufigen Doppelsinne vor, nämlich als natura naturans und als natura naturata; die natura naturans ist die wirkende Natur, die natura naturata die gewirkte Natur, also die Gesamtheit der Körperwelt. Wenn Bruno und Spinoza Gott und Natur einander gleichsetzten, so konnten sie nur die natura naturans im Auge haben, nicht aber die natura naturata.

Die Verworrenheit in Haeckels philosophischen Anschauungen ist aber so groß, daß sein eigener Schüler Verworn und ebenso der Philosoph Eduard v. Hartmann ihn eher für einen Dualisten und Pluralisten als für einen Monisten erklärt haben; der letztere sagt, Haeckel sei ontologischer Pluralist, metaphysischer Dualist, phänomenaler Dualist, Hylozoist, Identitätsphilosoph, kosmonomischer Monist, Mechanist. Und dieser Wirrwarr der logischen Prinzipien soll „reiner Monismus" sein!

Um den Standpunkt Haeckels und seiner Anhänger von allen Seiten zu beleuchten, will ich hinzufügen, was der Monist Artur Drews über Haeckelschen „Monismus" äußert. Drews geht davon aus, daß Haeckel das einzelne stoffliche Atom als solches bereits mit einer elementaren Seele ausstattet, die zunächst noch unbewußt ist, so daß unbewußte Empfindungen den Inhalt der Atomseele bilden. Drews weist darauf hin, daß unbewußte Empfindungen so viel Sinn haben wie ein hölzernes Eisen; und da Haeckel weiterhin das Bewußtsein zu einer bloßen physiologischen Funktion des Gehirns macht, zeigt Drews, daß dieser Standpunkt einfach Materialismus ist, und zeigt ferner, daß ein hylozoistischer Materialismus nur ein verkappter Dualismus zweier einander widersprechender Prinzipien ist.

Digitized by Google

Drews sagt dann bei Aufwerfung der Frage, was die um Haeckel eigentlich unter Monismus verständen, wörtlich: „Jetzt stützt sich dieser Monismus darauf, daß es nur eine Art der Weltgesetzlichkeit, nämlich bloßen Mechanismus gebe, jetzt darauf, daß Kraft und Stoff oder Materie und Geist oder Dasein und Bewußtsein oder Gott und Natur oder Organisches und Unorganisches oder Naturwissenschaft und Naturphilosophie eins seien, jetzt endlich darauf, daß die Vielheit der Körperatome aus dem einheitlichen Äther hervorgegangen oder der Mensch ein Entwicklungsprodukt der Natur sei. Und alle diese verschiedenen Behauptungen, die sich zum Teil auf ganz entgegengesetzte Daseinssphären beziehen und miteinander unvereinbar sind, werden lediglich durch das Wort „Monismus" zusammengehalten, das hier somit die verschiedenartigsten Bedeutungen hat und zu allen möglichen Zwecken herhalten muß. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn Leute von philosophischer Bildung, die im übrigen für den Dualismus keine Vorliebe haben, über diese Art von Monismus die Achseln zucken und scharfe Zungen an die Stelle jener altehrwürdigen Bezeichnung lieber den Ausdruck ‚Konfusionalismus' setzen möchten. Da begreift man, wenn die Gründung eines ‚Monistenbundes' selbst bei denjenigen auf Widerstand stößt und zwiespältige Gefühle hervorruft, die einer monistischen Auffassungsweise in wissenschaftlicher wie in religiöser Hinsicht gleich zugetan sind. Man kann es im Interesse der Sache nur bedauern, daß der Lärm, welchen der naturwissenschaftliche Monismus in der Gegenwart verursacht, den Monismus überhaupt in Verruf gebracht und bei vielen schon deshalb ein Vorurteil für den Dualismus erweckt hat."

So urteilt ein wirklicher Monist über den Pseudomonismus Haeckels und seiner Anhänger. Daß übrigens den Monistenbündlern über diese Unklarheiten in der Weltanschauung ihres Ehrenpräsidenten die Augen aufzugehen beginnen, ergibt sich aus der Definition des Wortes Monismus durch ein anderes Bundeshaupt, den Pastor Steudel. Danach ist Monismus „der Wille, in freiem, an kein Vorurteil und keine Überlieferung gebundenem Denken die Folgerungen aus den gesicherten Ergebnissen unserer heutigen Wissenschaft für unsere Welt- und Lebensanschauung zu ziehen". Da ein anderer Führer des Monistenbundes, Plate, diese Definition akzeptiert (vgl. Plate, Ultramontane Weltanschauung usw., S. 140, Jena 1907, G. Fischer), so wird der Begriff des Monismus im Sinne des Monistenbundes zu einem inhaltlosen Schlagwort, das ebensogut anders lauten könnte, z. B. auch Dualismus oder Pluralismus. Denn auch die Dualisten werden nicht das geringste Bedenken tragen, jene Steudelsche Maxime sich anzueignen. Der Monismus des Monistenbundes besteht daher wohl nur noch in den Tendenzen, die dieser Bund nach Aussage seiner Satzungen und nach dem Inhalte seiner Flugschriften verfolgt, und die in erster Linie auf die Beseitigung der christlichen und der theistischen Weltanschauung gerichtet zu sein scheinen.

Vielleicht ist auch der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß in jener Steudelschen Definition vom Monismus, in der doch von Einheitlichkeit oder einheitlichem Prinzip der Naturerklärung keine Rede mehr ist, der Anschein erweckt werden soll, als ob die außerhalb des Monistenbundes Stehenden keine vorurteilsfreien Folgerungen aus den gesicherten Ergebnissen der heutigen Wissenschaft ziehen wollten.

Digitized by Google

Ich komme darauf zurück, daß ein wirklicher Monismus berechtigt ist als Wunsch zur Vereinfachung unserer Naturauffassung und Naturerklärung. Wenn wir z. B. die Teile des menschlichen Körpers untersuchen, so ist eins der wichtigsten Ergebnisse dieser Betrachtung die Einheit, in der sie harmonisch zusammenstimmen, und auch die Zweiheit von Leib und Seele läßt sich zu einer Einheit der Persönlichkeit zusammenfassen. In anderem Sinne und in anderem Zusammenhange wird aber die Zweiheit von Geist und Materie bestehen bleiben und die dualistische Auffassung den Vorzug verdienen. Wenn der konkrete Monismus, wie er oben angedeutet wurde, das geistige und das materielle Sein dieser Welt auf einen gemeinsamen, einheitlichen, übernatürlichen Urquell zurückführt, so ist dies eine Hypothese, der man sich anschließen kann oder nicht, je nachdem man bereit ist, dem metaphysischen Bedürfnisse des Menschen einen weiteren oder einen engeren Spielraum zu gewähren. Wollen wir uns von dem Schritte ins Metaphysische überhaupt zurückhalten, dann sind Monismus, Dualismus, Pluralismus Gesichtspunkte, unter die wir die Erscheinungswelt bringen, je nachdem wir es bei der Sachlage für angemessen halten.

Posaunen der Frühe

Türmerlied
von
Michael Georg Conrad

Morgenglanz der Ewigkeit!
Hoch laß deine Sonne steigen,
Daß in dieser trüben Zeit
Unsre Wege hell sich zeigen!

Morgenglanz der Ewigkeit,
Urweltstrahl vom Götterlichte,
Hilf, daß nicht in Dürftigkeit
Sink' die Fülle der Gesichte!

Morgenglanz der Ewigkeit,
Strahlend Siegel aller Ehren,
Wie sich wende Kampf und Streit,
Wollen faulem Frieden wehren!

Ist der Tag voll Fährlichkeit,
Rauh und hart in seinem Gange,
Glüh' der guten Tapferkeit
Fröhlich Licht auf unsrer Wange!

Bricht die dunkle Nacht herein,
Füll' mit Geisterglanz die Seele,
Daß in unsres Herzens Schrein
Keiner deiner Zauber fehle!

Morgenglanz der Ewigkeit!
Herrlich flammt's aus Himmelshöhen:
Meister-Helden aller Zeit
Still im Sternenreigen stehen.

Ihres Bildes lichte Flut
Übersprüht mit allem Schönen
Unsres Mühens dunkle Glut,
Und die fernsten Welten tönen.

Selig rauscht von Stern zu Stern
Heldenlied zum Fest des Lebens —
Harmonien nah und fern!
Geist, du kämpftest nicht vergebens!

Digitized by Google

Friedrich Paulsen

Als vor wenigen Tagen durch alle deutschen Blätter die Nachricht ging, daß Professor Friedrich Paulsen aus dem Leben geschieden sei, da empfanden viele deutsche Männer und Jünglinge, die von ihm geistige Anregung und lichtvolle Einführung in die höchsten und wichtigsten Probleme des Lebens und der Wissenschaft empfangen hatten, es schmerzlich und leidvoll, daß wieder einer der Besten und Edelsten im Reich des Geistes von uns genommen sei mitten aus einer reich gesegneten Wirksamkeit heraus gerade in einer Zeit, da unser Volk in den Wirren unsres Geisteslebens am meisten eines solchen Lehrers, Leiters und Führers bedarf. Paulsen war Philosoph, aber nicht im Sinne eines Grüblers über abstrakte Probleme oder eines unpraktischen Theoretikers, der sich aus ertüftelten Begriffen ein dürres Gedankensystem zusammengezimmert hat, mit dem niemand etwas anzufangen weiß, sondern er war ein Denker, der die Probleme des Seins und Lebens so erfaßt hatte, daß ihm daraus sich die Prinzipien wahrer Welt- und Lebensweisheit ergaben, durch die er eben vielen seiner vielen Schüler und Hörer ein wirklicher Führer zu einer idealen und doch die Probe der Erfahrung aushaltenden Lebensauffassung hat werden können. Paulsen war ein wahrer Schulphilosoph, aber einer, dessen Lehren nicht bloß in den vier Wänden seines Auditoriums verhallten, sondern seine Schüler konnten und sollten sie mit ins Leben hinausnehmen als guten Ariadnefaden durchs wirre Labyrinth des Lebens. O daß das Volk der Denker immer solcher Denker recht viele hätte! Paulsen war einer der wirkungsreichsten unserer Zeit, und so werden ihm auch viele zeitlebens ein dankbares Andenken bewahren.

Paulsen war im Jahre 1846 geboren und hat mehr als die Hälfte seiner Lebenszeit in Berlin als Lehrer und Professor der Philosophie und Pädagogik zugebracht, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine ausgedehntere Wirksamkeit durch Wort und Schrift entfaltend. Studierende aller Fakultäten füllten seinen Hörsaal zu mehreren Hunderten, denn sein klarer, lichtvoller, lebendiger Vortrag, seine gründliche und doch verständliche Darlegung der schwierigsten Probleme, seine die geistigen Bedürfnisse der studierenden Jugend immer berücksichtigende Lehrweise übten eine außerordentliche Anziehungskraft aus. Erfüllt von den höchsten Idealen sprach er ebenso zum Verstand wie zum Herzen seiner Hörer. Dabei war seine Rede einfach und nüchtern, ohne Phrase und Geschraubtheit. Er wirkte nicht durch den Schwung der Rede, sondern durch die Eindringlichkeit der Gedanken.

Nicht minder bedeutend war der Eindruck seiner Schriften, die dasselbe Gepräge tragen wie seine Rede. Wer ein Werk Paulsens liest, glaubt ihn sprechen zu hören, so wenig riecht es nach der Studierlampe. Seine größte Kunst ist die kunstlose Einfachheit und Klarheit seiner

Digitized by Google

Diktion. Er war mündlich und schriftlich ein wahrer und rechter Lehrer der Philosophie im besten Sinne des Wortes.

Paulsen gehörte nicht zu der auserwählten Schar jener wenigen großen, originalen Geister, die wie Sonnen neue Tage in der Entwicklung menschlichen Geisteslebens heraufführen. Er wußte genau, daß der helle Tag, den das Kantsche Gestirn gebracht hatte, noch nicht überallhin durchgedrungen sei, und so erkannte er früh seine Aufgabe, die großen Prinzipien Kants zur Feststellung der Grenzen des menschlichen Wissens immer mehr zur Geltung zu bringen, um dann gleichfalls im Geiste Kants das Feld eines vernünftigen Glaubens fruchtbar für eine vernünftige Lebensführung anzubauen. Sein erstes Werk war daher der „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie", Leipzig 1875; dann 1881 der schöne Aufsatz: „Was uns Kant sein kann" und endlich 1898: „Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre". Besonders im letzteren Werke sucht er den Nachweis zu führen, daß Kant, indem er das Erkennen und Wissen des Menschen auf die Erfahrung im Gebiet der sinnlichen Erscheinungswelt beschränkt, keineswegs beabsichtigt, damit das menschliche Denken und Sinnen über die höchsten und wertvollsten Dinge, welche weit über das Erfahrungsgebiet hinausreichen, einzudämmen und zu unterdrücken, sondern daß Kant diesen Gedanken nur den Wert von beweisbaren Erkenntnissen und die Würde eines durchweg gewissen Wissens versagt, sie aber als vernünftigen Glauben gar wohl anerkennt. So kam Paulsen zum Ideal seines Denkens und Lebens: über dem wissenschaftlichen Welterkennen sich eine Metaphysik des Glaubens zu bilden, durch die das erfahrungsmäßige Weltleben Sinn und Verstand, Zweck und Ziel bekomme. Denn ihm stand fest, daß mit den Erfahrungswissenschaften der Physik und Chemie, Physiologie und Biologie die großen Fragen des menschlichen Geisteslebens und der eigentliche Sinn des Lebens sich nicht ergründen lassen. Das Menschenleben und der Menschheitszweck sind unendlich reicher, höher und größer als die exakten Wissenschaften.

Zur Bildung einer solchen Metaphysik der geistigen Lebenszwecke lehnte er sich besonders an Spinoza, Wundt und zuletzt Fechner an. Paulsen hat seine metaphysischen Ansichten namentlich in seiner „Einleitung in die Philosophie" dargestellt, einem Buch, das seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1892 bis zum Jahre 1904 zwölf Auflagen erlebte und den allergrößten Einfluß auf unsere studierende Jugend bis heute ausübt. Unzählige hat er dadurch zu einer idealen Lebensauffassung geführt und sie vor dem öden, geisttötenden Materialismus bewahrt. Schon in diesem Buch sucht er den spinozistischen Pantheismus zu einem Panentheismus zu vertiefen, indem er beides, die Welt der Materie und die Welt des Geistes, nicht mehr auf eine bloße Substanz zurückführte und darin begründet sein ließ, sondern auf ein Absolutes, das das Leben selbst und geistigen Wesens ist und das in allem, was ist, das eigentliche Sein und Leben ist. Zwar versagt er, wie Spinoza, seinem Absoluten noch die Prädikate des Selbstbewußtseins und der Persönlichkeit, aber nur insofern, als dadurch im Absoluten eine endliche Schranke gesetzt wäre; aber er negiert nur diese Begriffe, um dem Absoluten ein alles geschöpfliche Selbstbewußtsein und alle endliche Persönlichkeit unendlich übersteigendes Bewußtsein beizulegen, das alle selbstbewußten Geister und Persönlichkeiten umspannt und in sich schließt.

Mit Wundt bekennt sich auch Paulsen zum Voluntarismus im Gegensatz zum Intellektualismus, indem er das Wesen des Geistes als Willen, nicht als Verstand auffaßt. Ebenso bestimmt er mit Wundt die Seele nicht als Substanz, sondern als bloße Aktualität, d. h. als die den Bewegungen und Regungen des Körpers parallel laufende psychische und geistige Tätigkeit des als endliches Subjekt erscheinenden Absoluten. Durch seinen Willen mit Hilfe seines Verstandes ordnet nun der Mensch seine Welt nach den Zwecken seiner Vernunft, indem er die Weltdinge nach eben diesen seinen Zwecken wertet. Dabei hat die Vernunft den Glauben und die Zuversicht, daß die physische Weltordnung auf die moralische, durch den Menschen zu verwirklichende abziele. Denn über dieser Welt des Werdens und Vergehens gibt es eine

Digitized by Google

höhere Welt des wahrhaft Seienden, in der alles wirklich Wertvolle seinen ewigen Platz hat. So führt sogar der Tod zum wahren und wirklichen Leben. Darum müssen wir auch alle Weltdinge und Weltereignisse sub specie aeternitatis betrachten. In der Welt ewige Werte zu schaffen, ist des Vernunftmenschen Aufgabe und Zweck.

Da Paulsen den Willen als das Grundwesen des menschlichen Geistes erklärt, so ist selbstverständlich, daß ihm die Ethik als praktische Lebensweisheit den Höhepunkt der Philosophie ausmacht. Schon 1889 erschien darum sein „System der Ethik", dessen sechste Auflage bereits 1903 ans Licht trat. Er betrachtet die Sittenlehre als Lehre vom menschlichen Handeln unter dem teleologischen Gesichtspunkt. Das Handeln darf nicht um der bloßen Lust und um des Genusses willen geschehen, wie der materialistische Hedonismus wähnt, aber auch nicht um ein intuitiv erfaßtes, aprioriſch absolutes Sittengesetz zu erfüllen, sondern um dem Leben einen wertvollen, ewigen Inhalt zu geben und Zwecke zu realisieren, die den Menschen befriedigen und sein Leben erhöhen. Die Sittengesetze sind um des Lebens willen, nicht das Leben um des Sittengesetzes willen. Eben weil aber Paulsen die Sittengesetze nur als aus der Erfahrung geschöpfte Regeln auffaßt, auf deren Befolgung die Wohlfahrt des Menschenlebens beruht, und ausdrücklich lehrt, daß wir das „gut" nennen, was das Leben fördert, so ist seine Ethik im Grunde doch nur Utilitarismus. Wenn aber der Mensch ewige Werte erstreben und schaffen soll, dann muß auch die Regel seines Handelns aus der Ewigkeit stammen und tiefer begründet sein als in der Wohlfahrt des irdischen Lebens. Hier auf dem Höhepunkt seines „Systems" kommt dessen Grundfehler an den Tag. Nach Paulsen kann das Sittengesetz nur in der empirischen Welt seinen Grund haben und nur dafür gültig sein, weil für ihn der erste und absolute Grund alles Seins und Lebens selbst kein des persönlichen Handelns fähiges Wesen ist und also auch keine ewigen Gesetze des persönlichen Handelns hat und kennt. Trotzdem enthält Paulsens Ethik eine Fülle wertvoller Gedanken und Darlegungen, sowohl in der Tugend- und Pflichtenlehre als auch in den Lehren über Familie, Geselligkeit und Freundschaft, Gesellschaft und Staat, wenn man auch in vielem andrer Ansicht sein kann.

In den späteren Jahren seines Lebens und Wirkens schloß er sich immer mehr den Lehren Fechners von der Beseelung der gesamten Welt und aller einzelnen Weltdinge an, wie dieser sie in seinen beiden Hauptschriften „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" und „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" auseinandergesetzt hatte. Paulsen verwies öfter auf diese Schriften und empfahl sie dringend. Eine seiner allerletzten Produktionen war noch das Geleitwort, das er der zweiten Auflage von Fechners Buch „Über die Seelenfrage" mitgab. Fechner vertritt die allerälteste religiöse Naturauffassung, nämlich die, daß alle himmlischen und irdischen Körper beseelte Wesen und in irgendeiner Weise und einem Grade bewußte Geister seien, deren allesumfassende Einheit und allesüberragendes Bewußtsein Gott sei. Von außen betrachtet ist ihm das Weltall der Körper Gottes, von innen betrachtet ist es der lebendige Geist Gottes selbst in seinen zahllosen Formen des Daseins. Paulsen fand darin die höchste und idealste Betrachtung des Weltalls: die Weltanschauung der Zukunft!

Aber auch noch auf einem anderen, der Philosophie annexen Gebiet übte Paulsen eine weitreichende Wirksamkeit aus: auf dem Gebiet der Pädagogik. Auch hier waren es nicht bloß die künftigen Lehrer, die seine Vorlesungen über Geschichte und System der Pädagogik hörten, sondern auch zahlreiche Angehörige anderer Fakultäten. Auch auf diesem Gebiet hat er sich große Verdienste erworben, das größte durch seine großartig angelegte und mit eminenter Gründlichkeit durchgeführte „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart." 1885, 2. Auflage in zwei Bänden 1895. Es ist die erste pragmatische Darstellung dieser Geschichte von großen und idealen Gesichtspunkten aus, auf gründlichen und vielseitigen Studien beruhend. Es ist ein in der Geschichtschreibung der Pädagogik und des Bildungswesens epochemachendes, mustergültiges Werk, mit durchsichtiger

Digitized by Google

Klarheit und in wohlklingendem Stil, mit warmer Teilnahme für seinen Gegenstand und unbefangener Objektivität des Urteils geschrieben. Er hat sich damit unzählige Freunde, aber auch sehr viele Feinde erworben, denn nicht allen am Schul- und Bildungswesen Beteiligten gefiel sein offenes und deutliches Urteil über den Gang der Dinge auf pädagogischem Gebiet. Aber schließlich drangen seine Ansichten doch überall durch und blieben nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der Gegenwart.

Seine vielen kleineren Schriften zur Philosophie und Pädagogik müssen wir unerwähnt lassen und wollen nur sagen, daß in allen den großen Fragen unseres religiös-sittlichen und kulturellen Lebens und unserer deutschen Bildung Paulsens Stimme gern gehört wurde, weil er über alles so nüchtern und wohlbegründet und klar zu urteilen verstand; ist es doch nicht so lange her, daß er in der „Woche" drei ausgezeichnete Aufsätze veröffentlichte, in denen er aufs trefflichste die Auswüchse und den Unfug geißelte, die sich in den heutigen Erziehungsvorschlägen so verderblich breitmachen, und daß er zugleich auf das hinwies, wodurch allein unsre Jugend zu tüchtigen Männern und Frauen herangebildet werden kann: Pflichttreue, Arbeitsfleiß und religiös-sittliche Grundsätze.

Mit Paulsen ist wieder ein Hochschullehrer uns genommen worden, der eine Zierde unsres deutschen Volkes und seiner Universitäten war, weil er ein wirklicher und wahrer Menschenbildner gewesen ist.

F. Heman

Orthodoxie

„Erlaubt der starren Orthodoxie ein Wort zur Verteidigung!" ruft „Orthodoxus" in „Der alte Glaube" seinen Gegnern zu. „Vielmehr, sucht selbst ein Wort der Verteidigung gegen ihre Anklagen! Denn auch sie, die Vielgeschmähte, erhebt die Stimme zu einem ‚J'accuse'.

Ist's nicht die Wissenschaft, in deren Namen ihr euer Panier aufwerft? In der Wissenschaft, der stets regen und bewegten, der stets fortschreitenden, flutet das Leben. Eine starre Wissenschaft gibt es nicht. So rühmt ihr. Aber gerade wie ihr die Orthodoxie, so klagen wir die Wissenschaft der Starrheit an. Gefällt euch das nicht? Da ist die Mathematik, die hoch gerühmt wird wegen ihrer untrüglichen Zuverlässigkeit. Ihre Lehren und Gesetze sind unwandelbar wie vor Jahrtausenden, da ein Pythagoras ihnen eine Hekatombe opferte. Nie hat man ihr zugemutet, zur Abwechslung den Kreis für ein Viereck zu erklären und dem Dreieck fünf Seiten zu geben. Noch mißt und rechnet und zählt sie, ganz wie sie immer getan hat, und nur diese Beständigkeit hat ihr das Leben erhalten. Ist das nicht eine recht starre Mathematik, und kann man sich etwas Starreres denken?

Oder da ist die Naturwissenschaft, der Baum der Erkenntnis für unsere Zeit, an dem jeder sich versuchen will, und der Abgott, den Tausende anrufen: Baal, erhöre uns! Ihr Dichten und Trachten ist, die Gesetze der Natur und des Weltalls zu entdecken, die unveränderlichen Gesetze, wie sie von Anfang waren und noch sind. Ihr höchster Ruhm sind diese Gesetze, und was sie davon entdeckt hat oder entdeckt zu haben meint, davon gibt sie kein Jota preis. Welches die Gesetze der Schwere, des Lichtes, des Schalles, des Luftdrucks, der Zusammensetzung der Stoffe sind, das muß mit den allerfeinsten Werkzeugen genau gemessen werden, weil jede kleinste Veränderung zu großen Irrtümern führt. Ihre Lehren und Gesetze gehen als solch heiliges Vermächtnis von Geschlecht zu Geschlecht, daß ein jüdischer Gesetzeslehrer seine Freude daran hätte. Aber ja keine Wunder! Sie heben ja die Naturgesetze auf: das wäre ein Strich durch die Naturwissenschaft, und das darf nimmermehr geschehen. Eher muß die Natur geknebelt werden. Arme Natur! du mit deinem vielgestaltigen Leben, mit deinem fröhlichen Regen und

Digitized by Google

Bewegen, mit deiner Originalität und Freiheit, wie mußt du dich von deiner Zuchtmeisterin und Vormünderin in starre Gesetzesbande schlagen lassen! Die starre Orthodoxie würde dich einem freien Walten des Weltschöpfers überlassen, sie würde dir zu deinem heiligen Recht und herrlichen Zweck und himmlischen Ziel verhelfen, sie würde dir einen göttlichen Liebesodem und eine göttliche Weisheitsfülle einhauchen. Entscheide selbst! Wo ist die Starrheit?

Kann die Naturwissenschaft ohne Starrheit nicht fertig werden, kann sie nicht von der Stelle kommen, wenn sie sich nicht auf das Feste, das sich Gleichbleibende, das Unveränderliche stützen kann, setzt sie ihren Ruhm und Stolz gerade darein, ein bis ins kleinste genau gearbeitetes Lehrgebäude aufzuführen, das nicht wankt, dann soll doch gerade sie keine Vorwürfe gegen die starre Orthodoxie erheben. Warum soll das der Theologie gewehrt werden, warum bei ihr das Starrheit und Tod heißen, was bei der Naturwissenschaft Leben und Fortschritt genannt wird?

Die Wissenschaften dieser Welt beschäftigen sich mit zeitlichen Dingen, mit dem, was seine Zeit hat und vergeht, was seine Gestalt in jedem Augenblicke wandelt. Denn alles ist im Flusse. Die Theologie hat es mit dem Ewigen zu tun, zwar mit dem Ewigen in der Zeit, aber doch mit dem Ewigen. Und was ist das Ewige? Es ist das immer sich selbst Gleiche, und auch dann, wenn es in die Veränderungen der Zeit eingeht, will es sich nicht mitverändern, sondern die Veränderungen beherrschen und gestalten.

Was ist das Ewige? Es ist Gott, der da bleibt, wie er ist, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis — also das Starrste, müßtet ihr sagen — und auch das Lebendigste, setzen wir hinzu. Was wäre unsere Religion ohne diesen starren Grund? Wo bliebe unser Glaube, unsere Hoffnung, unsere Kraft, wenn dieser Grund in Fluß gebracht und auf den schaukelnden Wellen der Zeit emporgetragen und wieder verspritzt und verschlungen werden könnte?

Sie vor allem, die Religion, ist nur so lange etwas, als sie von dem Ewigen erfüllt ist. Was wir haben, was uns gegeben ist als Offenbarung des Ewigen, was zum Ausdruck gekommen ist in unsern Gedanken und unserer Rede durch den ewigen Geist, das soll bleiben, wie es ist. Nennt ihr das starr, so soll es starr bleiben, wie der starrende Fels, der sich nimmer in Fluß bringen läßt. Es ist fürwahr kein Tadel, daß die Orthodoxie schon so viele Jahrhunderte alt ist. Das verlangen wir gerade von ihr, daß die Wahrheit, die nie veraltet, sehr alt ist und mit ihrem Anfang und Ausgang in die Ewigkeit reicht. Und das verlangen wir von ihr, daß sie treu und fest bei dem bleibt, was ihr von Gott gegeben ist, mag man im übrigen gegen sie Vorwürfe und Anklagen erheben, soviel man will. Sind sie berechtigt, so wird sie darüber Buße tun und rechtschaffene Früchte der Buße bringen und immer reiner werden und das ihren harten Anklägern danken. Aber ihnen zuliebe etwas preisgeben von dem ewig Alten, das ihr vertraut ist, das kann und das darf sie nicht. Es wird dem Glauben und der Religion nicht mehr geschadet als durch den unruhigen Geist, der immer etwas Neues aufbringen muß, je nachdem der Zeit der Kopf steht. Daraus hat man einerseits den Verdacht geschöpft, daß es sich bei solchem Glauben nicht um ewige Wahrheiten und Güter handle, daß es wohl die Menschen selber sind, die ihren Einfällen gefolgt sind, um etwas zu machen, das wie Religion aussieht, aber keine Religion ist. Darin ist anderseits wohl auch der Hauptgrund zu sehen, weshalb die starre Orthodoxie so hart verklagt wird. Man ist von den ewigen Grundlagen abgekommen und will nichts mehr davon wissen. Hingegen will man selbst etwas können und schaffen, man will Raum haben für seine Strohhütten, die aber kein Blitz Gottes zu verzehren braucht, weil sie beim nächsten Umschlag der Witterung vom Winde niedergelegt werden und im Regen verfaulen."

Digitized by Google

Parteien

Ihnen wirft Meister Rosegger im „Heimgarten“ den Fehdehandschuh zu. Freilich, Parteien müsse es geben, der Poet aber habe es mit dem Menschen und seinen ewigen Kulturidealen zu tun.

„Ich hasse Parteien. Der Partei ist mehr an Hinterhältigkeit und Rücksichtslosigkeit gestattet als dem einzelnen; sie betreibt den Egoismus, die Übervorteilung anderer im großen und macht sich noch eine Tugend daraus. Mit einem gewissen ‚Rechte‘, aber unter dem Parteischilde wird auch viel persönliches Gelüste getrieben. — Anderseits kennt man Leute, die gut deutsch sind, ohne ‚deutschradikal‘, gut christlich sind, ohne ‚klerikal‘, freisinnig, duldsam sind, ohne ‚liberal‘, und arbeiterfreundlich sind, ohne ‚sozialdemokratisch‘ zu sein. Freilich richtet der einzelne nicht viel aus, und eine Vereinigung wäre schon recht, wenn sie nicht sofort eine gegnerische Vereinigung zur Folge hätte. Und dann ist der unrühmliche, menschenverhetzende, nimmer endende Krieg fertig.

Wenn man vor allem Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sucht, ist man für keine Partei möglich, sei sie nun politisch oder sozial oder konfessionell. Komme ich irgendeiner solchen Partei einmal zufällig nahe oder will sich eine mir anbiedern, so pflege ich ihr einen Ellbogenstoß zu versetzen, sei es nach links oder nach rechts. Ich will für mich stehen, ich will frei sein. Ich weiche auch den freiheitlichen Parteien aus — der persönlichen Freiheit willen. Und doch geht mich jede Partei was an, es ist ja die Menschheit, die da kämpft und krampft, Gutes will und ach wie oft Böses anrichtet. In welcher Partei immer ich Gutes erschaue, da suche ich es zu ehren und mir anzueignen; in welcher Partei immer ich Bosheit, Schlechtigkeit sehe, da tadle ich es mit Spott oder Zorn. So ist man heute m i t einer Partei, morgen gegen sie. Das schaut höllisch wankelmütig aus und ist doch die größte Beständigkeit. Nicht bei der Partei bleibt man stehen, sondern bei dem, was man für gut und recht hält. Das ist so einfach. Man kommt zwar in Konflikt mit den Leuten, aber nicht mit sich selbst. Unverstand mag es oft so auslegen, als wolle man es mit keiner Partei verderben; da man's tatsächlich doch mit allen verdirbt und verderben m u ß! Sooft einer eine parteilose Wahrheit ausspricht, wird er von allen Parteien prompt angeflegelt. Jemand, der das Maß für anderer Röcke von seinem eigenen Buckel nimmt, meinte, ich rechne etwa so: Jede Partei verzeiht heimlich den Ellbogenstupfer, sobald sie sieht, daß auch die anderen Parteien ihre Rippenstöße kriegen. Daß einer, ohne an Vorteil oder an Nachteil zu denken, freimütig seine Meinung sagt, ist solchen Leuten etwas Unfaßbares geworden. Daß eine bestimmte Meinung, auch wenn sie sich nicht zu anderen reimt, auch wenn sie unrichtig sein sollte, der E m p f i n d u n g entspringt, also Natur ist, und daß es für lyrische Gemüter eine Naturnotwendigkeit ist, ihre Empfindung herauszusagen, das können die armen Unmündigen nicht begreifen, die nur das meinen müssen, was die Partei meint. Ich wüßte nichts, was einen Menschen unfreier machte als die Partei, und wäre es die freiheitlichste.

Wenn ich solcherlei den Parteileuten manchmal ins Gesicht sage, so meinen sie, darüber sollte ich am besten schweigen, denn das verstünde ich nicht. Während sie sich gegenseitig Perfidie und Falschheit vorwerfen, sagen sie von mir bloß, ich verstünde es nicht. Das kann mich noch freuen. Ich will doch lieber dumm als schlecht sein. Es ist aber so: Wer sie lobt, der ist ein Weiser, wer sie tadelt, ein Ignorant. Bequemer kann man sich nicht rechtfertigen. Könnte nicht auch ich zu j e n e n sagen: Das verstehen Sie nicht! Sie verstehen mich nicht; Sie haben keine Ahnung, was ich empfinde, was mich zwingt zu reden. Sie wissen nichts von einer persönlichen Wahrheit, nichts davon, daß es so viele subjektive Wahrheiten gibt, als es Persönlichkeiten gibt. Um das zu verstehen, gehört ein bißchen philosophische Denkfähigkeit und etwas von jenem Freiheitsgefühle, das einen aus der Hammelherde zum Menschen erhebt ...“

Digitized by Google

Tolstoi über den Tod

Der greise Dichter empfing kürzlich einen Mitarbeiter der „St. Petersburger Ztg.“, J. Teneromo. Tolstoi war an einem Fußleiden erkrankt. Er hatte schon einmal ein solches überstehen müssen. „Es war vor fast 25 Jahren“, erzählte er seinem Besucher. „Das Leiden quälte mich nicht, da ich mir bewußt war: es wird nicht lange dauern, weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin. Ich hatte keine Angst vor dem Tode, da ich schon damals an die Fortdauer des Lebens glaubte. Jetzt aber, wenn ich daran zurückdenke und meine Empfindungen vergleiche, sehe ich, daß mich damals hin und wieder unversehens das stechende Gefühl der Angst erfaßte vor etwas Ungewissem, Dunklem, das mir nahte, das wie ein großer umgestülpter Trichter mich zu verschlingen und irgendwohin fortzureißen drohte. Ich fürchtete etwas: die Furcht vor dem Tode war mir nicht ganz fremd. War es das Leben, das noch nicht ausgelebt war, das Bedauern über die unvollendeten Werke, die Trauer über die unterbrochene Seelenarbeit, über die Sündhaftigkeit, die man mit sich nimmt, oder war es die animalische, götzendienerische Furcht vor dem Ende? Es war wohl die Furcht vor dem Tode, jenes altbekannte Bangen, das mir besonders klar wurde, als mich die Verzweiflung übermannte und ich mich mit der Schnur des Schlafrocks erdrosseln wollte und mit Grauen auf die Querstange zwischen zwei Schränken blickte. Und noch lange quälte mich dieses krampfhafte Bangen. Jetzt aber liege ich da und sehe mich an: ich sehe diesen meinen Körper, dieses Bein, das aus irgendwelchen Gründen mit schmalen Flanellstreifen umwickelt ist, ich sehe diese Brust, diesen Bart, diese Hände an und weiß, daß ich sicher bald, sehr bald aufhören werde, sie zu sehen, und von allem diesem fortgehen werde, was ich ‚mein‘ nannte, daß ich aufhören werde zu leben, zu atmen, zu sprechen, an die Sonne, an den Himmel, an meine Werke zu denken. Ich weiß es, ich sehe es und bin davon überzeugt, daß ich sterben werde — und kein Schimmer von Furcht. Glauben Sie mir: so leicht, so beglückend, so nahe erscheint mir das, wohin ich gehen werde, daß ich so die Arme kreuzen, die Augen schließen möchte, um in die Ewigkeit unterzutauchen. So schön und leicht ist das! Es ist nicht die Koketterie des Alters, glauben Sie es mir! Es ist ein tiefes und wirkliches Gefühl ... Sie denken wahrscheinlich: ‚Von einem guten Leben scheidet man nicht mit Freude.‘ Ich habe mich selbst wiederholt auf diesem Gedanken ertappt und habe mich selbst gefragt, ob meine Bereitschaft zum Tode, wie zu einem Fest, nicht vielleicht die Kehrseite der Verzweiflung ist, jener effektvolle Abgang, den die Schauspieler sich sichern, wenn sie sich auf der Bühne in einer schwierigen Lage befunden haben. Ich habe es mir gesagt und die ganze tatsächliche Last meines Lebens überdacht, das meine Seele schon lange bedrückt. Doch zum Schluß, als ich mich in mein Inneres vertiefte, erkannte ich ohne jede Selbsttäuschung, daß nicht die Verzweiflung meine freudige Erwartung des Todes bedingt. Die schwere Last meines schweren Lebens und jener große innere Kampf, um meine Bilanz vor den Menschen zu ziehen, ihnen die Rechtlichkeit im Menschenleben darzutun, haben mich nicht niedergebrochen. Von der Familie, aus den Lebensverhältnissen zu scheiden — das bietet mir jetzt keine Schwierigkeiten. Schwieriger ist es eher, das nicht zu tun ...“

Und er sollte doch seinen 80. Geburtstag — „feiern“! .

Digitized by Google

Der friedliche Bebel

In Bad Nauheim hat ein Mitarbeiter der „Frankf. Ztg.“, Dr. Hugo Ganz, auch August Bebel angetroffen. „Da sitzen sie“, so erzählt er seinem Blatt, „auf der Terrasse und lauschen dem Leipziger Winterstein-Orchester, als wären sie nur hier, gute Musik zu hören. Die einen lassen sich die recht ausgiebige Sonne auf den Kopf scheinen, die andern flüchten vor ihren Strahlen unter die tiefen romanischen Bogen der breiten gedeckten Seitengänge, aber jedes Antlitz ist zum Musikzelt gewandt. Da sitzt wahrhaftig, bei friedlichem Tee, auch August Bebel mit seiner würdigen Ehehälfte. Es ist wirklich Tee in seiner Kanne und weder Petroleum noch flüssiges Dynamit. Guter Alter, du mußt nun auch ein wenig langsamer tun mit deinen 68 Jahren, wenn die Herzbänder anfangen zu erschlaffen. Ja, ja, er tut schon langsamer, soweit es das Temperament erlaubt. Weist alle Besucher ab, die sich mit noch so großen Blumenspenden anmelden. Aber ganz kann er sich doch nicht absperren, und Aufregung genug bringt auch die tägliche Zeitung. Denn für ihn ist die Politik kein Metier, kein Sport, sondern ein heiliger Beruf, ein Dienst. Im übrigen: sanft wie ein Kind. Ein unverbesserlicher Optimist, den nichts irremachen kann an seiner Sache, an dem Berufe gerade des deutschen Volkes, der Welt die neue Gesellschaftsordnung der Wohlfahrt und Gerechtigkeit zu geben, an der baldigen Erfüllung der Zeiten, die er selbst noch erleben will. Handelt nicht nach kühlen Zweckerwägungen, sondern aus den Impulsen seines naiven Kinderherzens, das nie etwas anderes will als Gutes und Rechtes. Ahnt nicht, daß er in Dresden in einer despotischen Anwandlung den Brückenbau zerstört hat, der von seiner Partei zur gesamten Linken hätte hinüberführen können, zum Block der Linken. In den Künsten der Taktik sind andere diesem grundehrlichen Überzeugungsmenschen über. Wie aus diesem friedlich geistreichen Menschen mit den blauen Kinderaugen nur der Philisterschreck werden konnte, als der er selbst in ‚gutgesinnten‘ Witzblättern figurieren muß? August Bebel mit der Ballonmütze. Kuriose Welt ... ‚Es fehlt Ihnen nichts, Sie sind nur zu jung für Ihr Alter‘, muß ich ihm beim letzten Händedruck sagen. Er quittiert's lachend. Fühlt sich auch wirklich schon besser ...“

Ein Hund ...

Stehen da am Fenster eines Eisenbahnabteils zwei Kinder. Sie sprechen, so erzählen die „Hamburger Nachrichten“, abwechselnd zu einem Herrn und einem großen Hunde, der unverwandten Blickes nach den Kindern starrt. In kleinen Zwischenräumen erneuert der Hund den Versuch, sich loszureißen, um an die Tür heranzukommen, hinter der die Kinder stehen. Von seinem Herrn durch einen festen Griff am Halsbande daran gehindert, gibt er dieses Streben endlich auf. Er streckt sich der Länge nach auf den Boden, wendet aber zuweilen den Kopf seinem Herrn zu mit einem Blicke, der zu sagen scheint: „Warum gibst du das zu, daß die beiden da von uns gehen?“ Dann läßt er ein kurzes, klagendes Winseln vernehmen und klappt mit dem Unterkiefer hart wider die obere Zahnreihe, als ob er Tränen schlucke. Als nun der Zug abfährt, erhebt er sich still und schwerfällig, ohne den Versuch zum Nachlaufen zu machen. Nur sein Hals scheint länger zu werden, wie er so dasteht, den Kopf und den Blick beharrlich der Richtung zugewendet, in der der Wagen mit den Kindern verschwindet, und die Versuche seines Herrn, das starke Tier von der Stelle zu bewegen, bleiben lange fruchtlos. Dann wieder dasselbe klagende Winseln von vorhin, dasselbe harte Widereinanderklappen von Unterkiefer und oberer Zahnreihe, das sich gerade so anhört, als ob er Tränen schluckte, und mit gesenktem Kopfe folgt der Hund seinem voranschreitenden Herrn. „Mußte das deinen Mann nicht kränken, daß er so gar kein bißchen Traurigkeit an dir gewahrte,

Digitized by Google

jetzt, wo er doch für ein halbes Jahr oder noch länger von dir gegangen?“ hörte ich in diesem Augenblick im Vorübergehen eine Dame zu einer anderen sagen. „Nicht im geringsten. Du hast ja gesehen, wie vergnügt er selber war.“ „Das Immerbeisammensein ist auch so furchtbar langweilig!“ gab die andere lachend zurück ...

Körperkultur der Frauen

In einem Aufsatze der „Neuen Rundschau“ über die Frage: „Steigt oder sinkt die deutsche Rasse?“ kommt Robert Hessen zu dem Schlusse: „Wollen wir Muskelkraft zugleich mit Hirnverfeinerung genießen, wollen wir ein Kulturvolk bleiben und doch als Rasse nicht gänzlich entarten, so werden wir darum zu r i n g e n haben. Der Deutsche hat, die ehrgeizigen Augen stier auf Erwerb und politische Weltstellung gerichtet, die letzten zwanzig Jahre gewirtschaftet, als ob seine Gesundheit unerschöpflich sei, hat sich von der Industrialisierung wie von der Frauenbewegung überraschen lassen; über die Folgen, die schon eintraten, wie über die, so noch kommen werden, ist die Täuschung groß. Die Hygiene selbst hat alle Aufmerksamkeit auf die Bazillen abgelenkt, hat die Hypochondrie vermehrt, aber die S e l b s t v e r a n t w o r t u n g des einzelnen für seine Gesundheit schmählich u n t e r g r a b e n. Es wird eines harten Anrufes bedürfen, um den Frauen klarzumachen, woran eigentlich die vielen Säuglinge schon im ersten Lebensjahr wegsterben. Die wenigen, die es ahnen und zugeben, sprechen zuweilen von einem weiblichen Dienstjahr mit der Waffe. Die Waffe ist überflüssig, die Idee an sich vorzüglich. Es müßte dicht hinter der Schule, beim Klein- und Mittelstand, also dicht hinter dem vierzehnten Geburtstag, ein Jahr der E n t s p a n n u n g eingeschoben werden, ein Jahr, das die fürchterlichen Schulschäden einigermaßen wettmacht, ein Jahr, l e d i g l i c h d e r k ö r p e r l i c h e n Ü b u n g u n d B e w e g u n g gewidmet, damit die armen Dinger endlich wieder essen lernen und Fleisch ansetzen, ihr Kopfweh loswerden, ihre Glieder freibekommen und das Leben an frischer Luft fortan als ein Ideal im Herzen tragen, statt daß sie jetzt, kaum der Schule entronnen, mit langen Röcken belastet, sofort in überfüllte Fabriken als Lehrmädel gesteckt, bleichsüchtig, müde, in großer Zahl früh tuberkulös, für die Pflichten und Aufgaben der Ehe untauglich werden. Kurz, wir müßten unsere Frauen mit allem Ernst dazu bringen, körperlich ungefähr so viel für sich zu tun, wie unsere Knaben und Männer es zur Instandhaltung ihrer Tüchtigkeit für ganz unerläßlich halten. Es wird natürlich einen Streit auf Tod und Leben setzen gegen die Beschönigungsversuche dieser von ihren Schneiderinnen und Schneidern in einer eingefleischten Lust an der Täuschung bestärkten Herumschleicherinnen, die oft ihre Beine kaum noch rühren könnten, wenn es gälte, ihr Leben zu retten. Aber es muß gewagt, es muß angefangen werden, zumal da unter den Frauen selbst, unter den besten, die wir noch haben, ein Gefühl für das auf dem Spiel Stehende langsam zu erwachen begann. Berge von Vorurteilen werden hinwegzuräumen sein, in bezug auf Kleidung, auf Unterricht, auf Ergänzung der Wohnung im Sinn des englischen ‚out of door exercise‘. Unsere bloße Haut ist eine Riesin an Leistungskraft, aber man fesselt ihr Hände und Füße, verweichlicht und lähmt sie geflissentlich, um ihr wie zum Hohn dann zuzurufen: ‚So, jetzt arbeite! Jetzt zeige, was du kannst!‘ Die Freiheit der Haut jener mörderischen Göttin Prüderie abzuringen, die wahnwitzige Angst vor Erkältung zu beheben und in Vertrauen zu wandeln, das allein wäre des Schweißes der Edeln wert.“

Digitized by Google

Die Vergeudung unserer Jugend

(Aus der Rede eines modernen Schulreformers?)

„... Und nun, bei einem Rückblick auf den Weg des Lebens, ... entdecken, daß etwas nicht wieder gut zu machen ist: die Vergeudung unserer Jugend, als unsere Erzieher jene wißbegierigen, heißen und durstigen Jahre nicht dazu verwandten, uns der Erkenntnis der Dinge entgegenzuführen, sondern der sogenannten ‚klassischen Bildung'! Die Vergeudung unserer Jugend, als man uns ein dürftiges Wissen um Griechen und Römer und deren Sprachen ebenso ungeschickt als quälerisch beibrachte, und zuwider dem obersten Satze aller Bildung: daß man nur dem, der Hunger danach hat, eine Speise gebe! Als man uns Mathematik und Physik auf eine gewaltsame Weise aufzwang, anstatt uns erst in die Verzweiflung der Unwissenheit zu führen und unser kleines tägliches Leben, unsere Hantierungen und alles, was sich zwischen Morgen und Abend im Hause, in der Werkstatt, am Himmel, in der Landschaft begibt, in Tausende von Problemen aufzulösen, von peinigenden, beschämenden, aufreizenden Problemen — um unserer Begierde dann zu zeigen, daß wir ein mathematisches und mechanisches *Wissen* zu allernächst nötig haben, und uns dann das erste wissenschaftliche Entzücken an der absoluten *Folgerichtigkeit* dieses Wissens zu lehren! Hätte man uns auch nur die Ehrfurcht vor diesen Wissenschaften gelehrt, hätte man uns mit dem Ringen und Unterliegen und Wiederweiterkämpfen der Großen, von dem Martyrium, welches die Geschichte der strengen Wissenschaft ist, auch nur einmal die Seele erzittern machen! Vielmehr blies uns der Hauch einer gewissen Geringschätzung der eigentlichen Wissenschaften an, zugunsten der Historie, der ‚formalen Bildung' und der ‚Klassizität'! Und wir ließen uns so leicht betrügen! Formale Baldung! Hätten wir nicht auf die besten Lehrer unserer Gymnasien zeigen können, lachend und fragend: ‚Wo ist denn da die formale Bildung? und wenn sie fehlt, wie sollen sie sie lehren!' Und Klassizität! Lernten wir etwas von dem, worin gerade die Alten ihre Jugend erzogen? Lernten wir sprechen wie sie, schreiben wie sie? Übten wir uns unablässig in der Fechtkunst des Gesprächs, in der Dialektik? Lernten wir uns schön und stolz bewegen wie sie, ringen, werfen, faustkämpfen wie sie? Lernten wir etwas von der praktischen Aszetik aller griechischen Philosophen? Wurden wir in einer einzigen antiken Tugend geübt und in der Weise, wie die Alten sie übten? Fehlte nicht überhaupt das ganze Nachdenken über Moral in unserer Erziehung, um wieviel mehr gar die einzig mögliche Kritik desselben, jene strengen und mutigen Versuche, in dieser oder jener Moral zu leben? Erregte man uns irgendein Gefühl, das den Alten höher galt als den Neueren? Zeigte man uns die Einteilung des Tages und des Lebens und die Ziele über dem Leben in einem antiken Geiste? Lernten wir auch nur die alten Sprachen so, wie wir die lebender Völker lernen, nämlich zum Sprechen und zum Bequem- und Gut-Sprechen? Nirgends ein wirkliches Können, ein neues Vermögen als Ergebnis mühseliger Jahre! Sondern ein Wissen darum, was *ehemals* Menschen gekonnt und vermocht *haben*! Und was für ein Wissen! Nichts wird mir von Jahr zu Jahr deutlicher, als daß alles griechische und antike Wesen, so schlicht und weltbekannt es vor uns zu liegen scheint, sehr schwer verständlich, ja kaum zugänglich ist, und daß die übliche Leichtigkeit, mit der von den Alten geredet wird, entweder eine Leichtfertigkeit oder ein alter erblicher Dünkel der Gedankenlosigkeit ist. Die ähnlichen Worte und Begriffe täuschen uns: aber hinter ihnen liegt immer eine Empfindung versteckt, welche dem modernen Empfinden fremd, unverständlich oder peinlich sein müßte. Das sind mir Gebiete, auf denen sich Knaben tummeln dürften! Genug, wir haben es getan, als wir Knaben waren, und uns beinahe für immer dabei einen Widerwillen gegen das Altertum heimgeholt, den Widerwillen einer scheinbar allzu großen Vertraulichkeit! Denn so weit geht die stolze Einbildung unserer klassischen Erzieher, gleichsam im Besitz der Alten zu sein, daß sie sieden Dünkel noch auf die Erzogenen überfließen lassen, nebst dem Verdachte, daß ein solcher

Digitized by Google

Besitz nicht wohl selig machen könne, sondern daß er gut genug für rechtschaffene arme närrische alte Bücherdrachen sei: ‚Mögen diese auf ihrem Horte brüten! Er wird wohl ihrer würdig sein!‘ — Mit diesem stillen Hintergedanken vollendete sich unsere klassische Erziehung. Dies ist nicht wieder gutzumachen — an uns! Aber denken wir nicht an uns!“

Also sprach — Friedrich Nietzsche.

Vornehmer Ton

Es sei gewiß nichts dagegen einzuwenden, meint Ernst von Wolzogen in einer ebenso amüsanten wie geistvollen Plauderei der „Frankf. Ztg.“, wenn jeder fest umzirkte Gesellschaftskreis sich seines bestimmten Jargons bedient. Der diplomatischen und höfischen Welt insbesondere werde man es gern gönnen, „daß der in ihr herrschende Unterhaltungsstil auf harmlose Gemüter den Eindruck hervorbringt, als ob ungewöhnlich feine Köpfe mit einer sonst nirgends mehr vorhandenen geistigen Gewandtheit durch die glänzend geübte Kunst einer nur leicht andeutenden Konversation ihr reiches Wissen und ihr überlegenes Urteil mit vornehmer Bescheidenheit zurückzuhalten verstünden“. — Leute vollends, die weiter nichts auf der Welt zu tun haben, als einen Namen und ein Vermögen anständig zu repräsentieren, mögen sich wohl mit dem Ruhme einer „vornehmen“ Unterhaltung zufrieden geben. „Aber dieser vornehme Ton ist doch etwas mehr als nur eine kulturhistorische Kuriosität, die man mit einem scherzhaften Feuilleton erledigen könnte. Der Tieferblickende wird sich nämlich bald überzeugen müssen, daß jener spielerische Konversationston doch nicht nur eine Maske bedeute, die die Mitglieder unserer vornehmen Welt nur aus praktischen Gründen im Salon benützen, um etwa überflüssige geistige Ausgaben oder plumpe Zusammenstöße mit unmanierlichen Gesinnungsfexen zu vermeiden, sondern meistens ein betrüblich getreues Spiegelbild der wirklichen Geistesverfassung dieser Kreise. Der vornehme Mann, der mit einem mühsam unterdrückten süffisanten Lächeln der ernsthaften Auseinandersetzung eines sachverständigen und ehrlichen Menschen zuhört, um ganz plötzlich mit einer leicht scherzhaften Wendung seine Folgerungen zu unterbrechen und das Gespräch geschickt auf einen anderen Gegenstand hinzulenken, ist nämlich in den allermeisten Fällen kein überlegener Besserwisser, der nur einen ungeschickten Pedanten vor überflüssiger Weitschweifigkeit bewahren will, sondern er übt jene gut gelernte Kunst des eleganten Ablenkens nur darum, weil ihm Gründlichkeit und ehrliche Meinungen überhaupt ein Greuel sind.

Es kann ja gar nicht ausbleiben, daß die Dressur des Unterhaltungstones die ganze Geistesrichtung beeinflußt. Wem die Ansicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß gewissenhaftes Begründen und ernsthaftes Verfechten einer ehrlichen Meinung nicht schick, nicht vornehm, nicht standesgemäß sei, der wird, wenn er nicht von Geburt ein Denker, von Rasse ein Eigner ist, selbstverständlich dazu gelangen müssen, auch für seine Person die starke geistige Anstrengung für überflüssig zu erachten, die dazu gehört, um sich eigne Ansichten zu bilden, zu begründen und im ernsten Kampf der Geister zu verteidigen. Es ist ja sehr viel leichter und bequemer, sich einfach den kleinen Katechismus der Kaste einzuprägen, d. h. das Verzeichnis der Dinge, die man in seinem Kreise zu tun und zu lassen, der Meinungen, die man zu haben, und der Meinungen, die man zu ignorieren hat, als sich durch selbständige Geistesarbeit selber Ansichten zu bilden und Lebensregeln daraus zu abstrahieren. Die jungen Leute, denen der ausschließliche Verkehr innerhalb ihrer Kaste ohne besondere persönliche Bemühung einen äußeren Schliff verleiht, eine Politur, deren Glanz harmlose Gemüter aus sozial weniger hoch stehenden Kreisen wohl zu blenden imstande ist, gewöhnen sich denn auch

Digitized by Google

sehr bald daran, diese Politur als das Wesentliche ihrer Bildung anzusehen und alle geistigen Leistungen, denen dieser Glanz der Oberflächlichkeit mangelt, für minderwertig, für ordinär zu erachten. Nun gehört aber zu diesem exklusiven Kreise fast die ganze Jugend der Stände, die vorzugsweise zum Befehlen, zum Herrschen berufen sind, die Fürsten, die Staatsbeamten, die Offiziere. Bei den Offizieren ist diese Geistesrichtung verhältnismäßig am ungefährlichsten. Der junge Leutnant, der in zartem Jünglingsalter schon eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung einnimmt und sich als gleichberechtigt unter den Allervornehmsten bewegen darf, bildet sich natürlich auf diesen Vorzug etwas ein, und der Gegensatz dieser Einbildung zu seinen geistigen Qualitäten und persönlichen Leistungen schafft jene Komik, die ihn zu der beliebtesten Figur der Lustspiele und der Witzblätter gemacht hat. Allein die starke Dressur des Willens, die der Dienst erfordert, die Gewohnheit des Befehlens, des raschen Entschließens, die niemals aufhörende Unterordnung unter den Willen des Vorgesetzten und schließlich die moralische Wucht der großen Verantwortung, die das Herrschen über viele Menschen im Gefolge hat, die schleifen jene charakteristischen Auswüchse jugendlicher Überhebung sehr bald ab. Und so ist es ganz natürlich, daß der Offizier, je höher er auf der Rangleiter gelangt, um so menschlicher, verbindlicher, nachsichtiger und verständnisvoller wird. Wir finden tatsächlich unter unseren höheren Offizieren noch die meisten und erfreulichsten Typen fertiger, geschlossener, selbstsicherer Männlichkeit. In rein geistigen Fragen zeigen sich diese Herren allerdings meist rückständig und beschränkt; aber das ist für die Allgemeinheit ungefährlich, weil ihre Machtbefugnisse sich auf diese Fragen nicht ausdehnen. Anders steht es mit den Juristen. Da muß es allerdings geradezu als eine nationale Gefahr bezeichnet werden, daß von dem jungen Nachwuchs dieses Standes die Zugehörigkeit zur exklusiven Gesellschaft immer mehr als wesentliches Standesmerkmal betont wird und das Glänzen in der vornehmen Gesellschaft, die guten Beziehungen, die vorteilhafte Versippung über jeden anderen Standesehrgeiz gestellt werden. Der junge Jurist, der einmal als Richter, als Rechtsanwalt, als Verwaltungsbeamter, als Diplomat, als Minister wirken soll, hat es doch unzweifelhaft noch nötiger als der Pfarrer und der Schullehrer, sich mit der Volksseele vertraut zu machen. Die Psychologie muß sein wichtigstes Studium sein, Unvoreingenommenheit und ehrlichster Wille zur Gerechtigkeit eine selbstverständliche Voraussetzung. Statt dessen sehen wir in der Wirklichkeit die jungen Juristen mehr als alle anderen Studierenden eifrig beflissen, sich vom Volk abzuschließen, dem offenen Turnierplatz fernzubleiben, auf dem die Überzeugungen gewappnet gegeneinanderrennen. Sie flüchten sich in die Korps, um ihre vornehmen Seelen vor der Berührung mit aller Pöbelhaftigkeit sicher zu bewahren. Sie setzen geradezu ihren Ehrgeiz darein, schon als Jüngling keine eigenen Meinungen zu haben. Das Ziel ihrer Erziehung besteht just in den Jahren brausenden Überschwangs darin, daß sie vor der jeweils herrschenden, Amt und Ehren verleihenden Autorität die Hacken zusammenschlagen und zu allen Dingen, zu allen geistigen Regungen außerhalb ihres Kreises mit Grazie ‚äh bäh!' sagen lernen. Den jungen Offizieren ahmen sie die lächerlichsten Äußerlichkeiten des Auftretens nach, aber nicht die straffe Selbstzucht, an die jene sich schon früh gewöhnen müssen; und den geborenen Fürsten versuchen sie es darin gleichzutun, daß sie eine Ignoranz markieren, für die jene, wenn sie sie wirklich besitzen, nicht verantwortlich zu machen sind.

Damit kommen wir zum letzten und bedenklichsten Punkt. Die ganze Erziehung unserer Fürsten läuft darauf hinaus, sie in sicherer Ignoranz zu erhalten in bezug auf jede ihnen unbehagliche Wirklichkeit. Sie sollen den Eindruck universal gebildeter Menschen machen, darum müssen sie schon in ihrer Jugend Kostproben sämtlicher Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten zu sich nehmen. Aber alle diese Proben sind eigens für sie präpariert. Schwerlich werden sie jemals auch nur über die Geschichte ihres eigenen Hauses die reine Wahrheit zu hören bekommen und von den anderen Wissenschaften immer nur das, was einmal in stiller Zeit als Dogma gegolten hat, und von den geistigen Kämpfen der Gegenwart erfahren die

Digitized by Google

jungen Prinzen und Prinzessinnen nichts, weil sie das verwirren und ihnen den inneren Halt rauben könnte... Hören oder lesen sie dann später von Leuten, die solche Dogmen umzustürzen sich unterfangen wollen, so erscheinen diese ihnen natürlich als freche, gefährliche Geister, und die Freiheit der Wissenschaft, solche umstürzenden neuen Ansichten und Lehren zu verbreiten, als die schlechthin gefährlichste Sorte von Freiheit. Da ein Fürst, besonders wenn er zum Regieren berufen ist, sich scheinbar für alles interessieren muß, ist es selbstverständlich, daß er in den meisten Fächern nur ganz oberflächliche Kenntnisse und dilettantische Vorstellungen haben kann. Das Volk sieht dies auch meistens ein und verlangt von seinen Fürsten weder wissenschaftliche Kenntnisse noch künstlerische oder technische Fertigkeiten. Es ist durchaus zufrieden, wenn seine Fürsten es als ihre Pflicht betrachten, mit den Mitteln ihrer Macht für die Förderung der geistigen Kultur einzutreten, indem sie wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen unterstützen und hervorragende Leistungen gebührend auszeichnen. Dagegen herrscht *eigenen* wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen fürstlicher Persönlichkeiten gegenüber ein *höchst charakteristisches Mißtrauen*. Selbst wenn man solche fürstlichen Versuche lobt, vergißt man nie hinzuzufügen: *Für einen Fürsten* wirklich alles Mögliche! Und dieses fest eingewurzelte Vorurteil wird sich nur in seltenen Fällen als ungerecht erweisen, denn es ist tatsächlich *unmöglich*, daß ein Mensch, der immerfort etwas vorstellen und überall dabeisein muß, die nötige Sammlung finden sollte, die dazu gehört, um in irgendeinem Fach, in irgendeiner Kunst über den Dilettantismus hinauszukommen. Solange ein Fürst für seine Meinungen nicht autoritative Geltung und für etwaige künstlerische Leistungen nicht ernste kritische Würdigung beansprucht, wird kein billig Denkender ihm Mangel an Kenntnissen und Talenten zum Vorwurf machen. Nur eins sollte man von einem guten Fürsten verlangen dürfen: daß er aufmerksam *zuhöre* und *ausreden* lasse. Aber gerade daran fehlt's, und es ist dafür in allererster Reihe der Einfluß des vornehmen Unterhaltungstones verantwortlich zu machen. Ein Fürst, der von Jugend auf dazu gedrillt wird, für jede mögliche Lage eine passende, verbindlich nichtssagende Redensart bereit zu haben, ohne Übergang von einem Gegenstand auf den andern zu springen und untertänigst harrende Menschen durch Anreden zu beglücken, deren Beantwortung weder Zeitverlust noch Kopfzerbrechen erfordert, ein solcher Fürst kann es zwar bei entsprechender persönlicher Begabung dazu bringen, den vornehmen Konversationston meisterlich beherrschen zu lernen, aber niemals wird er auf diese Weise zuhören lernen. Ein Fürst, der Cercle oder Audienzen abhält, weiß: Jetzt kommt noch der und der dran, da sehe ich den und den, der erwartet jetzt von mir dies und das — und bei diesem fortwährenden flüchtigen Notizenmachen überhört er meistens, was der gerade Angeredete zu sagen hat. In den meisten Fällen ist ihm das auch ganz gleichgültig. Er will nur möglichst rasch seine Pflicht erledigen. Daß dabei die notwendige Geduld, die zum aufmerksamen Zuhören gehört, verloren geht, ist selbstverständlich. Und daß sich in vielen Fällen eine ausgesprochene Abneigung gegen Menschen, die sich darauf versteifen, ausführlich zu reden, herausbildet, ist gleichfalls nicht verwunderlich. So geschieht es also, daß die meisten Fürsten und besonders die regierenden, in ihrem ganzen Leben niemals dazu kommen, eine freie Meinung und deren erschöpfende Begründung zu vernehmen. Ihre höfische Umgebung muß ihnen als eine Galerie von Automaten erscheinen, die dazu eingerichtet sind, die Pausen zwischen zwei Bücklingen mit bequemen Redensarten auszufüllen. Und an diese Automaten gewöhnen sie sich so sehr, daß ihnen lebendige Menschen, die sich ohne Mechanismus bewegen und reden können, unheimlich vorkommen, wenn sie solchen je einmal begegnen. Daraus ist es auch zu erklären, daß Fürsten *von Revolutionen immer überrascht* werden, selbst wenn diese nur eine lang hinausgeschobene Betätigung einer längst schon allgemein gewordenen Überzeugung bedeuten. Fürsten haben nie (? D. T.) eine Ahnung von dem gerade gegenwärtigen Standpunkt der allgemeinen Bildung, von den selbstverständlichen Ansichten der Intellektuellen. Sie glauben immer, daß *Zeitungsschreiber und Büchermacher merkwürdige*, unbequeme

Digitized by Google

Ausnahmen wären, und ahnen nicht, daß das, was in Büchern und Zeitungen gedruckt zu lesen steht, tatsächlich die Überzeugung einer großen Menge von Menschen und gerade der in Betracht kommenden führenden Geister ist. Alle die großen Fragen, die den wichtigsten Inhalt jener Bücher und Zeitungen ausmachen, gehören ja zu den Dingen, über die man in vornehmen Kreisen nicht spricht, weil sie eben zu langweiligen Erörterungen ohne Aussicht auf eine endgültige Lösung führen, und weil diese Erörterungen den Frieden eines gesicherten geistigen Besitzstandes zu stören imstande sind. Die einzigen Menschen, die Fürsten ausreden lassen, sind ihre Minister und vortragenden Räte, und die werden sich natürlich weise darauf beschränken, fein innerhalb ihres Ressorts und der jeweiligen Tagesnotwendigkeiten zu bleiben.

Das Volk, d. h. die Gesamtheit der außerhalb der exklusivsten Gesellschaft stehenden Menschheit, muß zu der Ansicht gelangen, daß ein Manko an Wissen, Urteilsfähigkeit und gutem Willen, ein Manko an Verständnis und Gerechtigkeit in jenen vornehmen Kreisen vorhanden sein müsse, und jene vornehmen Kreise ihrerseits verurteilen sich durch die Gewöhnung an tändelnde Oberflächlichkeit zu einer freiwilligen Blindheit und Taubheit, die für ihre eigene Existenz im höchsten Grade gefahrdrohend ist. Das sind die bedenklichen Konsequenzen des vornehmen Tones. Gibt es dafür keine Abhilfe? O ja, aber nur durch das gute Beispiel, durch den freien Entschluß von oben her!"

Die Anwesenden sind natürlich immer ausgeschlossen. Das gebietet schon — der vornehme Ton.

Todesstrafe

Der schaudererregende Fall der Grete Beier mußte es ausgerechnet sein, der die Frage, ob die Todesstrafe überhaupt zu rechtfertigen, in den letzten Monaten nicht zur Ruhe kommen ließ. Diese Frage ist nun eine so furchtbar ernste, daß ihre Erörterung, die Revision der für und gegen sie sprechenden Gründe niemals unzeitgemäß sein kann. Ich will auch die Gründe, die für die Abschaffung sprechen, keineswegs unterschätzen, die naiven des mitleidenden Gemüts noch weniger als die logischen des juristisch denkenden Verstandes. Aber war es nicht immerhin bezeichnend, daß gerade dieser Fall die Frage wieder in Fluß bringen mußte?

„Wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden. Tief und fest im Gewissen des Volkes wurzelt diese Auffassung", schrieben die „Hamburger Nachrichten". „Sie läßt sich nicht ausrotten, mit wieviel Argumenten auch immer moderne Rechtslehrer und ‚Humanisten' sich darum bemühen mögen. In Frankreich ist seit Jahren eine starke, besonders in den regierenden Kreisen vertretene Strömung auf die Abschaffung der Todesstrafe gerichtet, aber die Deputiertenkammer hat seither den entscheidenden Beschluß verzögert und jede Debatte über die Todesstrafe vertagt, weil sie der herrschenden Volksstimmung, die angesichts einiger grauenhafter Mordtaten den Vollzug der Todesurteile fordert, nicht Trotz zu bieten wagt. Besonders hatte der Umstand eine Reaktion zugunsten der Anwendung der Todesstrafe bewirkt, daß im verflossenen Jahre ein vom Pariser Schwurgericht zum Tode verurteilter scheußlicher Lustmörder in dem zuversichtlichen Bewußtsein, der Todesstrafe nicht zu verfallen, die Genugtuung hierüber in gar zu drastischer Weise bekundet hatte. In Briefen aus dem Gefängnisse hatte er von seinen Plänen für die Zukunft gesprochen: er sah sie im rosigsten Lichte. Nicht die geringste Furcht hatte er vor der lebenslänglichen Zwangsarbeit auf Guayana bekundet, wo er ein sorgenloses Dasein zu führen hoffte. Er erwartete, daß er mit Unterstützung der Behörden sich ein eigenes Haus werde erbauen und einen Handel eröffnen können. Dazu wünschte er, daß ihn seine Frau in die Deportation begleitete. ‚Ich bin mit meinen 26 Jah-

Digitized by Google

ren noch zu jung,' schrieb er, ‚um immer ohne Weib zu leben.' Seitdem haben viele Schwurgerichte aus allen Landesteilen nach Verfügung einer Todesstrafe den Präsidenten um deren Vollstreckung gebeten, weil sie darin das einzig wirksame Mittel sehen, dem Umsichgreifen der ärgsten Verbrechen Einhalt zu tun. Die Jury des Departements Seine et Oise hat beim Justizminister beantragt, daß die von den Schwurgerichten verkündeten Todesurteile ‚ohne Schwäche und ohne falsche Humanität' ausgeführt werden. Man hatte zudem bei den schweren Verbrechern, die ihres Kopfes sicher waren, die Zunahme an Frechheit und Anmaßung beobachtet, und die amtliche Statistik stellte eine Vermehrung der mit dem Tode zu sühnenden Verbrechen fest. Als Hauptargument gegen die Todesstrafe haben sich die Humanitätsapostel den Grundsatz der Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens konstruiert; aber er soll nur gelten, wenn es sich um die gemeinsten Verbrecher, um Meuchelmörder handelt. Ausnahmen von diesem Grundsatze lassen sie zu für den Kriegsfall für den Belagerungszustand und die Meuterei auf Schiffen."

Nun war es kein Geringerer als Bismarck, der diese Inkonsequenz am 1. März 1870 im Norddeutschen Reichstage bei einer Beratung der Frage festnagelte. „Daß die Gegner der Todesstrafe selbst doch nicht an der Wirksamkeit, an dem Eindruck, den sie für den Schutz des friedlichen Bürgers macht, durchaus zweifeln, das geht schon daraus hervor, daß Sie für solche Fälle, wo es absolut darauf ankommt, wirksamen und hinreichenden Schutz der Sicherheit herzustellen, die Todesstrafe beibehalten wollen. Was ist denn der Grund, weshalb Sie im Belagerungszustande und, wie ich nicht zweifle, im Heere, auf der Marine, da, wo es Ihnen darauf ankommt, daß Ruhe, Ordnung und Gehorsam gegen das Gesetz unbedingt sichergestellt werden, auch Sie die Todesstrafe beibehalten wollen? Doch wohl, weil Sie dieser Strafart eine noch energischere Wirkung zuschreiben als der Aussicht auf eine Einsperrung mit möglicher Begnadigung oder Befreiung! Wenn Sie das aber zugeben, daß nur um eines Haares Breite mehr Schutz für den friedlichen Bürger darin liegt, dann sind Sie dem friedlichen Bürger schuldig, daß Sie ihm dieses Mehr von Schutz, welches die Gesetzgebung gegen Räuber und Mörder geben kann, auch geben. Zum Schutz des Eigentums wollen Sie die Tötung zulassen. Arbeiter, die in einem Aufstande ein Kontor oder einen Bäckerladen stürmen, auf die darf geschossen werden; ob es aber einen Schuldigen trifft, weiß man nicht einmal; ob es ein Mensch gewesen ist, der auch nur die Absicht gehabt hat, eventuell zu morden, weiß man nicht; also um das Eigentum eines Bäckers zu schützen, um ein Kontor zu schützen, darf der Staat töten, und um den friedlichen Bürger in stärkerer Weise gegen den Fall zu schützen, daß sich bei ihm der Raubmörder einschleicht und Familien halbdutzendweise umbringt, da wollen Sie dem Staate das Recht zu töten nehmen! Sie müssen der Obrigkeit das Recht zu töten entweder ganz nehmen, oder Sie müssen es ihr auch im Falle der Repression und nicht bloß für Durchführung von Präventivmaßregeln lassen, und Sie müssen den Schutz des Eigentums wenigstens in der Theorie nicht höher stellen als den des Lebens."

Den Einwand, daß die Todesstrafe die Gefahr des Justizmordes einschließe, damit die Revision, das einzige Mittel zur Paralysierung dieses schlimmsten Justizirrtums, beseitige, sucht Treitschke zu entkräften: „Denkbar", sagt er, „ist bei der menschlichen Gebrechlichkeit ein so schwerer Irrtum allerdings, aber der selbe Einwand läßt sich gegen alle Strafen, die der Staat verhängt, vorbringen. Solange Menschen nicht göttliche Weisheit besitzen, wird es immer wieder geschehen, daß schwere Strafen auch Unschuldige treffen. Hier die Möglichkeit des Unrechts ganz aus der Welt zu schaffen, wird nie gelingen. Soll man nun daraus folgern, es dürfe überhaupt keine Strafe stattfinden? ... So gerät man in die Nebelwelt der Phrasenjuristen, der die Gegner der Todesstrafe alle angehören. Es ist die schwächliche Philantropie, welche im Widerspruch steht mit der gesunden sittlichen Empfindung tapferer Völker. Und wenn man also doch strafen muß, ist es dann wirklich menschlicher, einen Mörder

Digitized by Google

für sein Leben ins Zuchthaus zu stecken, als ihn zu köpfen? Länger als 15 Jahre erträgt kein Mensch die Zuchthausstrafe, ohne ganz stumpfsinnig zu werden. Ist das nun menschlicher, einen so nach und nach langsam zu töten, als ihn einfach hinzurichten und das Weitere Gott anheimzustellen? Man gerät hier allerdings auf ein Gebiet, wo unwillkürlich religiöse Gedanken sich regen. Aber auch Männer, die fest überzeugt sind von der Sterblichkeit des Menschen schlechthin, können doch die Notwendigkeit der Todesstrafe für den Staat verstehen. Wieviel mehr wird der, welcher weiß, daß unser Leben hier nicht zu Ende ist, dem Staate geben, was des Staates ist, und das Weitere Gott überlassen. Wir Menschen können uns nicht anmaßen, die Rolle des Weltenrichters zu spielen, wohl aber ist seine Bürger zu schützen die Aufgabe des Staates, und hierzu gehört der volle Ernst der Strafen."

Ich halte nun weder die Gegner der Todesstrafe sämtlich für „Phrasenjuristen", noch kann ich solche Gegnerschaft an sich als bloßen Humanitätsdusel, „schwächliche Philantropie" ansehen. Die Humanität ist ein so kostbares und, trotz allen Geschreis über ein angebliches Übermaß, — noch immer seltenes Gut, daß es mir wenig angebracht erscheint, wegwerfend über sie abzuurteilen. Nun glaube ich zwar nicht, daß die Abschaffung der Strafe die Bande der Gesellschaft wesentlich lockern würde, wohl aber, daß erhöhte Energie und Skrupellosigkeit des Verbrechens auf der einen, entsprechend vermindertes persönliches Sicherheitsgefühl auf der anderen Seite die nächsten Folgen wären. Ein solcher auf die Dauer erbitternder Zustand würde aber bald einen Umschwung der öffentlichen Meinung zugunsten der Todesstrafe bewirken, und der Ruf nach ihrer Wiedereinführung um so lauter ertönen, je mehr sich im Volke die Neigung zeigte, in besonders aufreizenden Fällen selbst Justiz zu üben. Wer die Volkspsyche kennt, wer beobachtet hat, wie leicht Massenempörung selbst zu lebensgefährlichen Tätlichkeiten auch bei geringeren Anlässen hinreißt, wird die Gefahr einer solchen blinden Volksjustiz nicht unterschätzen und die Sühne, auch die schwerste, lieber den staatlichen Gewalten anvertrauen.

Damit soll indessen keineswegs gesagt sein, daß die Todesstrafe nun auch ein unveräußerliches Erbteil der Menschheit bleiben, daß sie in alle Zukunft beibehalten werden muß. Ich bin der tröstlichen Zuversicht, daß dereinst Geschlechter ohne Todesstrafe auf dieser Erde leben und sicherer leben werden als wir mit ihr; daß eine künftige Menschheit es kaum begreifen wird, wie wir zu einem so rückständigen Mittel unsere Zuflucht nehmen konnten. Denn die Todesstrafe ist eine rückständige Einrichtung, aber nur eine unter unzähligen; der Ausfluß einer — an den Maßstäben möglicher Entwicklung gemessen — rückständigen Kultur. Wir stehen hier vor der unerbittlichen Logik gegebener, nach mechanischen Gesetzen ineinandergreifender Zustände, die sich weder im ganzen von heute auf morgen umwälzen noch auch einzeln nach unserem Belieben ausschalten und durch andere, unserer Ideenwelt entlehnte Glieder vertauschen lassen. Was aber schon heute erreicht werden kann und unbedingt erreicht werden muß, das ist die Humanisierung der Todesstrafe, der Vollstrekkung der Strafe. Es ist unnötige und darum unentschuldbare Grausamkeit, mittelalterliche Tortur, den Verurteilten erst alle unausdenkbaren Qualen der Todesangst durchkosten zu lassen und ihn dann nach dem ebenso umständlichen wie primitiven Verfahren unserer Urväter abzuschlachten. Wozu haben wir denn unsere medizinische Wissenschaft, unsere Chemie? Ein paar Tropfen Zyankali täten's auch. Und menschlicher! Auf der Stelle. Eine Sekunde nur — ein jähes Aufblitzen, und — es ist Nacht ... G.

Digitized by Google

Der entlassene Bismarck

„Welche Toren", schreibt Liman in seiner sehr beachtenswerten Gedenkschrift „Bismarck" (C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin), „wie eng und kleinherzig sind sie alle gewesen, die von der Leidenschaftlichkeit des Genies bequeme Resignation forderten, nur weil die Würde des Amtes nicht mehr auf den Schultern des Entlassenen lag! Wenn das Höflingstum zu schelten begann, so mag das natürlich erscheinen; ihm geht gemeinhin mit dem Amte auch der bescheidene Verstand verloren. Doch ‚wer da lebt, die Erde zu gestalten, kann drauf nicht lang' und tiefe Ruhe halten', der Tatenmensch kann niemals friedlich auf dem Altenteil sitzen, ein stürmisches Temperament wird sich auch nicht durch goldene Fesseln zwingen lassen. Und mit dem Amte stirbt noch nicht das Gewissen. Daß aber gerade die Demokratie sich am heftigsten erhob, daß sie für schweigenden Gehorsam plädierte, wo Bismarck dem Throne gegenüber der Verteidiger der höchsten Volksrechte wurde, hat mehr denn alles von ihrer innersten Unwahrhaftigkeit gezeugt. Das hat zugleich der Welt offenbart, wie im tiefsten Grunde ihrer Seele doch die byzantinische Neigung liegt. Die Demokratie jubelte den Neuen zu, noch ehe sie ihre Taten gesehen, sie schmeichelte den Mächtigen, indem sie auf den Verbannten Schmähungen häufte, und als später aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes unabsehbare Scharen nach dem Hochsitz des Entlassenen zogen, da stand die Demokratie höhnend zur Seite und mochte es nicht begreifen, daß man nicht nur dem Schöpfer des Reiches, sondern auch dem geraden und aufrechten Manne zu tiefem Dank verpflichtet war, der den Stolz des freien Mannes, unbekümmert um die Mahnung wohlwollender Mittelmäßigkeit wie um den Zorn der Mächtigen, zur Tat erhob. Kurzsichtigkeit vereinte sich mit dem Haß und wählte als Waffe die Lüge. Es ist eine Lüge, daß Fürst Bismarck, seitdem er sein Amt verlor, nichts anderes erstrebte, als die Verkleinerung seiner Nachfolger, daß er methodisch ihre Bestrebungen verurteilt und sich auf das Postament der Unfehlbarkeit gestellt habe; es ist eine Lüge, daß von ihm in leidenschaftlicher Weise die Wiederkehr seiner Ämter angestrebt wurde. Und nur der Haß konnte behaupten, daß er in rachsüchtigem Groll bestrebt sei, sein eigenes Werk zu vernichten und den monarchischen Gedanken zu ersticken, für den er ein Menschenleben hindurch gefochten und gelitten hatte. Das Bismarckdenkmal der deutschen Nation gehört nicht auf den Reichstagsplatz zu Berlin, sondern auf den Marktplatz zu Jena, wo ein treuer Royalist nicht dem Träger der Krone, wohl aber seinen Kommissaren den Fehdehandschuh hinwarf, wo der Kampf um das Recht der Persönlichkeit und das Recht des Verdienstes den größten und niemals bestrittenen Sieg errang.

Denn wahrlich, die weltgeschichtliche Aufgabe Otto v. Bismarcks konnte noch nicht gelöst und beendet sein, als ihm das Steuer aus den arbeitsgewohnten Händen entwunden wurde. Es hieße den Schöpfer meistern, ihn, der auch die Könige einst nach ihrem Pfunde fragt, wenn man verlangte, daß diese unvergleichliche Kraft, die in dem großen Staatsmann lag, auf ein irdisches Machtwort hin zerstört sein sollte. Ein Bismarck, der sich ruhig den Geschicken beugte, der, des Amtes beraubt, sich auch der Verantwortung für ledig erkannte, der die Tage der sinkenden Sonne des Lebens still und ruhig auf seinem Gute verträumte, der auf das Schaffen verzichten konnte, der wäre ein Widerspruch gewesen gegen die eigene Vergangenheit und ihre Taten, er wäre nur der brave Handlanger gewesen, als den ihn eine irrende Legende zu zeichnen bemüht war. Ihm fehlte wohl das Recht des Beamten, aber indem er das bürgerliche Recht der freien Meinung übte, indem er zum Türmer wurde, zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, erhob er dieses Recht zu einer neuen Bedeutung, die das Volk auch freudig anerkannt hat, als es ihm die glänzende Huldigung von Dresden und Wien, von München, Kissingen und Jena schuf, die auch die

Digitized by Google

wütenden Erlasse einer kurzsichtigen Bureaukratie nicht zu dämmen vermochte. Nur ein Mann, der anders war als die Wanderer auf der Heerstraße des Gewöhnlichen, konnte schaffen, was ihm die deutsche Welt verdankt. So mußte er auch anders sein als all die Kleinen, die nur zu schweigen wußten, wenn ihnen das Amt genommen war, oder, wie Chlodwig Hohenlohe, den zehrenden Groll zu giftigen Pfeilen schmiedeten. So ist die Geschichte Bismarcks in acht Jahren nichts anderes gewesen, als der Kampf des Genies gegen eine wichtigtuende Staatskunst. Aber über dieser Geschichte lag doch eine furchtbare Tragik. Denn er, der sich als Meister fühlte, mußte zuschauen, wie die vom Zauberlehrling entfesselten Wasser drängten und brausten, und sein Rat verhallte. Es war das Martyrium des Genies, das Bismarck trug, allein auf sich gestellt, ohne zu wanken, selbst als man ihm mit dem Zuchthaus drohte; er besaß den Mut der Einsamkeit, und so schritt er über diese Welt hinaus in die Sphären, in denen das Kleinlich-Menschliche verschwindet.

Und langsam hat ihn die Welt begriffen, hat sie verstanden, daß er nur dem kategorischen Imperativ der Pflicht gefolgt ist und fern von allen egoistischen Motiven sich immer nur die Frage gestellt hat: ‚Was kann ich tun, um meinem Vaterlande zu nützen?' Er hat es einmal ausgesprochen: ‚Die Pflicht zu reden, zielt in meinem Gewissen wie mit einer Pistole auf mich. Wenn ich glaube, daß das Vaterland mit seiner Politik vor einem Sumpfe steht, der besser vermieden wird, und ich kenne den Sumpf, und die anderen irren sich über die Beschaffenheit des Terrains, so ist es fast Verrat, wenn ich schweige.' Und so hörte denn die Welt mit immer steigender Andacht auf die abgeklärte ruhige Sprache des Weltweisen, auf diese Reden, die uns ein kostbares Erbteil politischer Erkenntnis bilden und aus denen doch zuweilen die alte Kampfnatur, die Freude am Blitzen und Sausen der Schwerter, am Krachen der Schilder sprühte. Gern beugte man sich dem bezwingenden Zauber dieser einzigen Gestalt, und während die Minister in langen Sitzungen berieten, wie sie dem Verfehmten das Schwert entreißen könnten, rüstete sich das Volk zu den Huldigungsfahrten in den Sachsenwald. . ."

Phantasien?

Mensch sein, heißt nicht nur ein Kämpfer, es heißt auch: ein Eroberer sein. Alle Reiche aber, welche sich die Menschheit in den Jahrtausenden ihrer Existenz in mühevollem Ringen, Schritt für Schritt, erobert hat, hat sie vorher in seltsamer Traumprophetie geschaut. In Sagen und Märchen kristallisierte sich der Glaube an das Wunder, Seher und Dichter erträumten sich eine vollkommmere Welt, und was Menschen*kraft* vorläufig nicht zu zwingen vermochte, das hat Menschen*sehnsucht* als vages Künstlergebilde schaffender Phantasie lange vorausgeschaut.

In unserer Zeit, da die uralte Ikarussehnsucht des Menschengeschlechtes zur leibhaftigen Wirklichkeit werden will, da man mit Ätherwellen spricht, mit Teleskopaugen sieht und mit dem Blitze fährt, ist so mancher Menschheitstraum aus grauester Zeit in Erfüllung gegangen. Die moderne Menschheit verhält sich zu ihren Ahnen wie etwa die alten olympischen Götter zu den damaligen Sterblichen; immer ferner werden ihrer Herrschaft über die Elementarkräfte die Grenzen gerückt, und mit jedem neuen Erfolg wachsen ihr Mut und Kräfte.

Da ist nun *eines* interessant: Auch heute noch, wie in grauen Zeiten, geht die *gedankliche* Eroberung *der physischen voran*, und die Dichter und Schriftsteller sind es, die das Amt des Zukunftskünders übernommen haben. Des Kündigers einer Zukunft, die nicht in Wolkenkuckucksheim liegt, sondern aus den realen Bedingungen und Tendenzen der

Digitized by Google

Gegenwart in langsamem, doch erstaunlichem Anstieg sich entwickeln soll. Die Schilderung dieser Zukunft, wie sie sich gestalten könnte, bildet augenblicklich einen Trumph des Büchermarktes. Seit Bellamys Utopie sind die Zukunftsphantasien wie Pilze aus der Erde geschossen. Soziale Reformen, kriegerische und friedliche Entwicklungsmöglichkeiten, epochemachende Entdeckungen, alles wird in den Dienst kühner Kombinationen gestellt; einer sucht den andern an Wahrscheinlichkeit, an Glaubhaftigkeit des Gegebenen zu überbieten.

Ein Gedanke vor allem scheint jedoch sich den spekulierenden Gemütern aufzudrängen: nämlich der, daß die Kulturmenschheit noch kriegerische Zeitläufte von furchtbarster Großartigkeit zu überwinden haben wird, ehe sie in die Bahnen ungestörter Kulturarbeit einlenken kann. Es ist eine ganze Kriegsliteratur, die sich mit diesen Aussichten befaßt. Eine ganze Literatur, in der sich Erfindungsgabe, Sachkenntnis und künstlerischer Sinn oft wundervoll vereinen. Dabei ist zweierlei für die meisten Werke dieser Art charakteristisch. Erstens die fast stets hervorgekehrte Auffassung, daß der nächste zu erwartende Krieg sich zu einem Weltbrande von ungeheurer Dimension auswachsen wird; und zweitens die Tatsache, daß man gelernt hat, auch mit anderen Rassen, vor allem mit den mongolischen Völkern als sehr positivem Faktor im Laufe des Geschehens zu rechnen. Nur beschränkt man sich merkwürdigerweise hierbei immer auf die „Engländer des Ostens", die Japaner, und läßt den chinesischen Koloß, in seltsamer Unterschätzung seiner völkischen Wucht, seiner — auch psychischen — Entwicklungsmöglichkeiten vorläufig ganz aus dem Spiele. Sollte sich nicht auch für ihn am Ende der kenntnisreiche Zukunftskünder finden!? —

Wie dem aber auch sei, — die meisten dieser Kriegswerke sind selbstverständlich Eintagsfliegen, aus der Not des Tages geboren. Eine Sensation, die nur so lange anhält, als die entsprechende politische Situation die ahnenden Gemüter bedrückt. So glaube ich nicht, daß selbst schriftstellerisch höherstehende Werke, wie z. B. „Seestern 1906" oder das neuerschienene „Bansai" (Leipzig, Dieterich) in 10 oder 20 Jahren noch Leser haben werden. Mit der fortwährend wechselnden Lage auf der politischen Bühne wechseln auch ihre Propheten. —

Nun gibt es aber Weltfragen, welche weit über das nationale, ja über das Rasseninteresse hinausgreifen, welche Menschheitsfragen im idealen Sinne des Wortes sind. Diese Fragen liegen, darüber besteht kein Zweifel, auf wesentlich anderem und zwar hauptsächlich auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiete. Wer ihre Lösung ahnend vorausschauen will, der muß nicht nur reichste Sachkenntnis besitzen, sondern auch eine wohlgeschulte Phantasie; und jenen Glauben muß er damit verbinden, jenen Glauben an die Zukunft, jenen erhabenen Optimismus, den Nietzsche einst so treffend die „Liebe zum Fernsten" genannt hat. Der naturwissenschaftliche Roman ist somit der eigentliche Roman der kommenden Zeit. Er zeigt — über Kampf und Staub der Alltagssorgen hinweg — fernste Ziele in magischer Beleuchtung und eilt der Entwickelung der Dinge um Jahrhunderte, ja um Jahrtausende voraus.

Wie viele Jahrhunderte hat das Problem des aktiven Fliegens, von der Dädalus-, der Wielandsage bis zu Jules Vernes Ballonfahrt durch Afrika oder Emil Sandts „Cavete", die Menschheit innerlichst beschäftigt! Und wie dieses, so harrt noch gar manches dichterisch verklärte Rätsel der großen Sphinx seiner praktischen Lösung.

Jules Verne war es auch wohl, dessen phantasiereiche Erzählungen zum ersten Male das Interesse weitester Kreise auf diese Dinge lenkten. Mochte er in „20000 Meilen unter dem Meer" den geheimnisvollen Kapitän Nemo sein Wunderfahrzeug durch purpurne Tiefen steuern lassen, oder sich mit kühnen Gelehrten in die interplanetaren Räume hinauswagen; mochte er auf Arne Saknussems Spuren durch einen isländischen Krater nach dem „Mittelpunkt der Erde" vordringen, um dort die überraschendsten Entdeckungen zu machen: Immer ist die zugrunde gelegte Fabel so beschaffen, daß man über der Gewandtheit der

Digitized by Google

Schilderung ihre Unwahrscheinlichkeit vergißt und sich in Träume einspinnen läßt, deren Verwirklichung günstigsten Falles späteren und spätesten Geschlechtern vorbehalten bleiben dürfte.

Die ungeheuere Verbreitung der in alle Kultursprachen übersetzten Verneschen Schriften zeugt jedenfalls von dem intensiven Interesse, das man all diesen naturwissenschaftlichen Spekulationen allgemein entgegenbringt. Auch beginnt Verne Nachfolger zu finden, die ihm an erstaunlicher Pracht der Phantasie, an plastischer Anschaulichkeit, an Wahrscheinlichkeit der Darstellung gleichkommen, ja ihn übertreffen. Man lese z. B. die Bücher des deutschen Physikers Laßwitz oder des englischen Schriftstellers H. G. Wells! So ist des letzteren Buch „Die ersten Menschen im Mond" eine ganz ausgezeichnete Leistung.

In einer eigenartig konstruierten „Sphäre" sind sie gekommen, die beiden ersten Menschen, und auf dem Boden eines Riesenkraters gelandet. Noch halb betäubt von dem ungeheuren Sturz, machen sie — im Schutze eben dieser Sphäre — ihre ersten Beobachtungen. — „Und dann kam, plötzlich, rasch und verblüffend, der Mondtag. Das Sonnenlicht war die Klippe hinabgekrochen, es berührte die hingewehten Massen an ihrer Basis und kam alsbald mit Siebenmeilenstiefeln auf uns zugeschritten. Die ferne Klippe schien zu schwanken und zu beben, und bei der Berührung mit dem Sonnenaufgang strömte ein Qualm grauen Dunstes vom Kraterboden empor, Wirbel und Wolken und treibende Gespenster eines Grau, immer dichter und breiter und enger, bis zuletzt die ganze westliche Ebene wie ein nasses Tuch dampfte, das man vors Feuer hält, und bis die westlichen Klippen nur noch ein gebrochener Glanz dahinter waren.

‚Das ist Luft,' sagte Cavor. ‚Es muß Luft sein — sonst würde es nicht so aufsteigen — bei der bloßen Berührung mit einem Sonnenstrahl. Und mit dieser Geschwindigkeit. . .' Er blickte nach oben. ‚Sehen Sie!' sagte er. ‚Was?' fragte ich. ‚Am Himmel. Schon. Auf der Schwärze — ein leichter Hauch von Blau. Sehen Sie! Die Sterne scheinen größer. Und die kleinen und all die dunklen Nebelmassen, die wir im leeren Raum sahen — das ist verborgen.'

Schnell und stetig nahte uns der Tag. — —"

Das wäre eine Stilprobe. Aber die Hügel und Klippen aus fester Luft sind nicht das einzig Wunderbare, was die beiden Reisenden erleben. Wie sie nun im sengenden Sonnenstrahl die Oberfläche unseres Trabanten durchforschen, wie sie seltsame Samenkörner finden, aus denen sich vor ihren Augen in verblüffend schnellem Wachstum eine eigenartige Pflanzenwelt entwickelt, wie sie sich verirren und schließlich auf die im Inneren des Gestirnes hausenden Mondbewohner stoßen, vergeblich sich zu verständigen suchen, mit ihnen kämpfen und mit knapper Not an die Oberfläche entrinnen, wie der eine schließlich — unter Verlust des Gefährten — kurz vor Einbruch der eisig kalten Mondnacht sich in die Sphäre rettet und zur Erde zurückflieht, — das alles ist wundervoll gesehen und fesselt unwiderstehlich.

Und dann das Nachspiel: Dem auf dem Monde zurückbleibenden Genossen gelingt schließlich die Verständigung mit den Mondbewohnern, seltsamen insektenartig gebauten Wesen, die in einem hochkultivierten Staate organisiert sind. Er lernt ihre wunderbaren Maschinen, ihre umfassende Gelehrsamkeit, schließlich den Mondherrscher selber kennen und übermittelt all das Wunderbare einer drahtlosen Erdstation. Bis ihn eine Unvorsichtigkeit den Seleniten verdächtig macht. Es gelingt ihm nicht mehr, das Herstellungsgeheimnis des Cavorits, des von ihm erfundenen schwerelosen Stoffs, nach der Erde zu übermitteln. Die blaue Nacht der Mondhöhlen verschlingt ihn für immerdar.

Alles in allem, eine Fabel von genialer Konzeption. Dinge, die an sich gar nicht außer dem Bereiche künftiger Möglichkeiten liegen. Ja, es sei ausgesprochen, auch die tragende Idee des Ganzen, die in der theoretischen, sodann praktischen Herstellung eben

Digitized by Google

jenes für die Schwerkraft unangreifbaren Stoffes liegt, ist keineswegs so absurd, wie es vielleicht manchem auf den ersten Blick erscheint.

Man stelle eine einfache Überlegung an: „Durch Schirme verschiedener Art kann man das Licht oder die Wärme, oder den elektrischen Einfluß der Sonne, oder die Wärme der Erde von irgend etwas abschneiden; man kann Körper durch Metallplatten vor Marconis Strahlen schützen". Warum sollte es nicht möglich sein, ein auch die Schwerkraft ausschaltendes Verfahren zu finden; die Schwerkraft, die von allen Kraftzuständen wohl die weitest verbreitete, die ursprünglichste ist!?

Und sollte sich wirklich einmal ein solcher Stoff finden, der uns unter gewissen Bedingungen die freie Bewegung im Raum gestattete, so läge es wohl gar nicht so fern, dem Nachbarn unserer alten Erde in allererster Linie einen Besuch abzustatten! Wir haben seit Jahrtausenden die Seeschiffahrt. Wir haben heute bereits die Luftschiffahrt und werden sie immer mehr vervollkommnen. Eine Zeit mag kommen, in Jahrtausenden, wo wir auch die Raumschiffahrt, als einen Gipfelpunkt aller irdischen Technik, haben werden.

Und wie die Dichter einst den fliegenden Menschen sahen, so schauen sie jetzt schon in stolzen Gesichten den interplanetaren Verkehr einer vorgeschrittenen Menschheit. Der Mond wäre die erste Station auf diesem Vormarsch in den Weltraum. Der Mars ist vielleicht die zweite.

Es sei denn, daß Laßwitz mit seinem wundervollen Roman „Auf zwei Planeten" recht behält und nicht wir zum Mars, sondern der Mars zuerst zu uns kommt. Täuschen nicht alle Beobachtungen, so hat dieser Planet ja einen weit höheren Stand der Technik erreicht als unsere alte Erde mit ihrem ringenden Völkergewimmel. Er wird darum vielleicht auch das Problem des kosmischen Verkehrs, der interplanetaren Verständigung eher lösen als wir.

Ja, wer weiß, ob nicht der Zeitpunkt nahe ist, da wir, die spätgeborenen Kinder eines jüngeren Gestirnes, eine Überraschung erleben, so gewaltig, wie sie der Erde noch nicht beschieden war! Eine Überraschung, wie sie grandioser kein Dichter träumen könnte! — —

Dr. Georg Lomer.

Digitized by Google

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

An die deutschen Eltern und Erzieher

Ein Wort für die deutsche Jugend

Ein offenes, ehrliches Wort richten wir an euch, für unsere in der Schule mißhandelte, leiblich und geistig verkümmernde Jugend. Unhaltbar sind die Zustände der deutschen Schule geworden; eine Erneuerung an Haupt und Gliedern darf nicht weiter hinausgeschoben werden.

Leiblich verkommt die deutsche Jugend unter dem Übermaße von Arbeit: Arbeit von früh bis zur Nacht, unwillig geleistete Arbeit. Man sehe sich die traurigen Gestalten an, die aus solcher Zucht hervorgehen! Die Schule sollte eine Stätte der Freude und Lust sein; sie ist zu einer Stätte des Widerwillens und der Heuchelei geworden.

Was wird dort getrieben? Etwa Heimatsbildung, etwa deutsche Erziehung? Nein, der größte Teil des Stoffes wird aus der Fremde hergeholt; kein Stoff für Geist und Gemüt, der sich in eigene Säfte verwandeln könnte. Wohl dem, der ihn wieder hinauszuwerfen noch Kraft genug hat, sonst richtet ihn die geistige Blutvergiftung zugrunde.

Das Heiligste, der Glaube, sollte frei sein; er ist Sache des Gewissens des Menschen und der Familie. Statt dessen wird dem jungen, unreifen Geiste eine fremde, staatlich zurechtgemachte Religion aufgezwungen; selbst der Glaube wird nicht durch Zucht und Vorbild eingeflößt, sondern zu einem widerlichen Lerngegenstande gemacht.

Und die weltliche Bildung kommt der deutschen Jugend nach wie vor viel weniger aus der eigenen Heimat, als aus Griechenland und Rom und aus fremden Völkern der Neuzeit. Dazu der verhängnisvolle Aberglaube, als ob dafür die Kenntnis der alten Sprachen noch immer nötig sei. Ein Unfug sondergleichen, mit dem eine wahre Sprachschinderei verbunden ist, deren Opfer unsere Kinder sind.

Man benutze doch die Muttersprache zur geistigen Schulung und dazu die lebenden Sprachen der Gegenwart im gegenseitigen Vergleiche, die wir aus anderen Gründen so wie so lernen müssen. Jene toten Sprachen, die unsere damit mißhandelten Kinder noch immer lernen müssen, ohne ihrer doch je Herr zu werden, dienen höchstens zur Verderbnis der eignen Muttersprache. — Was am Altertum für die Bildung von Geist, Geschmack und Sitte gut ist, es ist nicht viel; den mäßigen Rest wollen wir beibehalten und dem Unterrichte in der Geschichte überweisen. Alles übrige ist von Übel; und am wenigsten ist das Altertum geeignet, die sittliche Bildung der deutschen Jugend zu fördern.

Fort also mit der klassisch-humanistischen Bildung! Sie hat sich gründlich überlebt, sie dauert länger schon, als recht.

Digitized by Google

Was wir verlangen, was endlich ins Leben treten muß, ist folgendes:

1. Körperliche Ausbildung zu Gesundheit und Kraft.

2. Die nötige Reife des Leibes, des Geistes, der Seele, ehe die planmäßige Schulung einsetzt.

3. Keine fremden Nährstoffe und ungesunden Ersatzstoffe, sondern Heimatsbildung, echte deutsche Nahrung!

4. Erst Anschauung, dann der Begriff. Und dieser deutlich, faßlich, wirklich angeeignet; nicht, wie jetzt, eine Menge buntscheckigen Stoffes wirr und wüst, Körner und Spreu!

5. Ruhiger Gang, keine Überladung, keine Überstürzung, kein Totschlag des jungen Geistes!

6. Alles mit Liebe! Darin liegt das Geheimnis des Erfolges und zugleich die sittliche Erziehung; der ganze Unterricht soll von Liebe durchtränkt sein. Dann wird die Schule vielen eine Stätte der Lust, nicht der Last und des Widerwillens.

Wahr also sei alles, was unseren Kindern dargeboten wird, und klar und gar, und eine Lust werde es für sie wieder, zu lernen, zu forschen!

Flickarbeit aber an den heutigen Formen der Schule bringt uns nicht zum Ziele, nicht kleine Mittel, noch auch gilt es dem Streit zwischen mehreren (3) höheren Schularten.

Ein vollständiger Neubau ist aufzuführen; und deutsche Baumeister, Bildner und Erzieher in deutschem Geiste sind dazu zu bestellen. Fegen wir all jenes fremde und bunte Bildungswerk endlich zum deutschen Hause hinaus! Wagen wir's, frei und selbsteigen zu sein!

Überall empfindet man die Schäden; überall herrscht Unzufriedenheit und Erbitterung über diese heillosen Zustände unseres Schulwesens. Und warum bleibt doch alles beim alten? Weil wir uns noch immer gehorsam unter das Joch beugen; weil die Gleichgesinnten nicht zusammentreten, um eine Macht zu bilden, die leicht allen Widerstand niederwerfen würde.

Wohlan, wer mit uns übereinstimmt, wer erkannt hat, daß das deutsche Volk mit seinem gesamten Erziehungswesen auf dem Holzwege ist, der gebe seinen Namen bei den „Blättern für deutsche Erziehung" in Berlin-Birkenwerder ab. Wir werden dann das Weitere sehen. Zunächst Mobilmachung, dann Vorrücken auf der ganzen Linie!

Deutsche Väter und Mütter und Erzieher! Die im Besitze der Macht sind, sind nie die Bahnbrecher für neue, rettende Gedanken gewesen; sie müssen dazu gezwungen werden, die Bahn freizugeben. Darum schart euch im Gefühle eurer Verantwortlichkeit zusammen! Je, wie die deutsche Jugend ist, so wird die deutsche Zukunft sein. Tue jeder das Seine! Alle zusammen sind wir eine feste Burg und gute Waffe; zusammen bilden wir eine Kette der tiefsten Wirkung ringsumher.

Wohlan zur Tat! Dann wird es auch gen den Tag gehen. P. F.

* * *

Vorstehender Aufruf ist uns mit der Bitte zugegangen, ihn weiteren Kreisen zu vermitteln. Er ist für jetzt nur ein Entwurf; auch die Verfasser bestehen noch nicht auf dessen Wortlaut, sie wollen nur einen ersten Anstoß geben und den Stein damit ins Rollen bringen. Wer nun mit dem Geiste und den Gedanken und Forderungen des Aufrufes einverstanden ist, der schicke seinen Namen ein und desgleichen seine Vorschläge zur Abänderung und Verbesserung an die „Blätter für deutsche Erziehung", Berlin-Birkenwerder, oder an den Türmer; er wird seinerzeit des weiteren benachrichtigt werden.

Ist dann der Aufruf ausgereift und endgültig abgeschlossen, so wird er, mit den eingereichten Unterschriften gezeichnet, als Flugblatt ins Volk geworfen werden. So hoffen die Verfasser, erst wägend, dann wagend, zum Ziele zu kommen. O. T.

Digitized by Google

Der Kampf gegen den Storch

Ich liebe das Märchen vom Storch. Es ist eine urgermanische Sage, die wir Deutsche hochhalten sollten!

Um den Storch, den Kinder und das Landvolk lieben, der auf Bauernhäusern sein Nest baut, und dessen Ankunft stets Freude bereitet — bringt er doch, einer alten Sage gemäß, dem Hause, auf dessen Dach er sich niederläßt, Glück und Reichtum, — ist in letzter Zeit ein heftiger Kampf entbrannt. Man will ihn aus der Kinderstube verbannen. Was hat nun eigentlich der Storch, dieser Freund der Kleinen, verbrochen, daß man ihm plötzlich so feindlich gesinnt ist? Sollte vielleicht das Gewissen sich regen? Sollten wir endlich zur Erkenntnis gelangen, daß wir Kindern und der Jugend Wahrheit schulden? Fast möchte ich es glauben, und da wir, sobald uns das Gewissen an ein Unrecht mahnt, einen Sündenbock brauchen, auf den wir unsere Schuld werfen, nahmen wir zum Storch unsere Zuflucht und wähnen mit seiner Vernichtung den Weg zur Wahrheit gefunden zu haben.

Das erwachende Gewissen in Ehren, es will mich aber doch bedünken, als ob wir dem Storche eine Wichtigkeit beilegen, die er nicht verdient — es gibt schlimmere Lügen, die die Jugend, bis sie der Schulbank entwächst, hinunterschlucken muß, Lügen, von denen sie sich, sobald sie nicht mehr unter der Zucht der Eltern und der Schule steht, zu befreien trachtet. Der Kampf ist bitter, und mancher Jüngling, manche Jungfrau erliegen, weil sie den Weg, der aus Lüge zur Wahrheit führt, nicht mehr finden können.

Da wir uns so eifrig mit „Aufklärung" beschäftigen, sind wir der Ansicht, daß sich schon im kleinen Kinde sexuelle Empfindungen regen und es daher Pflicht sei, es frühzeitig aufzuklären. Das gesunde, gut erzogene Kind gebildeter und anständiger Eltern legt weder dem Storch noch der Geburt eines Brüderchens oder Schwesterleins Wichtigkeit bei. Hat es Baby gesehen, so wird es vielleicht fragen, wann der Storch kam, und aus welchem Brunnen er Baby holte, damit ist auch die Sache für das Kind erledigt, und beruhigt geht es zur Tagesordnung über. Das Leben bringt ja täglich, stündlich so viel des Schönen und Großen, weit mehr, als das kleine Gehirn und die erwachende Seele des Kindes bewältigen kann. Erst allmählich werden die Eindrücke lebendig, und im schulpflichtigen Alter werden auch Zweifel bezüglich des Storches sich regen, das Kind wird ihn den andern Märchen einreihen, den schönen Märchen, die das Kinderherz erfreuen, ohne dem Wahrheitstrieb, der in allen Kindern vorhanden ist, Schaden zu bringen.

Ärzte, Geistliche, Gelehrte, Schriftsteller und Frauenrechtlerinnen bekennen sich als Gegner des Storchs, sie verlangen frühzeitige Aufklärung der Kinder. Bücher werden geschrieben, Vorträge gehalten und in Konferenzen wird über „Aufklärung" debattiert. Ich lese alle Bücher und Berichte, die dieses Thema behandeln, ich habe aber stets die Empfindung, als wollten sowohl die Verfasser wie die Redner ihre Leser und Zuhörer, hauptsächlich jedoch sich selbst mit Phrasen einschläfern, weil ihnen der Mut fehlt, sich offen und ehrlich zur Wahrheit zu bekennen.

Professor Eulenburg plädierte in seiner Rede, die er in Wien hielt, für einen verbesserten und erweiterten botanischen, zoologischen, biologischen Schulunterricht. Ein Lichtblick, der uns den Weg zur Aufklärung und Wahrheit zeigt.

Aufgabe der Mutter sei es, so meinen Männer und Frauen, dem Kinde Aufklärung zu erteilen. Ich halte die Mutter für die ungeeignetste Person, dieser Pflicht nachzukommen. Die glückliche Gattin, die zärtliche Mutter und anständige Frau wird nur, wenn Gefahr ihren Kindern droht, sich entschließen, ihnen das Geheimnis ihres Ehebettes zu offenbaren. Schamhaftigkeit ist es, die ihr die Zunge bindet. Das Wort Schamhaftigkeit ist uns abhanden gekommen, leider auch das Verständnis für die Schamhaftigkeit des Weibes. Wir sprechen und schreiben jetzt nur von Prüderie — ein fremdes, ein häßliches Wort! Streichen wir es. Das Weib,

Digitized by Google

das sich in unserer sehr schamlosen Zeit Schamhaftigkeit bewahrte, ist niemals prüde, Prüderie ist der durchsichtige Schleier der Dirne.

Also die Mutter lehne ich ab. Des weiteren wird die Forderung gestellt, Kinder ihrer Individualität gemäß aufzuklären. In der Theorie klingt ja diese Phrase sehr schön — wie aber in der Praxis bei Schulkindern eine individuelle Aufklärung möglich sei, darüber wird uns keine Aufklärung zuteil.

Während Mütter in schlaflosen Nächten über die sexuelle Frage nachdenken, Ärzte, Gelehrte und Pädagogen Bücher schreiben und Konferenzen abhalten, wie sie zum Wohle der Jugend zu lösen sei, haben Kinder ohne mütterliche, ärztliche und geistliche Hilfe sie längst gelöst. Ob zu ihrem Nutzen und Frommen, ist eine andere Frage.

Öffnen wir doch endlich die Augen; es heißt wachen und nicht träumen, handeln und nicht reden. Wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß Kinder Augen zum Sehen und Ohren zum Hören haben, und daß ihnen Aufklärung wurde, wenn wir sie noch für unschuldsvolle Engel halten und ängstlich dem Augenblicke entgegensehen, der uns für eine individuelle Aufklärung günstig scheint. Ließe sich unter Schulkindern eine Enquete veranstalten, so würden wir gewahr werden, daß alle mit dem siebten, meinetwegen mit dem zehnten Jahre vollständig aufgeklärt sind. Man kann dieses Faktum beklagen, aber nicht aus der Welt schaffen.

Lassen wir die Frage, ob und wann Kinder aufzuklären sind, fallen und beschäftigen wir uns nur mit dem, w i e und durch w e n mit der Jugend die sexuelle Frage zu erörtern sei, damit sie das Geschlechtsleben in seiner Größe und Reinheit erfaßt.

Mit Ausnahme von Professor Eulenburg, der sich für einen erweiterten und verbesserten naturwissenschaftlichen Unterricht ausspricht und damit wohl andeuten will — so vermute ich wenigstens —, daß sich an diesen Unterricht die sexuelle Frage anschließen könnte, haben sich alle, die sich mit „Aufklärung" beschäftigen, g e g e n die Schule ausgesprochen, ohne jedoch triftige Gründe anzugeben.

Die Ablehnung der Schule hat mich überrascht und mir leider bewiesen, daß wir ihr nicht die Stellung einräumen, die ihr gebührt, und uns noch immer der Mut fehlt, mit überlieferten Lügen zu brechen.

Wir schulden der Jugend Wahrheit auf allen Gebieten, Wahrheit kann ihr jedoch nur in der Schule zuteil werden, und sexuelle Aufklärung ist Sache der Naturwissenschaften.

Mir kommt die Sache so einfach vor, pathetische Reden über Aufklärung sind wirklich überflüssig.

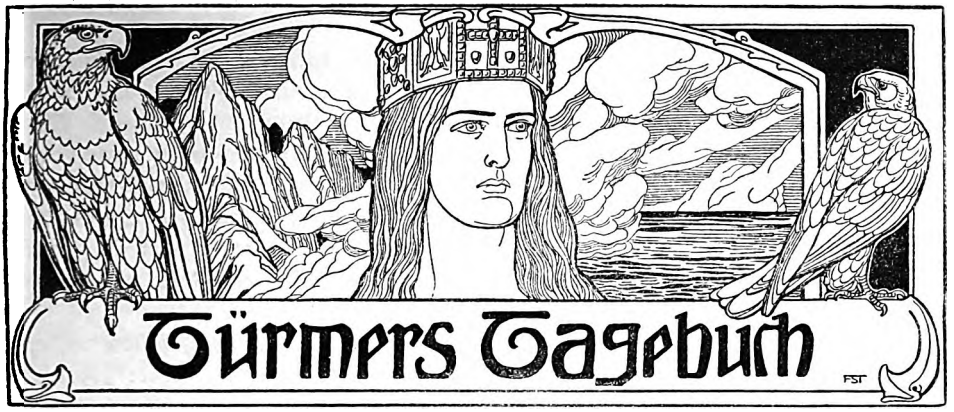
Beginnt man in den untersten Klassen mit Botanik und geht schrittweise weiter, bis in der vorletzten die Säugetiere vorgenommen werden und der Akt der Fortpflanzung demonstriert wird, so ist eigentlich Aufklärung schon erteilt, und es bedarf, wenn in der letzten Klasse Anatomie gelehrt wird, nur weniger Worte, um das Geschlechtsleben des Menschen zu erklären. An den anatomischen Unterricht müßte sich Belehrung über die traurigen Folgen anormaler Geschlechtstriebe und Exzesse in venere anschließen. Die Jugend muß zur Erkenntnis gelangen, daß der Mensch wohl vom Tiere „abstammt", aber die Krone der Schöpfung ist, und daß sie die Verpflichtung hat, nicht nur die Seele zu veredeln und den Geist zu bilden, sondern daß sie auch den Leib reinzuerhalten hat.

Den Unterricht, der zur Aufklärung führt, haben tüchtige Pädagogen und ehrenhafte Männer zu erteilen. Geistliche und Ärzte herbeizuziehen, ist vom Übel.

„Aufklärung" ist Sache der Schule, Religion in die Herzen der Jugend zu pflanzen, Aufgabe der Mutter.

Kathinka v. Rosen

Digitized by Google



Das Recht der Lebenden — Erdenreste, zu tragen peinlich — Erziehung zur Roheit — Sensationen und Suggestionen — Die legitimen Herren — Der tapfere Wähler und der renitente Bundesbruder — Der Deutsche als Mitglied

Als uns die Kunde von der Katastrophe des Zeppelinschen Luftschiffes ereilte, war allgemeine Bestürzung, lähmendes Entsetzen der Eindruck. Niemand, der sie anders empfand und wertete, denn als vernichtenden Schlag aus heiterem Himmel, als nationales Unglück. Und doch war es ein ungeahntes Glück. Welche Wendung durch Gottes Fügung! Heute haben wir nicht nur den nachwirkenden Gewinn einer großzügigen Erhebung des Volksgemüts über alle Misere des Alltags, allen Hader der Parteien hinweg —: auch das Werk selbst ersteht neu vor unseren Augen, aber in vollendeterer Gestalt, in all der Vervollkommnung, die reiche Mittel, die selbsterprobten Erfahrungen einer fortschreitenden Technik und die begeisterte Teilnahme einer ganzen schaffensfreudigen Nation nur immer gewähren können.

Selbst das niederschmetternde Unglück mußte sich in Segen wandeln, das zerstörende Element dem aufbauenden Geiste dienend sich unterordnen. Weil — „die Zeit erfüllet war". Noch vor zwanzig, vor zehn Jahren wäre die Katastrophe Katastrophe geblieben, das private Mißgeschick eines verwegenen Phantasten, verspotteten Ideologen. So aber vollzog sich wiederum ein ewiges Gesetz mit eherner Notwendigkeit, das Gesetz des Fortschritts zum denkbar Erreichbaren hin.

Und dies Gesetz, das sollte wohl dahin zielen, die Greuel des Massenmordes zu vermehren? Es sollte uns lediglich ein neues Mittel liefern, den „Feind" mit noch raffinierteren Künsten zu zerfleischen, die rückständigen Instinkte und Gelüste der Bestie im Menschen zu verewigen? Wahrlich, wer solches für ewig „gottgewollte" Ordnung hält, denkt klein von seinem Gotte, verdient nicht, Genosse eines so großen Augenblicks zu sein. Er gleicht „dem Geist, den er begreift," nicht dem, der auch im Zeppelinschen Luftschiff uns Staubgeborenen den Weg zu immer reineren Höhen weist.

Digitized by Google

Und so wird es, auch als Kriegswerkzeug, am letzten Ende dem Frieden, nicht dem Kriege dienen. Eine künftige Geschichtschreibung wird es als Markstein auf dem Wege zu dieser dann längst erstiegenen Kulturhöhe buchen. Mag der Weg vielleicht durch Schrecken zum Ende führen, — dem Schrecken ohne Ende wird er ein Ziel setzen. Erde und Meer spien den Tod aus Millionen Schlünden. Es fehlte nur noch die Luft. Wird auch sie den Tod aus Millionen Schlünden speien, dann ist nicht abzusehen, wer noch am Leben, wer Sieger oder Besiegter bleibt. Dann endlich wird der Lebende recht haben und sich sein Recht nicht mehr nehmen lassen.

Heute müssen wir uns freilich noch so herbe Wahrheiten gefallen lassen, wie sie „Das freie Wort" gewissen Unverbesserlichen zu Gemüte führt: „Zeppelins Erfolg ist enthusiastisch aufgenommen worden, weil — nun weil dadurch unsere militärischen Rüstungen einen Vorsprung erlangten vor einigen anderen Mächten, mit denen wir vielleicht einmal in Krieg kommen.

Man muß sich nämlich immer vor Augen halten, daß die ganze moderne Kultur überhaupt nur den Zweck hat, sich in Kriegen zu bewähren. Die Entdeckung der X-Strahlen durch Röntgen wurde jubelnd begrüßt, weil man damit leicht die Kugeln finden kann, die sich die Kulturvölker gegenseitig in die Körper ihrer Bürger jagen wollen. Die drahtlose Telegraphie Marconis ist etwas Phänomenales, weil man den Heerführern auch dann noch drahtliche Befehle senden kann, wenn der Feind die Telegraphendrähte bereits durchgeschnitten hat. Und so ist auch die Entdeckung des lenkbaren Luftschiffs etwas Großartiges, weil man, wie u. a. der ‚Daily Telegraph' so richtig sagt: ‚Explosivkörper aus den Wolken herabschleudern kann und weil man feindliche Geschwader und Truppenkörper, Schlachtschiffe, Schiffswerften, einzelne wertvolle und unersetzliche Gebäude, z. B. die Bank von England, durch Luftbomben jetzt bedrohen kann.'

Das ist die wahre Größe der Erfindung Zeppelins, daß man jetzt alle erdenklichen kostbaren Dinge viel leichter ruinieren, zugrunde richten, zerschmettern und zermalmen kann als seither. Wen erfüllt der prometheische Gedanke nicht mit Jubel, daß man jetzt das Louvre-Museum mit seinen Watteau und Rubens, mit der Venus von Milo, das Rijksmuseum in Amsterdam mit Rembrandts ‚Nachtwache', die National Gallery in London mit ihren Gainsboroughs, Turners und van Dycks auf das bequemste vernichten könnte, wie auch das Conservatoire in Paris mit den Urmaßen des Meters? ...

Je vollkommener die Herrschaft des Menschen über die Natur wird, um so unerträglicher erscheint uns der Umstand, daß heute noch jede technische Errungenschaft vor allem danach gewertet wird, wie sie sich beim Massenmord der Völker bewähren kann. Offenbar hält der Fortschritt auf ethischem Gebiete nicht Schritt mit den technischen Errungenschaften, und man sieht mit schwerer Besorgnis die Machtmittel der Menschheit wachsen, ohne daß ihr Verantwortlichkeitsgefühl intensiver würde. Ein gewissenloser Mensch, der ein Automobil lenkt, ist offenbar gefährlicher, als wenn er auf dem Bocke einer Postkutsche säße. Wir haben es schaudernd erlebt, wie furchtbar Sprenggeschosse in der Hand von ethisch tiefstehenden Menschen werden können. Man wird sich daran gewöhnen müssen, daß die

Digitized by Google

Lösung des Problems der Luftschiffahrt auch die Kultur mit ganz neuen Gefahren bedräut.

Es ist unfaßbar, wie gleichgültig die verantwortlichen Stellen in Deutschland solchen Tatsachen gegenüberstehen. So sicher es ist, daß der schlechte Mensch um so gefährlicher für die Gesellschaft wird, je mehr Machtmittel ihm zur Verfügung gestellt werden, so sicher ist es, daß unsere offizielle Welt überhaupt noch nicht daran denkt, daß die sittliche Erziehung des Volkes Schritt halten müßte mit der fabelhaften Entwickelung der Technik. Ein Volk, das durch die Lüfte zu fahren gelernt hat, wird in ethischen Fragen vor ganz neue schwere Aufgaben gestellt, indem unser Wohl und Wehe viel mehr von unseren Mitmenschen abhängt als in primitiven Kulturzuständen. Die Regierenden werden es sich endlich doch zu überlegen haben, ob die Katechismuspaukerei immer noch ausreicht, um Menschen heranzuziehen, welche genug Verantwortlichkeitsgefühl besitzen, um nicht den Segen, der in der Lösung des Luftschiffproblems liegt, in Fluch zu verwandeln."

Schier verzweifeln möchte man, wenn man nicht wüßte, welcher ungeheuren Zeiträume jede Entwicklung zu einer neuen Etappe bedarf. „Als im Jahre 1835 die Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth eröffnet wurde," erinnert Ludwig Thoma im „März", „da schwelgte die deutsche Presse in weltbürgerlichen Freuden. Unsere Großväter lasen mit Rührung, daß jetzt die Verbrüderung der Völker anhöbe, daß Unterschiede verschwänden, welche die räumliche Entfernung geschaffen hatte, und daß nun Freunde von einem Ende Europas zum andern sich im Fluge entgegeneilen könnten. Über allen kleinbürgerlichen Ängsten und Sorgen, die sich an die Umwälzung des Verkehrs hingen, leuchtete der Gedanke hervor, daß eine solche Erfindung der Menschheit gehöre. Wie hat sich seitdem alles verändert! Als Graf Zeppelin seine berühmte Fahrt vollendet hatte, dachte von allen begeisterten Lobrednern kaum einer daran, daß dieser Sieg des Geistes der Menschheit erfochten war. Man jubelte darüber, daß hier ein neues Kriegswerkzeug dem Vaterlande geschenkt wurde; man erwog seine Bedeutung als Zerstörungsmittel, man schrieb darüber, ob es in der jetzigen Verfassung schon zum Angriffe diene, ob man von der Gondel herunter Sprenggeschosse verstreuen könne, oder ob es nur zu Eklaireurdiensten verwendbar sei. Daß es den Menschen zum Beherrscher der Luft macht, daß es trennende Grenzen überfliegt, uns ungeahnte Schönheiten genießen läßt, davon ist nicht die Rede. Wir jubeln darüber, die Ersten zu sein, nicht weil wir im friedlichen Wettstreit die Palme errungen haben, sondern weil es uns einen militärischen Vorteil gewähren kann. Wir tragen allen Haß mit hinauf in den Äther, und der kühne Segler, der hier der Menschheit einen ungeheuern Dienst erwiesen hat, blickt nicht freudig auf die Erde hinunter, die uns allen Mutter ist; er prüft die Möglichkeit, Bataillone zu zählen. Der preußische Kriegsminister steht als Meistbeteiligter vor der Drachenhalle in Friedrichshafen; nicht der Menschheit, seinem Ressort gehört dies neue Wunder. So herrlich weit sind wir seit 1835 gekommen, da ahnende Gemüter die Verbrüderung des Weltalls nahegerückt sahen."

Digitized by Google

Und doch deuten gewichtige Anzeichen darauf, daß sich der Kriegsgedanke heute weniger auf Vernunftgründe stützt als — auf den G l a u b e n an den Krieg. Manches in Staat und Gesellschaft würde, längst vermodert, in Staub zerfallen, hielte es nicht der Glaube zusammen. Und das Merkwürdige dabei: daß es immer der Glaube — anderer ist. Wir selbst glauben ja nicht daran, aber die anderen, die anderen! Die man mit der Laterne suchen muß. Denn fragt man jeden einzelnen, so will's keiner gewesen sein.

* * *

Das ist's: die Technik ist unserer Ethik vorausgeeilt. Noch mehr: unserer ganzen sozialen Entwicklung. Als die ersten modernen Maschinen in Betrieb gesetzt wurden, da erschienen sie den Arbeitern nicht als Wohltäter, sondern als teuflische Erfindung, die sie um ihr Brot bringen sollte. Sie erregten einen förmlichen Aufruhr; an manchen Orten wurden sie von der erbitterten Arbeiterschaft gestürmt und zerstört. Auch heute sind unsere sozialen Zustände noch weit davon entfernt, den vollen Genuß unserer technischen Errungenschaften zu gestatten. Eingeschlossen ist in ihnen doch die denkbar größte Entlastung des Menschen von rein mechanischer Arbeit, Verkürzung der Arbeitszeit in einem Maße, das jedem reichliche Zeit zur freien geistigen und körperlichen Betätigung gewährt. Dabei eine Erzeugungs- und Vermehrungsfähigkeit der Güter, die trotz der so viel geringeren Arbeitsleistung jeglichen Mangel ausschließen sollte. Und wie steht's in Wirklichkeit? Man braucht nur das Wort „Fabrikarbeit" auszusprechen, um eine Welt von peinlichen, dumpfen und drückenden Vorstellungen auszulösen. Man fahre auch nur mit der Eisenbahn durch die rheinisch-westfälischen Industriebezirke, und die freudlose, rußgeschwärzte Eintönigkeit legt sich wie ein Alp auf die Brust. Man atmet ordentlich auf, wenn man aus diesen schwarzen Höllen heraus in die lachenden, berggekrönten Fluren, die wogenden Kornfelder des gesegneten bäuerlichen Westfalens kommt.

Es sollen damit keine moralischen Werturteile abgegeben, selbstverständlich auch der volkswirtschaftliche Nutzen der Industrie nicht bestritten werden. Ein paar Fabriken zerstreut über das platte Land sind als willkommene Erwerbsgelegenheiten ein Segen für die Bevölkerung, ganze Industriestädte — quälende Unnatur.

Der letzte und tiefste Grund jenes scharfen, stets wachen Kritikbedürfnisses, das unserem Geschlecht sein Gepräge gibt, ist eben, bewußt oder unbewußt, die tiefe Kluft zwischen unserer fortgeschrittenen geistigen Entwicklung und Erkenntnis und den mancherlei bestehenden Zuständen, für die wir kaum eine andere Erklärung oder Rechtfertigung finden, als daß sie eben da sind, daß wir sie überkommen haben. Wir würden uns, in entsagender Erkenntnis der Gesetze alles organischen Werdens und Vergehens, mit diesen Rückständen noch leidlicher abfinden und sie geduldiger tragen, wenn sie sich auf ihre bloße Existenzbehauptung beschränkten und nicht mit dem ganzen aufreizenden Dünkel und Hochmut einer unfruchtbaren und unbelehrbaren Senilität ihre Stacheln und Spitzen überall hervorkehrten und uns dadurch immer wieder herausforderten. Das erinnert uns dann zur rechten Zeit, daß wir doch eigentlich schon gerade genug tun, wenn wir diese

Digitized by Google

„historischen Mächte" als notwendige Übel ertragen und ihnen dazu noch dauernd die größten Opfer an Gut und Blut darbringen: den Tribut der Dummheit.

Nun stellt sich kaum etwas in einen so schroffen Gegensatz zu unserer ganzen geistigen und gesellschaftlichen Kultur als gewisse Auswüchse des Militarismus. Wir empfinden sie je länger desto unerträglicher als einen Pfahl in unserem Fleische. Auf welches Jahrhundert wohl nach oder vor Christi Geburt mag eine Anschauung ihre Berechtigung zurückführen, nach der ein Offizier in Zivil, der von einem Rüpel unversehens tätlich beleidigt wird, die „standesgemäße Satisfaktion" aber von ihm nicht erlangen k a n n, unwürdig ist, Offizier zu bleiben, seinen Rock und damit seine ganze Existenz an den Nagel hängen muß? Der Fall hat sich erst kürzlich abgespielt. Mehr als fordern k o n n t e der Offizier seinen Beleidiger nicht. Da dieser nun jegliche Satisfaktion mit der Waffe rundweg v e r w e i g e r t e — was blieb dem Offizier anderes übrig, als die Klage vor Gericht, der hier noch einzig möglichen und berufenen Instanz? Das tat er denn auch, und zwar mit dem Erfolge, daß der Beleidiger zu einer empfindlichen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Nach bürgerlicher Logik hatte er damit alle gegebenen Möglichkeiten erschöpft.

Nicht aber nach militärischer. Auch sie hätte dem Offizier auf Grund dieses Tatbestandes beim besten Willen keine Auskunft geben können. Aber zu diesem Tatbestand durfte er es eben nicht kommen lassen. Immer noch kann sich der bürgerliche Leser keinen Begriff davon machen, w a s der Unglückliche denn eigentlich hätte tun sollen. Um das zu erfahren, muß er schon beim — ja beim — „Vorwärts" anfragen. Der weiß auch in militärischen Ehrenangelegenheiten genau Bescheid. Ein früherer Offizier gibt in ihm mit Rücksicht auf den Fall eine kleine Erinnerung zum allgemeinen Besten:

„Als ich vor ungefähr zwanzig Jahren als junger Leutnant zu Hause auf Urlaub weilte, bemerkte mein Vater mit Staunen, daß ich, wenn ich in Zivil ausging, s t e t s e i n e n s c h a r f g e l a d e n e n R e v o l v e r bei mir trug. Eines Tages sagte mein Vater zu mir: ‚Warum hast du immer einen Revolver in der Tasche? Wir leben doch nicht in den Abruzzen.'

Darauf gab ich ihm ungefähr folgende Aufklärung: ‚Wenn ich in Zivil von einem Mann, der nicht satisfaktionsfähig ist oder keine Satisfaktion geben will, einen Stoß oder Schlag erhalte, so werde ich unbarmherzig v o m E h r e n g e r i c h t o h n e P e n s i o n s a n s p r u c h zum Teufel gejagt und außerdem komme ich in den Verdacht der Feigheit. S c h i e ß e i c h a b e r j e d e n, der mich tätlich beleidigt, z u s a m m e n, so werde ich vielleicht ein paar Wochen eingesperrt — das Militärgericht wird mich wahrscheinlich überhaupt freisprechen —, im übrigen bleibe ich weiter ein Herr Leutnant.'

Meinem Vater, der nicht preußisch gedrillt war, kam die Geschichte etwas spanisch vor, aber er fand sie von m e i n e m damaligen Standpunkt aus begreiflich. Bestraft der Staat, der sich so eifrig für Religion, Sitte und Ordnung ins Zeug legt, Leute mit dem Verlust ihrer Existenz, wenn sie wegen eines empfangenen Schlages nicht d a s B l u t des Gegners vergießen, so darf man sich nicht wundern, daß viele dieser Leute vorsichtshalber sich mit einem Revolver oder einem

Digitized by Google

scharfen Stilett ausrüsten und nach dem Muster eines raufluſtigen niederbayeriſchen Bauernburſchen ſagen: ‚Wer mir hergeht, den ſchieße ich nieder oder ſteche ihn zuſammen!‘ Allerdings wird der Bauernburſche, der nach dieſem Rezept verfährt, tüchtig eingeſperrt, während der Offizier auf eine ſehr milde Strafe hoffen darf, denn ſeine Richter, die ja ſelbſt der Armee angehören, wiſſen genau, daß er auch um ſeine Exiſtenz gekämpft hat.

Daß ſolche Zuſtände eines kultiviert ſein wollenden Landes unwürdig ſind, bedarf keines beſonderen Beweiſes. Aber kultiviert hin, kultiviert her: der Militarismus etabliert einen Staat im Staate, der ſich verflucht wenig um das kümmert, was um ihn vorgeht. Der eigentliche Staat verbietet in ſeinem Strafgeſetzbuch das Duell, die Armee aber ſagt: ‚Ich pfeife auf euer Strafgeſetzbuch. Ein Offizier, der ſich nicht duelliert, wenn der Ehrenrat es für notwendig hält, fliegt hinaus.‘ Und das Intereſſanteſte an der Sache iſt, daß der, der den Hinauswurf eines ſolchen Offiziers beſorgt, meiſtens zugleich derjenige iſt, in deſſen Namen ſonſt im Lande Recht geſprochen wird. Dies trifft auf Preußen, Bayern, Sachſen und Württemberg zu, weil dort die Ehrengerichte keine Urteile fällen, ſondern nur Anträge ſtellen dürfen. Das Urteil erläßt der in Betracht kommende Monarch, ohne an den Spruch des Ehrengerichtes irgendwie gebunden zu ſein. Nehmen wir z. B. an, die Frau eines preußiſchen Offiziers begehe mit einem Kameraden ihres Mannes einen Ehebruch. Der Verkehr wird entdeckt, und der militäriſche Ehrenrat hält ein Piſtolenduell mit ſchweren Bedingungen für nötig. Der beleidigte Ehegatte, der auch Vater mehrerer Kinder iſt, ſtellt ſich aber auf den Standpunkt, daß er ſich ſeinen Kindern erhalten müſſe und ſie ſeiner untreuen Frau nicht in die Hände fallen laſſen dürfe. Daher lehnt er das Duell ab. Das iſt aber eine Sünde gegen die in den Offizierskreiſen herrſchenden und offiziell aufgepäppelten Anſchauungen — es lebe Religion, Sitte und Ordnung! —, und darum beantragt das Ehrengericht Entlaſſung mit ſchlichtem Abſchied. Der Monarch — mag er nun heißen, wie er will — ſtimmt ſelbſtverſtändlich dem Antrage zu, denn die ‚bewährten Traditionen‘ des Offizierkorps müſſen erhalten werden. Damit ſtehen wir vor der ſeltſamen Tatſache, daß der nämliche Fürſt, in deſſen Namen Duellanten gerichtlich beſtraft werden, einen Offizier entläßt, weil er ſich nicht duelliert, alſo ſich geweigert hat, eine ſtrafbare Handlung zu begehen ...

Der Militarismus bedeutet leider ein großes Stück Barbarentum. Unter den Etiketten ‚höhere Ehre und Diſziplin‘ verſündigt er ſich ſchwer an den Geſetzen der Humanität und den einfachſten Begriffen von Gerechtigkeit ...“

* * *

Mit dieſer unter Umſtänden irreparabeln „Offiziersehre“ vergleiche man die „Ehre“ des „Gemeinen“. Ein Vizefeldwebel tritt einem Soldaten, der angeblich beim Exerzieren läſſig geweſen iſt, mit voller Kraft ins Geſäß. Er hat ſich deshalb vor dem Kriegsgericht zu verantworten. Urteil: Freiſprechung. Denn: der Angeklagte hat nicht die Abſicht gehabt, dem Soldaten wehe zu tun. Von der „Ehre“ wird gänzlich abgeſehen, eine Beleidigung kommt gar nicht in Frage, trotzdem doch Fußtritte im bürgerlichen

Digitized by Google

Leben als eine solche gelten, daß, wer sie sich gefallen läßt, als verächtliches Individuum abgeschoben wird. Auch die Anklage weiß nichts von einer Beleidigung, einer verletzten Ehre. Ihr kommt es nur auf die „Mißhandlung" an. Diese aber ist nur strafbar, wenn sie mit der „Absicht" geschieht, „*wehe zu tun*". Immerhin genießt der Soldat noch die Wohltaten des — *Tierschutzgesetzes*, denn auch dieses bestraft den Täter nur, wenn er das Vieh vorsätzlich und „roh" mißhandelt. Aber das Tierschutzgesetz ist längst als völlig unzulänglich anerkannt worden, und seine Verschärfung nur eine Frage der Zeit; wie wir verlangen dürfen: kurzer Zeit. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß das Tierschutzgesetz früher reformiert werden wird als das Militärstrafgesetzbuch.

Ich ziehe den Fall nur zur Beleuchtung militaristischer *Ehrbegriffe* heran. Ins Kapitel der „Soldatenmißhandlungen" gehört er ja nach den herrschenden Anschauungen kaum noch. Wer wollte sich auch noch über Fußtritte und Backpfeifen beim Militär aufhalten? Sie sind dem Soldaten, nach der verabfolgten Quantität zu urteilen, so nötig wie das tägliche Kommißbrot. Singt doch schon Goethe so schön: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" usw. Warum also sollte der preußisch-deutsche Soldat nicht auch die „himmlischen Mächte" kennen lernen, wo er doch so oft die Englein im Himmel pfeifen hört?

„Auch anderswo", schreibt der frühere Oberst Gaedke im „Berl. Tagebl.", „kommen natürlich Exzesse von oben vor, auch anderwärts haut der Vorgesetzte gelegentlich über die Schnur, auch in anderen Heeren wird ab und an geschlagen: *nirgends aber* liest man so oft von *systematischen, gemeinen Quälereien*, die den Untergebenen zur Verzweiflung, zur Widersetzlichkeit, *in den Tod* treiben ... Die Fälle, die neulich wieder vorgekommen sind, bringen das Blut zum Sieden; sie verderben die Moral des Heeres, tragen den Ton des *Zuchthauses* hinein, schänden die Ehre unserer Soldaten und sind die besten Helfer für die antimilitaristische Gesinnung, über die dann mit heuchlerischem Augenaufschlag als über ein Werk vaterlandsloser Gesellen getobt wird. Gerade wer es mit unserem Heere und mit seiner Volkstümlichkeit gut meint, kann nicht oft und laut genug seine Stimme dagegen erheben. Man kann ein sehr scharfer Vorgesetzter sein, das Höchste von seinen Untergebenen verlangen, die strengsten Ansprüche an die Manneszucht stellen — und gerade darum die brutalen, gewohnheitsmäßigen Mißhandlungen aufs schärfste verdammen. Durch sie wird Furcht und Haß in die Seele der Soldaten gepflanzt und an die Stelle der Achtung gesetzt, die das sicherste Fundament der Disziplin ist. Man denke nur, was es heißen will, wenn der öffentliche Ankläger gestehen muß, daß anstatt dreihundert Mißhandlungen *ebensogut tausend hätten unter Anklage gestellt werden können*; man bewahre sein kaltes Blut, wenn man lesen muß, daß ‚Stellstangen, Besenstiele, Seitengewehre, Gewehrkolben' als Mittel der Mißhandlungen gewählt wurden, daß bei manchen Schlägen die ‚Haut platzte', daß Fußtritte ‚in großen Mengen' verabfolgt wurden, daß als Strafe ‚Schemelstrecken, Kniebeugen, Unter-die-Betten-kriechen' von den Unteroffizieren angewandt wurden, die gesetzlich überhaupt keine Strafgewalt haben, und daß endlich von diesen gewohnheitsmäßigen Gemeinheiten *die Vorgesetzten ‚keine Ahnung'* hat-

Digitized by Google

ten. Wir müssen alle unsere Kinder durch die Schule des Heeres gehen lassen und haben daher alle ein Interesse daran, daß sie dort nicht schlimmer als Zuchthäusler behandelt werden, wir müssen es erzwingen, daß sie zu ehrenhaft fühlenden Männern und nicht zu verprügelten Hunden erzogen werden ...

Reichstag und öffentliche Meinung müssen die Sache in die Hand nehmen. Vor allen Dingen muß eine Erhöhung der Strafen gefordert werden. Gegenwärtig kann nur im Falle einer schweren Körperverletzung auf Zuchthausstrafe erkannt werden; sie müßte aber für alle Fälle angedroht (und verhängt) werden, wo der Täter eine ehrlose Gesinnung dokumentiert hat. Dahin gehört es auf alle Fälle, wenn der Vorgesetzte Dinge vom Untergebenen verlangt, die an sich ehrenrührig sind, wie ‚Unter-die-Betten-kriechen, Staublecken, Speichelschlucken' und ähnliche Infamien. Zugleich sollte für alle Fälle gewohnheitsmäßiger Mißhandlungen die Mindeststrafe erhöht werden und niemals unter einem Jahre Gefängnis und Degradation betragen. Unsere konservativen Blätter haben mit Genugtuung verzeichnet, daß in dem demokratischen Dänemark für Roheitsverbrechen die Prügelstrafe erneut eingeführt worden ist oder werden soll. Wie wäre es, wenn auch für gewohnheitsmäßige Roheitsverbrechen von Vorgesetzten die Prügelstrafe vorgesehen würde?

Eine viel höhere Strafe müßte auch schon für den Versuch verhängt werden, Untergebene durch Drohungen von dem Anbringen einer Beschwerde abzuhalten, wenigstens in jedem Falle, wo dadurch die Bestrafung von Mißhandlungen verhindert werden soll. Jeder solche Versuch sollte ohne weiteres die Degradation, sofortige Entlassung und Verlust aller durch den Dienst erworbenen Ansprüche zur Folge haben ..."

Und da finden sich immer noch Leute, die das ganze Kapitel am liebsten als rein „militärische Angelegenheit", sozusagen als „Dienstsache" angesehen wissen möchten, in die das Zivilistenvolk eigentlich und von Rechts wegen gar nicht hineinzuschwätzen habe. Komischerweise sind es oft die selben, die von dem „Volke in Waffen" den Mund nicht voll genug nehmen können. Wären hier nur die Interessen einer Kaste im Spiel, es ginge uns andern, der großen Volksgemeinde, noch nicht an Herz und Nieren. So aber wird das schwerste Unheil, das diese Zustände anrichten, von den meisten wohl noch gar nicht recht erkannt. Diese Brutalität wirkt, wie Otto Schulz-Mehrin in der „Ethischen Kultur" mit nur zu guten Gründen darlegt, weit über die Kaserne hinaus, sie wirkt auf das ganze sittliche Niveau unseres Volkes zurück.

„Wir persönlich sind mit Schopenhauer und Christus der Ansicht, daß alle wahre Sittlichkeit in der mitleidenden Liebe wurzelt, die fremden Schmerz und Unrecht wie eigenes fühlt und darum keinem anderen Schmerz und Unrecht zufügen mag. Es bedarf keines Beweises, daß für diese Auffassung die Mißhandlungen in der Kaserne geradezu ins Gesicht ein Faustschlag sind. Wie ist zu denken, daß Menschen, die fähig sind oder fähig gemacht werden, ihrem Mitmenschen, ihrem Kameraden so scheußliches, entwürdi-

Digitized by Google

gendes Unrecht zu tun, wie ist's denkbar, daß die sonst im Leben wahrhaft sittlich handeln, Rücksicht gegen den Mitmenschen üben? Ich kann mir einfach nicht denken, daß ein Soldatenschinder sonst ein wirklich sittlicher Mensch sein könne.

Man braucht auch gar nicht unsere Ansicht über die Grundlagen der Sittlichkeit zu teilen, um doch erkennen zu müssen, von welcher Gefahr diese gewohnheitsmäßigen Mißhandlungen für die Humanität sind, die ja doch, wenn nicht das Hauptziel, eins der vornehmsten Ziele der Sittlichkeit ist. Stellt euch doch nur einmal vor, wie diese Unteroffiziere, Gefreiten und Gemeinen, die ihren Kameraden in den Tod prügeln, wie die in Feindeslande sich benehmen mögen! Wahrlich, brennende Schamröte muß jedem Deutschen ins Gesicht steigen und Angst um ihre fremden Mitschwestern jeder deutschen Frau.

Stellt euch überhaupt nur einmal vor, welch eine sittliche Atmosphäre da herrschen muß, wo solche Brutalität möglich ist, welch ein erzieherischer Ton, wozu da im Grunde erzogen wird. Ich glaube, was Familie und Schule an sittlichem Empfinden gepflanzt, geweckt und erzogen haben, das wird da nur zu oft mit roher Hand wieder ausgerissen und ins Gegenteil verkehrt. Eine Erziehung zur Roheit und Unsittlichkeit sind diese Mißhandlungen in der Kaserne. Wahrlich eine gute Schule fürs Leben und eine feine Vorbereitung für Männer, die alsbald Söhne und Töchter erziehen sollen!"

* * *

Nur geistig Blinde, nur in ihrem ausgedörrten Parteischematismus, ihren fanatischen Vorurteilen völlig erstarrte Fetischanbeter alles Bestehenden und Überkommenen, nicht ernsthafte und ehrliche Konservative, können sich der zwingenden Logik entziehen, daß zwischen einem solchen der gesamten heerespflichtigen Nation aufgezwungenen „Erziehungssystem" und den so brünstig beklagten „Verrohungserscheinungen", auch in „besseren" und „gebildeten" Kreisen, eine notwendige Wechselwirkung, ein innerer Zusammenhang bestehen muß. Wie sollte schon die trocken-naive Selbstverständlichkeit, mit der in den Blättern über die scheußlichsten sadistischen Orgien größenwahnsinniger Vorgesetzter berichtet wird, auf die Dauer nicht alles feinere Empfinden abstumpfen, alle sittlichen Wertunterschiede verwischen? Wer an dem „Sichausleben" solcher bestialischen Gelüste nichts Besonderes mehr findet, sie ohne heiße Scham und aufwühlende Empörung zu dem übrigen legt, der mag auch bei den Prozeduren einer Hinrichtung nicht viel mehr empfinden als den prickelnden Reiz einer Sensation, den angenehmen Schauer einer aufregenden Theaterszene. Und er wird auch in dem kaltblütigen Mörder, der nun vor seinen lüsternen Augen unter dem Schwerte der Obrigkeit fällt, den zwar untergehenden, aber doch den „Helden" sehen, der schon um deswillen seine Sympathien verdient, weil er ihm ja das außerordentliche Schauspiel seiner Hinrichtung gewährt. Wir haben's ja erst kürzlich in dem Fall der Grete Beier erlebt!

„Es scheint," so ließ sich der „Berliner Börsen-Kurier" aus Dresden schreiben, „als ob die Menge in unserer Zeit eine besondere Freude an Persönlichkeiten

Digitized by Google

empfindet, die rücksichtslos und ohne Mitleid zur Tat schreiten, mag diese Tat einen noch so schweren Bruch von Recht und Sitte darstellen. Kommt nun noch hinzu, daß diese Persönlichkeit sich geistig und körperlich auszeichnet, daß sie besonders interessant ist, so steigert sich die Sympathie der Menge zur Begeisterung, zum Personenkultus. Das zeigt jetzt wieder der Grete-Beier-Prozeß. Wir wollen uns eines Urteils, ob dieser Verbrecherenthusiasmus und diese gleichzeitige Mitleidlosigkeit gegenüber den Opfern der Verbrecher eine gesunde oder kranke Erscheinung der Volksseele ist, enthalten (wie bescheiden! D. T.), aber als Gipfel der Geschmacklosigkeit muß es doch bezeichnet werden, wenn die Hingerichtete im Bilde zusammen mit dem ermordeten Ingenieur Preßler, ihrem Bräutigam, in den Dresdner Straßen verkauft wird. ‚Das Brautbild der Beier!' Alles Widrige und Gemeine in diesem Sensationsprozeß knüpft sich gerade an die Tatsache, daß das Gefühl der Liebe zum Deckmantel eines gemeinen Mordes aus Habsucht benutzt worden ist, daß gerade die Hand des geliebten Weibes einem Manne die Todeswunde schlägt! Aber man kauft die mit diesem ‚Brautbild' versehene Broschüre über Grete Beiers Hinrichtung in den Straßen Dresdens wie toll, wirft einen interessierten Blick auf das schöne Gesicht des jungen Mädchens, einen gleichgültigen auf das des Opfers und stimmt ein in den Chor derjenigen, die sich darüber geradezu ‚entrüsten', daß der König von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch gemacht habe. ... Der Tolkewitzer Friedhof, wo sich das Grab der Hingerichteten neben dem des Vaters befindet, war in diesen Tagen schwarz von Menschen, die zum Grabe pilgern wollten, und das Grab war so bedeckt mit Blumenspenden, daß es überhaupt unter dem Blumenhügel nicht mehr zu sehen war. Ob sich aber wohl eine fremde Hand geregt hat, um das Grab des Ermordeten zu schmücken? ..."

Es müsse in dem immer mehr nach der perversen Seite hin entartenden Zeitgeiste liegen, meint die „Post". „Man sagt, daß der weibliche Charakter nicht unempfänglich für das Grausige und Verzerrte in den Exzessen der irrenden Menschenseele ist, namentlich da, wo eine dämonisch sich betätigende Willenskraft, wie in der alten Tragödie, notwendig im Menschen Furcht und Mitleid aufkeimen läßt. Das mag psychologisch eine Erklärung finden. Unverständlich und unentschuldbar aber bleibt es, wenn man auch dort, wo man mehr mit dem kühlen Verstande als mit dem menschlichen Gefühl zu urteilen befähigt ist, mit einstimmt in den Chor der modernen Humanitätspropagandisten. Denn deren Treiben, gleichviel, ob es von reiner Sensationssucht oder von einer wässerigen Mitleidsauffassung diktiert ist, fängt an, gemeinschädlich zu werden. In der Sache kommt es doch nur darauf hinaus, einen mit schwerer Schuld Belasteten der wohlverdienten Strafe zu entziehen. Diese Tendenz ist im Hauptprozeß wahrhaft grotesk hervorgetreten. Aber sie gibt sich auch in dem Freiberger Mordprozesse ganz ungeschminkt zu erkennen. Wäre es nach dem Wunsche der übereifrigsten Humanisten unserer Zeit gegangen, so hätte man die Grete Beier eigentlich gar nicht vor den Strafrichter bringen, sondern höchstens eine Zeitlang in ein Irrenhaus stecken sollen. Da das nun beim besten Willen nicht anging,

Digitized by Google

weil die ärztliche Untersuchung bei der Delinquentin auch nicht eine Spur von geistiger Umnachtung entdeckt hatte, so wollte die Mehrzahl dieser edlen Menschenfreunde es wenigstens durchsetzen, daß sie vor längerer Freiheitsstrafe bewahrt, mindestens aber dem Schafott entzogen würde. Man wollte ihr tausend Brücken bauen, damit ihre Tat nur als Totschlag, begangen im Affekt oder doch in momentaner Willensunfreiheit, womöglich in dem berühmten Dämmerungszustand des Psychiaters Aschaffenburg, angesehen würde. Immer war die Absicht erkennbar, die Verbrecherin, sobald es irgend anging, durch eine Begnadigung mindestens vor dem Äußersten, der Todesstrafe, zu bewahren. ...

Man vergegenwärtige sich noch einmal die folgenden unumstößlichen Tatsachen. Ein aus gebildeter Familie stammendes junges Mädchen verlobt sich mit einem wohlhabenden Ingenieur, dem sie Zuneigung vorheuchelt, während sie ihn mit einem anderen Liebhaber hintergeht. Ihr Sinn ist nur darauf gerichtet, das Vermögen des Bräutigams zu ergattern, diesen selbst aber möglichst bald wieder loszuwerden. Zu diesem Behuf ersinnt sie kaltblütig den Plan, ihn zu ermorden, den Tod aber als Selbstmord erscheinen zu lassen. Monatelang trifft sie die raffiniertesten Vorbereitungen. Sie verbreitet das Märchen von einer bereits bestehenden Ehe ihres Bräutigams, damit sein aus angeblicher Scham darüber erfolgter Selbstmord sofort erklärlich erscheine. Dann übt sie sich emsig in der Nachahmung der Handschrift des Bräutigams. Sie fälscht geschickt ein Testament, welches sie zu seiner Universalerbin einsetzt. Sodann schreitet sie zur Tat. Heimtückisch bringt sie ihm Zyankali bei, stößt sie dem Halbtoten noch mit kalter Hand einen Revolver tief in den Mund, und als ein Schuß ihr Werk vollendet hat, mischt sie noch einige mit verstellter Hand geschriebene Briefe unter die Briefschaften des Bräutigams, worin dieser auf seinen Selbstmord vorbereitet. Um das Ganze zu krönen, geht sie dann vergnügt auf einen Ball und amüsiert sich köstlich bis zum frühen Morgen im Reigen. Zum Überfluß sucht sie später auch noch eine andere, um ihre Schandtaten wissende Person aus dem Leben zu befördern. In diesem Bilde zeigt sich die Verbrecherin. Auch nicht ein einziger Milderungsgrund, etwa Eifersucht oder verschmähte Liebe oder brutale Behandlung und dergleichen, steht ihrer Tat gegenüber. Diese ist begangen aus den gemeinsten Motiven, aus denen ein Raubmörder seine Opfer sucht, lediglich aus Geldgier. Im übrigen stellt ihr Tun nur eine einzige Kette von Hinterlist, Falschheit, Liederlichkeit, Gemeinheit dar. Als die abgefeimteste, brutalste Verbrechernatur erscheint sie dem entsetzten Auge. Und für dieses Weib will man die Stimme des Mitleids erwecken, weil es ein hübsches Gesicht hatte. ..."

Und dann die Hinrichtung — als Schauspiel! Als Unterhaltung! — „Morgen früh um 6½ Uhr wird im Hofe des hiesigen Landgerichts Grete Beier hingerichtet." Was taten, fragt die „Berl. Volksztg.", fünfzehnhundert von denen, die es lasen? „Sie setzten ihre Beziehungen in Bewegung. ‚Wir bitten sehr um eine Eintrittskarte zur Hinrichtung, Herr Landgerichtsrat.' In der Gefängniszelle sitzt die Verlorene, und immer näher kommt der Tod. Auf dem Gefängnishof wird von kundigen Händen der Richtplatz bereitet. Im Verwaltungsgebäude ist ein Kommen und Gehen. Die Fünfzehnhundert drängen. Die Fünf-

Digitized by Google

zehnhundert holen sich ihren Bescheid. Die Fünfzehnhundert wollen ihre Karte. Bei Hinrichtungen ist die sächsische Behörde menschenfreundlich und von großem Entgegenkommen. Natürlich — nicht alle, die da baten, konnten befriedigt werden. Auch ein sächsischer Gefängnishof ist klein. Aber zweihundert dürfen doch sagen: ‚Morgen heißt's früh, sehr früh aufstehen, wir haben ein Billett zur Hinrichtung bekommen ...'

‚Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen, und jedermann erwartet sich ein Fest.' Ob die Zweihundert, die zu dem Freiberger Volksschauspiel — zu einem solchen machte das Wohlwollen der Behörde diese Hinrichtung — am anderen Morgen eilten, nicht auch Mitleid mit der Sterbenden hatten? O ja, sie hatten es, und sicher sprach so mancher, der mit dem sauer erkämpften Billett in den Fingern des großen Augenblicks harrte, da die Tore des Gefängnisses den Zuschauern sich öffnen würden, zu den Umstehenden von seinem Mitleid. ‚Wie der jetzt wohl zumute sein muß! ... Nein, wissen Sie, eine solche Hinrichtung ist doch etwas zu Schreckliches ... Aber was meinen Sie, wie sie wohl aussehen wird? ... Ob man sie hinaufschleppen, ob sie selbst das Schafott besteigen wird?' Da — das Geräusch von Schlüsseln am Tor. In die Zweihundert kommt Leben. Die Ellbogen fangen an zu arbeiten. Die Mitleidigen drängen, die Mitleidigen stoßen, jeder will zuerst durch das Tor der Gerechtigkeit. ‚Nicht so drängen, meine Herrschaften, immer hübsch einer nach dem andern!' Das Mitleid steht im Gefängnishof bereit. Das Schauspiel kann beginnen.

Was sich die Zweihundert nun dachten, als schrill und dünn das Armesünderglöckchen ertönte? Gewiß wenig oder gar nichts. Es gibt nur einen Sinn, der in solchen Augenblicken nach Befriedigung schreit, die Augen. Nur einen Hunger, die Sensation. Der Todeszug erscheint. Zweihundert Mitleidige studieren das Antlitz. So also sieht ein Mensch aus, der bei vollem Bewußtsein seine letzten Atemzüge tut! ‚Hüte herunter; die Vorderen sollen sich bücken!' Natürlich flüstern sie's nur. Denn wenn man sich auch wie im Theater fühlt, so ist doch das alles schreckliche Wirklichkeit. Aber man flüstert's energisch. Man will sich nichts entgehen lassen, man will alles sehen, bis zum Letzten ..."

Wie mag es in den Seelen dieser sonst so zahmen Gesellschaft ausgesehen haben? fragt die „Welt am Montag". „Wieviel gemeine Schaulust, wieviel Stumpfsinn, wieviel ekelhafte sadistische Gelüste mögen hier im Spiele gewesen sein! Wieviel zarte deutsche Jungfrauen und Frauen (Damen!), wieviel biergenährte Philister mögen von dem Wunsche geplagt worden sein, die letzten Zuckungen des Opfers anzustarren! Da möchten sie alle hinstürzen und Mund und Augen aufreißen! Vor dem Gerichtsgebäude lagerte eine riesige Menschenmenge. Was die nur dort gesucht hat? Blut muß doch eine unglaubliche Anziehungskraft für die Roheit haben. Man sollte es nicht für möglich halten, daß es einen Menschen glücklich machen kann, sich, selbst ohne etwas zu sehen, möglichst nahe an den Ort der Hinrichtung hinzudrängen.

Ein Glück war es immerhin, daß Frauen von dem Schauspiel ausgeschlossen blieben. Denn dann wäre die greuliche Veranstaltung gar schmierig geworden. Grausame Instinkte sind fast immer mit sexuellen gepaart. Ich er-

Digitized by Google

innere mich, bei Casanova gelesen zu haben, wie bei der grauenhaften, viele Stunden lang währenden Exekution eines Attentäters scheußliche geschlechtliche Exzesse begangen wurden. So etwas ist heute nicht mehr zu befürchten, die Kontrolle ist zu scharf. Aber die Gesinnungen haben sich schwerlich sehr geändert, und könnte man denen in die Seele sehen, die sich an einem derartigen Schauspiel belustigen — der Anblick wäre gewiß nicht erbaulich.

Es wäre interessant gewesen, allen, die sich um eine Karte bemühten, von einem Psychiater eingehende Fragen über ihren Zweck und ihre allgemeine Veranlagung vorlegen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß viele von ihnen nur von derselben blödsinnigen Neugier getrieben wurden, die Menschenhorden um ein gestürztes Omnibuspferd versammelt. Aber ebenso bin ich überzeugt, daß viele einen starken seelischen Knacks weghaben müssen, und daß einzelne zu gemeingefährlichen Perversionen neigen. Sollten sich unter den Petenten gar Frauen befunden haben, so wäre es gut, den gesellschaftlichen Boykott über sie zu verhängen. Denn selbst wenn sie nur aus Dummheit gehandelt haben: es gibt eine Sorte Dummheit, die mit gemeiner Schamlosigkeit identisch ist."

Es gibt aber auch eine Sorte — „Damen", für die der stärkste Tabak noch nicht stark genug ist. Man kann sie in den Gerichtssälen antreffen, wenn Sachen erörtert werden sollen, deren Einzelheiten wiederzugeben selbst das schmutzigste Sensationsblatt — schon mit Rücksicht auf den Unzuchtsparagraphen — berechtigte Scheu tragen muß. In einem soeben verhandelten Sensationsprozeß in Braunschweig sollen anonyme Karten unsagbar unflätigen Charakters verlesen werden. Der Staatsanwalt beantragt dafür Ausschluß der Öffentlichkeit. Der Gerichtshof lehnt den Antrag ab, ersucht jedoch die anwesenden Damen, den Saal zu verlassen. Keine von den „Damen" rührt sich auch nur, alle saugen sie mit langen, gierigen Zügen die aus der Gosse aufsteigenden Dünste ein, strecken sie die Hälse nach den — „bildlichen Darstellungen" auf den Karten. Ich setze diese „Damen" in Anführungszeichen, damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß sie von Berufs wegen der Halbwelt angehören. O nein, es sind Damen aus „besseren", aus „gebildeten", ja aus „vornehmen" Kreisen. Der Fall ist nur einer von vielen, und man darf ihn eher als Regel denn als Ausnahme hinstellen. Es geschieht den merkwürdigen „Damen" ganz recht, wenn das Gericht unter solchen Umständen von einem Ausschluß der Öffentlichkeit Abstand nimmt, denn darin liegt die schärfste moralische Züchtigung so edler Weiblichkeit. Zumal wenn der Richter seinen Beschluß derart schmeichelhaft begründet, wie jener Vorsitzende, der erklärte: es seien in der Verhandlung schon soviel anstößige Dinge zur Sprache gekommen; da sich die anwesenden Damen aber bis jetzt noch nicht bewogen gefühlt hätten, den Saal zu verlassen, so sehe er keinen Grund, noch ihr Schamgefühl zu schonen und die Öffentlichkeit auszuschließen. Die Frauen, deren Schamgefühl verletzt würde, könnten ja gehen. Der Erfolg war, daß die große Mehrheit sitzen blieb, einige aber doch gingen. Das war im verrufenen halbasiatischen Budapest. Im deutschen Braunschweig, im Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte, erhob sich aber keine von den — „Damen"!

Digitized by Google

Nun heißt es in „gutgesinnten“ Blättern: Ja, die Schmutzliteratur, die Sensationspresse, der moralische Materialismus und Nihilismus, die werten alle Werte um, die lösen alle Bande frommer Scheu. Schon recht: beteiligt man sich aber nicht selbst an solcher Umwertung? So in aller Bescheidenheit, so ganz verschämt? Wie war's doch noch bei dem Fall Peters? Haben sich da nicht Blätter, die über jene Umwertung nicht oft und laut genug zetern können, mit christlich-nationalem Verständnis der „Herrenmoral“ des Peters angepaßt, das exotisch-perverse Liebes- und Hängeidyll mit frommem Weihwasser entsühnt? Also, daß deutsche Jungfrauen in nationalen Vereinen dem ehemaligen Besitzer der von ihm zuerst geliebten, dann gepeitschten und gehängten Jagodja ihre keuschen Huldigungen darbrachten, daß er sich als nationaler Heros feiern lassen, daß er einen förmlichen Triumphzug durch das Land der Gottesfurcht und frommen Sitte veranstalten durfte?

Und beim Fall Eulenburg: wie schmolz da die starre „sittliche Entrüstung“ in einen alle Skrupel und Zweifel fortspülenden Tränenstrom aufgelösten „Mitleids“ zusammen! Um sich dann mit doppelter Wucht auf den Satanskerl, „diesen Harden“, zu stürzen! Kümmern wir uns nicht weiter um Harden. Mag als wahr alles hingestellt sein, was man ihm vorwirft; mögen seine „Motive“ Eitelkeit und Sensationslust, sein Verfahren noch so verwerflich gewesen sein, kurz, malen wir ihn als schwarzen Teufel hin. Hat er darum die Taten der Lynar, Hohenau, Eulenburg begangen? War er des Meineids und der Verleitung zum Meineide angeklagt und so dringend verdächtig, daß er verhaftet werden mußte? Ist es Harden, der dieserhalb noch immer in Untersuchungshaft sitzt? Harden, der nach der beschworenen Aussage zweier Zeugen und der Urteilsbegründung eines deutschen Gerichtshofs junge Burschen verführt und seelisch vergiftet hat? So willkürlich werden bei uns die Dinge, je nach den rein persönlichen Sympathien und Antipathien, den unkontrollierbaren Suggestionen des gesellschaftlichen und politischen Milieus, durcheinandergewirbelt und auf den Kopf gestellt!

Das alte Lied: Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Man denke sich an Stelle Eulenburgs irgendein anderes, obskures Individuum oder noch besser einen „prominenten“ Sozialdemokraten, und wir haben sofort die Probe aufs Exempel. Man setze statt Eulenburg — Singer: das Mitleid, die christliche Nächstenliebe und Vergebung möchte ich dann sehen! Welcher endlose Spektakel wurde nicht seinerzeit wegen eines ganz privaten erotischen Verhältnisses dieses Mannes aufgerührt! Sogar im Reichstage wurde er daraufhin von dem stillen, aber vergnügten Teilhaber der Firma Tippelskirch angeekelt. Und es ging doch im Grunde keine andere Seele was an. Ist es nicht die reine Burleske, wenn jetzt, im Falle Eulenburg, die rigorosen Asketen von damals mit sonorer Stimme für den — „Schutz des Privatlebens“ plädieren? „Wie konnt' ich einst so tapfer schmälen!“

* * *

...Und kann's vielleicht bald — wieder. Schnüffeln ist doch eine zu angenehme Beschäftigung. Ist's nicht das Privatleben einer irgendwie aus der Herde ragenden Persönlichkeit, so die Gesinnung, die beschnüffelt werden muß. Eigentlich,

Digitized by Google

meint das „B. T.“, sollte jede politische Partei in einem Verfassungsstaate darauf halten, daß von irgendwelcher Gesinnungsschnüffelei keine Rede sein dürfte. Zur politischen Kultur gehöre es nun einmal, daß der Gebrauch gewisser vergifteter Waffen im Kampfe ein für allemal abgeschafft wird. Nun erstrecke sich aber unsere politische Kultur nur auf eine beschämend dünne Humusschicht, die den alten absolutistisch-bureaukratischen Staat nur ganz oberflächlich bedecke. „Wir stecken eben noch bis über die Ohren in dem Polizeizwangsstaate von ehedem, und alle Gesetze der letzten fünfzig Jahre haben daran nur sehr wenig geändert. Die Gesetze, auf denen die Selbstverwaltung beruht, sind allerdings vorhanden. Allein tatsächlich regieren die jeweiligen Minister und die ihnen untergebenen Verwaltungsorgane beinahe absolut, nur wenig durch das Verwaltungsstreitverfahren in ihrer hergebrachten Machtbefugnis behindert. Auf Schritt und Tritt gewahren wir, wie ein hochgebildetes, fleißiges, von Natur aus besonnenes und willig fügsames Volk über Gebühr von seinen Verwaltungsbehörden bevormundet und in seiner karg genug bemessenen gesetzlichen Bewegungsfreiheit behindert wird.

Man ersieht aus den während der letzten Zeit sich häufenden Verwaltungsübergriffen, wie recht Rudolf Gneist hatte, wenn er immer wieder und wieder behauptete, daß es viel mehr auf den Geist ankomme, in dem gewisse Gesetze aufgefaßt und gehandhabt würden, als auf ihren eigentlichen Wert. Die relativ besten Gesetze würden durch eine sinnwidrige Ausführung in ihr Gegenteil verwandelt. Was ist nicht alles jetzt in Preußen aus dem Staatsaufsichtsrecht herausdestilliert worden, um die gesetzlich festgeordnete Selbstbestimmung und Selbstverwaltung beinahe gänzlich auszuschalten! Wir haben es, verblüfft halb und halb verwundert, seit Jahrzehnten erfahren und erfahren es noch, täglich ja stündlich. Mit einer sogenannten Korrektheit, die allerdings sehr oft die Satire des Beurteilers herausfordert, werden die Bestimmungen der Verwaltungsgesetzgebung angewendet, daß ihr ursprünglicher Sinn bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet wird. Theodor Mommsen hat für eine derartige Methode das stachelige, aber unübertrefflich klare Wort von der ‚administrativen Prellerei‘ für alle Zeiten geprägt!

Wozu ist die Staatsaufsicht der vorgesetzten Verwaltungsbehörden überhaupt angeordnet? Einzig und allein zur Überwachung der Gesetzesausführung durch die untergebenen Verwaltungskörperschaften. Das und das allein ist der wahre und der vernünftige Sinn des Staatsaufsichtsrechtes. Nun vergegenwärtige man sich einmal an der Hand der zahllosen Ministerialerlasse, Reskripte, Verfügungen, Verordnungen, was aus diesem Staatsaufsichtsrechte in Wirklichkeit geworden ist. Richtig ausgedrückt: eine Ministerial-Allmacht, die sich bis in die allerintimsten Regungen des einzelnen Bürgers hineinzuschleichen bestrebt ist, die sich aber tatsächlich auf jedes bürgerliche Ehrenamt erstreckt. Im Namen und unter dem Deckmantel der Staatsaufsicht konstruiert man eine alleinseligmachende Gesinnungstüchtigkeit, für die der jeweilige Minister den allein gültigen Maßstab abgibt. Unter der Ära Manteuffel trieb diese Gesinnungstüchtigkeit nach ministeriellem Muster ihre herrlichsten Blüten. Das war die Zeit, in der die famosen Preußenvereine,

Digitized by Google

die Tugendvereine emporschossen, und in deren Gefolge die Verdächtigungen und die Angebereien an der Tagesordnung waren.

Sind wir so gar weit von jenen Herrlichkeiten entfernt? Sind wir nicht vielmehr bereits mitten drinnen in dieser Gesinnungsschnüffelei, die des Selbstbewußtseins eines anständig empfindenden, gebildeten, längst mündig gewordenen Volkes so überaus unwürdig ist? ...“ •

Ja, wie kann man aber auch so polizeiwidrige Gesinnungen haben? Ist es nicht z. B. haarsträubend, wie einer dieser Beschnüffelten schon den „Lebensgang“ des preußischen Staatsbürgers „von der Geburt an“ — beschnüffelt? Man höre und entsetze sich baß:

„Sobald der Standesbeamte die Anzeige der Geburt entgegengenommen hat, teilt er sie dem zuständigen Pfarrer mit, damit dem letzteren Gelegenheit gewährt wird, zu kontrollieren, ob die Eltern das Kind auch taufen lassen. Der Standesbeamte ist also direkt im Interesse der Kirche tätig, ebenso wie er bei der Eheschließung darauf aufmerksam machen muß, daß durch die Ziviltrauung kirchlichen Pflichten kein Genüge geschehen sei. Sobald die Schulpflicht des jungen Staatsbürgers begonnen hat, beginnen die staatlichen Bemühungen für eine patriotische und eine kirchliche Erziehung. Das ‚Ruhmesbuch und das Höllenbuch‘, sagt Strindberg, werden dem jungen Staatsbürger in die Hand gegeben. Die kirchliche Erziehung wird immer mehr eine konfessionelle, die patriotische Erziehung eine monarchisch-nationale. Dabei ist sie insofern eine oberflächliche, als dem jungen Staatsbürger von dem gegenwärtigen Rechtsstaat, in dem er lebt, und dessen Bürger er werden soll, absichtlich keine klare Vorstellung gegeben wird. Nirgends teilt die preußische Volksschule ihren Zöglingen etwas über die preußische Verfassung, ihr Zustandekommen, ihre Geschichte und ihre Handhabung mit.

Das geltende Verwaltungsrecht ist in Preußen beinahe eine Geheimwissenschaft der Verwaltungsbeamten. Die Darstellung der preußischen Geschichte soll Liebe zum Herrscherhaus erwecken und befestigen. Schon diese Tendenz schadet der Wissenschaft. Noch mehr schadet es aber den Schülern, daß vom Herrscher immer die Rede ist, als ob wir noch in der Autokratie lebten. Eine Darlegung der Verhältnisse, die zum Erlaß der Verfassung geführt haben, findet in der Schule nie statt, obwohl gerade dieser Teil der Geschichte für den jungen Staatsbürger der interessanteste und wichtigste ist. Die französische Revolution wird in der Schule dargestellt als eine Metzelei völlig vertierter Menschen. Von anderen Revolutionen und Verfassungskämpfen des vorigen Jahrhunderts ist nie die Rede. Daß unser politischer Rechtsstaat und sogar die preußische Verfassung die Errungenschaften der französischen Revolution zum Fundament hat, wird ängstlich verschwiegen. Das könnte ja den jungen preußischen Staatsbürger darauf aufmerksam machen, daß ein politischer Fortschritt möglich, daß manches im Staate verfassungswidrig und Verfassung und Wahlrecht selbst des Ausbaues und der Verbesserung bedürftig sind. Im Zusammenhang mit dieser ängstlichen Entfernung alles staatsrechtlichen und verfassungs-

Digitized by Google

rechtlichen Bildungsmaterials aus der Volksschule geht Hand in Hand eine geradezu sträfliche Unterlassung der Belehrung über unsere beamtlichen Organisationen. Kein Schüler kennt die Befugnisse eines Landrats, eines Regierungspräsidenten. Es gibt jetzt in Preußen Volksunterhaltungsabende, in denen über diese Fragen Vorträge gehalten werden.

Der Staat vermeidet es ängstlich, denn dann könnte ja auch von der Verfassung und von den Rechten der Staatsbürger geredet werden, und von ihnen darf nicht zuviel die Rede sein. Für die Aufklärung der breiten Schichten der Bevölkerung über die Verfassungen und staatsbürgerlichen Rechte, dafür haben wir ja die sozialdemokratischen Redner und Agitatoren, und sie besorgen diese Arbeit mit staunenswerter Geschicklichkeit. Die Regierung wird dafür gestraft, daß sie jede politische Belehrung der Jugend außer in Kaisergeburtstagsrede und einseitigem Geschichtsunterricht so sehr fürchtet. ... Im übrigen werden vielfach die Zeichenstunden vermehrt, denn Zeichnen ist harmlos.

Noch schlimmer liegt die Sache auf den preußischen Gymnasien. Früher ging der Geschichtsunterricht nur bis zu den Freiheitskriegen, die man, weil der Aufsichtsbehörde das Wort Freiheit anscheinend unsympathisch ist, Befreiungskriege getauft hat. Seitdem nun auch das neunzehnte Jahrhundert behandelt werden muß, läßt es sich nicht vermeiden, auch von der preußischen Revolution, den Märzgefallenen und der Verfassung zu sprechen. Aber wie! Die meisten unserer gebildeten jungen Leute nehmen von dem Inhalt der preußischen Verfassung zuerst Notiz, wenn sie Studenten der Rechte werden und befürchten müssen, im Referendarexamen danach gefragt zu werden. Von Behördenorganisation, Staatsbürgerrechten usw. hört der Gymnasiast nichts. Auch ihm wird bei der französischen Revolution viel von der Guillotine und wenig von den Menschenrechten erzählt. Die Reichsverfassung bleibt ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Dafür wird er aber über die verschiedenen griechischen und römischen Verfassungen eingehend orientiert, über die Verhältnisse des alten deutschen Reiches und vielleicht auch über die des Deutschen Bundes. Die Folge dieser planmäßigen Vernachlässigung der Ausbildung des jungen Preußen als Staatsbürger ist in der Regel zunächst die, daß er vor aller Politik eine Art Abscheu bekommt. Es wird ihm noch als Studenten unglaublich schwer, sich zu orientieren. Die vollständige Unkenntnis unserer inneren Verwaltung macht sich andauernd bemerkbar. Er ist weder über seine Rechte noch über die der Behörden theoretisch orientiert. Die Mannigfaltigkeit unserer inneren Verwaltung, die Verschiedenheit der Städteordnungen, der Landgemeindeordnungen wirkt verwirrend.

Man wird einzuwenden versuchen, daß es aber doch Eltern gibt, daß sich der junge Preuße durch Zeitungen und Bücher orientieren kann. Was zunächst die Eltern angeht, so sind diese vielleicht in den sechziger Jahren mit ähnlichen Scheuklappen für alles, was Verfassung, Verwaltung und Politik ist, erzogen ... In solchen Fällen halten die Eltern vielfach alles, was das Staatsbürgertum betrifft, für ein gefährliches Gift, das von ihren Kindern ferngehalten werden müsse, und

Digitized by Google

nehmen ihren heranwachsenden Knaben sogar das reaktionäre Kreisblatt aus der Hand, damit sie reingehalten werden vom Gift der Politik, das zur — Sozialdemokratie führt.

Wer nach hundert Jahren unser Zeitalter charakterisieren wird, der wird zweifellos als Hauptkennzeichen höhergestellter Klassen des zwanzigsten Jahrhunderts anführen: ‚Sie fürchteten den Sozialismus'. Und doch überlassen es Staat, Schule und Eltern den sozialdemokratischen Versammlungen, die Jugend des Volkes mit dem öffentlichen Recht bekanntzumachen, statt dies selbst zu tun.

Wir würden liberaler sein können, wenn wir keine Sozialdemokratie hätten. Das ist ein vor allem bei den Wahlen aufgestelltes Axiom, an das die große Masse unbedingt zu glauben scheint. Diese große Masse wird von der Sozialdemokratie oft als reaktionärer Haufen verschrien, und doch ist nur das eine richtig, daß diese Masse von einer *ganz unsinnigen Furcht vor der Sozialdemokratie* beherrscht ist und lediglich aus dieser Furcht heraus alles Internationale, alles Menschliche und Kulturelle verhältnismäßig gering einschätzt. Für alle Fragen den Gesichtspunkt des Kulturfortschrittes aufzustellen, wird immer mehr Domäne der sozialdemokratischen Partei. Die bürgerlichen Parteien kennen allmählich nur noch ‚nationale Fragen'. Das erbittert ja aber auch gerade so diese Parteien, daß der Idealismus in der Regel *nicht* auf ihrer Seite ist. Um so stärker werden die Schwächen des Sozialismus in den bürgerlichen Kreisen betont, der Terrorismus, der Zukunftsstaat und alles das, worüber sich der bürgerlich Gesinnte oft die wunderbarsten Vorstellungen macht. Die Werke von Marx, Lassalle, Bernstein und Kautsky sind selbst in den Grundzügen dem größten Teil der wissenschaftlich Gebildeten der bürgerlichen Parteien unbekannt. Wer kennt das kommunistische Manifest?

Sombarts Buch über den Sozialismus wurde geradezu zur Entdeckung und erlebt immerzu wieder neue Auflagen, ein Zeichen, daß das, was es bietet, den Gebildeten unseres Volkes vollständig neu ist. Man kann in Norddeutschland alt und höherer Beamter werden, ohne den Namen Karl Marx je gehört zu haben. Dagegen gehört es zum guten Ton in Preußen, Lassalle zu kennen, aber nur wegen seiner Duellgeschichte und seiner Liebschaft mit einer hochgestellten Dame. Die Ziele, Richtungen, Ideale und Rechtfertigungen des Sozialismus sind in weiten Kreisen der Gebildeten unbekannt. Man weiß ein paar Schlagworte: ‚alles teilen', ‚freie Liebe', ‚Religion Privatsache', ‚Verelendung der Massen', ‚Eigentum ist Diebstahl', ‚großes Zuchthaus', ‚Republik'. Das sind im ganzen die Vorstellungen, die mancher Richter und fast jeder höhere Verwaltungsbeamte von dem Sozialismus hat. Manche von ihnen reden noch vom großen Kladderadatsch und von der ‚großen Expropriation'. Sie haben dabei die unklare Vorstellung, eines Tages könnten sie nicht allein ihre Stellung verlieren, sondern sie müßten auch ihr mühsam Erspartes einigen ehemaligen Sträflingen, wahrscheinlich jüdischer Abkunft, ausliefern, um sich dafür von diesen unsympathischen Persönlichkeiten zu einer unentgeltlichen Sträflingsarbeit bei Volksküchenernährung anhalten zu lassen. Das ist die Vorstellung des preußischen höheren Beamten vom Sozialismus. Daß der nur eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel will, wird geflissentlich tot-

Digitized by Google

geschwiegen. Diese Unbekanntschaft mit dem Sozialismus, die die Furcht erregt, wird aber künstlich gezüchtet. Es wird staatlicherseits geschickt dafür gesorgt, daß die Wissenschaft und ihre berufenen Vertreter nicht zuviel Kenntnis in die Kreise der Gebildeten tragen. Schon wer über den Sozialismus schreibt, macht sich verdächtig!"

Und das wagt ein — Beamter zu schreiben!!! Kein Staatsbeamter zwar, ein freigewählter, ein Gemeindebeamter, aber doch immer ein „Beamter", ein der Königlichen Regierung unterstellter „Beamter", der sogar staatsanwaltschaftliche Funktionen auszuüben hat! Es ist der Bürgermeister von Husum, der vielbeschriene Dr. Walther Schücking, und diese Ausführungen stehen in dem Buche, das mit ein paar Zeitungsartikeln Grund seiner Maßregelung war: „Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens" von Bürgermeister X. Y. in Z. (Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg). Es kostet bloß 1 ℳ 80 und ist gar unterhaltsam und lustig zu lesen.

Das Schlimmste ist's aber noch nicht, was er sich mit den angeführten Sätzen eingerührt. Das Schlimmste, das einfach Unverzeihliche, nie Wiedergutzumachende ist, daß er — die dreimalheiligen feudalen Korps ohne die vorschriftsmäßigen Glacéhandschuhe angefaßt hat. Der Frechdachs!

„Ein Fuchs", so erdreustet er sich, „redet nicht über Religion, Politik und Studentenverbindungen: das ist bei vielen deutschen Korps die erste Belehrung, die dem neu Eintretenden erteilt wird. Über Religion und Politik soll er nicht reden. Warum nicht? Die Korps wollen keine bestimmte politische Färbung haben, sie haben im Anfang des 19. Jahrhunderts sich von dem Burschenschafter‚schwindel' des Deutschen Reiches sorgsam zurückgehalten, und so unpolitisch, wie sie waren, wollen sie bleiben. Das hört man oft, und mit dieser oberflächlichen Phrase geben sich die meisten auch zufrieden. Sie sehen nicht, daß die Korps, in Preußen wenigstens, die Hauptstützen der Reaktion sind, sie bemerken nicht, daß die in der Jugend verabsäumte politische Belehrung sich niemals wieder einholen läßt, und daß dies angebliche Ausschneiden der Politik aus dem studentischen Leben eine Art politische Kastrierung bedeutet. Unser deutsches Waffenstudententum mit seinen Mensuren und seinen Trinkgelagen ist die natürliche Reaktion auf unsere Gymnasialerziehung, die den erwachsenen Primaner andauernd als Kind behandelt und jahrelang in einer künstlich oktroyierten gesellschaftlichen und sozialen Unmündigkeit verharren läßt. Ausnahmen bestätigen die Regel. Was der junge Mann in seiner Pennalzeit vermißt hat, als Mann und Bürger angesehen, geachtet und behandelt zu werden, das sucht er nun in erhöhtem Maße als Student zu erzwingen, und je jugendlicher er denkt, desto mehr. Es rächt sich nun bitter an ihm, daß seine Lehrer ihn über seine Staatsbürgerrechte, über die Kämpfe der Gegenwart und die innere Politik im unklaren lassen mußten, auf Veranlassung der preußischen Provinzialschulkollegien. Der Zögling, der als Student in ein Korps oder eine ihm verwandte Korporation eintritt, gerät vielfach jahrelang unter den reaktionären Einfluß der ‚alten Herren', unter denen viele höhere Verwaltungsbeamte sind, die stolz und glücklich sind, die Jugend in ebendenselben konservativen Ideen zu erhalten, in denen sie etwas im Staate geworden sind, und mit

Digitized by Google

denen sie den Kulturfortschritt aufhalten. Dieser Konservatismus wird in den Korps dadurch gefördert, daß man sich von der Beschäftigung mit Politik ängstlich fernhält, über politische Fragen grundsätzlich nicht nachdenkt und sich in allem Denken und Streben dem der alten Herren anschließt. In dem Geist des Jünglings, der so von aller Politik ferngehalten wird, fassen natürlich trotzdem politische Gedanken festen Fuß, vor allem der, daß ein anständiger Mensch konservativ ist, daß der Sozialdemokrat eine neue Verbrecherspezies sei, daß der Freisinn eine Art rhetorische Belustigung des Kleinbürgers darstelle, vor allem aber, daß ein gebildeter Mensch die heilige Verpflichtung habe, streng monarchisch zu denken und den monarchischen, konservativen Gedanken überall auch gegen sogenannte liberale Ideale zu stützen. Diese Denkweise wird noch durch verschiedene andere Momente gefördert. An der Spitze des Deutschen Reiches steht ein Korpsstudent, verschiedene deutsche Landesherren gehören gleichfalls dieser Art akademischen Adels an. Die Folge ist, daß den Korpsstudenten ein besonderes Klassenbewußtsein akademischen Adels anerzogen wird. Zu diesem Klassenbewußtsein gehört die Vorstellung, daß der Angehörige der bevorzugten Kreise akademischer Bürger zu konservativem Denken verpflichtet sei. Ein konservatives Programm, das einem jungen akademischen Bürger imponieren könnte, gibt es nicht. Das würde ja auch schon ein Sichvertrautmachen mit politischen Ideen bedeuten, und gerade die nähere Bekanntschaft mit politischen Ideen und politischen Idealen wird im Leben des Korpsstudenten möglichst vermieden. Das Surrogat für solche Ideale, das ihm ständig und in vollem Maße gereicht wird, sind soziologische Differenzierungsideale. Ein Korps ist nämlich vornehmer als das andere, innerhalb der verschiedenen Kreise des Korps ist ein Kreis ‚feudaler' als der andere. Das Bewußtsein dieser Differenzierung auch von anderen akademischen Bürgern wird eifrig gepflegt und stets vor Augen gehalten. Für diese anderen akademischen Bürger gibt es Ausdrücke wie Bummler, Wilde, Finken usw. Sie stehen tief unter dem akademischen Adel und sind kaum satisfaktionsfähig.

Es ist nun interessant zu beobachten, welche Nachwirkungen diese politische Kastrierung durch das Korpsstudententum hat. Die jungen Leute, die mal Korpsstudent waren, dürften alle das gemeinsam haben, daß die Politik verhältnismäßig spät in ihr Leben eintrat. In den Zeiten, in denen ihre Kommilitonen in politische Vorträge gingen, waren sie auf der Kneipe. Es wäre töricht, zu sagen, daß alle alten Korpsstudenten in den Vorurteilen gegen die politischen Prinzipien des Liberalismus und des Sozialismus blieben. Aber milde, unendlich milde bleibt ihre Anschauung gegenüber der Reaktion ... Es sind ihre alten Ideale, die sie unbewußt in sich aufgenommen haben, vielleicht schon auf dem Gymnasium.

Selten sind Männer wie Liebknecht, die energisch Front machen. Die preußische Regierung weiß das, daß ihre Hauptstütze in der Reaktion die alten Korpsstudenten sind, daß von ihnen wenig oder nichts zu fürchten ist. Deshalb die Vorliebe der preußischen Regierung für alte Korpsstudenten als Regierungsreferendare, als Landräte, als Bürgermeister usw. Das Korpsstudententum verbürgt

Digitized by Google

heutzutage eine gewisse Milde der Gesinnung für alle Angriffe der Reaktion auf die letzten Freiheiten des Bürgertums ...

Sie sind stolz darauf, selten Kollegs gehört zu haben, die alten Korpsstudenten und Reserveoffiziere der Kavallerie, die uns regieren. Sie hatten alle Staatsrecht und Verwaltungsrecht belegt, aber sie ließen vielfach in der Wohnung des Dozenten an- und abtestieren. Für so liberale Sachen, wie eine Verfassungsurkunde, hatten sie nie Interesse. Eine Verfassung ist geradezu etwas Demokratisches. Pfui Teufel! Ein anständiger junger Mann unseres Zeitalters ist Aristokrat und verachtet allen demokratischen Blödsinn. Wie die Verfassung zustande kam in Preußen, das zu wissen, hat kein Interesse. Viel wichtiger ist es, auswendig gelernt zu haben, welche Korps im ‚blauen Kreis' sind. Dabei hört man doch etwas von Gentlemen! So halten sich unsere Kameralstudenten ängstlich frei von allem staats- und verwaltungsrechtlichen Wissen bis zum Referendarexamen. Für dieses schafft man sich die bei Reclam erschienene Verfassungsurkunde an und sieht mal hinein. Man sieht aber sofort, daß diese Gesetze doch nicht durchgeführt sind. ‚Freiheit der Wissenschaft, des religiösen Bekenntnisses, Versammlungsfreiheit.' ‚Blödsinn!' sagt sich der adelige Student, der Regierungsreferendar werden will, ‚in der Praxis gibt es das doch nicht', und der junge Mann weiß nicht, wie sehr er mit seinem unbewußten Urteil da das Richtige trifft.

Außerdem existieren Examens-Repetitore, in denen der Student allen Ernstes zu hören bekommt, die Verfassung sei ein Torso und enthalte viele Bestimmungen, die gesetzlich nicht weiter durchgeführt seien. Auch werden die Kommentare zu den Verwaltungsgesetzen bei uns vielfach von strebsamen Regierungsbeamten geschrieben. Die reaktionären Gesetze erhalten auf diese Weise noch eine reaktionäre Auslegung, was dadurch sehr wichtig werden kann, daß manche Kommentare, höheren Orts empfohlen, vielfach geradezu als Rechtsquellen gelten. Die theoretischen Verwaltungskenntnisse werden im übrigen, wenn sich der Student von Staatsrechtslehrern auf der Universität rechtzeitig ferngehalten hat, durch die praktische Arbeit nicht gerade ersetzt. Es gibt in Preußen viele höhere Regierungsbeamte, die das Wort des großen Bentham, der Staat müsse dahin streben, daß es in ihm möglichst vielen möglichst gut gehe, für eine unsinnige Utopie erklären, trotzdem dieses Wort über dem Schreibtisch jedes Beamten in goldenen Lettern prangen sollte ...

Der Altpreuße ist Soldat und Aristokrat, unparlamentarisch und nicht imstande, die Kultur eines Landes zu schätzen, die auf demokratischen Grundlagen in friedlicher Weise Blüten getrieben hat. Unter Kultur versteht der Preuße Ordnung, ihr Sinnbild ist ihm die Polizei. Aus diesen Gesichtspunkten der Aristokratie, der Kirchlichkeit und der Polizei läßt sich so ziemlich alle innere Politik in Preußen erklären."

Mit diesem Buche beschäftigte sich ein Artikel der „Berliner Freistudentischen Blätter", der an den Korps im Sinne des Bürgermeisters Schücking Kritik übte. Die nächste Nummer brachte einen Gegenartikel. Nachdem das Blatt auf diese Weise ein allzu eindringliches Interesse an den Korps betätigt hatte, wurde von den Behörden verboten, die „Freistudentischen Blätter" fernerhin im Universitätsgebäude auszulegen.

Digitized by Google

Woher diese Nervosität? —

Den Gegenartikel hatte ein Referendar, Freiherr und Korpsstudent „auf Grund des Preßgesetzes“ geliefert. Es heißt darin:

„Wenn wir (d. h. der S. C.) auf Nachwuchs aus anständigen (!) Kreisen Wert legen, so ist das unsere Sache, denn wir sind legitime Herren im Staate. — Wir werden es jedenfalls zu verhindern wissen, durch unsere Bundesbrüderschaft ..., daß Menschen, die gegen die herrlichen Burgen Sr. M. des Kaisers saure Kritik wagen (!), auf verantwortungsvolle Posten in der pr. Verwaltung gestellt werden.“

Kann man noch deutlicher sein als in diesem pyramidalen Erlaß? Und konnten die Behauptungen des Dr. Schücking über die Protektionswirtschaft in den Korps eine eklatantere Bestätigung erfahren? Nun wissen wir, wer unsere „legitimen Herren“ sind, wer die „verantwortungsvollen Posten“ besetzt, und welche Rücksichten dabei entscheidend sind. Der Herr Referendar und Korpsstudent erhebt gegen die „total vaterlandslose Gesinnung“ — „total vaterlandslos“ ist kolossal schneidig — „entschieden Einspruch, ... weil“, wie er unterstreicht, „die zum Ausdruck gelangten Anschauungen eine ernste Gefahr für die Ruhe des preußischen Staates darstellen“.

Der frühere Reichstagsabgeordnete H. von Gerlach, der es „sogar“ zum Regierungsassessor gebracht hat, erzählt aus seiner ganz persönlichen Erfahrung: „Wer als Regierungsreferendar angenommen werden soll, darüber entscheidet der Regierungspräsident. Nach Willkür. Ist der Bewerber adlig, Korpsstudent und Reserveoffizier, so passiert er fast immer. Je mehr von diesen Vorbedingungen fehlen, um so schwieriger wird die Annahme. Ich war z. B. weder Korpsstudent noch Reserveoffizier und hatte deshalb die größte Mühe, anzukommen, obwohl meine politische Gesinnung damals noch durchaus unanstößig war. Sechs Regierungspräsidenten wiesen mich ab. Erst als ich alle meine verwandtschaftlichen und sonstigen Konnexionen in hohen Verwaltungskreisen in Bewegung setzte, wurde ich endlich vom siebenten akzeptiert.“

Kaum hatten die Ketzereien des Bürgermeisters von Husum das Licht der Welt erblickt, da ging auch schon ein förmlicher Regen von — Bestätigungen seiner Anklagen nieder. Nicht als letzte das gegen ihn eingeleitete Verfahren auf Amtsentsetzung mit der Begründung: „Sie haben eine Gesinnung bekundet und sich zu Anschauungen bekannt, die mit Ihrer Stellung als Bürgermeister und mittelbarer Staatsbeamter unvereinbar sind. Sie haben hierdurch nicht nur die Pflichten verletzt, die Ihnen Ihr Amt auferlegt, sondern sich auch der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die Ihr Beruf (!) erfordert, unwürdig gezeigt.“

Der inzwischen kurbedürftig gewordene und in Urlaub gegangene Regierungspräsident von Schleswig hat hier nur die allgemein übliche Form angewandt. Bürgerliche gesellschaftliche Gepflogenheiten darf man eben nicht als Maßstab an hochnotpeinliche amtliche Disziplinarverfahren anlegen. Was liegt auch viel an der Form, so bezeichnend sie auch sein mag? Um Wichtigeres handelt sich's, um das Prinzip, das ganze System, den Geist.

Digitized by Google

In der Form mag auch Schücking manches zu einseitig dargestellt haben, er selbst verwahrt sich z. B. entschieden dagegen, als habe er mit seiner Schilderung der Korps nun auch die Gesamtheit ihrer Mitglieder treffen wollen. Ebensowenig wird er gewiß die Tüchtigkeit und die Verdienste so vieler preußischen Verwaltungsbeamten und nicht zuletzt auch Landräte leugnen wollen. Die Regierung mancher Landkreise ist besser als die mancher kleinen Kommunen. Was an gemeinnützigen praktischen Arbeiten, öffentlichen Bauten, Erhaltung guter Wege usw. von preußischen Verwaltungsbeamten geleistet wird, ist aller Achtung wert. Die Angriffe Schückings richten sich denn auch weder gegen deren persönliche Würdigkeit noch gegen ihre amtliche Pflichterfüllung, sondern gegen das System der politischen Bevormundung, dessen ausführende Organe sie als politische Beamte sind. Und wer, die Hand aufs Herz, wollte leugnen, daß dieses System tatsächlich das herrschende ist? Auch seine ehrlichen Anhänger nicht. Die werden es vielmehr energisch vertreten und zu verteidigen suchen. Es handelt sich im Falle Schücking also nur um das jedem Staatsbürger durch Gesetz und Verfassung verbürgte Recht der freien Aussprache politischer Gesinnungen. Daß dagegen mit einem förmlichen Repressivverfahren vorgegangen wurde, das hat die scharfe Zurückweisung, den lebhaften Unwillen bis in weit rechts stehende Kreise herausgefordert.

Es ist immer schon ein Zeugnis der Schwäche, wenn man den Gegner auf angebliche Entgleisungen oder Schärfen in der Form festnageln will, um die Sache selbst aber, wie die Katze um den heißen Brei, mit einem Bogen herumgeht. Wer seiner Sache sicher ist, der klammert sich nicht ängstlich an die Form, der sucht den Feind, wo er am stärksten ist. Gegen Schücking haben aber auch seine intimsten Gegner trotz allen Bemühens als schwerstes Geschütz nur ein paar aus dem Zusammenhang gerissene Sätze auffahren können, deren Form sich für einen preußischen Beamten nicht ziemen soll. Nun gut, geben wir die „Form" preis. Was ist damit bewiesen? Wird dadurch die Sache anders, als sie Schücking dargestellt hat? Wird darum seine Anklage gegen politische Reaktion und Rückständigkeit in der inneren Verwaltung Preußens, gegen das ganze herrschende System hinfällig?

Der Marburger Professor D. Rade glaubte schon im vorigen Jahre in seiner „Christlichen Welt" feststellen zu müssen, daß sich in unserer Gesellschaft ein Prozeß vollziehe, der der freien, unabhängigen Männer immer weniger macht. Ganze Stände, die bis dahin freie Stände waren, erstrebten und erlangten den Beamtencharakter. Patriotismus nenne man heute den Verzicht auf eigene Meinung, auf politische Freiheit usw. „Jetzt", bemerkt er, „haben wir den Fall Beyhl in Bayern, den Fall Schücking in Schleswig-Holstein. Man denke, im Lande der aufrechten Männer, in Schleswig-Holstein! Im Elsaß müssen sich Kriegervereinler und Reserveoffiziere gegen die Zumutung, daß diese ihre Eigenschaft mit freier politischer Betätigung unvereinbar sei, wehren. Wenn schließlich jedem Kommunalbeamten und jedem gewesenen Soldaten das zur Pflicht gemacht wird, was Bismarck vom Staatsbeamten gefordert hat — und die Tendenz dazu ist da —: sieht man denn nicht, daß es dann um die

Digitized by Google

Mündigkeit des deutschen Staatsbürgers geschehen ist? Wie sollen sich unter solchem Druck, der naturgemäß auf den jüngeren Elementen am schwersten lastet, Männer entwickeln? Woher sollen wir Führer, woher Staatsmänner bekommen, an denen wir wahrhaftig schon heute keinen Überfluß haben? Selbst die konservative Gesinnung hat dann keinen Wert, wenn sie von Staats wegen gezüchtet wird. Nur eins kann dabei herauskommen: eine gouvernementale Masse. Bis der Zorn über diese Korruption einmal durchbrechen und diese kleinliche, hoffnungslose Wirtschaft wegfegen wird. Im Fall Schücking scheint ja die Regierung einlenken zu wollen. Aber man erkenne doch, daß es sich hier nur um ein Beispiel, um ein Symptom handelt. Man lerne das edle Gut der politischen Freiheit endlich schätzen. Es ist die Freiheit des Bürgers, der seinen Stand hochhält und sein Vaterland liebhat, der aber gerade darum seine Meinung offen herausjagt und von den Rechten, die ihm Geschichte und Verfassung in die Hand gelegt haben, ohne Scheu Gebrauch macht. Fehlt er dabei, so helfe ihm sein Mitbürger kräftig zurecht! Aber keine künstliche Mattsetzung, keine moralische Entmannung ...“

Den Nagel auf den Kopf trifft die „Frankf. Ztg.“, wenn sie sagt: „Wer in Deutschland regieren will, es mag sein wer immer, der muß die Hand auf die preußische Verwaltung legen. Das hat ein Meister in diesen Dingen, Fürst Bismarck, virtuos verstanden, der ja so weit ging, am 4. Januar 1882 einen kgl. Erlaß zu extrahieren, der die Verwaltungsbeamten zur Vertretung der Politik der Regierung auch bei den Wahlen zwang. Seine Nachfolger waren aus weicherem Holz, sie gewannen kein Verhältnis zum Verwaltungsapparat, und bei dem Fürsten Bülow gewinnt man manchmal den Eindruck, als sei ihm dieser Teil des Staates unheimlich; er tritt ihm nicht gern näher, so wie furchtsame Menschen nachts nicht in den wilden Wald zu bringen sind. Im achten Jahre ist Bülow nun Kanzler und Ministerpräsident. Hat er es aber verstanden, dieser Verwaltung Geist von seinem Geist einzuhauchen? Ja hat er es bloß versucht? Die Verwaltung blieb ein Staat im Staat, sie entwickelte sich innerhalb der Monarchie zu einer Art Beamtenrepublik, die ihren eigenen Neigungen und Tendenzen folgte. Was das für Tendenzen und Neigungen sind, das ergibt sich aus der Vorbildung und der Rekrutierungsschicht des Verwaltungskörpers von selbst, das tritt grell zutage in der Verfolgungssucht, die jedes freie Leben zu ersticken droht und die einen ‚Fall‘ nach dem andern schafft. Dabei erfährt die Öffentlichkeit angesichts des geheimen Verfahrens nur einen Bruchteil des Geschehenden. Mancher Familienvater duckt sich mit Groll im Herzen, manchem fehlt es an der äußeren Möglichkeit, den Weg zur Öffentlichkeit zu gewinnen. Wenn gerade jetzt diese Dinge erörtert werden, so ist das ein Zufall, der aber seine Logik hat. Denn die Verwaltung steht im Gegensatz zur Bülowschen Blockpolitik — ihr liegt nichts daran, diese Politik zu fördern, und es tut ihr nicht weh, den Weg des Kanzlers ein wenig mit Dornen zu bespicken.“

Die „B. Z. a. M.“ erinnert an die Rebellion der Landräte bei der Kanalvorlage: „Die Kanalrebellen fielen fast alle die Treppe hinauf und rieben sich die Hände, als sie sahen, daß Mannesmut vor Fürstenthronen in Preußen immer ge-

Digitized by Google

schätzt wird, wenn ihn ein Landrat und nicht etwa ein Bürgermeister übt. Nachdem die Regierung so ein Exempel an sich selbst statuiert hatte, war es natürlich, daß der Bureaukratie in Stadt und Land der Kamm schwoll. Von der Blockpolitik sagten die meisten Beamten: ‚Die janze Richtung paßt mir nich!' und sie sehen sie nur als eine Episode und einen Schönheitsfehler an, der das ‚wundervolle Gebilde' des Hohenzollernstaats entstellt."

Am Ende hat jedes Land die „Landräte", die es verdient. „Ein politisch freidenkendes Bürger- und Bauerntum ist in Preußen nur in sehr geringem Umfange vorhanden", behauptet Dr. Leonhart in seiner Halbmonatsschrift „Fortschritt". Und nicht mit Unrecht. „Selbst in solchen Kreisen, wo bei der Reichstagswahl freisinnige Männer gewählt wurden, zieht ein konservativer Abgeordneter ins preußische Parlament ein. Gewiß, die amtlichen Wahlbeeinflussungen haben auch ihr Teil Schuld daran, und der ganze behördliche Apparat hat dieses Mal genau so gewirkt wie bei früheren Wahlen, trotz aller feierlichen Erklärungen der Minister, daß volle Unparteilichkeit walten solle. Aber zum Beeinflussen gehören zwei, Subjekt und Objekt. Und da ist es tieftraurig, daß sich das preußische Bürgertum von jedem Landrat und Amtsvorsteher so ins Bockshorn jagen läßt. Darin liegt doch ein Tiefstand der Wertschätzung der persönlichen Unabhängigkeit, gegen den im Grunde genommen die geheime Wahl auch nur ein äußerliches Mittel ist. Nur wenn das Bürgertum sich der Bedeutung voll bewußt wird, die es im Kultur- und Wirtschaftsleben der Nation hat, kann es in Preußen besser werden."

* * *

Welch echten Goldklang hat dagegen der Ausruf des Freiherrn Oktavio von Zedlitz im preußischen Abgeordnetenhause: „So feig ist kein Preuße, daß er nicht wagen sollte, seine innerste Herzensmeinung zu bekennen!" Hier wäre wohl zunächst die Frage an den Redner selbst am Platze gewesen, ob dieser Ausspruch wirklich seine „innerste Herzensmeinung" wiedergab? Tatsächlich werden in Preußen die politischen Sünden der Väter schon an den Kindern heimgesucht. Ein Arbeiter in Preußen hatte sich geweigert, einem als Wahlmann aufgestellten Major seine Stimme zu geben. Er wählte sozialdemokratisch. Nun befand sich ein Sohn des Arbeiters in der Unteroffiziersschule zu Ettlingen in Baden. Der Vater wird wegen seiner Stimmabgabe an „zuständiger Stelle" denunziert, und der Sohn fliegt aus der Unteroffiziersschule hinaus. Selbstverständlich sollen alle solche Maßnahmen nur dazu dienen, die Preußen zu politischer Tapferkeit zu erziehen. Es liegt eben eine sublime Weisheit in dieser nun auch glücklich nach Süddeutschland importierten Regierungsmethode, nur ist unser süddeutscher Bundesbruder leider renitent und begriffsstutzig genug, sich dem tiefen Sinn jener Weisheit zu verschließen. Bei aller Anerkennung der Verdienste des jüngeren, aber stärkeren Bruders will er sich doch nicht von ihm „moralisch erobern", d. h. „verpreußen" lassen.

„Was ist es eigentlich mit der ‚Verpreußung'?" fragt Otto Seidl-München im „Nürnberger Anzeiger".

Digitized by Google

„Daß Preußen heute in Deutschland politisch führt, hat es der Kriegstüchtigkeit und Arbeitskraft seiner Bevölkerung zu verdanken. Ich erkenne also die Leistung des Preußentums an. Und doch wünsche ich ... nicht, daß im Deutschen Reiche preußischer Geist herrschen soll. Die süddeutschen Nationalliberalen sind zwar frei von den romanisierenden Einflüssen, die auf das deutsche Volkstum eingewirkt haben, sie haben viel Begeisterung für Preußens ‚Führung', aber sie fühlen nicht den Unterschied, der zwischen den ursprünglich slawischen Landen und dem altdeutschen Boden besteht. Links der Saale und Elbe hat sich der neudeutsche Geist aus dem altdeutschen Geist der urdeutschen Ahnen auf die Enkel frei vererbt. Im Nordosten ist das Deutschtum einem großen Teil der Bevölkerung gewaltsam aufgedrungen worden. Gerade in Preußen selbst war die Einwanderung stammdeutscher Bevölkerung zahlenmäßig gering. Das Deutschtum und die deutsche Gesinnung der Ostelbier hat daher etwas Künstliches, Anerzogenes, Eingeprügeltes. Als die deutsche Kultur des Mittelalters am herrlichsten im Westen und Süden blühte, machten die heidnischen Preußen als litauisches Barbarenvolk den Polen zu schaffen. Daß die Preußen heute Deutsche sind, das verdanken sie nicht zuletzt den polnischen Hilferufen, die den Deutschen Orden zur Eroberung Preußens veranlaßten. Während heute die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' die Ansichten und Absichten der Deutschland beherrschenden preußischen Minister verkündet, war es um 1200 ein Dichter bayerischen Stammes, Herr Walter von der Vogelweide, der in zündenden Gedichten die Gedanken und Wünsche des deutschen Kaisertums vertrat.

Ich will damit nur erklären, daß ich durch die Beschäftigung mit dem Altdeutschen die gähnende Kluft zwischen echtdeutschem Geist und Borussentum mit voller, oft peinlicher Schärfe empfinde.

Wenn wir gegen den Geist der preußischen Unterdrückungspolitik und des Dreiklassenwahlrechts ankämpfen, so haben wir da nicht ‚deutschfeindliche Gesinnung', sondern vielmehr deutschtümliche Gesinnung, und wir haben hier die edelsten Geister des Deutschtums für uns, auch die norddeutschen Parlamentarier von 1848. Wer viel mit Norddeutschen verkehrt, die dauernd bei uns im Süden leben, der weiß, daß sie zwar ihre ‚Muttersprache', ihre angestammte Art zu sprechen, treu beibehalten, aber ihrer Gesinnung nach sehr schnell süddeutsch werden, bald einen klaren Blick für den engen Stehkragen-Geist des Nordens und die gemütvolle Annehmlichkeit des Südens bekommen ..."

* * *

Die gemütvolle Annehmlichkeit Süddeutschlands in Ehren. Wer sie kennen gelernt hat, möchte sie nimmer missen. Aber in einem dürfen sich Nord und Süd die Hand reichen: in der politischen Interesselosigkeit und Unselbständigkeit weitester Kreise unserer sogenannten Intelligenz. „Wohl gibt es", schreibt Otto Harnack im „März", „auch heute Leute von individualistischer, ja extrem individualistischer Lebensauffassung und Lebensführung. Aber sie sind für den allgemeinen Charakter unseres politischen Lebens ohne Bedeutung. Es sind Künstler, die still ihrem Genius folgen, oder Schriftsteller, die

Digitized by Google

auf Nietzsches Bahnen wandern wollen, oder Ästheten, die das Leben rein kontemplativ hinnehmen. Sie gehen nicht darauf aus, ihre Individualität siegreich durchzusetzen; sie sind befriedigt, wenn sie in ihren stillen, abgeschlossenen Kreisen nicht gestört werden.

Aber der Typus des heutigen Deutschen ist ein ganz entgegengesetzter; er sucht überall Anschluß; er will durchaus einer von vielen sein; er will schon in seinem Privatleben vor allem ‚Mitglied' sein und gern sein Leben so führen, wie es von einem ‚Mitglied' verlangt wird, — und im politischen Leben will er nichts anderes, als der für ihn geltenden Autorität folgen.

Es braucht keines Beweises, daß eine solche Sinnesart den Grundvoraussetzungen widerspricht, auf denen unser modernes Staatsleben sich aufbaut. Um so merkwürdiger ist es, daß sie sich trotzdem innerhalb dieses Staatslebens erhalten hat, ja sogar von Jahr zu Jahr zunimmt.

Als eine Hauptursache ist wohl das Vorwiegen des militärischen Geistes anzusehen. Wohl in keinem Kulturvolk ist er gegenwärtig so stark entwickelt wie in dem deutschen, und übt er eine so starke Wirkung auf alle Lebensbeziehungen aus. Ich meine damit nicht so sehr die unmittelbare Wirkung, die Reserveoffiziere und Mitglieder von Kriegervereinen zu erfahren haben, und die ihnen oft die rückhaltlose Betätigung ihrer Überzeugungen unmöglich macht. Ich meine die mittelbare Wirkung, die sich darin zeigt, daß das im Militärwesen absolut herrschende Prinzip der Subordination in das übrige Leben hinübergetragen wird, und daß dadurch jedem, der von der Staatsgewalt irgendwie bevorzugt erscheint, ein Recht auf Autorität, auch außerhalb jeder offiziellen Sphäre eingeräumt wird ...

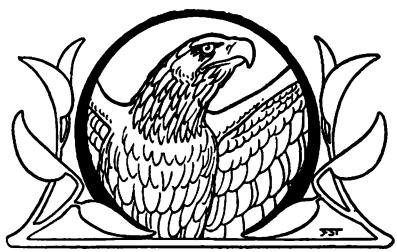
Eine andere Ursache liegt in dem falsch verstandenen und einseitig entwickelten nationalen Gefühl. Die Meinung, daß es nationale Pflicht sei, alles im eigenen Land vortrefflich zu finden, oder wenn dies nicht möglich ist, doch jede Äußerung der Unzufriedenheit zu vermeiden, um nicht den antinationalen Parteien Wasser auf die Mühle zu liefern oder gar dem Ausland ein ungünstiges Urteil über Deutschland zu suggerieren, — diese Meinung ist weit verbreitet. Das Bewußtsein, daß nur Selbstkritik vor Versumpfung und Stillstand bewahren kann, und daß Wahrheitsmut und Überzeugungstreue auch eine nationale Pflicht bilden, ist in starkem Maß geschwunden ...

Über kirchlich-religiöse Fragen, über das Erziehungswesen, über die Beziehungen der Geschlechter, über die Frauenfrage werden extreme, ja grundstürzende Ideen ganz unbekümmert von Personen ausgesprochen und verfochten, die sich scheuen, in rein politischen, in Klassen- und Standesfragen auch nur ein kräftiges Wort zu reden. Es ist seltsam, daß sie nicht zu bedenken scheinen, wie ihre eignen Bestrebungen doch zunächst einen freiheitlich organisierten Staat und eine freiheitlich sich gliedernde Gesellschaft als notwendigste Voraussetzung fordern. Hier wirkt augenscheinlich eine gewisse Skepsis, eine gewisse falsche Vornehmheit, ja vielleicht geradezu eine herrschend gewordene Mode mit ein, die vor den allerdings unerfreulichen Erscheinungen des politischen Lebens mit seinem Preß-, Versammlungs- und Wahltreiben zurückscheut und es

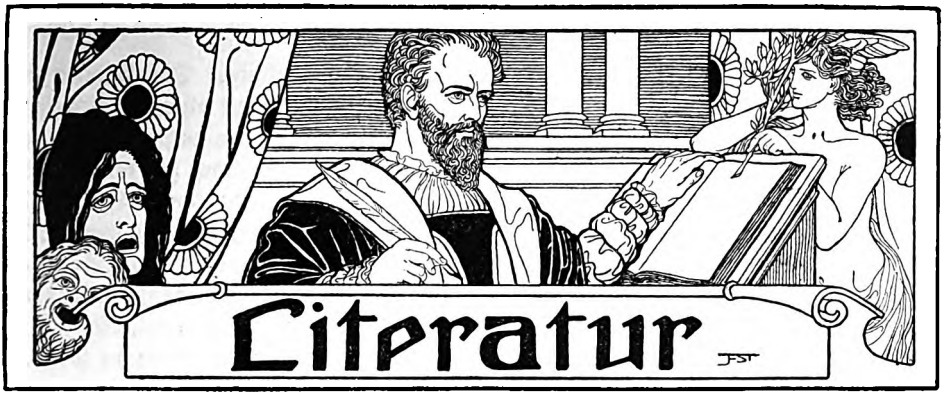
Digitized by Google

vorzieht, sich nur mit ‚kulturellen' Fragen und Agitationen zu beschäftigen. Und naturgemäß ergibt sich hier ein trauriger Zirkulus. Je mehr man sich der systematischen Beschäftigung mit politischen Fragen entwöhnt, desto mehr schwindet natürlich auch das sichere Urteil und die tatsächliche Befähigung, an ihnen mitzuarbeiten. Muß es nicht das größte Erstaunen erregen, wenn nicht selten von einsichtsvollen, hochgebildeten Menschen in politischen Fragen Urteile ausgesprochen werden, die keine Spur von zusammenhängendem politischen Denken verraten, sondern nur entweder auf Autoritätsglauben oder auf rein persönlichen Neigungen und Launen beruhen? Es ist hohe Zeit, daß die deutsche Intelligenz sich wieder auf den Satz des alten Aristoteles besinnt, daß der Mensch ein ‚politisches Lebewesen' sei."

Ja, aber doch nur als — „Mitglied"? O selig, o selig, ein „Mitglied" zu sein!



Digitized by Google



Das deutsche Drama der Gegenwart

Von

Eduard Engel

Unter Gegenwart möchte ich nicht verstanden wissen die dramatische Zeitspanne, die auch der jüngste Leser schon selbst durchlebt hat, sondern etwa die zweite, größere Hälfte des letzten Menschenalters, also die Zeit vom ersten lärmvollen Aufsteigen des jüngsten Deutschlands um die Mitte der achtziger Jahre bis zum heutigen Tage. Freilich vollziehen sich die Ablösungen in der Literatur der Gegenwart ungefähr mit der Schnelligkeit des Wechsels der Kleidermoden, und wer heute z. B. von der „Familie Selicke" von Arno Holz und Johannes Schlaf als einem Drama der Gegenwart sprechen wollte, der würde bei nicht ganz literaturfesten Lesern überhaupt auf kein Verständnis stoßen, weil die meisten es nie gesehen, auch nicht gelesen haben. Und doch sind es erst siebzehn Jahre seit der Aufführung jenes angeblich umwälzenden Stückes auf der Freien Bühne in Berlin, das alle kritischen Federn seinerzeit in fieberhafte Bewegung setzte, eine neue dramatische Literaturzeit ankündigen sollte und — heute nur noch in Literaturgeschichten sozusagen lebt. Der immer jugendliche alte Fontane schrieb damals in der Vossischen Zeitung: „Hier scheiden sich die Wege, hier trennt sich alt und neu", und mit einem Hinweis auf die abweichende dramatische Form Ibsens und Tolstois: „Das deutscheste Stück, das unsere Literatur überhaupt besitzt." Und von einem so sehr und von so bedeutsamer Stelle gepriesenen Drama ist nicht das mindeste geblieben! Ja es läßt sich ernsthaft bezweifeln, ob es für unser heutiges Drama, nun gar für das Drama der nächsten Zukunft von irgendwelcher inhaltlichen oder künstlerischen Bedeutung geblieben ist.

Ich führe absichtlich dieses literaturgeschichtlich berühmte Beispiel an, um die Tatsache so nachdrücklich wie möglich hervorzuheben, daß von den drei Hauptgattungen der Dichtung: der Lyrik, der Erzählung, dem Drama, die letzte die Oberherrschaft über die Literatur, ja über das gesamte geistige Leben führt — *in ihrer Zeit!* Das Drama ist die öffentlichste Literaturgattung, es steht im Vordergrund unseres literarischen Lebens, es beherrscht den Tag und — es ist

Digitized by Google

viel vergänglicher als das lyrische Gedicht und die Erzählung. Das Drama verzehrt seinen Ruhm auf dem Halm; mit der Tagesberühmtheit eines erfolgreichen Dramatikers, gleichviel ob er Sodoms Ende, Hanneles Himmelfahrt oder das Weiße Rössel, Alt-Heidelberg oder Husarenfieber geschrieben, kann sich kein anderer Mensch von der Feder vergleichen. Gewiß, es gibt auch berühmte Lyriker der Gegenwart, und es gibt Romane mit ungeheuren Modeerfolgen; aber was ist das alles gegen die sogenannte Berühmtheit oder doch Bekanntheit eines „Bombenerfolges" auf dem Theater? Der erfolgreichste Lyriker unserer Tage ist Liliencron, und die Gebildeten kennen ihn alle, d. h. sie haben alle von ihm gehört, die meisten haben auch ein paar Gedichte von ihm in Konzerten singen hören oder in Gedichtsammlungen gelesen. Einige haben auch seine Gedichtbände selbst oder doch den von ihm veranstalteten Auswahlband gelesen, und von diesen Einigen haben sogar etliche die Bände oder den Band gekauft. Ich schreibe etliche, denn wenn's sehr hoch kommt, sind es fünfzigtausend, und was sind die gegen die Millionen, die das Doppelte und Dreifache an Geld ausgegeben haben, um Alt-Heidelberg, Husarenfieber oder die Lustige Witwe zu sehen! Gegen diese Millionen — ich rechne auf Alt-Heidelberg mindestens drei Millionen Zuschauer — kommen selbst die Riesenerfolge einiger Moderomane der letzten Jahre nicht auf, z. B. der „Briefe, die ihn nicht erreichten" oder des Peter Moor von Frenssen. Ich behaupte, Gerhart Hauptmanns wertlosestes Stück ist von mehr Menschen für bares Geld angesehen worden, als von Kellers Grünem Heinrich Abdrücke für bares Geld gekauft worden sind. Es gibt über siebenhundert Theater deutscher Zunge, jedes Modestück wird in den ersten zwei Jahren auf jedem der siebenhundert Theater aufgeführt: das gibt selbst bei nur einmaliger Aufführung annähernd eine halbe Million Menschen, die für gutes Geld sich dieses Stück Literatur angeeignet haben. Wo bleibt im Vergleich damit die Lyrik, die Novelle, ja selbst der Roman?

Ganz anders stellt sich der vergleichende Literaturwert dar, wenn wir nach größeren Zeiträumen zusehen, was übriggeblieben ist. Dann zeigt sich, und zwar durch alle Zeiträume der Literatur hindurch, mit Ausnahme der ganz vereinzelten Höhezeiten des Dramas, daß die Lyrik, aber auch die Erzählung weit weniger dem Wandel des Geschmackes zum Opfer fallen als das Drama. Wie viele Stücke aus dem 18. Jahrhundert sind noch heute lebendig, wenn wir Lessing, Goethe, Schiller als eine Welt für sich betrachten! Die uns aus dem 18. Jahrhundert überkommene Lyrik ist, selbst von Goethes Gedichten abgesehen, so reich an wertvollem Besitz, daß das Drama daneben ganz verschwindet. Ebenso steht es mit der Dauer des Dramas in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, z. B. mit der des Lebenswerkes von Raupach und Halm, die einst alle Bühnen beherrschten. Die Literaturgeschichte ist das Literaturgericht, und dieses Gericht erfreut sich der segensreichen Einrichtung der unbegrenzten Berufung. Alle literaturgeschichtlichen Urteile haben nur für eine engbegrenzte Zeit Rechtskraft; jedes Urteil kann zu jeder Zeit von neuem angefochten werden, und für jeden literarischen Prozeß gibt es ein schrankenloses Wiederaufnahmeverfahren. Auf der Höhe seines Theaterruhmes durfte Gutzkow über Mörike ohne Furcht vor Widerspruch schreiben, er sei ein „achtbarer Kopf", seine Lyrik sei „nicht nur dilettantisch, sondern die reine Armut", Mörikes

Digitized by Google

Hutzelmännlein sei „ein Ding, das gar nichts sage“, kurz „der ganze Mensch bleibt im Schlafrock und Pantoffeln und wandelt als ein schläfriger Träumer mit seiner glücklichen Sprachfertigkeit, die Tausende haben, durchs Leben“. Wo steht heute Mörike, der stille, damals so unberühmte Lyriker, und wo der große Gutzkow, dessen Stücke auf allen deutschen Theatern neben denen unserer Klassiker am meisten gespielt wurden!

* * *

Die sich früher durch alle neueren Literaturgeschichten hindurchschleppende nachgesprochene Legende von der erdrückenden Herrschaft des französischen Dramas über das deutsche Theater der siebziger Jahre habe ich in meiner Deutschen Literaturgeschichte mit unwiderleglichen Tatsachen und Zahlen endlich beseitigt. Es ist einfach nicht wahr, daß das deutsche Drama der Gegenwart in seinem ersten Jahrzehnt durch das französische Drama erdrückt wurde. Nach welchen Merkmalen soll man den Höhenstand des Dramas einer bestimmten Zeitspanne messen? Doch wohl nach den Gipfelpunkten, nicht nach den Theaterzuständen in der Tiefe oder Mitte. Man kann jedem, der sich über vergangene Literaturzeiten ein Urteil bilden will, nicht dringend genug raten, seine eigenen Erfahrungen in der unmittelbaren Gegenwart immer daneben zu halten, überhaupt die literarische Vergangenheit nicht papieren, sondern so lebendig wie möglich zu betrachten. Wer sich z. B. sein Urteil über die deutschen Theaterzustände in den sechziger und siebziger Jahren danach bilden wollte, daß damals Offenbachs Operetten überall aufgeführt wurden, — oder wer den dramatischen Höhenstand unserer Tage an den Erfolgen der Lustigen Witwe oder des Husarenfiebers werten wollte, der würde denselben Urteilsfehler begehen wie ein Kulturstatistiker, der nach den Zuständen des Weimarischen Hoftheaters unter Goethes eigener Leitung zu der Auffassung käme, das deutsche Drama jener Zeit habe in Kotzebue seine Höhe erreicht.

In der Tat wurde Kotzebue unter dem Theaterdirektor Goethe häufiger gespielt als Goethe und Schiller zusammengenommen! Stand darum das Theater in Deutschland zu Goethes und Schillers Zeiten auf der Höhe Kotzebues oder auf der Höhe Goethes und Schillers? Genau so ist die Frage nach dem Stande des deutschen Dramas in den siebziger Jahren zu stellen und zu beantworten. Erst jüngst habe ich im „Kunstwart“ von Avenarius zu meinem nicht geringen Erstaunen die Aufwärmung der geschichtswidrigen Legende gefunden, daß um 1887 „außer den Salonstücken der Franzosen eigentlich kein großer Dramatiker am Leben war“. Nun, um 1887 lebte noch der Dramatiker, der doch wohl so viel wert war wie irgendeiner der noch heute lebenden Dramatiker Deutschlands, ja des „umliegenden Europas“: Anzengruber! Um 1887 galt Wildenbruch für einen unserer großen Dramatiker, und wenn sich auch seitdem das Urteil über seine bleibende Bedeutung stark geändert hat, gar so tief darf man die Zeit kurz nach dem ersten Ansturm unserer jüngstdeutschen Schreier nicht bewerten. Immer wieder staune ich über die Sucht, auch bei unsern durchaus völkisch gesinnten Literaturmenschen, Neudeutschland für halbe oder ganze Menschenalter aus der Reihe der großen Literaturländer zu streichen und so zu tun, als ob gleichzeitig die andern Länder klassische Blütenalter erlebt hätten. Das Jahrzehnt von

Digitized by Google

1873 bis 1883 war die Zeit Anzengrubers. Im Jahre 1874 kamen die Meininger zum erstenmal nach Berlin. In dem einen Jahr 1875 wurde Kleists Hermannsschlacht 25mal im Berliner Schauspielhaus mit außerordentlichem Erfolg aufgeführt. Wie kann man angesichts solcher ohne weiteres festzustellender Tatsachen immer noch von der Erbärmlichkeit der Zeit zwischen dem großen Kriege und dem Emporkommen des Jüngsten Deutschlands sprechen?

* * *

Eine neue Zeitspanne für das deutsche Drama begann mit der ersten Aufführung von Sudermanns „Ehre" (29. November 1889) und von Hauptmanns erstem Stück „Vor Sonnenaufgang", das am 20. Oktober 1889 zuerst aufgeführt wurde, also etwas früher als Sudermanns Ehre, aber nicht in einem allgemein zugänglichen Theater, sondern in einer Mittagsvorstellung der Freien Bühne im Lessingtheater. Bei der echt deutschen Neigung zum literaturgeschichtlichen Einschachteln und kanzleimäßigen Buchen hat man die mit Sudermanns und Hauptmanns ersten Stücken beginnende neue dramatische Schicht die „naturalistische" genannt, und an dieses Wort hat sich die literaturgeschichtliche Überlieferung geheftet, daß damals eine große, lang andauernde „Strömung" des deutschen Dramas anhub: eben die des Naturalismus. Es steht mit dieser Auffassung nicht anders als mit der andern literaturgeschichtlichen Legende von der Elendigkeit der deutschen Dichtung in den „Gründerjahren", die man gemütlich durch das ganze Jahrzehnt nach dem Kriege verlängert. Die Gründerjahre bis zum Krach von 1873 haben ganze 18 Monate gedauert, und der dramatische Naturalismus hat beinah 2½ Jahre — nicht etwa geherrscht, sondern neben dem alten Theater aller Gattungen auf einigen wenigen Bühnen eine Rolle gespielt. Man beachte folgende geschichtliche Zahlen: Ehre und Vor Sonnenaufgang im Spätherbst 1889, Sodoms Ende und Einsame Menschen 1890, Die Weber 1891. Damit ist die angeblich ein ganzes Zeitalter beherrschende naturalistische Strömung vorbeigeströmt, und es beginnt eine neue sogenannte „Strömung": die symbolistische, die des Märchendramas, der „Neuromantik". Fuldas Talisman wird 1892 mit einem Erfolg aufgeführt, der nach der Zahl der Vorstellungen an sämtlichen deutschen Bühnen noch bei weitem den der Weber von Hauptmann übertrifft. Und siehe da: bald darauf wird der Obernaturalist Hauptmann zum Symbolisten: Hanneles Himmelfahrt, eine „Traumdichtung", wird aufgeführt, und zwar in den geheiligten Räumen des Königlichen Schauspielhauses, ein Stück, in dem elektrisch beleuchtete Engelsgestalten die entscheidende Rolle spielen!

Ganz allgemein gesprochen: zu keiner Zeit hat es im deutschen Drama der Gegenwart ein scharf abgegrenztes Nacheinander gegeben, immer nur ein buntes Durcheinander, auf den Bühnen, bei den Dramatikern, bei den Zuschauern. Dieselben Großstadtmenschen, die gestern mit mystisch hochgezogenen Brauen irgendeiner Traumdichtung von Hauptmann, einem symbolischen Drama aus Nirgendwo von Maeterlinck, einem in die vierte Dimension hinüberspielenden Stück von Ibsen gelauscht haben, gehen heute mit Begeisterung in eine Aufführung von Charleys Tante, Husarenfieber oder einem ähnlichen Possenstück und halten sich für urmodern, wenn sie der neuesten Dilettanterei von Wedekind zuschauen dürfen.

Digitized by Google

Die ausländischen Einflüsse auf das deutsche Drama sind heute stärker, namentlich aber mannigfaltiger als im vergangenen Zeitalter. In den sechziger und siebziger Jahren durfte man — wenn auch nicht von einer Herrschaft, aber immerhin von einem nicht unbeträchtlichen Anteil des französischen Sittendramas sprechen. Die Stücke von Augier, dem jüngeren Dumas und Sardou wurden auf gewissen deutschen Bühnen mit pflichtmäßiger Vollständigkeit aufgeführt, und wenn auch der Gesamtanteil der Franzosen am deutschen Theater selbst damals bei weitem nicht so groß war, wie man das in gewissen parteilichen Darstellungen lesen kann, so waren doch viele literarisch gebildete Menschen bei uns tief durchdrungen von der Notwendigkeit, von den Franzosen zu lernen. Damit ist es schon lange vorbei; das französische Drama spielt, soweit das ausländische Theater überhaupt in Betracht kommt, zurzeit eine sehr bescheidene Rolle in unserm künstlerischen Theaterleben; ja es ist so weit gekommen, daß das früher kaum beachtete englische Drama neuerer Zeit das französische tief in den Schatten gedrängt hat. Shaw gilt für geistreicher als die geistreichsten Franzosen, und in Oskar Wilde erblicken gar viele wackere Deutsche einen großen Dramatiker, Philosophen, Künstler, jedenfalls einen ganz gewaltigen Dichter. Maeterlincks Einfluß hat in Deutschland sehr gelitten, seitdem er ein bühnenwirksames Kassenstück geschrieben: seine „Monna Vanna" bewies, daß der abgrundtiefe Mystiker eben auch anders könne, nämlich an bloßer Theatralik die meisten lebenden Dichter bei weitem überbieten.

Am wenigsten hat sich der aufgepustete Ruhm d'Annunzios behauptet. So viel hat uns die dramatische Entwicklung des letzten Menschenalters denn doch gelehrt, daß es mit der bloßen Beredsamkeit auf der Bühne, mit dem Schwelgen in blühender und glühender Wortpracht gar nichts ist. Um d'Annunzio genießend einzuschlürfen, muß man durchaus Italiener sein, muß ihre Fähigkeit besitzen, sich durch die Anhäufung weitbauschiger, großartig klingender Worte oder Wörter berauschen zu lassen. Von dieser Gabe hat das deutsche Volk zum Glück niemals viel gehalten, wie es denn auch kaum ein zweites Parlament in der Welt gibt, in dem so wenig bloße pathetische Rednerei verübt wird wie im Deutschen Reichstag.

* * *

Wie mag es nur kommen, daß seit den Bühnenerfolgen einiger Dramatiker vom Jüngsten Deutschland die deutsche Schauspielkunst einen Gipfel erstiegen hat wie schwerlich je zuvor? Etwa darum, weil den Künstlern gewaltige, sie begeisternde Rollen geboten werden, weil sie sich durch den Höhenflug des neuesten Dramas emporgehoben fühlen, ähnlich wie es in den Zeiten unseres klassischen Theaters geschah, als sich die deutsche Darstellungskunst an Lessing, Goethe, Schiller und an dem damals zum deutschen Besitztum werdenden Shakespeare zu einer bis in unsere Tage hereinreichenden Höhe steigerte? Ich glaube, es trifft gerade das Gegenteil zu: ohne die künstlerische Mitarbeit unserer vorzüglichsten Schauspieler und Schauspielerinnen wäre ein großer Teil des jüngstdeutschen Dramas auf der Bühne ganz unmöglich. Man erprobe es nur einmal, gewisse Stücke von Gerhart Hauptmann und Wedekind, aber selbst die „Jugend" von Max Halbe zu lesen, wie man Goethes und Schillers Dramen, ja selbst wie man Raimund oder

Digitized by Google

Angelys Fest der Handwerker liest, — und man wird bei völliger Unbefangenheit staunen über den Mangel an literarischem Gepräge, an eigentlichem Kunstgehalt vieler Stücke der letzten zwanzig Jahre, die Hunderte von Aufführungen erlebt haben. Unzählige Male habe ich durch Befragung hochgebildeter Theaterbesucher festgestellt, daß ihre Begeisterung für gewisse moderne Stücke so gut wie ganz aus der Kunstfreude an der meisterlichen Darstellung floß. Sie rühmten die Lebenswahrheit der dramatischen Gestalten, meinten aber das lebenswahre Spiel Reichers, Rittners, der Eysoldt, Lehmann oder Pöllnitz. Die Darstellung stand deutlich vor ihrer Seele; von der Dichtung war nicht eine Zeile, nicht ein Wort haften geblieben. Es sollte schwer fallen, aus Gerhart Hauptmanns gesamtem dramatischen Lebenswerk einen einzigen literarisch scharf ausgeprägten Gedanken von nur zwei Zeilen anzuführen, und ähnlich steht es mit fast allen seinen berühmten dramatischen Zeitgenossen. Ich kann mir nicht helfen: mich erinnert dieser kaum je zuvor dagewesene Zustand unseres Dramas an die jetzt fast ausgestorbene „Commedia dell'arte", an jene die höchste Darstellungskunst und schlagfertigen, erfinderischen Witz erfordernde Theaterkunst der Italiener, nichtaufgeschriebene Stücke zu spielen. Der Bühnenleiter gibt seinen Schauspielern einen Stoff als Unterlage, als „Thema", gliedert auch das daraus herzuleitende Stück in Akte und Auftritte, überläßt es aber der geübten Darstellungskunst seiner Leute, das Bühnengespräch selbst zu schaffen. Daß dieser Vergleich namentlich vieler Dramen von Hauptmann mit der unliterarischen, ganz auf das Bühnenspiel angewiesenen Commedia dell'arte keine Laune von mir ist, hat Hauptmanns leidenschaftlicher Bewunderer Alfred Kerr bewiesen durch seine Kritik der „Jungfern vom Bischofsberg": „Das Stück hier ist nicht angefangen. Alles bleibt erst zu schaffen, zu ahnen." Und dann folgen die wundervollen, zur literaturgeschichtlichen Berühmtheit verdammten Worte: „Und es ist doch nur ein Dichter ersten Ranges, der so etwas schreiben kann, auch wo er noch gar nicht angefangen hat, es zu schreiben."

* * *

Die Berühmtheit des Dramas der Gegenwart ist ein berlinisches Erzeugnis; in Berlin werden trotz dem Groll mancher schlecht behandelter Dramatiker fast noch immer die neuen Stücke zuerst aufgeführt, hier werden ihre Gestalten oder doch die angedeuteten Rollen von den hervorragendsten Künstlern geschaffen — wenn man sich so ungebildet ausdrücken darf, denn „auf gebildet" heißt es natürlich „kreiert" —, und von Berlin verbreitet sich der Ruhm dieser fast nur gespielten, wenig gelesenen Stücke über alle Länder deutscher Zunge. Längst ist die Zeit vorbei, in der Wien die Leitung im deutschen Theaterwesen hatte. Schon durch die Zahl seiner großen Bühnen überragt Berlin nicht nur Wien, sondern jetzt auch Paris. Wie immer man von dem Segen oder Unsegen dieser dramatischen Oberherrschaft Berlins denken mag, so viel ist sicher, daß es niemals in der Geschichte der Weltliteratur eine Stadt gegeben hat, die so sehr wie Berlin die dramatische Hauptstadt der Welt gewesen ist. Man braucht nur die Spielpläne der europäischen Hauptstadttheater einer Woche zu vergleichen, um festzustellen, daß Berlin obenan steht in der Vollständigkeit der Vorführung der gesamten dramatischen Weltliteratur aller Zeit. Paris kommt in dieser Beziehung ja über-

Digitized by Google

haupt nicht in Betracht; auch London kann sich an Vielseitigkeit seines dramatischen Lebens nicht entfernt mit Berlin messen.

* * *

Die Phrase beherrscht die gesamte geistige Welt, das hohle Schlagwort wird den Schlagwortprägern von den Massen gläubig nachgesprochen, — so wäre es denn ein Wunder, wenn sich das Schlagwort nicht auch auf die Entwickelung unseres Dramas erstreckte. Seit reichlich einem Jahrzehnt lautet das modische Schlagwort zur Knebelung unseres Dramas: Theatralik. Es richtet sich mit seinem höhnischen Wortklang und seiner verdammenden Absicht gegen jede starke Bühnenwirkung. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Anwender dieses Schlagworts — geprägt ist es seit hundert Jahren — zur Gattung der literarischen Füchse mit den sauern Trauben gehören. Sie haben sich selbst im Drama versucht, sind aber daran gescheitert, daß ihre Stücke nicht auf der Bühne stehen konnten, weil sie kein wahrhaft dramatisches Lebensblut in den Adern hatten, und darum nennen sie alles, was auf der Bühne wirkt, verächtlich „Theatralik". Mit diesem Schlagwort hat man namentlich Sudermann bekämpft, mit diesem Schlagwort lähmt man bis zum heutigen Tag den Aufschwung unserer dramatischen Dichtung. Grillparzer war doch gewiß ein Dramatiker mit starken Bühnenwirkungen und ein echter Dichter zugleich; in seinen „Ästhetischen Studien" steht eine tief beherzigenswerte Ausführung: „Man gefällt sich in neuester Zeit darin, einen Unterschied zwischen Dramatischem und Theatralischem zu machen. Ganz falsch, wie mir scheint. Das echt Dramatische ist immer theatralisch, wenn auch nicht umgekehrt." Wie recht Grillparzer hiermit hatte, zeigt uns jedes große Drama der Weltliteratur, von den „Persern" des Äschylus über Shakespeare, Lessing, Goethe, Kleist und Hebbel bis in unsere Gegenwart. Ginge es nach den Schlagwortdrechslern der Kritik, so wäre der letzte Auftritt des ersten Teils des Faust mit seiner furchtbaren Spannung als Theatralik zu verwerfen. Aber glaubt man etwa, daß Ibsens Nora und Gespenster oder Björnsons Fallissement sich durchgesetzt und behauptet haben würden ohne ihre wohlberechnete Theaterspannung?

Wieviel Phrasentum, wieviel modisches Getue überhaupt in der neuesten Spielart unseres Dramas steckt, das zeigen uns schon die gesuchten Betitelungen und Einteilungsnamen. Die Klassiker des Dramas von Shakespeare bis zu Hebbel sind bequem ausgekommen mit so einfachen Bezeichnungen wie Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel; die Beherrscher unserer heutigen Bühnen gefallen sich in der Modegeckerei solcher Bezeichnungen wie: Familienkatastrophe, Diebskomödie, Totengedicht, Liebesdrama, Gemütskomödie oder, um auch einmal modisch einfach und schlicht zu erscheinen, aber eben nur zu erscheinen: Spiel. Gerhart Hauptmann will sein Stück „Kaiser Karls Geisel" einer Legende entnommen haben, — folglich nennt er es ein Legendenspiel. Wollte er mit der gleichen Gewissenhaftigkeit alle seine Stücke nach den ausgiebig benutzten Quellen und Vorlagen bezeichnen, so müßte sein „Friedensfest" ein Ibsenspiel, Schluck und Jau ein Shakespearespiel, Michael Kramer ein Novellenspiel (nach Storms „Malerarbeit"), sein Armer Heinrich ein Epospiel heißen. — Die Stücke in Akte einzuteilen, was selbst Goethen genügte, ist natürlich nicht erhaben genug für unsere zeitgenössischen Klassi-

Digitized by Google

ker. Nicht etwa aus Abneigung gegen das Fremdwort, sondern einzig aus Wichtigtuerei wird statt Akte geschrieben: Handlungen, Vorgänge oder gar Tage.

* * *

Am dürftigsten war es von jeher mit dem deutschen Lustspiel bestellt. Was sich heute auf den Theaterzetteln Lustspiel nennt, ist in den meisten Fällen, in den besseren, Schwank, oft nur Posse, aber ohne die heitere Tollheit, die zum Stil der echten Posse gehört. Paul Heyse hat das, was unsere Bühnendichter als Lustspiel ausgeben, schlagend mit den geistreichen Versen bezeichnet:

Wenn einer sich lang verständig beträgt
Und plötzlich einen Purzelbaum schlägt,
Ein andrer sich stets verrückt gebahrt
Und gilt für weis' und hochgelahrt,
Ein Backfisch noch mit Puppen spielt
Und mannstoll schon nach Freiern schielt,
Ein Fräulein, welk von Angesicht,
Verschämt vom Klapperstorche spricht,
Ein jeder lebt und liebt und haßt,
Wie's nicht zu seinem Charakter paßt,
Unglaubliches sofort geglaubt wird,
Das Unerlaubteste erlaubt wird,
Für witzig gilt ein schaler Tropf,
Kurzum die Welt steht auf dem Kopf,
Daß man ein Tollhaus zu sehen meint,
Was sieht man? — Ein deutsches Lustspiel, Freund!

* * *

Das letzte Urteil über jede literarische Zeitspanne wird aus der Prüfung geschöpft: Wie steht es mit dem Kampfe zwischen Kunst und Dilettanterei? Ich wähle das Wort Dilettanterei, das schon Schiller verächtlich für das immerhin noch leidlich vornehm klingende Dilettantismus lieber anwandte, obwohl mir ein derb-klares deutsches Wort noch besser gefallen würde. Wie wäre es mit „Möchtegernerei"? Es bezeichnet das wahre Wesen der Dilettanterei unzweideutig und ist wohl auch sprachlich zulässig. Nach Paul Heyse ist „der Dilettant ein Mann, der gerne möchte, was er nicht kann", also sagen wir ein Möchtegern. Nun glaube ich, daß es nie zuvor in der deutschen Literaturgeschichte und sonderlich in der Geschichte des deutschen Dramas eine Zeit gegeben hat, in der die Möchtegernerei die Gestaltung der Kunst so tyrannisch beherrschte wie in unsern Tagen. Das Gaukelspiel mit dem Verdammungswort Theatralik gehört mit zu dieser Möchtegernerei. Wer in Frankreich in Versen dichtet, muß Verse machen können; wer Prosa schreibt, muß richtiges und formvolles Französisch schreiben. In Deutschland kann man für einen Versdichter gelten, ohne Verse zu machen, und von der Prosa als einer kaum minder schweren Kunst als der gebundenen Rede weiß man in Deutschland weniger als im 18. Jahrhundert. Mehr als je zuvor begnügt man sich heute mit dem bloßen großwortigen Wollen, und viele berühmte Dilettanten, durch eine nachsichtige Kritik verwöhnt, empören sich, wenn man von ihnen ein volles, rundes

Digitized by Google

Kunstwerk verlangt. Sie kleben am Stoff, erklären es schon für eine Großtat der Kunst, wenn sie einen an sich bedeutsamen Gegenstand nur roh angepackt haben, und sehen von der Kleinigkeit einer Kunstform genügsam ab. Ganz vergeblich hat Goethe in seinem Bruchstückaufsatz über den Dilettantismus die heute mehr als je beherzigenswerten Worte geschrieben: „Was dem Dilettanten eigentlich abgeht, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen!“ Ein Musterbeispiel für diese Lehre Goethes ist das erfolgreichste Stück der jüngsten Zeit: Wedekinds Frühlingserwachen. Daß hier von dramatischer Kunst, ja von Poesie überhaupt, die doch eine Wortkunst ist, nicht die Rede sein kann, braucht nicht nachgewiesen zu werden. Das Stück verdankt seinen verblüffenden Erfolg ausschließlich dem Stoff, und man kann die Beobachtung machen, daß überall da, wo eifrig von dem Stücke gesprochen wird, immer nur der Stoff, die „ernste Lebensfrage“, wie man sich ausdrückt, den Gegenstand der Unterhaltung bildet. Wedekind hat es gewagt, eine in der Tat nicht unwichtige Sittlichkeitsfrage anzupacken; seit wann aber nennt man einen Künstler den erstbesten, der irgendeine an sich bedeutsame Frage, die sonst in Leitartikeln behandelt wird, in dramatischer Form erörtert, ohne auch nur den Versuch künstlerischer Behandlung durch die sprachliche Form und die Menschenzeichnung zu machen? Die Puppen, an denen Wedekind den wirklich nicht übermäßig tiefen Satz zu erweisen sucht: Es wäre gut, wenn die heranreifende Jugend nicht völlig unwissend bliebe in den einfachsten Lebensfragen des Menschengeschlechts, reden ein Papierdeutsch, einen verstiegenen Schwulst daher, daß im Vergleich damit die Sprache der Marlitt wie höchster Realismus erscheint. Wie kläglich muß es trotz der literaturgeschichtlichen und kritischen Dicktuerei unserer Zeit in Wahrheit mit der literarischen Bildung stehen, wenn ein so durchaus unkünstlerisches Machwerk wie Wedekinds Stück selbst von gebildeten Menschen für ein Drama gehalten wird!

* * *

Was wird von der üppigen dramatischen Dichtung des letzten Menschenalters bleiben und kommenden Geschlechtern von dem Stande unseres Dramas Kunde geben? Hier ist zu unterscheiden zwischen literaturgeschichtlicher Berühmtheit und wirklichem Bühnenleben. In den Literaturgeschichten der Zukunft wird, schon der Vollständigkeit halber, von den Berühmtheiten der letzten zwanzig Jahre einiges zu lesen stehen, wie ja die Literaturgeschichtschreiber von heute gezwungen sind, über das Drama des 16. Jahrhunderts zu berichten und auch Raupachs oder Auffenbergs zu erwähnen. Was aber wird nach 25 Jahren — ich bin nicht anspruchsvoll — von den Stücken noch leben, die z. B. in Berlin viel öfter aufgeführt wurden als selbst Schillers Meisterdramen in den letzten hundert Jahren? Von den formlosen Dilettantenstücken mit einem heute fesselnden Stoff kein einziges. Wir haben einen sehr lehrreichen Vorgang: die gleichfalls durch ihren Stoff zu ihrer Zeit sehr anziehenden Stücke von Lenz: Der Hofmeister und Die Soldaten. In jenem behandelte Lenz die Frage, ob der Unterricht durch Hauslehrer oder in öffentlichen Schulen vorzuziehen sei; in diesem die Frage, wie man der Gefahr steuern

Digitized by Google

könne, die den anſtändigen Mädchen durch die unbeweibten Offiziere und Soldaten drohe. Die Stücke von Lenz ſind trotz ihrer einſtigen Berühmtheit mauſetot, und das von Rechts wegen; ſie führen ein Scheindaſein nur noch in den Literaturgeſchichten, weil ſie künſtleriſch erbärmlich ſind. Bleiben wird alſo nur das, was bei reichem inneren Gehalt zugleich edle Kunſtform aufweiſt, womit natürlich nicht bloß die Versform gemeint iſt.

Volksſage und Volksgemüt

Die Volksſage harrt noch ihrer wiſſenſchaftlichen Erſchließung. Seit die Brüder Grimm mit ihren „Deutſchen Sagen“ (1816) die erſte wiſſenſchaftliche Sammlung darboten, iſt zwar eine anſehnliche Fülle deutſcher Volksſagen im deutſchen Stammes- und Sprachgebiete aufgefunden und veröffentlicht worden, aber die Art des Gebotenen und ſein Wert iſt ſehr verſchieden. Neben gewiſſenhaften Arbeiten finden ſich zahlreiche dilettantiſche und unzuverläſſige, je nach Fähigkeit und Findigkeit des Sammlers ſind einzelne Gebiete reicher oder ſpärlicher vertreten.

Der Gedanke einer alle deutſchen Landſchaften umfaſſenden, das vorhandene Material kritiſch ſichtenden und überſichtlich gruppierenden allgemeinen Sagenſammlung iſt deshalb der baldigen Ausführung wohl wert. Erſt dann, wenn ein ſolches Werk vorliegt, wird das deutſche Volk erkennen, welches Gold reinen Gemütes in den Volksſagen heute noch verborgen liegt. Freilich, dieſe lockende Aufgabe iſt ſchwer, denn die Volksſage iſt ein feines Gewebe, ſie will, wie Jakob Grimm ſagt, „mit keuſcher Hand geleſen und gebrochen ſein. Wer ſie hart angreift, dem wird ſie die Blätter krümmen und ihren eigenſten Duft vorenthalten. In ihr ſteckt ein ſolcher Fund reicher Entfaltung und Blüte, daß er, auch unvollſtändig mitgeteilt, in ſeinem natürlichen Schmuck genugtut.“

Im Gegenſatze zu anderen Zweigen der Volkskunde iſt die Volksſage eng mit einer beſtimmten Örtlichkeit verknüpft. Während das Volkslied und das Märchen wandert, bleibt die Sage in ihrer Heimat und haftet an Berg und Tal, Wald und Fluß: ſie wird dadurch ein Teil der Heimat.

Von dem, was den unauslöſchlichen Reiz des Heimatbildes ausmacht, entfällt ein Teil auch auf die Volksſage. Schon das Kind hört von den Überlieferungen, die ſich an gewiſſe Stätten knüpfen, und dieſe ſagenhaften Erzählungen bleiben unvergeſſen. Wie roſiger Abendſchimmer umfließt der Zauber der Sage den Bergesgipfel, von dem die Trümmer einer alten Burg herabgrüßen. In dem ſtillen Waſſer tiefer Flüſſe und Seen vernimmt das Ohr des Naturkindes das Plätſchern der ſagenhaften Waſſergeiſter, im Rauſchen des Waldes glaubt es den Umzug des wilden Heeres zu hören, kurz überall tritt ihm die umgebende heimatliche Natur ſagenhaft belebt und dichteriſch verklärt entgegen.

Mit Recht hat man hier und da der Heimatkunde im Volksſchulunterricht auch die heimatliche Sagenwelt einverleibt; iſt doch die Heimat undenkbar ohne ihre Sage: dieſe verleiht ihr erſt Farbe und Leben.

Die Hauptbeſtandteile der Volksſage bilden: geſchichtliche Überlieferungen und Naturerſcheinungen; in beiden Fällen wirkliche Erlebniſſe.

Auf den erſten Blick mag dieſe Behauptung zum Widerſpruch herausfordern, eine nähere Prüfung der einzelnen Sagen ergibt jedoch überall einen tatſächlichen Kern.

Digitized by Google

Prüfen wir zunächſt die geſchichtlichen Beſtandteile der Volksſage. Da die Sagen von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert wurden, ſind ſie vielfach ſtark verblaßt: einzelnes geriet in Vergeſſenheit, ward durch ſpätere Zuſätze entſtellt und mitunter ganz unkenntlich. So iſt die an der alten Burg Kyffhuſen haftende Erinnerung an die großen Hohenſtaufenkaiſer, die im 16. Jahrhundert noch lebendig war, im Laufe der Zeit durch Schatzgräbergeſchichten verdunkelt worden. Der Grundgedanke der Kyffhäuſerſage: die Rückkehr gewaltiger Helden, die nicht geſtorben ſind, ſondern im Berge ſchlummern und mit Heeresmacht hervorbrechen, um ihr Volk zu befreien, dieſer tiefpoetiſche Gedanke iſt im Laufe der Jahrhunderte in der Volksſage verwiſcht worden. Erſt die neuere Zeit hat ihn wieder aufgenommen.

Als Geſchichtsquellen ſind deshalb Volksſagen nicht anzuſehen, wohl aber kann aus Sagen, die an Örtlichkeiten haften, geſchloſſen werden, daß dort in grauer Vorzeit geſchichtliche Vorgänge ſich ereignet haben. Meldet z. B. die Sage, daß auf einem einſamen Hügel in gewiſſen Nächten kämpfende Geiſterheere geſehen werden, ſo geht man nicht fehl mit der Annahme, daß in alter Germanenzeit dort gefallene Krieger beſtattet wurden. An ſog. „Hünengräber“ hat die Volksſage mit Vorliebe Berichte geknüpft, die jahrhundertelang vom Volksmund fortgetragen, bis in unſere Zeit herab Vorgänge aus germaniſcher Urzeit wach erhielten. Nachgrabungen in ſolchen Grabhügeln, in denen nach der Volksſage Schätze gefallener Könige und Helden ſchlummern ſollten, haben die Wahrheit der Sagen dargetan: Goldſchmuck, wertvolle Waffen und Gebeine wurden gefunden.

In der Volksſage liegt alſo noch mancher Beſtandteil altgermaniſchen Denkens und Weſens vor. Es mögen auch, ins Nebelgewand der Sage gehüllt, Reſte altheidniſchen Germanenglaubens in der Sage lebendig geblieben ſein. Einzelnes wird ſich freilich nur ſelten mit Gewißheit feſtſtellen laſſen, da die Quellen unſerer eigentlichen deutſchen Mythologie recht dürftig fließen. Es muß ſorgfältig von Fall zu Fall geprüft werden, wieviel von germaniſcher Mythologie in Volksſagen von Teufeln, Rieſen uſw. enthalten iſt.

Für die Würdigung geſchichtlicher Ereigniſſe hat das Volk ſeinen eigenen Maßſtab. Die Größen der Geſchichte ſind nicht immer die Größen des Volkes. So iſt's beim Volksliede, ſo iſt's auch bei der Volksſage. Ein populärer Seeräuber, wie der kühne Störtebecker (1402 in Hamburg hingerichtet) lebte in der Volksſage bis in die letzten Jahrzehnte des verfloſſenen Jahrhunderts fort. Dagegen iſt mancher große Staatsmann und wohltätige Herrſcher ſpurlos dem Volksgedächtniſſe entſchwunden.

In den Berichten der Volksſage herrſcht auch ſonſt viel Unklarheit, die Namen der ſagenhaften Helden ſchwanken vielfach, ſo nennt die Sage den verwunſchenen Kaiſer im Berge bald Friedrich, bald Karl, und die Überlieferung bezeichnet neben dem Kyffhäuſer auch noch andere Berge als ſeine Wohnſtatt.

Ebenſo kritiklos verſchiebt die Volksſage die Ereigniſſe: Tatſachen aus der deutſchen Urzeit werden von den Schweden, ſpäter von den Franzoſen berichtet. Unzählig ſind die Sagen von „Schwedenſchanzen“, „Franzoſengräbern“, Örtlichkeiten, die ſich bei gründlicher Nachforſchung als mittelalterliche oder noch ältere Befeſtigungen und Grabſtätten erweiſen.

Wie lange ſolche Erinnerungen im Volksgedächtnis haften, davon hat mich eine heſſiſche Sage überzeugt, die Kolbe in ſeinen „Heſſiſchen Volksſitten und -gebräuchen“ (Marburg 1888) mitteilt. Nordweſtlich vom Dorfe Warzenbach liegt ein Hügel, im Volksmunde „Lübberts Grab“ genannt. Vor noch nicht allzu langer Zeit war es Sitte, im Frühling dieſen Hügel mit grünen Zweigen zu ſchmücken: ein Reitersmann aus dem Siebenjährigen Kriege — hieß es — ſolle hier beſtattet ſein. In Wirklichkeit war der Hügel ein Hünengrab und der ſtumme Schläfer, dem die Frühlingsſpenden galten, ein altgermaniſcher Häuptling, dem zu Ehren ſein Stamm das Grab alljährlich ſchmückte.

Weit lebensvoller als die Geſchichte hat die Natur die Volksſage beeinflußt. Das

Digitized by Google

Gemüt des in und mit der Natur lebenden Volkes war für gewaltige und rätselhafte Eindrücke sehr empfänglich. Seinem Hange zur Verkörperung instinktiv folgend, hat das Volk die Naturgewalten in menschliche Wesen umgestaltet: der Sturmwind ward zum wilden Jäger, der gespenstisch, begleitet von seinem Gefolge und seiner Meute, mit Hussasa dahersprengt; in dem brodelnden, wallenden, auf und ab steigenden, Gestalten bildenden Nebel erblickte das Auge des Naturmenschen kämpfende Riesen, im Gewitter mit Donner und Blitz sah es das unheimliche Toben des feurigen Drachen: kurz alles Geheimnisvolle, Schauerliche erschien ihm in greifbarer Gestalt.

Derart ward die Natur mit sagenhaften Wesen bevölkert, die dem Volksgemüt vertraut wurden.

Gewisse geheimnisvolle und unerklärbare Vorgänge in der Schöpfung forderten zur Sagenbildung geradezu heraus. Hohe Berge in ihrer einsamen Schönheit haben für den Menschengeist stets etwas Überwältigendes, Fesselndes. Dieses Staunen wird zum Grauen, wo dunkle Höhlen in das unergründliche Innere der Berge führen. Da setzt die Sage ein und fabelt von prächtigen Schlössern im Schoße dieser Berge, wo z. B. Könige im Kreise ihrer Getreuen riesige Schätze behüten. Solche sagenreichen Höhlenberge sind der Untersberg im Salzburgischen, der Hörselberg bei Eisenach, das Kyffhäusergebirge.

Der überwältigende Eindruck des Geheimnisvollen im Weben der Naturkräfte beherrscht das Volksgemüt derart, daß ihm die Sage zur feststehenden Tatsache wird, daß ihm die Erzählungen zum eigenen Erlebnis werden. So ist es zu erklären, daß in den Jahren 1758—1764 Bewohner des Odenwalddorfes Ober-Kainsbach unter ihrem Eide beim Amte aussagen konnten, daß sie selbst den Auszug des Rodensteiner- (richtiger Schnellerts-) Geistes gesehen und deutlich gehört hätten. Die Protokolle sind noch vorhanden. In diesem Falle hatten die Poesie des Sturmes und der Glaube an die Volkssage sich verbunden: das allgemein Geglaubte ward zur subjektiven Tatsache.

„Autosuggestion" würde man diese seelischen Vorgänge nennen können. Ähnlich liegt die Erfahrung auch bei anderen Sagenstoffen: wie oft wollen Seeleute das „wabernde" Gespensterschiff deutlich beobachtet haben! Von der Lahn behauptet die Bevölkerung Oberhessens fest, daß sie alljährlich ein Menschenopfer heische und, bevor einer ertrinke, laut schreie. Mancher hat schon das Wasser des Flusses rufen hören: die Suggestion der Sage ist mächtig.

So ruht in der Volkssage eine eigenartige Welt tiefer Naturpoesie.

Es liegt aber auch ein tiefer ethischer Gehalt in der Volkssage, sie ist durchdrungen von dem Glauben an das Recht, erfüllt von einem innigen Gottesglauben. Unzählig sind die Sagen von der Bestrafung Schuldiger, von der Sühne geheimer Verbrechen während dieses oder eines anderen Lebens. So hat die Volkssage viel zur sittlichen Erziehung früherer Geschlechter beigetragen: sie hat in unzähligen greifbaren Beispielen das Gute gelehrt und das Böse gestraft.

Gerade diese Seite der Volkserziehung müßte mehr gewürdigt werden. Auch hier könnte die Volkssage viel zur Veredelung des Volksgemütes beitragen. Noch gleicht die Volkssage dem Berge, in dem die verwunschenen Schätze ruhen. Wann kommt der Berufene, der mit der erlösenden blauen Blume die Bande dieses geistigen Schatzes sprengt?

Dr. Otto Böckel

Digitized by Google

Albrecht v. Haller

Zum 200. Geburtstage

Unsterblichkeit, das ist wirklich lebendiges Gedächtnis im Geiste der Welt oder doch der eigenen Nation, wird nur erworben durch die geniale, also schöpferische Tat. Auch die gewaltigste Leistung im Erarbeiten des Vorhandenen zum Besitze, zur Fähigkeit der Neuordnung und systematischen Ausgestaltung muß zurücktreten hinter dem vielleicht ganz leicht gewonnenen Ergebnis einer einzigen schöpferischen Stunde. Ein kleines Liedlein bleibt lebendig über Jahrhunderte und hält den Namen seines Schöpfers lebendig, dessen wir in Liebe gedenken, wenn wir dem Kinde seiner schöpferischen Stunde begegnen, — indes lange Bändereihen, in denen ein gewaltiger Geist in unermüdlicher Arbeit ein ungeheures Wissen aufhäufte, verstaubt, vermodert, vergessen dastehen. Der Inhalt ist veraltet; was einst die Welt als gewaltiges Wissen schätzte, wird heute von dem, was ein Schulknabe lernt, in Schatten gestellt. Nur in der Geschichte der Wissenschaft strahlt der Name des einst Gefeierten. Aber sein Volk, dem die Wissenschaft selber ein dunkles Reich ist, kann natürlich von den Sternen nichts wissen, die hier einst leuchteten. — Etwas allerdings bleibt auch hier unsterblich, insofern es immer wieder dieselbe erhebende und anfeuernde Wirkung auf uns ausübt, sobald wir davon hören: der Wissensdrang, der einst in diesem Gelehrten lebte und ihn zu seiner alles körperliche Wohl hintansetzenden Arbeitsleistung begeisterte. Ist das arbeitsame Talent auch nicht gottverwandt, wie das schöpferische Genie, so kann es doch faustverwandt sein, nach jenen Urtiefen strebend, wo Wissen zum Erkennen wird. So wird dann auch Wissen schöpferisch, wenn auch das Ergebnis dieser schöpferischen Stunde nur dem Erkennenden selber zuteil wird als Erlösung für sein immer strebend sich Bemühen.

Daß dem Manne, der die Worte fand:

„Ins Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist,
Zu glücklich, wann sie noch die äuß're Schale weist"

etwas von faustischer Natur eignete, kann man aus diesen Versen selbst folgern, die ohne die sprachlich veralteten Wendungen gut ein Bekenntnis des Helden der Goetheschen Lebensdichtung sein könnten. Und in der Tat, wenn man Albrecht von Hallers, des Dichters obiger Verse, Lebensgang betrachtet, kann man oftmals an den Faust Goethes denken. Kaum ein anderer hätte mit gleichem Rechte von sich die Eingangszeilen der Goetheschen Dichtung sagen können, wie dieser Mann, der wirklich alle Disziplinen menschlicher Wissenschaft studiert hatte. Und wenn ihn auch tiefe Melancholie, ja oftmalen Verdruß und Ekel über das Unzulängliche aller Wissenschaft überkam, so vermochte ihm doch auch höchstes körperliches Unbehagen den heiligen Arbeitseifer nicht zu mindern. „Ich werde arbeiten, so lange ich lebe", hat er wenige Tage vor seinem Tode geschrieben, und das Versprechen: „wenn ich mich sterbend fühle, will ich wohl zusehen, was da vorgeht", hat er treulich erfüllt, indem sein Forschergeist die Tätigkeit des Pulses bis zum Ende beobachtete. Auch darin liegt bei Haller ein Faustisches, daß ihm die Forscherarbeit des Gelehrten, eine erfolgreiche dichterische und gesegnete Lehrtätigkeit nicht genügten, daß ihn nach allseitiger Betätigung des gesamten Menschen verlangte. Ein Staatsbürger, den es nach politischem Einfluß verlangt; der kluge Mann, der seine technischen Erkenntnisse in die Praxis umsetzen möchte; der Sozialpolitiker, dem die Hebung der Gesamtkultur am Herzen liegt: — alles das ist in Haller vereinigt. Einmal erinnert auch die äußere Szenerie seines Lebens an Faust. Das war, als er gegen 1760 als Direktor der bernischen Salzwerke auf dem einsamen Schlosse zu Roche im Rhonetal residierte, den Betrieb der ihm unterstellten Salzquellen bedeutsam erweiterte, viel unfruchtbares Land entsumpfte, die alten Satzungen der Landschaft kodi-

Digitized by Google

fizierte, uralte Grenzstreitigkeiten vermittelnd ausglich, dabei die Tätigkeit des praktischen Arztes übte, seine botanischen Studien fortsetzte und auch die schriftstellerische Wirksamkeit nicht unterbrach. Aber Haller ist nicht erblindet, wie der greise Faust, und zur Selbsttäuschung neigte er nicht. So sah er immer das viele, was am Erstrebten fehlte, und so ist für ihn der Augenblick nicht gekommen, der ihm so schön erschien, daß er sein Verweilen erbeten hätte. Nein, glücklich ist dieser Mann niemals gewesen. Aber da die tiefste Quelle seiner Melancholie nicht das Mißlingen äußerer Lebenspläne, sondern der ungeheure Seelenkampf zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und überlieferungstreuem Glauben war, erhebt sich sein Lebensgang in die Höhe der Tragik und weckt auch im heutigen Menschen tiefe Anteilnahme.

* * *

Viktor Albrecht Haller wurde am 17. Oktober 1708 als Sohn eines vielseitig gebildeten Juristen geboren; auch Albrechts Brüder überragten gleich ihm nicht nur im Körpermaß weit den Durchschnitt, und ihr etwas abenteuerlicher Lebensgang verrät das kühne Blut alter Edelgeschlechter, die der Betätigung bedürfen. Der Knabe wuchs auf dem Lande auf; griesgrämige Lehrer und die unfreundliche Stimmung des Elternhauses verstärkten in ihm die ernste, schier düstere Auffassung aller Dinge, die freilich zur Befreiung vom Rokoko nötig war.

Haller ist in der Geschichte der Wissenschaften eines der merkwürdigsten Wunderkinder. Als er 1722, noch nicht fünfzehnjährig, nach Biel ging, um sich bei J. R. Neuhaus praktisch in die Medizin einführen zu lassen, hatte er bereits Leistungen vollbracht, die nach dem Maße der Arbeit wie des Wissens gleich unglaublich scheinen. Sein Biograph, der Philosoph J. G. Zimmermann, berichtet: „In dem neunten Jahre hub er an, große Lexika von allen den hebräischen und griechischen Wörtern, die sich in dem alten und neuen Testament befinden, mit ihren verschiedenen Wendungen, Wurzeln und Deutungen zu verfertigen. Er machte eine chaldäische Grammatik. Er setzte bis 2000 Lebensbeschreibungen von berühmten Leuten, nach dem Vorbilde des Bayle und Moreri auf, die er schon um diese Zeit gelesen hatte. Er fande einen besonderen Geschmack an langen und weitaussehenden Arbeiten... Er verstunde am Ende des 9. Jahres das griechische Testament ad aperturam. Es schiene seinem ungemeinen Fleiß, seinem feurigen Eifer, sich zu erheben, und seiner unumschränkten Geduld in der Arbeit, bald nichts mehr unmöglich". In der gleichen Zeit waren ihm die klassischen Dichter ganz vertraut geworden. Homer im Original war des Zwölfjährigen „Roman", Vergil schon damals sein aufs höchste bewundertes Ideal.

In Biel blieb er nicht lange, sondern zog Ende 1723 auf die Tübinger Universität. War das Studentenleben hier auch mehr lustig und ausgelassen, als roh und zügellos, wie an den meisten andern deutschen Universitäten, so gefiel sich Haller hier doch nicht lange. Dem Streber, der die Heimat verlassen hatte, „weil er nichts als Versäumnis vor sich sahe", konnten die Tübinger Lehrer nicht viel geben. Nach vorübergehender Teilnahme an dem sorglosen Treiben erwachte das Verantwortungsgefühl des Siebzehnjährigen so stark, daß ihm, der seit den Knabenjahren zahllose Verse geschrieben, jetzt ein echtes Gedicht gelang. Die in einer glücklichen Stunde des 25. März 1725 niedergeschriebenen „Morgengedanken" zeigen schon das edle Pathos, den starken Schwung des von Gedanken genährten Empfindens, wodurch Haller so stark auf den jungen Schiller einwirkte:

„O Schöpfer, was ich seh, sind deiner Allmacht Werke!
Du bist die Seele der Natur;
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke
Sind deiner Hand Geschöpf und Spur.

Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet,
Du giebst den Winden Flügel zu;
Du leihst der Nacht den Tau, womit sie uns befeuchtet,
Du teilst der Sterne Lauf und Ruh!

Digitized by Google

Du hast der Berge Stoff aus Ton und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt."

Um so wohler ward Haller in Leyden, das er in seinen reichhaltigen Tagebüchern als ein „Paradies der Wissenschaft" preist. Vor allem der weltberühmte Boerhave, „in medicis, chemicis, botanicis, in Theologie, Physik und Mathematic ein so gelehrter Mann, als man ihn nur sehen will", mochte dem jungen Schweizer als Vorbild erscheinen, das er freilich später noch weit übertraf. Um das Heimweh, das Haller zeitlebens in der Fremde nie los wurde, zu betäuben, arbeitete er schier übermenschlich, so daß Haller Mitte 1727 bereits wohlbestallter Doktor medicinae war. Nach Studienfahrten nach London und Paris kehrte er im Frühjahr 1728 in die Heimat zurück: ein vielseitig gelehrter Mann in einem Alter, in dem die meisten erst zur Universität kommen. Freilich Haller sah seine Studienjahre nicht als beendet an, sondern nahm in Basel zu ausgedehnten botanischen Studien das der Mathematik unter des berühmten Joh. Bernoulli Leitung hinzu.

Es kommt einem nie der Gedanke, daß man es bei Haller mit einem Jüngling zu tun hat. Nicht einmal bei seinen dichterischen Bestrebungen, in denen er auch eine weit über sein Alter hinausgehende Entwicklung ästhetischer Grundsätze zeigt. Denn jetzt vollzog Haller für seine Person jene Hinwendung zur gehaltvollen ernsten Poesie der Engländer, die zwanzig Jahre später in heftigen Literaturkämpfen als das für uns Heilsame erstritten wurde. Er sparte sich dabei, um vom Schwulst der zweiten schlesischen Schule freizukommen, den Umweg über die Franzosen und damit den Irrweg in eine alle Poesie mordende Nüchternheit.

Ein so starkes Erleben führte Haller wieder auf den Parnaß, der dem Gelehrten jener Zeit immer nur einen Erholungsort bedeutete, wie es bei „beschreibender" Poesie sicher selten ist. Es jauchzt auch des heutigen Wanderers Herz, wenn er jenen 216 Stunden zählenden Weg überdenkt, den Haller im Sommer 1728 mit seinem Freunde Geßner durchwanderte. Durch die romantischen Schluchten des Jura — heute leider meist im Schnellzug Oelsberg-Biel durchrast, wenn überhaupt besucht — ging's über Neuenburg, Lausanne und Genf hinauf ins damals doppelt wilde Savoyer Bergland; dann zurück über Vevey das Rhonetal hinauf bis Leuk, von hier über die noch heute „erschrecklich dräuende" Gemmiwand hinüber ins Berner Oberland, dann über Unterwalden an den Vierwaldstätterse und Luzern, endlich über Zürich zurück nach Basel. Auf dieser Wanderschaft, die dem Botaniker eine riesige Ausbeute brachte, pflückte auch der Dichter Haller den Blumenstrauß, den ihm seine Zeitgenossen dann als Lorbeerkranz ins Haar wanden. Hier gewann er den Stoff für sein großes Gedicht „Die Alpen", von dem wir auch heute beim Nennen seines Namens sprechen, das aber kaum mehr gelesen wird. Ich glaube, es stände sonst um seinen Ruf doch auch bei jenen besser, die nicht einmal die geschichtliche Stellung des Werkes in Anschlag bringen. Es bedarf nur der Ruhe eines abgeschiedenen Sommeraufenthalts und der Überwindung des Veralteten in der Sprache, um das Gedicht nicht so ungenießbar zu finden, wie es verschrieen ist. Die schwere Form einer zehnzeiligen Strophe, die jeweils für sich geschlossen wirkt, ja zum Schluß den Hauptgedanken bringt, ist mit großem Geschick gehandhabt. Eine Fülle gut gesehener Bilder zieht an uns vorüber, und auch uns Heutigen sind die Stimmungen des Überdrusses an Kultur, an Büchermüdigkeit nicht fremd, in denen das einfache und gesunde Dasein der Älpler eintauschenswert erscheint. Man fühlt es Haller nach, daß das nicht eine Vorwegnahme blasser Rousseauschwärmerei ist, sondern tiefes Erleben. Dann aber spricht hier ein Mann, der etwas zu sagen hat. Von ihm selbst gilt die Strophe seines Gedichts:

„Doch wer mit einem Aug, das Kunst und Weisheit schärffen,
Den großen Bau der Welt, der Wesen Grund betracht,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werffen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn staunend stehen macht.

Digitized by Google

Laßt des Verstandes Licht, der Erde Grufft erheitern,
Die Silber-Blumen trägt, und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht das holde Reich der bunt geschmückten Kräutern,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt.
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz, stets graben, nie ergründen."

Für die Zeit der Entstehung aber traten neben die genannten Vorzüge, von denen vor allem die sprachliche Kunst in ihrem glücklichen Maßhalten gegen Lohenstein'schen Schwulst bedeutsam wirkte, noch ethische. Haller hat für die damalige Zeit die Schönheit der Alpenwelt geradezu erst entdeckt, und die Verherrlichung der Alpler galt einer allgemein verachteten Bevölkerung.

Haller vollendete sein Gedicht erst 1729, da es zunächst die wichtigere Pflicht galt, die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise zu bergen. Nachdem er im Winter gleichzeitig akademischer Lehrer (der Anatomie) und Schüler (Bernoullis) gewesen, ließ er sich im Mai 1729 in Bern als praktischer Arzt nieder. Haller hing mit leidenschaftlicher Liebe an seiner Heimat, die gerade damals von der einstigen Größe nichts mehr besaß, sondern in der politischen Oligarchie einiger alter Geschlechter erstarrt war. Das ganze öffentliche Leben litt unter diesen Zuständen, gegen die Haller in zwei heftigen Satiren „Die verdorbenen Sitten" und „Der Mann nach der Welt" auftrat, deren freimütigen Inhalt er wahrscheinlich schwer gebüßt hätte, wenn er in Prosa abgefaßt gewesen wäre. Aber Poesie wurde nicht für voll angesehen und der Poet auch nicht. Denn als solchen sah man Haller trotz seiner stets wachsenden Vielseitigkeit an. Allerdings hatte er gerade in diesen Jahren die von einer schier unbegreiflichen Arbeitsleistung freigelassenen Stunden zur Abfassung zweier Lehrgedichte „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" und über „Die Falschheit menschlicher Tugenden" benutzt. Beide problem- und gedankenreichen Gedichte enthalten Stellen von großer dichterischer Kraft und Schönheit. Hier, wie in Hallers andern Lehrgedichten, unter denen „Über den Ursprung des Übels" hervorragt, packt die Gewalt der Gedanken, das Temperament des starken Geistes, die Klarheit der Sprache und eine bedeutende Fähigkeit zu überzeugenden Bildern. Oft glaubt man den jungen Schiller zu hören. Zum Beleg wollen wir zwei Stellen aus dem unvollendeten Gedichte „Über die Ewigkeit" (1736) hersetzen. Sie zeigen auch, wie die bereits mitgeteilten Proben, daß es im wesentlichen die auch damals etwas „rückständige" Sprache des mit dem Dialekt ringenden Schweizers ist, die seine Dichtungen unserem Geschmack weniger mundgerecht erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit sind.

„Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit! wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt itzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab und eine zweite schlägt,
Du aber bleibst und zählst sie nicht.

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt von dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen;
Wie Rosen, die am Mittag jung
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen."

* * *

Digitized by Google

„Ich ward, nicht aus mir selbst, nicht, weil ich werden wollte;
Ein Etwas, das mir fremd, das nicht ich selber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerst war ich ein Kraut,
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Tier,
Da ich ein Mensch schon heißen sollte.
Die schöne Welt war nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verschloß ein Fell, mein Aug' ein Star,
Mein Denken stieg nur noch bis zum Empfinden,
Mein ganzes Kenntnis war Schmerz, Hunger und die Binden.
Zu diesem Wurme kam noch mehr von Erdenschollen
Und von des Mehles weißem Saft;
Ein innrer Trieb fing an die schlaffen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen,
Die Füße lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge beugte sich zum Lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die, von der Wärme dreist,
Halb Würmer sind und fliegen wollen.
Ich starrte jedes Ding als fremde Wunder an;
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter heute,
Maß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irrte, fehlte, schlief und ward ein Mann!"

Es zeigt sich auch hier an einzelnen Stellen eine glückliche Veranlagung für die aphoristische Fassung eines Gedankens, die in ihrer Knappheit schlagend wirkt. Noch mehr tritt das in jenen beiden Gedichten hervor, in denen Haller als Lyriker sich in die erste Reihe der vorgoetheschen Dichtung stellt: das von voller Lebensfreude erfüllte, durchaus wahre Liebesgedicht „Doris" (1730) und die „Trauerode, beim Absterben seiner geliebten Marianne" (1736). Strophen von so schlichter Natürlichkeit und lebenswahrer Innigkeit sind vor Goethe selten erklungen, wie sie gleich zu Eingang von „Doris" stehen.

„Des Tages Licht hat sich verdunkelt,
Der Purpur, der im Westen funkelt,
Erblasset in ein falbes Grau;
Der Mond erhebt die Silberhörner,
Die kühle Nacht streut Schlummerkörner
Und tränkt die trockne Welt mit Tau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das dunkle Laub der Äste
Und winket dir liebkosend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume
Lockt uns in anmutsvolle Träume,
Worein der Geist sich selber wiegt:
Er zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken
Und lebt mit sich allein vergnügt. —

Lebenspoesie — Gelegenheitspoesie im Goetheschen Sinne — wie dieses Gedicht, ist die berühmte Trauerode. Auch Haller sucht hier bei der Poesie „Befreiung" von seinem in diesem Falle so schmerzlichen Erleben:

„Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu,
Als wenn von dir nur etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu!"

Digitized by Google

Zwei Beispiele noch aus diesem Gedichte für die knappe Fassung wirksamer Gedanken:

„Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich allein nach meinen Trieben
Und nicht nach meinem Glücke maß."

und

„Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Tun Gelassenheit."

Noch ausgiebiger bewährt sich diese Kunst knapper Ausdrucksweise in den zahlreichen Sentenzen seines Briefes an Joh. Jak. Bodmer. Nehmen wir noch ein 1741 entstandenes Gedicht auf den Tod seiner zweiten Frau hinzu, so haben wir die wichtigsten Nachzügler seiner mit der Trauerode auf Marianne im Grunde abgeschlossenen dichterischen Tätigkeit genannt. Vierzig Jahre vor seinem Tode hat Haller die Leier aus der Hand gelegt. Vielleicht weil er die Träume der Jugend endgültig begraben hatte und nur in strengster wissenschaftlicher Tätigkeit Trost und Beruhigung gegen die vielerlei Heimsuchungen des Lebens fand. Zu verwundern ist das nicht bei einem Manne, der mit seiner Zeit noch nicht an die Selbstherrlichkeit der Poesie glaubte, sondern in ihr als Bestes das moralische Hebungsmittel, danach auch den schönsten Zeitvertreib für Mußestunden sah. Aber Mußestunden hat Haller sich ja nicht gegönnt. Andererseits besaß er einen zu geläuterten Geschmack, um sich in die lange Reihe der Gelegenheitspoeten zu verlieren.

Hallers literaturgeschichtliche Verdienste liegen im hohen gedanklichen Inhalt, den er der Dichtung gab, und im Anstreben einer echten Dichtersprache, die sich gleich glücklich von Lohensteinschem Schwulst, wie von Gottschedscher Nüchternheit fernhielt und oft in erfolgreichen Wettbewerb mit der knappen Klarheit des Lateinischen trat. —

Wir haben mit dieser Gesamtwürdigung des dichterischen Schaffens Hallers seinem Lebensgange vorgegriffen, aus dem das Wichtigste noch nachzutragen ist. Das Liebesgedicht „Doris" gilt der gleichen Marianne Wyß aus Bern, die er 1731 heimführte und schon fünf Jahre später begraben mußte. „Et ego in Arcadia, ich habe auch geliebt, mit aller Lebhaftigkeit die Süßigkeit der Liebe gefühlt" hat noch der greise Haller in der beseligten Rückerinnerung an seine junge Ehe bekannt. Dabei war diese Zeit in Bern äußerlich nicht schön gewesen, da Haller schwer unter der grundsätzlichen Zurücksetzung litt, die seine Vaterstadt ihrem immer berühmter werdenden Mitbürger widerfahren ließ. Erst 1735 erhielt er die bescheiden bezahlte Bibliothekarstelle, in der er gleich seine große Ordnungstätigkeit entfaltete; doch folgte er bereits im Jahre darauf einem sehr ehrenvollen Rufe, an der neu gegründeten Universität Göttingen die Professur für Medizin, Anatomie, Botanik und Chirurgie zu übernehmen.

Hier verlor der 28jährige schon in den ersten Wochen das geliebte Weib, das er aus der Heimat mitgebracht. In verdoppelter Tätigkeit suchte er den Schmerz zu betäuben. Es ist unmöglich, im vorliegenden Zusammenhang Hallers wissenschaftliche Tätigkeit zu schildern, die sich auf alle Wissensgebiete — Musik und Architektur etwa ausgenommen — erstreckte. Dabei wahrte Haller immer den offenen Blick fürs Leben und wußte seine theoretischen Erkenntnisse für praktische Einrichtungen nutzbar zu machen. Die hannoversche Regierung tat alles, dem jungen Professor den Aufenthalt in Göttingen, dessen Universität durch ihn zu Weltruf gelangte, so angenehm wie möglich zu machen. Im Kreise der Fachgenossen war der Ruf von der Gelehrsamkeit des Dreißigjährigen so groß, daß sie sich nur „nach vorgenommener Präparation zu ihm begaben und nach Erledigung der präparierten Kapitel wieder den Rückzug antraten". Der seit 1739 erscheinende „Kommentar zu Boerhaves Vorlesungen", dem das große Pflanzenwerk und die anatomischen Tafeln folgten, begründete den Weltruf Hallers, auf den sich nun alle Ehren der gelehrten Welt häuften.

Digitized by Google

Wichtiger war ihm, der sich immer nach der Tätigkeit in der Heimat sehnte, die 1745 erfolgte Wahl in den „großen Rat" der Stadt Bern. Hallers Arbeitskraft schien trotz vielen Ärgers durch literarische Streitigkeiten, trotz zahlreicher Krankheiten und schwerer Glaubenskämpfe noch immer zu wachsen. Ebenso sein Fleiß. Es wird berechnet, daß er für die „Göttinger gelehrten Anzeigen", an denen er seit 1745 mitarbeitete, zwölftausend Kritiken geliefert hat. Als Lehrer genoß er die höchste Verehrung seiner aus aller Welt herbeiströmenden Schüler, denen er auch ein treuer Berater und Helfer war.

1753 endlich erfüllte sich ihm der Wunsch, sich im bernischen Staatsdienst zu betätigen. Er hat es auf mannigfache Weise in dem Vierteljahrhundert getan, das ihm noch zu leben vergönnt war. Dabei fand er noch die Zeit, jene gewaltigen Bibliothekswerke zu schaffen, die den ganzen Bestand der botanischen, anatomischen und medizinischen Literatur kritisch bearbeiteten.

Der Ruf seiner Gelehrsamkeit gewann inzwischen etwas Legendarisches, so daß Kaiser Joseph II. im Juli 1777 ihn zu sehen kam. Haller brachte diese Ehrung nicht aus dem Gleichgewicht. „Mich bewegt hierseits der Ewigkeit nichts mehr" schrieb er an einen Freund. Aber durch gewaltige Dosen Opium rang er seinem verarbeiteten und von Krankheit zermürbten Körper immer noch die Fähigkeit ab, geistig zu arbeiten, bis er am 12. Dezember 1777 starb. Im Oktober dieses Jahres wird seine Vaterstadt Bern ihrem berühmtesten Sohne ein Denkmal setzen und dadurch auch in weiteren Kreisen das Gedächtnis dieses edlen und großen Mannes neu beleben, der eine Verkörperung ist nimmermüden menschlichen Strebens.

Karl Storck

Goethe-Banausen

„Man kann der tiefste Goethekenner sein und doch nicht wissen, in welchem Jahre er gestorben ist", bemerkt sehr wahr die Berliner Wochenschrift „Die Standarte". Anders eine gewisse Goethephilologie. Das Publikum in seiner großen Masse, so wird in dem Blatte ausgeführt, habe keine Ahnung, welch grober und wüster Unfug sich dahinter versteckt. „Die Welt hat andere Sorgen, und was die Germanisten in ihren Zeitschriften zusammenschreiben, was sie in ihren Hörsälen lehren, das ist der Menge gleichgültig. Aber vielleicht ist diese Gleichgültigkeit bedenklich, vielleicht müßte hin und wieder einmal warnend darauf hingewiesen werden, daß da ein Nationalheiligtum durch Pedanten und Zeilenschnüffler entweiht wird; daß das Verhältnis des deutschen Volkes zu Goethe gerade durch die sogenannten Goetheforscher auf das fatalste gefälscht worden ist.

Gewiß ist schon manch junger Studio aus Sehnsucht nach unseren großen Dichtwerken in die grauen Fangstricke der Germanistik geraten und dann durch die elende Wortklauberei und Variantendeuterei, die da herrschen, auf das bitterste enttäuscht worden. Hatte er dann noch Kraft und sein Herr Papa die nötigen Moneten, so hat er sich vielleicht noch durch eine schnelle Umsattelung retten können. Sonst ist auch er hoffnungslos im Goethephilologen-Stumpfsinn untergegangen und glaubt jetzt den ‚Faust' zu begreifen, wenn er in den Papierfetzen der Paralipomena Bescheid weiß.

Wer den Sabbat mitgemacht hat, dem schaudert bei der bloßen Erinnerung. In einem Goetheseminar der Berliner Universität haben wir einmal tagelang an der Frage gearbeitet, ob in einem Heft Goethes die Ausstreichungen mit schwarzer oder roter Tinte oder mit Bleistift gemacht worden sind. Das tiefe Problem, ob der vorgoethesche Faust mit Vornamen Heinrich oder Johann geheißen habe, läßt die Forscher nicht zur Ruhe kommen. Und von höchster Bedeutung ist, ob Goethe Lieschen oder Liesgen geschrieben hat, wie der Wasserstempel

Digitized by Google

im Konzept zu den ‚Wahlverwandtschaften' aussieht, ob eine Notiz am 21. oder 22. oder gar — wie Pniower behauptet — am 24. Oktober eingetragen ist. Das ist Goetheforschung. Und wer etwa denkt, daß es absolut gleichgültig ist, ob das ‚Kophtische Lied' im Jahre 1789 oder 1791 geschrieben ist, der beweist durch solchen Frevel nur, daß er kein Geweihter ist und nicht in den Tempel gehört.

Dieses alles aber ist noch nicht das Schlimmste. Schließlich kann ja jeder tun, was ihm beliebt, und der erfahrene Mann denkt daran, daß man auf der Wiese selten eine Blume pflückt, auf der nicht ein paar Käferchen sitzen und ihren Unfug treiben. Wer sich darüber ärgert, kann die Käfer ja einfach wegblasen; der Mildere aber läßt die Tierchen ruhig sitzen, da sie ja schließlich auch Gottesgeschöpfe sind. Nur Schädlinge dulden wir nicht. Und Schädlinge werden die Goetheforscher dann, wenn sie uns das Bild unseres Großen verzerren und fälschen. Dieses aber tun sie von den höchsten Koryphäen herab bis zum jungen Fuchs, der eben ins Seminar hineinschnüffelt. Und zwar so: sie sind Pedanten und Buchmenschen, die noch nie in ihrem Leben eine Anregung aus Gottes frischer Welt bekommen haben, die immer nur lesen und wiederkäuen, die jedes Wort aus irgendeinem Buch her haben. Und nun erfrechen sie sich, Goethe zu einem ebensolchen Buchmenschen zu machen. Sie können sich nicht denken, daß der Dichter des ‚Faust' aus seiner tiefen Seele heraus etwas gefunden hat, sie begehen die Blasphemie, für jede einzelne Szene des ‚Faust' ein *Vorbild* zu finden, das der Dichter entlehnt und einfach umgeschrieben hat. Beispielsweise: wenn Faust an Gretchens Bett sitzt, so ist das selbstverständlich nachempfunden nach einer analogen Szene der ‚Neuen Heloise'. Gretchens Monolog ‚Meine Ruh' ist hin' ist eine Anleihe aus dem Hohen Lied Salomos. Die Domszene ist eine Umdichtung aus Wielands ‚Serafina'. Der Dialog zwischen Faust und Wagner ist (nun wird es beinahe unglaublich) entnommen aus Herders ‚Provinzialblättern für Prediger'!! Das ‚Flohlied' ist abgeschrieben aus einer Fabel Schubarts. Die Schülersatire geht auf Schernbergs Spiel von der Päpstin Jutta zurück, usw. usw.

Alles in allem: die tollste Blasphemie, die man sich denken kann. Und das Seltsamste dabei ist, daß es nicht blasphemisch gemeint ist. Diese Schnüffler und Buchwürmer wollen nicht etwa Goethe eins auswischen, sie wollen nicht etwa triumphierend nachweisen, daß dieser kümmerliche Abschreiber und Nachempfinder unsere Bewunderung nicht länger verdient ... nein: sie halten die Abschreiberei für etwas ganz Selbstverständliches. Sie sind selbst Schreiberseelen, die nie einen eigenen Einfall gehabt, zu denen Gott nie sprach, wie er zu Moses aus dem brennenden Busche sprach, sie käuen immer nur Gelesenes zu widerlichem Speisebrei durcheinander. Und weil sie so sind, deshalb muß ihr Goethe ebenso sein, eine Schreiberseele wie sie. Ja, sie glauben ihm eine Ehre zu tun, wenn sie nachweisen, wie belesen er war und mit welcher bibliothekarischen Betriebsamkeit sein olympisches Leben angefüllt war. Liest man etwa Erich Schmidts Einleitung zum Urfaust durch (aus der die eben aufgebrachten Pröbchen entnommen sind), so erscheint uns Goethe als der ödeste Schulfuchs, als Famulus Wagner, der in sein Museum gebannt ist und sieht die Welt kaum einen Feiertag.

Daß diese Leute von Goethes Art und Größe weniger wissen als mancher Harmlose und Unbefangene, versteht sich von selbst. Wer den Kölner Dom durch ein Vergrößerungsglas Stein für Stein und Fuge für Fuge mustert, kann uns von den Harmonien seines Organismus nichts erzählen; und wer Goethe auf seine Kommata und Ausradierungen und Tagebuchdaten untersucht, der ahnt nichts von den Chorgesängen, die durch sein großes Leben rauschen, anschwellend, wieder verklingend und gegen das verklärte Ende in Sphärenmusik übergehend. All diese Kramerei könnte höchstens das Baumaterial liefern für einen Großen, der Goethes Leben nachlebend schildern wollte. Aber diesen würden die ungeheuren Schutthaufen der Germanistik doch nur verwirren, und er würde einsehen, daß man eine Kathedrale nicht aus Sandkörnern aufbauen kann. ..."

Digitized by Google

Renaissancemenschen

Von

Ernst M. W. Fräßle

Wir gebrauchen das Wort, wenn wir heute von rücksichtslosem Egoismus, brutaler Härte und heißer Gier nach Lebensgenuß sprechen. Nietzsches „blonde Bestie“ ist damit gemeint, und der Denker von Sils-Maria hat einst in der Tat in den Zuständen jener Zeit für die Weiterentwicklung des Menschengeschlechtes höchst wertvolle Lebensbedingungen gesehen. Ihm gefiel, was er einst über die Kultur dieser Epoche gelesen hatte: die nie ruhenden Kämpfe, „Gefahr auf der Gasse und Gefahr im Hause“, heiße Rachsucht, Gift, Dolch, Überfall, Bürgerrevolten, ein Dutzend kleine Tyrannen, liederliche, streitsüchtige Literaten, Aretins Frechheit, die Tollheiten Boccaccios, ein Maler, der öffentlich „Sodoma“ genannt wurde, die Üppigkeit des reichen Venedig und, über alles emporragend wie ein riesiger Felsblock der Vorwelt, die zielbewußte Gewissenlosigkeit der Borgiafamilie. Hatte einst Ernst Renan gemeint, diese Zeit wäre geeignet gewesen, die Aufklärung in die Weltherrschaft einzusetzen, so sah Nietzsche bedauernd mit diesem Geschlecht eine Möglichkeit, das Christentum durch seine Moral, die evolutionistische Moral des Kampfes ums Dasein abzulösen, zugrunde gehen. Wir erinnern uns jener Worte in der „Umwertung aller Werte“, durch die er prachtvoll alle Donner seiner Sprache rollen läßt, wo er von der Renaissance sagt, es sei ein Schauspiel gewesen, „so teufelsmäßig-göttlich, so sinnreich, so wunderbar paradox zugleich, daß alle Gottheiten des Olymps einen Anlaß zu einem unsterblichen Gelächter gehabt hätten — Cesare Borgia als Papst! Damit war das Christentum abgeschafft! — Das Christentum saß nicht mehr auf dem Stuhl des Papstes, sondern das Leben! Sondern der Triumph des Lebens! Sondern das große Ja zu allen hohen, schönen, verwegenen Dingen!“ Und nun füllt dieses Einsamen Sehnsucht nach starken Lebensgefühlen die Träume unserer Zeit. Mit seiner Art zu empfinden schwärmt ein Teil unserer Literatur für die „großen Egoisten“, für den „starken“, gewissenlosen Übermenschen, für „Condottieris“ und was weiß ich. Die heiße Liebesglut und die leidenschaftliche Rachsucht (Beyle), alle Schattenseiten des italienischen Nationalcharakters sind zu

Digitized by Google

Ehren gekommen. Und doch haben wir alle einmal diese Epoche mit protestantischen Augen angesehen und die Gesellschaft dieser Zeit für eine der tiefsten Verderbtheiten der Weltgeschichte überhaupt gehalten.

Die Suggestion der Größe wird durch den ersten Bestandteil des Wortes, den Ausdruck „Renaissance", bewirkt. Das ist der Name für die Kunst dieser Zeit, deren Schaffen angeblich eine Wiedergeburt des antiken Geistes bedeuten soll; jedenfalls hat sie für Westeuropa die Begriffe des Vornehmen und Großen festgestellt. Sie ist der große Wert, den diese Zeit hervorgebracht hat. In ihr liegt die besondere Kulturbedeutung der Epoche. Um ihretwillen empfinden wir, wenn von Renaissancemenschen die Rede ist, die Ehrfurcht, welche die Größe erweckt.

Aber worin besteht nun das Persönlichkeitsideal dieser Kunst? Welche Art des Empfindens blickt ihr aus den Augen? War es wirklich das tumultuarische Leben jener Tage, das sich in ihr widerspiegelt? Weht Sils-Maria-Luft durch diese Traumwelt? Oder war diese Kunst nicht vielmehr eine Flucht aus der chaotischen, leidvollen, kampfdurchwühlten Gegenwart hinaus ins Ewige, Zarte, Schöne und Heilige empor?

Nur über Venedigs Kunst liegt ein Widerschein vom unheiligen „Feuer" des wilden Lebens jener Tage. Die übrige Renaissancekunst strebte von der Erde in den Himmel hinein. Zunächst steht sie im Dienste der Religion: der große Heilige, die starke sittliche Persönlichkeit war es, was der schaffende Renaissancewille verkörpern wollte; vor dem Urbilde der Reinheit, der Jungfrau aller Jungfrauen, erbebte sein Herz in zarter Empfindung. Aber lassen Sie uns die Kunstgeschichte aufschlagen. Was sehen Sie für Abbildungen? — Hier des weichen Filippino Lippi holdes Wunder. — Welche Zartheit des Empfindens zeigt die innige Verehrung einer schönen Frauenhand, die diese graziösen Studien, die man dem Raffaelino del Garbo zuschreibt, inspiriert hat. — Andrea Mantegna, der mannhafteste unter den Renaissancekünstlern, aber der tiefe Pessimist, der in Darstellungen von gewaltiger Monumentalität seinen leidenschaftlichen Schmerz ausbrechen läßt. Man sehe die großen Kupferstiche aus seinen letzten Jahren, dieses Pathos des Weltschmerzes in diesem „Auferstandenen", der mit schmerzdurchwühltem Antlitz entsetzt in die Qual der Welt blickt. — Botticellis Seele glüht in tiefen und zarten Sehnsüchten und heiliger Inbrunst: in einer traumschönen Märchenwelt zierliche Mädchen, mit empfindsamen Augen und sanften Mündern, über deren schmalen Gesichtern die Schatten der Schwermut und nervöser Bangigkeit liegen, oder strenge, bedeutende Männer, sinnend in tiefem Denken oder durchlodert von der heiligen Flamme des Ethos. Auf Marias zart jungfräulichem Antlitz zuckt ein tiefes Weh, und selbst die schaumgeborene Göttin scheint unter den Ahnungen der Seele zu erbeben. Und dann die religiöse Exaltiertheit und der furchtbare Ernst seiner späten Bilder, wenn er die Geburt Christi oder die Verleumdung des Apelles oder die „Ausgestoßene" malt. Auch sein Wesen ist Innerlichkeit, Ethos, Seele. — Lionardo. Sicher ein Weltkind, aber auch seine feine Hand zeigt uns den Edelmenschen, nicht nur in dieser Skizze zum Christus des Abendmahls und nicht nur in den Gestalten dieses großen Freskos. Wie liebenswürdig sie sind seine Frauenköpfe, auf deren Antlitz wunderbar der Abglanz schöner

Digitized by Google

Seelen schimmert. — Raffael. Junge Mütter neigen sich innig zu ihrem Kinde, und bekannt ist, was Schopenhauer über die Sixtinische Madonna sagte: aus ihren Blicken strahle verklärend die Freiheit von allen irdischen Motiven. — Michelangelo. Ein tief religiöser Mensch, der in seiner Jugend ein Anhänger des Bußpredigers Savonarola gewesen war und sich von der Liturgie des Karsamstagsgottesdienstes zu seinem Deckengemälde hat inspirieren lassen. Er lebte in fast dürftiger Einfachheit, aß Brot und trank Wasser, war im Umgang von liebenswürdiger Harmlosigkeit, wo es anging, und Frauen gegenüber der frömmste Idealist. Was hat die ruhelose, heiße Schaffenskraft dieses größten unter den Künstlern seiner Zeit dargestellt? Den heiligen Zorn des Menschheiterziehers über das unverbesserliche Treiben der Menge. Junge Mütter, deren Stirn beim Anblick des Kindes die Vorahnung heiliger Leiden umdüstert. Das tiefe Weh der genialen Erkenntnis und das Einsamkeitsgefühl wahrheitergriffener Seher und Sibyllen. Und dann nahm sein Geist den unendlichen Flug ins Ewige, als er die großen Ideen der katholischen Religion darstellte. — Andrea del Sarto. Er ist der Maler der Schönheit des Menschenleibes, den er in der leidenschaftslosen, stummen Ruhe seiner Schönheit zeigt. Seine Menschen sind die vollkommensten Fleischwerdungen der (platonischen) Idee des Menschen. Und dann dieser feine, geistvolle Kopf, den man früher für sein Selbstporträt gehalten hat, und überhaupt die Idealporträts dieser Zeit. Was für Menschen zeigen sie? Da ist der sensible Geigenspieler des Seb. del Piombo, der weiche Schmerz dieses empfindenden Jünglings von Franciabigio, die nachdenkliche Schwermut des „Penseroso", der Porträtstatue Michelangelos. Aber genug!

Auch der große Mensch der Renaissance ist der zarte und innige Edelmensch, der empfindende Idealist, die sittliche Persönlichkeit, deren starker Wille vom Flügelschlag der Liebe getragen wird. Freilich hat d e r recht, welcher sagt, daß das Leben dieser Künstler selber durchaus nicht immer dem hohen Ideal entsprochen, das sie aufgestellt haben. Auch der Held und das Genie unterliegen der Not des Daseins, die unser aller Erbteil: Petrarca, der große, sehnsüchtige Schwärmer, hat in einem seiner Briefe die Frauen als die wahren und eigentlichen Teufel bezeichnet. Aber nicht wie die mit der lichten Flamme des Genies Begabten unter der Umarmung des rohen, gemeinen und brutalen „Alltags" sich gebärdeten, als die Angst des Lebens ihr Herz zusammenkrampfen ließ, nicht darauf ist zu achten. Bekannt ist Schopenhauers Wut über die „Klasse" von Menschen, deren Anteil auch in Kunstdingen „aufs Materiale und Persönliche" gerichtet ist. Was diese großen Genies sagten, als sie größer waren als sie selbst, als ihr schöpferischer Bildungstrieb gleich der trunkenen Seele eines Liebenden über die engen Schranken des eigenen Ichs hinaus in Träumen von Größe und Schönheit glühte, darauf laßt uns hören. Da aber zeigten sie uns den Edelmenschen, den Weltüberwinder, den großen Heiligen. Der Individualist ist sicherlich das Ideal dieser Kunst gewesen, aber die Härte dieser Persönlichkeit war in der Flamme des Ethos geglüht. Gegen den „großen Egoisten", den „Übermenschen" (im Sinne der Unreifen) hat auch die Renaissancekunst sich ablehnend verhalten. So wenig es solche Erscheinungen nur zu dieser Zeit gegeben hat, so wenig haben sie etwas mit der Kunst der Re-

Digitized by Google

naissance zu tun. Ja dieser Typus ist recht eigentlich der Antipode, der ethische Gegensatz zum Persönlichkeitsideal der Renaissancekunst, und nur die Chronologie hat zwei Menschen wie Michelangelo und Cesare Borgia als zwei zufällige historische Gleichzeitigkeiten aneinandergerückt, für den wertenden Menschen sind es Gegensätze. Auf beide den nämlichen Begriff anwenden, heißt zwei einander entgegengesetzte Größen unter dieselbe Formel bringen, wobei immer eine Rechnung mit falschem Resultat herauskommt, bedeutet eine Begriffsverwirrung, die hier um so verhängnisvoller sein muß, als es sich hier um sittliche Werte handelt.

Mit der Gefühlsbetonung der Größe dürfen wir das Wort „Renaissancemenschen" nur gebrauchen bei Persönlichkeiten, die dem Ideal der Renaissancekunst entsprechen. Der große Wert aber, den die Renaissancekunst aufgestellt hat, ist der Edelmensch.

Zum Gedächtnis

Als draußen die Saat für die Sense reif wurde, ging auch der Tod auf Ernte aus und hat aus der Schar deutscher Künstler zwei Männer gefällt, die gewiß reif waren als Künstler, aber in jenem Alter standen, wo der Mensch selber erst die Ernte seiner Lebensarbeit einzufahren beginnt: Walter Leistikow und Georg Barlösius. Der erstere hat schon lange „das sichelin" um sich rauschen gehört, hat dem durchdringenden Klang des großen Ernteliedes auch nie die Ohren verschlossen, sondern daraus nur die Mahnung entnommen, die zugemessene Frist um so besser auszunutzen; — Barlösius aber war noch vor einem Jahre ein Bild wohligster Behaglichkeit und freudigen Lebensgenusses. Da zwang ihn ein unbeachtetes Nierenleiden zu strengster Diät; doch dieses rasche Ende kam allen Bekannten völlig unerwartet. Den Künstler selber scheint freilich eine Ahnung davon beschlichen zu haben. Er, dessen Schaffen fast immer voll lachenden Humors war, schuf um die Jahreswende 1907 als letztes seiner Tafelbilder ein Werk voll tief elegischer, allerdings auch ganz ausgesöhnter Stimmung: „Das Abendlied." Der Abend senkt sich über eine weite Landschaft, auf der noch das Gold der versinkenden Sonne liegt. Indem er die schöne Stunde genoß, nachdem er vor dem Madonnenbilde gebetet, ist der greise Eremit entschlummert. Wohl für immer, denn der im Mönchsgewand, der ihm das Schlaflied geigte, war der Tod. In den ziemlich zahlreichen andern Ölgemälden der letzten Jahre zeigt Barlösius einen Spitzweg verwandten Humor, während er früher sich mehr der Landschaft zugewendet hatte. Einige Jahre liegen auch erst zurück, seitdem er im alten Dompropsteigebäude zu Halberstadt den Sitzungssaal der Stadtverordneten mit monumentalen Gemälden ausgemalt und das ganze Gebäude künstlerisch geschmückt hat. Vor allem das Glasfenster im Eheschließungszimmer wirkt entzückend durch die Mischung von warmer Empfindung mit sinnigem und sinnreichem Humor. Des Künstlers Beruf für solche monumentale Arbeiten entdeckt zu haben, war das Verdienst Bernhard Sehrings, der den bis dahin ziemlich unbekannten jungen Landschafter in ausgiebigster Weise zur malerischen Ausschmückung des Theaters des Westens heranzog.

Fast gleichzeitig eröffnete ihm der Verlag von Fischer & Franke in Berlin jenes Betätigungsfeld, auf dem Barlösius den weiteren Volkskreisen am bekanntesten geworden ist: die Buchillustration. Die große Prachtausgabe von Richard Wagners „Meistersingern", Schwänke des Hans Sachs, „Die Schildbürger" und „Eulenspiegels lustige Streiche" — die beiden letzteren mit eigens dafür geschaffener Schrift — sind die bedeutendsten dieser

Digitized by Google

Arbeiten, zu denen viel vereinzelter Buchschmuck, zahlreiche Bucheignerzeichen und heraldische Arbeiten kommen. „Türmer“ und „Türmerjahrbuch“ sind durch Jahre mit Buchschmuck von Barlösius erschienen. Auf Anregung des früheren Großherzogs von Sachsen-Weimar hatte Barlösius ein großes Wartburgbild in farbiger Lithographie geschaffen, das mit den Anstoß gegeben hat zu der in der Mitte der neunziger Jahre mit der Ausstellung für „Kunst im Leben des Kindes“ einsetzenden Erneuerung eines volkstümlichen künstlerischen Wandschmucks. Vorbedingung für alle diese mannigfachen Arbeiten ist ein ausgeprägtes Stilgefühl nicht nur für die Formgebung, sondern vor allem auch für die Forderungen des Materials. Gerade in dieser Hinsicht war unserer Kunst alles gesunde Gefühl verloren gegangen. Barlösius aber hatte vor seiner eigentlichen Ausbildung zum Maler gründliche Studien am Berliner Kunstgewerbemuseum getrieben, durch die er mit den verschiedensten Gebieten der angewandten Kunst innig vertraut wurde. So hat er selber einen ähnlichen, Handwerk und freie Kunst innig verschmelzenden Bildungsgang durchgemacht wie die Meister jener großen Zeit deutscher Kunst, zu denen er sich so hingezogen fühlte. Denn wenn Barlösius' Kunst die Formgebung Dürers und der alten Deutschen zeigt, so war das nichts Äußerliches, sondern innerste Wesensverwandtschaft. Das fühlte jeder, der mit ihm in fröhlicher Tafelrunde beisammen saß. Der wird auch nie diesen wahrhaft guten Menschen vergessen, der so köstlich lachen konnte, aber auch als kräftiger Mann das däftige Wort fand, wenn es galt, Farbe zu bekennen. Nun hat er mit 45 Jahren vom Leben scheiden müssen, für dessen Schönheiten er ein so leuchtendes Auge, so fröhlich aufnehmende Sinne gehabt hat.

* * *

Walter Leistikow, der nur 42 Jahre alt geworden ist, wird in der Kunstgeschichte leben als „Maler der Mark“. Sein Gebiet war weiter: er hat in Norwegen und am Gardasee, auch in den Alpen seine Staffelei aufgeschlagen und in arbeitsamer Treue festgehalten, was die Natur ihm kündete. Sie hat ihm überall etwas Märkisches zugeraunt. Das bedeutet hier nicht Schwäche, sondern notwendige Folge dieses schier unvergleichlich starken Erlebens einer bestimmten Landschaft. Leistikow hat eine Schönheit der Mark gesehen, wie keiner vor ihm, auch Fontane nicht; und wir sehen heute alle die Mark mit Leistikows Augen. Das ist eine in der ganzen zeitgenössischen Kunst schier einzigartige Wirkung eines Künstlers und nur ermöglicht dadurch, daß hier ein Inhalt die ihm vollkommen entsprechende künstlerische Ausdrucksform gefunden hat. Das ist Stil. Wenn es ein Grundmangel der ganzen sezessionistischen Kunst ist, daß sie zwar zu allen möglichen Techniken, aber nie zu einem Stil zu gelangen vermochte — Leistikow, einer ihrer begeistertsten Führer, bildet die glänzende Ausnahme. Er war, wie die meisten der im Vordertreffen stehenden Sezessionisten, in ästhetischer Hinsicht kein scharfer Denker, und was er so gelegentlich über Kunst geredet hat, ist aus seinen eigenen Werken zu widerlegen. So sein Haß gegen die „Literatur“ in der Malerei. Als ob irgendein Vernünftiger gemalte Literatur wollte; daß aber ein irgendwo in der Literatur bereits gestalteter Vorgang, eine Persönlichkeit oder Vorstellung nicht nachträglich auch in der Malerei eine durchaus lebenskräftige und aus eigenen Werten geschaffene Formgebung sollte erfahren können, ist natürlich nicht zu bestreiten.

Leistikow hat eine andere Art von starker Beeinflussung durch die Literatur erfahren, die manchem andern unheilvoll geworden ist, ihm selber zum Heile ausschlug, weil er bereits ein reifer Könner war, als ihn dieser Sturm und Drang ergriff; vor allem aber, weil er ein ehrlicher Mensch und wahrhaftiger Künstler war. Nachdem der Jüngling von der Berliner Akademie als „talentlos“ zurückgewiesen worden, war Leistikow in die treffliche Schule Hans Gudes gekommen und hier ein tüchtiger Landschafter geworden, der in ehrlichem Realismus ein Stück Natur auf die Leinwand zu bannen strebte. Da war es der aus dem Naturalismus heraus geborene Symbolismus, das große stilistische Streben in der Literatur, das die bildenden Künste wieder empfänglich machte für geistige Formwerte. Das englische Kunstgewerbe fand damals

Digitized by Google

— anfangs der neunziger Jahre — bei uns Verständnis; auf Leistikow wirkte bei einem Pariser Aufenthalt Puvis de Chavannes ein, und im jungen Verein der XI zu Berlin wurden neben der großen Mehrzahl scharf realistischer Darstellungen Ludwig von Hofmanns phantastische Träumereien aus dem Glückslande ausgestellt. Von dieser Strömung wurde auch Leistikow ergriffen und zu einer wesentlich dekorativen Malerei geführt, bei der in breiten Farbflächen die Natur auf ihre großen Umrisse gebracht war, wo die Einzelheit verschwand und alles ins Große, geradezu ins Hieratische wuchs. Damals erstand für Leistikow die wirklich „literarische", genauer aus dem Gedankenhaften geborene Gefahr, daß er einem „Stil" zuliebe sich festlegte und das Nährverhältnis zur Natur verlor. Er ist dieser Gefahr entgangen, weil er jetzt die dekorative Größe, den feierlichen Linienschwung der märkischen Landschaft entdeckte. Nun erst verwuchs ihm malerisches Erleben und Formgeben zur Einheit: jetzt hatte seine Kunst Stil. Natürlich findet den nur ein Dichter, und Dichter schauen mit der Seele viel mehr, als die scharfsichtigsten Nur-Maler erblicken können. Solch einem Dichter wird der Grunewald ein Märchenland und Halensee Villen gewinnen das Ansehen verträumter Waldhäuser, während sie doch die lärmvolle Wohnstätte des modischen Kulturprotzen aus Berlin W. sind. Aber gerade in dieser Unwirklichkeit liegt der höchste Wert der Kunst Leistikows. Denn es ist Überwirklichkeit, die Erlösungskraft hat; und mögen Finanzministerium und Baumeister uns den Grunewald noch immer mehr verwüsten, sie können uns diese melancholische Schönheit der Stille und in scharfer Begrenzung merkwürdig hinaustragenden Weite niemals rauben, die Leistikows Kunst uns in der Mark erleben lehrte.

* * *

Und auch der bösen Dinge sind drei. Am 8. August ist nun auch noch Joseph Olbrich gestorben, noch nicht einmal 41 Jahre alt. Hier hat der Tod noch reichere Versprechungen begraben, als des Künstlers Schaffen bereits an Erfüllung zeigt. Denn Olbrich ist zusehends ruhiger geworden und mit der Ruhe gewachsen. Seine Unruhe war freilich nie krank; es war die Unrast des Mannes, der an tausend Stellen Arbeit sieht, den eine Überfülle an Kraft und Können dahin führt, sich in eine Tätigkeit zu stürzen, aus der es scheinbar kein Herauskommen gibt. Olbrich zeigte diese Schaffenslust und Schöpferfähigkeit in moderner Abwandlung. Er war keine Kraftnatur im Sinne des Barock; nicht an Michelangelo konnte man bei ihm denken: er war ein Nervenmensch. Aber bei ihm konnte man doch erfahren, daß auch Nervosität nichts Krankhaftes zu sein braucht, sondern ein stetes Gespanntsein des Geistes und der Sinne bedeuten kann, das alles vorkommende Große und Kleine mit derselben Leidenschaftlichkeit erfaßt.

Die ganze Sehnsucht unserer neueren Kultur brachte es mit sich, daß Olbrichs junges Schaffen nicht auf Monumentalität gerichtet war. Gerade die Architektur und die damit zusammenhängenden angewandten Künste hatten durch Jahrzehnte einen alles verwirrenden Mißbrauch mit „monumentalen" Formen getrieben. Wer ein kleines Landhaus baute, nahm die Formen dazu von gotischen Domen. Die Gesundung ist von der Erkenntnis der Daseinsberechtigung des Gebrauchsgegenstandes ausgegangen. Wenn er zu Recht da war, stand ihm auch eine eigene Form zu. Diese Erkenntnis ist auch die Quelle einer stets lebendigen neuen Formzeugung. Denn nichts ist mannigfacher als das Verhältnis der zahllosen Einzelnen zur Gesamtheit der Lebenserscheinung. Olbrichs gelungenste Arbeiten liegen auf diesem Gebiete der Schönheitsgestaltung des täglichen Lebens: vom kleinen Gebrauchs- oder Schmuckgegenstand an über Möbel und Zimmer zum Haus und Garten. Was ihn hier vor vielen andern Kunstgewerblern auszeichnete, war sein Sinn für Schönheit, die er niemals der Eigenartigkeit — man sagt in diesem Fall wohl besser: auffallensüchtige Eigenwilligkeit — zum Opfer brachte. Jedenfalls erlebt man es bei allen derartigen Arbeiten Olbrichs, daß man sich an sie „gewöhnt"; daß sie einem — auch wenn man sich zunächst nicht angezogen fühlte — allmählich vertraut und lieb werden.

Digitized by Google

Aus jener steten Wahrung des Rechtes der Schönheit neben dem der Gebrauchsnützlichkeit wurde überall dort, wo die Gebrauchsnotwendigkeit zurücktrat, ein bewußtes Betonen eigenartiger Schönheitswirkung. Olbrich entwickelte sich zu einem Meister dekorativer Wirkung. Und hier lag der Grund zu wahrhafter Monumentalität, zu der er mit wachsender Ruhe sicher gelangt wäre. Zeuge dessen sind sein Entwurf des Basler Bahnhofs oder des im Bau begriffenen Tietzschen Warenhauses in Düsseldorf. Das sind Werke, die immer noch in den Begriff des Zweckmäßigen fallen. Dagegen vermochte ich dem reinen Kunstbau des Hochzeitsturms in Darmstadt gegenüber die Empfindung des Gewollten und damit Gezwungenen nicht loszuwerden. Aber die Gesamtanlage der Darmstädter Ausstellung erweist sicher das Gefühl für Größe, so daß der noch immer aufstrebende Künstler gewiß einer großen Aufgabe gegenüber die monumentale Lösung gefunden hätte.

Darum hat nun ihn und uns ein allzu früher Tod betrogen. Freilich hat Olbrich auch sehr früh Gelegenheit zu weitgehender Betätigung gefunden. Zu Troppau geboren, hatte er an der Wiener Akademie studiert, wo er den Rompreis und damit Gelegenheit zu längeren Kunstreisen gewann. Heimgekehrt durfte er seinem früheren Lehrer, Otto Wagner, beim Bau der Wiener Stadtbahn helfen und gewann dann weiten Ruf durch das Haus, das er der Wiener Sezession für ihre Ausstellungen baute. Seine volle Arbeitskraft entfaltete er, seitdem er 1899 nach Darmstadt berufen worden war. Was von dem schönen Mäzenatentraum des Großherzogs Ernst Ludwig in Erfüllung gegangen ist, trägt den Namen Olbrich, und die letzten Jahre haben gezeigt, daß der Künstler die Kraft besaß, dem kleinen Darmstadt eine beachtete Stellung zu wahren. Kunsterzieherisch ist dieses Schaffen an kleinem Orte von höchstem Segen gewesen. Wenn heute ein reges Kunstleben in den Ländern am Rhein gegen den gleichmachenden Einfluß der Großstädte sich auflehnt, gebührt ein guter Teil des Verdienstes an dieser erfreulichen Entwicklung Joseph Olbrich.

* * *

Etliche Monate vorher hat Belgien seinen größten Bildhauer verloren. In Jef Lambeaux lebte der übermütige, lebenstrotzende Geist des alten Vlaländertums. Man denkt zunächst an Rubens und Michelangelo, wenn man diese gewaltigen, in üppigem Fleische prangenden Körper gerade im Augenblicke der leidenschaftlichsten Bewegung dargestellt sieht. Freilich die bändigende Selbstzucht dieser beiden Meister fehlte Lambeaux, auch ihre Sorgfalt in der technischen Durchführung, die bei ihm recht ungleich ist. So wird man zum Vergleich von jener hohen Stufe etwas herabsteigen zu Jordaens. Mit ihm teilt Lambeaux das gelegentliche Entgleisen ins Gewöhnliche, aber auch die überquellende Fülle der Einfälle, die verschwendende Lust der leicht gestaltenden Hand.

Karl Storck

Franz Hoffmann-Fallersleben

Der Künstler, dem wir im vorliegenden Hefte die malerische Schilderung eines schier unbekannten deutschen Landesteiles verdanken, ist der Sohn des Dichters unseres begeistertsten Heimatsangs: „Deutschland, Deutschland über alles“. In ihm lebt die gleiche Heimatliebe, dieselbe kräftige deutsche Art. Gerade darum ist seine Heimatliebe auch nicht so eng, wie es z. B. manche Spezialisten der „Heimatkunst“ wünschten; vielmehr findet er sehr leicht ein inniges Verhältnis zu allen Landschaften, in denen etwas von deutscher Romantik lebt, die umwittert sind vom Hauche deutschen Lebens. So hat er die feierliche Größe des deutschen Hochwaldes, seine lauschige Verträumtheit oft gefeiert; die Thüringer Lande, am liebsten die vom Genius unserer großen Dichter geweihten Umgebungen Weimars, hat er viel-

Digitized by Google

fach dargestellt; im Riesengebirge hat er in einsamer Winterzeit Rübezahls Walten belauscht; besonders aber ist ihm das Weserland ans Herz gewachsen und das angrenzende Niedersachsen. Ältester deutscher Kulturboden ist hier. Auf dem mosüberwachsenen Unterbau eines altheidnischen Opfersteins ragt ein halbverwittertes Kreuz in die Waldeinsamkeit. Und die stattlichen Kirchen, die efeubewachsenen Schlösser — verträumte „alte Nester", die dem verständnisinnigen Ohre berichten von alter Herrlichkeit, von Leben und Lieben und Leiden in vergangenen Tagen.

Hoffmanns künstlerische Ahnenreihe ist leicht als die große Linie deutscher Landschafterei festzustellen: Prellers großzügige Küstenmalerei, die romantische Heldenstimmung K. Fr. Lessings, Schirmers Waldpoesie, verfeinert durch die Sinnigkeit, das intime Schauen eines Karl Buchholz, mit dem Hoffmann eng befreundet gewesen ist. Das war in Weimar, wo unser Künstler geboren ist und gelernt hat. In der alten Weserabtei Korvei, deren Bibliothek seinem Vater unterstellt war, hat er die Knabenzeit verbracht; nach abermaligem Aufenthalt in Weimar übersiedelte er 1888 nach Berlin. Hier gehört er zu jenen, die im übernervösen Kunsttreiben Ruhe und Sicherheit bewahren, ein aufrechter Mann, gern zur Anerkennung alles Guten, zur Förderung talentvoller Jugend bereit, selber unermüdlich schaffend und wirkend für eine gesunde, tief empfundene Kunst. St.

Digitized by Google

Musik und höhere Schule

Von

Dr. Karl Storck

Die Bewegung „Kunst in die Schule“ litt unter dem schweren Mangel, daß sie zu sehr von außerhalb der Schule ausgegangen war. Ja vielfach lebte in der ganzen Bewegung etwas von dem heute übertriebenen oder jedenfalls arg modisch gewordenen Schulhaß. Ich gebe ja zu, daß innerhalb der Schule noch alle Reformbewegungen oder Neueinführungen allzu langsam vor sich gegangen sind. Umgekehrt haftet aller heutigen Kunstschreiberei eine krankhafte Hast und durchaus unlebendige Verallgemeinerungssucht an.

Man kennt ja die Entwicklung solcher Bewegungen. Der ursprüngliche Gedanke ist gesund und fruchtbar. Um ihn ins Werk zu setzen, bedarf es bei den heutigen Verhältnissen meistens bereits eines Komitees; dann kommen die notwendigen Ausstellungen oder öffentlichen Vorführungen. Um für diese die Teilnahme weiterer Kreise zu gewinnen, muß die Presse mitarbeiten. Der Ton dieser Presse ist, da es sich immer darum handelt, innerhalb einer Überfülle von Stoffen die Aufmerksamkeit gerade auf das eine Pünktchen hinzulenken, übertrieben, reklamehaft. Ist es dann endlich so weit, daß das erste öffentliche Auftreten zustande kommt, so werden tausend Federn in Bewegung gesetzt, darüber zu berichten, daraus Folgerungen zu ziehen und Pläne zu entwerfen. Gerade weil man heute im allgemeinen so ohne allen Halt ist, weil wir eigentlich nichts Großes haben außer der großen Sehnsucht nach Größe, sieht man in allem neu Auftauchenden nicht nur eine Möglichkeit der Rettung, sondern in echt krankhafter Nervosität jedesmal die Möglichkeit. Alles wird dann auf den einen Punkt gestellt, alles andere soll dagegen zurücktreten. Was diesem einen Wunsche entgegensteht, muß nun schlecht oder untauglich sein. Kurz und gut, die ganze Unrast, die krankhafte Nervosität und die bei aller aufgeregten Liebesbeteuerung im innersten Wesen selbstsüchtige Unter-

Digitized by Google

nehmungssucht der heutigen Zeit schießt dann auch auf diesen Gebieten üppig ins Kraut, wo nur ein ganz langsames, sorgsam gehegtes Wachsen gedeihlich wirken könnte.

Bei dieser Art der Bewegung ist ganz selbstverständlich, daß jene Kreise, in die die Reform hineingetragen werden soll, die Übertriebenheit und Einseitigkeit des Unternehmens sofort gewahr werden, daß sie bei der aufgeregten Tonart des Ganzen sich verletzt fühlen und als Gegnerschaft empfinden, was ja eigentlich nur Unterstützung sein sollte. So verschließen sich manche diesen Bewegungen, bekämpfen sie sogar, die eigentlich ihre Träger, oder doch wenigstens ihre Förderer sein sollten. Ist dann die Hochflut der Bewegung vorüber, hat man sich allgemein daran übergeschrieben und übergelesen, so versinkt das Ganze wieder. Es bleibt allenfalls ein Verein, auch wohl eine Zeitschrift; beide vermögen den Katzenjammer, die Verärgerung nicht zu verhüllen. Im Grunde ist es schlimmer als zuvor; denn auf keinem Gebiete ist Unklarheit, Verschwommenheit oder gar Lieblosigkeit des Empfindens verhängnisvoller als in der Kunst.

Um so wertvoller ist es dann, wenn innerhalb der Kreise, in die die Reform hineingetragen werden sollte, über alle Verärgerung und Bedenken hinweg die Erkenntnis Platz greift, daß jene im ganzen so kümmerlich verlaufene Bewegung innerlich auch Gutes in sich trug; wenn nun von diesen Kreisen aus der Versuch gemacht wird, ohne Verletzung der sonstigen Aufgaben das neu Geforderte sich zu eigen zu machen.

Es gehört die ganze, lediglich in der Theorie aufrechtzuerhaltende Lebensfremdheit unseres heutigen Kunstbetriebes dazu, um irgendeine allumfassende Lebensbetätigung so ganz allein auf die Kunst stellen zu wollen, wie es fast bei all diesen Bewegungen „Kunst dem Volke", „Kunst der Schule" u. dgl. verlangt wurde. Es ist nur für den geborenen schöpferischen Künstler natürlich, daß er sein Leben auf die Kunst baue und aus der Kunst heraus gestalte. Und bekanntlich scheitern in keinem Stande so viele Menschen am Leben, wie gerade unter den Künstlern. Für alle anderen Menschen aber darf die Kunst nur einer der Ausflüsse des Lebens sein. Die Harmonie dieses Lebens heischt, daß der Kunst darin nicht gewaltsam ein größerer Raum gewonnen werde, als sich mit der gesamten Betätigung leicht verträgt.

Nicht daß die Kunst in einem solchen Leben etwa bloß Erholung im Sinne von Amüsement darzustellen hätte. In dieser falschen Auffassung ruht der Fluch des Lebens der meisten heutigen Stände. Eigentlich kommen unsere Beamten, unsere Kaufleute usw. heutzutage wenigstens mit ebensoviel Kunst in Berührung wie in den glänzendsten Kulturzeiten der Welt. Ja ich glaube, man darf ruhig sagen, daß zu keiner Zeit den Menschen so viel Kunst geradezu aufgedrängt wurde wie heute. Aber für die meisten dieser Menschen ist die Kunst dann nichts anderes als ein Mittel zu gewöhnlichem Amüsement: sie gehen ins Theater, um sich zu amüsieren; sie gehen in die Kunstausstellung, um einmal dagewesen zu sein, und dann, um nachher im Park zu sitzen; sie gehen in die Konzerte, wiederum weil man dagewesen sein muß, und um Kleider zu zeigen, Freunde zu treffen und nachher in der Weinkneipe sich zu erholen usw. usw. Diese Art eines Verhält-

Digitized by Google

nisses zur Kunst muß auf die Dauer schädigend wirken und jede tiefere Einwirkung der Kunst auf den Menschen unmöglich machen.

Es liegt also keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, an den quantitativ ungünstigen Verhältnissen zwischen Kunst und Leben, daß unsere Zeit so unkünstlerisch ist, sondern lediglich an den qualitativen. Diese Qualität des Verhältnisses ist aber nicht zu verbessern durch Vermehrung des Angebots, sondern nur durch die Veränderung in der Stellung zur Kunst. Diese Veränderung ist auch bei jenen, die wesentlich auf das Kunstgenießen angewiesen sind, dadurch zu erreichen, daß sie den Kunstgenuß sich selber verschaffen. Je mehr dieses Verschaffen gewissermaßen zum Schaffen wird, um so fruchtbarer für das Verhältnis zur Kunst wird es sein.

An dieser Stelle muß sich die Erkenntnis aufdrängen, daß die stärkste Macht für die Erziehung zur Kunst in der Musik liegt. Nirgendwo wird Genießen fast so selbstverständlich zum Reproduzieren wie hier. Nicht nur, daß sehr leicht die unmittelbare Beteiligung zur Erzeugung der Musik im Instrumentalspiel und vor allem im Gesang sich einstellt, sondern auch bei dem nur Zuhörenden ruft die Musik, da sie so immateriell ist, fast notwendigerweise eine starke Phantasietätigkeit hervor; und zwar auch bei den sogenannten unmusikalischen Menschen, worunter ich jetzt nur jene verstehen will, die in keiner Weise befähigt sind, selber zu spielen und zu singen, nicht aber jene, die für Musik unzugänglich sind. Die Zahl der letzteren ist ja ohnehin gering. Gerade diese nicht spielenden und nicht singenden Menschen, die also nicht unmittelbar reproduzierende Musiker werden können, pflegen sich ein Verhältnis zur Musik dadurch zu schaffen, daß sie Phantasievorstellungen aus dem Reiche der Dichtung oder der bildenden Kunst oder auch ihr Verhältnis zur Natur, zur Religion zu Hilfe nehmen. Sie stellen sich bei den Klängen etwas vor, oder es stellt sich ihnen eine wahlverwandte Empfindung ein. In beiden Fällen reproduzieren sie also mit ihrem Empfinden das Vorgetragene.

Es kann sich natürlich auch gegenüber bildender Kunst wie Literatur ein gleiches Verhältnis einstellen, und es geschieht auch bei den wirklich diese Künste empfindenden Menschen. Aber die Gefahr liegt doch unendlich näher, daß andere, nicht künstlerische Interessen überwiegen: sei es gröblich stoffliche Teilnahme oder auch das feinere Verhältnis einer wesentlich formalen Betrachtung oder auch endlich ein mehr gedankenhaftes, verstandesmäßiges Verhältnis zum geistigen Gehalt.

Aus den angeführten Gründen ist in noch viel höherem Maße die Musik die Kunst der Schule. Ich freue mich, diese von mir seit Jahr und Tag vertretene Anschauung jetzt in einer lesenswerten Abhandlung von Joseph Weisweiler: „Das Schulkonzert. Ein Beitrag zur Frage der Kunsterziehung am Gymnasium“ (Leipzig, Quelle & Meyer) aus der praktischen Erfahrung heraus begründet zu finden. Ich möchte an dieser Stelle wenigstens die wichtigsten Ausführungen über den Wert der verschiedenen Künste in der Schule wiedergeben.

„Die meisten, die in Fragen der Kunsterziehung das Wort führen, reden immer oder vorwiegend von der bildenden Kunst, und die wird — trotz aller Anstrengung und Mühe — ihrer Natur nach dieser mächtige Erziehungsfaktor

Digitized by Google

für die Schule nie sein und nie sein können. Aller ‚Kunstunterricht', wie er zumeist verstanden und geübt wird, d. i. alles Reden über die Kunst und ihre Meisterwerke nutzt im strengen Sinne der künstlerischen Erziehung nichts; ja es schadet oft mehr, als es frommt, und die Zeit wird kommen, wo man, durch Schaden klug, die jetzt auf Obersekunda hier und da eingeführte systematische Belehrung über antike Kunst aus gleichen Erwägungen wieder verbietet, aus denen man auch den früher üblichen Literaturunterricht abgestellt hat. ‚Kunst' kann nicht gelehrt, sondern nur ‚erlebt', empfunden werden, und davon ist hier keine Rede, solange man das Kunstwerk nicht selbst vor die Augen der Schüler stellen kann, zumal wenn zwischen die mehr oder weniger gelungene Abbildung und das Auge des Lernenden noch ein fremder, subjektiver Faktor tritt, der wie eine farbige Brille auch den Eindruck des Abbildes noch modifiziert, wenn nicht korrumpiert. Man mag in der Zurichtung und Ausschmückung der Schulräume und ihrer Umgebung so freigebig und aufopfernd sein, als man kann, man mag für den Anschauungsunterricht im engeren und weiteren Sinne noch so reichlich sorgen und die Einführung in die antike und moderne Kunst bildlicher Darstellung aufs weitestgehende betreiben, auch unter planmäßiger Beihilfe des modernisierten Zeichenunterrichtes: im günstigsten Falle kommen wir über die Präliminarien, die Vorstufen der ästhetischen Erziehung hier nicht hinaus. Ja selbst wenn Gelegenheit geboten ist, die Schüler öfters vor geniale Kunstwerke hinzuführen, so wird die Wirkung auf die Masse immer eine fragliche und zweifelhafte sein. Denn das bildliche Kunstwerk selbst heischt ein so geübtes Auge, ein so abgeklärtes Empfinden, wie es die Jugend eben nicht hat, die denn auch — das sollten erfahrene Jugenderzieher wissen — schöne Bildwerke sowohl wie schöne Naturgegenstände mit ganz anderen Sinnen und Gefühlen ansieht, als wir es als Erzieher wünschen müssen. Die bildende Kunst ist, soweit dabei ‚Kunst des Genies' in Betracht kommt, eine Kunst für den reiferen Menschen, vorbehalten einem engeren, bevorzugten Kreise. Sie hat auch in ihrer Wirkung etwas Individuelles, den Beschauer gegen die Außenwelt Abschließendes, in sich Bannendes, was dem Wesen der Schule an sich nicht gemäß ist."

Aber auch die Poesie könne, trotzdem keinem Lehrgegenstande von Anfang bis zu Ende mehr Zeit gewidmet wird, die große ihr zugedachte Rolle der Kunsterziehung nicht spielen. „Dies liegt nicht allein am Lehrer, sondern an der Natur der Sache. Ist es bei der bildenden Kunst die technische Schwierigkeit und der Abstand des Kunstwerkes von dem Empfinden des Beschauers, die eine völlige Bewältigung des Kunstgegenstandes unmöglich machen, so steht bei der ‚Wortkunst' ihrer künstlerischen Wirkung auf die Schule vor allem ihre Gedankenschwere im Wege, ihr geistiger Gehalt, der ihr Wesen ausmacht. ‚Geist fordere ich vom Dichter!' Auch dann, wenn der Geist des Lernenden diesem mehr gewachsen ist und ihn leichter zu fassen vermag, wird doch die schulmäßige Betrachtung stets zwischen dem Geistigen, dem Gedankeninhalte und dem Technischen der Poesie, der sprachlichen und künstlerischen Form, geteilt sein, und das eben wird immer als der Tod der Kunst beklagt. Gleichwohl darf die Schule, die nun einmal nicht allein und nicht zunächst für den Kunstgenuß da ist, trotz aller Ausstellungen

Digitized by Google

die poetische Literatur mit ihren Zöglingen nicht bloß nach ästhetischen Gesichtspunkten behandeln — sie könnte es auch gar nicht —, sondern sie muß an ihr gar vieles andere Wichtige lehren und üben. So kommt denn notgedrungen allzuoft das poetisch Schöne des Gedichtes — der sprachliche Wohllaut, die Einheit von Form und Inhalt, die künstlerische Idee, die Stärke des Affektes — gar nicht zur Geltung, und die Poesie wird im Unterrichte zu einer Kunst wie die bildende, *über* die geredet wird, anstatt daß sie selbst redete. ...

Die *eigentliche Kunst der Schule* ist die ureigene Kunst des deutschen Volkes, die *Musik* im Sinne der Alten, der Gesang oder, wie es bezeichnender heißt, die tonvermählte Dichtung. Künstlerisch schauen und gestalten — mit dem äußeren oder inneren Sinne — ist das Vorrecht weniger Auserwählten: aber singen — ‚wie der Vogel singt' —, das kann und will wohl jeder, der bildsam zur Schule kommt, und ein einfaches Lied schlicht und lebendig vortragen lernt gar bald eine aufmerksame Schar unter der Anleitung eines geschickten Lehrers. Das ist die volkstümlichste aller Künste, bei deren sachgemäßem Betrieb von erster Stunde an alle Momente echter Kunstübung hervortreten: frohe Begeisterung, rege Betätigung der ganzen Persönlichkeit und Anspannung aller Kräfte zur Erreichung des wohl gesteckten Zieles, Freude überwundener Schwierigkeit und Befriedigung des künstlerischen Gelingens: dieses selbst aber eine lebendige Kunstleistung, ein relativ schönes Kunstwerk, das nicht allein den Schöpfer — denn ein solcher ist der Sänger, der dem Liede seine Seele einflößt —, sondern jede gleichgestimmte Seele erfreut und erwärmt. Dazu kommt beim Schulgesang das lebhafte *Gemeingefühl aller Mitsingenden, das Verschmelzen vieler zu einem einheitlichen Ganzen, der wetteifernde Zusammenschluß der einzelnen Kräfte zu großer Massenwirkung*. Ist der Mensch von Natur ein Gesellschaftswesen, das eine an das andere gebunden durch Sprache und Mitgefühl, dann ist die Sangeskunst die natürliche Kunst der menschlichen Gesellschaft, ihr gegeben, die sympathischen Gefühle in Freud und Leid zu schönem, wirksamem Ausdruck zu bringen und die Sänger nicht allein unter sich, sondern auch mit den Hörern in gleichem Gefühl zu vereinigen, auf alle zugleich ihre unmittelbare Wirkung ausübend. Dieser altruistische, ‚soziale' Charakter der Musik, wesentlich auf ein stetes Geben und Nehmen gerichtet, ist ganz besonders dem Wesen der Schule, der Massenerziehung angemessen, auf deren künstlerische Gestaltung nichts mehr und nachhaltiger einzuwirken vermag als der wohlgeleitete Schulgesang vom Anfang bis zum Ende der Schullaufbahn ..."

Man wird diesen Ausführungen eines erfahrenen Schulmannes kaum stichhaltige Gründe entgegensetzen können. Freilich bleibt dann trotzdem die Frage offen, *wie* nun der Musik die Wirkungsgelegenheit in der Schule verschafft werden soll, in welchem Umfange und in welcher Art wir sie in die Schule einführen können. Auch dafür gibt die erwähnte Broschüre wertvolle Fingerzeige. Es ist dabei sicher von Vorteil, daß nicht ein eigentlicher Fachmann hier spricht; denn musikalische Fachleute pflegen in ihren Ansprüchen leicht alles Maß des allgemein Erreichbaren zu verlieren und geraten andererseits zu schnell in die

Digitized by Google

Fragen der Methodik hinein, für die doch gerade auf musikalischem Gebiete eine so unendliche Fülle von Möglichkeiten nach den jeweiligen Verhältnissen besteht, daß, wenn die eine Bedingung guter Lehrkräfte erfüllt ist, man hinsichtlich der Methode dem Lehrer nicht genug freie Hand lassen kann. In der Tat bringt schon das Vorhandensein einer einzigen hervorragenden Singstimme mit angeborenem gesangstechnischen Talente, wie es sich nicht selten in einer Schule findet, ganz andere Möglichkeiten. Ebenso wie die über den Durchschnitt hinausgehenden instrumentalen Fertigkeiten einzelner Schüler dem Gesanglehrer ganz andere Möglichkeiten eröffnen, als man sie einer doch immer nur Durchschnittsverhältnisse in Betracht ziehenden Methodik zugrunde legen kann. Nirgendwo beruht der Erfolg des Unterrichts mehr auf der Persönlichkeit des Lehrers als bei allen musikalischen Dingen. Auf Fragen der Methodik soll denn auch hier gar nicht eingegangen, sondern nur in kurzen Zügen der Umfang gekennzeichnet werden, in dem die Musik in der Schule wirken kann.

Die Musik ist so zu allen Zeiten die bevorzugte deutsche Kunst gewesen, daß man sich in den Schulen niemals viel Sorge um sie zu machen brauchte. Erst recht so lange nicht, als Schule und Kirche Hand in Hand gingen und die Schüler selbstverständlich Sänger der Kirche waren. Außerdem wurde früher im Volke viel mehr gesungen als heute, und im deutschen Bürgerhause wurde früher durchweg gut musiziert. So hatte die Schule ein vorzüglich vorbereitetes Material, und der musikalischen Gelegenheiten des Lebens waren außerhalb der Schule schon so viele, daß die Schule für jene, die sie selber bot, nur wenig zu arbeiten brauchte. Dieses günstige Verhältnis hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte stetig verschlechtert. Mit der steigenden Vernüchterung, Gleichmachung, der steten Erschwerung des Lebens hat der Volksgesang abgenommen. Der Kirchengesang ist in seiner kulturellen Bedeutung auch zurückgegangen: in katholischen Gegenden durch die Pflege einer ihrem Wesen nach unvolkstümlichen Kunst (Cäcilianismus); in evangelischen durch Erstarrung in Überlieferung oder völlige Neubestrebungen auf anderer Grundlage. Überhaupt aber ist die gesamte Schule mehr auf sich selbst gestellt, und es ist nicht so von selbst gegeben, daß die Schuljugend für den Kirchengesang in hervorragendem Maße herangezogen und also durch die von der Kirche gestellten Kräfte gesanglich ausgebildet wird.

Ursache und Wirkung in wechselseitiger Verklammerung haben wir dann bei den allgemeinen musikalischen Verhältnissen des Hauses und des öffentlichen Lebens. Daß die Hausmusik unvergleichlich tiefer steht als vor hundert oder auch noch vor fünfzig Jahren, ist unbestrittene Tatsache. Daß eine der wichtigsten Ursachen für diesen Tiefstand der Hausmusik in der Tatsache liegt, daß die gebildete Männerwelt der Musik immer mehr entfremdet worden ist, ist ebenfalls unverkennbare Tatsache. Nicht zu leugnen ist umgekehrt, daß diese Gleichgültigkeit der gebildeten Männerwelt der Musik gegenüber, oder besser die Unfähigkeit zur Musik in hohem Maße verschuldet ist durch die ungünstigen musikalischen Verhältnisse an unseren höheren Schulen. Mit der Musikmacherei, wie sie meistens von den Frauen im deutschen Hause betrieben wird, kann selbst ein gesunder musikalischer Sinn, wie er den Kindern oft angeboren ist, nur verdorben

Digitized by Google

werden. Jedenfalls aber ist die ganze Art der heutigen Klavierklimperei, der durchweg technisch unzureichenden und geistig halb verblödeten Singerei, wie sie in den Häusern üblich ist, ohne alle Erziehungskraft für die heranwachsende Jugend. Also die Schule ist heute auf sich selbst angewiesen für das, was sie auf musikalischem Gebiete zu erreichen hat; ja sie muß in Zukunft die gebende Kraft sein: von ihr muß zum guten Teil die Neubelebung unserer musikalischen Verhältnisse, die Gesundung unseres gesamten Musikbetriebes ausgehen.

In kunstpolitischer Hinsicht, und damit fällt die kunstsoziale Wirkung zusammen, halte ich den Musikunterricht an den mittleren und höheren Schulen für noch wichtiger, als den an der Volksschule. Das mag fürs erste paradox erscheinen, weil die Volksschule ja unendlich weitere Kreise in sich schließt. Aber zunächst ist das Material der Volksschule zu jung, als daß es sehr weit gefördert werden könnte. Die Volksschule wird gerade hier nie weit über das Elementarste hinauskommen und sich doch am besten darauf beschränken, der Jugend einen möglichst großen Schatz von Liedern ins Leben mitzugeben. Ich weiß, daß unter günstigen Verhältnissen mehr erreicht werden kann, und ich stimme meinem Freunde Jacques-Dalcroze völlig bei, wenn er verkündet, daß wenigstens zwei Drittel aller Volksschüler so weit gebracht werden können, daß sie aus sich selber nachher Lieder zu erlernen vermöchten, daß also ihre musikalische Erziehung in ähnlicher Weise gefördert werden könnte wie etwa ihre Fähigkeit im Lesen oder Rechnen. Der große Genfer Pädagoge hat das ja auch durch die Tat bewiesen. Es sind auch nicht eigentlich musikalische, sondern soziale Gründe, die mich in der oben geäußerten Meinung bestärken. Das Leben, in dessen Kämpfe unsere Volksjugend ja leider so früh hinausgeschleudert wird, ist die stärkste Unterstützung für die Beibehaltung und Vermehrung alles in den eigentlichen Lehrfächern in der Volksschule Gelernten. Lesen, schreiben und rechnen muß der Mensch fast jeden Tag. Singen, Musik treiben braucht er nicht; ja das Verhängnis will es, daß gewöhnlich mit dem Austritt aus der Elementarschule bei der Jugend der Stimmwechsel eintritt, so daß nun ganz von selber eine Zeit kommt, in der die Menschen nicht singen. In dieser Zeit geht außerordentlich viel des bereits Gelernten verloren, und die entscheidende Frage ist dann immer, ob nachher eine so kräftige Anregung zur Wiederaufnahme dieser Kunstübung eintritt, daß nunmehr der praktischen Betätigung und den vielen Lockungen zu andern Vergnügungen die Zeit zu einer ernsten musikalischen Betätigung abgewonnen wird. Das wird nur dann möglich sein, wenn das gesamte Leben als solches den Reiz zu dieser Musikübung in sich trägt, wenn unser ganzes Leben wieder musikalisch geworden ist.

Diese erneuerte Einstimmung unseres Volkes zur Musik kann aber keineswegs von unten, sondern muß von oben kommen. Es geht durch das ganze Volk das Streben von unten nach oben, und dieses Streben offenbart sich zumeist in der Kopie des Lebens der Oberen. Unsere ganze Geschmacksverwirrung auf künstlerischem Gebiete beruht nicht auf Verlotterung der unteren Kreise, sondern auf der der oberen. Das breite Volk hat seine gute Überlieferung in allen handwerklichen Fragen, in Möbelausstattung, Kleidung und Hausbau preisgegeben, weil ihm naturgemäß Besitz und Gewohnheit der wohlhabenderen und gebildeteren

Digitized by Google

Stände als das Ideale, das zu Erstrebende vorkommt. Für die Musik kann man nicht so deutlich den gleichen Beweis erbringen; aber wir haben doch die Tatsache, daß auch in den unteren Volksschichten, sobald sie es nur irgendwie möglich machen können, als das Ideal erscheint, den Töchtern Klavierklimpern beizubringen. Wir haben die Tatsache, daß die meisten übrigen Instrumente auch im Volke, wo sie früher doch so heimisch waren, kaum mehr geübt werden. Wir haben die Tatsache, daß die Männer, ja schon die Jünglinge, immer schwerer zum allgemeinen Gesang heranzuziehen sind. Selbst die Männerchöre haben es schwer, die genügende Zahl von Mitgliedern sich zu erhalten, wenn sie das eigentlich Gesangliche in den Vordergrund stellen und nicht eine Vergnügungsanstalt sein wollen. Dabei braucht man nur zuzusehen, um eine Fülle musikalischer Begabung im Volke zu entdecken. Ich spreche hier aus eigener Erfahrung, die mir den Beweis erbrachte, daß in einem als schier unmusikalisch verschrienen Dörfchen von achthundert Einwohnern, in dem durch den unglücklichen Zufall, daß mehrere Lehrer nacheinander unmusikalisch gewesen waren, alles musikalische Können sehr tief geraten war, sich das volle Zehntel der Bevölkerung als musikalisch durchaus brauchbar erwies und im kurzen Zeitraum von zwei Jahren zu höchst achtbaren Chorleistungen in kirchlichem und weltlichem Gesang zu führen war.

Das Unglück beruht darin, daß alle die Männer, die durch Beruf oder auch nur durch ihre soziale, sogar vielleicht durch rein ökonomische Stellung Erzieher oder Vorbilder der Masse sind, musikalisch nicht fördernd, meistens aber hemmend wirken. Denn solche unmusikalischen Vertreter der höheren Stände wirken zunächst selber nirgendwo auf Ausübung von Musik hin, sodann haben sie naturgemäß für die Bedeutung der Musik im Volksleben, bei Volksfesten und dergleichen kein Verständnis. Drittens fehlt die außerordentliche Macht des eigenen Beispiels. Wie oft haben Geistliche und Verwaltungsbeamte manche vielleicht etwas verwilderte, aber im Kern gute Volksgebräuche bekämpft und verboten. Wir haben ja dafür zahlreiche Beispiele, vom Verbot der Spinnstuben an bis zur Entziehung von Zuschüssen für allerlei Gemeindefeierlichkeiten, mit denen die Musik aufs engste verknüpft war. Noch schlimmer ist der Mangel des Beispiels durch eigene Musikübung. Was hat es früher selbst an entlegenen Orten eine Fülle guten Kammermusikspiels gegeben, als es noch Sitte war, daß jeder irgendwie musikalisch Begabte irgendein Instrument lernte und nicht alles der unheimlichen Klavierseuche verfallen war. Jetzt hält es sogar in Städten schwer, aus Dilettanten ein einigermaßen brauchbares Streichquartett zusammenzubringen. Ich kenne da ein Beispiel aus einem elsässischen Dorfe, dessen Amtsrichter ein guter Geiger und ausreichender Cellist war. Er hat es bald so weit gebracht, mit den Lehrern, dem Pfarrer und einem Apotheker Sextett spielen zu können. Sie hielten ihre Musikübungen nicht unter strenger Klausur ab, sondern an schönen Sommertagen spielten sie auf der Veranda des amtsrichterlichen Hauses und freuten sich der aufmerksam lauschenden Zaungäste. Es gibt heute in jenem Dörfchen ein ganz brauchbares Orchester, und das ist nur auf dieses Beispiel und die dadurch gewonnene Anregung zurückzuführen.

Es liegt im Wesen der Musik, daß es den Musikalischen auch zu öffentlicher Betätigung drängt, daß es ihn nicht nur nach Spiel, sondern auch nach Zuhörern

Digitized by Google

verlangt; daß er Mitspieler zu erhalten trachtet und deshalb der Ausbildung eines irgendwo vorhandenen Talentes seine Aufmerksamkeit schenkt. Der Gelegenheiten zur Wirkung, die einem aus sozialen Gründen geachteten Manne gerade in musikalischer Hinsicht erwachsen, sind unzählige. Für alle diese Männer ist es die Schulzeit, in der die Musik fürs Leben ihre wirkungsvollste Nahrung erhält: und zwar gerade das Gefühl für Ensemblespiel, für gemeinsames Musizieren. Wird nicht während der Schulzeit die Neigung zu dieser so köstlichen und für die geistige und soziale Bildung so unschätzbaren Art der Musikpflege geweckt, so findet sich später nur selten mehr Gelegenheit dazu. Auch der musikalisch ungewöhnlich Begabte wird dann zum Einspänner.

Hierin liegt für mein Gefühl die außerordentliche Bedeutung des Schulorchesters, dessen Wert ich entgegen dem Verfasser der Broschüre sehr hoch anschlage. Zunächst ist es keineswegs gesagt, daß diese Orchesterleistungen in bösartigem Dilettantismus stecken zu bleiben brauchen. Es gibt eine große Masse vielstimmiger Kammer- und kleiner Orchestermusik, zumal in der älteren Literatur, die sehr wohl von den Durchschnittskräften eines Schulorchesters bewältigt werden kann. Erreicht aber wird durch ein Schulorchester vor allen Dingen die Pflege verschiedener Instrumente. Das aber ist die Vorbedingung für das Zustandekommen von Ensemblespiel im späteren Leben; denn es ist eine alte Erfahrung, daß, wer erst einmal aus irgendeinem Grunde eines der sonst wenig gebräuchlichen Instrumente erlernt hat, auch später sich zum Studium eines neuen leichter bereit findet.

Im übrigen ist aber natürlich der mehrstimmige Gesang die eigentliche musikalische Betätigung der Schule. Er ist darüber hinaus überhaupt die beste künstlerische Betätigungsform der Schule. Auf allen anderen Gebieten wird man fast notwendigerweise im Unzulänglichen stecken bleiben. Für die Musik dagegen besitzt die Schule in ihrem gemischten Chor, „der bei Vollanstalten leicht 150 Schüler und mehr umfaßt, die beste Unterlage für eine allen künstlerischen Anforderungen genügende Konzertaufführung, zumal da sich wohl immer einzelne Stimmen durch Kraft, Reinheit und Geschmeidigkeit von den anderen genugsam abheben, um für kleinere Aufführungen einzelne Solopartien zu übernehmen. Auch läßt sich aus den Schülern der Oberklassen immerhin ein kleiner, bescheideneren Anforderungen entsprechender Männerchor zusammensetzen. Damit ist dann die Möglichkeit geboten, nicht allein Chöre aller Arten und Gattungen und Einzellieder der verschiedenen Stimmen, wie sie jetzt mehr beliebt zu werden scheinen, sondern auch gemischte Kompositionen, Singspiele mit Chören, Teile von Oratorien und Opern, Chorwerke mit eingelegten Sologesängen und dergleichen je nach Befund und Bedarf vorzutragen, und wenn hierzu noch einige Instrumente treten, ein Streichquartett oder ein kleines Orchester, dann sind alle Voraussetzungen für ein gutes Konzert vorhanden, wie kein Männergesangverein sie in sich vereinigt."

Ich glaube, daß Weisweiler mit Recht dafür eintritt, daß die Schule kein Bedenken tragen sollte, für ihre Veranstaltungen dann Hilfskräfte heranzuziehen. Sie bildet selber den Chor und damit die Hauptkraft und scheue sich nicht, Berufs-

Digitized by Google

musiker als Orchesterspieler und Solisten zu gewinnen. Denn nur auf diese Weise kommen wirklich allen künstlerischen Ansprüchen genügende Aufführungen zustande. Und das ist die Hauptsache. Es bleibt auch hier die Hauptaufgabe der Schule, möglichst Vollkommenes zu leisten und vor allen Dingen für das Leben vorzubereiten. „Erst in dem Zusammenwirken mit dem Orchester und in der Abwechslung mit dem Sologesange kann der geschulte Chor seine volle Kraft und Ausdrucksfähigkeit entfalten, und diese Art des Singens und Hörens ist nicht allein in höherem Grade genußreich, sie allein bildet auch Sinn und Geschmack für die Art von Musikaufführungen, die am meisten und am besten im Leben großer und kleiner Städte geboten wird. Die Schule hat ja nicht allein die Aufgabe, singen zu lehren: sie soll allen Schülern, wenn nicht musikalische Kenntnisse und Fähigkeiten, so doch musikalischen Geschmack, Freude an edler Musik und ihren Kunstwerken vermitteln. Die bessere Hälfte des Musizierens nennt Kretzschmar gutes Hören, und er schätzt besonders hoch die ‚innere Musik, die sich nicht im Spielen und Singen offenbart, sondern in den Schweigenden und Passiven oft viel stärker tönt als in den Fachleuten'. Diesen ‚schweigenden', nicht singenden Schülermassen gelten besonders die Konzertaufführungen — denn die Musik ist eine Kunst für alle —, und es ist klar, daß für alle nichts so instruktiv und nutzbringend sein kann wie die gute Aufführung größerer Tonwerke mit Solopartien und begleitenden Instrumenten, nichts auch für ihre Lebens- und Geschmacksrichtung so bedeutsam und bestimmend."

Noch in anderer Hinsicht stimme ich Weisweiler vollkommen bei, wenn er die Tätigkeit dieses Schulchores nicht auf die Mitwirkung bei den üblichen Schulfesten beschränkt wissen will, sondern das Schulkonzert, das selbständige Hervortreten dieses Chores in öffentlichen Leistungen verlangt. „Daß ein gelungenes Konzert ein großes Fest für die Schule ist, ein Fest, an dem alle, Schüler und Gäste, innerlich beteiligt sind, weiß jeder, der an einem solchen teilgenommen. Schon die Vorbereitungen zeigen dies an. Begegnet auch der Gedanke eines Schulkonzertes zunächst bei Sachverständigen mißtrauischem Bedenken und Achselzucken, so erregt er, der glücklichen Verwirklichung näher rückend, allgemeinere Teilnahme und lebhafte Spannung. Alle Schüler, die singenden wie die hörenden, betrachten das Gelingen des Werkes als ihre persönliche Angelegenheit und unterziehen sich mit Freude allen Proben und Vorarbeiten, und alle, welche der Schule nahestehen, sehen mit froher Spannung der Aufführung entgegen. Die Sache der Schule — der halb vergessenen, wenn nicht ein zufällig fallender Stein das Wasser kräuselte — wird zur Gemeinsache. Und das Fest selbst, ein schönes, großes Familienfest, ein ‚Elternabend', wie er sein soll! Hier steht die Schule, wie alle fühlen, ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe, ihrer Gemeinde nicht allein die Hüterin der Wissenschaft, sondern auch der schönen Kunst in Worten und Tönen zu sein und in der wilden Brandung des Lebens die Fackel der Begeisterung für die schönen Ideale der Menschheit hochzuhalten."

Es wird auch jeder, der auf diesem Gebiete gearbeitet hat, wissen, daß nur solches öffentliche Hervortreten eines Chores diesen zur Anspannung aller Kräfte bringen kann. Das liegt in der Natur der musikalischen Übung, die, je mehr sie als

Digitized by Google

das künstlerische Zusammenwirken vieler auftritt, um so mehr die Wirkung auf eine Gesamtheit verlangt.

Es versteht sich von selbst, daß so hohe Leistungen von der Schule nur erreicht werden können, wenn an ihr der Musikunterricht von einem tüchtigen Fachmann gegeben wird. Daß diesem Manne innerhalb des Lehrerkollegiums wie gegenüber den Schülern eine Stellung geschaffen werden muß, die in sich genau so viel Autorität besitzt wie die jedes anderen Lehrers, sollte selbstverständlich sein. Wie es bisher so oft gehandhabt worden ist, daß der Gesangsunterricht an der Schule allen möglichen Zufälligkeiten überlassen, ja geradezu als notwendiges Übel mitgeschleppt wird, da man doch bei den Schulfesten ein paar Lieder singen muß, ist der Schule und der Kunst unwürdig und hat vor allen Dingen zu den üblen Verhältnissen beigetragen, die wir an den meisten Orten zu beklagen haben. Auf der anderen Seite aber ist bei wirklich künstlerischer Pflege der Musik an der Schule das hohe Ziel zu erreichen: echte Kunsterziehung der Schülerwelt selber durch die Kunst, wahrhafte Heranbildung der Jugend für den Genuß der Kunst im späteren Leben und Vorbereitung der zu den höheren Lebensstellungen Berufenen zur Erfüllung der hohen Aufgabe, Kunsterzieher zu sein für das Volk.

Vom Liede und seiner Mission

Sinnen wir über das Wesen der Liedkunst nach, so entsteht in uns die natürliche Frage: Was ist das Lied eigentlich? Und die Antwort lautet: Ein menschliches Kunstgebilde, aus Dicht-, Ton- und Vortragskunst innig verwoben; oder einfacher gesagt: ein gesungenes Gedicht. Aber, so grübeln wir weiter, wie entsteht es und warum? soll es einen Zweck erfüllen, oder stellt es ein absichtsloses Spiel der Phantasie dar?

Nun, jede Kunst entstand ursprünglich und entsteht noch durch ein bloßes Spielen unserer Sinneskräfte, also aus Lebenslust. Doch bald verbindet sie sich mit der Arbeit, diesem Tun aus Lebensnot, und sucht solche Tätigkeit zu verzieren, zu verschönen. Aus dieser Gebrauchs- oder Handwerkskunst entwickelt sich nach und nach erst die reine Hohekunst, die geistigen Schmuck und Zierat für unser Dasein schafft, es zu verschönen, zu veredeln, zu beseelen trachtet. Denn alle Kunst dient dem höchsten Zwecke des Lebens: dessen Aufstieg, seine Höherentwicklung zu fördern, indem sie die menschlichen Sinne wohltuend anregt — sie erfreut. Der einzelne wie die Allgemeinheit, Schaffende wie Genießende erleben es so: Ein rechtes Kunstwerk befreit innerlich von Daseinsnot und -leid, es wirkt erhebend, befreiend und — sei es auch noch so ernst — letzten Grundes erfreuend! ... Auch beim Liede erfahren wir das gleiche: Denn schon in seinen einfachsten Gestalten, als Kinderliedel, Vierzeiler, Tanz- oder Marschlied usw., erweckt es stets Lebensfreude; es würzt und erleichtert die Arbeit und verschönt unser Ausruhen nach ihr. Das war sein freundlicher Beruf von jeher und wird es immer bleiben, in welchem Gewande es auch unter uns „Mühselige" treten möge.

Das Lied, dieser treue Gefährte der Menschen seit Urzeiten her, wandelt in vielerlei Gestalten auf der Erde und hat zu verschiedene Namen, als daß sie hier alle aufzuzählen wären. Deutlich läßt es den Werdegang der Menschheit, die sich körperlich und geistig stetig höher entfaltete, erkennen und gibt ein klares Spiegelbild ihres jeweiligen Kulturzustandes. Aber auch die

Digitized by Google

Eigenarten der Völker klingen hell aus ihren Liedern — ein Echo der Volksseele möchte man sie heißen! Darum lieben wir sie auch, und besonders uns Deutschen sind sie heilig-ererbtes Gut: denn aus ihnen duftet der Heimatboden wider, klingen die Stimmen der Kindheit zurück, schauen die Augen der Lieben uns an, und tausend innige Gefühle wie unsagbare Gedanken umfluten uns, wenn wir ihre süßen Weisen vernehmen. — Doch wie es immer schwache und starke, grobe und feine, niedere und edle Menschen, auch „gute und böse Staatsbürger" gegeben hat und gibt, so erklingen von jeher auch lustige und ernste, rohe und feine, flache und tiefe, sinnige und unsinnige Lieder in deutscher Zunge. Sie alle, ob einfacher Art oder komplizierten Wesens, müssen im Grunde genommen „Unsere Volkslieder" geheißen werden. Denn jedermann singt sie ja, allen gehören sie an; und ebenso wie „das Volk" und „die Gebildeten" ineinander übergehen, so auch die sogenannten „Volks-" und „Kunstlieder". Wer vermöchte solche Begriffe abzugrenzen? Was dem einen bedeutend oder schön, erscheint dem andern unbedeutend oder häßlich, und manche finden etwas einfältig, was andere vielfältig nennen. Wir Menschen stufen uns eben unendlich nach unseren Veranlagungen und deren Ausbildung ab, und unser Urteil über Werke der Kunst wandelt sich mit den Jahren. Dennoch bringt jeder eine gewisse Eigenart mit ins Leben, die ihm verbleibt trotz aller Bildung, und dieser angeborene Geschmack verrät sich z. B. deutlich in einer Vorliebe für irgendwelche Lieder.

Uns Deutschen wird oft ein gewisser Überschuß von Gemüt, ein Überwiegen der Gefühls- vor Verstandeskräften nachgesagt. Auf unsere Frauen trifft das unbedingt zu: es ist ihre glückliche Wesensart; während die des Mannes eine umgekehrte Richtung annimmt. Aber trotzdem wir die schärfsten Denker hervorgebracht haben, erwuchsen auch die gefühlsreichsten Künstler — Musiker wie Mozart, Beethoven, Schubert — unter uns. Daher erscheint es keine Überhebung, zu behaupten, daß im deutschen Volke und Lande, wo nordisches und südliches Menschentum sich die Hände reichen, auch die menschliche Seele — diese mit allen Sinnen bespannte Harfe — am vollsten in tiefen und hellen Tönen erklingt. Ein Zeuge erstand uns dafür in Wolfgang Goethe. Diese große Menschenseele sang eine herrliche Lebensmelodie echt deutscher Art, begleitet von weiten Harmonien tiefer Gedanken, durch welche überall in zarten Obertönen feinste Gefühle mitschwingen. Solche verklären besonders lieblich seine kleinen Gedichte, diese geborenen und daher tausendfach vertonten Lieder! Sie sind bekanntlich jenen alten Volksgedichten bewußt nachgebildet, deren hohe Bedeutung zu Ende des 18. Jahrhunderts wieder erkannt wurde, weil sie in Wort und Weise gar deutlich deutsches Wesen in seiner bodenständigen Eigenart verkünden.

In der Blütezeit unseres Volksgesanges, um 1600 etwa, als wir Deutsche uns im großen Reiche einig und stark fühlten, erklangen überall in hohen und tiefen Schichten die gleichen Lieder, welche — da sie alle dasselbe deutsche Wesen atmen: Schlichtheit, Gemütstiefe, Wahrheit und Innerlichkeit — damit auch ein einigendes Band für weiteste Volkskreise bildeten. Damals trat die hohe Bedeutung, die schöne Mission des Liedes deutlich zutage.

Aber bald ging, durch lange Religionskriege und Fürstenzwiste, diese seltene deutsche Einigkeit verloren. Unser Volk erkrankte, sog fremde Gifte ein, und alle Kunst lag danieder; so besonders unser Liederschaffen und -singen ... Da, gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, ermannten sich die deutschen Stämme; es erstanden ihnen geistige Führer auf allen Gebieten; die Künste, insbesondere Poesie und Musik, erblühten in frischer Jugend, und in deren Vermählung zu herrlichen Liedern fand die neu erwachte Lebenslust des deutschen Volkes ihren schönsten Ausdruck.

Nur ein Name sei genannt: Franz Schubert! Er, ein junger Siegfried, schmiedete seine Lieder, diese Sinnbilder deutscher Kraft und Innigkeit, und hinterließ „Notung, das neidliche Schwert" seinen Nachfolgern zur Hut. Diese hämmerten und schärften die Klinge weiter und glätteten sie immerfort, bis sie heute in den Händen moderner Liederkomponisten — unserer Konzertgrößen — ein eleganter Degen geworden, gar biegsam, nur zu schmiegsam! ... Neben

Digitized by Google

Schubert, dieser deutschen Nachtigall, sangen Drosseln, Grasmücken und Lerchen ihre lieblichen Weisen, auch Finken und Spatzen zwitscherten darein. Doch dieses Sperlingsvolk nahm sehr überhand, besonders in den großen Städten, und dort in Straßen und Gärten treibt es nun sein freches Wesen; es pfeift die lockersten Weisen, deren gemeine Texte bei Vornehm und Gering wohlbekannt sind: sie erklingen ja allabendlich in den beliebten Variété-Salons, diese neuen „Volks-Chansons". O Deutschland! ... Daneben freilich werden auch in prunkvollen Sälen kunstreichste Gesänge bei verkünsteltstem Vortrage dargeboten. Man bewundert sie und geht ungerührten Herzens davon. Was können auch diese künstlich ersonnenen Melodramen, diese Wiegenlieder mit virtuosenhafter Klavierbegleitung (oder gar bei rauschendem Orchester), diese Chorballaden von instrumentaler Wirkung unseren musikdürstenden Seelen geben?: Wir hungern nach einfachem Wohlklange, und unser Gefühlsleben geht, trotz all diesem vielfältig-verständigen Klingklang, zugrunde! Denn daß Musik nicht Geräusche pflegen, sondern in erster Linie dem Ohre wohltun, wie allen Sinnen zur Freude gereichen soll, scheinen viele der heutigen Komponisten vergessen zu haben. Unsere Tagesgrößen schildern am liebsten nur verzehrende Leidenschaften oder „malen" zerrissene Gedanken; die Gestaltung inniger Gefühle zu schwungvollen Schönheitslinien gelingt ihnen selten. Und gerade solches: das Fühlen des Menschenherzens, dessen pochende Rhythmen in Tönen wiederzugeben, ist doch die hehre Aufgabe der Tonkunst. Musik vermag allein durch das Gehör auf unsere Seele mächtig einzuwirken: sie beherrscht das Reich der Klänge; die Gebiete des Schauens oder Denkens aber sind ihr verschlossen. Wohl mag auch unser Verstand sich hin und wieder an kunstvoll verschlungener Themenarbeit ergötzen, aber solche erschließt nicht die höchste Macht der Tonkunst. Und wenn unsere Programmkünstler gar reine Gedankengänge in „farbigen Klängen malen" wollen, so versuchen sie dasselbe, was ein Maler tut, der Tonmotive zeichnen will.

Dieses Bestreben, die Grenzen der Musik zu überschreiten und Gedanken durch Töne illustrieren zu wollen, verwirrt das heutige Liederschaffen vielfach. Man behandelt bei allen höheren Liedern die Singstimme einfach deklamatorisch (sie vermag ja, gottlob! nicht nachzudenken), während alles übrige als Gedankenwiedergabe der Begleitmusik zufällt, die sich darum krampfhaft an die Wortbegriffe eines Gedichtes klammert und diese melodisch darzustellen sucht. Wenn doch unsere Komponisten bei wahren Poeten nachfragten, wie ein Gedicht entsteht, und dann über das verschiedene Wesen von Poesie und Musik nachsinnen wollten! Sie würden jene Irrwege wohl vermeiden.

Jedes lyrische Gedicht — und nur Lyrik kommt für das Lied in Betracht, auch in der Ballade — erwächst aus einem starken Gefühle, das durch irgendwelchen Anreiz entstanden, sich mit Gedanken und Bildern vermischt und zu Wortbegriffen verdichtet, die, anschaulich und gefühlsreich, das Empfundene in eine kunstvolle Form zusammengefaßt, klar zum Ausdrucke bringen. Nunmehr ein fertiges Kunstwerk, erwacht es aber erst gesprochen zum vollen Leben und bringt von Mund zu Ohr in andere Seelen ein, wo es seinen Widerhall findet. Denn ein Gedicht kommt deklamiert (bei entsprechendem Vortrage) zur höchsten Wirkung — bloß gelesen, wirkt es nie so unmittelbar. Soll es sich nun zu einem Liede emporgestalten, so muß es von einer dem Dichter verwandten Musikerseele erfaßt und tief nachempfunden werden, da es Aufgabe des Tondichters ist, jene Gefühle, aus denen es geboren, richtig aufzuspüren und sie in melodische Tongebilde zu verwandeln. Denn indem die menschliche Stimme im Liede sich vom Sprechtone zum Gesange erhebt, begibt sie sich aus dem Bereiche der Gedanken zurück in das der Gefühle: singend löst sie die starren Kristalle der Wortbegriffe wieder zu flüssigen Gefühlslauten auf und umkleidet die festen Umrisse der Dichtung mit den weichen, verschwimmenden Konturen des Klanges. Ein Lied vermag daher die Schönheit eines Gedichtes auf das Höchste zu steigern, wenn seine Musik sich der Poesie ebenbürtig anreiht, indem sie ihre Gefühlswerte hervorhebt und ihren Gedankeninhalt nicht verwischt. Das geschieht durch eine sinn- und schwungvolle Gesangsmelodie und anschmiegende Begleitung. Nicht jedes Gedicht

Digitized by Google

ergibt ein rechtes Lied, und sogenannte Gedankenpoesie sollte überhaupt nicht durch eine versuchte Vertonung verzerrt werden. Einfache Lyrik, die irgendein tiefes Gefühl in schlichten Worten kündet, verlangt ebensolche Musik; sie gelangt in einer bloßen Melodie zur reinsten Darstellung, und je ausdrucksvoller diese, um so weniger bedarf sie weiterer Begleitung. Wenn dann Wort und Ton Hand in Hand schlichten Sinnes in völliger Übereinstimmung zusammen wandeln, entstehen wohl jene süßen Volksweisen, die unschuldigen Herzen so vieles zu sagen haben. Dagegen können gewisse Dichtungen, aus denen tiefe Gedanken leuchten, durch eine bloße Gesangslinie nicht ausgeschöpft werden, sondern sie verlangen gebieterisch nach instrumentaler Begleitung, die aus den gegebenen Gedankenbildern einen musikalischen Hintergrund, die Stimmung schafft. Solche kunstvollen Liedgebilde verdienen daher wohl die Bezeichnung „Kunstlied". Aber zum Glücke gehen einfache wie vielfältige Liedarten immerfort ineinander über, gerade wie unser Fühlen fortdauernd zum Denken und wieder zurück zum Fühlen schwingt. Diese Erscheinung, auch Seele genannt, zeigt sich in jedem Kunstwerke; je stärker und tiefer sie auftritt, um so größer sein innerer Wert: Sie bedeutet sein innerliches Gleichgewicht, seine Gesundheit, seine Schönheit.

Gesund und schön — wenn es doch alle Kunst wäre! Gesundheit — das ist der für uns Menschen vor allem so erstrebenswerte Geisteszustand, da er den gleichen körperlichen nach sich zieht; ihn sollten alle Kunstwerke widerspiegeln, dann würde ihr Genießen ihn auch wieder hervorrufen und fördern. Solches aber erscheint als die hohe Mission aller Kultur, aller Kunst, also auch die des Liedes! Und kein anderes Gebilde unserer schöpferischen Phantasie vermag diese Aufgabe besser und leichter zu erfüllen als gerade das Lied, dieser Liebling der Menschenseele seit ältesten Tagen. Pflegen wir daher unsere deutschen Liedlein mit warmen Herzen, behüten wir sie vor Verflachung, Verkünstelung und vor Vermischung mit fremdem Wesen! Nein, lassen wir unsere angeborene Eigenart: schlichte Gemütstiefe und wahres Empfinden, darin getreulich zum Ausdrucke kommen. Mögen andere diese als eine Schwäche ansehen: in ihr ruht doch unsere beste Kraft. Denn auf völkischer Eigenart basiert die Stärke jeder Nation; sie bringt auch jene bodenständige Kunst hervor, die als höchste Offenbarung der im Menschen wirkenden Lebenskraft anzusehen ist. Kunst ist das Hohelied der Menschheit: Singen wir es mit einfach-reinen, tief-innerlichen, echt-deutschen Gemütstönen, dieses Lied der Daseinsfreude, uns und der horchenden Welt zur frohen Erbauung!

R. Hübner

Digitized by Google

Die Verpestung des öffentlichen Empfindens

In einem literarischen Fachblatte sucht ein Berliner Verlag „für eine ab Oktober laufenden Jahres erscheinende Wochenschrift schon jetzt ... aktuelle Sensations- und interessante Affären privaten bzw. öffentlichen Charakters. Strengste Diskretion wird den Mitarbeitern zugesichert."

Wir werden also von Oktober ab ein Fachblatt für Schmutz und Skandal, gleichzeitig ein ausgezeichnetes Mittel für Zerstörung des Privatlebens, für Verleumdung und Beschmutzung jeder irgendwie mißliebigen Person besitzen. Das ist ein Fortschritt gegen die bisherigen Verhältnisse, wo wir zwar auch bereits Blätter genug besaßen, die jedes Gerücht willig aufgriffen und zu veröffentlichen sich beeilten. Man konnte ja in der nächsten Woche widerrufen. Außerdem war dann das Geschäft für eine Wochennummer gemacht. Denn dazu bedarf es eines Schlagwortes für den Straßenverkauf; zu diesem Lockruf aber eignet sich am besten ein vielverheißender Skandal. In verschiedener Art wird der Artikel zubereitet. Aber ob der Grundton lachende Frivolität oder teutonische Entrüstung ist, die pikante Sauce fehlt nie, und ebenso sicher stellt sich der geschäftliche Erfolg ein. Der wird auch dem neuen Unternehmen nicht fehlen. Für Kammerdiener, Zofen, Lakaien und Kutscher eröffnet sich die Aussicht auf eine glänzende journalistische Laufbahn.

Doch Spott reicht hier nicht aus. Dürfen wir uns diese wachsende Entartung und Verwilderung unseres öffentlichen Lebens gefallen lassen, bei der kein Mensch mehr seines moralischen und geistigen Lebens sicher ist? Zutreffend hebt Richard Nordhausen im „Tag" hervor: „Nach den letzten Prozessen, die so viel übelriechenden Unrat ins Land gepumpt haben, ist der Wunsch ziemlich allgemein geworden, Unbeteiligte vor dem Gestank zu schützen. Man hat den Ausschluß der Öffentlichkeit bei Beleidigungsklagen empfohlen, will den Richtern das Recht auf Erlassung von Schweigegeboten einräumen, scheut also offenbar nicht davor zurück, gewisse bedeutungsvolle, schwer erkämpfte Sicherungen der Rechtspflege wieder zu beseitigen. Nur um ekle Skandale nicht auf die Straße bringen zu lassen, will man den Richter mit autokratischen Vollmachten ausstatten und seine Amtshandlungen der wachsamen Kritik der Öffentlichkeit entziehen. Gut so. Gegen die Verpestung der Gemüter, vor allem gegen die gewissenlose oder leichtfertige Vergiftung des Jungvolkes ist jedes Mittel recht. Aber welchen Zweck kann die Vermauerung der Gerichtssäle haben, wenn es gleichzeitig erlaubt ist, viel ärgeren Schmutz aus den Zeitungsspalten zu ergießen? Wenn der vereidigte, dem Gesetz, Gott und dem König verantwortliche Richter zwar in strenger Klausur sitzt, jeder Unverantwortliche und Unbekannte dagegen auf die Rostra steigen und für fünf bis zehn Pfennig allem Volke das Geheimste und Abscheulichste verraten darf? Soll der Strafprozeß reformiert werden, so muß auch das Preßgesetz dran glauben. Und die berufenen Vertretungen der Zunft mögen bei-

Digitized by Google

zeiten Vorschlägen nachsinnen, die der Kloakenjournalistik ein Ende machen und das Privatleben unbedingt schützen."

Jawohl, auch das Preßgesetz reicht gegen dieses Preßgesindel nicht aus; erst recht nicht, wenn — im allgemeinen eine unbedingt zu unterstützende Forderung — der Zeugniszwang der Presse aufgehoben werden sollte. In der oben angeführten Anzeige wird den Mitarbeitern „strengste Diskretion" zugesichert. Also können die „Enthüller" ihr Handwerk in vollkommener Sicherheit treiben. Das Streben aller anständigen Journalistik geht dahin, die Nennung des Verfassernamens auch für die Arbeiten der Tagespresse durchzusetzen. Hier soll dagegen die übliche Anonymität für ein ebenso verwerfliches, wie jedes gesunde Volksempfinden gefährdendes Beginnen von neuem nutzbar gemacht werden. Dagegen muß die ganze anständige Presse einhellig vorgehn und mit allen Kräften das Anstandsgefühl in der Leserschaft stärken, auf daß die Schmutzpiraten nicht ihr „Geschäftchen" machen.

Es ist ohnehin auch für die anständig fühlende Presse unter den bestehenden Verhältnissen schwierig, nicht auch ihrerseits zu der Verwirrung des Volksempfindens beizutragen. Die heute übliche Berichterstattung, von der möglichstes Eingehen auf alle Einzelheiten und weitreichende Ausführlichkeit verlangt wird, muß eine verhängnisvolle Wirkung üben. Ich meine nicht nur Fälle wie den Prozeß Eulenburg, wo Millionen ausführlich über Verirrungen der menschlichen Natur unterhalten werden, von denen sie zuvor keine Ahnung hatten. Auch sonst ruft alle ausführliche Beschäftigung mit irgendeiner Person fast naturgemäß ein solches Interesse an ihr hervor, daß es sich für den wenig kritisch veranlagten Menschen fast unvermerkt in Teilnahme, ja in Sympathie verwandelt. Was haben wir in den letzten Jahren in der Hinsicht alles erlebt! Weiß Gott, wir haben keine Ursache, über den Nasi-Rummel der Süditaliener zu lachen. Die amoureuse frühere Kronprinzessin von Sachsen ist als Idealistin, die mit dem Sprachlehrer ihrer Kinder durchgebrannte Ausleberin als ihrer Kinder beraubte Dulderin gefeiert worden. Im Falle Hau wurde gegen die Justiz Sturm gelaufen, weil sie einen Schurken aburteilte. Und jetzt der Fall Grete Beier? Man sucht umsonst nach einem Grunde, der für diese brutale Mörderin aus Habgier als Entschuldigung gelten, geschweige denn für sie Sympathie wecken könnte. Und dennoch stellt sich nachträglich wieder der Sympathierummel ein, wohlverstanden erst nachdem man sich in gemeinster Weise an der Hinrichtungsszene selber den sensationellen Nervenschauer geholt hat.

Ich sehe in allen diesen Dingen die gleiche Erscheinung, die wir bei jedem Räuber- oder Verbrecher- oder Detektivroman beobachten können. Die Gerichtsberichte bewirken für den wirklichen Verbrecher das gleiche, wie der Roman für seinen Helden: Teilnahme. Es geschieht nichts, rein gar nichts, um diese abzukühlen, um das Empfinden richtig zu lenken; aber die ganze sensationelle Aufmachung, die beigegebenen photographischen Bilder, die pflichtgemäß halb pikant, halb sentimental gehaltenen „Stimmungsbilder aus dem Gerichtssaal" tragen dazu bei, dieses Empfinden zu verwirren, zu verpesten. S.

Backfisch-Literatur

„Bücher haben Seelen! Sie tragen in des Nebenmenschen Seele Fluch oder Segen ihrer eigenen Art." Wildenbruchs wahres Wort offenbart die außerordentliche Wichtigkeit der Bücherwahl für das heranwachsende Geschlecht. Gerade jetzt, wo man endlich daran geht, die Schulerziehung der jungen Mädchen wenigstens einigermaßen umzugestalten, liegt die Frage nahe, ob denn die ungeheure Macht der Lektüre für die Heranbildung des weiblichen Geschlechtes nutzbar gemacht wird. Gerade weil das Leseverlangen der jungen Mädchen so stark ist, hat man hier ein großartiges Erziehungsmittel in der Hand.

Digitized by Google

Leider muß man mit Ilse von Horer im „Eckart“ feststellen, daß es um dieses Erziehungsmittel so übel bestellt ist, daß keinesfalls von einem Nutzen dieser Lektüre, sehr oft von schwerer Schädigung gesprochen werden muß. „Ich erwarte von solchem Buche dreierlei: daß es lebenswahre Vorstellungen entwickle, in gesunder Weise die Phantasie anrege und das Erkennen der Lebenswerte lehre. Wer unter diesen drei Gesichtspunkten, die doch wahrhaftig nichts Unbilliges verlangen, die Literatur für junge Mädchen betrachtet, muß zu dem traurigen Resultat kommen, daß sie im Durchschnitt auch nicht einer dieser Forderungen gerecht wird.“

Drei Grundtypen von Mädchenbüchern sind festzustellen, die immer wiederkehren, etwas anders frisiert, im Grunde immer dieselbe Geschichte. Zunächst: der Lebensgang eines Mädchens von 13 bis 17 Jahren, das, zunächst ein Geschöpf von ganz unmöglicher Unerträglichkeit, durch irgendein die Familie treffendes Unglück zu einem Ausbund aller Tugenden und Tüchtigkeiten wird. Wie diese Umwandlung vor sich ging, wird nicht gezeigt. Es vollzieht sich eben das Wunder.

Das zweite beliebte Thema liefert das Pensionsjahr. Eine Flut von Pensionsgeschichten hat sich im Laufe der Jahre über unsere weibliche Jugend ergossen mit den typischen dummen Streichen, den durch Tradition geheiligten Gestalten der edlen Vorsteherin, des alten, schnupfenden Professors, des jungen Musiklehrers mit dem interessanten Profil, der die deutsche Sprache radebrechenden Miß oder Mademoiselle, die stets bereitwillig mit einigen drollig verstümmelten deutschen Brocken einspringt, wenn der gewollt übermütige Ton ins Schleppen kommt. Über das Ganze wird dann je nach Bedürfnis etwas Sentimentalität und Mondschein gegossen, und so wird es den Mädels vorgesetzt, die es begeistert verschlingen in der Hoffnung, bald selbst in der Lage zu sein, das Gelesene nachzuleben. Das Recht der Jugend auf Frohsinn und Lachen in Ehren ... Aber was für einen Wert hat die Erweckung der Vorstellung, als sei das Pensionsjahr, das von vielen Eltern nur durch Opfer möglich gemacht wird, lediglich dazu da, Gelegenheit zu einer Anhäufung von dummen Streichen zu geben? Es ist erstaunlich, wie weit verbreitet diese Auffassung unter den Mädchen ist, und was für eine falsche Einschätzung vom Werte der Zeit und des angewandten Kapitals aus ihr entspringt.“

Die dritte Gruppe sind die Liebesgeschichten. Sie sind eigentlich die schlimmsten. Denn was den Mädels hier vom Liebesleben vorgelogen wird, muß für das wahre Leben geradezu untüchtig machen. „Äußere Schwierigkeiten gibt es eigentlich nie dabei, an innere wagt man schon gar nicht zu denken, wenn auch die Verfasserin manchmal versucht, ein ganz belangloses, kleines Mißverständnis zur Ursache schwerer Herzenskämpfe aufzubauschen. — — Ich erinnere mich sehr lebhaft, daß ich als Backfisch ungefähr die Vorstellung hatte, der Daseinszweck des Mannes wäre der, uns Jacken und Pakete zu tragen, je nach der Jahreszeit Maiglöckchen, Rosen oder Chrysanthemen zu schenken und im übrigen seine Seele anbetend vor uns knien zu lassen. Unter der Ehe dachte ich mir etwas unbestimmt Angenehmes, was annähernd auf der gleichen Stufe stand wie Pralinee essen. Lesefrüchte! Ich wette, daß es vielen anderen ebenso gegangen ist und noch geht. ...

Natürlich mangelt es diesen Büchern auch an jeder Kunst der Darstellung und an auch nur bescheidenen Anläufen zur Charakteristik. Wortschwall, blutlose Schatten!

„So entsprechen weder Inhalt noch Form dieser berüchtigten Backfischbücher den Wünschen und Erwartungen, die wir an eine gesunde Lektüre für unsere Mädchen stellen, und ich mache ihnen allen den Vorwurf der Unklarheit und willkürlichen Verschiebung des Weltbildes auf der ganzen Linie.“

Diese Backfischlektüre bedeutet aber nicht nur im Augenblick eine Verschwendung an Zeit und Kraft, sie wirkt auch auf die Folgezeit, verbildet und entwurzelt den Geschmack. Der Familienblattroman im schlechten Sinne ist die natürliche Fortsetzung der Backfischlektüre. „Das Kunstempfinden wird nicht entwickelt, aber abgestumpft, der Geist ist überfüttert und braucht etwas, was ihn in Spannung erhält; über alles, was diese Spannung aufhält, eilt er

Digitized by Google

mit großen Sprüngen hinweg. Wie herabziehend der Einfluß der Backfischliteratur ist, das zeigt die wahllose weibliche Lesewut und die Oberflächlichkeit weiblichen Lesens im allgemeinen, das Vorherrschen der leichten sogenannten, Unterhaltungslektüre', auch unter gebildeten Frauen, die Unfähigkeit, sich zu konzentrieren, und die Flachheit der Interessen."

Die Abhilfe ist nicht so schwer zu schaffen. Wozu braucht es denn überhaupt eine eigene Backfischliteratur? „Man versuche doch einmal, in den Vierzehn- und Fünfzehnjährigen nicht immer nur das Mädchen, sondern den jungen Menschen zu sehen, dem man nach allen Seiten hin Entwicklungsmöglichkeiten und gangbare Wege offenhalten will. Man wird keinem Knaben und noch viel weniger dem Jüngling solch engbegrenztes Gebiet für sein Lesebedürfnis zuweisen, und die Mädchen, die von Natur aus schon dazu neigen, ihre eigene kleine Persönlichkeit in den Mittelpunkt ihrer Gedankenwelt zu stellen, werden geradezu zu einem fortgesetzten Kreiseln um sich selbst gezwungen. Das impulsive und stark subjektive weibliche Empfinden, das eine Stärke der Frau ist, bedarf eines Gegengewichtes, wenn es nicht zur Schwäche ausarten soll. Ich bilde mir nicht ein, daß einzig und allein die Lektüre dieses Gegengewicht sein kann und soll, sie ist nur einer von vielen Faktoren, die zusammenwirken, als solche aber eben nicht zu entbehren."

So gewiß nicht jedes Buch, und sei es als Kunstwerk noch so wertvoll, in die Hand des unreifen Menschen gehört, so gewiß besitzt unsere Literatur bis in die modernste hinein eine große Zahl von guten und meisterhaften Lebensbüchern, die jedem jungen Mädchen unbedenklich in die Hand gegeben werden können. Es wäre eine lohnende Aufgabe, ein Verzeichnis solcher Bücher aufzustellen und mit allen Mitteln für dessen Verbreitung zu sorgen. Mit dem guten Beispiel aber müßten die Bibliotheken unserer Mädchenschulen vorangehen, in denen kein Platz sein dürfte für sogenannte Backfisch-Literatur.

Literarischer Vandalismus

(Ein Kapitel zum deutschen Unterricht)

Ueber jeden andern Vandalismus lodern die Flammen des Unmutes und der Empörung des gebildeten Publikums empor — über den literarischen, den fast jeder miterlebt, bei dem fast jeder fleißig mitgetan hat, fällt kaum ein Wort. Höchstens daß einmal die Geißel der Satire geschwungen wird über die Herausgeber von Lesebüchern, die sich, getrieben von pädagogischen, psychologischen, ethischen, religiösen und andern Bedenken, zu „Verbesserungen" und Verstümmelungen von solchen literarischen Kunstschätzen hinreißen ließen, die sie für ihre Sammlung absolut nicht entbehren zu können glaubten. Auch dieser Vandalismus ist sehr bedauerlich und verdient trotz der guten Absicht die schärfste Verurteilung, allerdings ist er winzig gegenüber den tausend- und abertausendfachen Schändungen deutscher Geistesschätze, die täglich in höheren Schulen und Volksschulen durch die sogenannte Behandlung der Gedichte und anderer literarischer Schöpfungen vollzogen wird.

In den meisten Fällen wird die Sache wissenschaftlich gemacht. Nach einer kurzen Hindeutung, welcher Arbeit man sich in dieser Stunde zu unterziehen gedenke, wird die kunstvoll konstruierte Zerkleinerungsmaschine, die jedem Lehrer als formale Stufen oder methodische Gesichtspunkte in der Ausgabe Herbart, Dörpfeld, Ziller, Stoy u. a. bekannt ist, an das und in das Kunstwerk bugsiert und beginnt ihre auflösende und zersetzende Tätigkeit. Sie funktioniert vorzüglich. Der Gründlichkeit wegen zerlegt man vorher das Ganze; es könnten sonst Verwirrungen und Verknotungen entstehen, und Ordnung muß sein.

Das Gedicht wird zum Kerbtier: Kopf, Bruststück, Hinterleib. Immer hübsch einzeln und der Reihe nach. Jeder Teil läuft durch die Wurstmaschine eines verzwickten Frageappa-

Digitized by Google

rates. Wohin versetzt uns das Gedicht? — Wen sehen wir vor uns? — Was spricht er? — An wen sind seine Worte gerichtet? usw. Endlich fertig. Der Teil muß noch benamset werden. Man ist zartfühlend genug, die Abschnittsbezeichnungen möglichst poetisch zu gestalten: Der unglückliche König. — Viel Steine, wenig Brot. — Die schändliche Tat des ehrgeizigen Knechtes. — Man war sogar vor einigen Jahren rührend pietätvoll; die Bezeichnungsschildchen der einzelnen Stücke mußten sich in Stimmung und Form dem zerlegten Ganzen anpassen, mußten sich reimen. Auf dem Berge die stille Kapelle, im Tale der Knab' an der Quelle ... Der wütende Schimmel, der rettende Himmel ... Das kranke Kind in Nacht und Wind ... Jahrelang haben wir das getrieben, es waren unsere humorvollsten Stunden! Langsam und stolz baut sich so ein Trümmerhaufen auf, aus dem hin und wieder ein Fetzen vom herrlichen Gebild aus Menschenhand hervorlugt. Schwere Arbeit ist getan, aber sie ist noch nicht ganz beendet.

Warum existiert so ein Gedicht? Was überhaupt gibt ihm die Daseinsberechtigung? Und wie kommt es uns unter die Finger? Das muß doch festgestellt werden. So leicht ist der „Grundgedanke" nicht gefunden. Da heißt es arg quetschen und drücken. Wie ein wässeriger Tropfen aus goldgelber Zitrone fällt er uns endlich in die Hand: Memento mori! — Lügen haben kurze Beine. — Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. — So haben wir einmal den Erlkönig gequetscht — eine blutsaure Arbeit; aber wir schafften's nach vielen gut gemeinten Anläufen. Oder? ... oder? ... oder? ... Endlich ein Glücklicher: Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen! Na, Goethe hat's nicht mehr erlebt!

Getretener Quark wird breit, nie stark. Darum zusammen mit ihm! Daraus muß sich doch etwas machen lassen? Und siehe, aus dem erhaltenen Brei erhebt sich ein neues, herrliches, ergreifendes Gebilde, dem Kunstwerk gleich, dem Kunstwerk über: der literarische Aufsatz! — Das Gedicht hat eine heiße Metamorphose durchgemacht; wir haben uns durchgekämpft von der Poesie zur Prosa und sind obsiegen. Daß wir mit keinem andern Kunstwerk der Schule solche Verwandlungen und Neuschöpfungen vornehmen, kümmert uns gar nicht. Denkmäler kann man nicht nachkneten, Lieder nicht nach- oder umkomponieren, die poetischen Bibelstoffe nicht antasten lassen. Bleibt nur dies Gebiet. — Das Skelett der Dichtung steht im Tageheft, auch der Extrakt ist gebucht; sorgfältig durchmustert werden die „Wiedergaben" im Schrank aufgestapelt: das Gedicht ist „behandelt". Fertig!

Scheinbar besteht dieser Vandalismus vor der Kritik. Wen ließe Ähnliches auf dem Gebiete des Marmors und der Töne kalt? Da fallen einem doch unwillkürlich „die Beinstellungen der Hohenzollern in der Siegesallee" oder „die Nagelbildungen auf Rembrandtschen Radierungen" ein. — Derartigen „Behandlungen" fehlt das Gedeihen und Erblühen und Prangen, das einem Behandeln — schon dem Sinne nach — folgen soll. Hier stirbt aber unter den Händen des Arztes, des Lebenerweckers, die herrliche Schöpfung einen qualvollen Tod. Und es stirbt noch viel mehr: das Interesse, die Liebe zu den wahren Schätzen deutscher Epik und Lyrik! Denn schon das Zuviel ist der Tod des Interesses. Ein Kunstwerk muß bleiben, was es ist: ein ewig sprudelnder und erquickender Born. Dann darf man den Quell nicht verschütten oder ausschöpfen, man muß ihn belauschen, um ihn zu verstehen. Oder sollen wir sättigen, um Hunger zu erwecken? Sollen wir töten, statt anzuregen? Wer durch solchen Deutschunterricht jahrelang gegangen ist, der gebraucht riesige Willenskraft, beneidenswerten Optimismus, um in neuer Kraft das Trümmerfeld der Dichtkunst mit Künstleraugen zu durchsuchen. Bei den meisten hat der Vandalismus seine Schuldigkeit getan; sie lesen kein Gedicht mehr, sie haben genug, sie sind satt geworden. Die Dramenbehandlung, die — nur nach den vielen Anleitungen dazu zu urteilen — sich mit ihren auflösenden und aufbauenden Themen, mit ihren Zergliederungen und Zerklaubungen in demselben bewährten Fahrwasser bewegt, hat denselben Erfolg; die Klassikerbände behalten die besten Rücken. Das Leseverlangen sucht neue Gefilde; wo es die leider so bequem findet, lehrt die Erfahrung alle Tage. Kolossale Summen gibt der Deutsche aus für Schundliteratur, für die giftigen Unkräuter, die naturgemäß auf dem Schutt-

Digitized by Google

haufen zerstörter Poesie gedeihen können und müssen. Hier liegen die ethischen und sozialen Gefahrdn des litnrarischen Vandalismus, Gefahren, gegen die ein verzweifelter Kampf geführt wird. Aber leider mit geringem Erfolg, weil man dem Übel nicht an die Wurzel geht. Wenn das „Lesestück" als das „behandelt" würde, was es tatsächlich ist oder sein sollte, als ein Kunstwerk, wenn dann dem erregten Interesse an dem Dichter und seinem Schaffen billige oder besser unentgeltliche Bahnen gewiesen würden, wie es teilweise jetzt versucht wird, die Klagen über einen geistigen Entartungsprozeß der Massen müßten langsam verstummen. In unserm Volke lebt eine echte Sehnsucht nach dem Schönen und Guten, aber die angestammte deutsche Gründlichkeit macht die Reformen so unendlich langwierig und schwer.

Sind nun aber in Wirklichkeit die Lesestücke und Gedichte, die in den Schulen zur Behandlung kommen, von künstlerischem Werte und sind sie geeignet, dauerndes literarisches Interesse zu erwecken? Eine heikle Frage, die man ohne weiteres nicht mit ja oder nein beantworten kann. Die Begriffe Lesebuch und Lesestück sind weit. In einem Punkte aber stimmen die gebräuchlichsten Lesebücher alle überein: durch sie geht der warme Strom dankbarer Rücksichtnahme gegen bewährte Dichter und eine geradezu hartnäckige Treue gegen — alte Lesebücher. Die endgültige methodische Absicht des Deutschunterrichts ist doch nicht die, möglichst viel Literaturwissen zu übermitteln, sondern neben der Erzielung gewisser Sprachbeherrschung und tiefsten Sprachverständnisses die Geister zu bannen an die frischen Ströme deutschen Geisteslebens, ihnen die Sehnsucht ins Herz zu brennen nach den ewigen Schöpfungen ewiger Meister. Doch was stehen da für abflußlose Tümpelchen? Was plätschern da für Wässerlein? Lichtwer, Gleim, Voß, Hagedorn, Giesebrecht, Güll, Hey, Hebel, Claudius ... Ihre derzeitigen Verdienste und ihre literaturhistorische Bedeutung in Ehren! Aber glüht in ihren Werken, in ihren Namen das allbezwingende, Geist und Herz mitreißende „Fortsetzung folgt"? Kaum gedacht, ward der Lust ein End' gemacht! Wohin sollen wiir nun gehen? —

Wagt man nicht, die vertrauten Plätzchen an den vergessenen Gestaden zu verlassen? Fürchtet man den frischen Wind?

Traut man dem Neuland nicht?

Oder kennt man es kaum? ...

Keine engherzige Beschränkung auf das Lesebuch! Man rüttele nicht an einem Kunstwerke, man zergliedere, zerschneide, zerpflücke es nicht, aber man bereite ihm den Boden, auf dem es sich erheben kann. Nicht im Sinne der darstellenden Methode; denn sie unternimmt nur vorweg, was sonst nachher geschieht. Darum ist auch sie verwerflich. Einem guten Gedicht ist so leicht der Boden bereitet, ein paar Wort-, Satz- und Sacherklärungen, für alle Schüler nötig. Oft sind sogar sie noch überflüssig; denn nimmermehr wird durch Gleiches in allen Seelen Gleiches erzeugt. Die Seele der Gedichtsbehandlung bleibt der Vortrag! Wem wäre nicht schon das volle Verständnis einer Dichtung aufgegangen durch gute Rezitation! Hier müssen die Forderungen der Kunsterzieher in der Schule einsetzen. — Wahrlich, die Dichtkunst ist eine gewaltige Erzieherin, sie bildet und adelt das Gefühl, sie schafft und stärkt die Sittlichkeit, sie hebt zu den höchsten Höhen reinsten Genusses. Und wir wollen sie nicht vergewaltigen! Wir wollen nicht literarische Vandalen sein!

K. Neye

Düsseldorfer Goethe-Festspiele

Als die Düsseldorfer Goethefestspiele vor nunmehr zehn Jahren ins Leben traten, erschien es gerade solchen, die mit den Theaterverhältnissen vertraut waren, recht zweifelhaft, ob man Publikum und Künstler zu sommerlichen Musteraufführungen zusammenbringen könne. Es ging. Und es war damals ein bedeutsamer Fortschritt, daß auf diese Weise dem Provinzpublikum die Möglichkeit geboten wurde, die neueste Regiekunst und

Digitized by Google

die bekanntesten Künstler deutscher Zunge in einer rheinischen Zentrale zu sehen. Inzwischen aber ist die Festspiellust nahezu zu einem Festspielrummel geworden. Man weiß sich nicht mehr vor sommerlichen Veranstaltungen dieser Art zu retten, die man besuchen soll, „um die deutsche Kunst zu fördern". Und die Künstler behandeln die Angelegenheit schon fast nur noch von der geschäftlichen Seite, wie die professionellen Wanderredner des Durchschnitts ihre Vorträge. Es ist eine dem echten Theatermenschen nicht unwillkommene Unterbrechung des Sommerurlaubs zur Verminderung der Kosten für den Badeaufenthalt. Daher denn auch die mit einem, wie es scheint, sehr aufrichtigen Optimismus von dem Vorwort des diesjährigen Programmheftes begrüßte immer wachsende Bereitwilligkeit der gesamten Künstlerwelt, als Gäste der angesehenen Festspiele in Erscheinung zu treten. Gerade das aber ist es, was zusammen mit der Betonung der äußeren Ausstattung den ursprünglich sehr ernsthaften Charakter der Düsseldorfer Spiele zu bedrohen beginnt. Es ist an der Zeit, vor Veräußerlichung zu warnen. Die mitunter recht wahl- und ziellose Vereinigung von Künstlern der verschiedensten Schulung hat an einigen Abenden, z. B. gleich am ersten bei der Darstellung von Shakespeares Romeo und Julia eine schneidende Dissonanz zwischen Einzelleistung und Gesamtwirkung hervorgebracht; der sentimental-romantische Grundton dieser keuschen Tragödie der Pubertät kam nicht zum Aufklingen gegenüber dem anekdotischen Spiel der Tybalt, Benvoglio, vor allem der Amme, welche das protzige Parkett bedenklich in Stimmung brachte, und gegenüber den Fest- und Volksszenen. Die Aufführung hat mich verletzt, trotzdem fast jeder Mitwirkende sein möglichstes tat. Man fühlte peinlichst, daß auch Max Grube durch die Umstände genötigt war, seine Regiekunst an Einzelheiten zu zeigen. Es ist tatsächlich u n m ö g l i c h, so viel verschiedene sich kreuzende Auffassungen in wenigen Tagen und Stunden zu vereinigen und aufeinander einzustellen; man müßte dazu, wie in Bayreuth, monatelang proben und miteinander verkehren. Deshalb ziehe ich den Schluß: Man muß mit dem ganzen System brechen; man verzichte darauf, jedesmal Künstler aller großen Bühnen zusammenzubitten, man begnüge sich jedesmal mit denen einiger weniger, ihrem Charakter nach zusammengehöriger Musterbühnen und versuche lieber, diese in der Gesamtheit ihrer besten Kräfte, die alle aufeinander eingestellt sind, zu gewinnen. Wenn man dazu die Festspiele etwas zeitlich vorrücken oder etwas mehr nach der neuen Saison verschieben muß, so sehe ich darin keinen Schaden. Der Zustrom von den Industriestädten und vom oberen Rhein wird größer werden, wenn man dort noch nicht verreist und in Bonn nicht sommersemestermüde ist. Die Neigung zur Veräußerlichung machte sich auch in der Aufführung des Käthchens von Heilbronn geltend, das weit über die erlaubte und sogar wünschenswerte „Volkstümlichkeit" des Stils grotesk gespielt wurde. Aber auch das nicht konsequent, da — o Tragik! — gerade die Kunigunde der Frau Römpler-Bleibtreu sich dazu nicht herbeiließ. Hier kam es sogar zu bedenklichen Vorstadttheatermätzchen. Imposant wirkte der Schillersche Demetrius in Düsseldorf und am stilreinsten Hebbels Rubin. Der Tasso war durchaus klassisch mit einem so selten zu sehenden vornehmen, nicht kleinlichen Antonio. Das Programm dagegen als solches war — das jedoch zum ersten Male in den Düsseldorfer Spielen und hoffentlich nicht wieder — sehr wenig oder vielmehr gar nicht einheitlich. Der bestimmende Gesichtspunkt war der, daß alle Dichter, die in den neun vorhergehenden Jahren zur Geltung gekommen waren, mit einem Werk vertreten waren! So blieb diesmal natürlich jene schöne Wirkung aus, die sonst gerade diese Spiele hervorbrachten, daß jede Vorstellung die folgende mit einstellte und hob und so eine anwachsende, starke und nachhaltige Stimmung erzeugt wurde. Wir sind überzeugt, daß der ernste Wille, der immer hinter diesem Unternehmen stand, der Verinnerlichung wieder zustreben wird. Die Spiele des nächsten Jahres gehören dem Faust.

Dr. Karl Enders

Digitized by Google

Die 9. nationale Kunstausstellung der Schweiz zu Basel

teilt mit den übrigen Ausstellungen dieses Jahres das Schicksal, daß auch ihr überragende Gipfelwerke fehlen, daß sie uns keine neue Künstlerpersönlichkeit zeigt, die zu einer führenden Stellung berufen erscheint. Allgemein gültig ist des weitern die Beobachtung, daß die Kämpfe ums rein Technische nachgelassen haben, daß damit überhaupt die Betonung des Technischen zurücktritt und jene natürliche Stellung gefunden wird, daß die künstlerische Technik nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern lediglich als Mittel zum Zweck: eben Kunstwerke zu schaffen. Dadurch fällt dann das übertrieben Einseitige einzelner Techniken weg. Im allgemeinen hat sicher die Technik des Malens bei uns gewonnen, wogegen die Fähigkeit gründlicher Durchzeichnung unter der steten Betonung des Nur-Malens gelitten hat. Dabei sind die Gegensätze in der Technik ziemlich ausgeglichen, und es wäre unmöglich, heute danach Ausstellungen zu sondern. Eine für alle Ausstellungen geltende Beobachtung ist auch das erneute Wachsen des Geistigen. Ich mag nicht sagen der Ideenmalerei, weil das zu eng wäre und jenen damit unrecht geschähe, die bei der Darstellung eines Naturausschnittes uns nicht nur die Aufnahmefähigkeit ihres Augensinnes, sondern vor allem ihr starkes seelisches Erleben mitteilen wollen: in der Art, daß die Naturansicht geradezu zum Ausdrucksmittel wird. Erinnert dieser Ausdruck an Musik, so wäre im Hinblick auf die Musik auch zu erkennen, wo nun der Unterschied dieser heutigen Ausdruckslandschaft (Stimmungslandschaft) gegenüber der klassischen „komponierten" Landschaft liegt. Wir wollen daran denken, daß Beethoven für sein Schaffen den Ausdruck „komponieren" ablehnte, und dafür von einem „Dichten in Tönen" sprach. Der Kern liegt in der Entwicklung eines Seelischen, statt der Darstellung eines abgeschlossenen Gefühls. Der klassische Landschafter komponierte aus verschiedenen Landschaftseinzelheiten, die ihm für eine bestimmte Empfindung charakteristisch schienen, sein Bild, das dann der Ausdruck dieser Empfindung war. Der neue Landschafter will uns zum Miterleben seines Erlebens einer Landschaft — also eine Entwicklung — verhelfen. Wie sehr auch dieses künstlerische Erleben und vor allem dessen Ausdruck ein Kampf ist, offenbart überzeugend diese schweizerische Ausstellung.

Das große Erlebnis der heutigen Schweizer Landschaftsmalerei ist das Hochgebirge. Das zeigt sich in der großen Zahl der Hochgebirgslandschaften, mehr noch in ihrer Art. Die frühere Alpenmalerei — man denke an ihren besten Vertreter Calame — gab entweder die malerische Silhouette oder das romantische Geschehen in der Alpenwelt: Sturm, Gewitter, Lawinenfall; die Viehherde im Sturm; die Gefahren der Alpenjagd u. dgl. Heute, wo die Alpen in ungleich höherem Maße touristisch erschlossen sind, wo sie nach vieler Leute Klage keine Geheimnisse mehr für sich haben, steht ihnen die Kunst viel feierlicher in einer Art staunender und verehrender Scheu gegenüber. Das Heldentum der Alpenlandschaft hat sich geoffenbart, jene ungeheure Größe der Einsamkeit, der Elementarkraft, die etwas Hieratisches hat. Und mit den Alpen sind jene gewachsen, die in diesem Heiligtume zu Hause oder, sagen wir besser, gewissermaßen beamtet sind. Man denke daran, wie Hans Beat Wieland den Wildheuer oder heimkehrende Bergführer in einer halb mythischen Weise und doch mit so schlagender Überzeugungskraft darstellte. Bezeichnend für diese Einstellung auf das Große, feierlich Unnahbare, Heldenhafte ist die Bevorzugung der winterlichen Alpenlandschaft. In der früheren Malerei gehören solche Winterbilder aus den Alpen zu den Seltenheiten; in dieser Ausstellung bilden sie die Mehrzahl. Gewiß ist das mitbewirkt durch den Wintersport, der diese große Schönheit erst erschlossen hat. Dann befriedigt sich hier die malerische Sehnsucht nach großer dekorativer Flächenwirkung, die als Rückschlag gegen alle die Kleinstudien des Impressionismus seit einigen Jahren zu beobachten ist. Aber ausschlaggebend ist doch das heroische seelische Erleben. Denn nicht Geschehen wird dargestellt, sondern die zu erlebende Landschaft: lyrisch-heroisch, geradezu rhapsodisch.

Digitized by Google

Die beiden großen Künder der hehren Alpengröße, gleichzeitig die beiden starken künstlerischen Anreger, sind Giovanni Segantini und der jüngere Hans Beat Wieland. Der erstere ist mehr sentimentalisch im Sinne Schillers. Die Alpennatur tritt in Beziehung zum Menschenleben als Parallele oder Gegensatz der Stimmungen. Man denke an das große Triptychon aus dem Engadin, wo Frühling, Sommer und Herbst der Alpennatur gewissermaßen nur den Rahmen oder die Ewigkeitserklärung der entsprechenden Zustände des Menschendaseins abgeben. Wieland steht der Alpenwelt „naiver" gegenüber; er möchte die Bergwelt selber sich vor uns ausleben lassen, um diesen hier natürlich nur bildlich zulässigen Ausdruck zu verwerten. So ersteht vor uns diese ungeheure Welt mit ihren Riesenmaßen, der Ausatmung riesenhaften Empfindens. In dieser Ausstellung ist eine „Sommernacht" zu sehen; im tiefblauen Kranze starren die Berge und grenzen die Alpenhalde ab, loht ein Höhenfeuer, um das gespenstische Gestalten ragen. Sind's Riesen, Hexen oder Sennen, die an einem Nationalfeste denen drunten ein Leuchtfeuer blinken lassen? Die gewohnten Maße verschwinden, alles wächst von selber ins Mythische. Und wenn er ein „Bergkreuz" malt, das roh gezimmert seine ungeheuren Arme von der Alm gegen die Bergwände reckt, so wirkt es als Ruhesitz einer Rabenschar wie eine Verkörperung des ewigen Hochgerichts, das über der Menschheit thront; und doch ist kein Menschlein zu sehen. Etwas von der gleichen heroischen Stimmung lebt in Ulrich Zürichers „Nebelmeer", während Ernst Schieß' „Matterhorn" als bloße Nachahmung des herrlichen Bildes wirkt, in dem Wieland diesen einsamen Riesen wie voll dunklen Wehs in die kalte Sternennacht starren ließ. Mehr von Segantinis Art befruchtet sind Oskar Lüthy und Edmond Bille, die sich prächtig ergänzen, indem der erstere sein Bestes im engen Ausschnitt gibt, während der zweite gerade die weitere Gebirgslandschaft charakteristisch erfaßt. Für die Darstellung des Mittelgebirges sei Ernst Bolens, mit sehr wirksamen dekorativen Gebirgslandschaften Alexandre Perrier erwähnt. Ganz überwunden, auch in den leichtflüssigeren Techniken, ist jene spielerische und gesucht komische Art der Individualisierung der Berge zu allerlei menschlichen Gestalten, wie sie durch einige Jahre zumal auf Ansichtskarten ihr Unwesen trieb. Durch die hier übliche blöde Art wurde einem auch die Freude an dem Humor verleidet, den wenigstens zu Anfang K. Hansen in solchen Stücken aufgebracht hatte. Aber auch bei ihm hatte diese Art eine Verkleinerung des Empfindens gegenüber der Bergwelt bedeutet. In technischer Hinsicht hat sich Segantinis Zwirnmalerei sehr fruchtbar erwiesen, wenn sie auch kaum in einem Falle ganz genau übernommen, sondern mit andern Malweisen vermischt erscheint.

Neben diesem beherrschenden Eindruck der Ausstellung vermag kein anderer standzuhalten. Im Vorübergehen nur sei erwähnt, daß Genreszenen aus dem schweizerischen Volksleben, Darstellung von Trachten, Volksspielen und dergleichen fast ganz fehlen. Das wirkt um so auffallender, wenn man kurz zuvor in der Darmstädter Ausstellung sah, wie sehr die hessischen Künstler diese Vorwürfe bevorzugen.

Bleibt noch die Gruppe um Ferdinand Hodler zu erwähnen, die auf schweizerischen Ausstellungen für die Erhitzung der Geister zu sorgen pflegt. Noch nie ist mir die Unfruchtbarkeit dieses ganzen Kunstschaffens so scharf zum Bewußtsein gekommen wie hier, wo Hodler, dessen großartige Begabung ja kein Einsichtiger bestreiten wird, in der Umgebung seiner Nachahmer erscheint, auf deren Schaffen dann auch noch Edvard Munch und Jan Toroop verwirrend eingewirkt haben. Doch wäre der Meister kaum für seine Schüler verantwortlich zu machen, zeigten nicht seine Werke in immer verhängnisvollerer Weise die Folgen eines rein verstandesmäßigen Erzwingenwollens eines großen Stiles. Hodlers Bilder zeigen jetzt oft etwas Lehrhaftes. Wenn man hier das Bild „Am Genfersee" betrachtet, so bedürfte es nicht der Katalogbemerkung des Künstlers: „landschaftlicher Formenrhythmus", um doch jedermann das Gewollte dieser Stilisierung bewußt zu machen. Und ich mußte dabei an Schule denken; es wäre für den Unterricht von Maljüngern sehr wertvoll, ihnen auf diese Weise den Rhythmus in der

Digitized by Google

Natur klar zu Augen zu bringen. Es ginge der Unterricht dann weiter dahin, die Erstarrung dieser Rhythmen in der Naturansicht zum Ornament (oder Tapetenmuster) als Gegensatz vorzuführen gegen die Behandlung des Rhythmus im freien Kunstwerk, wo er, wie im sinfonischen Musikgebilde, nur das unsichtbare Knochengerüst für einen in lebendigem Fleische blühenden Körper abgibt.

Nimmer wird die erstrebte Monumentalität auf diesen von außen an die Dinge tretenden Wegen erreicht werden; dazu gehört vielmehr ein monumentales Empfinden, dessen Erwachen in dieser Ausstellung die Alpenmalerei beweist zur Freude aller, denen eine „große" Kunst am Herzen liegt. K. St.

Fremdländerei im Opernwesen

Seit Mozart hat Deutschland das Übergewicht auf dem Gebiete der Oper behauptet. Wir haben immer der italienischen Gesangs- und der französischen Spieloper ein schier lächerliches Entgegenkommen und eine Gastfreundschaft bewiesen, die um so übertriebener wirkte, als auf der anderen Seite keine Gegenleistung stand. Trotzdem hat sich das deutsche Musikdrama durch seine innere Kraft zum Siege durchgerungen. Seitdem Richard Wagners Kunstwerk die Welt bezwang, sollte man annehmen, daß nun endlich unsere Opernbühnen dem deutschen Opernschaffen gegenüber wenigstens etwas guten Willen bezeigen müßten. Aber nichts dergleichen geschieht. Die Fremdländerei ist in der Oper nie schlimmer gewesen als heute. Unter den Neuheiten, die die Berliner Königliche Oper für die nächste Spielzeit ankündigt, ist an deutschen Werken nur ein Einakter ihres Kapellmeisters Leo Blech. Die Wiener Hofoper hat nur fremdländische Werke, außer d'Alberts „Tiefland", das bereits über alle deutschen Theater gegangen ist. Auch die komische Oper in Berlin kündigt nur ausländische Werke an, darunter solche, die, wie Mascagnis „Iris", in ihrer Heimat bereits durchgefallen sind. Dabei hat seit Cavalleria und Bajazzi kein fremdländisches Werk einen solchen Erfolg errungen, wie er nicht auch mit deutschen Werken nachweisbar zu gewinnen gewesen wäre. Aber auch wenn deutsche Werke auf Provinzbühnen schönen Erfolg gewonnen haben, werden sie doch noch nicht von einer der maßgebenden hauptstädtischen Bühnen übernommen, trotzdem der Versuch dann doch sicher weniger gewagt wäre als mit ausländischen Werken. Da wir uns selber so wenig schätzen, braucht man sich nicht zu wundern, daß das Ausland uns keine Beachtung erweist. Von fremdländischen Bühnen wird das zeitgenössische deutsche Opernschaffen überhaupt nicht in Rechnung gezogen. Und es kommt mir nach allem gar nicht überraschend, wenn jetzt schon angekündigt wird, daß bei der nächstjährigen Spielzeit im Coventgarden deutsche Werke überhaupt nicht gegeben werden, sondern nur Italiener und Franzosen zu Gehör kommen sollen.

Notizbuch

Das Volk braucht seinen Helden, für den es sich begeistern kann. Der Fall Zeppelin beweist es im günstigen Sinne.

Ein gut Teil der opferwilligen Begeisterung wurde in diesem Falle durch die Presse geweckt, die überhaupt eine ungeheure erzieherische Macht ausüben kann, weil sie heute geradezu bestimmt, womit sich das Denken des Volkes befaßt. Denn in der Tat ist die Hauptnährquelle des Denkens und des Gesprächsstoffes, damit also des ganzen Fühlens die Tagespresse. Um so verhängnisvoller wirkt es, wenn die Presse sich mit Dingen, die es nicht

Digitized by Google

verdienen, viel beschäftigt. Diese erhalten im Denken des Volkes dadurch einen großen Raum, und da dem Volke die Kritik fehlt, gewinnen gleichgültige oder gar schädliche Dinge eine Wichtigkeit, die lächerliche, wenn nicht gar schwer schädigende Folgen nach sich zieht. So hat das deutsche Volk denn auch richtig zu Zeppelin den zweiten „Helden" erhalten — im begnadigten Schuhmacher Voigt. Zu Beginn war die Historie des Hauptmanns von Köpenick ein gutes Lustspiel oder doch eine wirksame Operette; daraus entwickelte sich eine lehrreiche Satire, die recht heilsam hätte werden können; zum Schluß aber ist daraus ein rechtes Trauerspiel geworden. Der Held des Trauerspiels aber ist das deutsche Volk. Über ein Volk, das noch schallend lachen kann, mag man sich freuen; und daß es Leute gibt, die einem Eulenspiegel einen Schoppen dafür zahlen, daß er ihnen zu einer lustigen Stunde verhalf, versteht sich leicht. Aber was jetzt in und um Berlin mit dem freigelassenen Schuster Voigt geschieht, ist nicht mehr zum Lachen, sondern jämmerlich traurig. Für Herrn Voigt sind von seinem Volke so viele Spenden aufgebracht worden, daß er aus dem Zuchthaus sich ins sorglose Rentnerdasein zurückziehen kann. Er weiß sich vor hoch honorierten Vortragsangeboten — was soll er nur den Leuten sagen? — kaum zu retten. Das Geriß der Variétébesitzer, der Wirte und heiratssüchtigen Weiber um ihn, für den schier ein eigenes Postamt nötig ist, um die für ihn einlaufenden Sympathiebriefe zu ordnen, ist so groß, daß Herr Voigt ihnen feierlich erklärt, er könne ihren Angeboten nicht folgen, da es ihm obliege, „die Würde des deutschen Volkes zu wahren".

Darüber zetert nun sogar der Lokalanzeiger „Feurio!" und ruft händeringend nach einem Satiriker, der das kopfstehende Berlin oder Rixdorf wieder auf die Füße bringe. So stellt sich am Ende doch noch der unfreiwillige Humor ein. Denn wer anders als der Lokalanzeiger und seine Genossen haben den Leuten die Köpfe verwirrt, indem sie noch während seiner Zuchthauszeit für den Schuster Voigt mehr Raum in ihren Spalten hatten, als für Tun und Lebensweise der bedeutendsten Männer. Und just indem er seinen Klageruf ausstößt, widmet selbiger Lokalanzeiger dem trefflichen „Hauptmann" schier zwei Spalten, um den ganzen Bericht unterzubringen, den ihm sein Sonderberichterstatter von der Audienz einschickte, die Herr Voigt dem Abgesandten Scherls gütigst bewilligt hatte.

* * *

Ein Dämpfer. Es ist, als sollten wir uns über nichts mehr im Gebaren unseres Volkes rein freuen dürfen. Die gleiche Post Zeitungen, in der die Abbildung der Zeppelinmarke daran erinnert, wie man auch dem ganz wenig bemittelten Mitbürger ermöglicht, seine Opferwilligkeit für ein nationales Werk zu betätigen, bringt die Erklärung über Zeppelins „Luftschiff-Stiftung". Und darin die Sätze: „Hiernach erhält mein eigenes Vermögen durch die Spende keinerlei Zuwachs. Ich bitte deshalb, es mir nicht als Hartherzigkeit auslegen zu wollen, wenn ich die in letzter Zeit in ungeheurem Umfange an mich und meine Angehörigen gelangenden Bittgesuche, zu deren Befriedigung mein ganzes Jahreseinkommen nicht ausreichen würde, abschlägig bescheiden muß." Ich kann nicht leugnen, ich habe mich geschämt, als ich diese Sätze las; geschämt um des nationalen Tiefstandes willen, der sich darin offenbart, daß sehr viele Deutsche — „in ungeheurem Umfange" — sich nicht entblöden, von dem Gelde, das ein Volk für einen völkischen Zweck zusammenbringt, für ihre persönlichen Bedürfnisse abzubetteln. Die Freude über eine Volksbetätigung erhielt einen starken Dämpfer.

* * *

Die Dramaturgen des Berliner Lokalanzeigers bringen im Sommer, um den dem Theater bestimmten Raum zu füllen, tiefsinnige Betrachtungen grundsätzlicher Art. In einer solchen über das „Drama der Gegenwart" wird als Mittel gegen den „dramatischen Notstand" empfohlen, „die Probleme und Konflikte der Gegenwart" im Drama zu behandeln. Das eine stehe fest, meint dieser Sommerdramaturg: „wenn später einmal ein Historiker unser heutiges Drama Revue passieren läßt, er zu der Überzeugung kommen muß, daß unsere Zeit an bewegenden ethischen und ideellen Interessen äußerst arm gewesen ist". Der Mann muß sich eines besonders

Digitized by Google

gründlichen Schlafes erfreuen. Seine Forderung nach Bearbeitung der Probleme der Gegenwart war ein Streitruf des allerdings inzwischen auch entschlafenen Naturalismus. Freilich verfiel dieser dem Fehler, fast ausschließlich das Schicksal des einzelnen Durchschnittsmenschen aufzugreifen. Aber darum behaupten, unserer Zeit fehle es an großen Problemen allgemein ethischer und ideeller Art für den Dichter, ist mehr als kurzsichtig. „Nach der wohlbegründeten Ansicht anderer Männer", betonen die „Zeitfragen", „ist unsere Zeit fast überreich an neuen Aufgaben, Strömungen und weltbewegenden Fragen; nur können die Dichter bloß einen sehr kleinen Teil davon behandeln, weil leider dem, was uns Deutsche des 20. Jahrhunderts wirklich am tiefsten bewegt, die deutschen Bühnen siebenfach verriegelt sind. Der Kampf unserer Stammesgenossen im Ausland gegen die Slawisierung und Magyarisierung, das Ringen der deutsch-idealistischen mit der jüdisch-materialistischen Weltanschauung, der Ruin unseres Volkes durch die Industrialisierung, seine Entsittlichung durch die Großstadtkultur, seine Verweichlichung durch den übertriebenen Luxus, seine Verarmung durch den jüdischen Großkapitalismus, die schwere Bedrohung unseres staatlichen und völkischen Daseins durch die Sozialdemokratie, die Verfälschung der Sittlichkeitsbegriffe durch eine undeutsche Rechtspflege — sind das nicht alles brennende zeitgenössische Fragen?" Man braucht die Terminologie der „Zeitfragen" noch nicht unbesehen zu übernehmen und kann sich doch dem Schlusse nicht versagen: „Aber kein deutscher Schriftsteller kann dergleichen im dramatischen Bilde gestalten, da es zurzeit, soweit die deutsche Zunge klingt, kein Theater gibt, das ein Drama mit einem solchen Vorwurfe aufführen würde, und sei es auch mit der Meisterschaft eines Schiller geschrieben!"

* * *

Als Friedrich Lienhard vom deutschen Kaiser den Roten Adlerorden erhielt, freuten auch wir uns mit, obwohl die Auszeichnung eines so grundsätzlich im stillen wirkenden Dichters mit einem solchen Öffentlichkeitsmittelchen nicht eben besonders zusammenstimmt. Aber es bedeutete doch eben die Anerkennung des Dichters von einer Stelle, der zu gefallen so viele im deutschen Lande über alles bestrebt sind. Aber natürlich, gerade wenn sie einmal etwas Erfreuliches vollbringen könnte, versagt die Feinhörigkeit der Höflinge. Oder sollte es dem Kaiser nicht eine freudige Überraschung sein, einem Werke des von ihm so ausgezeichneten Dichters auf seiner Hofbühne zu begegnen? Erst recht, wenn dieser Dichter jenen großzügigen Stil und jene großen geschichtlichen Anschauungen vertritt, die durch alle Bekundungen des Kaisers durchschimmern? Zudem bedeutet es für das Schauspielhaus gar kein Wagnis mehr, Lienhards „König Artur" aufzuführen, nachdem das Harzer Bergtheater damit so starke Eindrücke erzielt hat! Aber unser Schauspielhaus gräbt lieber aus: Lindners „Bluthochzeit", Otto Ludwigs „Torgauer Heide". Das ist ja ganz schön, aber recht lebendig werden diese Werke nie mehr. Wir haben ein Recht, auch lebende Dichter zu hören, abgesehen davon, daß die Hofbühne gegenüber jenen lebenden Dichtern Pflichten hat, die zu vornehm und zu deutsch sind, um sich den Forderungen der Geschäftstheater zu beugen.

Dringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber"** oder **„an die Redaktion des Türmers"** (beide **Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6**) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Abendlied

G. Barlösius

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Flösser Tod

Franz Lippisch

Digitized by Google

XI. Jahrg. November 1908 Heft 2

Der soziale Gedanke im 20. Jahrhundert

Von

Dr. Georg Sydow

Wir leben in einer Zeit, die durch die Vorherrschaft des sozialen Gedankens ihren Charakter erhält. Jede Zeitperiode empfängt durch eine große, universelle Idee ihr Gepräge. Im 17. Jahrhundert flossen Ströme von Blut im Kampf um die kirchliche Lehre, dem 18. Jahrhundert drückt der aufgeklärte Absolutismus, dem 19. das Erstarken des nationalen Geistes seinen Stempel auf. Der soziale Gedanke bildet den Inhalt des 20. Jahrhunderts. „Die sozialen Fragen geben unserer Zeit und dem kommenden Jahrhundert seine Signatur", sagt Gustav Schmoller in seiner geistvollen Rektoratsrede im Jahre 1897, und der Reichskanzler Fürst Bülow bestätigt diesen Gedanken, indem er im Januar 1903 im Reichstage den Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung als die Aufgabe des 20. Jahrhunderts bezeichnet.

Der „soziale Gedanke", die „soziale Frage" ist ein Begriff, dessen Definition nicht leicht in kurzen Worten zu geben ist. Er gipfelt darin, daß innerhalb des Rahmens der heutigen Gesellschaftsordnung die Lage eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft, auch des wirtschaftlich Schwächsten, in allen Wechselfällen des Lebens so gestaltet werden soll, daß die elementaren Lebensbedürfnisse jederzeit befriedigt werden können. Dem Staat als dem Vertreter des Gesamtwillens wird die Verantwortung hierfür zugeschoben. Im Gegensatz zum Smithschen

Digitized by Google

Der Flieger Tod

Franz Lippisch

Digitized by Google

XI. Jahrg. November 1908 Heft 2

Der soziale Gedanke im 20. Jahrhundert

Von

Dr. Georg Sydow

Wir leben in einer Zeit, die durch die Vorherrschaft des sozialen Gedankens ihren Charakter erhält. Jede Zeitperiode empfängt durch eine große, universelle Idee ihr Gepräge. Im 17. Jahrhundert flossen Ströme von Blut im Kampf um die kirchliche Lehre, dem 18. Jahrhundert drückt der aufgeklärte Absolutismus, dem 19. das Erstarken des nationalen Geistes seinen Stempel auf. Der soziale Gedanke bildet den Inhalt des 20. Jahrhunderts. „Die sozialen Fragen geben unserer Zeit und dem kommenden Jahrhundert seine Signatur", sagt Gustav Schmoller in seiner geistvollen Rektoratsrede im Jahre 1897, und der Reichskanzler Fürst Bülow bestätigt diesen Gedanken, indem er im Januar 1903 im Reichstage den Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung als die Aufgabe des 20. Jahrhunderts bezeichnet.

Der „soziale Gedanke", die „soziale Frage" ist ein Begriff, dessen Definition nicht leicht in kurzen Worten zu geben ist. Er gipfelt darin, daß innerhalb des Rahmens der heutigen Gesellschaftsordnung die Lage eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft, auch des wirtschaftlich Schwächsten, in allen Wechselfällen des Lebens so gestaltet werden soll, daß die elementaren Lebensbedürfnisse jederzeit befriedigt werden können. Dem Staat als dem Vertreter des Gesamtwillens wird die Verantwortung hierfür zugeschoben. Im Gegensatz zum Smithschen

Digitized by Google

System der freien Konkurrenz, das den einzelnen allein auf die eigene Kraft verweist, dem Staat aber nur den Rechtsschutz seiner Mitglieder überläßt, wird hier an den Staat das weitgehende Ansinnen gestellt, überall da mit einer sozialen Gesetzgebung helfend einzugreifen, wo die eigene Kraft nicht ausreicht, um die Existenzmöglichkeit zu erhalten. Einschneidende Veränderungen im Wirtschaftsleben mußten vorangehen, um diesen Umschwung der Anschauungen herbeizuführen.

Es sind eine Reihe von Faktoren, die hier zusammenwirkten und die den sozialen Gedanken zum Inhalt des 20. Jahrhunderts machten. Sie ergaben sich aus der völligen Umgestaltung des Produktions- und Wirtschaftsprozesses. Durch den Eroberungszug der Maschine gegen die Handarbeit, durch das zunehmende Auffaugen des kleinen Handwerksbetriebes vom Großbetrieb mit seiner Kapitalgewalt, durch den Ausbau des Verkehrs und der Verkehrsmittel, durch den gewaltigen Aufschwung des Welthandels wurde das gesamte Wirtschaftsleben in neue Bahnen gelenkt. Es kam hinzu, daß die stetig vervollkommnete Organisation des Nachrichtendienstes, die wachsende Verbreitung der Presse den Gedankenaustausch erleichterten, und daß dadurch in Verbindung mit der Hebung der allgemeinen Bildung immer weitere Kreise der Bevölkerung sich an den öffentlichen Vorgängen beteiligten und schließlich angesichts der Steigerung der wirtschaftlichen Lebenshaltung bei einem kleinen Teile der Bevölkerung in dem großen Rest die Forderung ausgelöst wurde, wenigstens ein Existenzminimum gesichert zu erhalten. Es gilt, diese Faktoren zu betonen, um festzustellen, daß der soziale Gedanke nicht als ein Ausfluß allgemeiner Menschenliebe, sondern als eine Folgeerscheinung der volkswirtschaftlichen Entwicklung anzusehen ist.

In der Blütezeit des Handwerks, unter der Herrschaft des Zunftwesens war für staatliche Hilfe kein Bedürfnis vorhanden. Hier war für jeden Angehörigen des Handwerks eine gewisse Sicherheit der Existenz gegeben. Als Lehrling, als Geselle gehörte er zur Familie des Meisters; hatte er seinen Ausbildungsgang durchlaufen, so rückte er selbst in die Meisterstelle ein. „Handwerk hat einen goldenen Boden" ist ein Wort, das in jener Zeit geprägt wurde.

In diesen patriarchalischen Verhältnissen bringt die Maschine und mit ihr die Vereinigung von Hunderten und Tausenden von Arbeitskräften in einem Betriebe eine vollständige Umwälzung hervor. Das persönliche Verhältnis, das zwischen dem Meister und seinen Gehilfen bestand, hört um so mehr auf, je größer der Betrieb und die Anzahl der Beschäftigten wird. Das Aufsteigen vom unselbständigen Angestellten zum selbständigen Unternehmer wird immer mehr unabhängig von der Tüchtigkeit des Arbeiters in seinem Handwerk und immer mehr zur Geldfrage. Wer über das nötige Betriebskapital verfügt, macht sich zum Unternehmer, auch wenn er geringe Fachkenntnis besitzt; der tüchtigste Fachmann bleibt Angestellter, wenn ihm das Kapital fehlt. Da der Kapitalbedarf immer mehr wächst, je mehr die Betriebskonzentration fortschreitet, so verringert sich die Zahl der Unternehmer fortschreitend, während die Zahl der Unselbständigen immer mehr in die Höhe geht und infolgedessen Konjunkturschwankungen sich für immer weitere Kreise bemerkbar machen. Der Verdienst aus Lohnarbeit ist die einzige Erwerbsquelle. Sobald diese infolge von Krankheit, Invalidität, Alter oder Arbeitslosig-

Digitized by Google

keit versiegt, klopft die Sorge ums tägliche Brot an die Tür, denn um Ersparnisse zu machen, war zumeist der Verdienst zu gering bemessen. Wenn aber Hunderte und Tausende der Hilfe bedürfen, dann reicht die private Wohlfahrtspflege nicht aus, dann soll eine staatliche soziale Gesetzgebung Vorsorge getroffen haben.

Zur Hände ersparenden Maschine tritt die Welt erschließende Macht des Verkehrs, der Ausbau der Verkehrsmittel. Es gibt keine Entfernungen mehr, keine Bodenschätze, keine Naturerzeugnisse, die nicht jeder Industrie im eigenen Lande zugänglich wären. Was in sibirischen Steppen, im Tal des Ganges oder unter der Sonne Afrikas gewonnen, findet seinen Weg ebenso in die Werkstatt der heimischen Industrie, wie das, was die eigene Scholle erzeugte. Neue Produktionsmöglichkeiten eröffnen sich der Industrie, der alle Rohstoffe zur Verfügung stehen, ganz neue Produktionszweige werden geschaffen, neue volkswirtschaftliche Werte entstehen. Die vervollkommneten Verkehrsmittel erleichtern den Güteraustausch. Durch den Handel, der seine Arme immer weiter reckt, fließen die Güter, deren die heimische Volkswirtschaft nicht bedarf, in fremde Länder ab, im Wege des Austausches fluten andere, an denen Bedarf vorhanden ist und die deshalb wertvoller sind, in die Heimat zurück. In fortwährendem Kreislauf werden so immer neue Werte geschaffen, das Nationalvermögen, der Reichtum des Landes wächst.

Aber seine Verteilung unter die Produzenten ist keine gleichmäßige. Auch hier ist das großbetriebliche Prinzip das herrschende. Die große Masse der Handarbeiter erhält ihren Lohn, der ihnen für die Zeit, in der sie ihre Arbeitskraft nützen können, ein Existenzminimum schafft, der Gewinn fließt in die Hände einer Minderheit von Unternehmern, die das Geldkapital zur Verfügung stellten. Murrend steht die Masse, die an den neuen Werten schöpferischen Anteil hat, vor der Pforte, die sie von den höheren Gütern des Lebens ausschließt.

Nur auf einem Gebiet gibt es keinen Unterschied. Der Austausch der geistigen Güter, den der Verkehr vermittelt, wird durch keine Schranken gehindert, die Errungenschaften geistiger Erkenntnis fließen allen, die danach begehren, in gleichem Maße zu. Und wie einst die Kirche ihre Jünger fand, die ihre Lehren in unermüdlichem Eifer durch die Welt trugen, so fanden sich die Apostel, die den sozialen Gedanken, wenn auch in den allerverschiedensten Auffassungen, über die Welt verbreiteten. Dem Kapital galt ihr Kampf. Radikal, wie jede neue Lehre, die der Überlieferung den Krieg ansagt, sprach sie dem Kapital jede werteschaffende Eigenschaft ab. Produktiv sei neben der Natur nur die Handarbeit, ihr gebühre daher allein der Gewinn, der heut dem Kapital, bzw. seinem Besitzer, dem Unternehmer zufließe. Schaffe der Arbeiter aber die neuen Werte, so sei es auch seine Aufgabe, bei der Gestaltung der Produktion mitzubestimmen, wo er heut rechtlos beiseite stehe. Diese Auffassung war einseitig und fand ihre Widerlegung, aber aus der Menge der Kontroverse schälte sich ein berechtigter Kern. Der Arbeiter ist nicht ein bloßes Werkzeug, das verworfen wird, wenn es abgenutzt ist, sondern er ist neben der Natur und neben dem Kapital der dritte werteschaffende Faktor im Produktionsprozeß. Sein Kapital ist seine Arbeitskraft und sein Recht ist es, dieses Kapital so nutzbringend wie möglich anzulegen. Daher steht ihm der

Digitized by Google

Anspruch zu, gegenüber dem Arbeitgeber, der dieses Kapital erwerben will, seine Bedingungen zu stellen, mit anderen Worten, bei Abschluß des Arbeitsvertrages als mitbestimmender Faktor zu gelten, soweit es sich um die Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen handelt. Dies gilt für den Arbeiter, der im Besitz seiner Arbeitskraft ist und dem genügende Arbeitsgelegenheit die Möglichkeit gibt, sie zu verwerten. Jedoch auch für die Zeit der Krankheit und der Arbeitslosigkeit muß Vorsorge getroffen werden. Und der Arbeiter, der als werteschaffender Faktor im Produktionsprozeß anerkannt ist, stellt die Forderung, daß aus den Werten, die er geschaffen, soviel bereit gestellt wird, wie erforderlich ist, um in allen jenen Fällen ihm und seiner Familie die Existenzmöglichkeit zu geben. Wird hier das Recht des Arbeiters und die Verpflichtung der Gesellschaft anerkannt, so ergibt sich von selbst, daß dem Staat, als der anerkannten Vertretung der Gesellschaft, die Aufgabe zufällt, die notwendigen Maßnahmen zur Durchführung jener Einrichtungen zu treffen.

In der geschilderten Entwicklung, die sich in allen Kulturländern in entsprechender Weise vollzogen hat, kommt die Bedeutung des sozialen Gedankens als universaler Idee, die ohne territoriale oder sprachliche Grenzen zu kennen, einer Zeitepoche einen bestimmten Inhalt gibt, zum Ausdruck. Mögen bestimmte Gruppen sie fordern, mögen andere ihr Hindernisse in den Weg legen, sie gehört zu denen, die nichts dauernd hemmt, die so naturnotwendig ihren Weg gehen, wie aus dem Samenkorn die Pflanze wird, die ihre Blüten trägt und ihre Früchte reifen läßt.

Der Vorkämpfer für den sozialen Gedanken ist der unselbständige Arbeiter, den Widerstand verkörpert die Gesamtheit derer, die von ihrem bisher absoluten Bestimmungsrecht dem Arbeiter einen gewissen Anteil einräumen sollen. Der Einzelne ist ohnmächtig in diesem Kampf, in dem der Schwache gegen den Starken steht. Der einzelne Arbeiter, der von seinem Arbeitgeber für sich und seine Mitarbeiter eine Besserung der Arbeitsbedingungen fordert, kann von diesem als „lästiger Friedensstörer" aus dem Betriebe entfernt und brotlos gemacht werden. Stark dagegen ist dieser eine, wenn die Masse der Mitarbeiter einmütig hinter ihm steht. Aus dieser Erkenntnis erwächst der machtvollste Förderer des sozialen Fortschritts, die Organisation. Die Einsicht gemeinsamer Interessen und gemeinsamer Ziele schweißt die Tausende von gewerblichen Arbeitern zu großen Korporationen zusammen, die geschlossen ihre Forderungen stellen. So wird der bis dahin stärkere, der Arbeitgeber, zum schwächeren Teil. Den einzeln auftretenden Arbeiter konnte er entlassen, wenn er seine Wünsche nicht erfüllen wollte, mit der Gesamtheit muß er verhandeln, denn er braucht ihre Arbeitskraft, ohne sie liegt sein Kapital, das ihm den Gewinn bringt, brach. Und da er jetzt der Schwächere ist, so muß er sich zu Zugeständnissen entschließen und den Arbeitern ein Mitbestimmungsrecht bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen einräumen. Das Beispiel der Arbeiter und die bittere Erfahrung zeigen auch ihm seine neue Aufgabe, sie lehren ihn, daß auch sein Interesse im Zusammenschluß liegt, und daß der Organisation der Arbeiter die gleich starke der Arbeitgeber gegenübergestellt werden muß, damit ein gewisses Gleichgewicht zwischen Anprall und Widerstandsfähigkeit geschaffen wird. So entsteht, wenn auch ungleich schwieriger als bei den Arbeitern, die Organisation der Arbeitgeber. Der erstrebte soziale Fortschritt

Digitized by Google

aber ist erreicht. Das Recht des Arbeiters, beim Abschluß des Arbeitsvertrages als gleichberechtigter Faktor mitzusprechen, die Berechtigung der Organisation, als Vertretung der Arbeiterschaft zu verhandeln und Verträge abzuschließen, ist in weiten Kreisen der Industrie anerkannt und gewinnt auf dem noch uneroberten Gebiet Terrain. Sind die Begriffe und die Grenzen auch noch fließend, so bildet sich doch allmählich ein gewisses konstitutionelles Verhältnis im Gewerbebetriebe, wo bisher im besten Falle ein aufgeklärter Absolutismus gewaltet hatte.

Was sich im einzelnen Betriebe im kleinen Kreise abspielt, wiederholt sich in entsprechender Weise im größeren Rahmen des staatlichen Organismus. Wie dort die gemeinsamen Interessen die Arbeiter zu vereintem Handeln zusammenschließen, so bilden sich hier große politische Parteien mit dem Bestreben, die soziale und wirtschaftliche Lage der Arbeiterschaft zu verbessern. In den oben geschilderten wirtschaftlichen und technischen Verhältnissen liegen die Ursachen für ihr Entstehen und ihre Entwicklung. Je größer die Zahl derjenigen wird, die mit ihrem Lebensunterhalt auf ihrer Hände Tätigkeit angewiesen sind, desto größer wird die Menge derer, die gemeinsame Interessen verbinden, desto stärker werden daher die Parteien, die es sich zur Aufgabe machen, diese Interessen gegenüber dem Staat und den besitzenden Klassen zu vertreten. Ihr Programm ist die Förderung des sozialen Gedankens. Hierfür kämpfen ihre Vertreter im Parlament, hierfür tritt ihre Presse ein, sie bilden die Faktoren, die immer wieder fordern, immer wieder erinnern, wenn das Tempo der sozialen Gesetzgebung ins Stocken zu geraten droht.

Der Kreis, den diese Parteien umschließen, ist in ständigem Wachsen begriffen. Der gewerbliche Arbeiter war derjenige, der die Macht der Organisation zuerst erkannte, und der sich ihrer zuerst erfolgreich bedienen konnte, weil in seinem Stande die Interessen und Anschauungen am gleichartigsten waren. Der Kopfarbeiter mußte erst von ihm lernen. Lange dauerte es, bis sich hier starke Organisationen bilden konnten, weil mancherlei Vorurteile, nicht zum wenigsten Standesdünkel und Überhebung des einen über den andern zu überwinden waren. Aber die wachsende Abhängigkeit vom Arbeitgeber, die Ohnmacht des Einzelnen, erwiesen sich auch hier als überzeugende Argumente. Heute umfassen die Organisationen der Handlungsgehilfen und Techniker mehr als eine halbe Million Mitglieder, heute bestehen Organisationen der Bureaubeamten, der Bühnenangehörigen, der Ärzte usw. und alle sind sie mit Erfolg für die Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage eingetreten. Auf diesem Wege dringt der soziale Gedanke in immer breitere Schichten der Bevölkerung, immer weitere Kreise nehmen ihn auf, lernen und lehren ihn verstehen, immer neue Probleme erstehen aus ihm und werden dem Staate zur Lösung zugewiesen.

In der sozialen Gesetzgebung der Kulturvölker sind die Errungenschaften des sozialen Gedankens verkörpert. Manches von den gesteckten Zielen ist bereits erreicht, manches andere der Verwirklichung näher gebracht worden. Forderungen, die noch vor einem Menschenalter als weltfremde Utopien galten, sind heute erfüllt oder ernsthaft in den Bereich der Erörterungen eingereiht worden. Über den Bereich der staatlichen Regelung hinaus sind auf einigen Gebieten internationale Abmachungen getroffen worden.

Digitized by Google

Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz sind die beiden Hauptgebiete der sozialpolitischen Gesetzgebung geworden.

Durch die Arbeiterversicherungsgesetzgebung hat der Staat für die Fälle Vorsorge getroffen, in denen der Arbeiter durch Krankheit, Unfall, Invalidität oder Alter außer stande gesetzt wird, für sich selbst und seine Angehörigen den Lebensunterhalt zu beschaffen. Durch ein großes, von sozialem Verständnis getragenes Gesetzgebungswerk ist ein Unterstützungssystem geschaffen worden, das sich materiell auf Leistungen des Staates, der Arbeitgeber und der Arbeiter aufbaut. Dadurch, daß die Arbeiter selbst Beiträge zu den Versicherungseinrichtungen leisten, erwerben sie ein Recht auf die Unterstützungen, denen dadurch das Odium der Armenunterstützung mit ihren politisch entrechtenden Folgen genommen wird. Noch aber ist das Werk nicht beendet, wichtige Erweiterungen müssen vorgenommen, neue Grundsteine gelegt werden. Ein Gesetzentwurf zur Fürsorge für die Hinterbliebenen des Arbeiters, den der Tod der Familie entreißt, ist in der Vorbereitung begriffen, im Jahre 1910 soll er als Gesetz in Kraft treten. Ein Teil der Einnahmen aus den Lebensmittelzöllen soll ihm die finanzielle Grundlage geben. Die große Frage, wie weit Staat oder Gemeinde helfend eingreifen sollen, wenn unverschuldete Arbeitslosigkeit die Möglichkeit des Verdienstes aufhebt, ist über den Rahmen theoretischer Erörterungen schon hinaus gelangt. Einzelne Staats- und Gemeindeverwaltungen haben das Problem bereits zum Teil mit Erfolg im Wege der Gesetzgebung zu lösen gesucht.

Waren diese Gebiete staatlicher Fürsorge bisher fast ausschließlich dem gewerblichen Arbeiter vorbehalten, so entspricht es nur dem weiteren Fortschreiten des sozialen Gedankens, wenn auch weite Gruppen der Kopfarbeiter, deren Existenz vielfach nicht besser gesichert, als die des Lohnarbeiters ist, die staatliche Fürsorge auf diesem Gebiet für sich mit in Anspruch nehmen. Die kaufmännischen Angestellten sind bereits bis zu einer gewissen Einkommensgrenze in die Versicherung einbezogen, aber auch die Privatbeamten, sowie die besser gestellten Handlungsgehilfen und Techniker verlangen ihre Einbeziehung. Charakteristisch für den Ruf nach Staatshilfe ist es, daß sogar ein Teil der kleinen Handwerker und selbständigen Unternehmer die staatliche Versicherung für sich in Anspruch nehmen will. Die Existenz dieser „Unternehmer" ist durch die Zunahme der Großbetriebe so gefährdet worden, daß sie sich kaum über die des Lohnarbeiters erhebt und die Möglichkeit einer selbständigen Vorsorge für Zeiten der Krankheit und der Invalidität gleichfalls sehr in Frage gestellt ist.

Fast noch überzeugender als auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung kommt der Einfluß des sozialen Gedankens auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes zum Ausdruck. Hier greift unter diesem Einflusse die Gesetzgebung unmittelbar in den Produktionsprozeß zum Schutze der Arbeiter ein, hier sind wie im Verbot der Frauennachtarbeit die ersten Anfänge zu internationalen Abmachungen vorhanden. Und im Bereich der nationalen Gesetzgebung umgreift die Arbeiterschutzgesetzgebung weite Gebiete. Abgesehen vom Verbot der Frauennachtarbeit unterwirft sie die Frauenarbeit auch am Tage einer Begrenzung, indem sie die Höchstdauer der zulässigen Arbeitsstunden festsetzt. Der Ausnutzung der Kinderarbeit

Digitized by Google

setzt sie durch das Verbot der Beschäftigung auf einer Reihe von Gebieten, durch die Beschränkung der Arbeitsdauer und der Beschäftigungszeiten auf anderen ein Ziel. Die Vorschriften über Kündigungsfristen, über das Verbot willkürlicher Lohneinbehaltungen, der Auszahlung des Lohnes in Waren bilden einen wirksamen Schutz für den männlichen Arbeiter. Hierzu kommen die Bestimmungen über Arbeitsordnungen, Arbeiterausschüsse und noch vieles andere.

Zu den Vorschriften über den Schutz des Arbeitsvertrages treten solche hygienischer Natur. Um die Gesundheit des Arbeiters zu schützen, wird die Anwendung bestimmter gesundheitsschädlicher Stoffe entweder völlig verboten oder weitgehenden Beschränkungen unterworfen. Durch das völlige Verbot des weißen Phosphors in der Industrie ist die Phosphornekrose aus der Liste der gewerblichen Erkrankungen verschwunden, die weitgehende Beschränkung in der Benützung des Bleiweiß hat die Bleivergiftungen vermindert. Zur Bekämpfung der Lungentuberkulose sind und werden noch immer weitere Heilanstalten erbaut, in denen zahlreiche Arbeiter auf Kosten des Staates Erholung und Genesung finden.

Bis in die Wohnung des Arbeiters folgt ihm die sorgende Hand des Staates. Seit einer Reihe von Jahren werden im Reich wie in den Einzelstaaten besondere Summen für den Bau von Arbeiterwohnhäusern in die Haushalte eingestellt. Gesetze, die die Herstellung kleiner, in gesundheitlicher und sozialer Beziehung einwandfreier Wohnungen bezwecken, werden geschaffen, Wohnungsinspektionen eingerichtet, um Mißstände im Arbeiterwohnungswesen festzustellen und zu beseitigen.

Doch auch noch auf anderen Gebieten, die ihm sonst fernzuliegen scheinen, macht sich der soziale Gedanke geltend. In der Besteuerung ist das „sozialpolitische Moment" ein anerkannter Faktor geworden. Für die Wahl neuer Steuern ist heute nicht mehr allein ihre Ergiebigkeit, sondern daneben auch ihre Wirkung auf den Steuerzahler maßgebend. Die Verteilung der Steuerlast soll so erfolgen, daß das größere Einkommen stärker, das kleinere schwächer zur steuerlichen Leistung herangezogen wird. Darum entsteht bei jeder neuen Steuervorlage der Streit für direkte Steuern auf der einen, indirekte auf der anderen Seite. Die direkten Steuern gestatten eine Steigerung der steuerlichen Belastung mit der Höhe des Einkommens, bei den indirekten werden alle Einkommen, kleine wie große, absolut gleich belastet, wodurch eine verhältnismäßig stärkere Belastung des kleineren Einkommens hervorgerufen wird. Wenn auch aus steuertechnischen Gründen der Aufbau eines Steuersystems auf einer einzigen Einkommensteuer nicht angängig ist, so soll wenigstens ein Ausgleich dadurch angestrebt werden, daß neben den indirekten die direkten Steuern zur stärkeren Heranziehung der leistungsfähigen Zensiten zur Anwendung gelangen. Es ist festzustellen, daß diese Forderungen, die gleichfalls dem sozialen Gedanken entspringen, in den Steuersystemen aller Kulturstaaten mehr oder minder Anerkennung gefunden haben. Im Deutschen Reich ist fast in sämtlichen Bundesstaaten die direkte Besteuerung das Rückgrat des Steuersystems. In der Reichsbesteuerung hat die direkte Besteuerung, abgesehen von der neuerlichen Reichserbschaftssteuer, zwar noch nicht Eingang gefunden, aber für die bevorstehende Reichsfinanzreform wird mit der Einführung einer Reichsvermögenssteuer oder einer Erweiterung der Erbschaftssteuer gerechnet.

Digitized by Google

So ist der soziale Gedanke der bewegende Faktor im heutigen Wirtschaftsleben geworden. Er mußte es werden, weil durch die neue Ordnung des Produktionsprozesses die Tausende, die sich in den voraufgegangenen Jahrhunderten als selbständige Produzenten eine eigene Existenz hatten schaffen können, in die Masse der unselbständigen Lohnarbeiter herabgedrückt wurden, die ohne Unterhaltsmittel waren, sobald ihre einzige Ernährungsquelle, die Lohnarbeit, aus irgendeinem Grunde versiegte. Hier erwuchs für die Allgemeinheit, der alle jene als vollberechtigte Mitglieder angehörten, die Pflicht, mit ihren Mitteln helfend einzugreifen, um für die Fälle wirtschaftlicher Not die Existenz jener Mitglieder sicherzustellen. Noch stehen wir am Anfang dieser neuen Entwicklung. Zuerst nur Hilfe und Schutz des Lohnarbeiters in Fällen drängender wirtschaftlicher Not, beginnt heute der soziale Gedanke immer weitere Kreise in seinen Bereich einzubeziehen und höher gesteckten Zielen zuzustreben. Nicht mehr allein dem Lohnarbeiter gilt seine Fürsorge, der ganze Kreis der Angestellten im Gegensatz zum selbständigen Unternehmer stellt sich unter seinen Schutz, und nicht nur die Hilfe in Fällen wirtschaftlicher Not, sondern die Sicherung und Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Lage wird zum endlichen Ziel. Stetig und unentwegt muß hier gebaut, mit sicherer Hand ein Stein auf den anderen gefügt werden, bis ein Bauwerk geschaffen ist, das allen denen, die nicht auf der Höhe des Lebens als Führer und Mehrer des Nationalwohlstandes stehen, sondern die im Tale mit ihrer Lebensarbeit ein Korn zum anderen tragen, in allen Lebenslagen die Zuversicht und die Gewähr bietet, daß für sie und ihre Angehörigen Vorsorge getroffen ist, wenn die Wechselfälle des Lebens sie treffen und ihnen Arbeit und Unterhalt rauben. Ein solches Werk ist groß genug, um den Inhalt eines Jahrhunderts zu bilden.

Abendstunde

Von

Paul Wolf

Ich habe dir oft wehgetan.
Nun deckt dich längst der stille Hügel.
Doch naht die Nacht auf leisem Flügel,
Stehst oft du bei mir, schaust mich liebreich an
Und legst die lieben frommen Hände,
Die arbeitsfrohen, auf mein fiebernd Hirn. —
Und wie des Himmels herrlichstes Gestirn
Aus blauen Tiefen übers Talgelände
Sein Goldnetz breitet, wenn die Nacht sich senkt,
Spinnst du mich ein mit deiner milden Klarheit.
Du, die dereinst der Himmel mir geschenkt,
Du bringst mir Frieden, tiefe Ruhe, Wahrheit.
. . . . . .
Ich habe dir oft wehgetan.

Digitized by Google

Passiflora

Eine Geschichte

von

Albert Geiger

(Fortsetzung)

„Dieses ist, was mir das erste Blatt erzählt hat", sprach Meister Franziskus. „Hier nehmt es wieder und bewahret es. Und gebet mir ein zweites! Es geht eine wundersame Kraft von diesen unscheinbaren, wehmütigen Blättchen aus. Sie machen den Schleier über allem durchsichtig. Und sie zeigen mir die Menschen und ihre Geschicke, als stünden sie leibhaftig vor mir. Nicht ich bin es mehr, der redet, sondern sie reden in mir und durch meinen Mund."

Die Gräfin Athis tat ein Blättchen der geheimnisvollen Blume aus dem Smaragdbüchslein, in dem sie es verwahrt hatte, küßte es mit bebenden Lippen und reichte es dem Magister hin:

Der Blüte zweites Blatt

Der Knabe hatte noch das verworrene Brausen einer großen Volksmenge gehört, und dann hatte ihm Finsternis die Sinne umnachtet.

Und von diesem Brausen im Ohr erwachte er wieder.

Er sah sich mit erstaunten Augen um. Wo war er?

Er lag mit schmerzenden Gliedern in einem mächtigen alten Himmelbett. Er suchte den Kopf zu heben. Aber ein heftiger Schmerz in Hals und Genick zwang ihn, den Kopf wieder sinken zu lassen. Auch die Bewegung der Arme tat ihm weh. Das Dunkel kreiste wieder vor seinen Augen. So lag er eine Weile mit geschlossenen Augen regungslos. Dann hob er die Lider und sah sich durch die Holzgitter des Himmelbettes um, so gut er konnte. Er sah ein dürftiges, aber reinliches Zimmer. Hinten im Zimmer ein Fensterchen, das halb auf stand und die Nachmittagssonne in die Kammer ließ. Durch die Fensteröffnung sah des Knaben Auge auf Bäume. Auch glaubte er, das Rauschen von Wasser zu hören.

Das Rauschen hatte ihm im Ohr gebraust, als er aufwachte. Und da vernahm er auch das dunkle Brausen wieder, das ehedem sein Bewußtsein in Schlummer gerauscht hatte.

Digitized by Google

Und da er an dieses Brausen zurückdachte, tat sein Herz wie vor etwas Entsetzlichem einen Ruck. Es bäumte sich zurück wie ein erschreckendes Pferd, das dann in wilder Hast davonrast. So pochte nun auch das Herz des Knaben nach dem jähen Halt in banger Schnelle. Und dann ward es ruhiger. Und vor der verängsteten Seele zogen die Szenen des Grauens vorbei, in denen er unfreiwilliger und schuldloser Mitspieler gewesen war.

Am Himmel über den Mauern und Türmen der Stadt flammte das Morgenrot. Da war er draußen gestanden am Richtplatz auf dem Bühel. Unter dem Galgen. Neben ihm Franz, der Reitknecht.

Im Walde hatte der Knabe den flüchtigen Reitknecht getroffen. Mit versengten Haaren und Wimpern, blutend, zu Tode erschöpft. Er hätte ihn besser seines Weges ziehen lassen. Aber sein junges Herz erbarmte sich des Menschen. So setzte er sich mit ihm an den Wegrand und labte ihn mit Brot und dürrem Obst, die er vom Einsiedler mitbekommen hatte. Und da hatte sie der Haufe, der die Wälder um die Berge herum nach Flüchtigen durchstreifte, mitten in der Rast überfallen. Der schuldbeladene Vater entkam. Den schuldlosen Sohn erfaßte die rächende Hand.

Dann hatte man sie gefesselt und mit Hieben und Stößen durch die Gassen der Stadt, zwischen einer schmähenden, drohenden Volksmenge hin, zum Gefängnis gebracht. Unflat aller Art hatte man auf sie geworfen. Die Mütter hatten ihre Kinder hochgehoben und ihnen die Räuberbrut gezeigt. Und die unwissenden Kinder noch hatten ihnen mit den Fäustlein gedroht und: Mörder! Mörder! gelallt. So manchen Kindes Vater und Nährer lag droben in der Burg für ewig begraben.

Betäubt saß der Knabe im Kerker. Zum zweitenmal ein Gefangener im Laufe von vierundzwanzig Stunden. Neben ihm der Reitknecht, der wußte, was ihrer harrte, und der nur immer murmelte: „Armes Kind, armes Kind!“

Dem Knaben war es, als grabe und wühle eine Hand in seinem Hirn und seinem Herzen. Diese Hand war das gequälte und empörte „Warum“, das immer wieder sein hohnvolles Werk in ihm begann. Warum muß all dieses Furchtbare auf mich, den Schuldlosen, kommen? Büße ich für den Vater? Muß das Kind des Vaters Sünden büßen?

Er dachte an den Morgen zurück. An den taufrischen, stillen, schönen Morgen. An den guten alten Mann, der umsonst auf seine Rückkehr wartete. An das Schwesterlein, das er stumm und beglückt in den Armen gehalten hatte.

Und wie er so dachte mit schmerzendem Haupt, traten drei schwarzgekleidete Männer ein, und einer las mit eintöniger Stimme allerlei gespreizte Worte, aus denen Eines nur mit furchtbarer Deutlichkeit sein Haupt erhob, das Wort: Tod.

Er sollte, er mußte sterben.

Morgen in der Frühe.

Und nun begannen die beiden Worte „Tod“ und „Warum“ in seinem Haupt einen schaurigen Tanz aufzuführen. Das Wörtlein Tod sagte ihm: Du mußt sterben. Und verzweifelt klang es zurück: Warum? Sterben. Warum? Den Tod. Warum? Wie der eiserne Uhrpendel der Ewigkeit, so tickte das hin und her. Hin und her.

Digitized by Google

Und draußen tobte der Lärm der Volksmenge, der nach Verkündung des Urteilsspruchs zu einem drohenden, jubelnden Donner ward. Manche kletterten zu den vergitterten Fenstern hinauf, schrien hinein, wiesen die breiten Zungen und drückten die häßlichen, erhitzten Gesichter platt an die Gitterstangen. Ihre racheerfüllten Augen funkelten herein. Und immer: Ping — pang — ping — pang — der Zeiger hin und her: Sterben. Warum? Den Tod. Warum —?

Da begann der Knabe zu lachen. Ein Lachen, daß sich der Reitknecht schaudernd bekreuzte. Und dann war er still geworden. Er lag in tiefer Ohnmacht.

Dann war der Morgen gekommen.

Der Morgen des Gerichts.

Wieder begann das Ticken des Pendels. Das unbarmherzige Ticken. Und die Pferde, die den Armesünderkarren über den holprigen Weg zogen, klapperten den Takt dazu. Man hatte eine sehr frühe Morgenstunde angesetzt und die Stunde nicht genau verkündet, da man Auflauf und Geschrei vermeiden wollte. So lag denn die Stadt noch im Schlaf, als der Karren durch dämmernde Gassen hinausfuhr. Dennoch verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht in der Stadt. Und binnen kurzem war eine ungeheure Menge auf den Beinen. Die Stadt hinaus. Dem Todeskarren nach. Dem Richtbühel zu.

Dort standen schon die Gefangenen, des Strickes gewärtig.

Die Morgenluft spielte mit den blonden Haaren des Knaben, der bleich, aber stolz dastand. Seine blauen, großen Augen sahen über das Volk, über die Richter, über den Henker, über die schweigsamen, drohenden Mauern und Giebel der Stadt hinaus. Starr auf ein Ziel, die Berge, gerichtet. Dort auf der Waldwiese in der Einsiedlerhütte lag das Kind. Schuld- und leidlos schlief es. So wähnte der Knabe. Und er wollte bis zum letzten Atemzug an nichts anderes denken als an das Kind und den alten Mann und die stille grüne Wiese.

Also erwartete der Knabe den Tod. Blaß, stolz und schön. Und die und jene Frau in der Menge dachte für sich: Schade um den frischen Jungen!

Aber sie hütete sich, das auszusprechen.

Blut in den Wolken. Blut in den Augen der Volksmenge. Tod, unbarmherziger Tod in den steinernen Gesichtern der Richter und des Henkers. Ich will dein Leben! sprach auch die Armesünderglocke, die aus der Stadt herüberschrie, gellende Schreie, die zuweilen schwächer wurden, wenn der Morgenwind sie verwehte, und aufs neue widerwärtig aufschrien, wenn der Wind sie auf seine Flügel nahm und nach der Gerichtsstätte trug.

Lausche, du Knabe! Sie wird einmal wieder rufen in todheischender Hast. Und zwischen den letzten Glockenschlag hier und den ersten Glockenschlag einst wird das Schicksal zweier Menschen gepreßt sein.

Das Stäbchen knirschte zusammen. Der Priester sprach ein Gebet. Die Hälse reckten sich.

Der Knabe schloß die Augen.

Neben sich hörte er den Reitknecht murmeln:

„Armer Bub'! Armer Bub'!"

Und nun griff die finstere Hand nach ihm.

Digitized by Google

Da durchfuhr ihn jählings der Gedanke an das Schreiben des Einsiedlers. Wenn sie es finden und nach dem Kind suchen? Werden sie auch die kaum geborene Kreatur morden?

Und da stieg ihm ein wildverzweifelter Jammer in den Hals. Des Knaben Mund entrang sich ein Schrei wie um Hilfe. Ein klagender, anklagender Schrei zum Himmel. Zu Gott:

„Passiflora! Passiflora!“

Mancher noch erinnerte sich später dieses Schreies. Und viele der Frauen meinten: so müßte der Heiland am Kreuze geschrien haben in Todesnot und Verzweiflung.

Dann fühlte sich der Knabe gepackt, gerissen, gestoßen.

Da schwirrte und surrte es wie ein Flügelschlag um sein Haupt. Es war sein Falke. Er fiel wütend mit seinem scharfen Schnabel auf den Henker herab und stieg endlich, von den Henkersknechten verscheucht, mit einem klagenden Ton in die Höhe.

Der Knabe hob einen Abschiedsblick nach ihm.

Es war ihm, als schwirre sein Leben so in die Weite. Sein junges, schönes Leben.

Das Brausen schwoll aus der drängenden Welle von Menschenköpfen.

Und dann stürzte Finsternis über den Knaben.

Blutrauschende Finsternis.

* * *

Und nun lag der Knabe da, auf einem reinlichen Bette und schaute in den hellen, sonnenfrohen Nachmittag hinein.

In einer Kammer, die er nie gesehen hatte.

Bei Menschen, die er nicht kannte und nicht kennen konnte.

Wie war das geschehen?

Indessen öffnete sich die Türe ein wenig. Ein rotleuchtender Mädchenkopf sah herein. Dann öffnete eine kleine Hand die Türe vollends. Und auf den Zehen schlich ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen an das Lager.

Der Knabe hatte wie in einer Erschöpfung die Augen wieder geschlossen. Jetzt, da er den warmen Hauch des Atems über sich spürte, schlug er die großen blauen Augen auf und sah über sich das rotblonde Mädchenhaupt, von der Sonne wie in Flammen. Aber auch auf dem schmalen, nicht eben schönen Gesichtchen war ein helles Rot entglommen, als der Knabe dem Mädchen in die Augen sah.

Das Mädchen hob den Finger an die Lippen.

Aber der Knabe sagte, ob auch mit müder Stimme:

„Genug der Ruhe hab' ich! Wie komm' ich hierher?“

Das Mädchen lächelte geheimnisvoll.

„Zu Fuß nicht, Knabe. Auch nicht zu Roß. Und die Kutsche war eng genug.“

Da sie eine leichte Ungeduld in des Knaben Antlitz sah, fügte sie hinzu:

„Das alles hernach. Erst essen und trinken! Du mußt Hunger haben.“

Rasch wie ein Blitz nahm sie die eine Hand des Knaben und führte sie an ihren lebenswarmen Mund.

Digitized by Google

„Lieber Kerl du! Armer Kerl du!“

Dann lief sie davon, kehrte aber nach kurzem mit einigen Honigkuchen und süßem Wein zurück.

„Lieber, iß und trink!“

Sie half ihm, sich aufzustützen. Er merkte, daß sie eine weiche, hilfsbereite Hand habe. Und er sah, indem er von dem Honigkuchen brach und an dem süßen Spanierwein nippte, dem Mädchen dankbar in die Augen. Das errötete wieder über und über.

„Nun aber erzähle mir alles! Die Neugier verzehrt mich!“

In diesem Augenblick erschien in der offenen Tür ein altes Weib mit schlürfenden Tritten. Ein altes, häßliches Weib. Es sah finster drein und brummelte vor sich hin:

„Vom Rabenstein im Totenschrein —“

Mehr verstand man nicht.

„Großmutter!“ rief das Mädchen zürnend.

„Großmutter!“ hallte es krächzend wider. Eine große glänzend schwarze Elster mit gespenstischen Augen flatterte in das Gemach. Und wieder erhob sie ihre Stimme, die ebensowohl die des alten Weibes hätte sein können:

„Vom Rabenstein im Totenschrein —“

Da geschah etwas Unerwartetes. Durch das offene Fenster stieß der Falke herein und auf die Elster zu. Das Mädchen stand mit offenem Mund. Die alte Frau jammerte und schrie. Der Knabe aber war vom Bett aufgesprungen und hatte den Falken von seinem Opfer weggerissen. Die Elster suchte mit gesträubten Flügeln das Weite. Die alte Frau schmetterte krachend die Türe zu. Und der Falke ließ sich demütig von seinem Herrn die blaugrauen Fittiche streicheln.

„So hast du mich wiedergefunden, treues Tier du? Sieh, Mädchen, das ist mein einziger Freund. Aber nun sag doch: was bedeutet das alles? Wie kam ich hierher?“

„Vom Rabenstein im Totenschrein“, sagte nun ernsthaft auch das Mädchen.

Es war eine Stille. Das Mädchen drehte an seinem üppigen roten Haarzopf. Es wußte nicht, wie es sagen. Sie sah in diese großen, blauen, erwartungsvollen Augen, die der Schmerz schon recht tief gemacht hatte, sie sah hinein mit ihren unsicheren grauen Augen, über die sich ab und zu der Vorhang ihrer seidigen Augenwimpern schob. Und wie sie voll Mitleid und erbarmender Zurückerinnerung an die Stunden der Frühe dachte und sich vorstellte: der so lebensvoll vor ihr lag, läge nun verscharrt im kühlen Grund bei Dieben und Mördern, da füllten sich ihre Augen mit Tränen, und in ihrem Mitleid war sie beinahe schön zu nennen, so unscheinbar ihr Gesicht war. Sie nahm wieder die Hand des Knaben, drückte sie an ihre junge Brust und sprach mit öfterem Stocken:

„Du bist im Hause des Henkers. Und ich bin sein Enkelkind.“

Im Knaben zitterte wieder das Grauen der Morgendämmerung. Er hörte wieder den ehernen Pendelschlag. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Das Mädchen sah das, und sie fügte eilig hinzu:

„Du darfst keine Angst mehr haben. Es darf dir niemand mehr etwas tun.“

Und nun erzählte sie eilig, aber immer stockend, wie es zugegangen war.

Digitized by Google

Als die Gehenkten in die rohgezimmerten Särge gelegt waren, hatte sie den jungen, schönen Knaben noch einmal anschauen wollen. Indem meinte sie, noch ein leises Heben in der Brust zu sehen. Sie horchte. Der Atem ging noch. Da kniete sie vor dem Großvater und den Knechten nieder und bat für das noch wache Leben. Und die begannen ihn zu reiben, und er begann wieder zu atmen. Das Herz fing wieder an zu schlagen. Die Lebenswärme kehrte zurück. Das Wunder war geschehen. Und wiewohl brummend hatte der Scharfrichter dem Mädchen nicht wehren können, den Knaben mit nach Hause zu nehmen.

„So dank' ich dir mein Leben?"

„Dank es der Gotteshand, die über dir war. Am selben Mittag sollten noch vier Diebe und Falschmünzer an das Galgenholz. Darum hat man euch so eilig abgeschnitten."

„Dennoch bist du schuld, daß ich hier liege und atme und lebe."

Er faßte ihre Hand, und nun erglomm in ihren Augen nur einen Atemzug oder Pulsschlag lang ein süßes, heimliches Feuer. Der scheue Blick einer liebebereiten jungen Seele.

Der Knabe sah dieses Leuchten, und da er solches noch nie gesehen hatte, schien es ihm wunderbar.

Er seufzte und ließ ihre Hand fallen.

Und auch das Mädchen seufzte. Sie erhob sich und trat zum Fenster.

„Wie kann ich dir das danken?" fragte leise der Knabe.

„Weißt du, wie es Brauch und Recht ist?" kam es vom Fenster zurück. „Wenn ein Mädchen einen Knaben vom Henkertod errettet, so soll er gehalten sein, das Mädchen zu heuern. Und alsdann kann er seinen ehrlichen Namen wieder erwerben. Denn einer reinen Jungfrau Liebe und Gelöbnis macht rein und ehrlich und sündlos. Also steht es geschrieben in den Büchern.

Aber das ist nur Geschwätz!" fügte sie leicht hinzu. „Wir sind ja alle zwei noch klein-kleine Kinder."

Dennoch hatte dem Knaben etwas aus ihren Worten geklungen, das ihn seltsam berührte. Etwas scheu und doch feierlich Forderndes.

Verwirrt lag er da.

Die Worte klangen ihm nach:

Und alsdann kann er seinen ehrlichen Namen wieder erwerben.

So war er — nicht mehr ehrlich?

Und das Enkelkind eines Ehrlosen, eines Scharfrichters mußte ihm das sagen?

Seine Faust krampfte sich zusammen.

Und er sah wieder auf das Mädchen, wie es gesenkten Hauptes im Abendleuchten vor ihm stand. Das blasse, schmale Gesichtchen mit der goldroten Krone war wie durchglüht. Und etwas lag auf den Lippen wie Trotz, Demut und Liebe.

Er stöhnte.

Wie verworren doch all sein Schicksal war!

Das Mädchen eilte ängstlich auf das Lager zu.

Der Knabe war wie in halber Ohnmacht wieder zurückgesunken.

O wie er so rührend dalag mit den feinen, leidgezeichneten Zügen!

Digitized by Google

„Was ist das für ein Rauschen?“ fragte der Knabe nach einer Weile.

„Das ist der Mühlgraben. Der fällt da über die Stauung herab.“

„Es schläfert ein“, murmelte der Knabe. „Ich bin doch müde.“

„Hast du Schmerzen? Laß sehen!“

„Nein, nein!“ wehrte der Knabe mit matter Stimme. „Nur da am Hals. Aber das vergeht. Lasse nur!“

Sie bestand aber darauf, daß er ihr die Wundmale zeige. Es waren breite rote Streifen. Hier hatte der Strick sein Werk verrichtet.

Da ging sie zu einer Lade, nahm reines weißes Linnen und aus einem irdenen Geschirr Salbe. Denn wie es manchmal geschieht: der Henker war zugleich auch Helfer für manche Krankheit. Wundarzt und Wunderarzt.

Sie strich die Salbe auf das Linnen, trat zu dem Lager, nahm mit der einen Hand bebend das reiche blonde Haar vom Hals zurück und legte die Salbe auf. Der Knabe ließ es geschehen. In allem, was ihre Hand vollbrachte, lag etwas, das ihn schmerzlich und süß an die Hand der Mutter erinnerte. Und er konnte nicht sehen, daß ihre Lippen heimlich dem Linnen einen Kuß aufgedrückt hatten.

Dann füllte sie noch einmal sein Glas.

„Trinke!“ flehten ihre Augen.

Er reichte ihr das Glas:

„Du!“

Sie führte das Glas an die Lippen.

Dann trank er, und es war ihm, als strömten das Feuer des Weines und die heimliche Glut ihrer Lippen trunken machend in seinen müden Leib.

Langsam war die Dämmerung gekommen. Und in dieser Dämmerug bedünkte den Knaben alles doppelt wundersam.

Er sank wieder zurück. Das Rauschen tönte vernehmlicher von außen. Er vernahm einen Ruf. Dann das Geräusch eines Wagens, mehr in der Ferne. Dann begann draußen der graue Vogel der Nacht zu singen. Leise erst. Glockenklänge schwammen durch die Luft. Unruhig wogte und spielte das Leben herein in die Stille der kleinen Kammer.

Und im halben Traum noch hörte der Knabe die leise weiche Stimme des Mädchens:

Maria schläft auf Blüten,
die selige Magedein.
So sollen dich behüten
vier weiße Engelein.
Schlaf ein!
Lieber armer Knabe mein!

Der stille blasse Mond
mit seinem Silberschein
hüllt dich in seinen Mantel
von klarem Himmelslein.
Schlaf ein!
Lieber armer Knabe mein!

Der Wind, der um das Haus geht,
will auch nicht träge sein.
Er spielt dir um die Wangen
und weht dir fort die Pein.
Surre! Susurre!
Schlaf, lieber Knabe mein —

* * *

Digitized by Google

Spät in der Nacht erwachte der Knabe. Er hatte geträumt: er kniee vor der Mutter im heimatlichen Garten, berge den Kopf in ihrem Schoß, und sie streichle ihm mit ihrer linden Hand die Haare. Dabei sprach sie zu ihm: Warum suchst du nicht nach deinem Schwesterlein?

Nun saß er aufrecht auf dem Bette. Der Mondschein schaute durch die zwei herzförmigen Ausschnitte der hölzernen Fensterladen herein und malte zwei silberne Herzen auf den Boden. Der Knabe sah diese Herzen eine Weile an. Dann sah er sich nach seinem Falken um. Der saß auf der Bettstattkante und schlief. In dem Halbdunkel des Gemachs konnte man ihn nur undeutlich erkennen. Der Knabe dachte lange nach. Er dachte mit trüben Sinnen des Traumes.

Er war ein Ehrloser, und des Henkerskindes Hand hatte ihn dem Tode abgewonnen. Er war vom Unglück gezeichnet, und Mißgeschick würde ihm folgen auf allen Wegen. Was konnte er der Schwester sein? Er konnte sie noch einmal sehen. Die rosigen Händlein fassen. Das kleine Mündlein und die großen Augen küssen. Das teure Leben noch einmal im Arme halten. Und dann hinausfahren in die weite Welt auf wilden Wegen. Ein Abenteurer.

Da er noch so sann, tat sich vorsichtig die Türe auf, und herein trat das Henkerskind. Das Mädchen hatte ein kleines Ämpelchen in der Hand, das sie mit vorgehaltener Hand halb verdeckte, so daß es nur einen schwachen Lichtschein warf. Jetzt, da sie des aufsitzenden Knaben gewahr ward, erschrak sie etwas und legte den Finger auf den Mund. Ihre roten Haare waren gelöst und hingen in langer Flut herab wie ein wallender Mantel. Die großen Augen in dem blassen Gesicht waren voller Trauer. So stand sie einen Augenblick da. Dann trat sie tiefer in die Kammer und schloß schnell, aber vorsichtig die Türe.

„Du mußt fort!“ sagte sie hastig.

„Ich wäre ohnehin gegangen!“

Das Mädchen stieß einen klagenden Laut aus. Dann stellte es die Ampel auf die Truhe, setzte sich neben die Ampel und verhüllte das Gesicht mit den Händen. Der Knabe hörte sie leise schluchzen.

Er wagte es nicht, die Weinende zu stören. Sie weinte, weil er fortging. Der liebe, arme, herrliche Junge, der einen Tag lang Licht und Liebe in das einsame, düstere Henkershaus gebracht hatte. Nur dieser eine Tag und seine kaum erschlossene Blüte durfte ihr gehören für ein ganzes langes licht- und blütenloses Leben. Daß dieses Glück und diese Liebe nun schon zu Ende sein sollte! Von Gottes und Rechtes wegen gehörte der Knabe ihr. Und kaum daß sie ihn hatte, mußte sie ihn wieder hergeben. Dieser harten, bösen, unbarmherzigen Welt.

Aber er mußte fort.

Der Großvater wollte ihn nicht länger behalten. Wenn man in der Bürgerschaft davon erfuhr, daß er den Sprößling des Eilhart vom dunkeln Berg bei sich aufgenommen hatte, so war's um sein Amt geschehen. Und wenn des Henkers Brot auch ein blutbeflecktes war, es war eben doch ein Brot. Zu geschweigen, daß kein Mensch im ganzen Umkreis ihm fürder seine Wunderarzeneien abgenommen hätte.

Und so war er unerbittlich geblieben trotz allen Flehens des Kindes. Ja er hatte im Eifer das Wort fallen lassen:

Digitized by Google

„Wenn er nicht geht, so muß ich ihn dem Rat verzeigen. Und dann henken sie ihn zum zweitenmal. Aber sicher."

Der Knabe mußte fort.

Das alles sagte sie ihm, stockend, von stoßweisem Schluchzen unterbrochen. Der Knabe ging auf sie zu.

„Mußt nicht weinen!" sagte er ungelenk.

Sie nahm die Hand von den Augen und sah ihn mit den großen grauen Augen durchdringend an. Es war, als wolle sie sein ganzes künftiges Geschick aus seinen Augen lesen.

Und dann sprang das Mädchen jählings auf. Mit aller Kraft der Leidenschaft sprang sie dem Knaben an die Brust. Sie küßte seine Lippen. Seine Augen. Seine Wangen. Und wieder die Lippen. Er vermochte nicht, sich zu wehren. Aber er vermochte auch nicht, diese Küsse wiederzugeben. Und in diese Liebkosungen hinein ertönte die leise bebende Stimme des Mädchens:

„Der ist mein, der Mund.

Die sind mein, die Augen.

Die gehören mir, die Wangen.

Ganz und gar gehörst du mir! Mit Leib und Seele!

Hörst du?"

Sie ließ ihn los und trat zurück. Sie faßte ihr Eigentum noch einmal ins Auge. Ihr Eigentum, das sie dennoch nicht behalten durfte.

„Nimm mich mit!" flüsterte sie heiß und beschwörend.

„Nimm mich mit!" klagte sie scheu.

„Lasse mich nicht allein hier! Ich sterbe, wenn du gehst!

Ich will mit dir betteln. Ich will mit dir schaffen. Ich will mit dir stehlen. Komme was will! Nur nimm mich mit!"

Aber der Knabe schüttelte traurig den Kopf.

Da riß es sie hin. Eine Flamme schlug aus ihren Augen.

„Verflucht sei, wer jemals diese Lippen küßt! Sie sind mein und du bist mein. Und wer dich mir nimmt, mein bares, leibhaftiges Eigentum, der soll gebüßt werden vom Himmel! So wahr es einen Gott gibt!"

Der Knabe stand durchschauert von diesen Worten.

„Und nun geh!"

Sie wies nach dem Fenster.

Der Knabe wollte ihr die Hand reichen. Er nahm ihre kalte zuckende Hand. Aber die fiel schlaff aus der seinen, gleich der einer Toten.

„Leb wohl! Ich danke dir!"

Mehr brachte er nicht über die Lippen.

Für das, was sie an ihm getan hatte, gab es keinen Dank.

Und dann dachte er des Lebens, das vor ihm lag, wirr und wüst wie ein Knäuel Schlangen, die ihres Opfers harren — und er dachte:

„Hättest besser den Strick um meinen Hals gelassen!"

Das Mädchen saß wieder neben der schwelenden Ampel, in der alten zusammengekauerten Stellung, die Fäuste vor die Augen gepreßt.

Digitized by Google

Da sah er sie noch einmal mit einem langen Blick an. Das rote Haar hing ihr übers Gesicht. Ihr Leib arbeitete heftig im Drang des Schmerzes. Das ganze arme Wesen war wie von einer unsichtbaren Faust geschüttelt.

„Leb wohl!"

Dann nahm er seinen Falken vom Bettrand, ging zum Fenster, stieß den Laden auf und sprang hinaus.

Das Mädchen riß die Fäuste von den Augen. Tat die Augen weit auf. Sah ihn verschwinden. Hörte seine Schritte verhallen. Faßte sich an die Schläfen. Und fiel dann mit einem dumpfen Laut vornüber zu Boden.

* * *

Der Knabe barg sich in einem Brückenwinkel nahe beim Stadttor. Als es Tag ward, kamen die Bauern zum Markt in die Stadt. Da beschmierte er sich das Gesicht mit Kot, strählte mit den Händen seine Haare wirr in die Stirne, und so entwischte er im Gewühl der zu Markt Ziehenden und Fahrenden.

Draußen im Blachfeld, da eben die Sonne über den Bergen aufging, warf er sich auf die Knie, riß Büschel des tauigen Grases aus dem Boden und rieb sich damit Antlitz und Lippen. So gedachte er mit dem reinen, unschuldigen Tau der Sommernacht die Küsse und die Flüche des Henkerkindes von seinen Lippen und von seinem Leben zu waschen. Und da eben die Goldlohe der Sonne über den Himmel schoß, erinnerte er sich daran, daß der Einsiedler die Schwester taufend zur Sonne emporgehalten hatte, auf daß die Sonne sie beschütze und licht und schön gleich ihr das Leben des Kindes sei.

Da richtete auch er seine Augen gen Himmel und sprach zu dem Gestirn, die Hände zu ihm aufhebend:

„Schirme mich, Sonne!"

Seitwärts in einiger Entfernung lag der Galgenbühel.

Der Knabe sah hin, und es schüttelte ihn.

Vier Gestalten hingen daran. Und ein Schwarm von Raben umkreiste sie schreiend. Sie stritten sich um die Gerichteten.

Da lief der Knabe weiter. Den Bergen zu. Dahin, wo das Schwesterlein war.

* * *

Der Einsiedler war aus dem Wald zurückgekehrt. Es war die Zeit, seinen Morgenimbiß zu nehmen.

Traurig saß er. Er gedachte der beiden Kinder. Sein altes, bekümmertes Haupt war auf die Brust gesunken. Er achtete es nicht, daß die Vögel ihn umflatterten, und daß die Bienen ihn umsummten. Daß die Rehe kamen, seinen Imbiß zu teilen. Wirr und wild ging es ihm im Kopf. Was mochte aus den Kindern geworden sein?

Da hörte er einen Schrei und sah auf.

Über die Wiese her sprang ein Mensch. Mit eiligen Sätzen. Vor dem Einsiedler warf er sich auf die Knie mit stürmischer Gebärde, daß die Vögel aufflatterten und die Rehe davonstoben in eiliger Flucht.

Digitized by Google

„Vater! Vater!“ rief der Knabe und umfaßte die Knie des Einsiedlers, so wie in alten Zeiten die schutzflehenden Menschen die Knie der Könige oder die Götterbilder umfaßt hatten.

„Vater!“

In dieses Wort faßte er alles zusammen, was er erduldet hatte. Wie ein Kind zum Vater kommt, so kam er zu dem Einsiedler.

Der Einsiedler sah auf den Knaben nieder. Er sah sein beschmiertes Gesicht. Er sah seine wirren Haare. Er sah seine geängsteten trotzigen Augen. Er sah seine zuckenden Lippen.

„Wo kommst du her?“ fragte er sanft.

„Vom Rabenstein im Totenschrein“, murmelte der Knabe. Das Wort war ihm so gerade auf die Zunge gefallen.

Und er erzählte alles, wie es geschehen war.

Dann stand er auf und sagte:

„Wie geht es meinem lieben Schwesterlein? Ich will es sehen.“

Der Einsiedler aber erhob sich, verhüllte die Augen und sprach:

„Dein Schwesterlein ist nicht mehr da.“

Der Knabe erfaßte erst nicht den ganzen schweren Sinn. Er fragte langsam:

„So hast du es schon zu Tal gebracht ins Kloster?“

„O könnt' ich dir sagen: Es ist so!“

„Ja, wo ist es denn?“

„Es ist fort.“

„Fort?“

„Dieweil ich im Walde war, hat man es fortgenommen.“

„Fortgenommen?“

„Ich meinte: du habest es fortgetragen. Wehe, nun ist dem nicht so! Und ich zersinne mir meinen alten Kopf, wie es geschehen sein kann und wer das arme Kind fortgenommen haben mag.“

Der Knabe stand wie versteinert.

Er blickte den Einsiedler an. Und er sah hinein in die Klause. Der Tisch war leer. Die Bank am Tisch war leer. Wohin sein Auge irrte: das Schwesterlein war nicht da.

Und er sah noch einmal den Einsiedler an, der die Hände kraftlos hatte sinken lassen und dem Knaben mit traurigen, gleichsam um Verzeihung bittenden Augen in die angstvollen Augen blickte.

„Böser Mann! Schlechter Mann!“ stammelte der Knabe.

Und dann brach ein zweites Lachen aus seinem Munde. Nicht irr und verzweifelt wie vorher im Gefängnis. Nein, es war ein böses, wildes Lachen. Er hob die Faust und schrie mit heiserer Stimme:

„Fluch dir, Sonne! Du hast mein Schwesterlein schlecht beschützt. Fluch dir, Welt! Was machst du denn aus uns? Du schüttelst uns herum wie Bettlerslumpen! Fluch dir, Gott! Der du das alles geschehen lässest — Arm! arm! bettelarm! Gar nichts mehr!“

Der Mönch aber umfaßte den Knaben und zog ihn an sich, ihm den Mund

Digitized by Google

zu schließen. Und beide fielen sie kraftlos zu Boden. Der Alte und der Junge. Der Einsiedler küßte und streichelte den Knaben. So verging eine ganze Weile. Unruhig flatterte ihnen zu Häupten der Falke. Wie ein böser Gedanke, der nicht weichen will und sich nicht zur Ruhe bringen läßt.

Endlich stammelte der Knabe:

„Vater, ich habe Böses über dich gesprochen. Verzeihe mir! Du kannst nichts dafür. Es muß etwas Besonderes mit uns Kindern sein. Ich weiß nicht, was es ist. Der Himmel wird es schon wissen. Ja, ja!

Und jetzt" — er erhob sich —, „jetzt fahr' ich in die Welt, mein Schwesterlein suchen.

Und ich will es finden, und sollt' ich es Gott aus der geschlossenen Hand nehmen müssen."

* * *

Es waren gewaltige Worte, die Adal gesprochen hatte.

Er wanderte und suchte.

Aber er hätte ebensowohl aus einer Schale einen Tropfen ins Meer gießen können, um ihn dann wieder herauszuheben, als in der verworrenen Flut von Menschen um ihn her das Kind finden.

Er ward endlich müde und verzweifelt. Er gab das Suchen auf.

In einer finstern Nacht, mitten auf freiem Felde, todmüde, hungrig, zerlumpt, frierend, — es war inzwischen Herbst geworden — gedemütigt, voll Zweifel und Haß gegen die Welt und Gott, warf er sich zu Boden, krallte seine Hände ins feuchte Gras und schrie hinauf zu der unbekannten Macht, die so rätselhaft dunkel und verhüllt, so kalt und gleichgültig war wie diese ungastliche Herbstnacht. Er schrie:

„Gott, zeige dein Angesicht! Gott, zeige dein Angesicht!

Nur einen Funken Trost! Einen Laut der Hoffnung!

So will ich weiterwandern und das Elend meiner Jugend dahinschleppen, solange du willst."

Aber die Nacht schwieg. Der Himmel war schwarz wie ein Bahrtuch. Die ganze Welt schien ein Grab. Es war, als ob es nie mehr Morgen werden könne! Nicht einmal der Nachtwind sprach.

Die furchtbare Stille des Versagens überall, allüberall.

Da stand der Knabe auf. Er nahm den Falken, der ihm sein treuer Wandergefährte geblieben war. Er streichelte und küßte ihn. Und er sagte mit erstickter Stimme:

„Du einzig getreues Geschöpf auf Erden, nun mußt du hinfort einsam sein. Ich finde mein Schwesterlein nicht und ich glaube, ich kann die Welt auswandern, ich werde es nicht finden. Es ist wohl schon gestorben und verdorben. Die Mutter ist auch tot. Der Vater hat seinen Lohn in Flammen und Rauch gefunden. Was tu' ich noch da? Betteln gehn ist ein übles Handwerk, und fänd' ich auch Arbeit, was hälf' es mir? Die Einsamkeit auf Erden ist zu groß für mich. Das Grab verlangt nach mir. Eigentlich bin ich ja auch nicht mehr zu Recht am Leben. Ich laufe nur als Schein und Schatten herum. Du, Henkerstochter, brauchst nun nicht mehr besorgt zu sein, daß andere diese Lippen küssen. Mein Mund wird verstum-

Digitized by Google

men. An mir vollzieh' ich selbst mein Henkersamt. Wenn es einen Gott gibt, so muß die Mutter gewiß bei ihm sein. Und auch Passiflora, mein Schwesterlein. Und so geh' ich sie denn suchen: Gott, die Mutter und Passiflora. Leb wohl, du lieber, allergetreuester Wandergefährte! Mögest du einen guten Herrn oder eine schöne Herrin finden, die dir die Füße mit Seidenfäden und das Gefieder mit Goldfäden umwindet und deine Kappe mit Seiden stickt und mit Federn schmückt! Leb wohl!"

Damit nahm er seinen Gürtel vom Leib und zog ihn sich um den Hals. Und so ihn zuziehend gedachte er zu sterben.

Da hörte er über das Feld her mit einem Male eine seltsame Musik. Er sah einen Feuerschein aufleuchten. Und vernahm Stimmen.

Und so stark sein Wille zum Sterben gewesen war, er fürchtete wohl, gestört zu werden, oder das Leben zog ihn mit dieser seltsamen Musik und diesem Flackerschimmer aufs neue in seine wirren Kreise.

Er ging auf den Feuerschein zu.

Und da sah er unter den Zweigen eines alten Baumes drei menschliche Wesen. Einer hatte eine Geige. Darauf spielte er und sang dazu. Und sobald der Kehrreim kam, faßten sich alle dreie bei der Hand und tanzten um das Feuer herum, das unter dem Baum prasselte.

Das Lied aber lautete also:

Wir sind der Erde freistes Volk,
Wir haben keinen Stand.
Wir gehen, wie wir kommen sind,
Uns hält kein Vaterland.
Wir kommen wie der Sonnenschein
und schweifen wie der Wind.
Wir wissen alles und noch mehr,
weil wir allwissend sind.
Dem höchsten Orden schwören wir.
Sein Kloster ist die Welt.
Der Satzung erstes ist und bleibt:
In keiner Tasche Geld.
Des Ordens feinste Brüder sind:
Ratte der Poet.
Hinketakt der Fiedler.
Und Narre der Prophet.

Wir sitzen heut' am Fürstenhof
im seidenen Gewand.
Die schönste Gräfin lacht uns zu.
Von Gold schwimmt unsre Hand.
Und morgen schon ziehn barfuß wir
zum nächsten Bauernhaus.
Dort reimt sich fröhlich Dreck und Speck.
Uns mundet jeder Schmaus

Digitized by Google

So wechselbar wie unsre Fahrt
ist aller Welt Geschick.
Wir irren wie die Laus im Pelz.
Doch hell bleibt unser Blick.
Wir wandern unbekümmert:
Ratte der Poet.
Hinketakt der Fiedler.
Und Narre der Prophet.

Die Welt ist schwerer Rätsel voll.
Wir fragen nicht darum.
Denn fragten wir auch tausend Jahr:
Sie bleibt uns ewig stumm.
Die Pfaffen, sie verdammen uns
und unsre Klerisei.
Von ihrem Ächzen und Gekrächz
spricht unsre Zunft sich frei.
Wo solch ein Grobian übern Weg
mit seiner Weisheit rennt:
Dem legen wir das alte aus
Zum Neuen Testament.
Denn wir verstehen das:
Ratte der Poet.
Hinketakt der Fiedler.
Und Narre der Prophet.

Adal erfaßte nicht ganz den Sinn des Liedes. Aber es lag etwas darin, das wie ein heller Weckruf in sein umnachtetes Gemüt tönte: etwas Welt- und Schicksalverachtendes. Wie ein warmer Strom floß es in sein Herz. Und so trat er näher. Die drei Gesellen hatten sich indessen wieder niedergelassen und wärmten sich die Hände.

„Holla!“ rief Ratte der Poet. „Wir sind belauscht.“

Der Knabe trat nun ganz in den Schein des Feuers und stand bleich wie ein Gespenst vor den Männern, aber schön und stolz in aller seiner Zerlumptheit.

Es war ein verwunderlicher Anblick, der sich ihm bot.

Der eine der Gesellen war einer jener entlaufenen Mönche, wie man sie manchmal unter den fahrenden Leuten trifft; gescheite Gesellen, aber zumeist liederlich und großsprecherisch. Er war dick, und sein feistes Gesicht war sehr häßlich. Aber er hatte große, kluge Augen. Das war Narre der Prophet. Der andere war in Bau und Antlitz ganz das Abbild einer Ratte. Zumal wie er jetzt zusammengekauert überm Feuer saß. Man mußte lachen, wenn man ihn sah, mit der spitzen Nase und dem dünnen, lang herabhängenden Schnurrbärtchen über den dürren Lippen. Seine Augen waren scharf und unruhig. Er hätte ebensogut Schneider oder Bartscherer wie Dichter und Sänger sein können. Aber seine Verse waren gut und seine Tanzlieder am Hof und in der Scheune gleich beliebt. Das war Ratte der Poet. Er verglich sich selbst in einem Lied mit einer wandernden Ratte,

Digitized by Google

und das waren er und seine Gesellen in der Tat. Wie alle Fahrenden hatten sie ewig Hunger, und ihre Eßlust vollbrachte fast unerhörte Taten. Der Dritte des Kleeblatts war einer jener Spielleute, die mit den Weisen anderer hausieren gehn, da sie selbst nichts zu ersinnen vermögen. Er war ein Schwabe und hatte ein pfiffiges Gesicht mit einer aufgestülpten Nase und frohe runde Äuglein. Er begleitete Ratte den Poeten beim Vortrag seiner Dichtungen. Er hinkte etwas und behauptete: es sei vom Tritt eines Pferdehufes. Die Bewandtnis war aber eine andere, weniger ehrenvolle. Da er schlecht Takt hielt, hatte ihn Ratte der Poet Hinketakt getauft. Er war ein lustiger Bruder, und sein Lebensmut war ein unverwüstlicher. Die drei Gesellen hielten treu zusammen und durchzogen die Länder vom Nordmeer bis zum Südgestade. Ja bis Neapel waren sie schon gekommen. Manchmal befanden sie sich im Gefolge großer Herren. Dann besorgte der ehemalige Kleriker die Briefschaft dieser Herren, machte Botengänge, las ihnen in Stunden frommer Anwandlung aus der Bibel vor, die er dann freilich wieder auf seine Art zu deuten wußte, daß seine Herren mehr Ergötzlichkeit als wahrhafte Erbauung fanden, stellte ihnen das Horoskop und weissagte ihnen aus der Hand. Davon hatte er den Übernamen der Prophet. Aber er wußte auch zu doktern und Verbände zu machen. Ratte der Poet besang die Taten seiner Herren, nahm teil an ihren Liebesabenteuern und dichtete ihnen minnigliche Weisen, um die Herzen der Schönen zu erobern. Hinketakt der Fiedler lief so mit her. Zwischen den beiden andern, die zuweilen in Streit gerieten und sich in scharfen Wortgefechten befehdeten, vermittelte er und war so das ausgleichende Element. Nicht immer hatten sich die dreie der Gunst hoher Herren zu erfreuen. Auch litt es sie nicht lange bei Herren. Auf eigene Faust zogen sie am liebsten durchs Land, nicht schlimmer, nicht besser denn andere. Jeder war schon das eine oder andere Mal im Turm oder im Stockhaus gesessen. Aber das tat ihrer Laune keinen Abbruch. So frei, wie sie waren, fühlten sie sich die Herren der Welt und litten eher Hunger, Durst und Kälte, als daß sie sich zu einer dauernden Tätigkeit hätten verstehen können. Narre der Prophet war ihr erwähltes Oberhaupt. Und Ratte der Poet war immer ein wenig eifersüchtig auf ihn.

Das waren also die drei Gesellen, die Adal wieder ins Leben zurückführen sollten. Er sah sie an wie der Erde entstiegene Schemen, und sie betrachteten ihn, wie Leute ihrer Art die Menschen zu mustern pflegen.

„Was willst du?“ fragte endlich Narre der Prophet.

„Was wird er wollen?“ lachte Hinketakt der Fiedler. „Er schaut daher, als habe er seit vier Wochen keinen Löffel Suppe mehr auf der Zunge gehabt. Komm nur, Bub', und wärm dich! Ich meine, du bist von unsrer Zunft. Das Haus auf dem Buckel, wie die Schnecke, und des Bettelvogts Erzfeind.“

Ratte der Poet musterte ihn scharf. Dann murrte er:

„Ist nicht von unsrer Zunft. Ist ein Vögelchen, aus dem Nest gefallen. Ist noch nicht flügge. Nichts für uns.“

Aber Narre der Prophet sah den Gürtel um den Hals des Knaben. Er sah sein verzweifeltes Gesicht.

„Warum trägst du deinen Leibgürtel um den Hals?“ fragte er.

Mit seiner Gabe, tiefer zu blicken und rascher zu erraten denn die andern

Digitized by Google

Menschenkinder, hatte er aus dem verstörten und verlegenen Gesicht des Knaben eine schwere Verzweiflung gelesen, die vor der Selbstvernichtung gestanden war.

Der Knabe wollte antworten. Aber er konnte nicht. Er fuhr verwirrt mit der Hand an den Hals.

„Tu den Gürtel an seinen Platz!“ sagte Narre der Prophet nach einer Weile. „Und nimm dich in acht, daß du Hals und Bauch nicht wieder verwechselst. Dummheit! Ratte, gib ihm die Flasche! Er sieht wahrhaftig aus, als wär' er schon das, was er hat werden wollen! Und macht ihm Platz am Feuer!“

Es war ein Schweigen. Dann sprach Hinketakt der Fiedler vor sich hin:

„Der Prophet spricht in Zungen. Der Heilige Geist hat ihn erleuchtet.

Aber setze dich, Bub'! Dem Willen des Propheten muß man gehorchen.“

Der Knabe setzte sich halb willenlos, und wieder betrachteten ihn alle drei.

Endlich begann Ratte der Poet, der schon stark der Flasche zugesprochen hatte, halb erhaben, halb spöttisch:

„Weißt du, Menschlein, wer wir sind?

Weißt du, wer Narre der Prophet ist?

Narre der Prophet!

Du sähest es ihm nicht an, wie er so dasitzt. Er gleicht mehr einem Bäcker oder einem Dorfpfarrer.

Aber man ahnt nicht, was alles in dieser unscheinbaren Hülle steckt. Ein funkelnder Edelstein in einem plumpen Behälter. Ein Meer von Geist in einer Biertonne. Eine Welt von Rosenduft in einem Kohlkopf.“

„Du bist im Zug, Ratte!“ sagte Narre der Prophet gleichmütig. „Ich wäre ein Unmensch und Heide, wenn ich dir den schönen Text verderben wollte.“

Ratte der Poet fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Dieser Mann ist weiser denn Sokrates und belesener denn Aristoteles. In der linken Hand hält er die Gelehrtheit des Orients und in der rechten die des Okzidents. Wenn er seine Bücher alle schreiben wollte, so würde die ganze Pfaffengasse von Mainz bis Köln ausgefüllt werden. Es wär' aber schade um den schönen Rheinstrom, und so läßt er es lieber bleiben. Seine Qualitäten sind höher denn die sämtlicher Fakultäten des Reiches, und es gibt keine Spitzfindigkeit, der er nicht die Nadel abbräche. Kein Spinnenweb von Rätsel, das er nicht entwirrte. Keine Tiefe der Magie, in die er nicht als ein umgekehrter Ikarus hinabtauchte. Es ist wahrscheinlich, daß er nur eine Wiedergeburt Johannes des Täufers ist. Und in der Beredsamkeit ist Demosthenes eine Fliege gegen ihn. Er kennt den Lauf der Sterne und weissagt aus ihm, und wenn manchmal das Verkehrte eintrifft, so schiebt er es auf die Schuld eines Sternes, den er noch nicht entdeckt hat. Weiße- und schwarze Magie sind ihm so geläufig wie das Vaterunser, das er niemals hersagt, weil er es doch schon auswendig kann, und er könnte siebenundsiebenzigtausend Teufel aus Arabia, Syria und Mesopotamia beschwören, gehörnte und geschwänzte, geflügelte und gepanzerte, wenn er nur wollte. Allein es ist ihm nicht der Mühe wert. Er kennt sie alle wie Michel der Bauer seine Knechte und ruft sie bei Namen: Belial, Astaroth, Mephistophiel, Furfur, Elemia, Aziel, Phul, Aratron und wie sie alle heißen, die Heerscharen des Bösen. Sie wissen aber wohl, daß sie bei ihm keine

Digitized by Google

Gnade haben, und so ist noch nicht einer auf seinen Ruf erschienen. Denn er ist fromm. Er ist frömmer als die Pfarrer. Er predigt um Gottes willen und nicht um eine gute Pfründe. Vom Wesen Gottes weiß er mehr als alle Theologen des Westens und des Ostens. Wage nicht, ihm zu widersprechen. Es würde dir übel anstehn!"

Als Ratte der Poet mit diesen bombastischen Worten zu Ende war, sprach Narre der Prophet:

„Dummheit!"

Mehr zu erwidern, fand er unter seiner Würde.

Hinketakt der Fiedler aber lachte laut über des Knaben verwirrtes Gesicht.

„Bub', das sind halt so seine Sprüch'. Er wischt dem Prophet eins aus, wo er kann. Aber in aller Freundschaft. Denn Brüder sind wir. Und gehn füreinander durchs Feuer! Trink! Wasser ist gesund. Aber Schnaps ist bekömmlicher. Vom Wasser ist noch keiner gescheiter geworden. Aber ein brennter Wein ist der Vater der Fröhlichkeit und der Stiefvater des Stumpfsinns."

Adal nahm zögernd die Flasche. Er trank einen Schluck und fühlte es bitter durch den Hals und heiß durch seine Adern rinnen.

„Gelt! Das hilft auf die Strümpf'! Und nun iß auch! Brauchst nicht so schüchtern zu tun. Es kommt von Herzen."

Der Knabe aß von dem Rauchfleisch und dem Brot, die ihn Himmelsbissen dünkten. Auf Hinketakts Geheiß trank er abermals aus der Flasche und er fühlte eine lange nicht mehr gekannte Behaglichkeit. Er dachte einen Augenblick daran, daß er nach seinem Herkommen diese Leute eigentlich verachten müsse. Aber was war er denn mehr als sie? Ein verwehtes Laub gleich ihnen, das der Wind Schicksal dahin und dorthin trieb. Wollte er noch leben, so mußte er dem Stolz und andern schönen Dingen absagen. Die waren nicht für seinesgleichen.

„Bub'," sagte dieweil der Fiedler, „du kommst mir so bekannt vor. Ich hab' dich schon einmal gesehen."

Adal sah auf. In seinen Blicken stand Erstaunen und Erschrecken.

„Brauchst keine Angst haben! Bei uns bist sicher. Aber — sag doch! Mir ist's wie ein Traum. Du hast einen Doppelgänger. Denn es kommt sonst nicht vor, daß die Menschenkreatur nach diesem noch leibhaftig herumlauft. Du weißt doch, was ich mein'?"

Alle blickten Adal erwartungsvoll an. Es war fast eine bange Stille.

Ratte dem Poeten war es zu still, und so summte er einige Verse in des Marners Weise vor sich hin. Sie huben also an:

Es stand ein Jungfräulein
am Rhein in ihrem Garten.
Allein ohn' Pein
wollt' sie des Buhlen warten.
Und brach einen Strauß von Rosen rot,
von Rosen weiß.
Band ihn mit Fleiß.
Da trat zu ihr der Tod.

Digitized by Google

Hatt' einen Strick in der Hand.
Von Hanf und nicht von Seiden.
Den hat dein Buhle dir gesandt.
Schläft unter der grünen Weiden ...

Er sang nicht weiter. Der Knabe hatte so seltsame Augen. Als stehe ein schreckliches Bild darin.

Hinketakt der Fiedler aber sprach raunend:

„Gelt! So und so! Und so!"

Dabei zeichnete er in die Nacht einen Galgen, indem er einen Längsstrich und einen Querstrich machte.

Dann fuhr er sich um die Gurgel herum und streckte die Zunge heraus.

Der Knabe nickte.

„Also doch! Er ist's! Zu Solothurn unterm Galgen haben wir dich gesehen. Und jetzt stehst leibhaft hier. Jetzt — wie ist das? Hat dich einer abgeschnitten? Hast dem Gevatter Henker zehn Brabanter in die Pratze gedrückt? Oder stehst mit dem Teufel im Bund?"

Da begann Adal zu erzählen. Nichts aber von der Burg des Vaters. Und der Mutter. Und dem Schwesterlein. Nur daß er zum Galgen verurteilt war, und wie er befreit wurde. Was brauchten sie von dem andern zu wissen!

Als er geendet hatte, betrachteten ihn alle drei mit Erstaunen, ja beinahe Bewunderung.

„Pestilenz und Kometen!" rief Hinketakt der Fiedler, indem er sich auf sein krummes Bein schlug und mit dem schiefen Kopf wackelte. „Pestilenz und Kometen! Das geht noch über die Mainzer Krönung und die elftausend Jungfrauen."

Und dann schüttelte er wieder den Kopf und sagte:

„Nein, du bist wahrhaft ein Gespaßiger! Daß du das gespürt hast und hast es heut' noch einmal probieren wollen! Denn war es nicht also mit dem Gürtel um deinen Hals? Kennst du nicht unsre oberste Regel?

Leben. Und auf das Leben lachen.

Leben. Und auf den Tod lachen.

Leben. Allen zehntausend Teufeln zum Trotz!"

„Es ist eine seltsame Geschichte!" sagte Ratte der Poet. „Es ist eine verwunderliche Geschichte. Ich will ein Lied darauf dichten und es vor den Rittern und den Bauern singen. Und wir werden ein schönes Stück Geld daran haben. Bub', ich hab' dich verkannt! Da! Schlag ein! Brüderschaft! Und daß du auch weißt, wie wir heißen: Wir sind die Brüder vom freien Leben. Auch nennen wir uns die Wissenden."

Diese Worte sprach er mit großer Salbung.

Narre der Prophet war aufgestanden. Sein dickes Gesicht, das den einstigen Mönch deutlich zeigte, auch wenn die spärlich überwachsene Tonsur dies nicht verraten hätte, seine großen, etwas trüben Augen waren voller Feierlichkeit.

„Er prophezeit!" flüsterte Hinketakt der Fiedler.

„Er wird den Mond und die Sterne beschwören. Gut, daß sie nicht alle am Himmel stehn!" raunte Ratte der Poet.

Digitized by Google

In diesem Augenblick schwirrte der Falke, den das Feuer und die Männer erst scheu gemacht hatten, aus den Zweigen des Baumes herab und setzte sich auf die Schulter des Knaben, kampfbereit. Er mochte meinen: der Mann da vor Adal wolle seinen Herrn angreifen.

Wundersam schön und hoheitsvoll stand der Knabe da. Die Männer staunten aufs neue.

„Du bist nicht, der du scheinst!“ sprach Narre der Prophet.

Adal senkte das Haupt.

Und Narre der Prophet sprach weiter:

„Mars. Venus. Jupiter. Mars, der wütende Feuergeist. Und Jupiter, der weise. Und Venus, die gefährliche. Stehen in Konstellation. Und Luna, die gute, stille Göttin.

Gib mir den Kalender, Ratte!“

Ratte reichte ihm aus einer Messingbüchse, die er am Gürtel trug, ein Büchlein.

Narre der Prophet murmelte vor sich hin:

„Der Steinbock. Die Fische. Der Löwe. Halt! Die Wage. Der Schütze. Mond und Mars beieinander. Sieh da! Seltsam!

Gib deine Hand, Knabe!“

Er studierte eifrig die Linien der Hand und sagte dann nachdrücklich:

„Du wirst nicht lange bei uns bleiben. Du bist ein Herr und aus Herrengeblüt. Leugne nicht! Wir fragen dich nicht darum. Forschen ist bei uns das oberste Verbot. Dennoch sehe ich jetzt schon die Straße, die dich von uns hinwegführt. Zum Ruhm! Zur Größe! Gedenke unser dann, o Knabe!“

„Bene, optime, benissime dixisti!“ rief Ratte der Poet. „Ich sehe schon die Königskrone auf seinem Haupt.“

Und nun schüttelten sie ihm alle drei die Hand, und Hinketakt der Fiedler rief:

„Das ist eine merkwürdige Nacht. Man erlebt doch allerlei. Dich hat der Tod gesalbt zum neuen Leben! Willkommen!“

„Je rätselhafter, je lieber!“ sprach Ratte der Poet.

Dann fingen sie, Adal in ihrer Mitte, ihr Lied und ihren Tanz wieder an. Und dieweilen sie den Knaben umtanzten, kam ihm ganz von ferne das Rauschen des Eichwalds hoch über dem verbrannten Schloß des Vaters. Und da steifte sich etwas in ihm.

Seine Augen sahen weit hinaus. Er dachte nicht mehr an den Tod. Er breitete die Arme aus. Er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen.

Leben, du wildes, närrisches, komm denn! so sprachen seine Gedanken.

Je rätselhafter, je lieber!

Die andern aber machten dem neuen Bruder zu Ehren ihre tollsten Sprünge, und gellend scholl ihr Gesang durch die stumme Nacht:

Wir von dem freien Leben,
wir haben keinen Stand.
Wir gehen, wie wir kommen sind,
Uns hält kein Vaterland.

Digitized by Google

Wir kommen wie der Sonnenſchein
und ſchweifen wie der Wind.
Wir wiſſen alles und noch mehr,
weil wir allwiſſend ſind.
Gegrüßt der wackre Knabe,
der würdig unſrer Art.
Der aus dem Tod ins Leben ſprang
zur wunderſamen Fahrt.
Es weihen dich zu ihrer Zunft
Ratte der Poet.
Hinketakt der Fiedler.
Und Narre der Prophet.
Hojoh!

(Fortſetzung folgt)

Im Herbſt

Von

Karl Ernſt Knodt

Wie aus fernen, weiten Wäldern
Grüßt mich abends oft ein Tönen,
Wenn ich ſteh' auf Herbſtesfeldern,
Mich des Sommers zu entwöhnen.

Wenn ich dann in Trauer klage,
Grüßt mich klar ein Hornrufklingen
Wie aus Wäldern weit ... Ich frage:
Iſt's der Sommerſeele Singen,

Das den Trauernden will tröſten,
Daß das Leben nie kann ſterben, —
Daß die aus der Zeit Gelöſten
All' ein ew'ges Leben erben? —

Auch die toten Sommerfeſte,
Die ja meine Sommer waren
Und mit denen meine beſte,
Schönſte Sehnſucht hingefahren —

Weit, in weite, ew'ge Wälder, — —
Und dort warten alle Sommer
Meiner Wiederkehr, — — — erwarten
Mich nur freier, froher, frommer?

Digitized by Google

Das Sterben der Kinder

Eine grausame Rede

Von

Leonhard Jacob

Nach den Angaben der Statistik stirbt der vierte Teil aller Menschen im ersten Lebensjahre, und die Hälfte aller Geborenen wird nicht über zwanzig Jahre alt.

Wie viele Tränen, wie viele getäuschte Hoffnungen liegen in diesen Zahlen! Seht den Zug des Todes, wie er lautlos im Morgengrauen über die Heide streift! Voran die Schar der Greise, Männer und Frauen, gebückt und lebensmüde; Kinder und Enkel schauen ihnen nach und gönnen ihnen die ewige Ruhe. Aber dann die Jünglinge, die Hand am Schwert und ums Haupt den Traum eines Lorbeers, und dann die Jungfrauen, halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen, und die kaum empfundene große Sehnsucht, und dann — die unermeßliche Schar der unschuldigen Kinder! Das ist ein Anblick, der bricht dir fast das Herz!

In gereiften Jahren, nach mühsamen Kämpfen mit der gemeinen Not des Daseins, trat Lessing in die Ehe. Ein Jahr des reinsten Glücks wurde gekrönt durch die Geburt eines Sohnes, der jedoch bald darauf starb und nach einiger Zeit auch die Mutter mit fortzog. In bitterer Ironie schreibt der unglückliche Vater: Ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn. Denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand. War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen. —

Einige Jahrzehnte später, am 1. November 1829, steht auf einem Berliner Friedhofe der Theologe Schleiermacher an einem offenen Grabe und hält seinem einzigen Sohne Nathanael die Grabrede: Ich habe Gott zu danken für eine große Fülle von Freuden und Schmerzen; manche schwere Wolke ist über das Leben gezogen, aber was von außen kam, hat der Glaube überwunden, und was von innen, hat die Liebe gut gemacht, nun aber hat dieser eine Schlag, der erste in seiner Art, das Leben in seinen Wurzeln erschüttert.

An seinem Schreibtisch, das Haupt auf die Hand gelehnt, sitzt sinnend ein Dichter. Da ist's ihm, als klopfe ein leiser Finger an die Tür und als frage wie

Digitized by Google

einst ein süßer Schmeichelton: Darf ich hinein, Papa? Aber es war nur der Wind. Des Abends aber, in der Dämmerung, da er am Strand spaziert, fühlt er ein Händchen warm in seiner Hand und sagt ganz laut: Gib acht, daß du nicht fällst! Aber es ist nur ein Traum! —

Doch mögen wir die Beispiele häufen, mögen wir alle Kraft unserer mitempfindenden Phantasie aufbieten, so glaube ich doch, daß nur der, der selber am Grabe eines Kindes gestanden oder wenigstens am Krankenbett um ein junges Leben gezittert hat, den ganzen Schmerz ermessen kann, den der Verlust eines lieben Kindes bringt. Stark ist das Band der ehelichen Liebe und Treue, aber noch stärker das Band des Blutes und der Liebe, das Eltern und Kinder verbindet, und wo dieses Band zerrissen wird, da wird in der Tat das Leben in seinen Wurzeln erschüttert.

Das Sterben der Kinder ist etwas Gräßliches, Herzzerreißendes! Was sollen wir als Christen davon halten?

An und für sich ist der Tod eine Notwendigkeit, und zwar keine harte, sondern eine freundliche. Adam wäre selbst des Paradieses wohl einmal müde geworden. Wir aber, Kinder der Sorge von Mutterleib an, werden erst recht der Sonne und selbst des Frühlings einmal müde und verlangen heim gleich schlaftrunkenen Kindern. „Der Tod als Freund" ist der Titel eines Bildes von Alfred Rethel, das ich in jedem Hause sehen möchte.

Wir schauen in die Stube eines Türmers. Durch Fenster und Luken grüßen uns Dachreiter und Kreuzblumen und versetzen uns in luftige Höhe.

Der Türmer, der hier seiner einsamen Arbeit oblag, sitzt jetzt wie im friedlichen Schlafe, die Hände auf den Schoß gebettet, in seinem Sessel. Der Tod ist zu ihm heraufgestiegen, er hat Wanderstab und Muschelhut beiseite gestellt und läutet nun freundlich helfend dem wartenden Volke unten die Abendglocke.

Draußen geht die Sonne eines schönen Frühlingstages zur Rüste und übergießt Berge und Täler, Kreuzblumen und Dachreiter, den friedlichen Schläfer und seinen Freund, den Tod, mit purpurnem Lichte. Am Rande des Fensters aber singt ein Vogel sein Abendlied hinauf zu dem Schöpfer aller Dinge und dem Geber aller Güter. Bist du in Angst und Sorgen, unruhig, abgehetzt und müde, so schaue auf dieses Bild, es predigt dir besser als irgendeine Predigt: Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes! Der Tod unser Freund, eine Notwendigkeit, aber keine harte.

Ist's mit dem Sterben der Kinder ebenso bestellt? Ist's eine unbedingte Notwendigkeit, wenn auch nicht gerade eine freundliche? Vielen dünkt es so. Und der erste Anblick der Wirklichkeit scheint ihnen recht zu geben. Wie nicht alle Blüten eines Baumes zur Reife kommen, so scheinen auch am Baume der Menschheit durch ein dunkles Verhängnis eine bestimmte Anzahl von Blüten von vornherein zum Verderben bestimmt.

Jedes Jahr, insbesondere jeder Sommer verlangt mit der unheimlichen Sicherheit eines Naturgesetzes so und so viele der unschuldigen Opfer. Und ein großer Teil der Menschen läßt das über sich ergehen wie etwas, das eben einmal so ist. „Weine nicht!" ruft der Leichtsinn, vergiß, was nicht zu ändern ist, die Zeit

Digitized by Google

heilt jeden Schmerz, siehe, das Leben ist immer noch schön. „Weine nicht!“ so spricht andrerseits eine falsche Tapferkeit. Unterdrücke die Tränen, das Unvermeidliche muß man mit Würde tragen. So spricht ein falscher Stolz und läßt die Hand des Todes über sich ergehen, wie ein gefesselter, starknackiger Sklave die Streiche eines tyrannischen Herrn. Andere haben versucht, dem Sterben der Kinder, dieser scheinbar unvermeidlichen Notwendigkeit, einen einigermaßen freundlichen Sinn abzugewinnen.

Einige sagen, es sei nationalökonomisch, vom Gesichtspunkt der Volksernährung aus angesehen, eine große Erleichterung. Deutschland z. B. sei ohnedies kaum mehr imstande, seine wachsende Volkszahl zu ernähren, es sei jetzt schon auf die Einfuhr von Lebensmitteln angewiesen oder müsse den Überschuß seiner Bewohner an das Ausland abgeben. Aber das ist ein ganz häßlicher Gedanke und eine ganz unwahre Erklärung. Keine einzige Familie ist noch durch reichen Kindersegen zugrunde gegangen, und kein einziges Volk ist dadurch etwa verarmt. Siehe, diese Welt ist groß und weit und reich, sie birgt unermeßliche Schätze, die nur der Hände warten, um gehoben zu werden. Eine Schöpfung, die nicht imstande wäre, ihre fleißigen Kinder zu ernähren, wäre nicht das Werk eines guten Gottes, sie wäre nicht wert, auch nur einen Tag in ihr zu verweilen.

Wieder andere haben das Sterben der Kinder religiös begründet und so verständlich zu machen gesucht: „Wen die Götter lieben, der stirbt jung.“ Kinder, jung hinweggenommen, werden allen Gefahren und Versuchungen dieses Lebens entrückt und zeitig in den sicheren Hafen gerettet. Aber diese Ansicht, so tröstlich sie auch den ersten Augenblick zu sein scheint, hält doch nicht stand vor der Schärfe des Gedankens. Dazu stellt uns Gott ja gerade in diese Welt, daß wir unter Gefahren und Versuchungen, unter Fallen und Aufstehen hindurchdringen zu Kraft und Leben, und was wir vermögen, das hätten wohl auch unsere Kinder vermocht, sich durch dieses Leben in der Kraft Gottes kühn durchzuschlagen, täglich zu wachsen an Reinheit und Heiligkeit, bis dem Starken und Bewährten die Ruhe winkt und der Friede ohne Kampf.

Überaus tief und schön ist ein letzter Versuch, uns das Sterben der Kinder als eine göttliche Liebestat verstehen zu lassen. Gott hat sie nötig, sagt man, die Krankenbetten, an denen tränenfeuchte Augen wachen, er hat sie nötig, die Kindersärge, an denen schier die Herzen der Eltern brechen, die frühen Gräber auf dem Kirchhofe, die so manche schöne Hoffnung bergen, er hat sie nötig, um die Herzen der Eltern zu prüfen, zu stärken und aufs Unsichtbare zu richten. Es ist eine harte Hand, mit der uns Gott anfaßt, aber es ist Gottes Hand. Wir werden schwer geprüft, aber es ist Gott, der uns prüft. Welche Heldengröße, welcher Glaube in einer schwachen Frau lebt, das wird erst offenbar, wenn sie am Sarge ihres Kindes steht!

Es ist sehr wahr, daß Gott uns auch durch Leiden segnet. Das Gold wird nur durch Feuer geläutert, und zum edelsten Marmor braucht man den schärfsten Meißel. Aber, so fragen wir, warum müssen zu diesem Zweck gerade die unschuldigen Kinder geopfert werden? Warum muß, um ein Menschenleben zu prüfen und zu stärken, ein anderes ebenso wertvolles vernichtet werden? Gott hat dazu

Digitized by Google

ganz gewiß tausend andere Mittel und Wege. Und so manches Herz wird durch Leiden und gerade durch dieses Leid nicht gesegnet, sondern trotzig und verbittert. Wohl gedeihen einige Pflanzen nur auf feuchtem Boden, aber andere brauchen Sonne, viel Sonne. So brauchen etliche Herzen, es mögen wohl schwache Herzen sein, damit sie fromm sein können, den Sonnenschein des Glücks. Und gar manches Mutterherz ist durch den Tod eines Kindes schon mit Gott zerfallen, wollte sich nicht „trösten" lassen und wählte sich den Kummer zum steten Genossen.

Alle diese Erklärungen und Trostgründe sehen in dem Sterben der Kinder ein unabwendbares Verhängnis und suchen es nur in ein mildes Licht zu stellen. Sie stehen sozusagen vor einer unheilbaren Krankheit, bei der sich's nicht mehr um Rettung, sondern nur noch um Schmerzstillung handelt. Das Christentum ist ihnen eine Arznei, nicht um das Leid zu heilen, sondern es zu vergessen. Aber das ist eine falsche Auffassung des Christentums. Das echte Christentum ist Errettung von der Krankheit zum Tode, wirkliche Rettung und nicht täuschender Trost.

Wie stellt sich doch Jesus zum Sterben der Kinder? Wir lesen: Und er trat hinzu und berührte den Sarg; die Träger aber standen still, und er sprach: Jüngling, ich sage dir: stehe auf!

Jesus hat damit nicht die Naturordnung Gottes aufgehoben. Er hat nicht den Tod überhaupt aus der Welt geschafft. Er hat bezeichnenderweise niemals einen Greis auferweckt. Es heißt vielmehr immer: Jüngling, Jungfrau, ich sage dir, stehe auf! Das waren programmatische Handlungen, d. h. Handlungen, aus denen die Lebensgesetze des Reiches Gottes erkannt werden sollten. Jesus erklärt hier öffentlich und feierlich: Das Sterben der Kinder ist keine unabwendbare Notwendigkeit, es ist nicht in der Schöpfungsordnung Gottes begründet, es ist etwas, was neben eingekommen ist, etwas, was nicht sein sollte.

Wenn der Prophet Jesaias die Herrlichkeit des messianischen Reiches schildert, so ist ein hervorstechender Zug darin dieser, daß das Kindersterben aufhört. Jesus bringt das messianische Reich. Darum heißt es: Jüngling, stehe auf, hinfort soll der Tod über die Jugend keine Gewalt haben.

Nach den Angaben der Statistik ist die Kindersterblichkeit in den sogenannten niederen Ständen gerade doppelt so stark als in den oberen. Der Grund dafür liegt offenbar in den ungesunden Lebensverhältnissen, in der Unwissenheit und Vernachlässigung, der Armut und dem Leichtsinn. Nehmen wir hinzu, daß wir alle daran teil haben, und bedenken wir andererseits, daß die Sünden der Eltern und zwar ganz bestimmte Sünden in besonderem Maße heimgesucht werden an den Kindern, so kommen wir zu dem betrübenden Resultate, daß das Kindersterben eine Folge der menschlichen Sünde ist. Nicht als ob in jedem einzelnen Falle eine bestimmte Sünde nachzuweisen wäre. Gott behüte uns vor dieser Meinung! Das ganze Geschlecht ist vielmehr entartet, vergiftet und verpestet. „Wer seiner Knospe Kraft verpraßt, wie möcht' er Früchte bringen!" Die Menschheit hat ihre Lebenskraft verpraßt, und so sinken die Kinder ins Grab wie die Blüten vom Baum.

Aber das soll nicht so sein. Und Jesus will, daß es anders wird. Und es kann anders werden. Dazu tritt der Herr noch heute zu uns im Geiste und spricht: Weine

Digitized by Google

nicht, sondern arbeite und kämpfe gegen die Sünde in jeder Form! Hinweg mit der Ungerechtigkeit, die einen Teil der Menschen ihre Kraft in Üppigkeit vergeuden läßt, während der andere, größere Teil, in Armut verkommt. Schafft Gerechtigkeit, schafft Licht und Luft und gesunde Wohnungen. Eine reine Jugend, ihr Jünglinge, und eine reine Ehe, ihr Männer, damit die Pest erstirbt, die am Marke unseres Volkes zehrt. Weg mit den törichten Moden, den ausschweifenden Tänzen und Vergnügungen, ihr Frauen, die die Gesundheit eures Geschlechts untergraben. Zurück, ihr Mütter, in die Kinderstuben, die geheiligte Stätte eurer Wirksamkeit. Überlaßt es den Männern, schlechte Bücher zu schreiben und mittelmäßige Bilder zu malen. Der höchste Ruhm einer Mutter ist, tüchtige Söhne zu erziehen, die einst den Geschichtsschreibern zu schaffen machen!

Wo Jesus ist, wo sein Geist die Herzen ergreift und erzieht zur Gerechtigkeit, zur Liebe und zur Reinheit, da weht frische Bergesluft, da bricht ein Strom der Gesundheit hervor, da ersterben die ansteckenden Krankheitskeime, da wird der Organismus der Menschheit von innen heraus erneut und gekräftigt, da heißt es: Jüngling, ich sage dir: stehe auf, da ist das Gesicht des Propheten erfüllt: Es sollen nicht mehr da sein Kinder, die ihre Jahre nicht erfüllen.

Das Sterben der Kinder ist keine unabwendbare Notwendigkeit. Es ist insbesondere des Christentums nicht würdig, die Tatsache einfach hinzunehmen und religiös zu verklären, es ist vielmehr die große Aufgabe des Christentums, diese Tatsache aus der Welt zu schaffen. Groß ist diese Aufgabe, und sie wird nicht von heute auf morgen gelöst, aber die Lösung ist möglich, und wir glauben an ihre Vollendung, sofern wir überhaupt an den Sieg der Sache Gottes glauben und selber die Hand ans Werk legen.

Inzwischen wird noch manche Blüte vom Baume der Menschheit fallen, und die Stimme des Weinens und die Stimme des Klagens wird in Jerusalem nicht aufhören, und manches Mutterherz wird fast brechen vor Schmerz, und manches Vaterauge wird die Tränen nicht unterdrücken können. Weinet nur, ihr Geliebten, aber klaget Gott mit eurem Weinen nicht an, werfet euer Vertrauen nicht weg, erhebt euch zu jenem kühnen „dennoch", das es trotz allem und allem mit Gott wagt. „Und doch, brennt auch mein Haupt von Schmerz, dir, meinem Schöpfer, vertraut mein Herz."

Ihr aber, ihr Eltern, denen Gott gesunde und tüchtige Kinder gegeben hat, vergeßt nicht, daß es anvertraute Pfänder sind, seid dankbar für die unverdiente Gottesgabe, die euer Leben erfrischt und ach so lieblich macht, beweiset diesen Dank dadurch, daß ihr eure Kinder erzieht zu einem gesunden, tüchtigen und gottesfürchtigen Geschlecht. In unseren Kindern liegt die Zukunft, die Größe unseres Volkes, ja noch mehr, das Reich Gottes ist in ihre Hand gegeben, sie sollen helfen jene große Zeit heraufzuführen, die wir nicht mehr sehen, sondern nur glauben können, die Zeit, wo die ganze Welt durchdrungen und verklärt ist von dem Leben und Seligkeit schaffenden Geiste Jesu Christi.

Digitized by Google

An den Tod

Ein Spruch vom Leben

Von

Hans Edward Müller

Und wenn ich alles, alles wäge,
Die Sorgen wie den Übermut,
Den Neid selbst auf die Schale lege,
Des Zornes jähe, zehrende Glut, —

Des Herzens ururaltes Sehnen,
Dem nie sich Rast noch Friede neigt,
Die tausend nachts geweinten Tränen,
Von denen tags die Lippe schweigt, —

Dann wunderhelle Sommernächte
So voll verlockender Gefahr,
Wo blonder Birken Laubgeflechte
Sich überbeugt wie Frauenhaar, —

Gelächter dann von Mädchenlippen,
Wie Silberton, ein leiser Schrei,
Als rollte keck mit Füßewippen
Die Göttin Glück an dir vorbei, —

Und donnergleich die Leidenschaften,
Sie stürmen über dich dahin,
Und ihre Todesspeere haften
Dir eingesenkt in Herz und Sinn, —

An deiner Tür das harte Pochen
Der Alltagspflichten, grau verhüllt,
Und im Bezirke stiller Wochen
Dein Tag von Arbeit ganz erfüllt, —

Dann friedenssatte Sonnenruhe,
Wo heim der müde Bauer geht,
Wo Mütterchen der alten Truhe
Das „Buch" entnimmt zum Nachtgebet, —

Und Kinderlärm, der vor den Türen
Sich mischt in Abendglockenklang,
Wenn ein Gespräch die Alten führen
Von „böser Zeit", — und fern Gesang, —

Und farbig-laute Sonntags-Schwärme,
Und alle Straßen blumenhell, —
Dann Schnee und Frost und Ofenwärme,
Urväterschwank im Bärenfell, —

— Und selig, an des Baches Borden,
Der Lenz, von leiser Well' umspült!
Und alle Quellen frei geworden,
Die drängend, auch in dir, gewühlt! —

Und Kummer, der auf grauen Sohlen
Sich von dir schleicht, still und gebückt,
Und du von jedem Atemholen,
Von jedem Herzschlag neu erquickt! —

So keusch die Welt wie Kinderträume,
So herb und kühn wie Jünglingsmut!
— Und leis verraten dir die Bäume,
Wo deine Königskrone ruht:

„Drei Tage nur verträumt zu haben
Und ein paar Nächte durchgewacht,
Ist seligste der seligen Gaben,
Die uns die Götter zugedacht!

Und du, o Mensch, gezeugt im Trüben,
Das Klare suchend, sei wie wir:
Wir dehnen uns zum Ort und Drüben
Und wurzeln doch so fest im Hier!" —

— — Ja, wenn ich alles, alles wäge,
Was reizt, — was quält, — und was erfrischt,
Erstaun' ich doch, wie allerwege
Die Welt so wunderbar gemischt!

Denn sieh: voll Wein, mit goldnem Rande,
Ein Kelch, in lichter Perlenzier,
Hebt hoch sich über weite Lande
Und neigt sich lockend her zu mir.

Doch flattern dunkle Greifenschwärme
Darüberhin und schauderhaft
Fällt in des Weins durchsüßte Wärme
Ihr taubes Gift, ein ekler Saft! —

Sie fliegen fort und immer schwächer
— Und heiser tönt ihr Ruf zurück . . .
— Und dennoch lockt und grüßt der Becher! —
Winkt mir der Tod? — Trink ich das Glück? —

Komm, Tod! — Hab' ich nach deiner Bahre
Mich einst gesehnt, von Sorgen krank,
Laß mich, Herzbruder, volle Jahre
Noch schlürfen aus dem Zaubertrank!

Digitized by Google

Eine Stunde des Lebens

Novellette

von

Vally Nagel

Ernste Gedanken ziehen mir durch den Sinn, wenn ich das alte kleine Bild in der Fensternische ansehe, das alle Abend zur Zeit des Sonnenuntergangs eine Stunde des Lebens hat ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das schmale Pastellbild stellt ein Frauenantlitz dar; in Form und Farbe ist es unscheinbar, fast unschön, aber in den dunklen Augen und in dem sprechenden Munde steht das Leben so stark, so intensiv, daß es unmittelbar zu dir vordringt und mit dir zu reden beginnt. Zu keiner Zeit aber ist die Kraft des Bildes so stark als zur Zeit der Abendsonne, die das stille Gesicht zu seiner eigentümlichen, beredten Schönheit erlöst. —

In dem Arbeitszimmer eines Künstlers hängt das kleine Bild; sein Schöpfer mag sich nicht von ihm trennen. Er hat es nie ausgestellt oder zu verkaufen gesucht. Nur wenige seiner Freunde wissen, daß er es für eine seiner besten Arbeiten hält.

Der Künstler ist einer von den Menschen, hinter deren stillen, aufmerksamen Augen eine feine, lebensvolle Seele steht, die überall nach feinem, verborgenem Leben suchen geht; er ist einer, der sich mit liebevollem Anschauen durch die äußere Form eines Antlitzes hindurchtastet zu der Seele, die sich diese Züge geprägt hat; einer, dem Schmerzenslinien Wegweiser werden und müde Augen Pfadfinder zu verschwiegner, schwerer Not.

Darum geht er auch mit stummem Verneinen an allen lauten, redenden Gesichtern vorbei und geht zu jenen stillen, stummen, unerlösten Gesichtern, die nichts von ihrer Seele wissen, weil niemand ihre Seele begehrt hat.

Er geht und will Türen auftun und harrende Knospen erschließen und Leben erlösen in seiner Kunst.

So hält er — von ihm selbst ganz ungewußt — gerechtes Gericht und rettet die tief verborgne Welt der Wahrheit und befreit sie zu freudigem Ausdruck in seiner Kunst.

Digitized by Google

So erscheinen auch seine Bilder wundersam vertieft wie Seelengemälde, mit feinstem Verstehen erlauscht und festgehalten.

*

So hielt er seit längerer Zeit mit seinem Blick eine Frauengestalt umfaßt, die unbemerkt in seinem Hause aus und ein ging; ich glaube, sie war die Lehrerin seiner Kinder.

Er sah sie an einem festlichen Abend in seinem Hause der Musik zuhörend und sah, wie ihre Ergriffenheit mit völlig neuem Ausdruck ihr Gesicht durchdrang und füllte. Fernab stand der Meister und sah staunend dies Neue; ehrfürchtig stand er wie vor einer verborgenen Pforte, die sich ihm allein eröffnen wollte.

Später trat er fast gleichgültig an sie heran und sagte so nebenher: „Ach ja, ich wollte Sie bitten, mir gelegentlich zu sitzen; ich möchte Ihren Kopf zu Studienzwecken gebrauchen."

Die kleine Lehrerin fuhr zusammen. „Ich? — Ach nein — —" sagte sie scheu abwehrend.

Wenige Wochen später kam sie auf seine erneute Bitte in sein Arbeitszimmer.

Es war ein wunderbares Erleben für sie. Sie war zuerst allein im Zimmer. Zum ersten Male betrat sie diesen Raum. Sie war bisher nur in den Wohn- und Kinderzimmern gewesen; und schon dort hatte sie die ruhige Vornehmheit der Atmosphäre so unbeschreiblich wohltuend, so — — heimatlich berührt. Nun stand sie hier in dem Gemach, das ihr gleichsam als Allerheiligstes des Hauses, als Kraftstation jener Strömungen der Harmonie schien.

Sie stand regungslos an dem dunklen, schweren Vorhang, der die Außentür verbarg. Sie hatte sich innerlich bereitet und gerüstet wie einer, der vor einen Fürsten geladen ist; oder nein, in tiefer Freude gerüstet wie ein Fürstenkind, das bei armen Leuten, das verstoßen war und nun heim darf in das Haus, in das es von Rechts wegen gehört.

Ein heimliches Leuchten kam in ihre Augen, als sie so stand und in tiefen Zügen die Würde und Ruhe des Raumes trank.

Dann kam sie mit kleinen, leichten Schritten näher heran; sie strich mit dem Blick über etliche große Bilder an der Wand, über verschiedene Staffeleien mit angefangnen Arbeiten, über eine Reihe Skizzen, die auf einen einfach dunklen Tuchbehang geheftet waren.

Sie strich darüber hin, ohne es genau aufzufassen, und nickte mit leisem Lachen: ja, ja, so mußte es sein, gerad' so. Es war wie lauter Erkennen, wie lauter Wiederfinden für sie. Dann kam sie an den großen Arbeitstisch und sah neugierig den Farbenkasten und tippte wie ein glückliches Kind mit dem Finger auf die Palette.

Da trat der Meister herein.

Im Augenblick war alles Leuchten ausgelöscht, gefangen in dem vorigen scheuen Ausdruck des kleinen Gesichtes.

„Kommen Sie!" sagte der Meister und rückte einen niedrigen, altmodischen Sessel an das Fenster.

Sie setzte sich sehr gerade hinein, legte die Hände zusammen und sah ganz stumm und steif vor sich hin.

Digitized by Google

Der Meister wandte sich und ging an den Tisch. Er brauchte heut' sehr lange Zeit bei seinen Farben. Aber als er nach einer Weile verstohlen wieder nach ihr schaute, saß sie noch immer ebenso stumm und steif. Da nahm er ein Skizzenbuch und einen Bleistift und setzte sich in einiger Entfernung von ihr.

„Wir wollen plaudern!" sagte er mit einem freundlichen Näherkommen in der Stimme. Er begann und plauderte von seinen Kindern und erzählte allerlei Heldentaten und kleine, drollige Geschichten, die sie aus ihren Stunden mit nach Hause brächten. Da nickte sie und lächelte und gab hier und da ein leises Wort dazu.

Es war, als hätte er sie an die Hand genommen und in einen Garten geführt, in dem sie beide gleich heimisch waren, um ihr Heimatsgefühl zu geben. Nun hielt er ihre Hand fest und leitete sie unvermerkt durch ein umlaubtes Tor hinaus in den nahen Wald — —

Er war in ihr Gebiet hinübergeglitten und fragte sie nach ihrem Beruf und ihrem Tageslauf. Er fragte zuerst so, daß sie fast nur mit ja und nein sich zu erkennen zu geben brauchte. Erst ganz allmählich stimmte sie mit schüchterner Rede ein. Der Meister ging immer weiter mit ihr in ihre Innenwelt; und ohne daß sie es merkte, ließ er sie Führerin sein. Er ging neben ihr wie einer, der fremdes Land entdecken will und zuerst unvermerkt die Grenzlinien zu bestimmen sucht und der Einfriedigung des Bereichs leise nachspürt.

Nach und nach löste sich die Spannung in dem Gesicht der kleinen Lehrerin, und Leben kam in ihre Augen.

Da begann der Meister mit kräftigen, sicheren Strichen zu zeichnen.

Als er nach einer Weile gewahrte, daß eine leichte Ermüdung über ihre Züge kam, stand er auf: „Es ist gut. Ich danke Ihnen. In drei Tagen wollen wir weiter zeichnen."

Er schüttelte ihr kräftig die Hand zum Abschied. Sie ging erglühend auf den Fußspitzen hinaus.

Als sie sich draußen den Hut aufsetzte, strich sie verlegen mit der Hand über die Augen, weil sie im Spiegel ein so wunderlich fremdes Licht drinnen sah; dann lief sie hastig die Treppe hinunter.

*

Und in den nächsten Tagen wurde ihr einsames, freudearmes Leben, ihre nüchterne Berufsarbeit getragen von einem leise freudigen Unterton.

*

Es war ein heimliches Warten auf eine große Freude in ihr, als sie das nächstemal in dem schönen Sessel am Fenster saß.

Der Meister saß ihr schräg gegenüber hinter seinem Arbeitstische und achtete scheinbar wenig auf sie. Sie sprachen vom Kindsein, und er führte sie die Wege ihrer Kindheit.

Da begann sie mit verstohlenem Lächeln zu erzählen. Ach, es hatte sie sehr lange, fast zu lange niemand danach gefragt. Doch all die süßen Bilder im Hintergrunde ihrer Seele waren noch nicht gestorben; sie schlummerten nur und wachten nun auf und glühten in hellen Farben und zitterten vor Begierde, noch einmal das Tageslicht zu sehen. Es war ein liebliches Land, das sie durchwanderte. Der

Digitized by Google

Meister lauschte mit wacher Seele und nickte vor sich hin und verstand jetzt das Kindliche in ihren Augen und die wunderlich weiche Umrißlinie des Mundes und Kinnes. Zuweilen kamen sie an eine verschlossene Pforte; da zögerte sie wohl scheu; dann half ihr Begleiter mit weiser und vorsichtiger Hand ihr, zu öffnen; und immer neue Weiten und Tiefen taten sich seinem aufmerksamen Auge auf.

So gingen sie die Pfade ihrer Vergangenheit; und ihr Leben wuchs in der Erinnerung noch einmal vor ihnen auf wie eine Knospe bis zum Rande der Blütezeit, die nur noch eines Sonnenstrahles bedarf, um sich zur Blume zu entfalten.

„Es ist genug für heut'," sagte der Meister und stand auf; „ich danke Ihnen."

„Ich danke Ihnen", sagte sie kaum vernehmlich und ging leise hinaus.

Sie konnte heut' ihr Gesicht im Spiegel nicht sehen, weil große Tränen in ihren Augen standen.

Langsam ging sie nach Hause.

*

Und dann ist sie noch einmal zu ihm gekommen.

Es war am Nachmittag eines wundervollen Herbsttages, eines Tages, an dem gleichsam alle Glut des Sommers noch einmal glühend aufflammt, um dann sterbend zu verlöschen. Auf den leuchtenden Baumkronen des Gartens lag die rote Sonne; die purpurnen Weinranken drängten sich zum Fenster herein; im Zimmer war goldenes Licht.

Der Meister stellte den Kasten mit den Pastellfarben bereit. Die kleine Lehrerin saß in ihrem Sessel, fast ebenso stumm und steif wie das erstemal. Doch nein, heut' hielt eine andre Starrheit sie gefesselt; ihre Hände lagen festverkettet im Schoß wie eine bange Abwehr: „Nun führe mich nicht näher zu mir! Nun laß mich unentdeckt!"

Der Meister ließ sich nicht abschrecken; er begann leise zu sprechen. Er saß fernab von ihr; doch war es, als käme seine Bitte um ihr Zutrauen warm zu ihr herüber und wolle ihre gefesselten Hände lösen; doch war es, als ströme solche Gewalt des Werbens von ihm zu ihr, daß sie aufschluchzend die Hände vor das Gesicht schlug.

War es denn möglich? Dieser hohe, ferne Mensch ging demütig gebückt, um ihre kleine, tief versteckte Seele zu suchen? Um ihrer kleinen Seele tief versteckes Leben zu lösen?

Da — — gab sie ihre Hände frei — — —

Und gingen die beiden miteinander.

Sie gingen den schwersten Weg dieses stillen Lebens, den Weg der wartenden, frierenden Knospen unter bleigrauem, totem Winterhimmel. Da erfuhr der Meister die Geschichte des schlaffen Zuges um die Augenlider und die Geschichte der herben Linie um den Mund.

Leise begann sie zu reden; erst schwerfällig und stockend; wie ein Einsiedler, der nach jahrzehntelangem Schweigen in Einsamkeit sich nur mühsam in der Sprache der Menschen auszudrücken vermag; dann aber überwand die Gewalt das Stammeln; die Starrheit ward zerbrochen; die Fesseln fielen; all die Kraft des Lebens

Digitized by Google

der Tiefe schloß sich zum Strom zusammen und quoll empor wie ein rauschender Bronnen aus dunklem Schacht; all der unerhörte Reichtum ungebrauchter Gefühlsgewalt schüttete sich in verschwenderischem Glanze vor der Sonne aus — —

Ihre Stimme wuchs und ward wie eine schwingende Melodie — —

Ihr kleines, weißes Gesicht weitete sich und ward zum Schauplatz der Tragödie ihres Lebens — — —

Sie saß vornübergeneigt mit lodernden Augen und ausgestreckten Händen; jeder Zug ihres Antlitzes redete; jedes Glied ihres Leibes redete; — es war, als sei nun einmal im Leben die glühende Seele aufgestanden, alle Kraft zu lösen im Verständnis der andern Seele, und hart herangetreten bis an den Rand, alle Umrißlinien des kleinen Körpers füllend, fast als wolle sie ihn sprengen ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist eine schwere Stunde, wenn eine Menschenseele sich zu der Geschichte ihrer großen Not bekennt ...

Das ist eine erschütternde Stunde, wenn eine Menschenseele das Geheimnis ihrer verschmachteten Sehnsucht ausschreit ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dem Meister sank die arbeitende Hand schlaff herab. „Wunderbar — —!“ sagte er kaum hörbar im Tone tiefster Ehrfurcht und riß alle Gewalt seines Verstehens zusammen, um das Bild des Kopfes, des Lebens da vor ihm zu erfassen — —

Dann senkte er das Haupt und begann fieberhaft zu arbeiten — —

*

Hoch oben im Norden liegt eine einsame Heide. Es ist eine arme, kleine Heide; sie ist so arm, daß sie den ganzen Sommer hindurch kein Festkleid erhält. Alle ihre Farben sind gefangen; alle ihre Leuchtkraft ist gebannt. Wie erdrückt von zu schwerer Last, mit niedergeschlagenen Augen und gekreuzten Armen trägt sie demütig des Sommers Macht.

Aber einmal im Spätherbste, wenn der schwere Sommer ferne getreten, darf die Heide aufwachen zu einem Tage des Lebens; dann heben alle ihre rotlila Glocken die Köpfe, dann stehen alle ihre bunten Gräser auf, dann fangen alle ihre Farben an zu glühen, — — dann schluchzt sie an einem Tage all ihr Leid in leuchtendem Lichte hinaus — — —

Es ist eine arme, kleine Heide; so arm, daß sie nur an einem Tage ihres Lebens verschwenderisch sein darf — — —

Der Meister hatte mit größter Anspannung gearbeitet.

Jetzt stand die Sonne tief; draußen im Garten war aller Glanz erblichen. Es dunkelte im Gemach.

Aus dem Nebenraum klang der tiefe Schlag einer Uhr. Wie ein kalter Luftzug kam der Gedanke an die Zeit zu den beiden Menschen und schien mit harter Linie das überflutende Erleben der letzten Stunde abgrenzen zu wollen.

Der Meister packte die Farben zusammen und sah hinüber.

Drüben war alles Licht erloschen und alles Leben gestorben. Ein verwelktes, altes Mädchen lehnte mit geschlossenen Augen im Sessel; ihre Haut war geister-

Digitized by Google

haft bleich und faltig; die Linien um Auge und Mund schienen grausam scharf nachgezogen.

„Es ist genug — das Bild ist vollendet — —“ sagte er halblaut.

Sie stand auf und ging mit schlaff herabhängenden Armen ohne Wort hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Meister kreuzte die Arme und sah in tiefem, ernstem Nachdenken lange vor sich nieder. Dann trat er zurück und betrachtete sein Bild.

Es war vielleicht das Meisterstück seines Lebens. Es war schwindelerregend, mit wie wenig da Ungeheures gesagt war. Es schien wie die Offenbarung eines gottbegnadeten Augenblicks — — —

*

Die kleine Lehrerin hat ihr Bild lange, lange nicht gesehen. Aber einmal, nach Schluß ihrer Stunden, hat sie sich heimlich in das Arbeitszimmer des Meisters gestohlen. Mit ungläubigem Staunen hat sie ihr Bild angeschaut und dann den Kopf geschüttelt. Nein, nein, das war sie nicht — — so schön war sie nie — — oder, wenn sie es war, nur in dem einen, einzigen Augenblick ihres Lebens — —

An dem dunklen Türvorhang ist sie noch einmal stehen geblieben und hat hinübergeschaut; nein, es war doch ein Irrtum; das war nicht ihr Bild — —

Und mit stillem Kopfschütteln ist sie davongeschlichen — — —

*

Ernste Gedanken ziehen mir durch den Sinn, wenn ich das alte kleine Bild in der Fensternische ansehe, das alle Abend zur Zeit des Sonnenuntergangs eine Stunde des Lebens hat.

Spreu

Von

Aug. H. Plinke

In meinem Schreibtisch liegen
Wie in einer heimlichen Gruft
Viel Sächelchen still-verschwiegen:
Welke Blumen ohne Duft
Mit dürren, falben Blättern,
Umwunden von farblosem Band,
Und Briefe mit blassen Lettern,
Geschrieben von zarter Hand,
Und Locken von weichen Haaren,
Zu kleinen Ringeln gerollt,
Die einst mir köstlicher waren
Als Golkondas gleißendes Gold. —
Das liegt nun alles beisammen,
Ein karger Aschenrest
Der lodernden Opferflammen
Vom fernen Lebensfest.

Ich schaue im tiefen Sinnen
Drauf hin und lächele leis,
Doch in das Lächeln rinnen
Mir ein paar Tränen heiß.
Oft lockt es mich wohl, daß ich streue
Die Asche in den wehenden Wind,
Doch immer wehrt mir die Treue,
Die sich alter Zeiten besinnt. —
Mit diesem Tand ist verkettet,
Was ich je geliebt und geglaubt,
Drum sei auf ihm gebettet
Zum letzten Schlummer mein Haupt!
Ich fühl's, auf diesem Kissen
Ruhe ich sanft und weich,
Denn die alten Reste wissen,
Wie glücklich ich war und wie reich.

Digitized by Google

Frauenmeinung über Frauenleben

Eigentlich sollte man denken, daß jeder Mensch am besten über das reden könnte, was er selber ist, und daß wir also, wie im vorliegenden Falle, in dem Frauen sich über der Frauen Natur, Bestimmung und Rechte aussprechen, vor direkten Offenbarungen stehen müßten. Aber dem ist meisthin nicht also. Sondern in dem Kapitel: „Frauen über Frauen" sehen wir oft in einen brodelnden Kessel der wildesten Widersprüche hinein, nicht anders, als ob wir einem Diskurs der Männer, denen doch jede intuitive Sachkenntnis vom andern Geschlecht abgeht, über der Frauen Wesen und Art beiwohnten.

Das hat auch seine guten Gründe. Erstens ist „die Frau" kein abgeschlossenes einheitliches Uhrwerk, das bei richtiger Kenntnis von jedem Punkt aus zu verstehen wäre, sondern es ist ein so vielfältiges Gebilde, daß der einheitliche Grundzug, das Weibtum, zu einer Nebensächlichkeit herabsinkt im Vergleich mit den Zügen, die Charakter und Verhältnisse gebildet haben, und daß z. B. eine wohlhäbige, faule und hirnschwache Madam einem energischen, klugen, vom Leben geschüttelten Mädchen, eine Aristokratin der Straßendirne, und wie die gegensätzlichen Typen noch alle sein mögen — fremder und verständnisloser gegenübersteht als die Vertreter verschiedener Geschlechter untereinander in gleichen Verhältnissen und mit annähernd ähnlichen Charakterzügen. Eine Verallgemeinerung des Begriffes Weib und Frau wird immer Schiefheiten, ja direkte (oft halb bewußte) Fälschungen zeigen. „Die" Frau ist weder eine Hyäne noch ein Engel, weder ein Muster an Treue noch ein Schreckbild der Treulosigkeit. Sie ist weder häuslich noch genußgierig, weder schwach noch stark, weder sanft noch krallig — als Frau, sondern dies alles nur als besondrer Typ. Die tatsächlichen Geschlechtsverschiedenheiten lassen sich fast nie in eine vorher eingerichtete Rubrik einschachteln, sondern sie schließen sich jedesmal dem einzelnen Charakter als richtunggebend und begleitend an.

Es ist ja überhaupt der ewige Singsang auf unsrer alten Erde, den wir Rubrik- und Fächermenschen absolut nicht begreifen können, daß alles Leben niemals aus einem Punkt zu verstehn ist. Daß man keine Tat auf Erden auseinanderklappen kann in Ja und Nein, in Warum und Weil, daß alles seine Fäden hat, die in unlöslichem Zusammenhange mit tausend andern Fäden stehen.

Wir lernen's nie, wenigstens wir lernen's nie so recht gründlich aus und zu Ende — und der Schaden davon ist schließlich auch noch nicht so groß. Stellen wir uns vor, wohin wir kämen, wenn wir es bis auf die letzte Faser unseres Verstandes begriffen hätten! Es gäbe ja allerorten ein entsetztes Stillstehen! Wir stünden plötzlich vor dem kahlen, grinsenden Bewußtsein unsrer tatsächlichen letzten Ohnmacht dem übergewaltigen, unverständlichen Leben gegen-

Digitized by Google

über. Wir fühlten jäh mit schneidender Schärfe die Grenze all unsres Wissens, all unsres Könnens, jene schwindelnde Grenze, an der selbst unsre Liebe, unser Haß aufschreiend zusammenbricht. An der unser Leben stockt und uns zum Unsinn wird — zur Zwecklosigkeit, zum Tod.

Damit erst wären wir in Wahrheit ohnmächtig. Damit ließen wir alles, was uns das Dasein mit Sinn und Leben füllt, in dem Entsetzen einer übermenschlichen Erkenntnis fallen. Denn das ist ja unsres Lebens Sinn: nicht den Schleier zu heben im Tempel von Sais, sondern zu verstehen: Erdenkind, du bist nicht größer als deine alte Mutter, die Erde. Magst du tausendmal die Kräfte ahnen, die über sie hinausgehen, ja mehr: sie fühlen in Schmerz, in Angst, in heißem, wildem Wissensdurst, magst du ihnen erbebend deine edelsten Empfindungen: Ehrfurcht, Demut, weihen — mit ihnen per du verkehren, Arm in Arm spazierengehn und sie zu Tisch einladen kannst du nicht. Bleibe dir deiner Grenzen bewußt!

Und darum ist es unerläßlich, menschlich natürlich und sogar nötig, alle Erscheinungen mit menschlichen, d. h. mit unvollkommenen Blicken zu sehn. „Einseitig" zu sein, wie der treffende Ausdruck lautet. Immer wieder mit plötzlichem Ungestüm und Kraftaufwand auf irgend eine dieser Erscheinungen loszufahren, einen Lärm zu schlagen, als gelte es, von diesem Punkt aus die ganze Welt umzuschaffen, und als sei an dieser einen, einen — aber auch grade an dieser Stelle die Wurzel aller Not, alles Übels entdeckt. Heiße diese Stelle nun Vegetarismus oder Fleischkost, konservativ oder liberal, Christenkirche oder Germanentempel, freie Liebe oder Ehe, Idealismus oder Realismus — und wie die vielfachen Schlachtrufe alle lauten, die immer doch nur einem Teil des Weltbildes gelten, unsrer eingeschränkten, kurzsichtigen, erdgebundenen Natur entsprechen — und sich in eine grenzenlose, todduchwehte Stille auflösen würden, sobald wir aufhören, Menschen unter Menschen zu sein, und der Ewigkeit, die irdische Augen nicht zu ertragen vermögen, ins Angesicht schauen.

Aber es tut uns in Kampf und Haß und den oft so mißverstandenen Streitereien um Einzelheiten der Lebenserscheinungen manches Mal recht dringend not, unsre Blicke bis an den Rand dieser schweigenden und ausgleichenden Ewigkeit zu erheben und an ihr unsre Streitobjekte zu messen. Dann kann es ja wieder fröhlich weitergehn mit ein paar Tröpfchen Licht mehr in dem wirren Chaos der unversöhnten Zeitlichkeit. — —

Was wollen die beiden Frauen uns sagen: Käthe Sturmfels und Lucie Idler? Die eine hat das vor Jahresfrist besprochene Buch geschrieben: Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt? (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. *M* 1.50). Die andere schreibt heute, ihr zur Entgegnung: Was ist der Frau nicht erlaubt, wenn sie liebt? (Leipzig, Mod. mediz. Verlag F. W. Glöckner & Ko. *M* 1.80). Ja, was sie wollen, trotz der hitzigen Angriffsweise, trotz der zum Teil erbitterten Widerlegungen, trotz Hohn und Verurteilung? Es liegt schon im Titel, der eigentlich bei beiden Büchern dasselbe sagt. Denn wenn ich frage: Was ist der Frau erlaubt?, so werde ich ohne Zweifel auch darstellen, was ihr nicht erlaubt ist, und umgekehrt. Die beiden Frauen stehen sich viel näher, als sie denken, nur hat die eine das Bild der Erscheinung ein wenig mehr von rechts herum, die andere mehr von links herum gesehn.

Was Lucie Idler gegen Käthe Sturmfels zu verteidigen unternimmt, ist die Ehre des Frauengeschlechts. Sie findet, daß diese damit zu schlecht umgeht. Es ist vielleicht zuzugeben, daß Käthe Sturmfels es manchmal im Ton versieht. Ich würde den Satz nicht aufstellen: „Tatsächlich glaubt bis auf diesen Tag, trotz allen offiziellen Glaubens an das Weib, keine Frau an die andere." Oder auch in dieser summarischen Form: „Die weibliche Jugend träumt heutzutage, wenn auch nicht grade von ‚freier Liebe', so doch von ihrem ‚Recht auf Leben, Recht auf Liebe und Mutterschaft' und nimmt sich vielfach auch ihr Recht außerhalb der Ehe." Und so weiter. Auch bezweifle ich, daß jede rabiate Freiheitskämpferin irgendeinem Manne sofort und eilig in den Ehehafen folgt. Derartige Übertriebenheiten und allgemein gehaltene Aussprüche, die durch ihre Form Anlaß zum Widerspruch geben, hätten vermieden werden können. Aber der Geist, aus dem Käthe Sturmfels' Buch entstanden ist, ist keinenfalls einer, der das

Digitized by Google

eigne Geschlecht herabwürdigen will. Lucie Jdeler geht in ihren Angriffen viel zu weit. Wenn Käthe Sturmfels sagt: „Es gibt sechzehnjährige Mädchen, welche erotische Dinge verhandeln", so ist dem durchaus nicht zu widersprechen, und wenn der Verfasserin hin und wieder ein paar starke, nicht ganz salonfähige Ausdrücke entschlüpfen, so passiert das manchem durchgehenden Temperament, ohne daß wir das tragisch nehmen dürfen. Ja, es berührt sogar erfrischend!

Ebenso einseitig wie die Tadelsworte der einen über das weibliche Geschlecht sind die Lobesworte der anderen. Beide Annahmen sind zurzeit richtig und zurzeit falsch. Folgender Satz von Lucie Jdeler ist grade so schief wie der vorher erwähnte: „Wo ist die Frau, die nur ihr eigenes hohes Selbst kennt, und bei der die Kinder keine Rolle spielen? Jst einmal ein solcher trauriger Fall vorgekommen, so ist er so außerordentlich vereinzelt gewesen, daß nach Jahren noch davon gesprochen wurde." Hinter diesen Satz möchten wir doch auch ein sehr großes Fragezeichen machen, und die Folgerung dieses Satzes: „Wenn das das Gewöhnliche wäre, wozu wird es dann überhaupt noch bemerkt?" klingt beinah paradox.

Jn der Hervorhebung der weiblichen Tugenden, des ernsten Strebens, der Liebesfähigkeit, der stillen Arbeit am Krankenbett usw. hat Lucie Jdeler ohne allen Zweifel recht, aber ich meine, das hat ihre Gegnerin auch nie bestritten. Wenn ich mir vorsetze, die Frauen als Engel zu schildern, so werde ich in kurzer Zeit ein ganzes Buch damit gefüllt haben, und nicht längere Zeit werde ich dazu gebrauchen, sie als eine höchst unangenehme, widerwärtige und minderwertige Gesellschaft darzustellen. Die Beispiele fliegen uns ja von allen Seiten zu. Es kommt nur darauf an, was man beweisen will, und welche Mittel man vorzieht.

Käthe Sturmfels sagt: „Die Forderungen der Frauenrechtlerin richten im Kopf und Leben des jungen Mädchens große schädliche Verwirrungen an." Lucie Jdeler sagt: „Die Frauenrechtlerin spielt im Leben eines jungen Mädchens noch gar keine Rolle." Beides ist richtig — und beides ist falsch, je nachdem.

Was soll man nun zu dem Streit im eigenen Lager sagen? Lassen wir dazu wieder einmal Goethe mit zwei seiner schönsten Sprüchlein herhalten:

„Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich"

und:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen." — —

* * *

Die Frau von einer andern Seite:

„Was keusche Herzen nicht entbehren können." Novellen von Rosa Raunau. (Berlin, O. Janke. *M* 1.—.)

Es ist eine zweifellos sehr begabte Schriftstellerin, die uns in diesen scharf motivierten, feinschattierten Novellen das Erzittern der Nerven, ihre Qual und Tyrannei in leichten, schnellen Strichen zeichnet. Ein wenig Moral scheint auch hier durch, aber im umgekehrten Sinne: ein Stücklein Teufelsmoral. Nicht als ob nicht eine sittliche Grundlage da wäre. So in der traurigen Geschichte, die anfängt: „Es war einmal eine Mutter", und die die Herzensnot einer armen alten Frau und ihrer Töchter schildert. Jn der Novelle „Der Stärkere" siegt sogar das Muttergefühl über die Erotik. Das ist überhaupt in allen Novellen, auch den übermütigsten, zu spüren: ein echter, starker, wehmütig-schwerer Herzschlag. Aber überall beherrschen die erotisch erregten Nerven das Bild. Jn die blutrotesten Tiefen der Sklaverei versinkt das hingebende Weib vor dem angebeteten Geliebten. Es zittert ein Rausch wie süße, schwüle Musik über allem, aber empört und schweigend wendet die kühle Reinheit sich von diesen lodernden Bildern.

Nach diesem Spielen mit der Qual, mit der Lust, mit dem Leben tritt uns ein bitterernstes Bild aus der Menschheitsgeschichte vor Augen: Drei Jahre im Weiberzucht-

Digitized by Google

haus. Erlebnisse und Erfahrungen von Marie Hoff (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. ℳ 3.—). Die Verfasserin schildert eignes Zuchthausleben, das sie von 1901 bis 1904 durchgemacht hat. Infolge eines Meineids, den sie um einer andern Person willen opferwillig geleistet hat, ist sie zu dieser Strafe verurteilt worden. Es sind hauptsächlich zwei Noten, die dieses trübe Bild beherrschen: die der Teilnahme mit der Verfasserin, einer alten, gebrechlichen Frau, die ohne Brille nicht das geringste verrichten kann und nur mit allergrößter Mühe und Beschwerde Treppen steigt — und die der Anerkennung für eine ruhige, von Leidenschaft und Erbitterung freie Darstellung, die, weit davon entfernt, gegen die Zuchthausverwaltung wilde und ungeordnete Klagen zu schleudern, vielem in den Einrichtungen recht gibt, ja es sogar mehrfach lobend erwähnt, z. B. das Essen. Was sich von Unzuträglichkeiten ergab, erzählt sie schlicht und mit möglichstem Verständnis für dessen Entstehung. Die Schilderung ihrer Mitgefangenen ist von inniger Teilnahme durchströmt, und auch da, wo sie bitter zu klagen hat, bleibt sie sachlich schlicht ohne Übertreibung.

Aus den Tiefen des Daseins klopft dies Buch an die Herzen der Glücklichen und Behaglichen. Was brachte diese Unglücklichen an den Ort gesellschaftlicher Schande? Eine Tat — manches Mal nicht schlechter, vielleicht — vor einer höheren Gerechtigkeit — edler als manche von denen, die ungestraft begangen und sogar noch mit Ehren quittiert werden. Auch aus diesem schlichten Buch spricht die Stärke, die Unerbittlichkeit und die seltsame Rätselhaftigkeit des menschlichen Lebens.

Zum Schluß seien in den Kreis dieser Frauenbücher über Frauen noch zwei Romane in Kürze bezogen, die zwar ihre künstlerische Würdigung an andrer Stelle finden müssen, ihrer sehr stark ausgesprochenen Tendenz halber aber auch in diese Abhandlung gehören.

Der liebe Gott, Eine Kindheitsgeschichte von Hans v. Kahlenberg (Berlin, Vita), und Eine von zu vielen von Lisbeth Dill (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Bei dem ersten Buch ist vor allen Dingen der Titel falsch. Er ist so falsch, daß die schlimme Vermutung naheliegt, er solle als Lockmittel dienen. „Der liebe Gott“ kommt auf den 281 Seiten des Buches noch nicht auf etwa 20—30 „vor“, d. h. die Heldin, eine vierzehnjährige Stiftsschülerin, hält sich an den Widersprüchen der Schöpfungsgeschichte auf (auch dies immerfort durchsetzt von Schulerlebnissen), sie näschelt etwas am Hohenlied herum, und dann kommt die Einsegnung mit der üblichen Angst vor dem Spruch: „Wer da unwürdig isset und trinket“, recht hübscher Stimmungsmalerei neben wenig vertiefter Gedankenfolge. Wie nebenbei „der liebe Gott“ von dem halbwüchsigen Kind behandelt wird, ist an sich nicht unwahrscheinlich, paßt aber eben schlecht zu dem Titel.

Das Geschlechtliche wiegt bei weitem vor. Übrigens ist die Heldin keine normale Vierzehnjährige, sondern ein ziemlich perverses Kind, das in eine junge Italienerin derart verliebt ist, daß das Glühen ihrer Lippen sie am Einschlafen hindert. „Sie wußte, die konnten nur heil werden, wenn die Lavinia sie einmal küßte. Und dann mußte sie sterben!“ Sie muß sich hüten, die Italienerin anzurühren, weil sie sonst zittern, ganz und gar vergehen mußte. „Durch ihren Körper gingen Schläge“ usw.

Das Talent der Verfasserin, die sich selber zu zeichnen scheint, ist zweifellos. Es sind Szenen voll feinsten Stimmungsreizes in dem Buche. Auch der Tod der frivolen kleinen Hanne, Spatz genannt, ist gut geschildert. Aber das Buch hat eine zu offenbare Tendenz, um nur ästhetisch beurteilt zu werden. Man muß sich fragen: Was will die Verfasserin eigentlich? Den Schulzwang in einem christlichen Stift brandmarken? Das könnte ganz gut sein, ist aber jetzt bei uns seit einigen Jahren doch schon beinah abgedroschen. Die Leiden einer vergewaltigten Kindesseele haben wir von Emil Strauß, von Hesse und vielen andern schon weit tiefer und ernster gefaßt gesehn. Überdies kann dies überhitzte Geschöpfchen und seine Entwicklung, die ganz auf den Ton der demi-vierge eingestimmt ist, uns nicht lange interessieren.

Digitized by Google

Ernster nimmt Lisbeth Dill ihr Thema in ihrem Stützenroman. Es soll hier keine Kunstkritik gegeben werden, und die Frage, wie weit diese ausgeprägte Realistik Poesie ist, und wie weit sie sich schon in das Reich der Photographie verirrt, gehört in einen andern Rahmen. Auch hier ist die sichtbare Tendenz der Grund der Aufnahme in diese Besprechung.

Lisbeth Dill vertritt den Satz, daß ein junges Mädchen aus gutem Hause, adlig noch dazu, ohne Geld und gründliche Ausbildung entsetzlich schlecht daran ist, wenn es heißt, den Lebensunterhalt verdienen. Der Satz läßt allerdings an Selbstverständlichkeit nichts zu wünschen übrig, hier aber tritt die Kunst, und wenn es auch die härteste Realistik ist, in ihr Recht. Der Roman ist brillant geschrieben, die Menschen und Zustände erstehen greifbar vor unsern Augen, es ist Leuchtkraft, packende Wirklichkeit in den Gestalten. Nur die Ich-Heldin selbst bleibt im Dämmern. Vielleicht mit Absicht, eine Stütze hat ja weder Zeit noch Gelegenheit, zur Persönlichkeit zu werden, sei es nun im Guten, sei es in so unabgelöst Schlechtem wie alle die andern Gestalten.

Ja, es ist schrecklich, eine von den zu vielen zu sein, und jeder Mutter, jedem Vater ist zu raten, die Tochter vor diesem Lose zu bewahren. Aber freilich, eine solche Reihe von bodenlos schlechten Erfahrungen, wie diese arme Anne v. d. Osten macht, ist schon nicht mehr typisch. Man wird förmlich nervös (und das ist ein Kompliment vor dem starken Talent der Verfasserin), wenn immer nach kurzer Hoffnung der Himmel sich wieder bezieht. Wenn die betreffende Herrin nicht ein wahres Unikum an Herzenskälte und Fühllosigkeit ist, so kommt der Tod und macht einen Querstrich, oder der Gemahl wird galant, und immer wieder heißt es: Wandre! bis zu dem kläglichen Schluß. Ein pessimistischer schwarzer Dunst lagert über diesen in ihrer Schilderungskraft herrlichen Bildern.

Da steht einmal wieder ein Erdenkind und starrt in ein schwarzes Loch und sagt: Das ist das Leben! Und ringsherum glitzert die Flur, funkelt die Sonne in tausend Strahlenbrechungen, lacht der blaue Himmel. Aber auch das ist das Leben. Noch keine Frau hat uns gesagt, was „die" Frau ist, was sie soll, was sie kann, was sie wird. Und noch kein Mensch hat dies alles vom Menschen gesagt. Genug, daß wir alle Steinchen tragen, es kommt doch hin und wieder einer, der notdürftig sichtet. Und wer kann es sagen, wie nötig wir alle sind, wir Einseitigen, im bunten Mosaik des Weltbildes!

Marie Diers

Die neuere Strahlenforschung und Becquerels Anteil daran

Am 25. August dieses Jahres ist Henri Becquerel, wohl der hervorragendste französische Physiker der Gegenwart, erst 56 Jahre alt, gestorben. Er war es, der vor zwölf Jahren an Uranpräparaten die damals noch ganz unerklärlichen, nach ihm benannten Strahlen entdeckte, die für die ganze Radiumforschung zum Ausgangspunkte geworden sind. Bis zu seinem frühen Lebensende hat Becquerel, Professor am Pariser Polytechnikum, seit 1889 Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, zuletzt deren ständiger Sekretär, 1903 durch Verleihung des Nobelpreises ausgezeichnet, an der Entwicklung der Radiumforschung hervorragenden Anteil genommen.

In fortgesetzter eifriger Forschung auf dem Gebiete der Strahlungen ist man jetzt dazu gelangt, das Wesen und die Wirkung der schon länger bekannten und der neu aufgetauchten Strahlen immer besser kennen zu lernen und sie zu klassifizieren. Man weiß heute, daß es neben den Ätherwellen auch aus rasch dahinjagenden Teilchen bestehende Strahlen gibt. Man kann sich diese Strahlen als ein Schnellfeuer kleiner Geschosse vorstellen, die durchwegs in glei-

Digitized by Google

cher Richtung dahinfliegen, und man kann da je nach der Größe und der Geschwindigkeit dieser Geschosse zahlreiche verschiedene Strahlen unterscheiden.

Zunächst lassen sich, je nachdem die Strahlen aus materiellen Teilchen, aus Atomen oder Molekülen, oder aber aus früher nicht bekannt gewesenen Teilchen, den heute vielgenannten *Elektronen*, bestehen, zwei scharf voneinander geschiedene Familien von Strahlen, *eigentliche materielle Strahlungen* und *Elektronenstrahlungen*, unterscheiden.

Als die Erzeuger der Röntgenstrahlen stellen die *Kathodenstrahlungen* die wichtigste Elektronenstrahlung dar. Sie führten zur heutigen Elektronentheorie, zu einer ganz neuen Auffassung der Elektrizität. Macht man eine Geißlersche Röhre hinreichend luftleer, so gehen vom negativen Pol, von der Kathode, diese merkwürdigen Kathodenstrahlen aus, die negative Elektrizität mit sich führen, sich im Unterschiede von den Lichtstrahlen durch elektrische und magnetische Kräfte aus ihrer geraden Bahn ablenken lassen und daher zur Annahme geführt haben, daß diese Kathodenstrahlen als fortgeschleuderte Teilchen (Korpuskeln) anzusehen seien, deren jedes eine bestimmte Elektrizitätsmenge mitführt. Die Versuche, die Geschwindigkeit, die elektrische Ladung und die Masse dieser Teilchen zu bestimmen, haben unter anderem das merkwürdige Resultat ergeben, daß die Teilchen an zweitausendmal kleiner sein müssen als die bisher als kleinste Atome bekannten Wasserstoffatome.

Man stand da einem ganz neuen, ganz besonderen Stoff gegenüber und hat diesen Teilchen einen eigenen Namen gegeben, sie Elektronen genannt. Kathodenstrahlen sind uns also eine Strahlung von Elektronen, die mit außerordentlicher Schnelligkeit den Raum durcheilen. Während die Geschwindigkeit der Lichtstrahlen mit 300 000 km für die Sekunde bestimmt ist, ist die Geschwindigkeit der Kathodenstrahlen je nach der Größe der an die Kathodenröhre angelegten Spannung ein Drittel bis ein Zehntel der Lichtgeschwindigkeit. Wir kennen aber noch andere Elektronenstrahlungen, deren Geschwindigkeiten sehr verschiedene sind und der des Lichtes gleichkommen können. Da gibt es sogenannte *weiche Kathodenstrahlen*, die in der Kathodenröhre entstehen, wenn die Kathode mit gewissen Metalloxyden überzogen und zum Glühen erhitzt ist, weiter durch Auffallen kurzwelligen (ultravioletten) Lichtes auf Metallflächen hervorgerufene Elektronenstrahlung (*lichtelektrischer Effekt*), durch bloßes Erhitzen von Metalloxyden erzeugte, mit geringer Geschwindigkeit nach allen Seiten ausgehende Elektronenstrahlen.

Außer diesen künstlich erzeugten Elektronenstrahlungen kennen wir aber auch natürliche, ohne unser Zutun erscheinende Strahlen. Das Radium und andere radioaktive Substanzen senden unaufhörlich Elektronen aus, die etwa ein Hundertstel der Lichtgeschwindigkeit besitzen. Hierher gehören die *Deltastrahlen* oder *weichen Betastrahlen*, bei ganz geringer Geschwindigkeit auch nur von geringer Wirkung, und die *eigentlichen Betastrahlen* des Radiums, die wieder aus Elektronen bestehen, in mannigfachster Weise wirken, gleich den Kathodenstrahlen negativ geladen sind und vom Magneten in gleichem Sinne abgelenkt werden.

Wie die Elektronenstrahlen elektrisch geladen und von elektrischen und magnetischen Kräften ablenkbar, sind die aus einzelnen kleinen, wohlgetrennten, atom- und molekülgroßen Teilchen bestehenden Strahlen *substantieller Natur*, die aber positiv geladen sind, daher *positive Strahlen* geheißen, und deshalb in anderer Richtung als die Kathodenstrahlen und bei großer Masse der Teilchen nur unbedeutend abgelenkt werden.

Versieht man die Kathode in der Geißlerschen Röhre mit Löchern oder kleinen Kanälen, dann gehen von der Vorderfläche die Kathodenstrahlen, aus den Öffnungen in entgegengesetzter Richtung die *Kanalstrahlen* heraus, die wieder in mehrere Strahlenarten (K-Strahlen, S-Strahlen usw.) unterschieden werden, und die man für positiv geladene, aus dem Raume vor der Kathode herkommende, durch die elektrische Anziehung gegen die Kathode getriebene

Digitized by Google

Gasmoleküle hält. Ihre Teilchen sind durchaus von der Größe der Atome und besitzen eine Geschwindigkeit von nur etwa einem Tausendstel der Lichtgeschwindigkeit.

Auch bei den substantiellen Strahlen gibt es ohne künstliche Mittel auftretende Strahlen. So ist ein ganz bestimmter Typus der Strahlen radioaktiver Körper materieller Natur. An den Radiumstrahlen sind die Alphastrahlen, die aus den beim Zerfall der Radiumatome heftig fortgeschleuderten Splittern bestehen, das Wesentliche. Ein Blatt Papier oder eine andere sehr dünne Schichte absorbiert diese Strahlen ganz, woraus sich ihre substantielle Natur ergibt. Sie sind positiv geladen und ihre Teilchen von der Größe unserer kleinsten Atome, der des Wasserstoffs und Heliums, wieder ein Beweis dafür, daß die Teilchen Bruchstücke größerer Atome sind. In Begleitung dieser elementaren Eruption treten die Beta-, Gamma- und Deltastrahlen auf.

Kürzlich hat man die von der Anode einer Geißlerschen Röhre, also vom positiven Pol ausgehenden Anodenstrahlen entdeckt. Sie entstehen, wenn die Anode aus einem leicht verdampfenden Salz besteht und dieses auf eine höhere Temperatur erhitzt wird. Von den ihnen ähnlichen Kanalstrahlen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie ihren Ausgang nicht aus dem Gase vor der Kathode nehmen, sondern Teilchen der Anode sind. Auf einen festen Körper treffend bilden sie einen feinen Niederschlag, der an seiner Fluoreszenz erkennbar ist und für die substantielle Natur dieser Anodenstrahlen spricht.

Läßt man die Kathodenstrahlen auf einen festen Körper auffallen, so gehen von dessen Oberfläche die Röntgenstrahlen aus, die sich nach allen Seiten zerstreuen, aber keinesfalls aus elektrisch geladenen kleinen Teilchen bestehen, da sie durch einen Magnet keine Ablenkung erfahren. Im Unterschiede von den Lichtstrahlen stellen sie wahrscheinlich kürzere Ätherwellen dar, die unregelmäßig von einzelnen Punkten ausgehen. Für ihre Lichtnatur spricht vor allem, daß sie dieselbe Geschwindigkeit haben wie das Licht. Trifft ein Kathodenteilchen auf einen festen Körper auf, dann erzeugt es infolge der plötzlichen Hemmung seiner Bewegung einen Ätherimpuls, dessen Stärke und Geschwindigkeit von der Geschwindigkeit der auffallenden Kathodenstrahlen abhängt.

Wie die Röntgenstrahlen rechnet man auch die Gammastrahlen zur Familie der Ätherwellen und faßt erstere gewissermaßen als künstliche Gammastrahlen auf. Auch die Gammastrahlen werden vom Magneten nicht abgelenkt und verhalten sich zu den Betastrahlen analog wie die Röntgenstrahlen zu den Kathodenstrahlen. Beim Anprall an die radioaktive Substanz erzeugen die Betastrahlen die Gammastrahlen und umgekehrt beim Anprall auf feste Körper die Gammastrahlen sekundäre Betastrahlen. Sowohl die Gammastrahlen als die Röntgenstrahlen sind weit durchdringender als die Elektronenstrahlen, durch die sie erzeugt werden.

In seiner Antrittsvorlesung an der Züricher Universität: „Über die Klassifizierung der neueren Strahlen" hat Dr. H. Greinacher am Schlusse seiner Ausführungen, denen wir hier größtenteils gefolgt sind, folgendes Schema der neuen Strahlen gegeben:

Ätherstrahlen			Korpuskulare Strahlen			
			Elektronenstrahlen oder negative Strahlen		Materielle Strahlen oder positive Strahlen	
periodische	nichtperiodische		natürliche	künstliche	natürliche	künstliche
ultraviolettes, sichtbares, ultrarotes Licht; elektrische Wellen	natürliche Gammastrahlen	künstliche Röntgenstrahlen	Deltastrahlen oder weiche Betastrahlen; Betastrahlen	lichtelektr. Effekt	Alphastrahlen	langsame posit. Strahlen; glüh. Substanz Kanalstrahlen; Anodenstrahlen

Bald nach Röntgens Entdeckung hat Becquerel gefunden, daß die Uransalze und besonders das Urammetall selbst Strahlen aussenden, die sich von den Röntgenstrahlen kaum unterscheiden. Später haben dann Curie und Frau die Wahrnehmung gemacht, daß auch das Thormetall und gewisse Thorverbindungen dieselbe Eigenschaft besitzen. Sie wiesen dann in weite-

Digitized by Google

ren Untersuchungen nach, daß die dem Uranpecherz entstammenden Strahlen nicht bloß von dem in diesem Mineral enthaltenen Uran herrühren, und schieden aus dem Mineral zwei neue Substanzen, das Radium und das Polonium, aus, die beide sehr radioaktiv sind, d. h. reichlich chemisch wirksame Strahlen aussenden. Becquerel hat dann gezeigt, daß die Stärke der Strahlung des Urans mit der Zeit kaum eine Änderung erfährt, und daß diese Strahlung die Fähigkeit besitzt, Gase zu Elektrizitätsleitern zu machen. Er hat ferner die Wahrnehmung gemacht, daß zwischen diesen Becquerelstrahlen und den Strahlen des ultravioletten Spektrums Analogien bestehen. In weiteren Untersuchungen über das Verhalten der Becquerelstrahlen im magnetischen Felde fand er dann, daß nur das Radium, nicht auch das Polonium durch den Magneten beeinflußt wird, daß das Uran sich hinsichtlich seiner Strahlung gegenüber dem Magneten ähnlich wie das Radium verhält und die eigentlichen Uranstrahlen von einem kräftigen Magneten abgelenkt werden. In Untersuchung der Beobachtung, daß die Becquerelstrahlen in einer Reihe von Körpern Phosphoreszenzerscheinungen hervorrufen, zeigte er, daß unter Einwirkung dieser Strahlen im allgemeinen diejenigen Körper leuchtend werden, die auch durch ultraviolette Bestrahlung erregt werden. Becquerel stellte dann Versuche darüber an, ob das Uran bei sehr niedriger Temperatur sein Strahlungsvermögen unverändert erhält. Diese ergaben in der Tat eine Verringerung der Strahlung. Nach der Meinung Giesels, eines bewährten deutschen Forschers auf diesem Gebiete, haben wir zurzeit nur ein einziges, als solches wirklich nachweisbares radioaktives, d. h. Becquerelstrahlen aussendendes Element, nämlich das Radium. Die Uran- und Thormineralien, wie sie Becquerel im Jahre 1896 hinsichtlich ihrer Fähigkeit, diese Strahlen auszusenden, untersucht hat, zeigten nur geringe Radioaktivität. Weit kräftiger, wenn auch an Radioaktivität dem Radium lange nicht gleichkommend, wirkt das von dem Ehepaar Curie aus Uranerzen ausgeschiedene Polonium. Das Thor und das Radium sendet, wie zuerst Rutherford wahrgenommen hat, nicht nur selbst Becquerelstrahlen aus, sondern es geht von ihnen auch eine Wirkung aus, durch die andere Substanzen künstlich radioaktiv gemacht werden. Diese neben der Strahlung bestehende induzierende Wirkung, die Emanation, ist keine Strahlung. Elster, Geitel und Crookes haben an der Sidotblende bei Gegenwart von Radiumemanation ein eigenartiges Funkeln (Skintillieren) wahrgenommen. Becquerel konnte diese Wahrnehmung bestätigen und dieselbe Erscheinung beobachten, wenn ein mit feinem Diamantpulver bestrichener Schirm der Alphastrahlung des Radiums ausgesetzt wurde. Dieses Funkeln ist nach Becquerel aller Wahrscheinlichkeit nach auf unregelmäßig durch die andauernde, mehr oder weniger lange Einwirkung der Alphastrahlen hervorgerufene Spaltung auf dem kristallinischen Schirm zurückzuführen, während Crookes annimmt, daß dieses funkelnde Leuchten dem in merklichen Zwischenräumen erfolgenden Aufprallen von Elektronen zuzuschreiben wäre. Bragg und Kleeman haben bei Anwendung einer sehr dünnen Schicht Radiumbromid als Strahlungsquelle gefunden, daß die Alphastrahlen aus vier verschiedenen Gruppen bestehen, von denen jede durch eine bestimmte, aber verschiedene Luftschicht hindurchzugehen imstande ist, ehe die Strahlen aufhören, das Gas zu ionisieren, daß jedes Produkt des Radiums Alphateilchen von einer bestimmten Geschwindigkeit aussendet, diese Geschwindigkeit aber für Strahlen verschiedener Produkte erheblich variiert. Becquerel ist nicht dieser Auffassung, vielmehr der Ansicht, daß die Alphastrahlen homogener Natur sind, alle mit gleicher Geschwindigkeit vom Radium entweichen und diese Geschwindigkeit beim Durchgang durch andere Stoffe keine Veränderung erfahre.

Dr. Friedrich Knauer

Digitized by Google

Die hechtgraue Uniform

Durch die Zeitungen ging kürzlich die Nachricht, daß die Einführung der hechtgrauen Uniformen bei der österreichischen Infanterie nunmehr beschlossene Sache ist. Nach mehrjähriger Ausprobierung und nach den Erfahrungen der Feldzüge in Südafrika und in der Mandschurei hat sich ergeben, daß diejenige Uniformfarbe die praktischste ist, die im Gelände am wenigsten sichtbar wird. So wie vor kurzem in der französischen Armee die historischen roten Hosen verschwanden, wie in der deutschen Armee die Schwärzung der blanken Uniformteile und Waffen wenigstens für den Feldgebrauch beschlossen wurde, so wird jetzt das traditionelle Blau der österreichischen Infanterie dem weniger geschmackvollen Grüngrau Platz machen. Dies bedeutet mehr als sonst eine Veränderung in der Adjustierungsvorschrift des Heeres, es ist ein bedeutungsvolles Zeichen einer im militärischen Organismus vor sich gehenden Umwandlung. Daß diese Umwandlung aus einer eisernen Notwendigkeit heraus geboren ist, ergibt sich schon daraus, daß es ihr gelingt, alte militärische Überlieferungen zu brechen, während man die Tradition früher als ein unantastbares Heiligtum der Armeen betrachtete. Die Tradition war es, die gewissermaßen alle moralischen Kräfte der Vergangenheit für die gegenwärtige Wirkung fähig machte, sie bildete das Mark der Heere, eine Art Versicherung für den Sieg. Sie war das Lebenselement des kriegerischen Geistes, der die Truppe befähigen sollte, den stärksten menschlichen Trieb, den der Selbsterhaltung, im geeigneten Augenblick zu überwinden.

Die Änderung der Uniform und ihres glänzenden Beiwerkes, die in erster Linie dazu dienten, die Tradition zu erhalten, ist daher keine freiwillige. Machtvolle Verhältnisse haben auf diese Entschließungen eingewirkt. Der Vorgang hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einem von den Naturforschern beschriebenen Vorgang in der Tierwelt, mit der Mimikry. Hier passen sich gewisse Tiere in ihrer Gestalt den Formen und der Farbe der Umwelt an, um durch diese Täuschung sich vor den Verfolgungen ihrer Feinde zu schützen. Aus ebendemselben Grunde wirft der moderne Soldat sein farbenprächtiges und glänzendes Gewand ab. Die Entwickelung der modernen Kriegstechnik zwingt ihn dazu. Die ungeheure Vernichtungskraft und Weitwirkung der Geschosse veranlaßt die Kriegsverwaltung, den einzelnen Mann den Verfolgungen des Feindes besser zu entziehen. Die militärische Mimikry soll die Armee schützen. Die moderne Technik ist es aber, die auch hier mit dem Alten aufräumt und das starre, so hochgehaltene Prinzip der militärischen Tradition überwunden und gebrochen hat. Es ist dies ein neuer drastischer Beweis, wie die technische Entwickelung unser gesamtes soziales Leben und seinen Geist umwandelt, wie die Maschine Einfluß nimmt auf unser Denken und Handeln und damit auch auf unser Äußeres. Der Soldat, der früher für das Heldentum erzogen wurde, ist durch die Technik zum Maschinisten geworden. Der Kämpfer von ehedem wurde zum Arbeiter an der Kriegsmaschinerie. Aus diesem Grunde wurde seine Gewandung ebenso zum Zweckkleid, wie es der Arbeiter an der Maschine, der Pompier an der Feuerspritze, der Radfahrer und der Chauffeur zu tragen gezwungen wurden, und die Uniform wurde zum Dreß.

Aber die Veränderung der Kleidung macht nur äußerlich den Einfluß der Maschine erkennbar. Die Technik hat sicherlich nicht nur das Kleid, sondern auch das Wesen und den Geist der Institution verändert. Dies beweist schon der Umstand, daß man ihr das heiliggehaltene Soldatenkleid zum Opfer bringt. Für den Soldaten war die Uniform bislang mehr als bloßes Bekleidungsstück. Sie war ihm Ansporn zu seinem Beruf und der eigentliche Urquell des spezifischen Soldatengeistes. Es liegt ein tiefer Sinn in jener Erscheinung, die man nur zu sehr gewöhnt ist, lediglich als ein ergiebiges Feld für unsere Witzblattpresse anzusehen, in der Erscheinung, die den gemeinen Mann oder Unteroffizier als Sieger in der Küche, den Leutnant als Sieger im Ballsaal zeigt. Das sexuelle Moment spielt eben dabei eine große Rolle. Die

Digitized by Google

Uniform mit ihrer Farbe und ihrem Glanze begünstigt den Mann in der Werbung, ebenso wie das bunte Gefieder den Paradiesvogel, das Geweih den Hirsch. Die Heeresorganisatoren, die alle Instinkte des Menschen geschickt in ihre Dienste zu stellen wußten, konnten an diesem Instinkt nicht vorbeigehen. Um zu wissen, wie sehr die Uniform als Lockung zum Dienste winkt, muß man nur einmal am Trafalgar Square in London gesehen haben, wie in diesem Lande, das die allgemeine Wehrpflicht nicht kennt, die schmucksten und elegantesten Unteroffiziere dazu ausersehen sind, dem vorübergehenden armen Teufel durch ihre eigene Erscheinung und an der Hand der an den Mauern aufgehängten Uniformbilder den harten Soldatendienst begehrenswert erscheinen zu lassen. In Holland hörte ich kürzlich einen Offizier darüber klagen, daß die Lust am Dienen in der holländischen Armee immer mehr abnimmt und man daher gezwungen ist, immer teurere und wirkungsvollere Uniformen einzuführen. Die Uniform und ihre Erfolge im Kampfe um das Weib sollen den Mann für die übernommenen Mannespflichten im Heere schadlos halten.

Bildet die glänzende Uniform auf der einen Seite die wirkungsvollste Lockung für den Dienst, so ist sie auf der anderen Seite das wirkungsvollste Mittel, dem Träger das Bewußtsein seiner höheren Rangstellung gegenüber dem Bürger beizubringen. Darum nennt man das Soldatenkleid, auch jetzt noch, wo es von den Steuerträgern bezahlt wird, des Kaisers oder des Königs Rock. Die Uniform soll den Soldaten erst zum Soldaten machen; sie soll ihn durch die auffallende Farbe, den glänzenden Aufputz, den vorteilhaften Schnitt als etwas Besseres, vor allen Dingen als etwas anderes erscheinen lassen, um ihn dadurch für die Ausübung seines Berufes geeigneter zu machen. All diesem macht nun die Maschine ein Ende. Der Rock des Soldaten wird ebenso schlicht sein wie der des Bürgers; ja vielleicht sogar noch einfacher und in keinem Falle geschmackvoller. Der Soldatenrock wird nur mehr die Arbeitskleidung des zu den Waffen berufenen Bürgers sein! Er wird seinen Träger weder bei der Werbung um das Weib begünstigen noch ihm eine höhere Rangstellung suggerieren. Der Soldat wird zum Bürgersoldaten, die Armee zur Bürgerwehr, zur Miliz.

Darin liegt nun die hohe Bedeutung jenes Vorganges, der uns durch die Vereinfachung der Uniform offenkundig wird. Er ist ein Symptom einer Erscheinung, die man seit langem schon in allen Armeen Europas beobachten kann, und die nicht weniger bedeutet, als eine innere Abrüstung, die dem Willen aller Machthaber zum Trotz mit unbeugsamer Folgerichtigkeit vor sich geht. Diese innere Abrüstung liegt nicht bloß in der Verbürgerlichung der Uniform. Wir erblicken sie auch in der Heeresorganisation, die zu immer kürzer werdenden Dienstzeiten gelangt. Wir erblicken sie in einer ebenfalls durch die Kriegsmaschine gezeitigten Notwendigkeit, die den einzelnen Mann im Gefechte vom Kommandanten immer unabhängiger macht, die seiner Initiative immer mehr vertrauen muß und die infolgedessen den intelligenteren Soldaten als den tüchtigeren erscheinen läßt. Auch das lehrte die Erfahrung der letzten Kriege. Der intelligentere Japaner hat den rückständigen Russen besiegt. Aber der intelligentere Soldat, der die größten Chancen des Sieges bringt, wird niemals das willenlose Objekt sein, das sich leicht für den Krieg begeistern wird. Das bedingt einen neuen Geist in der Politik, die einen Krieg nur dann wird wagen dürfen, wenn sie die Stimmung eines aus denkenden Menschen bestehenden Volkes hinter sich weiß. Und in diesem Sinne bedeutet die Vereinfachung der Uniform auch die innere Abrüstung, als dem denkenden Soldaten gegenüber, dem Soldaten im schlichten Kleide, alle die metaphysischen Mittelchen, mit denen der Militarismus so gern und so wirkungsvoll operierte, fernerhin versagen müssen. Dieser denkende Bürger im Zweckkleide des Soldaten ist frei von den Einflüssen der Tradition, er ist frei von Überhebung gegen seine Mitbürger, er ist immun gegen alle militärische Symbolik und jenen Hang zum Theatralischen, der den militärischen Komment bis in unsere Tage hinein auszeichnet. Er ist nur Verteidiger seines Vaterlandes, er ist nicht mehr für die Eroberung geschaffen. Der Bürgersoldat im schlichten Kleide, der berufen ist, die Kriegsmaschine denkend zu bedienen,

Digitized by Google

und der sich im Grase unkenntlich macht gegen den Feind, kann kein Eroberer mehr sein. Er ist der Soldat einer Zeit, die den Krieg nur dann billigt, wenn er zur Verteidigung unternommen wird, der Soldat, der keinen besonderen militärischen Geist mehr kennt, sondern nur den Geist des Bürgers, der seine Heimat schützt.

Ein Zeichen dieses sieghaften Geistes ist die Veränderung der Uniform ins Hechtgraue. Sie ist ein neuer Beweis jener inneren Abrüstung, die die Heere nicht ihrer Zahl nach vermindert, aber ihrer Wirkung nach; die die Heere untauglich macht für die Eroberung. — Die hechtgraue Uniform ist das Symbol des dauernden Friedens.

Alfred H. Fried

Im Kinderhause

An der Flucht der langen Häuserreihe, erzählt der „Vorwärts“, würde man dieses vortreffliche und gemeinnützige Institut Berlins kaum herausfinden, würden nicht an der Vorderseite zwei niedliche Säuglinge den Zweck des Hauses plastisch zum Ausdruck bringen. Weist das Vorderhaus ganz den Charakter der älteren Mietskasernen auf, so verrät das stattliche Quergebäude mit seinen glasierten Kachelsteinen und den hohen breiten Fenstern durchaus seine neuzeitliche Entstehung.

Es ist kurz vor 12 Uhr. Die Oberin ist noch nicht anwesend und wir drücken uns in eine Ecke und lassen die Mütter mit ihren kleinen Patienten durch. Jede erhält von der Schwester ein grünes Kouvert, auf dem mit rotem Stift etwas geschrieben steht; dann verteilen sie sich in die einzelnen Räume. Gleich darauf weckt uns eine Stimme aus unserem Sinnen auf. Eine jugendliche, hübsche Erscheinung, in ähnlicher Tracht wie die Schwester, stellt sich uns als Oberin dieser Abteilung vor. Wir hatten erwartet, eine alte, ehrwürdige Matrone zu treffen und waren nun, ehrlich gestanden, angenehm enttäuscht. Nach einer kurzen Unterhandlung, bei der eine gewisse Scheu, wie sie der Presse gegenüber oft zum Ausdruck kommt, nicht zu verkennen war, die aber nach und nach verschwand, nahmen wir den Rundgang durch die Anstalt auf. Zuerst ging's in die tiefer gelegenen Spül- und Kühlräume, wo die Milchflaschen gereinigt werden und wo Eisschränke und Kühlanlagen die Milch und sonstige Materialien vor schädlichen Einflüssen schützen. Von hier ging's in die Küche, wo es angenehm brodelte und verführerische Düfte die Nase umfächelten. Überall dieselbe Akkuratesse, überall peinliche Reinlichkeit. Noch einen Blick ins Nebenzimmer, wo einige Schwestern an der appetitlich gedeckten Tafel ihre Mittagsmahlzeit einnehmen, während in dem Zimmer der Oberin die Assistenzärzte essen; dann nehmen wir den Weg nach dem oberen Stockwerk, der den interessantesten Teil des Instituts, nämlich die Klinik, enthält. Zwei helle, vorzüglich gelüftete Räume nehmen uns auf. Die wohltuende, freundliche Stimmung gibt ihnen ein eigenartiges Gepräge. Der unangenehme Eindruck, den man gewöhnlich in anderen Krankenhäusern empfängt, kommt hier gar nicht auf. Und es ist durchaus anzuerkennen, daß die Leitung des Hauses das möglichste getan hat, um den Räumen den trüben Charakter einer Klinik zu nehmen und ihnen einen wohligen, fast heiteren Anstrich zu verleihen. Es werden hier Kinder bis zu 14 Jahren aufgenommen. In eisernen Bettstellen, auf blendend weißem Linnen, ruhen die kranken Proletarierkinder und fühlen sich in den weichen, schönen Bettchen ordentlich mollig. Auf einem gedeckten Tisch in der Mitte des Zimmers steht ein Schreibzeug und mehrere Rosen- und Blumenbuketts strömen ihren köstlichen Duft aus und gewähren einen herzerquickenden Anblick. Am Fenster steht eine kleine Bank nebst Stühlchen und ein Spieltisch, den zwei Töpfe mit rankendem Zimmer-

Digitized by Google

grün schmücken. Hübsche Puppen bilden das Ideal der kleinen weiblichen Patienten und die Wände zieren Bilder, die dem Verständnis der Kleinen angepaßt sind. Eine große Spieldose sorgt mit heiteren Weisen für das Gemüt, bringt Abwechslung in die langen Stunden der Leidenszeit. Im Nebenraum liegen die kranken Säuglinge, für deren Wohlergehen in der erdenklichsten Weise gesorgt ist. Sie ruhen in kleinen, hübschen Wiegen und ein Schleier wehrt den lästigen Besuch der aufdringlichen Fliegen ab. Jedes Kind hat seine eigene Bade- und Waschеinrichtung. Töchter aus der oberen Gesellschaft warten und pflegen die Kleinen und bilden sich in einem einjährigen Kursus zu Krankenpflegerinnen für Kinder aus. Soeben kommt der Oberarzt, Dr. Oberwarth, der schon von Anfang an an diesem Institut wirkt, mit seinen Assistenten, um die kleinen Patienten zu untersuchen. Auch hier stoßen wir zunächst auf eine reservierte Haltung, die aber bald in gewinnende Liebenswürdigkeit umschlägt. Wir begeben uns so lange, bis die Ärzte ihren Rundgang beendet haben, in das Laboratorium, das uns anmutet wie Fausts Hexenküche. „Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt, mit Instrumenten vollgepfropft", so bietet sich uns dieser mysteriöse Raum dar, wo uns aber Herr Dr. Oberwarth sehr bald wieder herausholt und uns nach dem Vordergebäude führt, das die Wöchnerinnenunterkunft enthält. Wir erfahren noch, daß für die Kinder, die täglich nach der Klinik gebracht werden, zirka 20 Spezialärzte tätig sind. Ein schönes Zeugnis für dieses Werk, das der Initiative und zum größten Teil auch der Privatkasse des Professors Neumann entsprungen ist, der zurzeit infolge Überanstrengung erkrankt ist.

Im Vorderhause finden wir 30 Säuglinge in ihren kleinen Bettchen; für kranke ist ein gesonderter Raum vorhanden. Hier liegt, in den Kissen versteckt, ein Kind, das bei der Einlieferung ganze — 3 Pfund wog. Nun hat es sich aber schon prächtig herausgemacht — „wir bringen's durch," erklärt die Oberin, mit mildem Antlitz und dem schlichten Häubchen auf dem grauen Haar, befriedigt. Mit mütterlichem Stolze führt sie uns von Wiege zu Wiege, immer erklärend und mitteilsam. In einem Bettchen liegen zwei allerliebste, bildhübsche Zwillinge mit großen, blauen Augen und rundem, vollem Gesicht. Sie bilden die Freude aller Anwesenden.

In dieser Anstalt werden hilfsbedürftige Wöchnerinnen mit ihren Säuglingen ohne Entgelt aufgenommen und sorgfältig gepflegt, bis sie als gesund entlassen werden können. Mutter und Kind stehen fortdauernd unter ärztlicher Bewachung. Das Gewicht der Milch, die das Kind von der Brust trinkt, wird jedesmal durch die Wage festgestellt. Die tauglichen Wöchnerinnen erhalten, sofern sie Lust haben, Stellen als Ammen zugewiesen. Uns wurde aber gesagt, daß unter zehn kaum eine oder zwei imstande sind, ein Kind zu nähren, da sie meist durch Kummer und Entbehrungen zu weit heruntergekommen sind. Die Oberin erzählte uns ergreifende Episoden aus ihren reichen Erfahrungen, Jammerbilder aus der Tiefe des Volkes, erschütternde Tragödien, die deshalb nicht geringer sind, weil sie alltäglich vorkommen. Ein kleiner, dunkellockiger Knabe mit klugen Augen, mit einem reizenden Schelmengesicht, gehört zum „eisernen Bestand", wie der Arzt scherzend erklärt. Er ist der Liebling des ganzen Hauses. Seine Mutter hat ihn als Säugling gebracht und sie arbeitet noch im Heim. Mit dem „fremden Onkel" schließt er sofort Freundschaft und zeigt uns noch die hellen, luftigen Schlafräume der Wöchnerinnen. Unterrichtskurse in der Säuglingspflege werden, sowohl für Unbemittelte als auch für Bemittelte, im Hause abgehalten. In einem Bureau wird Rat und Auskunft erteilt.

Es würde zu weit führen, alles Gute und Nützliche in diesem mustergültigen Institut zu schildern, das in den heutigen Verhältnissen leider nur einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein bildet. Hier bietet sich der sozialen Erkenntnis und Betätigung ein weites Feld. Die Kommune hätte hier noch große Aufgaben zu erfüllen, Aufgaben, deren Lösung sie nicht allein der Privatwohltätigkeit überlassen sollte. —

Digitized by Google

Es ist erfreulich, daß der „Vorwärts“ hier auch einmal der sozialen Liebestätigkeit der „höheren Stände“ gerecht wird. So gänzlich „verrottet“ und „verfault“, wie sie sonst in sozialdemokratischen Blättern dargestellt werden, können also diese Stände doch wohl nicht sein!

Ehe und Gesetzgebung

Wie wirkt die Gesetzgebung auf die Häufigkeit der Ehen? Diese Frage untersucht der Chef des Statistischen Amtes der Stadt Paris, Dr. Jacques Bertillon, in den „Dokumenten des Fortschritts“ Das Bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1804 — wir folgen hier einem Auszuge des „B. T.“ — hatte die Eheschließung von einer Reihe zeitraubender Förmlichkeiten, insbesondere von der Zustimmung der Eltern oder zumindest dem Nachweis, daß diese von der beabsichtigten Eheschließung verständigt wurden, abhängig gemacht. Viele Liebesleute scheuten alle diese zeitraubenden Nichtigkeiten und zogen es vor, in formlosem Liebesbunde ohne gesetzliche Eheschließung zu leben. Das neue Gesetz sieht vor, daß man sich nach Erreichung des 30. Lebensjahres ohne Einwilligung und ohne Verständigung der Eltern verheiraten dürfe, zwischen 21 und 30 Jahren wohl ohne Einwilligung, aber nur nach vorheriger Verständigung derselben. Es soll jedoch, im Falle die Eltern abwesend sind, von nun an keine weitere Förmlichkeit gefordert werden; wenn der Friedensrichter und vier Zeugen diese Abwesenheit bestätigen, genügt dies. Bislang war hierfür ein eigener Gerichtsbeschluß notwendig gewesen, große Ausgaben an Geld und Zeit hatte dieser verursacht. Der Wegfall dieser Bestimmungen insbesondere hat die Zahl der Eheschließungen sehr stark vermehrt.

Das neue Gesetz hat tatsächlich alle Wirkungen erreicht, die der Antragsteller, Deputierter Abbé Lemire, von ihm erwartete. Niemals sind in Frankreich seit hundert Jahren so viele Ehen geschlossen worden (wenn wir wenige, außerordentliche Jahre, insbesondere 1872 und 1873, ausnehmen, wo die durch den Krieg aufgeschobenen Ehen zum Abschluß gelangten) wie im Jahre 1907; dieses Jahr weist 8421 Eheschließungen mehr auf als das vorhergehende Jahr. In den Städten vor allem hat die Zahl der Eheschließungen beträchtlich zugenommen. In Paris selbst hat es noch niemals so viele Eheschließungen gegeben wie in diesem Jahre, und im Jahre 1908 setzt sich diese Vermehrung fort, ja, ist noch stärker als im Vorjahre. Das neue Gesetz hat besonders für die arme Bevölkerung wesentliche Erleichterungen mit sich gebracht.

Bedeutend weiter als das neue französische geht das belgische Gesetz vom 30. April 1896. Es gestattet den Männern und Frauen über 21 Jahren, sich ohne Zustimmung ihrer Eltern zu verheiraten und entbindet sie somit von einer großen Menge von Förmlichkeiten, deren Sinn sie niemals begriffen. Die Ergebnisse des belgischen Gesetzes seien der beste Beweis für seine Zweckmäßigkeit:

1. die Ehen sind zahlreicher geworden;
2. sie werden in jüngeren Jahren abgeschlossen;
3. die illegitimen Geburten sind seltener geworden.

Besonders in den Fabrikdistrikten Belgiens ist der Einfluß des Gesetzes ein sehr großer gewesen. Man sieht daraus, sagt Bertillon, wie sehr all das, was wir als Moral oder Unmoral ansehen, von den nüchternen tatsächlichen Verhältnissen abhängig ist, wie sehr es in unserer Macht steht, die große Anzahl unehelicher Geburten einzuschränken und diesen freien Verbindungen gegenüber die gesetzliche Ehe, die für Erziehung der Kinder weitaus günstigere Chancen bietet, zu befördern.

Digitized by Google

Das französische Gesetz bedürfe noch wichtiger Verbesserungen, vor allem sollte auch für die Ehewerber zwischen 21 und 30 Jahren der Nachweis, daß sie ihre Eltern verständigten, bedingungslos wegfallen. Ferner sollten die Standesämter angewiesen werden, auch am Sonntag Eheschließungen vorzunehmen, da viele Arbeiter bloß deshalb nicht heiraten, um keinen Arbeitstag zu verlieren.

Frankreich, dessen Bevölkerung stagnär bleibt, sollte — meint der Verfasser — in Anbetracht der wichtigen sozialen und politischen Gründe, die eine Vermehrung der Bevölkerung verlangen, viel durchgreifender noch als bisher alle zwecklosen Förmlichkeiten bei der Eheschließung unterdrücken, dadurch die Zahl der Ehen erhöhen und sich so eine zahlreiche Nachkommenschaft sichern. — —

Über die Frage der Ehescheidung in Frankreich schreibt Paul Margueritte in demselben Hefte der „Dokumente".

Die wesentlichsten Argumente, die man gegen die Ehescheidung ins Feld führt, sind nach ihm folgende:

Man sagt, daß die Scheidung die Familie zerstöre, welche die Basis der Gesellschaft sei. Auch eine kranke, eine zerstörte und angefressene Gemeinschaft sei besser als keine.

Das Gegenteil ist nach Ansicht Marguerittes der Fall: nichts habe mehr das gesellige und das Familienleben Frankreichs vergiftet, als die Ausartung der Ehe zu stummer Resignation, oder was weitaus häufiger ist: zu Lüge und Betrug. Der Ehebruch tritt an Stelle der Ehescheidung und wird von der öffentlichen Meinung, eben, weil er nur zu oft unerträgliche Ketten bricht, geduldet und wohlwollend betrachtet. Wieviel höher stehe Amerika, das einer unerträglichen Ehe ein rasches Ende zu bereiten erlaubt!

Ein anderer Einwand gegen die Ehescheidung nennt diese die Wegbahnerin zur freien Liebe.

Es sei ja zweifelsohne durchaus möglich, daß eines Tages die freie Liebe an Stelle der Ehe trete. Nur gehen solche Entwickelungen mit großer Langsamkeit vor sich. Erst, wenn die Ehe in keiner Weise mehr zur Versorgung der Frau notwendig ist, wenn alle ökonomischen Konsequenzen der Ehe fallen, wenn sie bloß ihrem wahren und eigentlichen Zweck, dem Glück und der Fortpflanzung der Gattung dient, dann könne sie als freie Liebe ihren Segen entfalten. Heute seien alle diese Bedingungen noch nicht gegeben; die freie Liebe könne von prinzipienstarken Menschen gewünscht oder bei Unmöglichkeit jeder gesetzlichen Verbindung mit Geduld ertragen werden: — als Normalform der Verbindung von Mann und Weib sei sie heute noch ausgeschlossen.

Das dritte übliche Argument gegen die Ehescheidung besagt, daß sie für die Kinder verderblich sei; nur kinderlosen Ehepaaren sei sie zu gewähren.

Demgegenüber sei festzustellen, daß nichts für Kinder moralisch verderblicher ist, als den Zwiespalt ihrer Eltern mitanzusehen.

All diesen Argumenten liege in Wahrheit die bewußte oder unbewußte Anhänglichkeit an alte Traditionen und der heute noch mächtige Einfluß der Kirche auf die Gemüter zugrunde. Nach mannigfachen Wandlungen des Ehescheidungsproblems beschloß die französische Kammer im Jahre 1884 auf Antrag von Alfred Naquet die Wiedereinführung der Ehescheidung. Die Kirche kämpfte dagegen, da sie bekanntlich in der Ehe ein Sakrament erblickt, das fürs Leben bindet. Der französische Staat stellte ihr die Betrachtung der Ehe als eines Kontraktes zwischen beiden Ehegatten entgegen. Aber die republikanische Mehrheit der Kammer hat diesen Gedanken doch nicht vollständig verwirklicht. Sie hat die Ehescheidung auf Antrag eines Ehegatten (unter Anführung freier, vom Richter zu würdigender Gründe), wie sie in der Schweiz besteht, nicht ins französische Gesetz aufgenommen, ja nicht einmal die Ehescheidung im Einverständnis beider Gatten, wie sie in Belgien besteht, zugelassen.

Digitized by Google

Eine Erweiterung der Ehescheidungsgesetzgebung nach schweizerischem und belgischem Vorbild sei also zunächst anzustreben. Daneben sei zu verlangen, daß Ehescheidungsangelegenheiten von besonderen Schiedsgerichten (Familiengerichten) behandelt und entschieden werden und nur die materiellen Interessen dem Urteil der ordentlichen Gerichte unterstehen. Daß aber jedenfalls bis zur Verwirklichung dieser Forderung Ehescheidungsprozesse in nicht öffentlicher Sitzung verhandelt werden und so aufhören, öffentliche Skandale zu sein.

Schon heute sei in Frankreich die Entwickelungstendenz zu liberaler Entfaltung der Ehescheidungsgesetzgebung unverkennbar. Zwei Erfolge der Agitation in allerletzter Zeit bewiesen das. Zunächst die Beseitigung jener Bestimmung, welche im Falle der Scheidung wegen Ehebruchs die Verheiratung des schuldigen Ehegatten mit seinem Mitschuldigen untersagt.

Ein zweiter wichtiger Fortschritt sei das kürzlich angenommene Gesetz, das die Trennung von Tisch und Bett nach drei Jahren auf Verlangen eines der beiden Gatten, ohne daß ein Widerspruch möglich wäre, zur völligen Ehescheidung werden läßt. Aber noch bestünden „die lächerlichen Paragraphen des Strafgesetzes in Beziehung auf Ehebruch, noch jener furchtbare Paragraph, welcher die Tötung des schuldigen Gatten, wenn auf frischer Tat ertappt, gestattet".

Binnen kurzem wird im französischen Parlament der Antrag Violette zur Verhandlung gelangen, der sich mit der Scheidung im Einverständnis beider Ehegatten befaßt; ein sehr gemäßigter Gesetzesvorschlag, da er eine Frist von zwei Jahren bis zum Ausspruch definitiver Entscheidung vorsieht. Alle, die der Gesellschaft gesunde Entwickelung und ihren Gliedern Stärke, Glück und Freiheit sichern, Wahrheit an Stelle von Heuchelei setzen wollen, müßten für Fortbildung der Ehescheidungsgesetze eintreten.

Persönliches vom neuen Bulgarenkönig

Schon vor zehn Jahren, so lesen wir in der „B. Z. a. M.", schrieb ein Berichterstatter aus der unmittelbaren Umgebung des Fürsten Ferdinand, daß sich kein europäischer Herrscher von solchem Troß eskortieren lasse, wie der Koburger selbst bei seinen täglichen Ausfahrten. „Voran reitet ein Schwarm Gendarmen, dem ein Zug der fürstlichen Leibgarde folgt; hinter der Equipage kommen wieder Leibgarde und Gendarmen in umgekehrter Ordnung. Von weitem hört man das donnernde Getrabe der Pferde und wehe dem, der sich nicht schon auf 50 Schritt in Positur stellt, denn der Fürst hat ein scharfes Auge. Auch der Thronfolger, der übrigens gleich bei der Geburt die Tapferkeitsmedaille erhielt, genoß, als er noch auf dem Schoß der Amme saß, die Ehre einer Eskorte. Nicht weniger denn sieben dynastische Feiertage ordnete der Fürst an: der 5. Januar Geburtstag der (verstorbenen) Fürstin, der 18. Januar Geburtstag des Thronfolgers, der 14. Februar Geburtstag des Fürsten, der 2. Mai Namenstag des Thronfolgers, der 18. Mai Namenstag des Fürsten, der 2. August Jahrestag der Thronbesteigung — und hierzu kam später noch der Geburtstag des zweiten Sohnes Cyrill.

Der Hofhalt ist bisher ziemlich klein gewesen, denn der Koburger ist ein sehr sparsamer Herr. Namentlich ist sein Marstall sehr schwach besetzt. Er soll zwar ein guter und sicherer Reiter sein, aber er ist ein bequemer Herr, der nur äußerst selten zu Pferde steigt. Als der Fürst noch ledig war, gab er verhältnismäßig oft große Soireen; nach seiner Vermählung wurde es, dem Geschmack seiner Gemahlin entsprechend, still am bulgarischen Hofe,

Digitized by Google

und die Sparsamkeit wurde so übertrieben, daß sie zu starker Medisance Veranlassung gab, wie denn kaum in einer Residenzstadt soviel geklatscht wird wie in Sofia. Man rechnete ihm nach, daß er für wohltätige Zwecke bei einer Zivilliste von 1300000 Francs kaum 50000 Francs im Jahre spendete und für Kunst und Wissenschaft überhaupt nichts übrighabe. Bei seinen Reisen im Inneren fährt er auf Staatskosten, seine Antrittsvisiten, seine Fahrt zur Krönung nach Moskau liquidierte er, und selbst die Professoren, die bei der äußerst schweren Entbindung seiner ersten Gemahlin aus dem Auslande herbeigerufen wurden, mußte der Staat bezahlen. Daß er die Erweiterung seines Palastes dem Staat ankreidete, ging noch; als er aber auch die Ausgabe von 80000 Francs für Pferde dem Staatssäckel aufbürdete, fing man beinahe an, ungemütlich zu werden ...

Eine Tugend der Könige bringt Ferdinand in seine neue Würde nicht mit: die Pünktlichkeit. In seinem Lande hat man sich mit der Zeit an diese mangelnde Höflichkeit gewöhnt; wenn der Koburger Audienzen erteilt, so läßt er die Besucher warten, gleichviel wer es ist und um was es sich handelt. Und ebenso trifft er bei allen Ansagungen mit einer fast absichtlich scheinenden Nonchalance zu spät ein, selbst zu militärischen Anlässen. Bei seinem zweiten Besuch in Petersburg soll diese Unpünktlichkeit zu einem sehr unliebsamen Auftritt zwischen ihm und einem älteren Großfürsten geführt haben ..."

Geisteskranke Verbrecher

Ein Strafanstaltsbeamter macht in den „Berliner Neuesten Nachrichten" darauf aufmerksam, daß sich gerade in den letzten Jahren eine auffallende Abnahme der in den Strafanstalten untergebrachten Schwerverbrecher feststellen lasse. „Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die zielbewußte Regelung unseres modernen Strafvollzuges dabei mitwirkt, so muß diese Abnahme doch auch darauf zurückgeführt werden, daß ein erheblicher Teil unserer Verbrecher, zumal der Kapitalverbrecher, sofern sie im Rückfalle gehandelt haben, für ‚geisteskrank' erachtet wurden und Aufnahme in einer Irrenanstalt finden mußten. Die Vermutung liegt sehr nahe — und sie wird durch die bisherigen Erfahrungen in keiner Weise widerlegt —, daß § 51 von unseren Psychiatern denn doch eine etwas zu häufige Anwendung findet. Verfolgen wir die Rubrik ‚Gerichtsverhandlungen' in den Zeitungen, so finden wir gerade dann, wenn es sich um schwere Straftaten handelt — seien sie im Rückfalle oder als Erstlingsverbrechen begangen —, in der Mehrzahl der Fälle einen Antrag dahingehend, daß der Angeklagte zunächst einer Beobachtung auf seinen Geisteszustand zu unterwerfen sei. Die Stellung dieses Antrages wird nun aber keineswegs immer durch das Verhalten des Verbrechers etwa hervorgerufen — nein, auch wenn er sich ganz ruhig und gesittet vor Gericht benimmt, bleibt es kaum aus, daß von ärztlicher Seite, natürlich auch vom Verteidiger, die Normalität des Delinquenten stark angezweifelt wird. Es ist nun keine Frage, daß es viele Geisteskranke, zumal unter den unsozialen, sich keinem anderen Gesetz und Recht als dem eigenen beugenden Elementen gibt, die lediglich von dem geschulten Auge des Psychiaters als solche erkannt werden können. Die Wissenschaft hat ja in dieser Beziehung in den letzten Dezennien entschiedene Fortschritte gemacht. Es liegt aber hier wie bei vielen Errungenschaften gerade auf wissenschaftlichem Gebiete die Gefahr vor, daß die gewonnene Erkenntnis überschätzt wird, und daß die wissenschaftlich wohl erwiesene Tatsache auch bei Individuen Anwendung findet, bei denen sie völlig oder doch zum mindesten noch nicht angebracht sein dürfte. Man hüte sich doch davor, in jedem Verbrecher von vornherein einen anormalen Menschen zu

Digitized by Google

sehen, der vor Gericht in der Hauptsache danach beurteilt wird, ob er infolge seiner Straftat, eventuell in der Wiederholung, als gemeingefährlich, d. h. für die Irrenanstalt reif anzusehen ist oder nicht. Wir sind auf dem Wege, dessen Ziel die schließliche Umwandlung sämtlicher Strafanstalten in Irrenhäuser ist, schon sehr weit vorgeschritten; das können wir an der Tatsache ermessen, daß es bei den Verbrechern ein allgemeiner Beruf geworden ist, vor dem Gericht den ‚wilden Mann' zu spielen, oder, falls sie damit kein Glück haben sollten, in der Strafanstalt selbst durch fortgesetztes Querulieren und unbotmäßiges Verhalten den Eindruck der Geisteskrankheit hervorzurufen. Je zäher sie bei der einmal begonnenen Simulation bleiben, desto sicherer ist ihnen auch die schließliche Erfüllung ihres Wunsches, in eine Irrenanstalt versetzt zu werden. Kehren wir noch rechtzeitig um!"

Und der Verbrecher, der aus der Irrenanstalt entweicht, wie es kürzlich erst wieder geschehen, wiederholt entweicht? — Mit Bestimmtheit lasse sich voraussehen, daß auch die demnächst zu erwartenden neuen Verbrechen mit Rücksicht auf seine vor Jahren festgestellte Geisteskrankheit und die somit mangelnde Strafvollzugsfähigkeit ohne Ahndung bleiben werden. „Er wird nach wie vor der im Gesetze angedrohten und wahrhaft wohlverdienten Strafe entgehen und abermals einer Irrenanstalt überwiesen werden. Man braucht wirklich nicht besonders pessimistisch veranlagt zu sein, wenn man im voraus sieht, daß dann das alte Lied von neuem beginnen und abermals eine Reihe von Leuten daran wird glauben müssen. Gibt es denn gar keinen Weg, einen früher einmal als ‚geistesgestört' erachteten Verbrecher wieder dem normalen Strafvollzuge in einer Strafanstalt zuzuführen, wenn er durch Anlage und Ausführung seiner Ausbrüche und neuen Straftaten zur Genüge bewiesen hat, daß er außerhalb der Anstalt sehr wohl normal sein kann? Wollen wir solchen Elementen denn wirklich das Vergnügen verschaffen, daß sie ihre schweren Schädigungen der Gesellschaft stets mit dem beruhigenden Gefühl begehen dürfen, niemals dafür wirklich bestraft werden zu können? Das käme denn doch einer Ohnmacht des Staates gegenüber solchen Individuen verzweifelt nahe. Es ist mehr Gewicht auf die Sicherheit und Festigkeit unserer Irrenanstalten gegen Ausbrüche gemeingefährlicher Subjekte zu legen, und besonders gegen die Komplizen, welche derartige Entweichungen begünstigen und in Szene setzen, mit aller Strenge vorzugehen. Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß das Vertrauen des Volkes in die Macht des Staates nicht gewinnen kann, wenn er zum Schaden des ersteren ein Entweichen solcher geisteskranken, gemeingefährlichen Verbrecher nicht zu verhindern vermag. Es ist an und für sich schon dem Volksbewußtsein zuwiderlaufend, wenn bei Ahndung von schweren Verbrechen die Geisteskrankheit eine so große Rolle spielt, wie heutzutage, um so weniger, als die Übeltäter dadurch nicht ihrer entsprechenden Strafe zugeführt werden können. Um so mehr aber muß verlangt werden, daß alle Hilfsmittel herangezogen werden, um diese zahlreichen Ausbrüche auf ein Minimum zu beschränken. Wir werden — je früher, desto besser — uns eingehend mit der Frage beschäftigen müssen, ob es sich nicht empfiehlt, solche irren Verbrecher in besonderen Abteilungen unserer Strafanstalten unterzubringen. Es ist nun einmal eine unbestreitbare Tatsache, daß Entweichungen aus letzteren so selten sind, daß die Unterbringung dort als absolut sicher angesehen werden kann."

Digitized by Google

Approbierte Kunst

In den „Süddeutschen Monatsheften“ spricht der Bremer Kunstgelehrte Gustav Pauli über „die Kunst an deutschen Fürstenhöfen.“ Sehr eigentümlich habe sich das Verhältnis des deutschen Kaisers zu Kunst und Künstlern gestaltet. „Kein Fürst der Gegenwart hat so oft und so lebhaft wie Wilhelm II. vor der Öffentlichkeit sein Urteil über künstlerische Dinge abgegeben. Man darf also bei ihm ein starkes Kunstinteresse voraussetzen, um so mehr, als er es zugelassen hat, daß seine gelegentliche Betätigung als Dilettant durch Reproduktionen seiner Zeichnungen überall bekannt wurde. Bei der Fülle der Machtmittel, über die er verfügt, erschien keiner so wie er zu der führenden Rolle eines fürstlichen Mäcens berufen zu sein. Rechnet man hinzu, daß Berlin, ehedem als arm verschrien, inzwischen eine der reichsten Städte auf dem Kontinent geworden war und obendrein der bedeutendste Kunsthandelsplatz in Deutschland, so meint man, es hätte nur am Kaiser gelegen, um aus der Reichshauptstadt eine viel glänzendere Kunstzentrale zu schaffen, als das München Ludwigs I. es je gewesen. Es ist anders gekommen. Ein Rückblick auf die nahezu vollendeten zwei Jahrzehnte der kaiserlichen Regierung legt vielmehr die Überzeugung nahe, daß die gegenwärtige Bedeutung Berlins als Kunststadt nicht nur ohne die mächtige Förderung des Monarchen, sondern vielmehr trotz seiner Wirksamkeit zustande gekommen sei.

Die des öfteren abgegebenen kaiserlichen Geschmacksurteile decken sich insofern mit der Definition, die Kant von solchen Urteilen ausgesprochen hat, als sie einerseits der Ausdruck eines durchaus individuellen Befindens sind, anderseits aber mit dem vollen Anspruch auf Allgemeingültigkeit abgegeben werden. Es wurde da nicht ohne Schärfe von den ewigen Gesetzen der Schönheit gesprochen, als ob der Inhalt dieser Gesetze allgemein bekannt wäre. Und wenn auch in den Äußerungen der letzten Jahre gelegentlich mildere Wendungen gebraucht wurden, wie, daß es sich um die persönliche Überzeugung des erlauchten Redners handelte, so war doch nirgendwo von jener Ehrfurcht vor den künstlerischen Mächten etwas zu spüren, die beispielsweise Ludwig I. von Bayern auszeichnete. Vielmehr ließ sich durchgehends der Grundgedanke erkennen, daß der Kaiser befugt, vielleicht sogar berufen sei, der Kunst Richtung zu geben und Wege zu weisen. Dabei offenbarte sich die Neigung, als eine der höchsten Aufgaben der Kunst die Verherrlichung des Patriotismus anzusehen, insbesondere aber ihre Gaben zum Ruhme des Kaiserhauses zu verwenden. So entstand die unglückliche Siegesallee und so, aus dieser Tendenz, erklärt sich auch die Ausnahmestellung Menzels am kaiserlichen Hofe. Denn die geradezu beispiellosen Auszeichnungen, die der Kaiser dem alten Herrn zuteil werden ließ, galten nicht sowohl dem großen Künstler als dem Verherrlicher Friedrichs des Großen, wie dieses in dem Kostümfeste, das der Kaiser Menzel zu Ehren veranstaltete, zum deutlichsten Ausdruck kam.

Nun ist es freilich einem Fürsten wie jedem andern Sterblichen, der bei entschiedenem Willen über außerordentliche Mittel verfügt, leicht möglich, Baumeister, Bildhauer und Maler in beliebiger Anzahl zu finden, die allen seinen Winken bereitwillig gehorchen. Sie bauen ihm Paläste in allen erdenklichen Stilen, errichten Denkmäler für wen und wie nur immer es verlangt wird und malen alle Wunder der Welt in jeder gewünschten Farbe. Nur kann man es nicht von ihnen verlangen, daß ihre Arbeiten auch noch Kunstwerke werden, nachdem ihnen die Grundbedingung zum glücklichen Schaffen versagt wurde, die Freiheit. Man wende mir nicht ein, daß doch die größten Meister vergangener Zeiten ihre Kräfte im Dienste fürstlicher Mäcene erschöpft hätten. Die Aufgaben sind es nicht, die den Künstler unfrei machen, sondern die weitergehenden Vorschriften, die sich auf Stil und Form seiner Darstellung erstrecken. Sie bedeuten Eingriffe in einen geheiligten Bezirk.

Digitized by Google

So haben denn die segensreich wirkenden Mäcene aller Zeiten die Art der von ihnen beschäftigten Künstler als ein Gegebenes respektiert, als unabänderlich wie elementare Gewalten. Auf diese Weise haben sie gegenseitig den Glanz ihrer Namen erhöht, Perikles und Phidias, Julius und Michelangelo, Leo und Raffael, Fiedler und Marées.

Im Berlin der neuesten Zeit ist es nur ausnahmsweise das Genie gewesen, dem ein kaiserlicher Auftrag zufiel, gewöhnlich war es das geschmeidige Talent. Raschdorf wurde ausersehen, den Dom zu bauen; Eberlein lieferte den ‚jungen' Goethe für Rom. Wer war Eberlein? wird man in fünfundzwanzig Jahren fragen. Eine Reihe von Namenlosen schuf die Denkmäler der Siegesallee und an der Spitze der Akademie übte ein Mann weitreichenden Einfluß, der alle Tugenden des preußischen Beamten besaß, aber vom Künstler kein andres Merkmal als die lang wallenden Haare — — —

Unzweifelhaft ist die Kunstpolitik, die nach den allerhöchsten Intentionen in Berlin betrieben wurde, nicht ohne Vorteil geblieben für das übrige Deutschland. Indem der gesinnungstüchtige Anton von Werner, wie einer seiner Getreuen so schön von ihm sagte, mit eisernem Besen den modernen Unfug aus der Akademie kehrte, wurden die Kräfte, die Berlin verschmähte, anderweitig disponibel. Nacheinander regte sich in Karlsruhe, Darmstadt, Stuttgart, Weimar, Dresden und Königsberg, sogar in Düsseldorf und in den Hansestädten ein neues Leben. Die Lehrkörper der Akademien verjüngten sich, die Sammlungen erwarben die in Berlin nicht erwünschten Kunstwerke, große Ausstellungsbauten entstanden, die mit tausend Freuden aufnahmen, was in den Berliner Glaspalast keinen Eingang finden konnte. Bildhauer, die von dem offiziellen Berlin vornehm ignoriert wurden, weil sie irgendeiner der bösen Sezessionen angehörten, fanden Gelegenheit, weniger rigorose Städte mit Denkmälern zu schmücken, welche die Siegesallee überdauern werden.

Berlin freilich hat keine Ursache, sich der Gaben zu freuen, die ihm die künstlerische Unternehmungslust des Kaisers beschert hat. Die Siegesallee war schon vor ihrer Vollendung der Gegenstand allgemeinen mehr oder minder versteckten Spottes geworden. Zu ihrer Verteidigung hat sich keine einzige Stimme eines berufenen Anwalts erhoben. Ihren Abschluß nach der Tiergartenstraße fand sie in dem verworrenen und überladenen Rolandbrunnen, bei dem allerdings schon der Grundgedanke verfehlt war; denn einen Roland kann man wohl aus dem Mittelalter erben, man kann ihn aber so wenig neu schaffen, wie man sich heutzutage das Porträt eines vor fünfhundert Jahren verstorbenen Ahnherrn malen lassen kann. — Und die Standbilder mehrten sich in beängstigender Fülle: Vor dem Brandenburger Tore die gleichzeitig auffallenden und unbedeutenden Marmordenkmäler des Kaisers und der Kaiserin Friedrich, am Tiergarten der junge Friedrich Wilhelm und der junge Wilhelm — zwei insofern merkwürdige Denkmäler, als beide Fürsten, so glänzend ihre Namen in der Geschichte strahlen, doch keineswegs als Jünglinge im Gedächtnis der Nachwelt leben. — Im Schlosse zu Sanssouci ließ der Kaiser im Sterbezimmer Friedrichs des Großen, an der geweihten Stätte feierlichster Erinnerungen, eine sentimental genrehaft aufgefaßte Marmorfigur des sterbenden Königs aufstellen! Selbst das Ausland wurde mit Statuen beschenkt. Rom erhielt den ‚jungen' Goethe und Amerika Friedrich den Großen. Die Aufnahme, die beide Gaben fanden, war indessen nicht geeignet, die Deutschen mit Befriedigung zu erfüllen.

Das größte Monument der vom kaiserlichen Hofe approbierten Kunst ist der Berliner Dom, die endliche Erfüllung lange gehegter Wünsche und Pläne. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich eingehend mit ihm beschäftigt und Kaiser Friedrich hatte, die Pläne seines Oheims aufnehmend, sogar eigenhändige Skizzen für den Bau entworfen. Sie wurden, wie es heißt, dem Werke Raschdorffs zugrunde gelegt. ‚Ein großer Aufwand schmählich ist vertan . . .' Wenn irgendwo, so kann man es am Berliner Dome lernen, daß Massenhaftigkeit noch keine Größe bedeutet und Fülle des Schmuckes keine Vornehmheit. Die Nischen und

Digitized by Google

Türme, die Statuen, Reliefs und Inschriften aus Bronze und Stein, mit denen nicht gekargt ist, verdecken nicht die Dürftigkeit des Gefühls und die Armut der Phantasie, die nicht imstande war, das Erste und Einfachste an einem monumentalen Bauwerke zu lösen: die harmonische Gliederung des Planes und Aufrisses und die Einfügung des Ganzen in den Rahmen seiner Umgebung. Einiges einzelne ist geradezu grotesk — so die Glasfenster an der Altarwand, die nach Entwürfen Anton v. Werners in einer fürchterlichen Technik von Überfangglasmalerei (Luce Floreo) ausgeführt sind, die hoffentlich bald der Vergessenheit anheimfällt. Den Platz, den er beherrschen soll, hat der Berliner Dom für alle Zeit verdorben. Zwischen dem Schlosse und dem alten Museum gelegen überschreit er beide, ohne trotz gewaltiger Dimensionen ihre Größe zu erreichen. Als das Schlimmste möchte ich es aber ansehen, daß der Charakter des Doms — aufdringlich, prahlerisch und überladen — für die Kunst des neuen kaiserlichen Berlin bezeichnend ist. Damit wird der künstlerische Charakter des alten Berlin, der in seiner schlichten Strenge so recht dem Wesen des großen Soldaten- und Beamtenstaates entsprach, in beklagenswerter Weise verhüllt und übertäubt.

Daß trotzdem, trotz solcher Kunstübung und trotz der Begünstigung, die sie am kaiserlichen Hofe erfährt, ausgezeichnete Werke einer im besten Sinne modernen Architektur in Berlin entstehen, daß nicht wenige unserer besten deutschen Künstler in wachsender Zahl sich in Berlin niederlassen und große Erfolge erzielen, daß dort Ausstellungen veranstaltet werden, wie sie so gewählt und anregend anderswo in Deutschland nicht häufig zu sehen sind, das mag uns als ein neuer Beweis dafür gelten, daß auch der Wille des mächtigsten Fürsten auf die Entwicklung der Kunst seines Volkes keinen maßgebenden Einfluß mehr auszuüben vermag. Da nun der Adel hierzulande niemals, wie beispielsweise in Italien, England oder Frankreich, als Träger künstlerischer Kultur in Betracht gekommen ist, so behalten wir als den eigentlichen Wettermacher der Kunst jenen Stand übrig, dem mit der politischen Macht im 19. Jahrhundert auch die Pflege aller Kulturgüter zugefallen ist — den Bürgerstand . . ."

Lourdes

Seine Eindrücke von einer „nationalen Pilgerfahrt" nach Lourdes schildert Dr. Kurt Abel-Musgrave (Bristol) in der „Frankf. Ztg.". Während des ganzen Jahres sind die Priester an allen Orten tätig, Kandidaten für die „nationale Pilgerfahrt" zu gewinnen. Den mittellosen Kranken gewährt man freie Reise und Verpflegung, im Notfalle auch freie Särge und freies Begräbnis. Den gesunden Pilgern bietet man die Gelegenheit, eine für viele gewiß verlockende Reise zu bedeutend ermäßigtem Preise zu unternehmen, und alle erhalten vom Papste besonderen Segen und besonderen Ablaß. Die in Rom sich hoher Gunst erfreuenden Veranstalter betrachten die Pilgerfahrt nach Lourdes als eine Art Kraftprobe, und alles arbeitet mit Hochdruck, um vor dem Zuschauerraum des Welttheaters ein wundervolles Schauspiel aufzuführen.

Und wundervoll ist es in der Tat! Das heutige Dorf Lourdes hat etwa achttausend Einwohner, die mit ihrem Erwerbe fast ausschließlich auf die Fremden angewiesen sind. Daß diese Tatsache auf die allgemeine Moral des Ortes nicht gerade fördernd eingewirkt hat, ist sehr wahrscheinlich. Zola behauptet in seinem bekannten Roman, daß im alten Lourdes niemand an Bernadettes ursprüngliche Erscheinungen noch an die „Miracles" der Grotte glaube, und daß die ehemalige Einfachheit der Bergbewohner durch grobe Unsittlichkeit und Geldgier ersetzt wurde. Ich habe während meines sechswöchigen Aufenthalts von einer Unsittlichkeit im

Digitized by Google

Sinne Zolas nichts merken können. Daß aber die schlichten Schäfer gelernt haben, ihre Gäste auszubeuten, ist eine Tatsache, die sich dem Besucher gar bald aufdrängt.

Während meiner Anwesenheit, am 20. August, begann die „Nationale Pilgerfahrt". Schon mehrere Tage vorher waren die Straßen und Gassen so belebt, als hätten sie sich im Herzen einer Großstadt befunden. Es galt, überall die letzte Hand anzulegen, um für die bevorstehende Völkerwanderung bereit zu sein. Endlich erschien der große Tag, den so viele Tausende Kranker, Frommer und Neugieriger klopfenden Herzens herbeigesehnt hatten. Die Ankunft des ersten Zuges war auf drei Uhr morgens festgesetzt. Die Nacht war warm, und der Mond schien mit unschuldig friedlichem Gesichte auf den Bahnhof herab, dem aus allen Richtungen, aus den Tälern und von den Bergen keuchende Dampfrosse zueilten, um ihre stöhnende, leidende, aber hoffende Bürde an den Füßen der märchenverklärten, mitleidigen Mutter Gottes abzusetzen. Der Gedanke an die Leiden der Kranken, an ihr naiv-kindliches Hoffen, an die bevorstehenden Enttäuschungen machte mich schaudern, und das Herz schmerzte vor Wehmut. Eine große Zahl schwarz gekleidete Geistliche und durch ihre Abzeichen erkenntliche Krankenträger standen und saßen mit ihren Tragbahren und sonstigen Transportmitteln umher. Während sie rauchten, lachten und wohl auch im Lichte einer trüben Laterne eine Zeitung lasen, ließen sich plötzlich zwei gelbe Feueraugen sehen, die größer und größer wurden. Und während ich in diesem Augenblicke den ganzen Jammer der Menschheit empfand, eilten die Beamten des Bahnhofes umher und schrien geschäftig: „Veillez sur vos portemonnaies! Hütet euch vor Taschendieben!"

Und nun hielt der Zug. Die Türen wurden aufgerissen, und die Gestalten, die Zola in seinem Romane so erbarmungslos beschrieben hat, krochen aus den dumpfen, überfüllten Räumen hervor. Hier war das Mädchen, dem der Lupus Nase und Ohr fortgefressen hat; hier waren die Schwindsüchtigen, die kaum vermochten, die sie umkosende balsamische Luft in den Rest ihrer kranken Lungen einzuziehen; hier waren sie alle, alle die Ausgestoßenen, gequält und verfolgt von einer unverständlichen Weltregierung. Sie kamen winselnd und betend auf qualvoller Fahrt zur Stätte der himmlischen Wunderärztin. Und als ich sie sah, wie sie in sargähnliche Kästen gelegt wurden oder hilflos in den Armen der Träger hingen, da betete in mir eine Stimme, die mir nicht gehörte und doch gehörte: „Heilige Mutter Gottes von Lourdes, heile unsere Kranken!"

„Veillez vos portemonnaies!" schrien die Beamten nüchtern dazwischen, während die Kranken sich von den ungeübten Trägern hin und her zerren ließen. Denn in Lourdes verachtet man die ärztliche Kunst. Aber man ertrug gerne einige Stöße und Püffe, war ja doch die Heilerin nahe, die Gnaden spendende Jungfrau Maria! Und nun folgte ein Zug auf den anderen; vierzehn überladene Züge am ersten Tage. Die Kranken wurden sofort zu den sogenannten Hospitälern, großen kasernenartigen Gebäuden, und den Liegehallen gebracht, und sobald sie sich ein wenig ausgeruht hatten, verloren sie keinen Augenblick, vor das Antlitz der Jungfrau in der geweihten Grotte von Lourdes zu treten.

In der geheimnisvollen Höhlung des Felsens flackerten Hunderte von Lichtern. Der Platz davor gehört ausschließlich den Kranken, die hier im Halbkreise Aufstellung genommen hatten. Da lagen sie in ihren sargähnlichen Kisten, um möglichst wenig Platz einzunehmen, denn jeder Zoll Erde ist dort denen kostbar, die sich betend für die Erde retten wollen. Oder sie hockten stumm und leichenähnlich in ihren Fahrstühlen, zur geheimnisvollen Felsennische starrend, in der die Jungfrau zum ersten Male dem hysterischen, epileptischen Schäfermädchen Bernadette erschienen war. Und hinter ihnen drängte sich eine schwarze Menschenmasse, die von Minute zu Minute dichter wurde und murmelnd Rosenkränze durch die Finger gleiten ließ. Mehrere Priester besteigen die Kanzel zur Seite der Grotte. Sie beten. Erst leise, dann lauter und stürmischer, bis ihnen in gleichmäßigem Rhythmus die vieltausendköpfige Masse in brausendem Chore wieder und immer wieder antwortet: „Heilige Mutter von Lourdes!

Digitized by Google

Guérissez nos malades!" Man bekreuzt sich und schreit und weint. Der Mond glüht im Silber, aber man sieht nur die gespenstige Grotte und die Schatten der Priester, wie sie jetzt dem gekreuzigten Jesus gleich die Arme ausstrecken. Da erhebt sich, was sich erheben kann; die Kranken zucken aus ihren Särgen und Stühlen empor, um sich zollweise aufzurichten und gleichfalls die Arme auszustrecken. Und nun mischt sich in das Jammern und Beten und Schreien und Brausen der Klang eines dumpfen Chorals, den irgendwo eine versteckte Kapelle spielt. Plötzlich ein markerschütternder Schrei. Dann tiefe Stille. Alles lauscht dem einen Schrei. Ein Kranker wirft seine Krücken fort und tanzt wie wahnsinnig umher. „Ich bin geheilt!" ruft er. „Gelobt sei die Mutter Gottes! Ich bin geheilt!"

Als wäre das Meer über die Felsen hereingebrochen, so braust es und tobt es. Man brüllt und heult: „Gelobt sei unsere Dame von Lourdes!" Man klatscht in die Hände und weint, und alles drängt sich, um das neueste Wunder zu besehen und den Begnadeten zu umarmen und zu küssen. Die Träger umringen ihn wie eine Schutzmauer, denn er ist in Gefahr, von der berauschten Menge erdrückt zu werden. Vor solchem Lose würde ihn die Mutter Gottes offenbar nicht bewahren, dazu ist menschliche Hilfe erforderlich. Und dann brechen sie sich eine Bahn zu dem „Bureau de Constations", von vielen Tausenden begleitet. Hier hat der Begnadete ein Verhör zu bestehen, dessen Ergebnis in dem offiziellen „Journal de Lourdes" zum Abdrucke gelangt.

Diese Szenen wiederholten sich stündlich während dreier Tage und Nächte. Die Zahl der Menge wuchs mit jedem der fortwährend neu eintreffenden Züge und reichte bald von der Wundergrotte bis zur Badeanstalt, den „Piscines". Auch hier dasselbe entsetzliche Bild. Auch hier die Todeskranken, die mit weit geöffnetem Auge auf die geheimnisvolle Stätte starren und sehnsüchtig ihre Genesung erflehen. Auch hier der plötzliche Aufschrei eines Bejammernswerten, der sich geheilt glaubt und seine Krücken fortwirft, um im nächsten Augenblick leblos niederzusinken. Und auch hier die grausige Tatsache, daß bisher völlig Gesunde unter dem übermächtigen Einflusse der Aufregung plötzlich im Krampfe niedersinken, schreiend, stöhnend, schlagend und beißend, mit Schaum vor dem Munde.

Mit Mühe erhielt ich Zutritt zu dem eifersüchtig bewachten Heiligtum der „Piscines". Dantes Hölle kommt den Schrecken dieses Ortes nicht gleich. Die seinerzeit von der Jungfrau aus dem toten Felsen „hervorgezauberte" Quelle hat sich leider dem Bedarfe nicht entsprechend verstärkt; sie enthält so wenig Wasser, daß, um allen Gläubigen die segenspendende Wohltat zuteil werden zu lassen, ein und dasselbe Bad in ein und derselben kleinen Wanne von einhundert Personen benutzt wird. Wenn einhundert gesunde und reinliche Menschen in einer kleinen Wanne ein Bad nehmen, ohne das Wasser zu erneuern, so wird das Bad der letzten fünfundneunzig Menschen vom hygienischen Standpunkte aus zu verurteilen sein. Aber die Patienten von Lourdes sind nicht reinlich. Viele von ihnen haben sicherlich seit Monaten, manche seit Jahren kein Bad genommen, denn sie wurden durch ihre Krankheit und bedrängten Verhältnisse daran gehindert. Aber was viel schlimmer ist: viele von ihnen sind krank, nicht selten unheilbar krank, mit offenen Wunden bedeckt. Und so nimmt das „Badewasser" im Laufe der Stunden eine dunkele, unheimliche Farbe an, es gärt und wirft Blasen hoch, die mit gräßlichem Geruche zerplatzen.

Verzweiflung ist es, die hier ihr Wesen treibt, so sehr sie sich auch hinter dem weißen Gewande der Jungfrau zu verbergen sucht. Verzweiflung sendet die Kranken nach Lourdes. Wissenschaft, alle Opfer an Geld und Arbeit und Gebeten waren bisher vergeblich. Und hier ist der letzte Strohhalm. Gott kann doch nicht so grausam sein! Er m u ß — m u ß — m u ß retten! Gelobt sei die Jungfrau Maria!

Fiebernd werden die Kranken herbeigetragen. Sie hoffen: in der nächsten Minute werden sie vielleicht, nein, ganz gewiß geheilt und ihrer furchtbaren Bürde entledigt sein! Und nun werden sie entblößt. Aus den drei mit einem Gange verbundenen Abteilungen der „Piscines"

Digitized by Google

ertönen die Gebete der Badenden und ihrer Wärter. „Hilf unseren Kranken!“ So beschwört man die Gottheit neben der Wanne und in der Wanne, und von draußen dringt der tausendstimmige Ruf: „Hilf unseren Kranken!“

Und nun legt man den Ärmsten auf ein Laken. Er ist mit Wunden bedeckt. Man kann ihn nicht berühren, ohne daß er laut aufschreit vor Schmerz! Die kräftigen Gestalten der Wärter greifen die vier Ecken des Lakens, und hinab geht es in die unheimliche, gärende Flut, tief hinein, bis der ganze Körper samt dem Kopf unter den Blasen verschwindet. Aus dem benachbarten Bade tönt ein gellender Schrei. Ein Blinder ist sehend geworden. Oder ein Lahmer springt umher. Der Patient im Laken schaudert. Er öffnet die Augen und blickt auf seine Wunden. Und Entsetzen durchrieselt ihn. Denn die Wunden klaffen noch wie vorher. Diesmal hat es der Jungfrau nicht gefallen, sie zu schließen. Aber vielleicht morgen — oder übermorgen. Und bis dahin: Beten! Beten! Beten!

Die Wege des Himmels sind wunderbar. Der allgemeinen Annahme zufolge ereignet sich in Lourdes die größte Zahl der Heilungen nicht in den „Piscines“ oder vor der Grotte, sondern nachmittags um vier Uhr während der Prozession, in welcher der Bischof die Monstranz mit dem Allerheiligsten dem Volke zum Kusse darbietet. Die Aufregung der Menge hat um diese Zeit den Gipfelpunkt erreicht. Die Kranken, die weder im Bade noch vor der Grotte Rettung gefunden haben, hoffen auf die Prozession. „Um vier Uhr“, stöhnen sie ergeben. „Heute oder morgen oder übermorgen um vier Uhr!“

Zwei Tage der nationalen Pilgerfahrt waren verstrichen. Der letzte, von so vielen ersehnte und doch gefürchtete Tag war gekommen. Die allgemeine Aufregung läßt sich nur mit dem Zustande vergleichen, in den die Besucher einer Spielhölle geraten. Man hat all sein Geld ausgegeben, alles, mit Ausnahme eines einzigen letzten Stückes. Der Abend ist gekommen. Der Croupier schreit zum letzten Male: „Faites votre jeu!“ und mit zitternder Hand setzt man den letzten Heller. Der stumpfsinnige, gefühllose Zeiger dreht sich — er wird über Leben und Tod entscheiden.

Ach! Man hatte bisher vergeblich zum himmlischen Throne gefleht, und nun zum letzten Male naht die heilige Monstranz langsam, langsam in der Prozession. Und feuriger, stürmischer als je braust es zum Himmel auf: „Notre Dame de Lourdes! Guérissez nos malades!“

Beinahe vier Uhr! Die Menge drängt sich und staut sich. Wie eine rollende Meereswoge wälzt sie sich hierhin und dorthin und reißt mich mit sich fort. Aber nicht nur körperlich; auch geistig. Ich war als kühler Beobachter gekommen, der den Maßstab seiner Lebenserfahrungen, seiner Philosophie und Religion anlegte. Aber Gedanken konnten in dieser Umgebung nicht lange existieren. Mitleid mit dem Entsetzlichsten hatte ausschließliche Gewalt über mich gewonnen, und ich weinte mit den Weinenden, jauchzte mit den Jauchzenden — nur das Beten mit ihnen wollte nicht so recht gelingen.

Beinahe vier Uhr! Aus der Entfernung tönt der Gesang der nahenden Prozession. Da höre ich plötzlich: „Eine Kranke! Platz! eine Kranke!“ Das ist ein Ruf, dem man in Lourdes willig Gehör leistet, auch im dichtesten Gedränge. Man tut sein möglichstes, eine schmale Gasse zu bilden, durch welche mühsam ein Fahrstuhl gezogen wird. Darin liegt ein Mädchen mit einem Lächeln auf den todesblassen Zügen. Ich verstehe dieses verklärte Lächeln. Es bedeutet: „Vier Uhr! Es ist beinahe vier Uhr! Jetzt endlich wird sich die Mutter Gottes meiner erbarmen!“

Da tönen die Glocken von allen benachbarten Türmen, doch ihre ehernen Stimmen werden von dem Lärmen und Flehen der Menge überflutet. „Ave Maria!“ hallt es und braust es an dem Felsen entlang, durch Gassen und Straßen, auf zum blauen Himmel. Ich stehe dicht bei der Kranken. Sie sieht nichts und hört nichts. Sie steht im Geiste vor dem Throne der Jungfrau, und die körperlichen Augen starren in der Richtung der Prozession. Plötzlich wird sie von krampfhaftem Zucken erfaßt — sie streckt sich und reckt sich mit ungeheurer Willenskraft — sie

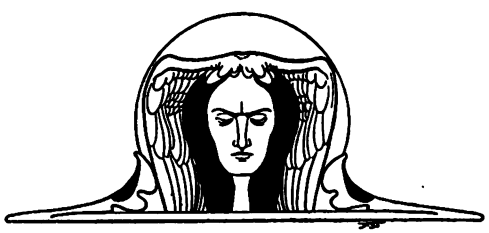
Digitized by Google

wird und muß genesen! Aber nein! Machtlos sinkt der Körper in die Kissen zurück! Rings herum stürzt alles auf die Knie, denn dort um die Ecke biegt der Thronhimmel des nahenden Bischofs. Vor ihm schreiten rückwärts gewendet zwei Priester, rückwärts, mit den Augen zur heiligen Monstranz. Sie rufen nicht, sie flehen nicht, nein! Es klingt wie ein Befehl an die Göttlichkeit, wie eine Beschwörung, die keinen Ungehorsam duldet: „Notre Dame de Lourdes! Guérissez nos malades!“ Das bleiche Antlitz des jungen Mädchens ist plötzlich wie mit Feuer übergossen. Sie strengt jeden Muskel und jeden Nerv an, um sich emporzurichten. Ihr Vater, ein alter, graubärtiger, weinender Mann, zieht sie aus ihren Kissen heraus und hebt sie wie eine Feder hoch in seinen Armen: „Um Gottes willen! Platz für meine Tochter!“

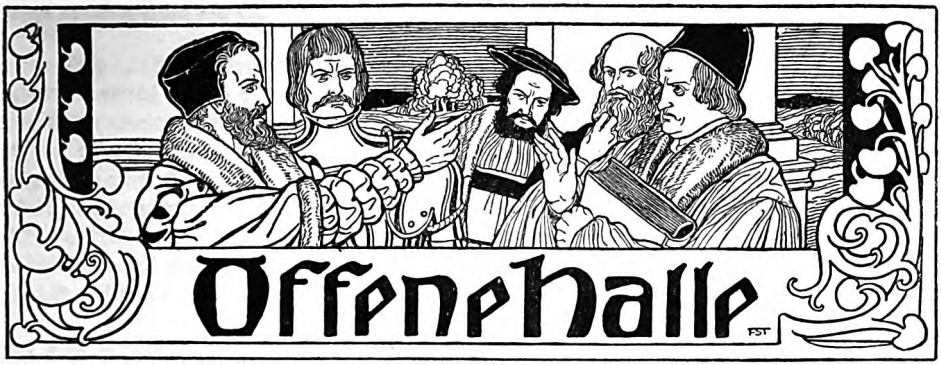
Der Bischof hört den Angstruf. Er lächelt und bleibt stehen. Und das Mädchen umarmt die goldene Monstranz mit langem, langem, nicht enden wollendem Kusse. „Ave Maria!“ jauchzt die Menge, und die Prozession schreitet weiter. Die Kranke streckt sich und reckt sich. Und Wunder! Wunder! Sie steht auf ihren Füßen und läuft — wie eine Trunkene zuerst, aber das Wunder ist offenbar: sie, die acht Jahre lang nicht s t e h e n konnte, — l ä u f t!

Am Abend dieses Tages traf ich den alten, graubärtigen Vater auf dem Postamte wieder. Er hatte die Hand voller Depeschen, um die Botschaft in die Welt hinauszujauchzen: „Charlotte ist geheilt!“

... Arme Charlotte! Armer Vater! Die nächsten Tage brachten euch furchtbare Enttäuschung! Aber hofft nur! Ihr könnt ja wieder hierherkommen zur gnadenspendenden Jungfrau! Im nächsten Jahre wird sie die Heilung vollenden, die sich diesmal so bald als nichtig erwiesen hat! — Ja, gewiß, hofft nur!



Digitized by Google



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Wie der Kaiser getäuscht wurde

Wer das Recht auf seiner Seite sieht,
muß derb auftreten. Goethe

Es gibt ein Sprichwort, welches besagt, daß die Frauen und die Fürsten am leichtesten betrogen werden. Hinsichtlich der Frauen dürfte die Sache mit deren gründlicherer Ausbildung für Beruf und Leben, wie die Frauenbewegung sie erstrebt, besser werden. Wie aber mit den Fürsten? Ist es doch in unserem vorgeschrittenen Zeitalter vorgekommen, daß unser Kaiser in einer der wichtigsten Volks- und Kulturangelegenheiten auf das gröbste und unwürdigste getäuscht, wie man, um die Verwerflichkeit und Schwere einer solchen Handlungsweise gehörig zu kennzeichnen, wohl sagen darf, betrogen wurde und mit ihm das gesamte deutsche Volk!

Wie bekannt, hat unser damals noch jugendlicher Kaiser in richtiger Erkenntnis der Untauglichkeit unseres höheren Schulwesens im Dezember 1890 eine ausgesuchte Zahl höherer Schullehrer und Gelehrten nach Berlin zu einer Konferenz berufen, in der nach seiner Anregung über eine durchgreifende Neubildung unserer Schule beraten und die Grundzüge dafür festgesetzt werden sollten. Der Kaiser war persönlich nur in der Anfangs- und Schlußsitzung zugegen. In seiner voraufgegangenen Rede hatte er sich unwillig und heftig gegen das veraltete Schulsystem, namentlich gegen den altklassischen Bildungsdrill, der Griechen und Römer, aber keine deutschen Männer erziehe, gewandt und unter anderem folgende energievollen Worte kundgegeben: „Kampf bis aufs Messer gegen das verknöchertste und geisttötendste aller Systeme!“ Alsdann überließ er vertrauensvoll die weiteren Beratungen den Mitgliedern der Konferenz. Zu seinem persönlichen Berichterstatter über die jeweiligen Verhandlungen wurde Dr. Schottmüller ernannt. Was taten nun die konferierenden Herren und Vertrauensmänner des Kaisers? In der ersten Sitzung, in der der Kaiser anwesend war, drängten sie absichtlich diejenigen Männer zum Vortrag, von denen bekannt war, daß sie in der ganzen Sache entschiedene Gegner des Kaisers waren und zäh an dem alten System festhielten, wie Professor Uhlig und Kropatscheck. Die anderen, die für die Reform waren, Professor Preyer, Dr. Schiller und Prof. Göring, ließ man in Gegenwart des Kaisers nicht zu Worte kommen, obschon Prof. Göring viermal die schriftliche Bitte hierum eingereicht hatte! In ihren sonstigen Sitzungen machten die Orthodoxen stets die Reformer unwirksam durch ihre Majorität und geschickte Taktik und unterdrückten deren oppositionelle Vorträge und Berichte sowohl dem Kaiser als auch der Öffentlichkeit gegenüber. Minister von Goßler und seine sämtlichen Räte waren gegen die Vorschläge des Kaisers und somit auch

Digitized by Google

an der Erfolglosigkeit der Konferenz hervorragend und ausschlaggebend beteiligt. Geheimrat Oskar Jäger, der bekanntlich so viele patriotischen Reden gehalten und so viel schöne Worte zu sagen weiß über die schuldige Treue zu Kaiser und Reich, äußerte in einer privaten Sitzung: „Wenn der Kaiser den lateinischen Aufsatz abschafft, so führe *ich* ihn auf Umwegen wieder ein.“ — Prof. Frick, der am ersten Tage vor dem Kaiser auftreten sollte und für eine Einschränkung des Lateinischen war, wurde durch eine plötzliche Änderung der Tagesordnung von dieser Stelle verdrängt. „Das fehlte noch,“ so äußerte ein Konferenzmitglied, „daß der Kaiser in seinen Anschauungen durch Fricks Referat bestärkt würde!“ Am 17. Dezember sollte der reformerisch gesinnte Dr. Schiller an der Frühstückstafel neben dem Kaiser sitzen, was von Dr. Schottmüller vereitelt wurde.

Vorstehendes ist u. a. zu lesen in dem trefflichen, aber leider in Laienkreisen noch viel zu wenig bekannten Buche von *Prof. L. Gurlitt*: „*Der Deutsche und seine Schule*“, Kapitel „Staatliche Schulreformen“, Seite 83—95, und zeigt zur Genüge, welcher Geist in jener Konferenz vorgeherrscht und leider den Sieg davongetragen hat. — Mit Dr. Görings Reform-Programm, so heißt es dort weiter, stimmten die Wünsche unseres Kaisers am meisten überein, und seien deshalb hier einige kennzeichnende Sätze aus dessen Schrift „Die neue deutsche Schule“ wiedergegeben: „Lenzesfrisch regt es sich in Deutschland, seitdem man eine Neugestaltung unseres höheren Schulwesens anstrebt. Wie unser ganzes Geistesleben unter der tausendjährigen Herrschaft des römischen Geistesreiches gestanden hat, so war auch der öffentliche Unterricht unserer Jugend von fremdem Willen beeinflußt. Die Frist der Entfremdung deutscher Jugend von deutschem Wesen hilft jeder abkürzen, der in die heutige Bewegung für Schulreform eintritt. Die Arbeit an der Erziehungsschule, der Aufbau einer Einheitsschule, der Kampf um die Realschule und die Versuche einer Gymnasialreform müssen als wertvolle Hebel zur Entfernung unechter Bestandteile im Schulwesen gelten, bis der Boden zum Bau einer vaterländischen Schule gesichert ist. Jahrhundertelang ist unsere höhere Schulbildung undeutsch gewesen. Unsere Ahnen erzogen ihre Knaben zu frischen Jünglingen, zu gesunden Männern, zu Charakteren von eisenfestem Willen. Da drängte sich das fremde Element ein und ließ die kräftigen Buben zu stubengelehrten, lebenentfremdeten Träumern verkümmern. Es liegt viel geschichtliche Wahrheit in dem humorvollen Bilde, welches Viktor von Scheffel im ‚Eckehard‘ von der sanktgallischen Schuljugend entwirft. Heute geht es nicht anders zu, höchstens noch etwas schwächlicher. Darum tut man auch unrecht, wenn man der heutigen Jugend blasiertes Wesen, Schlaffheit und Gleichgültigkeit vorwirft. Denn unsere Jünglinge haben sich nicht selbst erzogen: sie sind bis zur Halbblindheit im Dämmerlichte einer fremden Kultur und eines der Wirklichkeit abgewandten Gelehrtenlebens künstlich aufgezogen worden, ohne das volle Licht der Gegenwart und Wirklichkeit und das reiche Leben mit seiner gesunden Arbeit und seinen edlen Freuden kennen zu lernen. Und dazu muß die deutsche Jugend wieder zurückgeführt werden.“

Prof. Lehmann-Hohenberg beantwortet in dem von ihm herausgegebenen „Rechtshort“ die Frage: „Woran scheiterten die Schulreformbestrebungen des Kaisers?“ folgendermaßen: „An dem königstreuen Minister v. Goßler, an den königstreuen Geheimräten Stauder, Wehrenpfennig, Schottmüller und an der geschlossenen Phalanx der Männer, die der Minister und seine Räte zu der Dezemberkonferenz berufen hatten; *an diesen königstreuen Dienern des Königs scheiterte der Wille des Königs.*“ Und weiter heißt es dort: „Wenn eine Regierung mit solchen Mitteln gegen ihren König agitiert, dann kann doch nicht von einer Monarchie, sondern nur von einer despotisch verfügenden ‚unverantwortlichen‘ *Geheimratsdemokratie* die Rede sein. Die Regierung hat stets Mittel in der Hand, unbequeme Männer unschädlich zu machen. Auch müsse man erfahren, daß und wie der geniale Impuls unseres Kaisers zu einer großen, nationalen Tat vereitelt wurde, daß, als die ganze gebildete Welt mit hochgespannten Erwartungen in jenem bedeut-

Digitized by Google

samen Augenblick, der ein Wendepunkt unseres Schul- und damit unseres Kulturlebens zu werden versprach, ihre Blicke nach Berlin richtete, nichts geschaffen wurde, was nur die aufgewandten, materiellen Kosten rechtfertigen konnte." Wie der obengenannte Berichterstatter Dr. Schottmüller, so sagt Prof. Gurlitt, an den Kaiser über die Verhandlungen „berichtet" haben muß, erkennt man aus der Schlußrede des Kaisers vom 17. Dezember 1890, worin der getäuschte Monarch den Mitgliedern für ihre treue und selbstlose Arbeit von ganzem Herzen dankte, während er denen, die seine Bestrebungen aus innerster Überzeugung unterstützt hatten, den Vorwurf machte, daß sie Utopisten seien. Zudem wurden noch einige von den sogenannten „Todfeinden" der Bestrebungen des Kaisers durch hohe Orden- und Titelverleihungen ausgezeichnet! — So viel aus den dortigen Aufzeichnungen.

Bis heute hat der Kaiser nicht erfahren, wie es auf jener Konferenz zugegangen ist. Es erscheint aber nun als unabweisliche, dringende Pflicht von seiten derer, die es wissen oder hierdurch gehört haben und ihm nahestehen, dem Kaiser diese Kenntnis unverzüglich zu vermitteln und ihm die lautere Wahrheit zu sagen. Es ist eigentlich unverzeihlich, daß dieses bisher in den beinahe verlaufenen 20 Jahren nicht geschehen ist. Das ist der Zweck dieser Darlegungen, aber auch der weitere, unser getäuschtes Volk über die damals stattgefundene grobe Vergewaltigung seiner eigensten und heiligsten Rechte aufzuklären und zu energischem Protest aufzurufen. Die Wahrung von Recht und Wahrheit macht es notwendig, daß die Sache vor das Forum der Öffentlichkeit gebracht wird und auch dort ihren Richter finde. (Nebenbei bemerkt, findet Herr Prof. Seiling hier ergiebiges Material, um seine Schrift: „Unser Professorentum, der Stolz der Nation???" um ein neues Kapitel zu bereichern.) Nun machen die am alten System bis auf den Zpunkt stritt und unbeugsam festhaltenden Männer geltend, daß sie für ihre Überzeugung kämpfen. Dagegen ist einfach zu sagen, daß die Überzeugung einzelner für ein Volk nicht maßgebend sein kann, sondern diese sich der Gesamtheit unterordnen muß, namentlich, wenn es sich wie hier nach dem allgemeinen Empfinden und nach den Erfahrungen von Hunderttausenden um veraltete und unhaltbare Anschauungen und Zustände handelt. Unser Volk ist mit unserem Schulwesen seit undenklicher Zeit mehr als unzufrieden. Es ist erbittert und überreizt dadurch geworden. Die meisten von uns, auch unsere Besten und Größten, Bismarck und Moltke seien nur genannt, haben ihrem Ärger und Verdruß über die Schule in harten Worten Luft gemacht. Eltern und Kinder leiden nach wie vor unter diesem endlosen Jammer. Ein Schrei geht durch unser Volk nach Erlösung und Befreiung von dem unerträglichen, mittelalterlichen Schuljoch mit seinen harten, unnatürlichen, nutzlosen, Körper wie Geist der Kinder aufreibenden Anforderungen und Methoden.

Statt in Gottes aufgeschlagenem —
Buch zu lesen tausend Wunder
Nagen sie an halbvergessenem —
Griechischem und lateinischem Plunder.

Der aus Selbsterlebtem stammende Ingrimm unseres Kaisers hat das richtige Wort getroffen, das Unzähligen von uns aus der Seele gesprochen ist. Durch jene mindestens „vaterlandslos" zu nennende Aktion vom Dezember 1890 blieb, genau genommen, alles beim alten. Man kann aber noch von einem zweiten tiefbeklagenswerten Ergebnis sprechen, nämlich, daß infolge jener Beschlußfassung die vom Kaiser und Volk gewollte Schulreform bis heute nicht erreicht, diese also beinahe um ein Menschenalter hinausgeschoben wurde. Welch unermeßlichen Schaden das für unsere arme, geknechtete Jugend und für eine ganze Volksgeneration bedeutet, läßt sich nicht ausmalen. Groß ist daher die Verantwortung der an jener Entscheidung Beteiligten. Die richtende Volksstimme wird bald vernehmbar sein, und Volksstimme ist Gottesstimme. Bei aller sonstigen Rückständigkeit fehlt unserer Schule das Notwendigste: Kenntnis und Verständnis der Kinderseele, und daher kommt es auch, daß sie nach Pharisäerart den Kleinen und Gottesliebtingen mit der Aufbürdung unerträglicher Lasten

Digitized by Google

Ärgernis bereitet. Wehe aber solchem Tun! Hoffen wir, daß endlich die Zeit nahe ist, wo es anders wird. Eltern! Väter und Mütter! gedenket eurer eignen schweren und qualvollen Schulzeit und ermannt euch, mitzuhelfen an der rettenden Tat für eure Kinder. Es ist eure Pflicht. Die Zeit dazu ist gekommen. —

Es erübrigt nun noch, auf die Reformbewegung warm empfehlend hinzuweisen, die sich in diesen kampfdurchwogten Zeiten gegen ihre gewaltige Gegnerschaft mannhaft behauptet und einen ansehnlichen Anhängerkreis um sich geschart hat. Mit ihr sind gottlob Männer erstanden, auf die unser Volk mit Stolz und Befriedigung blicken kann, denn sie bewähren sich als seine berufenen Vertreter zur Neuformierung der Schule. Diese mutvollen und tapferen Kämpfer — es sind die Besten und Edelsten unseres Volkes — haben in vieljähriger, angestrengter Tag- und Nachtarbeit das geistige Material und Rüstzeug geschaffen für den neuen Schulbau und in zahlreichen Schriften und Werken die Pläne dafür dargelegt. Da sie den meisten leider noch unbekannt sind, können wir nicht umhin, hier wenigstens einige namhaft zu machen, die uns gerade geläufig sind: Prof. Ludwig Gurlitt, Prof. Paul Foerster, Arthur Schulz, Ew. Hauffe, Dr. Lietz, Dr. Pabst, Prof. Rein, Dr. Liebe, Dr. Gruhn, Dr. Rhenius, Berthold Otto, J. Nicol usf.

Die kleine Schar, die „große“ Minorität, die bei genauem Zusehen stets die Welt regieren soll, hat das Recht und die Wahrheit auf ihrer Seite und hat sich in allen aufgeworfenen Fragen und Bedenken ihren Gegnern überlegen gezeigt. Durch Dr. Lietz' bewährte Landerziehungsheime im Harz und in Thüringen ist der praktische Nachweis erbracht, daß es möglich ist, Schulen zu schaffen, in denen unsere Jugend sich zufrieden und glücklich fühlt. Das muß in Zukunft selbstverständlich ein Haupterfordernis sein für jede Lehranstalt oder Schule; im anderen Falle verdient sie weder diesen Namen, noch ist sie existenzberechtigt. Möchten diese Idealinstitute von Dr. Lietz doch mehr Unterstützung vom Volke und auch vielerorts Nachahmung finden! Ein offenes Auge und ein wohlwollendes, gutes Herz haben für die berechtigten Ansprüche und Bedürfnisse der Jugendseele, sind unerläßliche Vorbedingungen für jede Erziehung und Lehrweise. Wir haben das volle Vertrauen zu den genannten und den sonst in gleicher Richtung mitarbeitenden Reformern, daß sie auch diese Eigenschaften besitzen und somit an leitende Stelle in unser Schulwesen gehören zu dessen notwendiger Neugestaltung. Das muß mit allen Kräften und anwendbaren Mitteln erstrebt werden. Eher ruhen wir nicht, sondern folgen dem Losungswort unseres Kaisers: „Kampf bis aufs Messer!“

Zu dem Aufruf „An die deutschen Eltern und Erzieher“

(Heft 1, Seite 91)

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß seit einigen Jahren eine Menge gewandter und teilweise scharfer Federn in Bewegung gesetzt wird, um Schulangelegenheiten zu beleuchten. Die einen schöpfen aus dem Vollen und wagen schüchtern oder auch hochtrabend, die pädagogische Flutwelle in die Gezeiten der philosophischen Strömung der Gegenwart einzuordnen. Andere wollen den Bächlein und Nebenflüßchen der Methode, der Einzeldisziplinen usw. Dämme aufrichten oder aber ihre Bettchen vertiefen. Die ersteren bekümmern sich um die praktische Schularbeit gar nicht, weil ihnen größtenteils die Interesse gebärende Einsicht fehlt; den andern ist die Theorie des Lehrplans Hekuba, die Pionierarbeit der Schule eine Phrase. Im „Jahrhundert des Kindes“ kommt zu diesen Kräften, die den Pendelschlag der Erziehungslehre seit Jahrhunderten beeinflussen, eine dritte Gruppe, die

Digitized by Google

qualitativ beiden erwähnten angehört, aber quantitativ ein Neues zu geben scheint. Reformpädagogen könnte man die Neuerer gemeinsam nennen; „die Zustände der deutschen Schule sind unhaltbar,“ ist's Panier, „rettet die deutsche Schule“!

Und nun auch der „Türmer“. Ein deutscher Vater und Erzieher erlaubt sich, doch einiges auf den Artikel in Nr. 1 des XI. Jahrgangs von P. F. zu erwidern.

These 1: „Leiblich verkommt die deutsche Jugend unter dem Übermaß von Arbeit.“ Dieser Satz besagt nicht nur, daß der Körper der Kinder durch das Übermaß von geistiger Arbeit verkümmert, sondern daß andrerseits für die leibliche Bildung zu wenig geschieht. Ist dem so? Unsere Jungen und Mädchen haben wöchentlich 2 Turnstunden. Ein Teil der zweiten wird bei den unteren Klassen im Sommer und Winter zum Baden im Brausebad benutzt. Nach dem reinigenden und erfrischenden Bad geht's noch für zwanzig Minuten in die Turnhalle. Hat wohl Herr P. F. schon einmal eine solche Klasse gesehen? Im Sommer baden hier in Frankfurt die oberen vier Klassen außerhalb der Turnstunden zweimal im Main oder in der Nidda. Dazu kommt ein Spielnachmittag auf dem Play ground in ungebundener Freiheit. Jährlich sind Wettspiele im Dreikampf, im Laufen, Schlagball u. a. m. und im Schwimmen. Bedürftige und schwächliche Kinder bekommen im Winter in der Zehnuhrpause Milch und Brot von dem „Verein zur Beschaffung von Frühstück für arme Schulkinder“. Kränkliche Kinder besuchen in den Ferien die Kurorte der Umgebung oder gehen an die See oder ins Gebirge. Ein großer Teil aller Oberklassen macht unter Leitung eines Lehrers in den Ferien eine Wanderung von etwa zehn Tagen. Da wird im Freien gebadet, abgekocht, „Krieg“ gespielt, da geht's bergauf und bergab durch Gottes schöne Welt. Ich freue mich herzlich auf die Ferienwanderung im goldenen Herbst. Zeit und Raum mangeln, um alle Einrichtungen zu erwähnen, die die These widerlegen, daß die Kinder leiblich verkommen. Gewiß „wir sind noch nicht im Jubeljahr“, aber es geht vorwärts, und ein Einreißen zum Zwecke eines Neubaues wäre töricht. Sie hätten einmal unsere 13 000 Kinder der oberen Klassen auf dem XI. Deutschen Turnfest sehen sollen. Ich glaube, wenn da einer von „traurigen Gestalten usw.“ gesprochen hätte, er wäre auf dem Festplatz gesteinigt. Wir Eltern und Lehrer wünschen noch manches hinzu, aber das kommt nicht durch Nörgeln, sondern durch vernünftige und praktische Vorschläge. Man möge *solche* geben.

„Übermaß von Arbeit“ soll heißen: geistiger Arbeit. Teilweise wahr. Aber man vergleiche einmal den Memorierstoff in Religion heute und den unter den preußischen Regulativen. Auch da ein Fortschritt. Natürlich noch kein Ideal. Herr P. F. sagt, die Schule sei zu einer „Stätte des Widerwillens und der Heuchelei geworden“. Wenn einige trockene Kollegen derartige Eigentümlichkeiten erzeugen, so ist das beschämend und traurig, aber die größte Menge der deutschen Lehrer gewinnt auch dem sprödesten Stoff eine freundliche Seite ab. Jedoch — man kann nur durch Freude Freude schaffen, und sorgenvolle Lehrer können nicht fröhlich sein. Nehmt den vielen Kollegen die Sorge ums tägliche Brot ab, und die Schule wird von fröhlicher Arbeit dröhnen. Wie kann der Erzieher mit Fröhlichkeit seine Pflicht tun, wenn ihm z. B. ein gehässiger Patron auf dem Nacken sitzt, wenn ein Kollegium von oft sehr wenig gebildeten Schulvorstehern die Schule regiert! Pekuniäre und geistige Unabhängigkeit, das ist's.

These 2: „Der Stoff wird aus der Fremde hergeholt.“ Tun Sie einmal einen Blick in meine Klasse heute morgen: Wiederholung: Muttersprache von Max v. Schenkendorf und danach kurze Notizen aus seinem Leben, „er hatte sein Schwert in seiner linken Faust und kämpfte für Heimat und Vaterland“. „Patriotisches Strohfeuer!“ sagen die Nörgler. Mögen sie. — Neuer Stoff: Vom Glockenguß; als Einleitung zu Schillers Glocke. Da haben die Burschen Metall herbeigeschleppt, Feuer angemacht von „Holz vom Fichtenstamme“, haben gesehen, wie die „Pfeifen sich bräunten“, brachen das Stäbchen und besahen den zackigen Bruch; bauten Kern und Dicke und Mantel und wiegten die Glocke aus ihrer Gruft. Gibt das „geistige Blutvergiftung“? — Geographie: Wir besuchen heute Rübezahl. Vor der Stunde kommt

Digitized by Google

ein Kollege zu mir: „Herr Rektor, ich möchte mit meiner Klasse (VI b) eine Wanderung an dem Main entlang machen. Es ist etwas weit, aber wir nehmen uns einen Wagen der Elektrischen.“ Eine andere Klasse wandert auf die „Ginnheimer Höhe“ und betrachtet das wundervolle Taunusprofil und die li:blichen Taunusdörfchen. Und siehe, „die traurigen Gestalten“ ziehen bei leichtem Frühnebel, und bald wird's hell, und sie bekommen den Inhalt zu dem gelernten Gedicht: O Welt, du bist so wunderschön. — Im Winter lese ich mit meinen Jungen den „Tell“, und ich freue mich darauf, zu sehen, wie der Tell-Zier dem Geßler-Denkel mit der Faust droht, wenn er ihm den „zweiten Pfeil“ vorhält. „Geistige Blutvergiftung“! Lesen: Wiederholung: Frau Rat Goethe und eine Besprechung der Feier zum Gedächtnis ihres hundertjährigen Todestages. Neu: „Die gute Mutter“ von Hebel. „Für morgen zeichnet ihr mir ein Bildchen: Der Postwagen mit der ‚guten Mutter‘, die Soldaten Gewehr bei Fuß, der General mit seiner jungen Frau und die Sonne im Untergehen auf dem Vogesenkamm.“ — (Sie sollten die „Gemälde“ sehen!)

These 3: „Das Heiligste, der Glaube, soll frei sein.“ Wir haben hier eine sechzehnklassige Simultanschule. Die Freireligiösen gehen zu dem freireligiösen und die Juden zum jüdischen Religionsunterricht. Steht der Herr P. F. etwa auch auf dem Standpunkt von Gurlitt, daß Religiosität die Individualität einschränke? Meiner Meinung nach ist das eine Vertauschung von Religion und Dogma! Und meiner Ansicht nach haben die Bremer auch unrecht, wenn sie den Religionsunterricht aus der Schule verweisen möchten. Neben vielen wichtigen Punkten sollte man das eine wahrlich nicht vergessen: der Religionsunterricht bringt ein riesenhaftes, wundervolles Kulturgut an die Kleinen heran. Aber wie gesagt: Noch haben wir kein Ideal in der Schule, aber wir jagen ihm nach. —

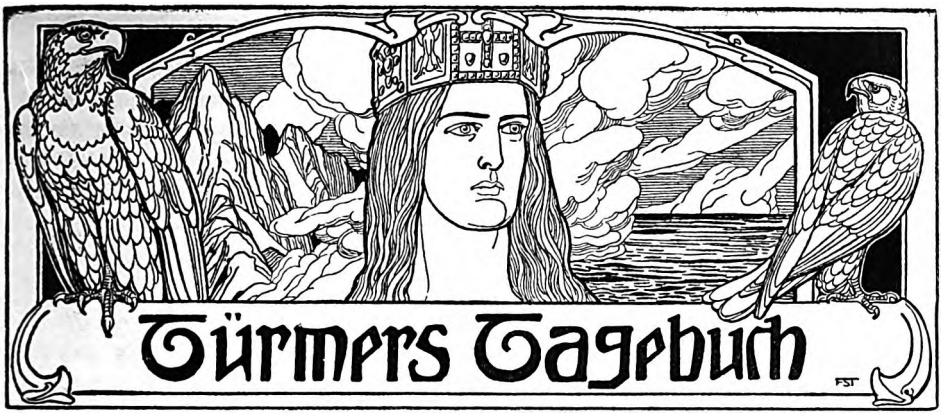
Lassen wir die folgenden Sätze, sie gelten dem Gymnasium. Videant consules, d. h. nun mögen sie auch sehen!

Die Vorschläge sind meines Erachtens in der Didaktica magna von Amos Comenius viel eindringlicher und plastischer formuliert. Man lese sie nur. Und man lese Jean Paul. Ja, wieviel Leute glauben heute nicht, sie entdeckten goldene Wahrheiten, und alle diese Sätze sind längst, längst von Meidingers Urgroßvater zutage gefördert.

Schluß: Die deutsche Volksschule bedarf keines Neubaus. Not tut uns ein Weiterbilden der vielen lebendigen Triebe, die längst wachsen, heute wieder erkannt, und Leben und Saft in sich tragen.

Nächstens mehr. A. Z.

Digitized by Google



„Sei ruhig, du Preuße!" — Wie gespart wird — Das „deutsche Gemüt" — Die vergnügten Toten

Die „orientalische Frage" ist also nun doch aus dem Stadium des publizistischen Gemeindeangers (nach Analogie der „sozialen" oder der Frage: „Wie denken Sie über Rußland?") herausgetreten. Die Frage als solche natürlich nur. Denn die internationale Presse würde ihre ältesten und besten Traditionen verleugnet haben, hätte sie diese wundervolle Gelegenheit zu einem Parademarsch all der bekannten „hochpolitischen" Phrasen und Floskeln unbenützt vorübergehen lassen!

Ich will ihre tiefsinnigen Betrachtungen nicht vermehren, nur an meinem Teile würdigen, daß die deutsche Reichsregierung sich wieder einmal — genau wie beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges — von den Tatsachen hat überraschen lassen. So — die deutsche Regierung. Das deutsche Volk aber?

„Man stelle sich nur den Sachverhalt einfach und deutlich vor!" mahnt Friedrich Naumann in der „Hilfe". „Ein großes Volk von mehr als 60 Millionen Menschen bringt für Landheer, Flotte und Festungen die allergrößten Opfer. Es weiß, daß diese Opfer nur dann einen Wert haben, wenn die politische Leitung auf oberster Höhe steht und den Eindruck der vorhandenen Macht mit aller Treue, Klugheit und Begabung ausnutzt. Wenn die Leitung Fehler macht, dann opfern wir alle vergeblich. Ob die Leitung Fehler macht? Wir können es nicht nachweisen, weil wir nicht wissen, was sie macht. Wir sehen nur das Ergebnis, daß wir in die zweite Reihe der Staatengesellschaft geraten, obwohl wir uns anstrengen müssen wie ein Staat ersten Grades. Das ist es, was dumpf auf dem deutschen Volksbewußtsein liegt. Solange Bismarck lebte, war das anders. Da wußte man zwar auch nicht, was er tat, aber man traute ihm wenigstens alle Kraft der Seele und des Verstandes zu und sah Erfolge. Aber nachher? Die Tagebücher des Reichskanzlers Hohenlohe haben viele Schleier von der geistigen und moralischen Qualität der Leitenden hinweggezogen. Man sagt, der alte Hohenlohe sei ein Schwätzer gewesen. Mag sein! Er hatte Freude am kleinen Klatsch. Aber war nicht dieser

Digitized by Google

Hohenlohe deutscher Vertreter in Paris und dann deutscher Reichskanzler? Wer sichert uns also, daß wir nicht heute noch ebenso regiert werden?

Gerade jetzt, wo die Größe der Reichsschulden alle Volksgenossen erschreckt, werden die Opfer, die wir für auswärtige Politik bringen, mit besonders kritischem Auge angesehen. Die Ziffern der militärischen Ausgaben im neuen Reichshaushalte sind folgende in Millionen Mark:

Ordentlicher Etat	Reichsheer	Marine	Kolonien
fortdauernde Ausgaben	671	134	2
einmalige Ausgaben	127	129	40
Außerordentlicher Etat	57	86	19
	855	349	61

Sa. 1265 Millionen Mark.

Es werden also 1¼ Milliarde Mark aufgebracht, um die nationale Macht zu sichern, das heißt pro Kopf der Bevölkerung ziemlich genau 20 Mark im Jahr. Diese Ausgabe wird der Regierung anvertraut, damit sie imstande ist, uns die nationale Souveränität zu erhalten. Wie sie das macht, das ist dabei für uns unkontrollierbare Vertrauenssache. ...

Was unser Volk von seiner auswärtigen Politik erfährt, sind vielfach nur die Reden und Besuche des Kaisers, und gerade diese machen häufig einen stark unpolitischen Eindruck. ... Jetzt, nachdem er zwanzig Jahre an der Spitze unseres Volkes steht, ist das Material vorhanden, um in aller Ruhe zu fragen: Was hat er im Laufe dieser Jahre getan? Er steht in der Mitte seines Lebens. Das Schicksal hat ihn begünstigt, denn die allgemeine Weltwirtschaft hat unser Wirtschaftsleben mit emporgetragen, aber politisch sind wir zweifellos in dieser Zeit zurückgesunken. Das Zeitalter Wilhelms II. gleicht in mancher Hinsicht den Jahren zwischen 1850 und 1860 in der preußischen Geschichte: der Staat wird wohlhabender, aber sein politischer Kredit fällt. Ist das seine Schuld; hätte er das hindern können; wie hätte er es hindern können? Hat er in sich jene wahrhafte Fülle von staatsmännischer Begabung, die durch seine Stellung erfordert wird? Daß er begabt ist, alle Dinge schnell zu erfassen, ist allseitig anerkannt, und gerade wir sind stets gern bereit gewesen, die modernen und großen Züge im Kaiser anzuerkennen. ‚Ein Philister ist er nicht', wie Bülow sagt. Der Zweifel setzt erst dort ein, wo es sich um mehr handelt als um die Gabe der vielseitigen Aufnahmefähigkeit. Ist er der geschichtliche Führer, den unsre Nation in dieser Zeit der Verfestigung des englischen Weltreichs braucht? Wir haben eine zähe, kluge, reiche Politik gegen uns, die es gelernt hat, ihre Erfolge im stillen vorzubereiten ...

Selbstverständlich ist jetzt daran, daß Kaiser Wilhelm die deutsche Politik macht, nichts zu ändern. Er ist durch die preußische Verfassung und die deutsche Verfassung in einer völlig unangreifbaren Lage, hat allen Oberbefehl, setzt die Reichskanzler ein und ab, ist der an keine menschliche Verantwortlichkeit gebundene Auftraggeber des ganzen diplomatischen Dienstes. Wem das nicht behagt, der mag sich bei der Vergangenheit beklagen, bei denen, die damals schwächer waren als die Vorfahren Wilhelms II. Heute ist durch das Bismarcksche Zeitalter die

Digitized by Google

Macht des Hohenzollerntums so gewaltig und scharfsinnig verankert, daß die ganze Nation auf Tod und Leben mit dieser Dynastie verkettet ist. Wir alle mit Kind und Kindeskind hängen in unserm Wohlsein davon ab, ob sie das Richtige tut. Wenn wir in eine Niederlage verwickelt werden, so braucht unser Volk Jahrzehnte, um sich davon zu erholen. Man denke an das, was Napoleon III. für Frankreich bedeutet hat, und Wilhelm II. ist unbeschränkter in seiner Macht, als es Napoleon war! Er ist auch seiner Verantwortlichkeit in viel höherem Grade bewußt. Aber für die Politik der Nation besagt das allein, daß wir wissen, der Kaiser ist voll bester Absichten, nicht genug gegenüber dem täglichen Eindruck, daß man überall und immer fühlt, wie wenig das Volk selbst seine Geschichte in der Hand hat.

Es ist nicht der Reichskanzler, mit dem das deutsche Volk um seine Zukunft ringt, sondern der Kaiser. Vom Reichskanzler weiß jedermann, daß er gewandt und vorsichtig ist und schweren Katastrophen nach Möglichkeit aus dem Wege geht. Vielleicht zu sehr! Aber was ist bei unserm politischen System ein Reichskanzler? Er ist nicht der natürliche, aus der Volksvertretung herausgewachsene Kopf der Mehrheit, wie es die englischen und französischen Ministerpräsidenten sind, er ist der erste Angestellte der preußischen Monarchie und als solcher der Geschäftsführer des Deutschen Reiches. Formell trägt er die Verantwortung, aber was besagt dieses? Er ist keiner Volksmehrheit verantwortlich, sondern im Grunde nur wieder sich und seinem Kaiser. Die Mehrheit kann ihm Geld verweigern, aber — die Erfahrungen, die der preußische Liberalismus zwischen 1862 und 1866 gemacht hat, ermutigen nicht zu einem derartigen Versuche, und es liegt auch in der Tat keine zwingende und große Veranlassung zu einem Konflikt vor. Es liegen keine direkten greifbaren Mißgeschicke vor. Im Gegenteil, es geht alles ganz leidlich. Wir haben Arbeit und Verdienst, es ist kein großer Groll gegen die leitenden Persönlichkeiten vorhanden, wie soll da irgendein grundsätzlicher Eingriff in das System unsers Regiertwerdens möglich sein? Selbst die sozialdemokratische Masse läßt die Dinge gehen, wie sie eben gehen. Sie protestiert gegen den Zolltarif und hält Versammlungen gegen das preußische Wahlrecht, aber irgendwelche Angst hat niemand, und warum sollte man auch Angst haben? Der Revolutionsgedanke ist erloschen, 1848 liegt weit hinter uns und ist aus dem Bewußtsein der Gegenwart verschwunden. Man handelt allseitig in der Politik um Vorteile, *die Parteien betrachten den Parlamentarismus wie eine Börse*, sei es nun für Agrarpolitik oder Sozialpolitik oder für Kirchenmacht, aber die große deutsche Politik, die nationale Zukunftspolitik ist für sie alle zu schwer und zu dunkel — das macht die Regierung!

Das war in der Periode vor 1870 anders. Damals, als die deutsche Einheit erst geschaffen werden sollte, war das Volk selbst politisch und hatte Pläne, Programme, Parteien, die sich mit den Grundfragen des Staates befaßten. Das damalige Problem war bei aller seiner Verwickeltheit volksverständlich. Aber heute, wo die Politik ein Schachspielen auf der ganzen Erdoberfläche geworden ist, wird der einzelne Schachzug nicht mehr in seiner Bedeutung begriffen. Was ist Marokko? Was ist Ostasien? Es gibt schon Leute, die es wissen, aber das Volk im ganzen hört wohl gelegentlich etwas, vertieft sich aber nicht in die fernen Probleme.

Digitized by Google

Das würde anders sein, wenn die Bevölkerung selbst mehr dabei zu sagen hätte. Aber jetzt? So, wie die Dinge liegen, ist nichts vorhanden als das allgemeine Gefühl einer Unsicherheit gegenüber den großen Opfern, die gebracht werden müssen.

Sollte unsre Politik, was wir nicht annehmen, uns zu einer wirklichen Niederlage führen, so würde dann, wenn es zu spät ist, die Energie des geschlagenen Volkes sich mit Gewalt auf die Frage der politischen Führung werfen. Dann würde die Last der Verantwortung fast allein auf den Stellen ruhen, die jetzt allein die deutsche Politik machen. Sollte es aber nicht unter allen Umständen, auch wenn man nicht mit der Niederlage rechnet, besser sein, die Verantwortung richtiger zu verteilen? Mit anderen Worten: liegt der Übergang zu einem System, wie es England hat, so ganz und gar außer aller Möglichkeit? Dort hat das Volk das Gefühl, Politik zu machen. Die Technik der Politik wird natürlich nicht von den Massen gemacht, aber der Wille wird erzogen ..."

Auch ein Reichstag, meint Naumann weiter, der nicht so viel Zeit durch den mündlichen Vortrag von Leitartikeln verschleuderte, könnte bei den gegenwärtigen Verfassungszuständen keine viel größere Einwirkung haben, da bei unserm System das nicht entstehen könne, was erst alle Volksvertretung hebt und festigt: die Verantwortlichkeit der Parteien für die Regierungshandlungen. „Diese entsteht nur dort, wo die parlamentarische Mehrheit gezwungen ist, ein Ministerium zu bilden. Von da an, wo dieser Zwang vorliegt, wird alles Parlamentarisieren ernsthaft, weil erst von da an die Parteien sich mit Männern füllen, die den Staatsapparat aus Erfahrung kennen und die den Willen haben, vor der Mit- und Nachwelt ihre Taten auf sich zu nehmen. Unser Reichstag kann keinen schaffenden Willen aus sich heraus erzeugen, solange er dem unveränderlichen Bundesrat gegenübersteht. Der Bundesrat ist zwar eigentlich für sich selbst nicht viel, aber er ist die staatsrechtliche Form, durch die der deutsche Volkswille niedergehalten wird, er ist die Wand, hinter der die Monarchie und die preußische Verfassung stehen. Der Reichstag kann aufgelöst werden, der Bundesrat nicht. Der Bundesrat macht die Vorlagen, der Reichstag kritisiert, korrigiert und bewilligt. Was hilft es, wenn ein einzelner Staatssekretär unmöglich gemacht wird? Der Bundesrat bleibt, und auf die Wahl des Nachfolgers hat der Reichstag keinen Einfluß.

Es ist vielfach zweierlei verwechselt worden: das Recht, zu wählen, und die Möglichkeit, den Staat zu regieren. Das Recht, zu wählen, ist gegeben, aber es ist dabei dafür gesorgt worden, daß die Erwählten nicht viel zu sagen haben. Der Reichstag ist im Deutschen Reiche etwa so viel wert wie die Arbeiter- und Beamtenausschüsse in den großindustriellen Werken. Wir haben im Grunde eine monarchische Regierung mit einem parlamentarischen Mantel. Dieser Zustand ist das Ergebnis der Reichsgründungszeit. Unter der Nachwirkung des Sieges von Königgrätz stand die preußische Monarchie so absolut fest und konnte unter Bismarcks gewaltiger Führung fast alles machen, was sie wollte. Sie wollte die deutsche Einheit, aber nicht die nationale Selbstregierung. Die Parteiführer der Liberalen haben das damals sehr gut gewußt und auch gesagt, aber was blieb ihnen übrig, als das Erreichbare zu nehmen, da ihre Wähler, in der Begeisterung für die

Digitized by Google

unerwartet schnell gewonnene Einheit, es nicht vertragen hätten, einer Regierung, die ihnen diese bot, noch weitere große Schwierigkeiten zu machen. Die Aufrichtung des Deutschen Reiches erfolgte im Zeitpunkte der größten Niederlage des Parlamentarismus in Preußen. Die Spuren dieser Entstehung sind nun überall zu merken, und zwar um so mehr, je mehr uns die deutsche Einheit zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Wir haben die Form einer Nation gewonnen, aber noch nicht den vollen Inhalt des Nationalitätsgedankens verwirklicht.

Der Inhalt des Nationalitätsgedankens ist die Mitwirkung aller Staatsbürger an der Gestaltung der Volksgeschichte, ein großer Gedanke, der in den angelsächsischen Ländern am besten verwirklicht worden ist. In England und Nordamerika weiß der einzelne Wähler, daß er nicht bloß seinen persönlichen Stimmungen Ausdruck zu geben hat, sondern daß von ihm die Größe, Macht und Wohlfahrt des Gemeinwesens abhängen. Wie stark und gesund sind bei diesem System die angelsächsischen Staaten geworden! Bei uns will man denselben Grad von Nationalgefühl erreichen und dieselben Opfer für die Staatsmacht erlangen wie in England, ohne sich doch entschließen zu können, mit der politischen Nationalitätsidee Ernst zu machen. Das ist der tiefe Untergrund fast aller unserer nationalen Schwierigkeiten. Nur aus diesem Grunde kann bei uns die Sozialdemokratie staatsfeindlich bleiben und mit ihrer negativen Kritik Millionen von Staatsbürgern an sich fesseln. Wir brauchen eine Ausweitung und Neugestaltung der deutschen Reichsverfassung in der Richtung des englischen Systems, wenn wir die politischen Kräfte des deutschen Volkes endgültig und rückhaltlos in den Dienst der nationalen Größe stellen wollen. Mit bloßen Festreden ohne ernstliche Zugeständnisse ist das nicht zu erreichen ...

Wie mühsam fährt der Reichswagen! Seine Schwerfälligkeit ist ein Kunstprodukt. Dieser Wagen aber gehört im Grunde zur politischen Posthalterei Preußen. Preußen beherrscht den Bundesrat, Preußen in Deutschland voran. Es wird also wohl nötig sein, die Reichs- und Nationalitätsfrage dort anzufassen, wo sie bei Gründung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1866 stehengeblieben ist, bei der preußischen Verfassung, die dem Begriffe Bundesrat erst seinen wirklichen Inhalt gibt.

Die preußische Verfassung ist für uns recht eigentlich das deutsche Nationalproblem geworden. Solange sie unverändert besteht, kann ein freier, hoher deutscher Nationalsinn sich nicht entfalten. Es fehlt am Flügelschlag des deutschen Adlers, an Luft, Bewegung, politischer Wahrhaftigkeit und Ernsthaftigkeit. Die preußische Verfassung ist eine beständige Demütigung der Bevölkerung. Ihr Menschen dritter Klasse sollt jetzt neue Steuern für das deutsche Vaterland bewilligen! Ihr Wähler dritter Güte sollt jetzt das System erhalten, das euch erniedrigt! Ihr sollt zahlen dürfen, aber als preußische Staatsbürger seid ihr Untertanen der ersten und zweiten Klasse und des Herrenhauses! Der Reichskanzler sagt euch, daß der preußische Staat etwas ganz andres sei als das Deutsche Reich. Er sagt es, aber er selbst ist preußischer Ministerpräsident, und als solcher ist er Reichskanzler. Bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten wird das Deutsche Reich als Fortsetzung der

Digitized by Google

brandenburgisch-preußischen Geschichte gefeiert, aber wenn dann der preußische Staatsbürger Reichsbürgerfreiheiten haben will, dann schreit man ihm in die Ohren: Sei ruhig, du Preuße! Der Wunsch des Volkes nach einem bessern Wahlrechte wird mit kühler Verachtung behandelt. So — so pflegt man in Preußen deutsches Nationalgefühl! ..."

Vor einigen Jahren erzählte der Abgeordnete Georg Gothein im Reichstage, daß ein hoher Beamter zu ihm gesagt habe:

„Es ist unmöglich, bei uns liberal zu regieren: seit mehr als fünfundzwanzig Jahren ist kein Landrat, kein Regierungspräsident, kein Oberregierungsrat angestellt, kein Amtsvorsteher, ja kaum ein Gemeindevorsteher bestätigt worden, der nicht konservativ bis in die Knochen wäre. Wir befinden uns in Preußen in einem eisernen Netz konservativer Verwaltung und Selbstverwaltung; die Landräte und sonstigen Verwaltungsbeamten fürchten die Ungnade der konservativen Parteien viel mehr als die der Minister. Es würde eine ungewöhnliche staatsmännische Kraft dazu gehören, dieses eiserne Netz zu zerreißen; und an einer solchen fehlt es."

„Niemand", bemerkt Gothein selbst im „Berliner Tageblatt" dazu, „hat damals die Wahrheit meiner Erzählung zu bezweifeln gewagt; der alte Kardorf meinte nur traurig, es sei ihm wohlbekannt, daß es in den Reichsämtern Leute gebe, die solcher Äußerungen fähig wären. Die Richtigkeit der Sache selbst zu bestreiten, fiel aber auch ihm gar nicht ein. Auch Fürst Bülow — der übrigens damals schon Reichskanzler war — würde die Zumutung, dieser starke Mann zu sein, mit Entrüstung von sich weisen." Selbst wenn einmal ein einzelner Fall, wie — vielleicht? — der Fall Schücking, befriedigend erledigt würde, so bleibe doch alles beim alten, blieben die Beamten die Agenten einer Partei, und zwar der konservativen. Der Minister v. Hammerstein habe freilich einmal gesagt, das dürften sie nicht sein, aber —: „in der selben Rede billigte er das Vorgehen des Landrats v. Maltzahn, der der Witwe Müller das Kaisergeburtstagsdiner entzog, weil sie ihren Saal zu einer liberalen Versammlung hergegeben hatte, fand er kein Wort der Verurteilung dafür, daß derselbe Landrat von einem Gastwirt drohend verlangt hatte, das liberale Blatt abzuschaffen, keines gegen die Entziehung der Holzauktionen an den Gastwirt, der von der Wahl ferngeblieben war. Man muß die kleinen liberalen Blätter Ostelbiens studieren, um sich zu überzeugen, daß kaum ein Tag ohne derartige Übergriffe und Drangsalierungen vergeht. Beim kleinen Mann der überwiegend landwirtschaftlichen Kreise Ostelbiens ist massenhaft die Überzeugung verbreitet, daß er vor den Verwaltungsbehörden kein Recht bekommen könne, wenn er liberal sei. Und auch die Gerichte tun gar manches, um diese tief bedauerliche Auffassung der Rechtlosigkeit zu bestärken. Liberalen Rittergutsbesitzern wird die Würde als Gutsvorsteher entzogen; ihre Inspektoren werden damit betraut.

Und wie verfährt man gegen konservative Amtsvorsteher, die sich die gröbsten Verfehlungen zuschulden kommen lassen! Vor wenigen Monaten mußte der Landrat des Kreises Fischhausen öffentlich darauf hinweisen, daß seitens zahlreicher Amtsvorsteher Abrechnungsbescheinigungen ausgestellt würden über gar nicht vorhandene Invalidenkarten, und daß das merkwürdigerweise gerade immer bei den eigenen

Digitized by Google

Arbeitern der Herren Amtsvorsteher der Fall sei, das heißt auf deutsch, der Herr Amtsvorsteher in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber klebte keine Marken für seine Leute, um das Geld zu sparen, und in seiner amtlichen Eigenschaft bescheinigte er, daß die Marken verwendet worden seien. Der Landrat warnte väterlich davor, da das unter Umständen als Betrug und Urkundenfälschung angesehen werden könnte; diese gewissenhaften Amtsvorsteher sind natürlich in ihrem Amt belassen worden.

Charakteristisch dafür ist der Fall des Kreisausschußsekretärs des Kreises Mörs, der in einer Beschwerde eine Reihe von Fällen nachwies, in denen der Landrat vorschriftswidrig über die Mittel des Kreises zu seinem eigenen Vorteil verfügt hatte. Der geschädigte Kreisausschuß aber stellte sich vollständig auf Seite des Landrats, der Kreisausschußsekretär wurde im Disziplinarweg entlassen, und erst durch Urteil des Oberverwaltungsgerichts wurde er, den Regierung und Minister hatten fallen lassen, glänzend rehabilitiert, wurde anerkannt, daß alle die von ihm gerügten Manipulationen des Landrats gesetzwidrig gewesen seien. Daß der Kreisausschußsekretär sich mit seiner Beschwerde aber nicht an die Regierung, sondern gleich an den Minister gewandt hatte, entschuldigte das Oberverwaltungsgericht damit, daß er nach früheren Erfahrungen nicht habe erwarten können, bei ersterer eine gerechte Würdigung zu finden.

Ein vor einigen Jahren verstorbener Oberpräsident hat mir einmal ganz offen gesagt, daß die Tätigkeit des Landrats und des Regierungspräsidenten nach ihren Erfolgen bei den Wahlen beurteilt werde. Und da wird ja das Unglaublichste geleistet. Natürlich darf der Landrat nicht als der offizielle Wahlmacher erscheinen, das würde ja die Ungültigkeitserklärung zur Folge haben; das muß der Kreissekretär besorgen, und wenn der mit den Beamten des Landrats Tag und Nacht die Geschäfte des konservativen Wahlbureaus in den Amtsräumen besorgt, wenn die Wahlaufrufe vom Kutscher des Landrats in Livree zur Post besorgt werden, so hat der Landrat natürlich keine Ahnung davon gehabt; wird es publik, so erhält der ‚eigenmächtige' Kreissekretär einen offiziellen Rüffel, dem inoffiziell wohl der Dank für die hingebende Tätigkeit und wenn möglich eine Gehaltszulage beigefügt wird."

Es liegt nicht nur System in der Sache, das System selbst ist altehrwürdige Tradition, Erbweisheit preußischer Regierungskunst. In der Stettiner „Ostsee-Zeitung" erzählt der Reichstagsabgeordnete Heinrich Dohrn:

„Es war in Elbing. Man schrieb den 1. August 1853. In den Bahnhof fuhr der Zug ein, in dem König Friedrich Wilhelm IV. nach Königsberg reiste. Magistrat und Stadtverordnete hatten eine Deputation entsenden wollen. Sie stand aber nicht auf dem Bahnhof. Der König hatte abgelehnt, sie zu empfangen. Denn Elbing hatte einen Oberbürgermeister, und dieser Oberbürgermeister Phillips war freisinnig. Noch immer freisinnig. Er war 1848 vom preußischen Volk in die Deutsche Nationalversammlung und 1849 von der Stadt Berlin in die Zweite Kammer entsandt worden, wo er sich wie zuvor in der Paulskirche dem linken Zentrum angeschlossen hatte. Er hatte in Berlin im Parlament für die Annahme der

Digitized by Google

Kaiserkrone gestimmt. Er hatte sich nach Auflösung der preußischen Kammer und Oktroyierung des Dreiklassenwahlrechts vom politischen Leben zurückgezogen und sich ausschließlich den städtischen Interessen gewidmet. Er war ein ausgezeichneter Charakter und ein ausgezeichneter Bürgermeister. Das mußte ihm sogar die vorgesetzte Regierung von Danzig, in welcher der reaktionäre Geist allmächtig war, in ihren Berichten bezeugen. Aber die preußische Verwaltung ertrug es nicht, daß ein Mann, der sich offen zum Volk und gegen den Landratspolizeigeist gestellt hatte und diese Gesinnung nicht abschwur, in einer behördlichen Amtsstellung sich befand. Er mußte beseitigt werden. Gegen seine Verwaltung lag nichts vor, ein Disziplinarvorgehen wegen Dienstverfehlung war unmöglich. So wurde ihm zuerst der Affront zuteil, daß der König durch Elbing fuhr und ihn und die städtischen Kollegien zu empfangen sich weigerte, dagegen den ‚Preußenverein' auf dem Bahnhof empfing, einen Verein, der in Tendenz und Leistungen dem entsprach, was Rußland in dem ‚Verbande echt russischer Leute' noch heute besitzt.

Es war also am 1. August 1853. Der König dankte dem Preußenverein für den Mut, mit dem er der in Elbing herrschenden subversiven Richtung entgegenträte, und sprach dann: ‚Einzelne Führer und die städtischen Behörden sind es, die, den entsittlichenden und entchristlichenden Tendenzen folgend, noch immer die schmutzigen und unheilsamen Errungenschaften einer schmachvollen Zeit anbeten. Wenn das nicht bald anders wird, so wird ein Schlag erfolgen, welcher zeigen soll, daß es noch einen Herrn im Lande gibt, der die Macht und die Pflicht hat, solchem Unwesen ein Ende zu machen.'

Der Schlag erfolgte alsbald. Schon Mitte August erging ein Reskript des Ministers des Innern folgenden Inhalts:

‚Die langjährige, pflichttreue Amtsführung des Oberbürgermeisters Phillips, durch welche dem Elbinger Gemeinwesen die sichtbarsten Vorteile erwachsen sind, würden es wünschenswert machen, ihn in seinem Amte zu erhalten. Aber dies ist unmöglich, wenn er sich nicht durch offenes Bekenntnis lossagt von den Grundsätzen, welche er im Jahre 1848 als Abgeordneter vertreten hat. Verweigert er dies Bekenntnis, so folgt daraus, daß er noch jetzt Tendenzen huldigt, die mit den Grundpfeilern des preußischen Stadtwesens unvereinbar sind, und es muß dann gegen ihn eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet werden, um ihn durch Richterspruch von seinem Amt zu entfernen.

In Aussicht auf die Disziplinaruntersuchung wird Oberbürgermeister Phillips vorläufig von seinem Amte suspendiert. Jedoch ist ihm bis zum 1. September Zeit zu lassen, falls er bis dahin in anderer Weise sein Dienstverhältnis auflösen will.'

In einem mündlichen Termin teilte Oberpräsident Eichmann dem Delinquenten mit, daß die Suspendierung sofort erfolgen würde, wenn, wie vorauszusehen, Phillips seine Gesinnungsumkehr nicht vollauf darlege. Die Disziplinaruntersuchung werde sich jedenfalls lange hinziehen, und der Spruch des Disziplinargerichtshofes, wenn er nach Jahren gefällt würde, könnte un-

Digitized by Google

möglich günstig ausfallen. Nun aber wisse man, daß die Stadt Elbing sofort wieder vom König in Gnaden aufgenommen würde, wenn er erst vom Amt entfernt wäre.

Phillips ward nicht zum Apostaten. Er hat, um die Stadt Elbing vor weiterer Verfolgung zu retten, sein Amt niedergelegt.

Das Opfer war umsonst gebracht, denn die politische Verfolgung dauerte fort; der ‚Preußenverein' sog neue Kraft aus dem Triumph, die Stadt Elbing ihres freisinnigen Oberhauptes beraubt zu haben. Die Stadt Elbing hatte das ja auch wohl verdient, denn sie hatte schon im Jahre 1837 die Arroganz besessen, in einem Bittgesuch den König um Schutz für die von Hannover von ihren Göttinger Lehrstühlen verjagten ‚Göttinger Sieben' anzugehen, was in dem ablehnenden Bescheid des Ministers von Rochow zwar nicht als ‚unangemessen', wohl aber als ‚ungehörig' festgestellt wurde und als Einmischung ‚des beschränkten Untertanenverstandes'. Das berühmte Wort ist damals für Elbing geschaffen worden."

* * *

Das war im Jahre 1853. Erfreut sich darum das „berühmte Wort" heute geringerer Wertschätzung? Gilt es nicht noch immer als ein Kapital, auf das jeder Wechsel gezogen werden darf? Oder läßt sich ein noch beschränkterer Untertanenverstand denken, als der solche Zumutungen erträgt, wie sie z. B. der freikonservative Reichs- und Landtagsabgeordnete Freiherr von Gamp in seiner offiziösen Denkschrift über Ersparungsmöglichkeiten im Reichs- und Staatshaushalt an besagten Untertanenverstand zu stellen wagt?

„Was steht in der Denkschrift?" fragt der ehemalige Reichstagsabgeordnete H. von Gerlach in der „Welt am Montag". Bisher wisse die Öffentlichkeit nur das, was die regierungsfromme „Tägliche Rundschau" daraus mitgeteilt habe. Diese Mitteilungen seien von keiner Seite desavouiert worden, müßten also wohl authentisch sein. Sie enthüllten allerdings einen Geisteszustand eigener Art: „Freiherr von Gamp schlägt nämlich vor, die Zahl der Briefbestellungen auf dem Lande wie in der Stadt zu vermindern, die Beleuchtung der Eisenbahnzüge zu verschlechtern und das Publikum in den Eisenbahnzügen mehr als bisher zusammenzupferchen! ...

Nieder mit dem verdammten Verkehrsluxus! Bisher hat man es als einen gewissen Kulturfortschritt angesehen, wenn unter hundert Zügen wenigstens einer war, wo man bei Beleuchtung lesen konnte, wenn die Menschen in den Zügen nicht geradezu eingepökelt wurden, wenn man recht oft die Postsachen zugestellt bekam. Immerhin ein paar Dinge, mit denen wir uns vor dem Ausland sehen lassen können. Jetzt erklärt Freiherr von Gamp nach Rücksprache mit dem Blockfreisinn: Wenn wir überhaupt sparen wollen, fangen wir bei dem Verkehr an! Und der Reichskanzler macht sich dies Programm des Rückschritts zu eigen. ...

Eben geht die Nachricht durch die Presse, Preußen wolle für seine Gesandten in den deutschen Bundesstaaten eigene Gesandtschaftspaläste erwerben ... Einen sinnloseren Luxus als die Gesandtschaften Preußens in Dresden, Stuttgart, Hamburg, Darmstadt usw. gibt es überhaupt nicht. Wenn

Digitized by Google

diese Dinergesandten mit all ihrem Personal von bezahlten Scheinarbeitern von der Bildfläche verschwänden, so wäre ein Haufen Geld gespart, aber kein Interesse irgendwelcher Art geschädigt. Aber statt den alten höfischen Zopf abzuschneiden, will man ihn neu befestigen. Millionen sollen für den Erwerb überflüssiger Grundstücke ausgegeben werden. Damit hat sich Freiherr von Gamp mitsamt den maßgebenden Führern der Blockparteien nicht beschäftigt. Ihm genügte es, die Eisenbahn und die Post dem Publikum zu verekeln ...

Gewaltige Ersparnisse sind im Heere möglich. Nur auf einen Punkt sei hingewiesen, auf den Pensionsetat. Die militärischen Pensionen betrugen 1888 erst 28 Millionen, jetzt 108! Selbst der ‚Kreuzzeitung' scheint dies Anwachsen unheimlich. Zahlreiche Offiziere werden in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit verabschiedet, weil sie Konflikte mit ihren Vorgesetzten gehabt haben oder, als nicht qualifiziert für höhere Stellen, beim Avancement übergangen worden sind. Sie leben, gesund und arbeitsfähig, Jahrzehnte auf Kosten des Reiches, ohne die kleinste Arbeit zu verrichten. Und warum das? Nur um eines veralteten, geradezu unsinnigen ‚Ehr'begriffes willen. Der Offizier, der von einem jüngeren Kameraden überholt wird, muß den Abschied nehmen. Der Hauptmann, der noch Jahrzehnte trefflich seine Kompanie führen könnte, muß in Pension gehen, weil er sich nicht zum Bataillonskommandeur eignet. Das ist Unfug, schauderhaft kostspieliger Unfug. Kein Regierungsrat, kein Amtsrichter, kein Oberlehrer denkt daran, er könne sich mit 45 Jahren mit Pension zur Ruhe setzen, weil jüngere Leute Oberregierungsräte oder Landgerichtsdirektoren oder Gymnasialdirektoren geworden sind. Jeder bleibt im Amte, bis er arbeitsunfähig ist. Nur die Herren ‚Erstklassigen' gönnen sich (? Sie müssen ja! Sonst werden sie gegangen! D. T.) den Luxus einer Ausnahmestellung und belasten dadurch den Etat mit jährlich 108 Millionen!

Man komme uns nicht mit der Dummheit, die ‚Kommandogewalt' des Kaisers verbiete einen Eingriff des Parlaments in die Handhabung des Pensionierungssystems. Diese Kommandogewalt muß Halt machen vor dem Geldbewilligungsrecht des Reichstags. Wo sie kein Geld kostet — schön, habeat sibi! Aber sowie sie zu unbegründeten Ausgaben führt, muß ihr eine pflichtbewußte Volksvertretung ihren entschiedensten Widerspruch entgegensetzen.

Nicht die verfassungsrechtliche Übermacht des Kaisers ist schuld an dem empörenden Anschwellen gewisser militärischer Ausgaben, sondern die Schlappheit des Reichstages. Er hat die Macht in den Händen. Er soll sich ihrer nur bewußt werden und Gebrauch davon machen ..."

Das wird er schön bleiben lassen! Eher die Gampschen Post- und Eisenbahn-„Reformen" sich zu eigen machen. Wo wirklich gespart werden kann, dafür scheint man völlig taub und blind zu sein, mag auch mit ausgestrecktem Finger darauf hingewiesen werden. „Greifen wir nur einmal das Kapitel der Vergebung der großen und kleinen Lieferungen heraus", wird dem „B. T." geschrieben: „Welcher Kaufmann würde z. B. den Bedarf eines bestimmten Artikels an der Westgrenze durch Bestellung an der russisch-polnischen Grenze decken, wenn der Artikel in gleicher oder genügender Qualität und Quantität an Ort und Stelle

Digitized by Google

zu gleichem Preise beschafft werden kann? Und doch scheinen solche Lieferungen gar nicht so selten zu sein. — Was soll man zum Beispiel dazu sagen, daß die trigonometrische Abteilung des großen Generalstabes die Granitsteine zur Vermarkung der Dreieckspunkte der Landestriangulation von Elsaß-Lothringen aus Schlesien in die Vogesen auf deren höchste Gipfel hat transportieren lassen, trotzdem bekanntermaßen in den Vogesen mehr Granit vorhanden ist als in Schlesien! Und das tut die intelligenteste aller technischen Verwaltungen! —

Es handelt sich in solchen Fällen vielleicht um sogenannte Monopolverträge, welche in der guten Absicht möglichst billiger Preiserzielung abgeschlossen werden, aber in ihren Konsequenzen zu geradezu unglaublichen Zuständen führen (siehe unter anderen Tippelskirch und andere mehr). Es mag ja für die den Vertrag abschließenden Dienststellen sehr bequem und einfach sein, nur mit einem Lieferanten zu tun zu haben, aber wo ist die Instanz, die unter allen Umständen die Einhaltung eines vernunftgemäßen Verfahrens, die Erzielung angemessener Preise, kurz eine wirkliche ‚Sparsamkeit' gewährleistet? Zwar haben wir ja die Oberrechnungskammer und den Rechnungshof des Deutschen Reiches; dem entgeht gewiß kein Rechenfehler, kein Pfennig, wenn eine Reisekostenliquidation eines Beamten um den Bruchteil eines Kilometers falsch berechnet war. Aber wo bleibt die materielle Prüfung für die Angemessenheit der Bedingungen, der Preise und für Auswahl der Bezugsquellen, was tausendmal wichtiger ist als die formale und juristische Nachprüfung aller Belege und aller Verträge. Da versagt der ganze Prüfungsapparat, und — der Staat zahlt die Kosten. Allen Respekt vor der Gründlichkeit, der Gewissenhaftigkeit, der tiefgründigen juristischen Weisheit der unteren und der oberen Beamten einer solchen mit den größten Machtbefugnissen ausgestatteten, vollkommen unabhängigen Behörde; aber jeder intelligente, branchekundige, erfahrene einfache Einkäufer eines größeren kaufmännischen Hauses ist tausendmal geeigneter für einen solchen Posten als ein Dutzend Kalkulatoren, Geheime Rechnungsräte, Ober- und Geheime und sonstige Wirkliche Geheime Räte zusammengenommen.

‚Die Richtigkeit bescheinigt' — das ist die Zauberformel, unter der unsere ganze Finanzgebarung seufzt. Es ist weder der vorgesetzten Aufsichtsbehörde, noch der Oberrechnungskammer erlaubt, an dieser bescheinigten ‚Richtigkeit' zu zweifeln. Diese formale Richtigkeit in höchster Potenz ist aber in Wirklichkeit nichts als eine hohle, taube Nuß. Deshalb muß der Ruf nach materieller Prüfung aller Lieferungen für das Militär in erster Linie — und für die Zivilverwaltung nicht minder erhoben werden."

Weiter: „Das Pachtgebiet Kiautschou," schreibt die „Kölnische Volkszeitung", „welches sich für die deutsche Industrie und den deutschen Handel als nahezu wertlos erwiesen hat, dessen einzige lokale deutsche Industrie (die Kohlenminen der Schantunggesellschaft liegen nicht im Pachtgebiet) eine Art Seidenspinnerei, vor kurzem verkrachte oder doch in Liquidation treten mußte, hat jetzt

Digitized by Google

schon weit über 100 Millionen Mark verschlungen, es belastet auch heute noch den Etat mit jährlich 10—12 Millionen Mark ohne die indirekten Ausgaben, welche durch dieses Pachtgebiet dem Reiche verursacht werden.

Ähnlich steht es mit der ‚ostasiatischen Expedition', die auch nach Beendigung aller Feindseligkeiten noch weit über 60 Millionen verschlungen hat und nach wie vor schwere Lasten für die Reichsfinanzen bildet, obwohl bereits die meisten anderen Staaten ihre Expeditionen zurückgezogen oder auf eine einfache Gesandtschaftswache reduziert haben; Staaten, welche weit wichtigere politische und wirtschaftliche Interessen in China zu vertreten haben als Deutschland.

Zur Begründung der schweren Opfer, welche die deutschen Steuerzahler bereits für diese ostasiatische Weltpolitik bringen mußten, wird auf die wichtige kommerzielle Bedeutung Ostasiens für die deutsche Industrie hingewiesen, und ein hervorragender Staatsmann redete noch vor kurzem davon, die großartige Entwickelung des deutschen Ausfuhrhandels nach Ostasien erfordere eine solche Machtentfaltung. In Wirklichkeit ist der deutsche Ausfuhrhandel nach Ostasien (abgesehen von demjenigen nach Japan, dem eine ‚Machtentfaltung' nur schaden könnte), ständig im Rückgang, z. B. zeigen die deutschen Ausfuhrziffern nach China folgende Ergebnisse. 1905: ℳ 75 800 000, 1906: ℳ 67 800 000, 1907: ℳ 63 200 000, also stetiger Rückgang trotz der weltpolitischen Maßnahmen.

Dagegen entwickelt sich unser Export nach Japan ohne militärische Hilfe und ohne Aufwendung von besonderen Reichsmitteln dank der Tüchtigkeit unserer deutschen Kaufleute in Japan auf das erfreulichste, wie folgende Ziffern zeigen: Ausfuhr nach Japan 1905: ℳ 84 600 000, 1906: ℳ 88 000 000, 1907: ℳ 102 400 000. ...

Der Reichskanzler hatte ja auch an Ersparnisse in der Heeresverwaltung ‚gedacht'. Sicher wäre auch da viel zu sparen, aber nicht an der notwendigen Verpflegung der Mannschaften, sondern an all dem überflüssigen Flitter von buntfarbigen Schnüren und Troddeln und glänzenden Abzeichen, die mit der Wehrhaftigkeit oder Schlagfertigkeit der Armee nicht das mindeste zu tun haben, den Dienst und die militärische Ausbildung nur erschweren und eine Menge Geld kosten. Auch mit den vielen überflüssigen hohen Stellen und mit Adjutanturen, welche zum Teil gar keinen praktischen Wert haben, nur Sinekuren bilden oder tüchtige und brauchbare Offiziere zu einer Staffage für hohe Herrschaften verurteilen, könnte aufgeräumt werden. Man braucht über solche Stellungen nur einmal die Meinung der Beteiligten selbst zu hören, um sich über deren Überflüssigkeit klar zu werden.

Hieran würde sich vielleicht noch das Kapitel der Diäten, Reisekosten und Dienstversetzungen würdig anreihen, über welches im Plenum des Reichstages, besonders aber in der Budgetkommission, bereits so viel verhandelt worden ist, doch stets ohne Erfolg. So lassen sich noch zahlreiche Kapitel

Digitized by Google

aus dem Reichshaushalte anführen, bei denen geradezu Verschwendung getrieben wird. Man könnte fast glauben, alle auf Ersparnisse hinzielenden Anregungen des Reichstages hätten an den in Betracht kommenden Stellen nur den Willen ‚Nun erst recht nicht!' erzeugt, so wenig ist bis jetzt eine Besserung in der bestehenden Praxis hervorgetreten.

Es wird auch diesmal, wenn nicht der Deutsche Reichstag in der gegenwärtigen Notlage aufs entschiedenste einsetzt, kein großer Erfolg zu erwarten sein, es wird dann fortgewirtschaftet werden ‚aus dem Vollen'. Wie die Münchener Neuesten Nachrichten mit Recht geschrieben haben: ‚Die Prestigepolitik führt uns zum Ruin, der glänzende äußere Schein bei schlechten Finanzen ist unser Verderben.' Möge der Reichstag sich seiner Verantwortlichkeit vor dem deutschen Volke jetzt in vollem Maße bewußt sein! Ohne eine planmäßige und mit größter Energie durchgeführte Aktion auf endliche Herbeiführung größerer Sparsamkeit würde die Reichsfinanzreform nahezu wertlos sein und sich bald wieder die frühere Finanzmisere einstellen. ..."

* * *

Genau so will man nicht sehen, wo die Steuerschraube mit durchgreifendem Erfolge angesetzt werden könnte, ohne doch die Beteiligten mehr zu drücken, als sie schmerzlos ertragen können. Direkte Reichseinkommensteuer, Reichsvermögenssteuer, Reichserbschaftssteuer sind die einzigen Radikalmittel, der ewigen Finanzmisere ein Ende zu machen. Und über kurz oder lang wird man eben zu Radikalmitteln greifen müssen, nachdem alle die winzigen feigen Mittelchen und Reförmchen abgewirtschaftet haben werden, — mit dem einzigen Erfolge, daß die Not durch die verlorene Zeit, die hier in des Wortes verwegenstem Sinne Geld ist, nur noch größer geworden.

Aber solche Mittel bedrohen die eigene Tasche und daher — die „heiligsten Güter der Nation". Sollte man nicht glauben, es handele sich um eine große Volkserhebung für das bedrohte Vaterland, um einen Kampf wie 1813 oder 1870, wenn man Sätze wie diese aus der „Rheinischen Volksstimme" liest:

„Angesichts der immer klarer hervortretenden Absicht der Regierung, durch eine Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten einen Teil des trostlosen Defizits zu decken, wird es hohe Zeit, daß alle, die hinter dem Pfluge gehen, wie ein Mann sich zusammenscharen, diesen frivolen Angriff auf des Germanentums festesten Hort, die Familie, mit unbeugsamer Energie abzuwehren. ...

Einer für alle! Alle für einen! heißt jetzt das Feldgeschrei. ... Die Landwirtschaftskammern, die christlichen Bauernvereine und die landwirtschaftlichen Vereine müssen jetzt schon die vielen Hunderttausende, die ihnen die Wahrung ihrer Rechte anvertraut haben, sammeln und um sich scharen. Jetzt schon, je früher, desto besser. Die Regierung darf nicht im unklaren darüber gelassen werden, daß die deutschen Bauern wie ein Mann zusammenstehen, wenn eine ungeschickte Hand an die festen Bande der Familie rührt und sie zu lockern sucht."

Und die „Deutsche Tageszeitung" donnert: „Der deutsche Familiensinn muß sich mit aller Kraft gegen den Gedanken auflehnen, die Erbschaften,

Digitized by Google

die auf Kinder und Ehegatten übergehen, der Steuer zu unterziehen. Wer dafür kein Verständnis hat, dem ist nicht zu helfen. Das deutsche Gefühl, ja, das menschliche Gefühl bäumt sich aber auch dagegen auf, daß bei dem Tode des Gatten oder der Eltern der Steuerfiskus seine rauhe Hand in die Familie hineinsteckt und einen Teil dessen für sich beansprucht, was bisher als Gemeingut galt. Man mag die Steuer und ihre Einziehung mit noch so vielen Kautelen umgeben, der Teil des deutschen Volkes, der noch deutsch zu empfinden vermag, wird sie unbedingt verwerfen und bekämpfen . . ."

„Sollte sich", so „bäumt sich" Einer dieser, die „noch deutsch zu empfinden vermögen", in demselben Blatt, „im Parlamente eine Mehrheit für den Vorschlag finden, so werden die Wogen der Entrüstung unter den Bauern noch höher schlagen, als damals gegen die Ära Caprivi."

Damals „schlugen" die „Wogen der Entrüstung" bekanntlich schon so hoch, daß die „bis in die Knochen" königstreuen „deutschen Gemüter" „die Throne krachen" ließen und zur Sozialdemokratie überzugehen drohten. Wenn also „die Wogen" noch höher „schlagen" sollen, so können sie es nicht mehr bei dem bloßen „Krachen der Throne" und der Drohung mit der Sezession auf den heiligen Berg der Sozialdemokratie bewenden lassen, sondern sie müssen schon damit bitteren Ernst machen. Eine angenehme Perspektive für Regierung und Monarchie! Aber, gewarnt und vermahnt, wie sie sind, werden sie sich noch beizeiten besinnen und das „deutsche Gemüt" nicht so reizen.

Das „deutsche Gemüt" ist aber vorurteilsfrei und weitherzig genug, das Gute zu nehmen, wo es sich findet. Ohne Unterschied der Konfession. Ob Christ, Jude oder Heide, — jeder ist als Schwurzeuge willkommen. Soeben hat das „deutsche Gemüt" den alten Römer — Plinius beim Wickel. Der lobt nämlich in seiner byzantinischen Dankrede an den Kaiser den Vater des Kaisers deswegen, weil dieser die Vicesima (3prozentige Erbschaftssteuer) den Kindern erließ, die ihre Eltern beerbten. Bei dem Erlasse der Steuer sei er davon ausgegangen, „daß es unrecht, gewalttätig, fast gottlos sei, wenn ein Rentbeamter sich zwischen Eltern und Kindern dränge, und daß keinerlei finanzielle Rücksicht wichtig genug sei, daß man ihretwegen Kinder und Eltern als Fremde behandele."

Vielleicht folgt nun ein Gewährsmann aus dem — Alten Testament. Es ist zwar „jüdisch", aber — non olet. „Das „deutsche Gemüt" kann sich beherrschen.

„Ganz unverständlich," schreiben die „Grenzboten", „ist die gegen die Erbschaftssteuer ins Feld geführte Verletzung des germanischen Volksempfindens, und es läge eine große Gefahr darin, wenn sich dieser Aberglaube festnistete. Ist es an sich schon unwahrscheinlich, daß eine Steuer, die in Hamburg, Bremen, England, Skandinavien besteht, gerade mit dem germanischen Empfinden in Widerspruch stehen soll, so bedarf es doch nur einer Erinnerung an die Grundsätze des deutschen Privatrechts, um sich zu vergegenwärtigen, daß die Besteuerung des Vermögensverkehrs von Todes wegen, und zwar auch gegenüber Abkömmlingen des Erblassers, durchaus nichts Neues und Unerhörtes ist, sondern daß gerade

Digitized by Google

der ländliche Grundbesitz, gleichviel welchen Umfangs, schon seit dem frühen Mittelalter recht bedeutenden Abgaben unterworfen war, die bei dem Übergang eines Grundstücks von seinem bisherigen Besitzer auf den Erben fällig wurden.

Schon nach altgermanischem Recht wurde den Erben eines Grundstücks die Leistung rech beträchtlicher Abgaben zugemutet. Bekanntlich gehörte die überwiegende Mehrheit alles Grundbesitzes seit dem frühen Mittelalter dem Lehensverbande an. Nun hatte das Lehenrecht der meisten deutschen Territorialstaaten einen Rechtssatz ausgebildet, wonach in jedem Falle eines Besitzwechsels, vor allem auch beim Erbgang, seitens des neuen Erwerbers des Lehens an den Lehensherrn eine Abgabe, Laudemium genannt, zu entrichten war. Dem Laudemium waren die adligen Herren sowohl wie die hörigen Bauern, die ein kleines Gut in Afterleihe besaßen, unterworfen. Wenn nun im Mittelalter der Lehensherr den Lehensmann schützte und dafür eine Abgabe erhob, wer schützt heute den Vermögenden, wenn nicht der Staat? Ist dieser aber in die Pflichten des Lehensherrn eingetreten, so mag er auch dessen Ansprüche für sich geltend machen!

Übrigens zeigt sich eine gewisse Analogie zwischen dem alten Laudemium und der modernen Erbschaftsbesteuerung auch in der unterschiedlichen Behandlung der Erbschaften nach dem Grade der Verwandtschaften. Ein gewisser Satz wurde von jedem Erben erhoben, und dazu kam ein höherer Satz, der nur auf Seitenverwandte und fernstehende Dritte, wenn sie Erben wurden, zur Anwendung kam. Es ist dies der nämliche Gedanke, den die englische Erbschaftssteuer seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts scheinbar originell, in Wirklichkeit aber nur in Nachahmung der alten deutschrechtlichen Institution verwirklicht hat, in Gestalt der ihr heute noch eigentümlichen Zweiteilung in estate duty, die von allen Nachlässen erhoben wird, und legacy and succession duty, die die Erbanfälle besteuert und sie nach dem Verwandtschaftsgrade abstuft.

Was speziell Preußen betrifft, so liegen hier die Zeiten, wo noch Laudemien zu entrichten waren, so kurz zurück, daß man sich mit Recht wundern kann, wie die geschilderten Verhältnisse gerade in den zunächst davon betroffenen Kreisen unter den ländlichen Grundbesitzern so schnell in Vergessenheit geraten konnten. Die Bestimmungen des preußischen Landrechts, das das Recht der Laudemien für bäuerliche Erbzinsgüter ausführlich regelt, haben bis zu dem bekannten Gesetze von 1850, betreffend die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Kraft gestanden. . .

Es ergibt sich also, daß frühere Zeiten vergleichsweise gegenüber dem ländlichen Grundbesitz eine recht ausgiebige Erbschaftsbesteuerung, und zwar auch der Deszendenten gekannt haben, ohne daß dadurch die Familienbande gelockert oder das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern gefährdet worden wäre . . ."

Ich glaube nicht, daß diese historischen Tatsachen irgend welchen Eindruck auf das „deutsche Gemüt" machen werden. Das „deutsche Gemüt" läßt sich so

Digitized by Google

leicht nicht „vor den Bauch stoßen“ und zwar aus dem sehr einfachen und einleuchtenden Grunde, weil obgesagtes „deutsches Gemüt“ ebendort — seinen Sitz hat.

* * *

. . . Nach alledem wird man sich denn doch gewöhnen müssen, mit der Phrase von der „Begehrlichkeit der unteren Klassen“ etwas sparsamer umzugehen. Und daß der Idealismus heute gerade ein hervorstechendes Merkmal der „oberen“ Klassen sei, daß er ihnen überhaupt in höherem Maße eigne, als den „unteren“, wird man auch nicht so schlankweg behaupten können. Auch die beliebtesten, die unbedenklichst nachgesprochenen Phrasen haben ihr Lebensalter, dann sterben sie am Fluche der Lächerlichkeit. Das erleben wir in gemessenen Zeiträumen immer wieder, hüben wie drüben, und es wäre ganz interessant und verdienstvoll, darüber einmal ein eigenes Kapitel anzulegen.

Auch die Sozialdemokratie hat daran glauben müssen und wird noch weiter daran glauben müssen. Die „unentwegte“, die „Alles- oder nichts-“Phrase hat auf dem jüngsten, dem Nürnberger Parteitage zum mindesten schwere Havarie erlitten. Trotz des künstlich erfochtenen Pyrrhussieges der unentwegten norddeutschen Radikalen haben die süddeutschen „Genossen“ doch den großen Bann gebrochen, gegen den sich bisher noch nie eine ernstliche und nachhaltige Auflehnung hervorgewagt, geschweige denn, wie in Nürnberg, durchgesetzt hat. Denn der einmütige Protest der 67 süddeutschen Delegierten gegen das Votum des Parteitages *war* offene *Auflehnung*, und da ihm nichts anderes entgegengesetzt werden *konnte*, als ein mattes Verlegenheitsgestammel, *erfolgreiche* Auflehnung. Damit sind wir allerdings vor einen Wendepunkt in der Entwicklung dieser Partei gestellt. —

Ist es nun, fragt das Frankfurter „Freie Wort“, für Deutschland und seinen Kulturfortschritt besser, wenn die Sozialdemokratie ihre prinzipielle und taktische Einheitlichkeit behält, oder wenn sie sich spaltet?

„Zunächst“, antwortet das Blatt, „erscheint es besser, wenn sie zusammenbleibt, weil — wie die Verhältnisse nun einmal liegen — die Sozialdemokratie im Grunde doch die einzige Schutzwehr gegen den Absolutismus der Regierungen ist, die wir haben. Da die Regierungen die im Schmucke ihrer Roten Adlerorden einherstolzierenden Freisinnigen in ihrer Eigenschaft als ‚Opposition‘ richtig als die non-valeurs einschätzen, die sie leider in der Tat sind, und weil von dem im innersten Mark erzreaktionären Zentrum nichts zu befürchten ist für Thron und Altar, wenn es auch einmal, wie eben, die gekränkte Leberwurst mimt und Gewehr bei Fuß steht, könnte die preußische Regierung nach Herzenslust schalten und walten, wenn die Sozialdemokratie nicht wäre. Vor ihr hat man in Preußen mit Recht höllischen Respekt, auch wenn sie in den Parlamenten keine Rolle spielt, denn sie kann, wenn alle Stricke reißen, zwei gewichtige Trümpfe ausspielen: den *Generalstreik* und den *Massen-Austritt aus den Kirchen*. Vor beiden Eventualitäten graut es auch den tapfersten preußischen Staatslenkern und Hofschranzen, genau wie vor dem vielberufenen europäischen Kriege: man weiß nämlich genau, wie die Sache anfängt, doch nicht, wie sie endet.

Digitized by Google

So ist denn eine deutsche Sozialdemokratie, die von einem einzigen Mittelpunkte aus regiert wird, als Wauwau gegen die Regierungen vorerst unersetzlich. Andererseits wäre es der Beginn einer neuen, besseren Ära in der inneren Politik, wenn sich die Revisionisten von der sozialdemokratischen Partei abspalteten, weil dann die Möglichkeit geboten würde, die absolut notwendige radikale linke Kulturpartei zu bilden, welche alle wirklichen Liberalen seit langer Zeit heiß ersehnen. ... Wenn sich die süddeutschen Revisionisten abspalten, wird die neue kulturelle Mainlinie noch breiter werden, und die Schwächung des Parteivorstandes in Berlin wird nur ein Glied der stillen, aber unaufhaltsamen ‚Gegenrevolution' des deutschen Südens gegen das ‚Überranntwerden' von 1866 und 1871 sein, die man ohne Schwierigkeit in Politik, Sozialpolitik, Kunst, Literatur, Geschmack, Industrie, Gewerbe usw. immer deutlicher herausschälen kann.

In seinem Schlußwort wies Singer darauf hin, daß die Sozialdemokratie auf ihrem Parteitage die Erinnerung an den Vereinstag deutscher Arbeitervereine vor vierzig Jahren feiere und daß sie jetzt in Nürnberg bereits den fünfundzwanzigsten Parteitag gehabt habe. Wenn man sich diese Tatsachen vergegenwärtigt, kann man es wirklich kaum fassen, daß die Sozialdemokratie nach so vielen Jahren trotz Millionen von Anhängern so wenig Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Deutschland gewonnen hat! Man lese beispielsweise die Rede Molkenbuhrs, und man muß staunen über alle die Dinge, welche die Sozialdemokratie nicht erreichte. Man hat etwa den peinlichen Eindruck, den man empfände, wenn der Vorstand eines Rudervereins Bericht erstattete, der seit vierzig Jahren alle Regatten auf allen Strömen und Flüssen und Bächen beschickt hat und immer geschlagen worden ist! Da müßte doch endlich einmal ein Vereinsmitglied aufstehen und die Frage aufwerfen, ob vielleicht die Schiffe schlecht seien oder die Mannschaft nicht genügend geschult, oder ob vielleicht die Steuerleute überhaupt falsch steuerten. Wenn man von den Budget-Debatten absieht, wurde kaum etwas gegen die Leiter der Sozialdemokratie vorgebracht. Man scheint also tatsächlich anzunehmen, daß man trotz aller Mißerfolge auf richtigem Wege ist. Der Außenstehende kann schlechterdings nicht verstehen, wie eine Partei von so viel Mißerfolgen leben, wachsen und gedeihen kann! Um so weniger, als die Partei sogar in der Vergangenheit entschieden mehr Erfolge gehabt hat — man denke nur an die Arbeiterversicherungsgesetze und die Einschränkung der Soldatenmißhandlungen vor Jahren, während Zolltarif und preußisches Volksschulgesetz glatt angenommen wurden; von dem Steuerbukett ganz zu schweigen, das jetzt kommen wird. Man hat das poetische Schauspiel einer Partei vor Augen, die ‚vom Tau der Hoffnung schmachtend lebt'.

Der Kenner der Geschichte wird — von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Marxschen Theorie einmal ganz abgesehen — von vornherein geneigt sein anzunehmen, daß sich die wirtschaftliche und politische Gestaltung der Dinge total anders entwickeln wird, als die Leiter der sozialdemokratischen Bewegung prophezeien. ‚Es kommt immer anders', ist die große Lehre der Geschichte. Der stereotype Fehler, der sich immer wiederholt, ist der, daß die Macht des Bestehenden ungeheuer unterschätzt wird. Das Alte ringt sich immer

Digitized by Google

wieder durch nach unendlichen Metamorphosen. Das untergegangene Römerreich ist immer noch da, wenn es auch die Firma ‚Römisch-katholische Kirche' führt, Frankreich marschiert nach allen Niederlagen auch heute wieder ‚an der Spitze der Zivilisation', der ‚unausstehliche Türke', der ‚kranke Mann', schickt sich immer noch nicht an, die Sophienkirche zu räumen, und in Rußland ist der Absolutismus wieder obenauf. Es ist eben unendlich schwer, etwas mit Stumpf und Stiel ‚umzustürzen', das haben die Führer der Sozialdemokratie ein wenig übersehen. Ja, man kann vielleicht sagen: es ist ganz unmöglich, etwas umzustürzen, wenn man nicht im feindlichen Lager Bundesgenossen werben kann — und das haben die Führer überhaupt übersehen. So hat denn die Sozialdemokratie glücklich in Deutschland alles gegen sich — nicht nur die Industriellen, die Feudalen, die Regierungen — nein, auch die wirklichen Fortschrittsfreunde, welche sie immer aufs schnödeste zurückgewiesen hat. ‚Alles oder nichts' ist ihre Devise. Damit wirbt man keine Bundesgenossen — damit setzt man sich auf den Isolierschemel.

Wahrscheinlich liegt in diesem Vorgehen gegen alles, was nicht auf den dogmatischen Marxismus eingeschworen ist, der Hauptgrund für die Mißerfolge der deutschen Sozialdemokratie. Der Zuzug von wertvollen Mitstreitern aus anderen Lagern hat so gut wie aufgehört. Wer aber die Diskussionen über die Parteischule gelesen hat, kann es nur begreiflich finden, daß dies so gekommen ist. Die Sozialdemokratie erstarrt immer mehr in ihrem Dogmatismus, und den sozialdemokratischen ‚Modernisten' wird mindestens so übel mitgespielt wie den katholischen. Es ist um so erstaunlicher, daß die Sozialdemokratie so exklusiv geworden ist, als sie doch an Preußen täglich und stündlich studieren konnte, wie weit man mit der Exklusivität kommt. Ebenso wie Preußen-Deutschland im Wettkampfe mit anderen Nationen nur deshalb so viele Niederlagen erleidet, weil es seine Beamten lediglich aus einer streng abgegrenzten Schicht der Bevölkerung wählt, während echte Demokratien, wie Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, vor allem fragen: wie ist der Mensch als solcher, ebenso kommt die Sozialdemokratie in Deutschland keinen Schritt weiter, solange sie der Rekrutierung ihrer Mitstreiter viel zu enge Grenzen zieht. Und genau so, wie die höfisch-feudale Atmosphäre in Preußen bereits automatisch als unfehlbares Mittel wirkt, um gerade die Tüchtigsten davon abzuhalten, Stellungen zu erstreben, in denen man beispielsweise in Eskarpins Fackeltänze mitmachen muß, wenn eine Prinzessin heiratet — ebenso wirkt die rüde, banausische Schimpfatmosphäre in der Sozialdemokratie automatisch als Abschreckmittel gegen alle feiner gearteten höheren Naturen. Da aber heutzutage fast jeder nachhaltige Erfolg vor allem von dem Wirken hochbefähigter produktiver Persönlichkeiten abhängt, ... so hat die Sozialdemokratie ihren Zolltarif gerade so herunterschlucken müssen wie die Reichsregierung ihre Marokko-Blamagen. Die ‚gütige Vorsehung' scheint es weise so eingerichtet zu haben, daß Organisationen, die zu mächtig werden könnten, in ihrem eigenen Dogmatismus ihre Schranken finden. ..."

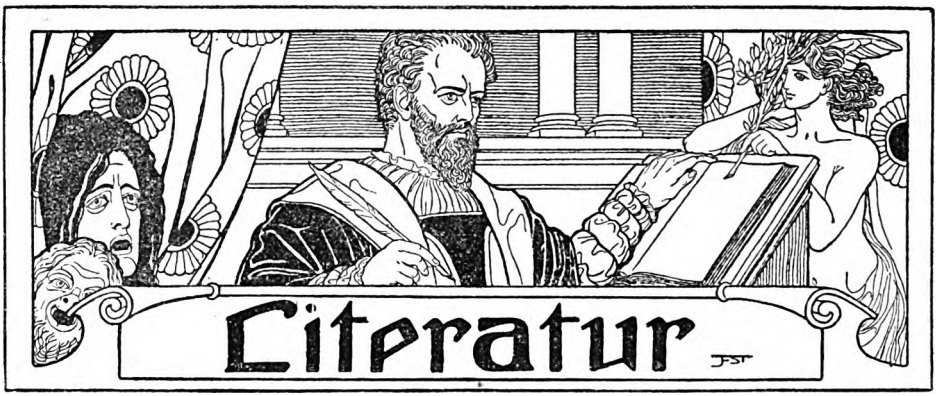
Digitized by Google

In einer sozialdemokratischen Versammlung zu Berlin-Schöneberg sprach „Genosse" Eduard Bernstein, freilich ein berüchtigter Oberketzer, u. a. diese Worte gelassen aus:

„Es ist heller Wahnsinn, eine Politik zu treiben, die direkt auf die Revolution hinausläuft. Es geht ein Zug der Unruhe durch die Arbeiterschaft, der sich nicht allein gegen die Regierung, sondern auch gegen die Arbeiterführer und Parteiführer richtet. Beachtenswert sind in dieser Beziehung die Vorgänge beim letzten Maurerstreik, wo die Arbeitermassen ihren Führern die Gefolgschaft kündigten, selbst Bebel. Seit einigen Jahren gefällt man sich in der Gegenüberstellung von Radikalen und Revisionisten. Was sind Revisionisten? Nun, ein Revisionist ist ein Genosse, der den Redaktionen des ‚Vorwärts' und der ‚Leipziger Volkszeitung' nicht gefällt. Sie sind schon unzählige Male mit Pauken und Trompeten totgeschlagen, leben aber vergnügt weiter. ..."

Wie gefällt Euch das?

Digitized by Google



Shakespeare und die Religion

Von

S. Woermann

In aller Gedächtnis dürfte noch die Verurteilung Shakespeares sein, die vor einigen Monaten Graf Leo Tolstoi in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften der Welt kundtat (in deutscher Übersetzung seitdem auch als Buch erschienen bei A. Sponholtz, Hannover).

Merkwürdigerweise steht nun Tolstoi mit dieser Verurteilung Shakespeares nicht allein, denn was Emerson in seinen „Repräsentanten des Menschengeschlechtes" über Shakespeare sagt, enthält denselben Vorwurf, wie ihn Tolstoi erhebt: Tendenzlosigkeit und Gleichgültigkeit in bezug auf moralische oder religiöse Endzwecke.

Diesen Vorwurf, der in den Augen von Nietzsches Rittern und Knappen das größte Lob ist, verdient Shakespeare nicht.

Er hat moralische Endzwecke und religiöse Tendenzen, jedoch sind diese bei ihm beinahe ebenso verborgen wie im Leben von Gott-Natur selbst; verdichtet in Charakteren und in Handlung.

Bei ihm gibt es kein Philosophieren, bei ihm ist alles Leben, und darum ist er der größte aller Dichter.

„Und Hamlet?" ...

Nur Geduld! Der Widerspruch ist nur ein scheinbarer.

Vor allem dürfen wir die Werke Shakespeares ebensowenig alleinstehend betrachten wie die einzelnen Sprüche und Parabeln Christi. Alle zusammen geben erst das rechte Verständnis; denn alle zusammen — von „Troilus und Cressida" an durch „Hamlet" hindurch bis zum „Sturm" — bilden ein einziges Riesendrama, das „Shakespeare" heißt.

Hier ist ein gewaltiges, den ganzen westlichen Teil der Menschheit umfassendes Dichterleben. Wohlgemerkt: kein Gerede, sondern ein Leben.

Zwar hat Shakespeare das wenigste von all dem physisch durchgemacht, was er in seinen Dramen verkörperte; doch nahm sein sensitives Gemüt selbst den

Digitized by Google

zartesten Eindruck der Taten, ja selbst der unausgesprochenen Gedanken und Gefühle seiner Umgebung scharf und klar auf. Als dieser hochsensitive Mensch schildert er sich selbst im „Hamlet".

Diese Eigenschaft des Aufnehmenkönnens ist es, die aus dem Menschen einen Dichter, aber auch gleichzeitig einen Märtyrer macht; es ist die Eigenschaft, die, wenn sie nicht überwunden wird, ihren Besitzer in der tatenlosen Melancholie eines Lenau zu Tode martert.

Nur aus einer dieser Eigenschaft entspringenden Stimmung heraus konnte Goethe den Faust sagen lassen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an."

* * *

Es gibt dreierlei, was sich im Menschenleben immer wiederholt: Die Begierde, die durch die Begierde veranlaßte Tat, und das Nachdenken über die Folgen der Tat.

Diese drei werden von dem durchdrungen, was man Moral, Religion, Unter- oder Überbewußtsein, Gewissen und Seele nennt, und was bei den meisten Menschen ebenso unklar bleibt wie die Reflexion über das im Leben Vollbrachte.

Die Begierden und Leidenschaften sind charakteristisch für die Jugendzeit.

Im „Shakespeare" nehmen sie markante, farbige Verkörperungen an: da tritt die Eifersucht als Othello, die sinnliche Liebe als Romeo, der Ehrgeiz als Macbeth, der Stolz als Koriolanus, die Rache als Jago, der Geiz als Shylock auf.

Für all diese Gestalten ist gerade d a s charakteristisch, daß sie in der Leidenschaft handeln — ungeschwächt von „der Gedanken Bläße".

Diese verkörperten Leidenschaften toben sich deshalb auch bis zur letzten Konsequenz aus — bis zum Tod und Wahnsinn.

Die Leidenschaft, die „am Anfang süß wie die Wasser des Lebens, am Ende aber wie Gift so bitter ist", richtet ihren Träger zugrunde, gewährt keine wahre Freude. Diese Lehre ist eine wichtige religiöse Lehre, und jedermann, der offenen Sinnes Shakespeares Tragödien betrachtet, muß zu dieser Erkenntnis gelangen.

Ist nun Shakespeare vielleicht deshalb unreligiös, weil er diese Lehre schauen läßt, statt sie predigen zu lassen? —

Wir kommen zu der zweiten wichtigen Lehre, die Shakespeare bietet.

Das Nachdenken und Vorbedenken ist eine Eigenschaft des gereiften Mannes, der in der Schule der Leidenschaften Erfahrungen gesammelt hat. Hier tritt die psychische Welt mit großer Kraft ins Leben des Menschen ein. Dieser Lebensabschnitt wird im Hamlet verkörpert.

Hamlet ist die Tragödie aller Philosophen, Dichter, Träumer und Wissenschaftler, die Tragödie des Intellektes und der Phantasie.

Die psychische Welt kann ein dauerndes Vergnügen bieten und kann uns keine Lösung der Welt- und Menschenrätsel geben; zwar schwächt sie die Macht der schnelltötenden Begierden, mordet uns aber dafür qualvoll langsam durch die Melancholie und Verzweiflung.

Wird der Mensch zum Überwinder dieser Entwicklungsstufe, so enthüllt sich ihm, dem Sieger, das göttliche Leben.

Digitized by Google

Das Herz mit seinen Regungen, der Intellekt mit seinen Bestrebungen wird beiseite geschoben, damit sie Platz machen der strahlenden Seele.

„Und wie die Edlen, die Heerführer, die Wagenlenker und Ratsherren sich bereiten, dem nahenden Könige mit Speise, Trank und Obdach zu dienen und rufen: der König kommt, der König ist da! — so bereiten sich alle Kräfte zum Dienst der Seele und sprechen: die Seele kommt, die Seele ist da!"

* * *

Das Leben der göttlichen Seele bietet wahre Freude, unerschöpfliche Energie, tiefstes Wissen. Im „Shakespeare" wird der Sieg der Seele in Prospero, der Hauptperson vom „Sturm", verkörpert. In diesem Stücke zeigt sich der Dichter als Mystiker und Theosoph, als dramatischer Meister Ekkehardt.

Prospero wird von Mailand verbannt, wie die göttliche Seele aus dem Wesen der leidenschaftlichen Menschen.

Es ist das Licht, das „in die Finsternis scheint", aber nicht erkannt wird, der Herrscher über die guten und bösen Kräfte der Natur. Durch sein theurgisches Können und Wissen bekommt er seine Widersacher in seine Gewalt. Im „Sturm" der Leidenschaften und Schicksalsschläge sinkt all der Trotz, die Bosheit, die Sinnlichkeit und Spekulation des Menschen, und er rettet sich auf das Eiland des Friedens, der Seele.

Hier enthüllt die Stimme des Gewissens seine verworfensten Gedanken und lehrt ihn Buße und Umkehr; hier naht das menschliche Gemüt sich der Kraft der ewigen Liebe, deren Symbol Miranda ist; es wird vom „Ewig Weiblichen" angezogen. Sie macht aus dem Egoisten den „Ergebenen", der nun harte Arbeit leistet, um dem Göttlichen zu gehorchen. Wer aus der Liebe Gottes heraus handelt, wird ein Sohn des Vaters. — Miranda ist jene Sophia, von der Jakob Boehme und Gichtel sprechen; sie wird dem Dienenden zuteil.

Es ist vielleicht überflüssig, den Inhalt dieses bisher so wenig bekannten Stückes hier wiederzugeben.

Am besten ist, es selbst zu lesen, wenn man es noch nicht gelesen hat, oder es sich in dem Neuen Schauspielhaus zu Berlin anzusehen.

Aber auch für den, der von einer Symbolik nichts wissen will, trotz Goethe und Wagner, ist dieses Stück der dramatisierte Bibeltext: „Ich aber sage euch, liebet euere Feinde, tuet Gutes denen, so euch hassen", denn Prospero verzeiht seinen Todfeinden, beherbergt sie und führt sie als Freunde nach der Heimat zurück.

Der „Sturm" war Shakespeares letztes Stück.

Das Leben der Seele war in dem Dichter voll aufgegangen in der Glorie der barmherzigen Liebe und erhob ihn über die Kategorie der Dichter hinaus zum Mystiker.

Er zog sich von der Bühne zurück, um das prosaische Leben eines Bürgermeisters in einer kleinen englischen Stadt, Stratford, zu führen.

Er, der seine Sonette vor der Königin Elisabeth deklamiert hatte, las nun Akten und Protokolle, machte Korngeschäfte, gab seinen Töchtern eine gute Erziehung und starb, ohne sich einen Deut um das Schicksal seiner Werke und um seinen Dichterruhm zu kümmern.

Digitized by Google

Seine Werke als die besten dramatischen Darstellungen der physischen, psychischen und spirituellen Welt sorgten selbst für sich.

Shakespeares Werke predigen keine Religion, sie wirken Religion.

Theaterkritiker oder -nörgler

Es ist ein eigen Ding um die Stellung des Kritikers beim Publikum. Hört man sich in Theater oder Konzertsaal in den Wandelgängen etwas um, so vernimmt man fast nur ungünstige Worte über den Kritiker. Fast alle sind sich einig darüber, daß er zum mindesten ein Griesgram und Nörgler ist, viele stimmen dafür, daß er ein neidischer oder überhaupt böswilliger Mensch sei. Übrigens behaupten schier alle, auf die Kritik gar nichts zu geben; in Wirklichkeit haben sie nichts eiliger zu tun, als im geliebten Morgenblatt die Kritik über die Vorstellung des vorangehenden Abends zu lesen und das eigene Urteil danach zu formen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß sehr oft ein schroffer Gegensatz zwischen dem öffentlichen Urteil des Kritikers und dem persönlichen der übrigen Besucher — auch der literarisch gebildeten — klafft. Gerade ernste Literaturfreunde leiden darunter und fühlen sich in einen Gegensatz zur Kritik gedrängt, der ein ersprießliches Ineinandergehen dieser beiden für die Kunst unentbehrlichen Teile sehr erschwert, wenn nicht gar unmöglich macht.

Julius Hart, den niemand zu den grundsätzlichen Nörglern rechnen wird, sucht im „Tag" die Frage zu beantworten, wie es kommt, daß die Theaterkritik weit mehr Tadel als Lob in sich birgt, mehr abspricht, als anerkennt. „Wenn es nur die Theaterkritik von heute wäre! Aber man mag ruhig hundert Jahre und weiter, bis in das goldene Zeitalter unserer Dichtkunst zurückgehen, und man wird finden, daß damals ebensogut wie in der Gegenwart gerade die ernste, die am innigsten für die Kunst begeisterte Kritik weit öfter in bittere Klagen über die traurigen Zustände der Bühnenliteratur als in Freudenhymnen ausgebrochen ist. Damals sowohl wie heute sah sich der Kunstrichter, am meisten zu seinem eigenen Leidwesen, zu einem fast berufsmäßigen Tadler bestimmt. Also auch in der Zeit der Goethe und Schiller? Nun, das wäre ja der beste Beweis, daß man es diesen Herren überhaupt nicht recht machen kann. Der Leser, welcher dies einwirft, macht nur das eine Versehen: er sieht aus der Ferne die großen, glänzenden Höhen, aber er steht nicht inmitten der Dinge, so daß er auch die tiefen, tiefen Täler erblickt. Er nennt die Namen Goethe und Schiller, aber nicht die hundert Namen derer — nun, die hundert Namen, welche heut' längst vergessen und verschollen sind, die von keiner Literaturgeschichte, es sei denn einer streng wissenschaftlichen, mehr aufgezählt werden, und die nur der Fachmann noch kennt, nur der Quellenforscher noch liest. Ein Goethe ist zu seiner Zeit überhaupt nur selten auf die Bühne gekommen, und die meisten seiner Dramen sah er nur recht kühl aufgenommen oder geradezu abgelehnt werden. Auch Schiller war nicht der eigentliche Bühnenbeherrscher seiner Epoche, er war es lange nicht so sehr wie heute. Wenn es die Tageskritik vor hundert Jahren nur mit solchen Männern zu tun gehabt hätte, dann würde sie gewiß nicht dem Tadeln aus Beruf verfallen sein. Aber in den weitaus meisten Fällen stand sie irgendeinem von den hundert Tagesschriftstellern gegenüber, von denen heut' eben nur die wenigsten wissen, daß sie überhaupt einmal gelebt haben."

So ist es auch verkehrt, gerade im Hinblick auf heute, vom *Verfall des Theaters* zu sprechen. War unser Theater denn jemals ein höherer Kulturwert? „Goethe mußte dem Hund des Aubry weichen, die vielgepriesene Weimarer Theaterperiode endete mit den

Digitized by Google

Künsten eines dressierten Pudels: das ist ein Ereignis, symbolisch für das Theater der Vergangenheit, der Gegenwart und einer vorläufig noch unabsehbaren Zukunft. Die Bühne ist eine Brutstätte aller literarischen Nichtigkeiten und Torheiten; das Unkraut wird immer in breiter Fülle die wenigen goldenen Ähren überwuchern, Erzeugnisse, die künstlerisch eigentlich kaum zu würdigen sind, werden auf ihr stets im Vordertreffen stehen. Und der unerschrockenste, der einsichtigste, der kunstbegeistertste Dramaturg, an die Spitze eines Theaters gestellt, könnte daran nichts ändern, wie die Goethe und die Immermann es nicht vermochten. Ich spreche von der Tagesbühne, nicht von Unternehmungen wie dem Bayreuther; diese und ähnliche Unternehmungen sind eben aus der Erkenntnis heraus entstanden, daß das stehende Theater, wie es heute ist, durch seine Entwicklung, seinen ganzen inneren krankhaften Organismus es in keiner Weise vermag, eine reine Stätte der reinen Kunst zu bilden, eine ‚moralische Anstalt', eine Stätte des edlen Geisteslebens, oder wie die Ideale sonst ausgeprägt sind: würdig neben Schule und Kirche zu stehen. Diese organischen Krankheiten sind so oft schon nachgewiesen, daß es nicht verlohnt, an dieser Stätte näher darauf einzugehen. Es genügt, an weniges zu erinnern: an die Geldfrage und die durch das Geld bedingte Abhängigkeit von einem nicht einmal großen Publikum, dessen Vergnügungsbedürfnis groß, dessen Kunstbedürfnis und ästhetische Bildung aber vielfach sehr gering ist. ... Diese Zustände bedingen die besondere Stellung des Kunstkritikers, ja, man kann es ruhig sagen, eine halbe Feindschaft gegen das Theater, einen Haß, dessen Mutter die Liebe ist. Und in mancherlei Hinsicht steht er auch im vollen Gegensatz zum Publikum, besonders zu dem Zuschauer, der mit lachender Miene heimkehrt: ‚Ich habe mich zu Tode gelacht. Was will man mehr? Nun soll mir aber dieser Kerl, der Kritiker, noch ein Wort sagen', oder zu dem Gerührten, der geweint hat und, weil er weinte, das Trauerspiel entzückend findet." Von den zahllosen Neuerscheinungen, die jedes Jahr auch der Bühne bringt, bieten naturgemäß nur wenige eine einigermaßen künstlerische Unterhaltung, und fast verschwindend sind solche, die dem Geiste eines echten Dichters entstammen. Das Zeitungswesen aber hat seine Einrichtungen so getroffen, daß es dem Tage dient, wie es im allgemeinen vom Tage seinen Stoff erhält. So kommt es, daß der Kritiker nicht auswählen kann, sondern alles besprechen muß.

Wenn aber diese Verhältnisse wirklich unüberwindbar sind, wenn die Bühne gezwungen ist, der seichten Alltagsware einen breiten Raum zu gewähren, warum — frägt Julius Hart —, „warum stehst du dann, törichter Kritiker, wie ein Danaide am Faß und machst dich daran, zu bessern und zu bekehren, obwohl du dir selbst nicht einbildest, etwas Besonderes damit zu erreichen?! Oder wenn das Theater eine Mißgeburt, ein Zwitterding zwischen Mysterienbühne und Jahrmarktsbude, halb Kunstanstalt, halb Vergnügungsanstalt — warum nimmst du es denn nicht so, wie es ist, warum beugst du dich dann nicht der Tatsache und kritisierst seine Taten als Taten der Kunst, wenn die Kunst in Frage kommt, und lachst mit den Lachenden, wenn's nur einem fröhlichen Spaß galt?"

Hart erkennt die Berechtigung dieser Frage an, bestreitet aber schroff jede Nachgiebigkeit. Der Kritiker stehe im Dienste einer großen Sache, eines Ideals, das in seiner Welt der Verneinung leuchtet und bei allem Niederreißen nur das Ziel hat: aufzubauen. „Der Kunstrichter kommt im Namen der Kunst, er ist ihr eifrigster und fanatischster Priester ... Er ist in der Welt der Kunst, was in der Welt der Ethik der Prophet und der Wüstenheilige ist; er stellt die höchsten idealen Forderungen, von denen er sich kein Tüttelchen abhandeln läßt ... Der Dienst der Kunst: das ist der Mittelpunkt all seines Tuns, hier laufen alle Fäden zusammen. Die einzige und letzte Tendenz seines Schaffens ist die Förderung und Verbreitung der Kunst, ihre Herrschaft zu erweitern, das Verständnis für ihre Schönheit und Größe und Gewalt, ihre Bedeutung für das menschliche Geistesleben überall zu erwecken und das Publikum in der Begeisterung für die ideale Kunst unablässig zu stärken. Wie der Sittenlehrer, der religiöse Erneuerer als Letztes eine von allen Sünden gereinigte, in der Tugend vollkommene Mensch-

Digitized by Google

heit sich träumt, so glaubt der Kritiker, der es in Wahrheit ist, an eine schließliche ästhetische Vollkommenheit, an eine einzige große Gemeinde von Kunstfreunden, der die höchste Poesie zugänglich ist. Auch das ist eine Vollendung in der Menschheitsentwicklung. Und die Erkenntnis, daß die Erfüllung des Ideals noch in einer unendlich weiten Ferne liegt, vielleicht nur immer eine Hoffnung bleibt, daß er, wenn man sein Schaffen vom Standpunkt des Tages aus betrachtet, eine anscheinend erfolglose Danaidenarbeit verrichtet, kann seine Schwingen nicht lähmen. Man müßte sonst auch alles religiöse Tun und jedes ethische Wirken zurückweisen, da es beim ersten und zweiten Zusehen für eine Befreiung der Menschen von Verbrechen und Schuld ungeheuer wenig zustande bringt. Auch der Prophet und religiöse Gesetzgeber fordert Erfüllung des Ideals, obwohl die Menschheit diesem Ideal in Jahrtausenden kaum einen Schritt näher rückt. Der Kritiker nimmt in dem Kampf um das Theater eine strenge und entschiedene Parteistellung ein. Die Kräfte, welche das Theater als Vergnügungsanstalt auf Kosten der Kunstanstalt immer mehr anwachsen lassen, sind die mächtigsten, und die Entwicklung der englischen Bühne, viele Anzeichen bei uns lassen einen Sieg der roheren Massentriebe gewiß nicht ausgeschlossen erscheinen. Er aber hält das Steuer fest auf das eine und einzige Ziel, daß die Bühne nichts sein soll als eine Heimstätte der Dichtung. Er kämpft für ihre stets höhere und reinere Entwicklung als Kunstanstalt, für die Überwindung der Jahrmarktsbude durch die Mysterienbühne. Bequemt auch er sich zu einem feigen Allesgehenlassen, nimmt er die Tatsache hin, daß das Theater halb der Kunst, halb dem Zeitvertreibe dient, und freut auch er sich heute der Kunst, morgen des Zeitvertreibes, dann billigt und fördert er nur die breitere Entfaltung der Jahrmarktslust."

* * *

Das sind schöne Worte, und jeder, der selber kritisch tätig ist, möchte wohl uneingeschränkt dieser idealen Auffassung des Kritikerberufes zustimmen. Aber die Aufgabe des Kritikers läßt sich nach meiner Überzeugung nicht auf eine so einfache Formel bringen, wie es hier geschehen ist. Kritik ist dazu ein viel zu umfassender Begriff. Vor allem ist Kritik nicht das eigentlich Ursprüngliche, sondern wird erst durch ein anderes hervorgerufen; sie steht darum in Beziehung zu den verschiedensten Verhältnissen und muß relativ sein. Was Hart als Kritik bezeichnet, ist im Grunde philosophische Ästhetik: Aufbau einer Weltanschauung des Schönen. Um seinen Vergleich mit dem Propheten und Prediger in der Wüste zu übernehmen, wäre der Kritiker Religionsstifter oder Apostel eines solchen. Ich glaube aber, daß der Kritiker in Wirklichkeit mehr oder doch ebensosehr die Stellung des *Seelsorgers* hat. Während der Prophet die Lehre in aller Strenge und Reinheit aufstellt, das Ideal hinstellt, das erreicht werden soll, unbekümmert, ob und wie es zu erreichen ist, — kennt der Seelsorger genau die tausend Hemmnisse, die uns von jenem Ideal trennen, und daraus erkennt er die Notwendigkeit des langsamen Vorgehens unter Berücksichtigung aller hemmenden und fördernden Verhältnisse. Nur so ist ein allgemeiner Fortschritt allmählich möglich, während bloßes Betonen des Ideals leicht im schlimmen Sinne zum Predigen in der Wüste, d. h. wirkungslos wird.

Gerade *Goethe*, auf den sich Hart beruft, gibt das Beispiel einer so durchaus mit den Verhältnissen rechnenden kritischen Tätigkeit. Er hätte sonst auch kaum das Wort gefunden, daß wir uns dadurch frei fühlen, wenn wir unsere Bedingtheit erkennen. So hat Goethe oft gute Worte für Kotzebue gefunden und in seiner Bühnentätigkeit keineswegs bloß schädigende Kräfte gesehen, sondern erkannt, daß Kotzebue in seinen Grenzen Gutes schuf und darum im Theater vollauf berechtigt war. Derselbe Goethe, der dem Hund von Aubry wich; der andererseits eine außerordentlich große Zahl von Theaterabenden dem großen Drama zu gewinnen verstand. Goethe hat also die Berechtigung des Unterhaltungstheaters vollauf anerkannt und danach gehandelt. Darauf kommt es an. Unsere Kritiker geben alle zu, daß wir das Theater auch als Unterhaltungsstätte brauchen, aber sie legen — nach Harts Verlangen — an jedes Unterhaltungsstück ihre Maßstäbe der großen Kunst und *müssen* deshalb *verurteilen*.

Digitized by Google

Dadurch geraten sie in Gegensatz mit dem Empfinden auch des gesunden und gutwilligen Theaterpublikums und sie werden — wirkungslos. Je ruhiger man Unterhaltungswerte anerkennt, um so schärfer und wirksamer kann man gegen den Clown im Theater auftreten. Wir wollen doch nicht vergessen, daß der Pudel, der den Theaterdirektor Goethe stolpern machte, von einer schönen Schauspielerin geführt wurde, die die Mätresse des regierenden Fürsten war. Also *Hoftheater*-Elend.

Natürlich ist diese Abhängigkeit der Hoftheater nicht schlimmer als jene Abhängigkeit vom Börsenprotzentum, in der die meisten „literarischen" Theater Berlins wenigstens für die Premieren stehen. Aber da heißt es eben für die Kritik, die Waffen nach der rechten Seite zu kehren, die richtigen Feinde zu bekämpfen. Diese finanzielle Stellung unserer Theater ist eine wesentlich *soziale*, nicht eine *künstlerische* Frage. Es haben zahlreiche Theatergründungen der letzten Jahre deutlich ergeben, daß sich wirksam gegen diese verhängnisvolle soziale Abhängigkeit unserer meisten Theater vorgehen läßt.

Wenn die Kritik sich ganz auf den von Hart vertretenen Standpunkt stellt, hat unter ihrer Strenge niemand mehr zu leiden, *als der dichterisch ernst Strebende, als alle Versuche zu großer Kunst*. Das mag zunächst paradox erscheinen, ist aber doch infolge der gesamten äußeren Verhältnisse der Fall. Sofern in einem Schwank oder in einem sensationellen „Fall"-Stück für etliche wirksame Rollen gesorgt ist, pflegt auch die vernichtendste literarische Kritik den Erfolg kaum zu beeinträchtigen. Die Theaterdirektoren halten das Stück auf dem Spielplan; vom dritten Tag ab sind sie mit ihren Notizen in den Zeitungen Meister; kurze Zeit, und dieselben Blätter, deren Kritiker das Stück „vernichteten", feiern die Jubiläumsaufführungen mit; man hat ja auch weniger kritische Berichterstatter oder überläßt schlimmstenfalls den Fall dem „lokalen" Teil. Das Publikum erfährt durch Bekannte von den Witzen, der köstlichen Schauspielerleistung, der leicht erschließbaren Schlüsselhandlung, der reichen Ausstattung — und läuft hin. Die Kritik war wieder einmal ohnmächtig; viel wirkungsloser, als wenn man einfach gesagt hätte: Das Stück ist ausgewalztes Blech und kann von literarisch-künstlerischen Gesichtspunkten aus überhaupt nicht gewürdigt werden.

Ganz anders liegt der Fall bei literarisch ernsten Stücken. Hier wirkt der Tadel wie Hagelschlag. Nur als widerwillig erfüllte Pflicht bringen die Direktoren so spärlich wie möglich solche Stücke. Das Publikum aber wartet in diesen Fällen, wo auf leichte Unterhaltung nicht zu rechnen ist, vorsichtig die Kritik ab. Ist diese ungünstig, so hilft auch ein schöner Erfolg der ersten Aufführung nichts; das Theater bleibt leer, und die Direktion beeilt sich, das Werk wieder abzusetzen. An seine Stelle tritt das literarisch völlig belanglose, also kunstfeindliche Geschäftsstück. Und das hat mit ihrem Nörgeln und mit ihrem von hoheprieſterlichen Theorie-Idealen erfüllten Größenmaßstabe die Kritik getan! Was hilft es, daß die Kritik das hohe Streben und den literarischen Ernst anerkennt, wenn sie nachher vorzugsweise das aufzählt, was dem Werke mangelt, was ihm fehlt. Das schreckt unfehlbar die Theaterbesucher ab. So, wie wir heute stehen, wie wir alle Mühe haben, einem literarisch ernsten Stück noch eine Bühne zu erschließen, gilt es vor allem, die *Werte* festzustellen. Das Publikum folgt, wie hundert Beispiele zeigen, mit warmer Teilnahme solchen ernst geschaffenen Theaterwerken. Es ist sogar zu günstig eingestimmt. Es sieht die Fehler nicht so gut wie der Kritiker; hat nicht so viel Vergleichsstoff, um die Schwächen aufzuweisen. Aber es fühlt die *Stärken*, die *Werte* und wird von ihnen ergriffen. Hätte die Kritik in solchen Fällen — ich könnte Dutzende aus den letzten Jahren aufzählen — solche literarisch tüchtigen Arbeiten mehr mit der ausgesprochenen Absicht anzuerkennen besprochen, sie hätte in *kunstpolitischer* Hinsicht sich ein unendlich größeres Verdienst erworben, als sie jemals durch diese Hervorhebung der Schwächen gewinnen kann. An hundert Theaterabenden wäre Tausenden gute literarische Kost angeboten worden, statt des Giftes, das nun dargereicht wird.

Das Wichtigste für den Kritiker ist, seine Bedingtheit zu erkennen, einzusehen, daß sein

Digitized by Google

Urteil relativ sein muß. Hart hebt die Wirkung der Tatsache hervor, daß die Einrichtung der Tagespresse zur Besprechung jeder Theaterneuheit zwinge. Die Wochen-, die Monatsschrift übt dagegen schon die Auswahl; der Historiker der zeitgenössischen Literatur wird im Buche tausend Literaturwerke nicht einmal nennen, die die Tagespresse besprechen mußte. Daraus ergibt sich doch folgerichtig, daß die kritischen Maßstäbe für die Tagespresse andere sein müssen, als wenn der Kritiker von höherer Zeitwarte aus weiteren Umblick hält. Für den Tag kann sehr gute Dienste tun, was übers Jahr mit Recht in die Rumpelkammer wandelt.

Fassen wir zusammen: Das Theater ist ein so umfangreicher Kulturfaktor, wendet sich an so weite Kreise, tritt mit so hohen sozialen Ansprüchen auf, daß es leicht erklärlich ist, daß viele außerkünstlerische Kräfte und Mächte leicht darauf Einfluß gewinnen. Die segensreichen Wirkungen, die vom Theater ausgehen können, sind nicht bloß künstlerischer, sondern auch ethischer Art. Hohe Kunst wird diese ethischen Kräfte von selber in sich tragen. Die Erziehung zu feiner und vornehmer Unterhaltung ist von höchster kultureller Wichtigkeit. Der Schaden, der vom Theater ausgehen kann, ist die Ernährung und Stärkung aller niederen Unterhaltungstriebe. Das Theater übt in einem Maße, wie sonst höchstens die Musik, soziale Wirkungen aus. So muß es auch für die Kritik Pflicht sein, die kunstsozialen Wirkungen und Werte der Theaterliteratur ebenso stark im Auge zu behalten wie die rein künstlerischen. Es muß das erste Streben der Kritik sein, das Theater möglichst von aller schädlichen Wirkung fernzuhalten. Jeder Abend, den wir schädlicher, niedriger Theaterunterhaltung abjagen, ist Gewinn. Diese mehr sozialkünstlerische und kunstpolitische Arbeit hat die Kritik vor allem in der Tagespresse zu leisten. Denn diese Tagespresse wird auch in diesem Geiste gelesen, ganz anders als die Zeitschrift oder das Buch. Hier hat die Kritik Gelegenheit genug, ihre rein literarischen Ziele anzustreben. Jedes an seinem Orte und zu seiner Zeit.

Der Kritiker ist vor allem auch Kunstpolitiker. Jeder wahre Politiker trägt sein Ideal in Kopf und Herz, dem er unentwegt nachstrebt. Aber erfolglos, ja lächerlich ist der Doktrinär. Es gilt mit beiden Füßen auf der Erde stehen, jeden Zoll wahrnehmen, der uns dem Ziele näher bringt. Für dieses langsame Vorgehen sind Höhenpunkte und wertvolle Güter bereits dort, wo man von der Höhe aus nur kleine Werte feststellen könnte. Aber ohne diese kleinen Erfolge des Tages kommen wir nie ans Höhenziel. So ist's auch in der Kunst, und vor allem beim Theater. Das hat der Kritiker zu bedenken, der nicht theoretischer Stubengelehrter, sondern Kämpfer sein will im wirklichen Leben. St.

Einem vergessenen Dichter

Hermann Kunibert Neumann (geb. 18. November 1808)

Wieder eine „Ausgrabung"! wird der verehrliche Leser ausrufen, wenn er den Namen Neumann liest, dahinter den Geburtstag des Mannes, und wenn er sich dann vergegenwärtigt, daß in wenigen Tagen der 18. November 1908 ist, also eine Spanne von hundert Jahren zwischen jenem und diesem Datum liegt. Freilich unsere Zeit hat im allgemeinen Wichtigeres zu tun, als den Klängen der Vergangenheit zu lauschen. Aber den „Türmer" liest man ja doch in seinen Feier- und Mußestunden. Und in diesen Stunden, da man fern vom Handwerk, fern vom Alltag ist, läßt man sich ganz gern einmal erzählen, daß zu dieser und jener Zeit ein Mann gelebt, der dies und jenes geleistet hat. Und man kommt ganz gern einmal in staunende Verwunderung, wenn man sieht und hört und liest, daß besagter dieser oder jener, von dem man noch nie in seinem ganzen Leben etwas gehört hat, eigentlich doch ein ganz tüchtiger Kerl war.

Digitized by Google

Und ich glaube, gar manch einer, dem der Name Hermann Kunibert Neumann fremd ist wie nur irgend etwas, der ob des erschreckend simplen Klanges dieses Namens schon von vornherein etwas zweifelnd den Kopf schüttelt, würde eine stumme Verbeugung machen, wenn er nur einen Teil dessen gelesen hätte, was dieser Dichter geschaffen. Dieser Mann, der in den sechziger und siebziger Jahren als einer der tiefsten und reichsten Dichter der Gegenwart gepriesen wurde. Den man den „Meister der schönen Form" nannte, dessen Sonette und Kanzonen vollendet zu nennen und dessen von wahrhaft edler Begeisterung und feurigem Schwung getragene Gedichte ihm eine ehrenvolle Stellung in der vaterländischen Literatur sichern.

Wie die Gegenwart sich oft über den Fortbestehungswert ihrer Zeitgenossen täuscht und noch täuschen wird, so haben sich auch jene freundlichen Chronisten getäuscht, die ihrem Dichter die Unsterblichkeit so ziemlich garantierten. Und wir brauchen uns weder darüber hinwegzutäuschen noch zu grämen, daß Hermann Kunibert Neumann heute ebenso ein Unbekannter, Vergessener ist, wie es vielleicht in einem Menschenalter gar manche heute als Leuchten der Literatur gepriesene Dichter sein werden. Sic transit gloria mundi! Es wird ja zu viel Schönes, Großes, Herrliches geschaffen in dieser Welt, als daß alles von ewiger Dauer sein könnte.

Hermann Neumann ist in Marienwerder als Sohn eines Regierungsrates geboren. Die Kindheit hat er ohne jeglichen Schulunterricht verbracht, da man um seiner schwächlichen Körperkonstitution willen ihn frei von allem hemmenden Zwang lassen wollte. Mit zwölf Jahren begann man ihn auf das Gymnasium vorzubereiten, das er teils in der Vaterstadt, teils in Elbing absolvierte. Mit knapp zwanzig Jahren wurde er Offizier, trat später in die Militärverwaltung ein, in der er bis zum Garnisonverwaltungsdirektor avancierte. Nach Jahren unruhigen Hin- und Herwanderns finden wir ihn in gleicher Eigenschaft in Neisse wieder. Hier wirkt er, ein trefflicher Beamter, ein trefflicher Familienvater und — ein still und unermüdlich schaffender Dichter. Hier entwickelt er seine dichterische Haupttätigkeit, und von hier aus verbreitet sich langsam und doch mit einer gewissen Selbstverständlichkeit der Ruf, der ihm bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Seine lokale Berühmtheit wird charakterisiert durch die eines humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrende Tatsache, daß man ihn den „Stanzen-Neumann" nannte. Im Gegensatz zu den zu gleicher Zeit in der Stadt wohnenden drei Namensvettern, die sich aus einem Stadtkommandanten — dem Schanzen-Neumann —, einem Erzpriester — dem Monstranzen-Neumann — und einem Musikdirektor — dem Resonanzen-Neumann — zusammensetzten.

Und hier in Neisse zeigt heute auf dem evangelischen Garnisonfriedhof ein schlichter, würdiger Denkstein die Stelle an, wo am 8. November 1875, wenige Tage vor seinem Geburtstage, der Dichter Hermann Neumann die ewige Ruhe gefunden.

Als selbstgewählte Grabschrift finden wir die Strophe aus seinem Epos „Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge":

Ein großes Herz verstehen kann nur ein großes Herz,
Drum müssen auch vergehen einsam in ihrem Schmerz
Die Schönen und die Guten, sie müssen stumm verbluten
Und können, was sie tragen, nur ihrem Gotte klagen.

In seinen ersten Veröffentlichungen in den Jahren 1836—37 zeigt Neumann sich ganz im Geiste der Romantiker wandelnd. „Des Dichters Herz", eine Adalbert von Chamisso gewidmete, an dessen Leben anknüpfende poetische Erzählung, der darauf folgende Balladenzyklus „Erz und Marmor" und drei Bände Dichtungen zeugen von des Dichters Fruchtbarkeit. Wohl kann man diesen Erstlingswerken kein uneingeschränktes Lob zollen, aber dem größten Teil wohnt doch ein echter, tiefer Wert inne. Schlicht und warm empfunden, voll plastischer Anschaulichkeit dargestellt, sind sie doch schon vollwertige Belege für Neumanns sich impulsiv äußerndes Talent. Einen bedeutenden Schritt nach vorwärts unternahm Neumann mit sei-

Digitized by Google

nem im Jahre 1843 erschienenen Gedicht in vier Gesängen „Nur Jehan", dessen Verbreitung der Dichter durch den immer schwerverständenen Titel selbst ein Hemmnis in den Weg setzte. Das Gedicht, dessen Szene in Indien spielt, schildert die Liebe des Kaisers „Jehangir", d. h. „Licht der Welt" zu einem Mädchen aus niederstem Stande, das er durch harte Prüfungen auf seine Treue probt. Hermann Kurz spendet in seiner Literaturgeschichte dem Gedichte höchstes Lob, und wie von diesem wird auch von anderen Literaturkennern die edle, von südlicher Glut erfüllte Sprache gerühmt, die trotz ihrer Steigerung bis zur höchsten Sinnlichkeit niemals die Grenzen der Ästhetik überschreitet. Diesem Werke folgte ein Jahr später ein dramatisches Opus „Das letzte Menschenpaar". Neumann hat hier ganz das bisherige Gebiet verlassen und sich der religiös-metaphysischen Dichtung zugewandt. Von allen dogmatischen Fesseln frei und dennoch auf christlichem Standpunkt stehend, gibt der Dichter hier ein Glaubensbekenntnis. Freilich, sein Glaube ist die Erforschung, er kennt keine Kirche der Tradition. In unermüdlichem Ringen nach Wahrheit, nach Erkenntnis erhebt er seine Sprache, um über Glaubenswahrheit und Glaubensdummheit wahrhaft Erschütterndes zu sagen. 1846 trat Neumann mit der mächtigen epischen Dichtung „Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge" hervor, die sich gleichsam als eine Vorausahnung der politischen Ereignisse des Jahres 1848 offenbarte. Voll großer Schönheit der Darstellung, voll Kraft und Leben und in gewaltiger Sprache vorgetragen, ist dieses Epos abermals ein schönes Dokument für Neumanns universelles Dichtertalent, das von tüchtiger, sittlich reifer Gesinnung gehoben, sich zu immer reiferen Werken entfaltet. In „Lazarus", einem Kranz von 188 Sonetten mit dem Untertitel „Trost und Rat für Leidende", gibt Neumann im Jahre 1858 das wieder, was ihn während einer langen schweren Krankheit bewegt hat. Mit strenger Objektivität und unter steter Wahrung der poetischen Form erzählt der Dichter in oft rührenden und furchtbar ergreifenden Tönen die mannigfachen und schnell wechselnden Stimmungen seiner Seele. Eben noch der bewundernswürdige Dulder, dem trotz seines schmerzhaften Leidens das Wohl seiner Mitmenschen über alles geht, ist er plötzlich wieder der stumm und dann auch wieder wild Verzweifelnde, den die Verzagtheit am meisten packt, wenn er um die Liebe seiner Gattin bangt. Man hat den „Lazarus" ein „Unikum der deutschen Literatur" genannt. Wer ihn je liest, wer sie wirklich aufnimmt, diese Dichtung, und sie miterlebt, der wird gern zugeben müssen, nicht sogleich wieder eine Dichtung von derartiger Gewalt vorführen zu können. Julius Lohmeyer schreibt in seinem warmherzigen Vorwort zu dem „Hohenliede" über den Lazarus folgendes: „Mit dem Lazarus beginnen jene tiefsinnig reflektierenden, religiös philosophischen, für Hermann Neumanns Eigenart typischen Dichterwerke, von denen 1869 die ‚Atheisten', 1870 die ‚Auferstehung' erschienen. Dichtungen, in denen sich ein schmerzliches Ringen durch die tiefsten und höchsten Menschheitsfragen hindurchkämpft, oft freilich in die Abgründe metaphysischen Grübelns versinkend, aber doch immer wieder zu den Höhen des reinen Äthers idealer Gedanken sich emporarbeitend. Alle diese Bekenntnisse werden uns in den strengen Maßen italienisch-romanischer Kunstformen geboten, deren Vollendung in jener Zeit vielfach erst die deutsche Dichtermeisterschaft bekunden mußte, aber dem Ausdruck gerade dieser philosophischen Gedankengänge sprödesten Widerstand entgegensetzen, der nur in geradezu bewundernswürdigem Ringen von dem Dichter bewältigt werden konnte."

Zwischen das Erscheinen des „Lazarus" und der „Atheisten" fällt noch die Veröffentlichung der „Geharnischten Sonette", in denen Neumann in freimütigster Weise sich über herrschende Mißstände seiner Zeit verbreitet, und eine in Ottaven geschriebene wundervolle Liebesdichtung „Dinonhy". In voller Freiheit und angetan mit seinem schönsten Prachtgewande tritt Neumann in den „Atheisten", Kanzonen, allen Satzungsgläubigen mit und ohne Brevier geweiht, auf. Begeisterte Überraschung, freudigste Anerkennung aller Gesinnungsgenossen und freien Denker und ebenso laut geäußertes Mißfallen aller Satzungsgläubigen begrüßte das Werk, dessen Verfasser man als eine Zierde der neueren Fortschrittsbewegung pries. Neumann tritt in den „Atheisten" mit wahrhaft imponierender Freimütigkeit und fulminanter

Digitized by Google

Emphase gegen alle religiöse Unduldsamkeit und Verknöcherung des Glaubens auf. Seine Kanzonen sind eine moderne Bergpredigt, die man sich heute mehr als einmal gehalten wünscht. Und wie hier, so bildet auch in der im Jahre 1870 folgenden dramatischen Szene „Die Auferstehung" ein ernster und auf der Basis gesunder Weltanschauung beruhender Kampfesruf gegen die verfinsternden Dogmen der Frömmler und Heuchler den Grundton, den er mehr als einmal sich zum wild auflodernden Schrei steigern läßt. Wohl muß zugegeben werden, daß die wenigen Werke, die der Dramatiker Neumann schuf, für die Bühne nicht geschaffen waren, und dennoch muß man es bedauern, daß keiner sich fand, der diese an dramatischem Leben und geistigem Gehalt so unendlich reichen Schöpfungen der Bühne brauchbar gestalten konnte. Eben auch im Jahre 1870 wollte der fruchtbar und schnell arbeitende Dichter sein „Krieg dem Kriege" erscheinen lassen. Doch ein Zufall fügte es, daß auf denselben Tag, an dem die Ausgabe erfolgen sollte, die Kriegserklärung zwischen Deutschland und Frankreich fiel, und so mußte, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verausgabung bis zum kommenden Jahre eingestellt werden. In volltönender, bis in das Mark erschütternder Sprache predigt der Dichter in diesem kleinen Werke eine Friedenspredigt, ein „Krieg dem Kriege", wie es wohl auf zehn Friedenskongressen nicht besser und nachhallender geschehen kann. Und dröhnender ist wohl nie dem Kriege der Krieg erklärt worden als allein schon in der Zueignung zu dem herrlichen Friedensgedicht.

Würden wir jetzt die Auslese aus Hermann Kunibert Neumanns Werken beschließen, sie würde genügen, um des Dichters programmatischen Vorsatz, den er sich gestellt: „Ich aber komm', ein altes Recht erneuen, ein jedes Feld, ich mach' es mir zu eigen, in jede Furche meine Saat zu streuen, sing' ich von dem, wovon die andern schweigen" hinreichend und glänzend erfüllt zu sehen. Neumanns grüblerischem Geiste, der so wesensverwandt mit dem ernsten Otto Ludwig ist, blieb kein Gebiet verschlossen, das er nicht in seine dichterische Betrachtung hineingezogen hätte. Kant hat er nie gelesen. Hegel und Schopenhauer sind ihm unklar geblieben, und trotz dieser Erkenntnis muß er gestehen, daß in seinem ganzen dichterischen Schaffen die Theorien dieser Philosophen widerhallen. Am eindringlichsten vernehmen wir diesen Widerhall, diesen Zusammenklang dessen, was sich von der Seele des Dichters, vom Geiste des Denkers, des Philosophen abstrahierte, im „Hohenliede", der letzten großen Schöpfung Neumanns. So ungern ich persönlich werde, aber es ist mir ja nicht allein so gegangen mit dem „Hohenliede". Adolf Stern und andere Literarhistoriker haben der gewaltigen Dichtung und ihrem schier unerschöpflichen Gedankenreichtum ja längst ihren Tribut entrichtet. Mir hat selten, seit den Tagen, da ich Goethes „Faust" kennen und lieben lernte, eine Dichtung das geben können, was wir Neumanns Hoheslied gab. Schwer und wuchtig sind die Verse in ihrer wohlgebildeten knappen Form, ein Gesang um den andern löst eine Fülle großer, weltbewegender Ideen ab, die sich zu einer wahrhaft schönen Hymne vereinen. Und mit der beglückenden Aussicht, daß ohne Glaubenszwang, ohne Pfaffentum dieses Hier einmal zum Eden werden kann, entläßt uns der Dichter. Eine schöne Perspektive! — Über ein Menschenalter ist Hermann Neumann schon tot, und noch ist sie uns nicht näher gerückt. Und ferne, noch ferne ist die Erfüllung der Träume des vergessenen Dichters.

Arthur Dobsky

Digitized by Google

Ein österreichischer Volksdichter

Zur Enthüllung des Stelzhamer-Denkmals in Linz

Am 18. Oktober d. J. wurde dem österreichischen Volksdichter Franz Stelzhamer ein Denkmal in Linz errichtet. Er hat lange darauf warten müssen, endlich hat er es doch erhalten in der Hauptstadt seines engeren Heimatlandes Oberösterreich. Er, der des Lebens Not so gründlich kennen lernte und doch den felsenfesten Glauben an seine dichterische Sendung nicht verlor, hat sein Denkmal redlich verdient. Erhobenen Hauptes ist er durch das Leben geschritten, mutvollen Herzens, das kein Verzagen kannte. Selbst als Greis fühlte er sich noch so jung, daß er sich selbst wie ein Kirschbaum in ewiger Blüh vorkam. Vom Königtum des Dichterberufs erfüllt, überwand er alles Leid, den anderen Menschen verkündend, wie es ihm ums Herz war, ein Sieger in dem harten Daseinskampfe. Darum jauchzt es in seinen Dichtungen so herzhaft auf, darum ist ihm ein kerngesundes Lachen eigen, wie es nur die ganz Starken können; sein Humor hat ihn so stark gemacht. Friedlich ist der Lebensabend des Mannes verlaufen, der jahrzehntelang ruhelos durch das Leben gepilgert war; in seinem trauten Daheim, das er endlich doch gefunden hatte, ist er in innigem Gottvertrauen verschieden als 72jähriger Greis im Jahre 1874.

In der kernigen Mundart seiner Heimat hat er sein Bestes ausgesprochen, seine mundartlichen Gedichte haben auch seinen Ruhm begründet. Schon Feuchtersleben hat auf den hohen Wert dieser Lieder hingewiesen. In ihnen quillt der Schmerz und die Lust des herzkräftigen deutschösterreichischen Volksstamms auf, sie sind ein Spiegel des Lebens und Treibens des oberösterreichischen Bauers.

In seinem ländlichen Epos „Die Ahnl", das sogar bei Cotta verlegt wurde, hält der Dichter die Eigenart seiner Dörfler mit sicherem Griffe fest. Es ist ein Trutzlied gegen die städtische Hypersentimentalität, ein Hohelied des gesunden Bauerntums, das er auch in so vielen kleinen Liedern wahrheitsgetreu gezeichnet hat. Etwas Singbares und Tanzlustiges hüpft in Stelzhamers Liedern auf, sie heißen mit Recht „Gsangel" und „Tanzl" und werden auch heute noch, dreißig Jahre nach seinem Tode, im Volke gesungen.

Zu seinen Lebzeiten hat der Dichter eine Gesamtausgabe seiner Werke veröffentlichen wollen, sie ist bis heute nicht erschienen. Es wäre damit auch nicht am besten bestellt gewesen, denn viele seiner hochdeutschen Dichtungen sind bereits veraltet. Nur die Charakterbilder aus dem oberösterreichischen Dorfleben und die Lebenserinnerungen „Die Dorfschule" und „Aus meiner Studienzeit", die erst kürzlich mit einem Geleitwort Gerhart Hauptmanns neu aufgelegt wurden, und einzelne seiner hochdeutschen Gedichte haben ihren Wert behalten.

Was Stelzhamer in der Mundart so prächtig wiederzugeben wußte, daß er mit Recht zu den gemütsinnigsten deutschen Volksdichtern gezählt werden konnte, wird auch weiterhin in ewiger Blüh stehn: seine Hohelieder, die er der Mutterliebe und der Heimat geweiht hat. Diese Lieder, die er mit dem Herzen gesungen hat, sprechen auch zum Herzen, sie leben fort, weil sie neu empfunden werden können; mit ihnen hat sich der Dichter das schönste Denkmal errichtet.

Dr. Richard Plattensteiner (Robert Palten)

Digitized by Google

Hans von Wolzogen

Zu seinem 60. Geburtstage — 13. November 1908

Mit dem Namen Richard Wagner und dem Begriff Bayreuth ist der Name Hans von Wolzogen auf das engste verbunden. — In einem dem Hause Wahnfried entstammenden hoch bedeutungsvollen Aufsatz „Zu Liszts Briefen an die Fürstin Wittgenstein“ (Bayreuther Blätter 1901) lesen wir einen bezeichnenden Satz; es heißt da: „Vor allem war es die Niederlassung des Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth und mit diesem die Gründung der Bayreuther Blätter, welche ihn (Liszt) mit Genugtuung erfüllte; denn von je hatte er es für eine Notwendigkeit unserer Zeit erachtet, daß zwischen dem Kunstwerk und dem heutigen Publikum eine vermittelnde Stimme sich erhebe.“

Es war 1878, als die „Bayreuther Blätter“ gegründet wurden und der junge Hans von Wolzogen gänzlich und für immer nach Bayreuth übersiedelte, um von hier aus die von Liszt gewünschte „Stimme“ erschallen zu lassen, die nun dreißig Jahre lang in stets gleicher Macht und Fülle ihre werbende Kraft bewährt hat für des Meisters Werk und damit für alle edlen deutschen geistigen Güter. Auch in unserem Blatte ist Hans von Wolzogen öfters zum Wort gekommen, wenn es galt, eine jener Kunst- und Kulturfragen zu erörtern, deren Behandlung durch solch einen berufenen Mund dem „Türmer“ wichtig und ersprießlich schien.

In den Dienst des zuerst von Nietzsche so genannten „Bayreuther Gedankens“ hat Wolzogen seine reiche Begabung gestellt. Einen „Gralsritter“ nennt ihn Siegfried Wagner in der Widmung seines „Kobolds“, und in diesem Gralsdienst ersieht Wolzogen seine Lebensaufgabe. Diese stand schon früh dem jungen Studenten vorgezeichnet. Als der Zweiundzwanzigjährige 1870 in Berlin zum ersten Male die „Meistersinger“ und ihr Mißverstehen durch die Berliner Kritik erlebt hatte, schrieb er seinen ersten Aufsatz „Zur Kritik der Meistersinger“. Mit dem Wagnertum hatte der Student der Philosophie und Germanistik von Anfang an natürliche Berührungspunkte gehabt. So übersetzte er für die Reclamsche Universalbibliothek die Tragödien des Äschylus, den Wagner den größten Dramatiker und den letzten eigentlichen Dichter des griechischen Gesamtkunstwerkes genannt hat. Noch näher zu Wagner hatte ihn die ebenfalls für Reclam veranstaltete Übersetzung der „Edda“ (1876) geführt, der solche des „Beowulf“ und des „Armen Heinrich“ Hartmanns von der Aue vorausgegangen waren.

Durch seine Schriften über Wagner, zumal durch die über den „Nibelungenmythos in Sage und Literatur“ war der junge Schriftsteller dem Bayreuther Meister aufgefallen; nach kurzem schriftlichen Verkehr erfolgte die persönliche Bekanntschaft zu Bayreuth, wohin er zu den Generalproben zum „Ring des Nibelungen“ geladen war. Hier im Gralsgebiete erfolgte dann auch die entscheidende Wendung, die den Jünger für immer zu seinem Meister führte. Wer die edle Vornehmheit der Wolzogenschen Persönlichkeit, die Gediegenheit seines schon damals erstaunlich tiefen und umfangreichen Wissens und die flammende Wärme seines Herzens für alles Ideale kennt, dem erscheint es nur natürlich, daß Richard Wagner den Wert des Mannes alsbald herauserkannte und diesen dauernd für sich gewann. War doch Wolzogen — was hier sehr nachdrücklich betont sei — unter den engeren Jüngern des Meisters der erste, der im Gegensatz zu den älteren „Wagnerianern“ (wie den Pohl, Nohl und anderen) weit über die begrenzte Auffassung Wagners als bloßen Musikers oder Musik-Reformators hinausging, der die Universalität des Wagnerschen Kunst- und Kulturwerks richtig erkannte und dieses philosophisch, ästhetisch, philologisch usw. zu erklären und zu deuten versuchte.

In dieser Richtung bewegte sich seine fernere Tätigkeit, seine Lebensaufgabe, und als der erste und noch jetzt bedeutendste Interpret der Wagnerschen Kunst- und Weltanschauung

Digitized by Google

hat er ungemein segensreich und erzieherisch gewirkt. Wir Jüngern verdanken dem still-tätigen und ernsten Manne, dessen Wirken in jedem Sinne vorbildlich zu nennen ist, unendlich viel. Und dieses „Viel" in seinen verschiedenen Ausstrahlungen sei hier nur kurz angedeutet.

Daß Wolzogens Studien von Schopenhauer ausgingen, kann bei der engen Zusammengehörigkeit dieses Philosophen mit Wagner nicht verwundern. So ist er auch für die Verbreitung der Schopenhauerschen Philosophie in Verbindung mit der Kunst des Meisters dauernd tätig gewesen. Seine Schrift „Die Religion des Mitleidens" ist hier zu nennen. In das Kapitel „Schopenhauer" gehört im weiteren Sinne auch Wolzogens Wirken für die deutsche Sprache und Sprachwissenschaft. Eine seiner Schriften trägt die Überschrift „Verrottung und Errettung der deutschen Sprache", und erst jüngst hat er in einem sehr interessanten und bemerkenswerten Aufsatz in den „Bayreuther Blättern" (1907. IV.—VI. Stück. „Von der Walstatt der Sprachverrottung") von den Erfolgen berichtet, die auf diesem Gebiete allmählich errungen worden sind. Auch diese Bestrebungen sind ja von jeher gerade von unserm „Türmer" nachdrücklich unterstützt worden, und man kann Wolzogen durchaus beistimmen, wenn er jetzt schreibt: „Ich glaube zu bemerken, daß nicht nur die Aufmerksamkeit auf die Behandlung der Sprache jetzt mehr als früher erweckt wird, sondern daß sie wirklich auch mehr als früher erwacht ist. Ja, nicht dies allein: es scheint mir ein stärkeres Sprachgefühl, ein Drang sowohl nach einem mehr künstlerischen, als auch nach einem mehr deutschen Ausdruck bereits bei unseren heutigen Schriftstellern bis in die Zeitungen hinein vorhanden zu sein und jedenfalls in Achtung zu stehen." Und dann, nachdem bedauert ist, daß immer noch eine breite Masse von jenem alten, viel beklagten und verurteilten „Journalismus" übrig sei, den man auch „Judalismus" nennen könne, heißt es nach einem Blick auf die allgemeine Entwicklung des Deutschen Reiches weiter: „Neben den Judenblättern wuchsen manche aufrichtig ‚national' gemeinte Zeitungen und Zeitschriften auf, die schon durch den wahrhafteren und edleren Sinn, der sie hervorgerufen und belebte, ohne weiteres Bemühen eines geschulten Sprachbewußtseins, ganz unwillkürlich, gleichsam von Herzen, eine bessere, eine deutschere Sprache redeten. Es kam wieder etwas Haltung und Würde in unsere zerfahrene Blätterwelt; und wie mehr und mehr Aufsätze in anderen Zeitschriften erschienen, welche noch vor wenigen Jahren nur in unseren (Bayreuther) Blättern hätten Aufnahme finden können, so ward auch da draußen das Gute und Rechte oft schon vortrefflich ausgesprochen ..."

Was nun Wolzogens engeres Wirken als spezifischer „Wagnerschriftsteller" angeht, so sind seine zahlreichen Schriften auf diesem Gebiete überaus populär geworden. Ich müßte zwei Seiten füllen, wollte ich nur die Titel von diesen allen aufschreiben. Es sei auf das wichtigste Moment hingewiesen, nämlich darauf, daß Wolzogen der eigentliche Begründer der sogenannten „Motivwissenschaft" ist. Angeregt wurde er dazu von Liszt, der ihn in die Partitur des „Ringes" einführte und ihn zur Behandlung der Leitmotive aufforderte. So entstand 1876 der in vielen Auflagen, unter anderem auch als „Volksausgabe" erschienene, vielgerühmte „Thematische Leitfaden" durch R. Wagners ‚Ring des Nibelungen', das Ur- und Vorbild aller später von anderen mit mehr oder weniger Glück versuchten „Führer" und „Leitfäden". Diesem folgten dann ähnliche Werke über „Parsifal" und „Tristan" und viele, in denen Wagners Kunstwerk von allen Seiten eingehend beleuchtet wird. — Nicht unerwähnt bleibe die bei Reclam erschienene kleine Schrift „Erinnerungen an Richard Wagner". Hier ist ein liebe- und verständnisvoll erschautes, knapp und vornehm gefaßtes Bild des Meisters in so würdiger Sprache geschaffen, daß jeder Dichter- und Künstlerbiograph daraus lernen kann, wie man seinen „Helden" wirklich erfassen soll, nämlich nicht aus der Froschperspektive, sondern indem man sich selbst erst den rechten erhabenen Standpunkt gewinnt durch ernste Beschäftigung mit den Werken und Vertiefung in das Wesen des zu Behandelnden. So ist Wagners Wort beachtet, das er selbst an seinen Jünger richtete: „Stellen wir uns immer auf die Bergesspitze, um klare Übersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen."

Digitized by Google

Auf die dichterische Begabung und Bedeutung Wolzogens einzugehen, dazu bietet sich vielleicht später einmal Gelegenheit. Der spärliche Raum verwehrt es, heute mehr zu sagen, als daß z. B. die besonders zu wichtigen Bayreuther Gedenktagen geschaffenen „Gelegenheits"-Gedichte (im Goetheschen Sinne!) ungemein glücklich gelungen sind, den edelsten deutschen Idealismus und eine dem erhabenen künstlerischen Objekt durchaus entsprechende hohe und weihevolle Stimmung atmen. Dasselbe gilt von ihrem sprachlichen Ausdruck. So ruft er den Bayreuther Künstlern zu:

Euch ward ein wundervolles Glück zuteil!
Im Reich des Edelschönen dürft ihr leben,
Das Leben selbst dem Ideale geben,
Der Welt verkünden höchstes Wunderheil.

Vorüber stürmt die Zeit in blinder Eil':
Ihr aber könnt dem Strom entgegen streben,
Aus dem Gemeinen euch zur Freiheit heben,
Nach Kränzen greifen, die für Gold nicht feil.

Ähnlich klingt es in allen seinen Dichtungen, aus deren reicher Zahl hier nur die größeren „Der liebe Heiland" und „Der starke Mann" (nach einer Anregung durch Heinrich von Stein) noch erwähnt seien. Auch die originell-heitere Dichtung zu Eugen d'Alberts jetzt so oft aufgeführter Oper „Flauto solo" ist Wolzogens Feder entsprossen. (Hans von Wolzogens Gedichte erscheinen soeben bei Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig, unter dem Titel: „Glaube und Leben".)

Es liegt der Strahl eines sonnig-heiteren Glückes, das der freigewählten, dauernden Beschäftigung im Dienste edelster Kunst entsprungen ist, auf Wolzogens Leben und Persönlichkeit ausgebreitet. Ihm ist der Gralsdienst in Bayreuth innerstes Bedürfnis und Herzenssache, und man denkt an Goethes Wort aus dem „Maskenzug" von 1818: „Die schönste Leidenschaft ist: hier zu dienen."

Erich Kloss

Neue Bücher

Diedrich Speckmann, „Heidjers Heimkehr". Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide. — „Heidehof Lohe." (Beide Berlin, Martin Warneck. Broschiert 2 und 3 *M.*)

Seitdem das Wort „Heimatkunst" durch den Mißbrauch als Schlagwort der Literaturmode etwas diskreditiert worden ist, ist es keine rechte Empfehlung mehr, Bücher als Vertreter der Heimatkunst vorzustellen. Aber was gut an der Sache ist, bleibt es trotzdem, ja erst recht, nachdem es nun nicht mehr Mode ist. Nur das ist Heimatkunst, was es aus Naturnotwendigkeit ist. Genau so, wie es eben mit aller Kunst ist, daß nur das, was als Zwang und Notwendigkeit von einem Dichter geschaffen worden ist, die Notwendigkeit und damit die Berechtigung des Daseins in sich trägt, daß alle Tendenz, und sei sie an sich noch so wertvoll, eine Schädigung für das wahrhaft Künstlerische in sich schließt. In diesem guten Sinne sind die beiden vorliegenden Bücher wahre, herzerquickende Heimatkunst. Und wenn im ersten Buche noch gelegentlich so etwas wie ein Programm herausklingt, die scharfe Betonung des Wertes der Heimat für den Menschen nicht nur aus dem Geschehen und aus der Entwicklung sich mit Selbstverständlichkeit ergibt, sondern obendrein in lehrhafter Ausführung hervorgehoben wird, so ist beim zweiten Buche auch das vermieden. Hier haben wir einfach ein kräftiges, leuchtendes Bild des Lebens. Beide Bücher sind gesättigt von der Freude an Natur und Menschen der Heide, beide echt in der Schilderung und von künstlerischem Gefühl in der Darstellung. So sind beide ge-

Digitized by Google

eignet, in unaufdringlicher Weise dem mit der Heide Unbekannten Leben und Empfinden des Bewohners des Lüneburger Landes nahezubringen. Und darin liegt ein großer Wert, denn nicht genug kann uns Deutschen unser Schrifttum dazu mithelfen, daß wir unser eigenes Land und seine Bewohner immer genauer kennen lernen. So empfehle ich diese beiden schön ausgestatteten und billigen Bücher für alle Volksbüchereien und jede Hausbibliothek.

*

Georg Wasner: „Fatum", Roman. (Egon Fleischel & Ko., Berlin, ℳ 3.50.)

Der alte Ödipusstoff in neuer Abwandlung. Der Student Felix Lenk fällt in Liebe zu einer älteren Frau, die ihn erst auslacht, dann bemuttert und schließlich in Liebe sich ihm hingibt. Als er in des Königs Rock steckt, sein Jahr zu dienen, gebiert sie heimlich eine Tochter und bezahlt das junge Leben mit dem eigenen. Der Geliebte hat davon nichts erfahren und vergißt auch sie bald. Das ist der erste Teil, ausgezeichnet durch eine fröhlich-heitere Stimmung, etwas wirklich Jugendliches und Sorglos-Fröhliches. Zwanzig Jahre später spielt der zweite Teil. Wir erfahren nicht recht, wie es Felix Lenk in dieser Zeit ergangen. Er hat wohl viel gelebt und viel geliebt, sich dann immer wieder gefunden und zurechtgerückt, so daß er auch als Arbeiter und Gelehrter seinen Mann steht. Nun ist er draußen an der Meeresküste Leiter einer meteorologischen Station. Bei Nachbarsleuten lernt er ein Mädchen kennen, das in dem reifen Mann eine heftige Leidenschaft auslöst, während sie ihm in jugendlicher Unverbrauchtheit in die Arme fällt. Schon erklingen die ersten Akkorde eines hohen und reinen Liedes der Liebe, da ersieht Lenk am Hochzeitstage aus den Papieren seiner Braut, daß sie seine Tochter ist. Nun bleibt ihm nichts als ein stilles Aus-der-Welt-hinausgehen. Fatum, Verhängnis, man kann nicht von Schuld und Sühne sprechen, denn es sühnen hier ja fast schwerer jene, die keine Schuld haben. — Die Einfachheit und Leichtigkeit, mit der alles entwickelt wird, hat etwas für sich; das Ganze bricht unvorbereitet über den Leser herein, so daß auch dieser einfach das Empfinden hat: Verhängnis. Die Handlung hat nur den einen Fehler, daß sie in Preußen spielt, bei dessen fürtrefflichem Meldewesen es recht unwahrscheinlich ist, daß nicht schon bei den Vorbereitungen zur Trauung alles herauskommen mußte. Indessen, wer wird darüber mit dem Verfasser rechten? Es gehört eben mit zum Verhängnis. Dieses Buch ist künstlerisch in der Sprache und birgt eine Fülle unaufdringlicher feiner Naturstimmungen.

Digitized by Google

Zur Ausstellung belgischer Kunst in Berlin

Von

Dr. Karl Storck

Die von den beiden privaten Kunstvereinigungen L'Art Contemporain und Société des Beaux-Arts unter Aufsicht und Mithilfe der belgischen Regierung in den Räumen der Sezession veranstaltete Ausstellung der neueren belgischen Kunst zeigt die segensreiche Wirkung solcher Unternehmungen für die Künstlerschaft in dem friedvollen Nebeneinander der verschiedensten Kunstrichtungen ebenso wie im Fehlen alles übermäßig Einseitigen. Wenn man die Ausstellungsräume durchwandert, hat man auch hier wieder das Gefühl einer schönen alten Kultur, der gegenüber die Gegenwart sich der Dichtermahnung bewußt ist, daß, um das von den Vätern Ererbte wirklich zu besitzen, man es aus Eigenem sich wieder erwerben muß.

Kultur ist Zucht, und so beginnt wahre Kultur immer mit der Selbstzucht. An dieser fehlt es unseren deutschen Künstlern allzuoft. Wir haben infolge der ganz eigenartig schweren Verhältnisse, unter denen unser neues Deutschland in den drei letzten Jahrhunderten gelebt hat, den Stürmern und Drängern unendlich viel zu danken. Die Nichtachtung des herkömmlichen Maßes, das Überschäumen, das schroffe Herausfordern, die Kampfstimmung beim Kunstschaffen haben uns überhaupt erst wieder eine deutsche Kunst gebracht. Aber man soll darüber nicht vergessen, daß alle unsere Großen, ob Dichter, Musiker oder bildende Künstler, sehr bald erkannt haben, daß ihr höchster Beruf in der Überwindung dieses Sturmes und Dranges bestand. Ob Beethoven oder Goethe oder Schiller, sie alle haben als das Ziel des Mannes die künstlerische Selbstzucht, das harmonische Maß erkannt und sich dahin gebändigt. Es muß aber auch für das Volk, für die Gesamtheit eine Entwicklung geben; auch die Gesamtheit muß aus den Kinderschuhen und aus dem Jünglingsgewand heraus, muß ins reife Mannesalter kommen. Es gibt, Gott sei Dank, immer neue Jugend, und ein Verhängnis wäre es, wenn diese Jugend sich nicht mehr jung, d. h. eben überschäumend und maßlos gebärden wollte. Aber wenn uns auch einmal der Sturm und Drang die Errettung gebracht hat, wenn er auch

Digitized by Google

einen so riesigen historischen Wert unseres Kulturlebens darstellt, so dürfen wir nicht immer in diesem Stadium der Unreife nun einen besonderen Dauerwert erblicken. Künstlerische Kultur des Volkes wird nicht gewonnen im kampffrohen Ansturme, sondern in langsamer, zielbewußter Arbeit. So gern wir es sehen, wenn der Most ungebärdig ist, wir wollen doch bedenken, daß wir ihn erst genießen, wenn er ausgegoren hat, wenn er Wein geworden ist. Es wäre Zeit, daß unsere Kunstkritik und jene Männer, die darauf von Einfluß sind, was vor die Öffentlichkeit, vor das Volk in seiner Gesamtheit als Kunst auftritt, sich der Pflicht bewußt würden, daß dieses Volk endlich einmal zum ruhigeren Genießen kommen muß, zum stillen Aufnehmen und Verarbeiten. Die Selbstkritik der Künstler muß in schärferem Maße geweckt werden, und die Selbstkritik der Künstlerschaft als Ganzes, ihr Verantwortungsgefühl.

In dieser belgischen Ausstellung ist nicht ein einziges Werk, das herausfordernd wirkt, und es fehlt doch gewiß trotzdem der Ausstellung nicht an Kraft. Es wird niemals eine starke künstlerische Kultur entstehen ohne Läuterung, ohne Hochachtung vor dem guten Geschmack. Und auch dieser gute Geschmack ist Erziehung, Selbsterziehung. In der Kunst genau wie im Leben. Der Geschmack bewahrt überhaupt vor der künstlerischen Behandlung vieler Stoffe oder schützt den Künstler wenigstens davor, mit diesen Werken in die Öffentlichkeit zu gehen. Sie können an sich hohe künstlerische Werte darstellen; der Geschmack läßt den Schöpfer erkennen, daß auch das relativ ist. Man denke daran, wieviel ein Goethe, ein Schiller aus ihren Gedichtsammlungen weggelassen haben, weil sie das Gefühl hatten, daß diese Dinge die Öffentlichkeit nichts angingen. Die Richtigkeit dieses Standpunktes wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß wir nun nachträglich froh sind, alles zu besitzen, weil wir jetzt eben die betreffende Persönlichkeit als Ganzes zu eigen gewonnen haben und nun aus dieser Persönlichkeit heraus jede ihrer Äußerungen werten. In diesem glücklichen Falle steht aber der noch lebende, vor allem der jüngere Künstler seinem Volke niemals gegenüber.

Dieser gute Geschmack bewahrt die alten Kulturvölker vor dem aufdringlichen Vortrag einer Meinung; das bedeutet in der Kunst zumeist vor einer einseitigen Technik. Das ist freilich gleichzeitig der Segen der guten Schulung, die in der Kunst der romanischen Länder der ununterbrochenen Überlieferung zu danken ist. Wenn es zur Selbstverständlichkeit geworden ist, daß ein Künstler sein Handwerk beherrscht, so kann die aufdringliche Schaustellung dieser Handwerksarbeit niemals Selbstzweck werden.

In Belgien ist die künstlerische Kultur des Bürgertums, des Hauses offenbar noch einflußreicher als in Frankreich. Wir sollen nicht vergessen, daß ein großer Teil der modernen französischen Kunst bewußt als Ausstellungskunst geschaffen wurde und aus der gesamten Kampflage heraus auch zu einer aufdringlichen Betonung des Technischen kam, wie sie sonst gerade dank der meisterhaften Technik der französischen Kunst immer glücklich vermieden worden ist. Und nun gar in den letzten zwei Jahrzehnten wurde eine große Masse französischer Kunst für deutsche Ausstellungen geschaffen. Der Besucher französischer Kunstausstellungen in Frankreich machte jedenfalls immer wieder die Erfahrung, daß

Digitized by Google

dort die „wilden" Arbeiten der bei uns stets als neueste technische Erleuchter eingeführten französischen Maler nicht zu sehen waren. Im kleinen Belgien, wo der Künstler nicht mit sehr vielen Museumsankäufen rechnen kann, bewahrt ihn der Gedanke, daß er sein Werk schafft, um in irgendeinem Hause einigen Menschen Freude zu machen, in noch viel höherem Maße vor der Gefahr, seiner Laune freien Lauf zu lassen. Es gibt kein gewaltigeres Zuchtmittel für den Künstler als den Gedanken, daß die lebendige Wirkung seines Werkes von der Aufnahme durch das Volk abhängt. In diesem Gefühl liegt die beste Schranke gegen übermütigen Subjektivismus. Allerdings liegt darin auch die Gefahr, daß handwerksmäßige Tüchtigkeit an die Stelle künstlerisch freien Schaffens tritt. Aber über der Gefahr dürfen wir den Segen nicht verkennen, und nicht übersehen, wieviel gefährlicher der andere Zustand ist, wo der Künstler vergißt, daß er nicht nur für sich, sondern für die Gesamtheit schafft.

Vielleicht ist es dieser Gedanke, vor allem doch im Bürgerhause sein Wirkungsfeld zu finden, was z. B. den belgischen Impressionismus vom französischen unterscheidet, von dem er doch sicher ausgegangen ist. Von vornherein ist zu bemerken, daß bei keinem der hier ausgestellten Werke die technische Lösung der Probleme so ausfällt, daß sie sich vordrängt. Man denkt hier nicht mehr an pointilistisch zerlegten Farbenauftrag, sieht nicht, daß andere eine der segantinischen etwas verwandte Zwirntechnik anwenden. Es liegt auch im Wesen der fürs Haus bestimmten Kunst etwas dem schroffen Impressionismus Entgegengesetztes. Impressionistische Kunst muß eigentlich auch impressionistisch genossen werden. Dieses Verhältnis stellt sich beim Besuch der Ausstellung, des Museums leicht ein. Es ist aber ein ganz anderes, wenn ich im Hause durch Jahr und Tag mit meinen Kunstschätzen geradezu verwachse. So sind diese belgischen impressionistischen Gemälde weiter durchgeführt; jenes Skizzenhafte, das nach dem Gefühl des Laien allem Impressionismus anhaftet, ist hier gar nicht mehr vorhanden. Wir haben die Empfindung der sorgfältig und liebevoll durchgeführten Arbeit. Ich weiß sehr wohl, wieviel sorgfältige, hingebungsvolle Arbeit in zahlreichen Werken auch des schroffsten Impressionismus liegt; dennoch bleibt wahr, daß der Impressionismus um das Charakteristische seiner Wirkung kommt, wenn er eben nicht als Impression, als Gabe des einen starken Augenblicks wirkt. Es kommt hinzu, daß bei den Luft- und damit den Lichtverhältnissen Belgiens, genau so wie bei denen mancher Teile Frankreichs, das impressionistische Sehen sich fast von selber einstellt. Auch Belgien hat die weiten Ebenen und hat hier dann vor allen Dingen die fast immer mit Rauch oder Dunst durchsetzte Luft. Da stellt sich ein Verschwimmen der Töne notwendig ein, während unsere deutsche Landschaft mit ihrem meistens nah umschränkten Gesichtsfelde viel klarer in Linie und Farbe ist. — Als seelisches Gegengewicht gegen diese Verhältnisse draußen in der freien Natur stellt sich dann die Beschränkung auf die nächste Nähe ein: die auch in der heutigen belgischen Kunst noch immer in voller Blüte stehende Liebe zum Interieur.

Wunderbar duftig und weich sieht A. J. Heymans die Natur. Emil Claus erreicht mit einer ganz leicht pointilisierenden Technik das duftige Ver-

Digitized by Google

schwimmen des halben Lichtes am Abend oder einem etwas nebligen Septembermorgen. Besonders lehrreich ist, wie diese vom Pointilismus herkommende Technik, die sich als Erlösung einstellte im Kampf um die Darstellung des freien Lichtes, hier verwertet wird für Bildnis und Akt. Was ist uns im Laufe der letzten Jahre in Deutschland an brutaler Aktmalerei zugemutet worden, daß man solche Akte als wahnwitzigste Phantasie von entsetzlichen Hautkrankheiten bezeichnen konnte. Man vergleiche dagegen, wie hier von George Lemmen oder George Morren das bunte Spiel des Lichts auf dem nackten Körper in einer mehr andeutenden und doch so außerordentlich überzeugenden Weise wiedergegeben ist. Oder vergleiche, wie dadurch, daß der Hintergrund ganz tapetenförmig stark getupft ist, ein darauf stehendes Bildnis völlig durchgearbeitet wirkt und doch die Leuchtkraft behält, die in der Zerlegung der Farben in ihre Urelemente beruht, wie sie diese Technik anstrebt: Théo van Rysselberghes Bildnis des Fräulein Stoclet.

Charakteristischer für die Nachfahren van Eyks und der holländischen Kleinmeister sind die Freude am peinlich genau geschilderten Interieur und das liebevolle Wetteifern in der Leuchtkraft der Farbe mit Stoffen, Stickereien, glänzendem Metall und Edelgestein. Hier steht als wunderbarer, in der Neuzeit wohl unvergleichlicher Meister Henri de Braekeleer (1840—1888). Seine ganze Meisterschaft kann man vor allem an dem Bilde „Das Mahl" bewundern, wie hier jede von tausend Einzelheiten als Welt für sich gesehen und nachgeschaffen wurde, und wie dann doch dieses alles zu einer einheitlichen starken Wirkung gebracht ist. Daß bei aller Farbigkeit und Leuchtkraft nicht einmal der Gedanke an Buntheit sich einstellt, kann man gar nicht genug bewundern. An Eyk dachte ich vor allem bei Alfred Verhaerens „Sakristei". Durch ihn lebt auch das alte Stilleben weiter, das in dieser Üppigkeit nur aus überschäumender Freude an Speise und Trank heraus geschaffen werden kann. Während bei diesen Bildern der wesentliche Reiz auf dem Zusammenstimmen der Vielfarbigkeit der zahlreichen Gegenstände beruht, hat F. 't er Linden die feinste künstlerische Note für sein Bild „Nach 1793" aus der Kahlheit des Raumes gewonnen. Ein altes Schloßgemach, das in den Revolutionsjahren all seiner Herrlichkeiten beraubt worden ist, Bettlermöbel darin, nur in der Nähe des prachtvollen Kamins ein zerschossener Teppich, auf dem eine alte Frau sitzt und beim Blick in die Herdflammen von den Schreckenstagen träumt und wohl mehr noch von der Zeit vorher, als in diesen jetzt so toten Hallen eine lustige Rokokogesellschaft sich bewegte. Die malerische Behandlung der kahlen weißen Wand ist meisterhaft in den vielen Abstufungen des gleichen Grundtones. Franz Melchers zeigt uns einen modernen Innenraum, in dem die Gegenstände sich nicht so nahe aneinanderdrücken, wo es also auch mehr darauf ankommt, durch die lockere Behandlung der Luft das Bindende zu geben. In hohen Kirchenräumen hat es wohl jeder schon erlebt, daß er die Luft geradezu zu sehen glaubte, als schwebe etwas durch die weiten Räume, das das fern Auseinanderliegende bindet, die harten, starren Steinmassen auflöst, die scharfe Gegensätzlichkeit in den Farbentönen der gerade in katholischen Kirchen ja so zahlreichen Metallgegenstände auslöst und zusammenbringt. Auf Gemälden habe ich diese Weichheit des gesamten Farbentones von Innenkirchen noch niemals so

Digitized by Google

wunderbar empfunden wie in dem Bilde „Predigt in der Genossenschaftskapelle der Sankt Peterskirche in Löwen“ von Alfred Delaunois. Dabei ist das Bild groß, so daß auch innerhalb des Bildrahmens der Raum zwischen den Häuflein der Andächtigen unten bis zu dem Gewölbe hinauf sehr hoch ist. In der Hinsicht hat Delaunois seinen Meister Fernand Khnopff, den bekannten Mystiker, weit übertroffen, während das stark symbolische Bild „Einsame Seelen und Hiob im Grabe“ mir nicht viel sagt. Bei Walter Baes sind die Kirchenbilder ganz vorzüglich, wogegen „Salome vor dem König Herodes“ uns kalt läßt, trotzdem in dem Kopf des Herodes und der Herodias eine bedeutende charakterisierende Kunst sich offenbart. Übrigens hat auch Delaunois in einer Anzahl von Zeichnungen „psychologische Studien“ von scharfer Beobachtung geboten. Einen Schritt weiter in der Ausnutzung der Stimmungskraft des schwach beleuchteten Raumes, wo Linien und Farben der Gegenstände verschwimmen, bringen die Interieurs von Dierckx und Evert Larock, der Blau und Rot zum Akkorde zusammenstimmt. Jan Stobbaerts führt uns gar in Ställe und weiß uns hier ebensolche Licht- und Farbenwunder erleben zu lassen wie ein Segantini. Ich schließe Henri Evenepoel (1872—1900) an, dessen früher Tod begreiflicherweise von jenen schwer beklagt wurde, die von der französischen Kunst alles Heil erwarten; denn in den Bildern „Le caveau du soleil d'or“ und „Geflügelhändler“ erweist er sich als ein gelehriger Schüler der Manet und Daumier. Nach Frankreich weist auch im rein Malerischen Albert Crahay mit den „Reitenden Fischern am Meeresstrand“, während die Auffassung der Gestalten uns doch den Landsmann Meuniers zeigt. — Kein Wort des Lobes ist zu hoch gegriffen für zwei Landschaften von Victor Gilsoul, und Henry Cassiers kommt ihm mit seinen Bildern aus Amsterdam nahe. Dagegen haben die Bildnismaler uns nichts Besonderes zu sagen, es sei denn die Tatsache, daß ihnen die sachliche Darstellung des Menschen die Hauptsache ist und sie ihn nicht benutzen, um daran malerische Experimente zu machen. Die Erfüllung dieser Forderung ist für jeden, der die Überzeugung hat, daß die künstlerischen Ausdrucksmittel durch den Inhalt des Darzustellenden bestimmt werden müßten, selbstverständlich. Aber gerade die moderne Malerei der zwei letzten Jahrzehnte hat sich darum wenig gekümmert. Besonders nennen muß ich aber doch des Grafen Lalaing Bildnis eines Herrn Vonçotte, das von bestechender Vornehmheit ist. Und dann ist Belgiens größter Porträtist der neueren Zeit, der vor zwei Jahren verstorbene Alfred Stevens mit drei Arbeiten vertreten, unter denen eine ältere, „Die Harfenspielerin“, bestrickende Farbenschönheit mit so packender Eleganz vereinigt, daß man leicht versteht, wie dieser Künstler zum Modemaler des zweiten Kaiserreiches werden konnte. Sein Namensvetter Joseph Stevens ist mit fünf Bildern vertreten. Daß er als Hundemaler seinesgleichen nicht hat, war uns längst bekannt; überraschend aber wirken die zwei Innenansichten des Heimes eines Gauklers durch das vornehme Zusammenklingen schärfster Farbengegensätze und die altholländische Genauigkeit in der treuen Wiedergabe jeder Einzelheit. Andere Künstler erinnern uns, ohne Nachahmer zu sein, an die glänzendsten Namen niederländischer Kunst. So Alfred Verwées (1838—1895)

Digitized by Google

wuchtiger Stier und lebenstoller Hengst an Jan Potter, während Léon Frédérics „Bach" mit der gesunden Lebenslust, die aus der Fülle dieser Kinderakte einem entgegensprüht, die Erinnerung an Jordaens und Rubens wachruft. Er erhält seinen scharfen geistigen Gegensatz in den Werken des taubstummen Malers Eugène Laermans, der durch das harte Nebeneinanderstellen breiter Farbenflächen und eine schier hölzerne Zeichnung für seine trüben Vorwürfe den entsprechenden Ausdruck geschaffen hat.

Darf man aus den hier aufgestellten Beispielen von Monumentalmalerei einen allgemeinen Schluß ziehen, so hat die rein dekorative Auffassung der Wandmalerei im heutigen Belgien gesiegt. Der geistige Gehalt dieser großen Bilder ist durchweg sehr gering. Selbst wo, wie in Ciamberlanis „Frauen" oder Montalds „Unter dem heiligen Baume" das Schwergewicht der Bilder im Nebeneinander mehrerer Menschengestalten liegt, ist nicht der Versuch einer reicheren Charakteristik oder vielfältiger Typendarstellung gemacht. Nehmen wir noch hinzu, daß Delvilles „Schule des Plato" eine schwächliche Nachahmung Feuerbachs und Emile Fabrys „Der koloniale Aufschwung" in der Gesamthaltung eine etwas sehr billige Nachahmung von Guido Renis Aurora ist, so haben wir das betrübende Ergebnis, daß auch das Land eines Rubens auf diesem Gebiete der dem Volke als Nation vor allem gehörenden Malerei heute versagt.

Der Geist echter Monumentalität liegt dagegen in den Malereien von Constantin Meunier, so gewiß zugegeben werden muß, daß das rein Malerische bei dem gewaltigen Bildhauer nicht stark ausgebildet ist. Aber in Werken wie „Auf dem Wege zum Schacht" lebt mehr von jenem Rhythmus der Bewegung, der auch bei hoher geistiger Bedeutung der Einzelheit für den Gesamteindruck die dekorative Wirkung auslöst, als auf den ganz darauf hingestellten Werken eines Hodler. — Sehr ergiebig ist diese Ausstellung für die Griffelkunst. Félicien Rops bezwingt uns immer wieder durch die merkwürdige Mischung von scharfer Geistigkeit, leidenschaftlicher Wut der Anklage mit einer aufreizenden Pikanterie des Vortrages. Auch die viel nachgeahmten Radierungen Albert Baertsoens und Richard Baseleers kann man hier ausgiebig studieren.

Für die Plastik hat man darauf verzichtet, von Belgiens größtem Plastiker der Neuzeit, Constantin Meunier, zahlreiche Arbeiten vorzuführen, da er bei uns ja hinlänglich bekannt ist. Aber von dem jüngst verstorbenen Jef Lambeaux ist neben der leidenschaftlich bewegten Gruppe „Der Kuß" auch der schönste Ausschnitt aus seinem riesigen Relief der menschlichen Leidenschaften zu sehen. Jules Lagae ist mit drei durch ihre Lebhaftigkeit geradezu verblüffenden Porträtbüsten zugegen. Von Paul de Vigne gefiel mir vor allem „Der Rebell". Dagegen vermag ich keiner der Arbeiten van der Stappens voll zuzustimmen, und bei Victor Rousseau stört mich die Schwäche des doch immer aufdringlich vorgeschobenen Gedankengehalts.

Es ist ein reiches und mannigfaches Leben, das uns diese Ausstellung vorführt. Das Neben- und Ineinander von germanischem und romanischem Blut hat dieser belgischen Kunst großen Segen gebracht. Die germanische Schwere offenbart sich in der Liebe zum Was, die romanische Sinnenfreudigkeit in der Sorg-

Digitized by Google

fältigkeit des Wie. Für den Kulturfreund aber, dem oft gegenüber der ausgleichenden Macht des heutigen Verkehrslebens bange werden mag für die Erhaltung des Reichtums nationaler Eigenwerte, wirkt es trostreich, hier zu sehen, wie ein kleines und doch im Brennpunkt des Verkehrs stehendes, fast ganz der Industrie anheimgefallenes Volk dank seiner starken häuslichen Kultur einen durchaus selbständigen und eigenartigen Charakter zu wahren vermochte.

Kinderkunst

Unter den Verlegern, die sich bemühen, dem jahrelang herrschenden fabrikmäßigen Betriebe einer gewerbsmäßigen Jugendschriftstellerei entgegenzutreten, verdient der Verlag von Joseph Scholz in Mainz einen Ehrenplatz. Hier ist man von dem Grundsatze beseelt, daß das beste für unsere Kinder gerade gut genug sei. So hat man grundsätzlich erste künstlerische Kräfte zur Mitarbeit auf den Plan gerufen und bietet auch in der Ausstattung gediegene Arbeit. Andererseits hält sich dieser Verlag glücklich fern von unlebendiger Kunstmacherei. Wir haben gar kein Interesse daran, das künftige Geschlecht zum blassen Ästhetentum zu erziehen. Kräftige, gesunde Hauskost ist, was wir brauchen, keine ausgesuchten Leckerbissen. Sie sind als geistige Nahrung nicht weniger gefährlich wie als körperliche, erst recht dem Kinde. Und ein verdorbener Magen ist noch eher zu kurieren, als ein übersättigter oder überpfefferter Geist, eine verzogene Phantasie.

So hat sich der Verlag in der Auswahl des Stoffes an das Altbewährte gehalten. Den Grundstock des „Deutschen Bilderbuches“ bildet unser liebes altes Märchen. Ich halte es hier für einen glücklichen Gedanken, daß immer ein Märchen ein gesondertes Heft bildet von großem Breitformat, so daß die Bilder recht groß werden können und auch der Druck sich recht stattlich ausnimmt. Solange das Kind noch nicht lesen kann, lebt es von den Bildern; die Mutter liest vor; viel wertvoller ist es noch, wenn sie erzählend aus den Bildern heraus das Märchen entwickelt, wobei natürlich alles Charakteristische, vor allem in der Rede, immer wortgetreu beibehalten werden muß. Es sind bis jetzt neun Märchen erschienen mit Bildern nach Originalen erster deutscher Künstler. Ihnen allen kann man das Zeugnis geben, daß sie alles Läppische vermieden haben; sie halten sich grundsätzlich frei von jeder Karikatur, aber auch von jeder weitgehenden Symbolik. Es ist genug, wenn das Kind durch Gedichte angeregt wird, die Natur im menschlichen Sinne zu beleben. Man braucht nicht gleich bildlich das Pflanzenreich und die leblose Natur zu vermenschlichen. Ich glaube eher, daß das die Phantasie lahmlegt, als daß es sie belebt; es bleibt ihr ja dann nichts mehr zu tun übrig. Alle diese Künstler haben den richtigen Grundsatz, daß, wenn der Erwachsene sich mit Absicht kindlich gebärden will, er kindisch wirkt, daß er, um den Kindern Freude zu machen, alles nach seinem Ermessen möglichst schön und charakteristisch darzustellen hat. Wir haben also hier in Heften zu je 1 M, die durchweg acht farbige Vollbilder und zahlreiche Textillustrationen haben, das „Dornröschen“ von Julius Diez; das „Marienkind“ von H. Leffler und J. Urban, ausgezeichnet durch die wirklich märchenhafte Pracht des Himmelsraumes; „Aschenputtel“, wo es A. Münzer gelungen ist, die verschiedenen Gestalten sehr scharf zu charakterisieren und überdies durch die eigenartige Kostümwahl eines frei aufgefaßten Rokoko den Kindern eine ganz fremde, farbige Welt vorzuzaubern; Arpad Schmidhammers „Rotkäppchen“, etwas derb humoristisch, sehr fein dagegen „Hänsel und Gretel“ von Richard Scholz; Franz Jüttner hat in den sieben Zwergen des „Schneewittchen“-Märchens für seinen Humor ein günstiges Be-

Digitized by Google

stellungsfeld gefunden, während ihm Schneewittchen selber weniger gelungen ist; wie musikalische Grundakkorde wirken in der elementaren Harmonie große Farbentöne die Bilder, mit denen Fritz Kunz die Welt der „Frau Holle“ uns naheführt; Ernst Liebermann schildert die romantische Welt des „Froschkönigs“; Hans Schrödter gibt derb und kräftig die Schicksale von „Hans im Glück“.

Stofflich schließen sich die Sagenbücher an. Die den Kindern nächststehenden Sagen von „Rübezahl“ (3 M) hat Siegfried Beck ausgewählt und Robert Engels in seiner kräftigen Weise mit Bildern geschmückt. Der Rübezahl selber müßte freilich noch riesenhafter wirken, jetzt hat er etwas zu schmächtige Beine. Eberhard König erzählt acht weniger bekannte Volksmärchen „Von Hollas Rocken“, Bildschmuck von Hans Schrödter (2 M). Freudig begrüße ich die Aufnahme von Ludwig Aurbachers „Abenteuern der Sieben Schwaben und des Spiegelschwaben“ (mit Bildern von Max Wulff, M 2.—), denn es kann nur gut sein, wenn der Sinn für herzhaften Schwankhumor bei uns wieder lebendig wird. Das ist das beste Gegengewicht gegen oberflächlichen Wortwitz und gegen die Zote. Den Kindern selber kann man ja eigentlich nicht genug Stoff zum Lachen geben. Freilich ist die Auswahl an brauchbarem Material sehr klein, um so herzlicher begrüßen wir Arpad Schmidhammer als ganz hervorragendes Talent. Mit Wilhelm Busch teilt er die runde Knappheit des Ausdrucks, mit dem Struwelpeter-Hoffmann den Sinn fürs Moralische, wobei glücklicherweise die Absicht noch weniger hervortritt als beim alten Meister. Aus Schmidhammers Bildern quillt urgesunder Humor. So sind die drei Bücher „Schlimme Streich von Hans und Grete, Liese, Fritz und Ernst und Käthe“ (2 M), die wunderliche Weltreise von „Mucki“ (3 M) und „Hans Däumlings seltsame Abenteuer auf der Suche nach dem verlorenen Pfennig“ (3 M) schon für die Kleinsten eine prächtige Gabe.

Altbewährtes Gut bringen dann wieder die Hefte „Kindersang, Heimatklang“, zu denen Ernst Liebermann in seiner treuherzigen, kräftigen Weise die Bilder gezeichnet hat. Bernhard Scholz hat die Melodien bearbeitet. Er wollte mit diesen Sammlungen die Pflege des Gesanges im Hause ohne Beihilfe eines Instruments fördern. „Die Melodie bewegt sich im Umfange der Kinderstimme; zu ihr soll eine zweite Stimme (die Mutter) und womöglich eine dritte (der Vater) treten. Der Tonsatz ist so eingerichtet, daß er sowohl zwei- als dreistimmig gebraucht werden kann. Wo indessen begleitende Singstimmen fehlen, kann der dreistimmige Tonsatz auf dem Klavier gespielt werden; auch andere Kombinationen, z. B. zweistimmiger Gesang mit Begleitung eines Violoncells als dritte Stimme sind möglich.“ Es braucht kaum noch versichert zu werden, daß hier in der Tat ein Mittel geboten ist, den Sinn für Musik in den Kindern zu wecken und bei den Alten neu zu beleben. Und niemals wirkt das mit freier Künstlerphantasie nachgeschaffene Bild so anregend auf die kindlichen Sinne, als wenn es sich mit Musik und Dichtung verbindet. Auch das ist ein Allkunstwerk im besten Sinne. In gleicher Art wie diese Bücher ist die Sammlung „Weihnachtsklänge“ (2 M) eingerichtet.

Den ganz Kleinen besonders lieb sind Tierbilder, und gerade hier wurde von den Bilderbücherfabrikanten zumeist sehr Schlechtes geboten. Um so herzlicher wird man die meisterhaften Bilder von Karl Kappstein in den zwei Bänden „Gute Bekannte aus dem Tierreiche“ (je 1 M) begrüßen, zumal Wilhelm Kotzde es verstanden hat, aus Märchen, Sagen und Gedichten aller Art einen prachtvollen Text zusammenzustellen. Die volle Freude an allen diesen Büchern werden die Kinder natürlich erst dann bekommen, wenn sie selber lesen können. Für die erste Anleitung dazu hat nun kein Geringerer als Hans Thoma ein „Abc-Bilderbuch“ geschaffen (4 M). Es braucht dabei zur Empfehlung dann weiter nichts mehr, als daß auch der Text von Mathilde Coester sich durchweg als recht geeignet erweist.

Schlimmer als für die ganz Kleinen, denen ja niemals Märchen und Kinderlied ferngehalten worden sind, wo die Mängel also mehr in der Ausstattung der Bücher lagen, sind die

Digitized by Google

Verhältnisse auf dem Gebiete der eigentlichen Jugendlektüre. Was unseren Knaben und Mädchen gerade in der Zeit, wo der Lesehunger erwacht, bislang in die Hand gegeben werden konnte, war zumeist doch recht zweifelhafte Ware. Und die Besserungsvorschläge, die hier gemacht wurden, blieben auch mehr in der Theorie stecken. Es ist nun einmal nicht zu leugnen, daß unsere Buben eine besondere Kost brauchen. Sie verlangen mit vollem Recht nach Geschichten mit reich bewegter, kräftiger Handlung. Wir brauchen ja auch Menschen der Tat; zum Träumen und Sinnen neigt der Deutsche ohnehin genug, diese Kräfte brechen von selber immer wieder durch. So ist es wohl das bedeutendste Unternehmen des Verlages, diese oft empfundene Lücke auszufüllen. Mit einer von Wilh. Kotzde geleiteten Sammlung „Mainzer Volks- und Jugendbücher" wird hier ohne viel Gerede der Versuch gewagt. Es sind bis jetzt sieben Bände erschienen, alle reich mit Bildern geschmückt. Der in kräftigen Karton gebundene, in Papier und Druck ausgezeichnete Band kostet 3 M. Die bisher erschienenen Bände sind, wenn auch nicht jeder eine Erfüllung bedeutet, für das Ganze eine gute Verheißung. Ganz Vorzügliches bietet Karl Ferdinands, dessen köstliche Kinderlieder rasch beliebt geworden sind, in der „Pfahlburg" (Bilder von Robert Engels). Diese mit lebendiger Phantasie erschaute Erzählung aus Rheinlands Urzeit, von den heftigen Kämpfen der rohen Ureinwohner mit den kultivierteren Eroberern, bringt reiches Verstehen der grauen Vergangenheit. Das Streben nach höherer Gesittung, das die Heldengestalten der Erzählung erfüllt, gibt diesen einen großen Zug. Packend ist desselben Verfassers „Normannensturm" (Bilder von Robert Engels), eine Geschichte vom Ende des neunten Jahrhunderts, reich an kulturgeschichtlichen Ausblicken und von kühner Charakteristik. Auch der Herausgeber Wilh. Kotzde hat bereits zwei Bände beigesteuert, beide aus der Vergangenheit Preußens. „Der Tag von Rathenow" (Bilder von Georg Barlösius) zeigt das unter dem Großen Kurfürsten kraftvoll gewordene Volk in der wuchtigen Verteidigung von Hab und Gut gegen den Schweden. „Im Schillschen Zug" (Bilder von Weingaertner) erhalten wir ein bewegtes Bild aus Berlins Leben unter der Franzosenherrschaft und eine lebhafte Schilderung des kühnen Kampfes derer um Schill. Manches Mal hätte wohl ein ruhigeres Verweilen der jetzt etwas hetzenden Erzählung gut getan. Max Geißlers „Der Douglas" (Bilder von Franz Müller-Münster) feiert mit klingenden Tönen, die freilich nicht recht kindlich sind, Schottlands Heldenkampf gegen die dänischen Einfälle. Eberhard Königs „Ums heilige Grab" (Bilder von Ernst Liebermann) bringt uns die Zeit der Kreuzzüge nahe und der ersten Kämpfe der Deutschritter gegen die heidnischen Preußen. Sehr glücklich ist das Leben der Gegenwart erfaßt in Gustav Falkes „Drei guten Kameraden" (Bilder von A. Ströge), Kinderglück und Kinderleid, in behaglicher Kleinmalerei mit sinnigem Humor dargestellt, dabei der Ernst des Lebens nicht vergessen und in der Gestalt einer schwer ums Dasein ringenden Witwe ein hohes Lied von der Tapferkeit der stolzen Armut, die sich selber hilft und mit eigenen Kräften sich durchringt. Hoffentlich findet diese Sammlung die kräftige Unterstützung der weitesten Kreise, damit der gute Anfang seine glückliche Fortsetzung erhält, zum Heil unserer Jugend, die auf diese Weise am besten aus dem Bannkreis der ungesunden Abenteuer-, Räuber- und Detektivgeschichten zu retten ist, die schon so viel Unheil angerichtet haben.

Nach einer ganz anderen Richtung führt die Gruppe der Bücher, die unter dem Gesamttitel „Das deutsche Malbuch" zusammengefaßt wird. Hier sind in Einzelheften zu je 50 ₰ auf starkem Papier jeweils vier Bilder von Thoma, Schmidhammer, Scholz und anderen so nebeneinandergestellt, daß die eine Seite das fertige Bild nach des Künstlers Original, die andere Seite einen schwarzen Umrißdruck davon zeigt. Es ist nun die Aufgabe des Kindes, mit Wasserfarben, zum Teil auch mit Stift, die Bilder nach der Vorlage auszumalen. Das ist sicherlich eine wirksame Schärfung des Auges und ein gutes Mittel, den Farbensinn zu entwickeln. Besonders gelungen finde ich die Postkartenalbums, weil es für das Kind einen besonderen Reiz haben muß, gelegentlich an Bekannte eine eigene Arbeit schicken

Digitized by Google

zu können. Sind die zum Ausmalen bestimmten Postkarten verbraucht, so hat man dann immer noch für sich selber ein Bilderbuch. Auch hierfür sind die besten künstlerischen Kräfte zur Mitwirkung aufgerufen worden. So bietet ein Band von ℳ 1.25 vierundzwanzig derartiger Postkarten von Hans Thoma.

Damit ist unsere Übersicht zu Ende. Die Möglichkeit ist geboten, den Kindern zur geistigen und seelischen Unterhaltung und zur körperlichen Erholung wirklich Gutes zu bieten. Die Eltern haben keine Entschuldigung mehr, wenn sie nach der üblen Marktware greifen, die ihnen auch heute noch dank dem Schlendrian, der im Buchhandel gerade für dieses Gebiet eingerissen ist, wohl immer noch zuerst angeboten wird. K. St.

Zu unseren Abbildungen

November. Keine Zeit des Jahres gemahnt so ans Sterben, selbst der tiefste Winter nicht, wenn der Schnee wie ein Riesenlaken alles zudeckt zum Schlafen. Das liegt wohl daran, daß wir im November das Absterben so schwer miterleben. Und strengt sich die Sonne noch so sehr an, ihr Schein ist so fahl, daß er nur noch stärker die Schwäche hervorhebt. Erloschen ist auch die farbige Kraft des Herbstes, mit der der Oktober als ein buntes Spiel hinzustellen strebt, was doch bereits der Blutschein der ernsten Tragödie war. So ist der November der Monat der Toten geworden, und dieser Stimmung tragen wir auch in unseren Kunstbeilagen Rechnung. An der Spitze steht eines der eindrucksvollsten symbolischen Bilder der Neuzeit, das im Gedächtnis und im Herzen nachwirkt wie kaum ein anderes: Franz Lippischs „Der Flößer Tod“. Kein Fährmann hat je ein größeres Fahrzeug geführt, keiner steuerte sicherer dem Ziele zu wie dieser. Es mag in der ersten Stunde diesem Bilde gegenüber das Grauen überwiegen. Das wird sich verlieren. Es liegt trotz allem ein tiefer Friede in dieser Welt, die Sicherheit des Ruhiggewordenseins: Ich fahr' dahin mein' Straßen.

Leo Kayſers Arbeiten schließen sich in der Stimmung dem Titelbilde harmonisch an. Es liegt etwas Schwerblütiges in den Radierungen dieses Künstlers, der Geist der Melancholie. Nicht weichlich; die Sentimentalität fehlt ganz. Eher schaut zuweilen phantastischer Humor hervor. Leo Kayser, 1868 in Darmstadt geboren, wirkt seit einigen Jahren wieder in seiner Vaterstadt und hat in der letzten Zeit durch manche seiner Radierungen berechtigtes Aufsehen erregt. Er erreicht in einigen Blättern eine ganz malerische Stimmung durch die Weichheit des Tones, das Verschwimmen der Lichtwerte. Unsere Proben zeigen ihn von den verschiedensten Seiten seines Könnens. Düster und groß, etwas mit dem Schauer der Gespenstergeschichte wirkt der alte Galgen. Wenn auch nach ganz anderer Richtung hin, liegt das Gefühl des Verlassenen, des Abgestorbenen auch über dem alten Parktor. Nur daß hier die Phantasie eher den Weg in die blühende Romantik Eichendorffs fände, statt in die schaurige Welt E. T. A. Hoffmanns. Ein Einfall barocker Phantastik, aber mit so selbstverständlicher Natürlichkeit vorgetragen, daß man dem Bilde ohne weiteres Glauben schenkt, schuf den Schildkrötenreiter. Es schließt sich an ein heiterer Blick in die schlichte, aber selbst in dieser mehr andeutenden Ausführung den Eindruck des Gesegneten wachrufende Mainlandschaft. — Aus der Reihe ausgezeichneter Bildnisse, aber durchweg von alten Leuten, bringen wir den Kopf einer alten Frau, der hier wirkt, als sei er aus Holz geschnitten, scharf in jeder Linie, doch weich im Ganzen. Auch in diesem Kopf lebt etwas von Novemberstimmung: ein unaufhaltsames Vergehen, gegen das nicht mehr angekämpft wird, so daß sich die Schönheit der Ruhe einstellt.

Digitized by Google

Die Musik als Grundkraft deutscher Kunstkultur

Von

Dr. Karl Storck

Gegen Viktor Hugos Ausspruch, daß „der höchste Ausdruck Deutschlands nur durch die Musik zu geben sei", wird sich in einem Zeitalter mancherlei Widerspruch erheben, das einerseits einen Bismarck erlebt hat, andererseits zweifellos an einer Musikantenkultur leidet. Aber auch der größte Optimist — wir leiden heute an Optimismus in der Einschätzung unserer Zustände, der verhängnisvoll zu werden droht — wird nicht behaupten wollen, daß die Persönlichkeit Bismarcks deutscher Kulturbesitz geworden sei, sonst könnte es um unsere politische Einsicht, um unsere nationale Betätigung in der Welt nicht so elend bestellt sein. Wenn man andererseits die Berechtigung des Vorwurfs „Musikantenkultur" wenigstens für gewisse Ausschnitte unseres Lebens zugeben muß, so erweist sich das bei näherem Zusehen als eine Erscheinung der Überkultur. Ich glaube nicht, daß man auf irgend einem anderen Gebiete auch nur auf den Gedanken einer Überkultur in Deutschland kommen kann. So würde gerade diese üble Erscheinung bestätigen, daß bislang in der Tat nur die Musik den vollen Ausdruck des Deutschtums in einer wirklich volksumfassenden und vom ganzen Volke zu erfassenden Weise gebracht hat. Ich glaube, daß, so verblüffend das im ersten Augenblick klingen mag, wir vom deutschen Volke der Neuzeit sagen müssen, daß es bis heute überhaupt nur in der Musik wirklich künstlerische Kultur besessen hat, in ihr es freilich zu einer in der Kulturgeschichte der Menschheit nur ganz selten erreichten Höhe gebracht hat, von der wir allerdings jetzt weit wieder heruntergegangen sind, so daß die Befürchtung, wir ständen vor dem dauernden Verlust dieses Besitzes, sehr naheliegt und infolgedessen jedes Kunstpolitikers ernsteste Sorge sein müßte, hier nach Möglichkeit zu retten und zu heilen.

Für die Beurteilung der deutschen Verhältnisse wirkt leicht irreführend der weit verbreitete Fehler unserer Kunstbetrachtung, die künstlerische Kulturstufe eines

Digitized by Google

Volkes nach seinem Besitz an Kunst, seiner Bedeutung für die Kunst zu bemessen. Gewiß, bei den meisten Völkern trifft das in ziemlich weitgehendem Maße zu. Der wunderbare Zauber, den das Griechentum bis heute auf alle Welt ausübt, beruht letzterdings darin, daß hier das Volk als Ganzes seine Kunst besaß, indem es sich zu eigen machte, was seine Größten schufen. Auch das italienische Volk hat bis auf den heutigen Tag, trotzdem ein so großer Teil desselben in allgemeiner Bildung und geistiger Schulung außerordentlich tief steht, das Schaffen der italienischen Kunst zum Eigentum. Ein gleiches kann man von Frankreich und auch von England sagen. Und ich meine auch von den slavischen Völkern, soweit es sich hier um nationale Betätigung handelt. Freilich muß man bei diesen Slaven vor allem für Rußland zugeben, daß ein großer Teil der Bevölkerung einstweilen überhaupt noch nicht zu einer Lebensstufe gelangt ist, auf der Kultur möglich ist.

Ganz anders liegt der Fall in Deutschland. Das deutsche Volk hat viel wechselvollere und gerade für ein Volkstum viel verhängnisvollere Schicksale erlebt, als irgend ein anderes.

I.

Bis zur Reformation vollzieht sich die Entwicklung auch in Deutschland in ruhiger Gesetzmäßigkeit. Zwar bedeutete hier die Einführung des Christentums einen viel schärferen Bruch mit der Vergangenheit, eine viel ärgere Vernichtung des alten Volksbesitzes, als in den romanischen Ländern. Aber es gelingt Deutschland doch rasch und in wunderbarer Weise, das Christentum einzudeutschen. Auch die Kultur des Rittertums wird, wenn auch von der Fremde übernommen, dem eigenen Wesen angepaßt und danach geht es in glücklichster Weise vorwärts. Der im Volke gehegte Besitz an mythischen Sagen und Heldenliedern wird wieder Allgemeingut (Nibelungenlied, Kudrun, Heldensage usw.) und bringt gleichzeitig durch die Neufassung in höfischer Literaturkunstform diese dem Volke nahe. Nur so ist es möglich geworden, daß dann das Volkslied, bei dem wir zum erstenmal eine wirklich allgemeine literarische Volkskultur sehen, diese hohe Formvollendung in den doch erst aus der Fremde eingeführten neuen Maßen und Strophen aufweist.

Noch ungestörter, wurzelechter entwickelt sich eine Kultur der bildenden Kunst durch das langsame Erstarken des Bürgertums, das sich in Bau und Inneneinrichtung des Hauses ein eigenes Schönheitsleben ausbildet. Malerei und Bildhauerei entwickeln sich gleichzeitig in gesundester Weise als allumfassende Handwerkskunst, aus deren kräftigem Nährboden die gewaltigsten und mannigfaltigsten künstlerischen Persönlichkeiten wie Dürer, Grünewald, Baldung-Grien, Peter Vischer, Johann Krafft und wie die vielen heißen, emporwachsen. Bei aller Verschiedenheit des Temperaments, bei noch so starker persönlicher Färbung stehen alle diese Männer nirgends im Gegensatz zum Volke. Sie sind die schönsten und reifsten Früchte der allgemeinen Entwicklung; sie ragen hoch, turmhoch vielleicht über die Allgemeinheit empor. Aber sie stehen mit dieser Allgemeinheit auf dem gleichen Boden; die Gesamtheit strebt zu ihnen empor, wächst an und mit ihnen hinauf. Das ist wirkliche Kultur. Als Ganzes angesehen, hat

Digitized by Google

das deutsche Volk niemals eine höhere künstlerische Kulturstufe erreicht, als etwa um 1500. Zwar hat die Literatur keine hervorragenden Persönlichkeiten, aber wenn auch der Meistergesang, rein künstlerisch genommen, wenig zu bedeuten hat, so offenbart sich in diesem Treiben doch ein geradezu leidenschaftliches Bemühen der Bürgerkreise nach Betätigung in der Literatur. Das Volkslied ist Allgemeinbesitz; die literarische Kulturempfänglichkeit ist so hoch, daß sie, geschult durch die in allgemeinem Besitz stehende Schwankliteratur und die Anfänge des Dramas imstande ist, der aus der Reformation erwachsenden Streitliteratur Teilnahme entgegenzubringen. Dieses Volk ist literarisch so empfänglich geworden, daß es Gefühl hat für die Sprache. Es ist eine ganz ungeheure Leistung, wie rasch in dieser Zeit das deutsche Volk aus der Fülle durchaus selbständiger Mundarten sich auf die Notwendigkeit einer Schriftsprache besinnt und mit dieser umzugehen lernt. So vollzieht sich ohne ausgesprochen starke dichterische Begabung doch in künstlerisch durchaus wertvoller Weise die Erweiterung des allgemein literarischen Volksbesitzes durch das Kirchenlied.

Aber trotz dieser hohen Steigerung des geistigen Lebens brachte die Reformation mit Notwendigkeit eine Neueinstellung des Empfindens, die sich später und bis auf den heutigen Tag als ein außerordentlich schweres Hemmnis für die Entwicklung einer das ganze Volk umfassenden künstlerischen Kultur erweisen sollte. Daß der Schwerpunkt des ganzen Lebens einseitig ins Religiöse verrückt wurde, und zwar doch wesentlich in ein dogmatisch Religiöses; daß das Empfinden für Berechtigung und Wert künstlerischer Lebensgestaltung abgeschwächt und fast dauernd getrübt wurde (Muckertum, die kunstfeindliche Form der Aszese), wäre zu überwinden gewesen und ist ja auch überwunden worden. Das Kulturschädigende lag vielmehr darin, daß die Überlieferung für das Stoffliche der Kunstwelt unterbrochen wurde. Ohne eine solche Überlieferung ist aber gerade in der Kunst Kultur nicht möglich.

Bereits einmal hatte das deutsche Volk diese Unterbrechung durchmachen müssen. Die Einführung des Christentums brachte die Vernichtung des alten mythischen Besitzes; was sich gerettet hatte, war verblaßt. Es wäre vielleicht nicht so schlimm gekommen, wenn die Ausbildung der germanischen Mythe bis zum systematischen Ausbau einer religiösen Weltanschauung gediehen gewesen wäre. Aber so schwer der Verlust war, es kam mit dem Christentum doch auch ein ungeheurer Ersatz. Es hat keineswegs bloß pastorale Zwecke gehabt, daß gerade die Geschichte Christi einen so außerordentlich breiten Raum in unserer ältesten Literatur einnimmt. Diese dichterische Bearbeitung des Inhalts der Evangelien bedeutete doch auch eine ungeheure Bereicherung des Nationalbesitzes an künstlerischen Stoffen. Gewiß hatte die Einführung des Christentums einen Wandel der Weltanschauung mit sich gebracht; aber die Gemeinsamkeit machte diesen Wandel durch. So sah denn auch jetzt das ganze Volk die Welt aus gleicher Augeneinstellung an und daher konnte sich eine allgemeine Volkskultur neu entwickeln.

Die Reformation zerriß diese Einheit der Weltanschauung. Das beschränkt sich ja keineswegs aufs religiöse Gebiet; die ganze vorangehende Geschichte, das

Digitized by Google

eigene Erleben des Volkes mußte aus diesen beiden Anschauungen heraus verschieden beurteilt, verschieden empfunden werden. Von dieser Zeit ab datiert die Zerrissenheit unseres Gefühls gegenüber unserer eigenen Vergangenheit. Man denke an unsere mittelalterliche Kaisergeschichte. Da der Mensch für sein Empfinden sich niemals historisch-psychologisch einstellt, d. h. nicht die Ereignisse aus dem Gefühlsleben der Vergangenheit zu beurteilen sucht, sondern sie aus seiner lebendigen Gesamtempfindung heraus aufnimmt, muß der Katholik fast notwendigerweise auf seiten des Papstes stehen, während der Protestant aus der Art, wie diese Herrscher das Papsttum bekämpften, fast den Wertmesser gewinnt. So verloren wir die Einheit des Empfindens nicht nur für die Geschehnisse, sondern auch für die Persönlichkeiten. Unter diesen Umständen können natürlich keine nationalen Helden entstehen. Ja es ist auf diese Weise dahin gekommen, daß das ganze Zeitalter des Mittelalters für drei Jahrhunderte als eine finstere Zeit dastand, um die man sich am besten nicht bekümmerte. Damit ging uns mit der wertvollste künstlerische Nationalbesitz, den wir uns geschaffen hatten, als Überlieferung verloren; die Romantik mußte ihn als Neuland entdecken.

Wir leiden bis heute unter diesem Zwiespalt. Je nach dem religiösen Bekenntnis ist bis auf den heutigen Tag die Wertung unserer großen Persönlichkeiten verschieden. Fast überall spielt diese Frage der Religion hinein. Und so darf man sich nicht wundern, wenn wir eigentlich kein nationales Geschichtsdrama haben, wenn jede Verherrlichung irgend eines geschichtlichen Geschehnisses von vornherein zwiespältige Gefühle auslöst; wenn sich bei uns kein eigentlicher Heroenkultus der großen Männer unseres Volkes entwickeln kann. Es hat nicht lediglich musikalische Gründe, wenn Richard Wagner zur Schöpfung von großen Volksfestspielen auf Mythos und Sage zurückgreifen mußte. Dabei ist das eine Welt, der wir günstigenfalls naiv empfangend als einer für unser heutiges Empfinden bedeutungslosen gegenüberstehen; nicht aber so, wie das eigentlich mit altem Nationalbesitz sein müßte, nämlich daß uns hier unsere kostbarsten Güter enthüllt werden.

Auch hinsichtlich des Stoffreichtums hat diese Spaltung einen großen Verlust gebracht. So ist es beispielsweise dem Protestanten unmöglich, zu dem riesigen und in hundert Zügen menschlich und künstlerisch außerordentlich reichen und wertvollen Legendenschatz die Stellung des naiven Genießens zu finden. Es scheint ja neuerdings die Gestalt eines Franziskus von Assisi auch bei uns zu einer edlen Volkstümlichkeit zu gelangen. Diese Gestalt ist aber keineswegs in der Heiligenreihe so vereinzelt, wie es scheinen möchte. So sicher sehr viel von diesem geistlichen Heldentum für die heutige Einstellung unseres Empfindens wertlos geworden ist, so findet sich doch eine Fülle von Schönheit und Größe, die noch auf anderem Wege fruchtbar zu machen wäre, als auf jenem an sich gewiß genußreichen des überlegenen Humors, den Gottfried Keller in den sieben Legenden beschritten hat, ganz zu schweigen von der mehr höhnenden oder ganz satirischen Art vieler anderer. Wie verständnislos oder von vornherein feindlich stehen andererseits die Katholiken allen protestantischen Männern gegenüber?

Digitized by Google

II.

Indes, diese schwere Prüfung, die die von der Reformation untrennbare Spaltung in der Stellung des deutschen Geistes zu allen Lebensfragen mit sich brachte, wäre vermutlich von der deutschen Nationalkraft doch überwunden worden, wenn nicht die gesamten äußeren Verhältnisse dazu beigetragen hätten, diese Volkskraft zu schwächen, wenn nicht vor allen Dingen dann jenes furchtbare Ereignis eingetreten wäre, durch das das ganze deutsche Volkstum an den Rand der Vernichtung geführt wurde: der Dreißigjährige Krieg. Kein Volk der Weltgeschichte hat sich nach einer so furchtbaren Heimsuchung wieder zu erheben vermocht, und darin liegt ein stolzes Zeugnis für die Urkraft deutschen Wesens. Aber die allgemeine Anschauungsweise setzt die Genesungszeit doch zu früh an. Für die Entwicklung einer deutschen künstlerischen Volkskultur sind so günstige Verhältnisse, wie sie Deutschland um 1500 besessen hat, eigentlich bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder da. Wir können zugeben, daß die hohe Bedeutung des Persönlichkeitsgefühles und der freien persönlichen Entwicklung im deutschen Volkswesen begründet ist, daß also in jedem Fall mit dem Eintritt einer starken Persönlichkeitsbewegung in die Welt — das ist das Grundwesen der Renaissance — gerade in Deutschland diese Bewegung besonders stark wirken mußte. Aber — und darin liegt das Entscheidende — bei ungestörter Entwicklung unseres Volkes hätte diese Persönlichkeitsbewegung niemals zu einem Gegensatze der einzelnen gegen große Teile des Volkes geführt.

Die am schwersten zu überwindenden Folgen des Dreißigjährigen Krieges sind die Zerstörung des nationalen Gefühls für Kulturwerte, zweitens die Vernichtung der Einheitlichkeit des Volksempfindens gegenüber Kultur. Beide hängen eng zusammen und sind bis heute noch nicht ganz verwunden. Bis auf den heutigen Tag ist kein Volk in künstlerischen Fragen der Beeinflussung durch die Fremde so zugänglich, wie das deutsche. Und bei keinem anderen Volke ist bis auf den heutigen Tag eine so geringe Zahl von Stoffen und Formen vorhanden, hinter denen das ganze Volk steht, für die das ganze Volk Empfängnis besitzt. Wir haben nämlich, seitdem unsere eigenen nationalen Überlieferungen so furchtbar durchbrochen wurden, heute eigentlich eine ältere Überlieferung für fremde Kunst, als für deutsche. Die höfischen und Adelskreise haben bis auf den heutigen Tag das Franzosentum nicht überwunden. Die Bürgerkreise, die, sobald sie reich geworden, immer das höfische Vorbild nachzuahmen strebten, stecken gerade in den reichen Kreisen in diesem Franzosentum noch heute ganz tief darin. Die wissenschaftlich Gebildeten aber werden die Antike nicht los, mit deren Hilfe sie sich seinerzeit vom Franzosentum befreit hatten. Mit dieser Antike eng zusammen hängt in der bildenden Kunst die italienische Renaissance.

Dagegen sind auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete ausgesprochen nationale Bewegungen niemals von einer das ganze Volk ergreifenden Kraft geworden. So nicht die Romantik in der Dichtung. In der bildenden Kunst kann man eine lange Reihe einzelner Künstler als Vertreter deut-

Digitized by Google

schen Wesens aufzählen, aber sie sind immer die einzelnen. Niemals ist es hier zu einer steten Überlieferung gekommen; immer wird in Literatur wie in bildender Kunst diese nationale Bewegung durchquert von fremden Strömungen. Das hat seinen Hauptgrund in der Tatsache, daß nationale Strömungen naturgemäß an alte Volksüberlieferungen anzuknüpfen suchen. Weil aber diese nationale Überlieferung nach dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts immer zerrissener, überdies am Beginn des 17. Jahrhunderts auf hundert Jahre vollkommen unterbrochen wird, fehlt hier die wirklich dauernd lebendige Kraft. Infolgedessen müssen nationale Bestrebungen bei uns zu viel ans Mittelalter anknüpfen. Das vermag der protestantische Teil des Volkes nur mit berechtigtem Widerwillen zu tun. Deshalb hat sich die Romantik auch in steigendem Maße von der Anknüpfung ans Mittelalter dem älteren Germanentum zugewendet und versuchte, zum Urvolkstum zurückzukehren. So mündete diese Romantik, soweit sie künstlerisch ist, bezeichnenderweise in der Neubelebung des deutschen Mythos durch Wagner. Wir haben aber auch im national-politischen Leben seit 1870 diese Bewegung gehabt, die wir unter dem Worte des Wotanskultus zusammenfassen können. Gerade für diese Bewegung aber fehlt nun wieder unserem christlichen Volke das Verständnis, einfach die geistige Vorbereitung.

So stehen wir vor der traurigen Tatsache, daß gerade die urvölkischen deutschen Bewegungen fast immer unvolkstümlich sind.

Es ist ganz selbstverständlich, daß es unmöglich ist, geschichtlich Gewordenes ungeschehen zu machen. Mit diesen Werten muß gerechnet werden. Ebenso unmöglich aber ist es, geschichtlich Vergangenes, das nur einem eindringlichen Studium wieder lebendig zu werden vermag, in das Leben der Gegenwart hineinzutragen. Man kann lebendige Kultur nur aus den lebenden Kräften eines Volkes entwickeln. Es ist für uns Deutsche geschichtlich geworden, daß unsere völkischen Stoffwerte für Kunst durch die geschichtliche Entwicklung gänzlich geschwächt worden sind, daß durch dieselbe geschichtliche Entwicklung fremde Kulturwerte bei uns eine ungeheure Stärke erlangt haben. Dagegen ist nichts zu machen. Was wir tun können, ist: die völkischen Werte zu heben, zu pflegen und zu stärken, und die fremden unserem Wesen gemäß zu verarbeiten, sie einzudeutschen. Eine einfache, langsame Entwicklung aus den Urkräften des Volkstums heraus vermehrt und bereichert seinen Bestand durch langsam aufgenommene und alsbald sorgsam verarbeitete Anregungen aus der Fremde. Das Griechentum zeigt das in idealer Weise; aber auch England, Frankreich und Italien war diese einfache Entwicklung beschieden. Wir Deutsche haben sie nur bis zum Dreißigjährigen Kriege gehabt. Ich habe im vorangehenden ausführlich dargestellt, weshalb von dem, was wir bis dahin besessen haben, nicht mehr genug fruchtbar gemacht werden kann für die Gegenwart. Auch dagegen ist zunächst nichts zu machen, wenn auch zu hoffen steht, daß im Laufe der Zeiten zum mindesten die religiösen Gegensätze innerhalb der christlichen Konfessionen sich ausgleichen müssen, so daß in der geschichtlichen Beurteilung unserer Vergangenheit das Glaubensbekenntnis nicht mehr so trennend wirkt.

Digitized by Google

III.

Man vergißt bei der Betrachtung der Kunst- und Kulturentwicklung zu leicht, daß das Werden einzelner Künstler und damit einzelner Kunstwerke fast ausschließlich von dem Vorhandensein großer künstlerischer Persönlichkeiten abhängt; daß dagegen die Entwicklung der künstlerischen Kultur eines Volkes in viel höherem Maße abhängig ist von allgemeinen geistigen und sozialen Vorbedinngugen. Es können einzelne Künstler eines Volkes die wunderbarsten Kunstwerke schaffen, sie werden nicht Kulturbesitz dieses Volkes, wenn diesem die geistige Fähigkeit fehlt, jene Kunstwerke zu verstehen, sie in sich aufzunehmen. Dieses Verhältnis tritt auf dem Gebiete der Literatur sehr oft ein und ist bei uns lange ausschlaggebend gewesen. Es kann ein Volk die höchsten Kräfte für bildende Kunst aufbringen. Das Volk wird den Gewinn von diesen Künstlern nicht haben, wenn es nicht die soziale Möglichkeit besitzt, diesen Künstlern die Ausführung ihrer Werke zu ermöglichen oder diese Werke in seinen eigenen Besitz zu bringen. Was helfen die glänzendsten Baumeister einem Volke, das kein Geld hat, um von ihnen bauen zu lassen? Was nützen ausgezeichnete Maler einem Volke, das ihre Bilder nicht erwerben kann. Entweder verkümmern in diesem letzteren Falle die betreffenden künstlerischen Kräfte, sie können sich niemals wirklich ganz bedeutsam entfalten — diesen Fall haben wir bis in die neueste Zeit sehr oft gehabt — oder sie gehen dorthin, wo günstigere Bedingungen für ihr Schaffen vorhanden sind, gehen also der nationalen Kultur verloren. Oder endlich, sie schaffen einsam innerhalb der ihnen erreichbaren Grenzen und kommen dann zunächst zu keiner Wirkung.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege lagen nun die Verhältnisse folgendermaßen: Das Volk war auf den zehnten Teil seiner früheren Zahl zurückgeschmolzen; alle äußeren Lebensbedingungen waren zerstört; das Land war verwüstet, mußte zum Teil erst wieder urbar gemacht werden. Es galt also für dieses Volk, sich erst wieder die Bedingungen eines äußerlich erträglichen Lebens zu schaffen. Bevor für diese Notdurft des Lebens gesorgt ist, bevor nicht sogar ein gewisses Wohlbehagen des Lebens geschaffen ist, hat der Mensch kein Verlangen nach Kunst. Denn Kunst ist immer ein Luxus, ist zum mindesten Betätigung einer irgendwie überschießenden Kraft. Wenn man alle Kräfte braucht, um sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, um die nächsten Bedürfnisse zu erfüllen, werden keine Kräfte für Kunst frei.

Am längsten hat es natürlich beim Bauernstand gewährt, bis er wieder ein günstiges Leben sich erwarb. Wir sind heute so daran gewöhnt, im Bauerntum die Urkraft unseres Volkes zu sehen, jenen Urboden, aus dem immer wieder Kräfte emporschießen, daß es besonders hervorgehoben werden muß, daß keiner unserer großen Künstler, die im 18. Jahrhundert die Neuerweckung der deutschen Kulturzustände gebracht haben, aus dem Bauerntum hervorgegangen ist.

Früher erholte sich das Bürgertum in den Städten. Hauptsächlich deshalb, weil es den Gewinn von den Kreisen der Regierenden hatte und naturgemäß den Handel in die Hand bekam für die Gebildeten und das Beamtentum. Weil es ferner von vornherein an jenen Genüssen teilhaben durfte, die sich die Regie-

Digitized by Google

renden durch das Elend ihres Volkes nicht verkümmern ließen. Mit der Rückkehr des Friedens standen diese Regierenden wieder in ihrer alten Macht; aus ihr heraus verschafften sie sich die pekuniären Mittel, um ein Leben zu führen, das sich hinsichtlich des Aufwandes vom früheren nicht unterschied. Zu diesem Leben gehörten natürlich auch die Künste. Und nun kommt der springende Punkt: Da das eigene Volkstum diese Kunst nicht bot, wurde sie aus der Fremde genommen. Man übernahm den ganzen Kulturbesitz dieser Fremde und verpflanzte ihn ins eigene Land, und zwar im wesentlichen französische Kultur. Nur in der Musik kam die italienische Oper hinzu. Die Höfe sind mit ganz wenigen Ausnahmen dauernd ein Hort dieser fremden Kultur geblieben; und als diese von der deutschen im breiten Volke zurückgeschlagen war, sind sie wenigstens niemals ein Hort dieser deutschen Kulturbewegung geworden.

Mit den Höfen aufs innigste zusammen hängt das Beamtentum und, was für die Kulturbewegung besonders wichtig war, das, was wir als akademische Stände zu bezeichnen pflegen, denen ja selber wieder ein großer Teil des Beamtentums angehört. Diese akademischen Stände stellen die Wissenschaft dar. Die Wissenschaft ist in dieser Zeit in jener furchtbaren Weise dem deutschen Volkstum entfremdet worden, die sie für eine nationale deutsche Kultur bis weit ins 19. Jahrhundert hinein unfruchtbar gemacht hat. Noch heute leiden wir unter dem Klassizismus, der sich damals entwickelte. Es soll natürlich nicht die hohe Bedeutung, die die deutsche Wissenschaft in dieser Zeit wenigstens von 1800 ab gewonnen hat, bestritten werden; es kommt hier lediglich darauf an, wieviel davon für eine nationale Kultur wertvoll werden konnte. Und das ist bitter wenig. Man braucht bloß an das Verhältnis dieser Wissenschaft zur deutschen Sprache zu denken. Kaum seit einem Menschenalter, ja auch heute ist noch nicht in derselben Art, wie es sich in anderen Kulturländern von selbst versteht, die Überzeugung durchgedrungen, daß zu einer Grundbedingung für wahrhaft wissenschaftliche Bildung die vollkommene Beherrschung der Muttersprache gehört, daß die Grundlage einer nationalen Bildung die Kultur der eigenen Sprache ist.

IV.

Für die Entwicklung einer Kultur noch wichtiger, als die Erfüllung dieser sozialen Bedingungen, ist die der geistigen. Hier spielt natürlich die verschiedenartige Veranlagung der Völker eine große Rolle. Immerhin sollte man da nicht zu weit gehen. Man kann es öfter hören, daß das deutsche Volk gerade für Musik besonders veranlagt sei. Ich möchte dem keineswegs widersprechen. Es ist aber hervorzuheben, daß bis zum Dreißigjährigen Kriege das deutsche Volk sich auf den anderen Kunstgebieten bedeutsamer betätigt hat, als in der Musik. Alle großen Errungenschaften der Musik bis 1650 sind außerhalb Deutschlands gewonnen worden: der Gregorianische Choral, die Entwicklung der Mehrstimmigkeit bis zur hohen Ausbildung in der kontrapunktischen Polyphonie; dann wieder die Ausbildung des instrumental begleiteten einstimmigen Gesanges einschließlich seiner höchsten Formen im Musikdrama; die volkstümliche Entwicklung der

Digitized by Google

frühen Instrumentalmusik, sogar die Hausmusik und die Ausbildung der zahlreichen kleinen musikalischen Formen. Dagegen hat dieses Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege sich in Literatur und bildender Kunst bedeutsam betätigt. Man wird also mit einer Erklärung aus der Naturanlage nicht so leicht auskommen. Schalten wir sie also auch von vornherein hier aus.

Sehr schwer entwickelte sich entgegen der nächstliegenden Auffassung eine literarische Volkskultur. Ein künstlerisches Verhältnis zu Literaturerzeugnissen kann eben erst gewonnen werden, wenn das geistige Verständnis des Stoffes vorhanden ist. Es muß zu denken geben, daß wir auf keinem anderen Kunstgebiete jenen scharfen Unterschied haben, der sich in den Bezeichnungen Volks- und Kunstdichtung ausspricht. Vorbedingung für die erste ist die Allgemeinverständlichkeit des Stoffes. Man drückt sich wohl besser so aus, daß der Stoff Allgemeingut sein müsse. Das ist natürlich zunächst auf dem rein lyrischen Gebiete des Empfindungslebens (Volkslied) der Fall; sodann in religiösen Stoffen und, soweit eine stete Volksüberlieferung vorhanden ist, auch in geschichtlichen Vorwürfen. Auch hier zeigt uns das Griechentum diese Verhältnisse am günstigsten ausgebildet. Man denke nur daran, daß das griechische Drama immer dieselben Stoffe aufgriff. Wo das Was so feststeht, muß sich dann die Empfindung für das Wie ausbilden. Es kommt also auch zu einem rein künstlerischen Formverständnis.

Zur bewußt künstlerischen Aufnahme dieses Gebietes befähigt vor allem die Kultur der Sprache. So sehen wir in der Tat bei den Franzosen, bei denen diese Pflege der Sprache auf die längste Zeitdauer zurückgeht, das stärkste Literaturempfinden nach dieser mehr stilistischen Richtung hin. Am schwächsten aber ist es bei uns in Deutschland bestellt, entsprechend dem Tiefstand der allgemeinen Sprachkultur. Es ist unverkennbar, daß es bei uns gerade in dieser Hinsicht in den letzten Jahrzehnten sehr viel besser geworden ist, was sich auch sofort darin geäußert hat, daß der Durchschnitt unserer Unterhaltungslektüre sich gehoben hat. Dieser Punkt ist wichtiger für die Einschätzung der vorhandenen literarischen Kultur, als der Besitz einzelner großer Dichter, da diese unabhängig von den Allgemeinverhältnissen auftauchen oder nicht. Natürlich vermag der einmal vorhandene Besitz an literarischen Kunstwerken am allerbesten eine literarische Kultur vorzubereiten. Wenn, wie es heute durch die Schule geschieht, ein großer künstlerischer Literaturbesitz gewissermaßen als Lernstoff mit ins Leben übernommen wird, so ist damit eine Grundlage für die spätere Entwicklung der literarischen Kultur gegeben. So steht denn auch die literarische Kultur des deutschen Volkes heute ganz zweifellos turmhoch über der unseres „klassischen Zeitalters", trotzdem wir keine Dichter besitzen, die mit unseren Größten, die damals gleichzeitig wirkten, verglichen werden können. Aber die literarische Gefolgschaft, die diese Dichter zu ihrer Zeit fanden, war außerordentlich klein, vor allen Dingen fehlte es an einer irgendwie geschlossenen Wirkung. Das Buch verhalf unseren Größten zu einer Gemeinde von Einzelnen, aber nicht zur Gefolgschaft des Volkes. Es ist nicht zu bezweifeln, daß heute ein viel größerer Prozentsatz der Gesamtheit des deutschen Volkes imstande ist, am literarischen Leben genießend Anteil zu nehmen, und infolgedessen es auch tut. Aber es ist sehr bezeich-

Digitized by Google

nend, daß die Steigerung unserer deutschen literarischen Kultur im wesentlichen vom Roman befruchtet wird, und zwar vom Zeitroman, eben weil hier die Möglichkeit der stofflichen Anteilnahme zuerst gegeben ist, daß es dagegen außerordentlich schwerhält, für uns ein Drama großen Stils zu schaffen. Das beruht auf dem Mangel an großen nationalen Stoffen, oder genauer genommen, nicht darauf, daß diese Stoffe fehlten, sondern daß sie unserem Volke durch die geschichtliche Entwicklung entfremdet worden sind. Wir sind darin viel übler daran, als ein in rein geistiger Hinsicht viel schlechter vorbereitetes Volk, wie die Italiener, wo sogar eine Erscheinung wie d'Annunzio trotz alles Artistentums Volksbesitz werden kann, weil er die stets lebendige Idee des großen Lateinertums aufruft. Bei uns in Deutschland sind dagegen gerade jene Stoffgebiete nur in Verrohung oder künstlerischer Verweichlichung zur Volkstümlichkeit gelangt, die ursprünglich aus nationalen Instinkten aufgegriffen worden waren. Am deutlichsten sehen wir das bei der Romantik, durch die nicht die Blütenkraft deutschen Phantasielebens für das Volk fruchtbar gemacht wurde, sondern eine gespensterhafte Schauerromantik oder die Mondscheinromantik eines blutarmen Rittertums.

Allerdings, wenn wir nun aus der Literaturgeschichte erfahren, daß gerade die Romantiker, die von der Betonung des Volkstums ausgingen, dem wildesten Subjektivismus verfielen und in Theorie und Praxis zu den Verkündern der schrankenlosen Willkürherrschaft einer ganz persönlichen Phantasie wurden, so offenbart sich uns hier eine eigentümliche Erscheinung für das Verhältnis der deutschen Literatur zum deutschen Volke, bei der Ursache und Wirkung sich wechselseitig durchdringen. Es reicht nicht zu, diese Erscheinung mit der Eigenwilligkeit des deutschen Persönlichkeitsbestrebens erklären zu wollen. Man sieht es an einem Mann wie Schiller, daß gerade die Teilnahme des Volkes die sicherste Gewähr ist gegen den Egoismus der Persönlichkeit. Aber es ist andererseits nicht zu verwundern, daß ein Dichter, der, solange er künstlerisch schafft, keine Teilnahme beim Volke findet, auf dieses Volk keine Rücksicht mehr nimmt und unbekümmert um das Mitkommen der anderen sich sein Reich baut. Das braucht ihn natürlich keineswegs seinem Volkstum zu entfremden, aber es schließt doch zumeist eine baldige Volkstümlichkeit aus. Es ist bekannt, daß Goethe von sich meinte, er könne niemals populär werden. Wir sehen heute, wie seit langen Jahren die Volkstümlichkeit Goethes stetig wächst. Und während man früher sehr leicht geneigt war, ihn als Kosmopoliten hinzustellen, erkennen wir immer deutlicher, daß seine Universalität gar nichts mit Internationalität zu tun hat, sondern darauf beruht, daß er die in der Tat weltumfassenden Eigenschaften deutschen Wesens nach allen Richtungen hin zu einer so hohen Kultur steigerte, daß sein Volk nur langsam in diese höchste Offenbarung deutschen Volkstums hineinzuwachsen vermag.

(Ein zweiter Artikel folgt)

Digitized by Google

Zum Gedächtnis

Innerhalb weniger Wochen hat die musikalische Welt drei Musiker verloren, denen ein kurzes Wort des Nachrufes gebührt. Ein Jahr nach Joachim ist Pablo de Sarasate gestorben, das Widerspiel des deutschen Meisters unter den Geigenkünstlern. Vielleicht deshalb von Joachim als würdiger Rivale stets anerkannt und durch die Widmung seiner E-Moll-Variationen geehrt. Sarasate war der vollendetste Vertreter eines Virtuosentums, das in dieser schönen Art leider verschwunden zu sein scheint. Nicht als ob es uns an Virtuosen fehlte; im Gegenteil. Das Zeitalter der Technik herrscht auch in der reproduzierenden Kunst. Aber der ganzen heutigen Lebensart entsprechend versuchen auch die Virtuosen mehr zu scheinen, als sie sind. Kein einziger von ihnen erscheint als Vertreter des Heiteren in der Kunst, des vornehmen Genießers, dessen höchstes Ziel ist, andere an seinem Genusse teilnehmen zu lassen. So behauptete das Virtuosentum Sarasates auch gegenüber dem Paganinis oder Liszts seine eigene Stellung. Es war nichts Diabolisches in diesem Manne, und seine Kunst führte nicht in die tiefsten Geheimnisse seelischen Erlebens. Das Wesen seines Spiels war sinnliche Schönheit. So wie er auf der Geige zu singen wußte, habe ich es gelegentlich wohl wieder bei Henri Marteau gehört; aber bei diesem größten Geigenkünstler der Gegenwart ist auch diese Schönheit nur ein Mittel zum Zweck; sie dient, und ich glaube nach der ganzen Art der Entwicklung Marteaus in den letzten Jahren wird seine Entwicklung immer mehr in der Richtung Joachims sich fortbewegen, dessen Lehrstuhl er geerbt hat. Bei Sarasates Spiel erlebte man jenes Lustgefühl, das gerade bei der Musik dem naiven Empfinden am nächsten liegt: er selbst schien zum Vergnügen zu spielen, ihm fiel alles leicht. Seine Kantilene war so ausgeglichen, daß man niemals einen Bogenwechsel wahrnahm; die schnellsten Läufe perlten in vollendeter Gleichmäßigkeit die Skalen hinunter und hinauf. Am wohlsten aber war ihm, wenn er auf der Geige singen konnte. Da sah man, wie er selber die ganze Süßigkeit des Tones auskostete, den er seinem herrlichen Stradivarius entlockte. Man könnte ihn vielleicht als ideale Verkörperung des Salonkünstlers bezeichnen. Die Art des Auftretens gemahnte an den Grandseigneur der alten Schule. Er hätte Kniehosen und das Spitzenjabot des Edelmannes der Rokokozeit tragen müssen. Rasch kam er aufs Podium geschritten, eine kurze Verbeugung gegen das Publikum, der Kneifer sprang von der Nase, die Manschette des linken Armes wurde zurechtgerückt, dann eine lustige Handbewegung gegen den Dirigenten, und das Spiel begann. In den letzten Jahren habe ich ihn wiederholt kleinere Stücke von Joh. Seb. Bach spielen hören. Da mußte man immer erst etwas wie Verärgerung überwinden. Das war doch nicht unser deutscher Johann Sebastian? Aber bald gewann er einen doch und überzeugte von neuem, daß gerade an diese Riesen von allen Seiten heranzukommen ist, daß sie jedem etwas geben. — Leicht wie seine Kunst, ist ihm sein Leben gefallen. Am 10. März 1844 zu Pamplona geboren, war er schon als Zehnjähriger ein verhätscheltes Wunderkind. Mit dreizehn Jahren gewann er den großen Preis des Pariser Konservatoriums, und dann begann der Siegeszug durch die Welt. Mitte der siebziger Jahre spielte er zuerst in Deutschland und entzückte hier wie allerorten. Er war kein Grübler und schürfte auch als Künstler nie in die Tiefe. Als Komponist begnügte er sich mit leichten, prickelnden Stückchen, die er sich für seine Konzerte zurechtmachte. Vom Menschen erzählt man sehr viele kleine Züge, die beweisen, daß er auch hier keine Ahnung hatte von den Kämpfen und Schwierigkeiten, die die Welt bietet, daß er alles an sich herankommen ließ, und daß ihm auch das Glück der kindlichen Naturen treu blieb. Daß er ein gutes Herz besaß und nicht nur mit der Geige Freude spendete, sondern auch mit freigebiger Hand Leiden milderte, wo er konnte, gehört zu diesem Bilde.

Zur gleichen Zeit wie Spanien seinen bekanntesten hat Rußland den bedeutendsten seiner Komponisten verloren. Rimski-Korssakow war auch im gleichen Jahre 1844

Digitized by Google

wie Sarasate geboren. Wie fast alle Begründer der national-russischen Musik ist er von einem anderen Berufe her — Korssakow war erst Marineoffizier — zur Musik gekommen. Das ist für die Entwicklung der russischen Musik von hoher Bedeutung gewesen. Auch bei stärkster musikalischer Begabung bringt dieser Bildungsgang es mit sich, daß die technische Ausbildung freiere Wege geht, nicht so systematisch ist wie bei jenen, die von vornherein zum künstlerischen Berufe sich vorbereiten. Man kommt dann meistens erst in solchen Jahren zur endgültigen Bewältigung des Technischen, wo man bereits Eigenes sagen möchte, wo diese Kunst, die man sich zumeist unter äußeren und inneren Kämpfen zum Lebensberufe erwirbt, Aussprecherin sein soll eines großen Lebensinhaltes. Wer von Kind an gewissermaßen in eine Kunst hineinwächst, der hat das Technische in den Jahren der Unselbständigkeit sich zu eigen gemacht und hat — auch bei den schöpferisch reichsten Künstlernaturen können wir das beobachten — zuerst Werke geschaffen, die man als Wiederholung des bereits Bestehenden im eigenen Geiste bezeichnen kann. So birgt dieses späte Zur-Kunst-kommen schwere Gefahren in sich. Andrerseits liegt darin auch der Weg zu einer sonst schwer zu erreichenden Originalität. Jene Gefahr suchte Rimski-Korssakow durch das mit bewundernswerter Selbstzucht nachgeholte gründliche Studium der gesamten musikalischen Technik zu überwinden. Die Originalität blieb ihm durch die Neuartigkeit seines Unterfangens gesichert. Denn Rimski-Korssakow gehört als Komponist zu jenen Russen, deren Lebensinhalt das Volkstum ist. Da dieses Volkstum für die Musik neu war, wirkten seine Werke für die übrige Welt mit außerordentlicher Originalität. Freilich steht auch er darin bei fortgeschrittener Kenntnis der jungrussischen Musik nur als einer von vielen ohne ausgesprochen persönlichen Charakter. In der Hinsicht übertrifft doch eben Tschaikowsky alle seine Landsleute. Und es ist wohl nur folgerichtig, daß er dafür an rein nationalem Gehalt hinter jenen zurücksteht. Rimski-Korssakow mag die Grenze seiner Begabung deutlich erkannt haben, jedenfalls versuchte er gar nicht, als Melodiker sich auszusprechen, sondern schöpfte das thematische Material für seine Werke aus dem unerschöpflichen Born des russischen Volksliedes. Seine Kraft aber liegt in der Schilderung, der Charakterisierung. So ist es leicht erklärlich, daß er sich in seinen symphonischen Werken bald der Programmusik zuwandte. Er hat nicht nur in seinem Opus I die erste russische Symphonie (1805), sondern auch die erste russische symphonische Dichtung „Satko“ geschrieben. In Rußland ist er auch als Opernkomponist sehr gefeiert, während bei uns vor allen Dingen seine symphonischen Phantasien „Antar“ und „Scheherezade“ bekannt geworden sind.

Der Dresdner Edmund Kretschmer hat die Glanzzeit seines Ruhmes um ein Menschenalter überlebt. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß Bühnenerfolge den Namen eines Künstlers am weitesten tragen. Und so war auch Kretschmer, als seine „Folkunger“ (1874) und „Heinrich der Löwe“ (1877) in raschem Siegeslauf sich die deutschen Bühnen eroberten, eine der großen Hoffnungen unserer Oper oder doch wenigstens unserer Operndirektoren. Denn der tiefer Zusehende mußte auch damals erkennen, daß die Form dieser Opern überlebt war. Man kann die große Oper Meyerbeers nicht durch vorsichtige Einimpfung wagnerischer Grundsätze beleben. Es haben sich denn auch die Wiederbelebungsversuche als zwecklos erwiesen. Treuer blieb dem 1830 in der Lausitz geborenen Musiker der Erfolg auf dem Gebiete der Chorkomposition. Leider hat die ganze Richtung, die der katholische Kirchengesang unter dem Einfluß des Cäcilianismus eingeschlagen hat, Kretschmers Wirksamkeit auf diesem Gebiete allzu eng umgrenzt. Gerade seine Messen und vielfachen kirchlichen Kompositionen weisen ihm eine achtenswerte Stellung in der Nähe Rheinbergers an. Reiche Verdienste hat sich Kretschmer als Lehrer erworben.

Digitized by Google

Vom modernen Königtum

Der in Balladen, historischen Romanen und sogar auch in ernsten Geschichtswerken unter dem Namen „Richard Löwenherz“ gefeierte König von England aus dem Hause Plantagenet war nicht nur ein äußerst jähzorniger, sondern als Kind seiner Zeit auch ein ungewöhnlich autokratisch veranlagter Herr. Das Reich, das ihm von seinem Vater, dem König Heinrich II., überkommen war, erachtete er als sein persönliches Eigentum, mit dem er nach Belieben schalten und walten konnte. Als er das Kreuz genommen und es nun galt, ein großes Heer zur Fahrt in das heilige Land zusammenzubringen, verschacherte er in England, weil es ihm an Geld gebrach, Ämter und Würden. Ja, er war nahe daran, London zu verkaufen, und die Hauptstadt des Reiches entging diesem Schicksal nur, weil nicht das richtige Angebot gemacht wurde. Seit dem Tode Richard Plantagenets sind etwa acht Jahrhunderte verstrichen. In dieser langen Epoche hat auch die Bewertung der königlichen Stellung durch die Herrscher selber manche Wandlung erfahren; hauptsächlich wohl dank der Korrektur, die Stände und Parlamente an der königlichen Allgewalt vorgenommen haben. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts saß auf dem Throne Preußens sogar ein König, der in seinen eigenen Augen nur der erste Diener des Staates war, und der, wenn er draußen mit seinem Heer vor dem Feinde stand, nicht sein Preußen, sondern „sein Vaterland“ verteidigte. In der Zeit größter Bedrängnis schrieb Friedrich der Große kurz vor der Schlacht von Torgau an seinen Freund, den Marquis d'Argens, er wünsche, wenn das Geschick seinen Untergang beschlossen habe, unter den Trümmern „seines Vaterlandes“ begraben zu werden. Indessen die Läuterung der Auffassung der regierenden Herren über ihre königliche Stellung ist in den vielen Jahrhunderten seit Richard Löwenherz doch nicht so durchgreifend gewesen, daß sie auch jeden theoretischen Rückfall in die Vorstellungen des Mittelalters ausgeschlossen hätte. Und gerade den Nachfolgern des großen Preußenkönigs, der nur von Pflichten gegen das „Vaterland“ etwas wußte, war nicht dieses, sondern streng genommen die Dynastie alles. Ohne Ausnahme erblickten sie in der ererbten Krone ihr persönliches Eigentum und in dessen Sicherstellung ihre vornehmste Aufgabe; und an ihnen lag es wirklich nicht, wenn diese Auffassung in der Praxis nicht immer zum Ausdruck kam.

Mehr als alle seine Vorgänger bis zu Friedrich Wilhelm II. zurück bekundet aber Wilhelm II. theoretisch noch eine ausgesprochen autokratische Auffassung von seiner königlichen Stellung. Außerordentlich geläufig sind ihm Wendungen wie „Mein Reich“, „Mein Volk“, „Meine Residenz“, „Meine Regierung“, „Meine Minister“, „Meine Armee“, „Mein Erstes Garde-Regiment zu Fuß“, als wenn er tatsächlich der Besitzer von all dem wäre, was er sein Eigen nennt. Aus dieser Auffassung heraus lassen sich auch zwei Telegramme verstehen, die unlängst in der Presse veröffentlicht wurden.

Digitized by Google

In dem ersten Telegramm spricht der Kaiser dem Fürsten von Fürstenberg, der in Donaueschingen Hof hält, sein Beileid zu dem Brande aus, von dem diese Stadt im August d. J. heimgesucht worden ist, und hier begegneten wir den Worten „Deine Stadt“. Ja, gehört denn Donaueschingen von seinem Bürgermeister bis zum Nachtwächter herab erb- und eigentümlich dem Fürsten von Fürstenberg? Das Dankestelegramm dieses Herrn habe ich nicht gelesen. Aber ich möchte darauf schwören, daß er darin nicht von Donaueschingen als „seiner“ Stadt gesprochen hat. Es ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil Donaueschingen ihm nicht gehört und auch nicht von ihm, sondern als Stadt des Großherzogtums Baden von Karlsruhe aus regiert wird. Dadurch, daß ein Fürst in einer Stadt wohnt, geht dieses heutzutage noch lange nicht in seinen Besitz über.

Zu dem im deutschen Lothringen garnisonierenden XVI. Armeekorps gehören auch bayerische Truppen. Sie standen mit einer Brigade Infanterie und einem Fuß-Artillerieregiment auch in der Parade, die Wilhelm II. vor den diesjährigen Kaisermanövern bei Metz abgehalten hat. Unmittelbar nach der Truppenschau beglückwünschte der Kaiser den Prinzregenten von Bayern in einem Telegramm, in welchem es hieß: „Es gereicht mir zur Freude, Dir mitteilen zu können, daß ich bei der heutigen Parade bei Metz Deine Infanteriebrigade und Dein Fuß-Artillerieregiment in derselben hervorragenden Verfassung wie stets bisher gefunden habe.“ Sicherlich hat der Glückwunsch bei dem hohen Adressaten seinen Zweck erreicht. Umgehend erfolgte der Dank. Aber dieser ließ auch deutlich erkennen, daß der Prinzregent die Ansichten Kaiser Wilhelms über die Zugehörigkeit der deutschen Truppen nicht teilt. Es hat ihn mit freudigem Stolz erfüllt, daß die „bayerischen“ Truppen, also nicht seine Truppen, in den Augen des Kaisers so gut bestanden haben. Und damit hat der hohe Herr sich nur korrekt ausgedrückt. Wenn es überhaupt einen Eigentümer deutscher Truppen gibt, so kann es nur der deutsche Steuerzahler sein. Denn er allein beköstigt, bekleidet, besoldet sie, wie auch von ihm die Zivilliste des allerhöchsten Kriegsherrn, des Inhabers der Krone, bestritten wird. Dessen ist sich ohne Frage auch Wilhelm II. vollkommen bewußt. Aber auf der anderen Seite wird er doch noch so sehr von dynastisch-selbstherrlichen Vorstellungen beeinflußt, daß sie ihn oft, namentlich dann, wenn er sich öffentlich betätigt, hindern, den tatsächlich bestehenden Verhältnissen im erforderlichen Maße Rechnung zu tragen.

Die Bekundung ausgesprochen autokratischer Anschauungen durch Wilhelm II. kann nur bedauert werden, so sehr ihre für das Deutsche Reich und den preußischen Staat lediglich theoretische Bedeutung auch einleuchten mag. Müssen doch Wendungen wie „Deine Stadt“, „Deine Infanterie-Brigade“, „Dein Fußartillerie-Regiment“ in den gegenwärtigen Zeitläuften, wo die Hauptstädte der Reiche nicht mehr Gefahr laufen, von ihren Königen verkauft zu werden, wo der Herrscher auch von den Regierten nur für den ersten Diener des Staates gehalten wird, bei der großen Zahl derer auf Widerspruch stoßen, die sich von unterwürfiger Gesinnung noch freigehalten haben. Wozu diesen Widerspruch ohne Grund wecken? Wozu unnötig die noch Aufrechten verstimmen? In seinem eigenen Interesse ist Kaiser Wilhelm zu wünschen, daß er das bedeutsame Nichteingehen des Prinzregenten von Bayern auf die bei ihm vorausgesetzte persönliche Besitznahme der bayrischen Truppen bemerkt haben möge.

Günther von Vielrogge

Die Schädigung der deutschen Kunst durch amtliche Bevormundung

Die schier wissenschaftlich-grundsätzliche Vorführung der Kunst fremder Länder in größeren Ausstellungen wird zu einer charakteristischen Erscheinung unseres Berliner Kunstlebens. Wir sind immer sehr gastfreundlich gegen die Fremde gewesen. Freilich weiß diese Fremde auch so aufzutreten, daß es einem nicht schwer fällt, Gastfreundschaft

Digitized by Google

zu üben. Wir hören nichts davon, daß sich die Künstler dieser fremden Länder erst öffentlich herumzanken, wie und wo sie die Ausstellung machen sollen; noch weniger, daß die staatlichen Behörden als entscheidende Stelle in ästhetischen Fragen sich aufspielen. Offenbar haben die Regierungen dieser fremden Länder längst erkannt, daß gerade die bildende Kunst auch einen ganz bedeutenden Handelswert darstellt, und sehen deshalb ihre einzige Pflicht darin, das Absatzgebiet der Kunst des eigenen Landes möglichst zu erweitern, den Künstlern des eigenen Landes damit bessere Lebensbedingungen zu schaffen und sie doch auch auf diese Weise steuerkräftiger zu machen.

Deutschland ist heute ein sehr guter Kunstmarkt. Wenn auch die Riesensummen, von denen bei Londoner und auch Pariser Versteigerungen und Ausstellungen berichtet wird, in Deutschland noch nicht erreicht werden, so ist doch bei uns in den letzten dreißig Jahren in steigendem Maße auch von privater Seite viel Kapital in Bildern angelegt worden. Von diesem Kapital ist ein ganz ungeheurer Prozentsatz ins Ausland geflossen; und diesen Erfolg hat das Ausland im wesentlichen durch seine ausgezeichnete Werbearbeit erreicht. Dieses Abwandern großer Summen für ausländische Kunst könnte man nun eher verschmerzen, wenn eine nennenswerte Gegenleistung vorhanden wäre. Aber unsere Künstler verkaufen außer nach Amerika und nach Rußland im Auslande so gut wie gar nichts. Kaum daß die größten ausländischen Museen von den wichtigsten Meistern der neueren deutschen Kunst ein Bild besitzen; ausländische Privatkreise kommen für deutsche Kunst überhaupt kaum in Betracht. Das hat natürlich seinen nächsten Grund darin, daß man im Auslande von deutscher Kunst so gut wie nichts weiß, sie infolgedessen außerordentlich gering einschätzt. Dem wäre mit einem Schlage abzuhelfen, wenn aus einem gleichen Geiste heraus, wie vor zwei Jahren die Jahrhundertausstellung zusammengebracht wurde, Ausstellungen deutscher Kunst der letzten fünfzig Jahre im Auslande gezeigt würden.

Es ist gar kein Zweifel, daß die deutschen Künstler, so sehr sie in Richtungen gespalten sind und im Tagesleben sich wechselseitig befehden, zu solchen Ausstellungen sich einheitlich zusammenfinden würden. Die Gründung des Deutschen Künstlerbundes hat das seinerzeit bewiesen, und gerade die Jahrhundertausstellung hat den Künstlern selber zum Bewußtsein gebracht, wie viele Werte im guten Schaffen auch der Gegenrichtung liegen, wie sehr es überhaupt darauf ankommt, diese Werte im verschiedenartigen Schaffen zu entdecken und zu nützen. Trotz dieser günstigen Einstellung der deutschen Künstlerschaft scheitern alle Versuche, dem Ausland eine Vorstellung von unserem neueren Kunstschaffen zu geben, am Verhalten unserer staatlichen Behörden. Oder muß man gerade heraus sagen: an unserem Kaiser?

Zur selben Zeit, wo das kleine Belgien eine treffliche Ausstellung seiner Kunst im Berliner Sezessionsgebäude zustande brachte, erfuhr auf dem Umwege über Paris die deutsche Öffentlichkeit davon, daß wieder einmal eine Ausstellung deutscher Kunst in Paris nicht zustande komme, weil der Kaiser die Hergabe von Bildern aus Museumsbesitz verweigert habe. Nach dem vielfältigen Ruf und Widerrufe, der seither in den Spalten unserer Tagespresse erschallte, bleibt als Kern der Sache bestehen, daß die Ausstellung, für die der Großherzog von Hessen bereits das Protektorat übernommen hatte, daran gescheitert ist, daß von den maßgebenden Stellen in Preußen die Hergabe der für eine solche Ausstellung unentbehrlichen Werke aus Staatsbesitz abgelehnt wurde. Ob nun die vom hessischen Ministerium übermittelte Eingabe des Ausstellungskomitees bis zur Person des Kaisers gelangt ist und wir also hier wieder einmal den Ausdruck des ganz persönlichen Kunstgeschmacks des Kaisers haben, oder ob bereits in Vorinstanzen aus dem Geiste der Kabinettsästhetik heraus eine Ausstellung in dem „modernen" Pariser Herbstsalon als unmöglich abgetan wurde, bleibt sich gleich. Die Öffentlichkeit wird auch in diesem Falle den Kaiser mit der Verantwortung belasten. Denn wir sind es zu sehr gewöhnt, daß von gewissen Künstlerkreisen der persönliche Geschmack des Kaisers, zu dem er ja so gut das Recht hat wie jeder andere, als ein Kampfmittel in den Kunst-

Digitized by Google

streit unserer Tage hineingezerrt wird. Man hat es auf diese Weise fertig gebracht, daß in Berlin — nur in Berlin, nicht etwa bei anderen auch gut monarchischen Höfen — die Zugehörigkeit zur modernen Kunst oder überhaupt nur zu einem Sezessionsverband ungefähr gleichbedeutend ist mit Sozialdemokrat. Andererseits wurden gewisse schroffe Einseitigkeiten und Maßlosigkeiten der neueren Kunstbewegung dem Kaiser als das Wesentliche derselben hingestellt, so daß sich aus all diesen verschiedenen Stimmungen und Erfahrungen heraus beim Kaiser jene oft öffentlich bekundete Feindschaft gegen die moderne Kunst als Ganzes herausgebildet hat, von der er selber aber in Einzelfällen schon öfter abgewichen ist. So muß man in diesem ganzen Verhältnis von einer systematischen Irreführung des Kaisers durch gewisse Künstlerkliquen sprechen.

Ist das schon sehr folgenschwer bei der großen Zahl von staatlichen Kunstaufträgen, bei denen dem Kaiser die letzte Entscheidung zukommt, so wird es geradezu verhängnisvoll für die Stellung unserer Kunst auf dem Weltmarkt. Wer oft mit Ausländern zusammentrifft, erstaunt immer wieder, wie wenig selbst die Fachleute von unserem Kunstschaffen wissen. Wir müssen ja immer bedenken, daß das Ausland seit Jahrzehnten sich daran gewöhnt hat, mit allen Mitteln dafür zu sorgen, daß die für Kunstkäufe im Volke vorhandenen Gelder im Inlande bleiben und den einheimischen Künstlern zugute kommen. Es gibt in keinem fremden Lande Kunsthändler, die die Einfuhr etwa deutscher Ware zu ihrem Geschäftsgrundsatz gemacht haben; während die ausländische Kunst in der größeren Zahl unserer Kunsthändler sehr eifrige Makler hat. So bekommt man im Auslande von uns eigentlich nichts zu sehen als die schlechteste Verkaufsware, die von gewissen Spekulanten immer in Massen aus Düsseldorf und München hinausgeführt wird. Das ist natürlich in erster Reihe eine ungeheure Schädigung unseres künstlerischen Rufes, unseres künstlerischen Ansehens in der Welt. Aber in vielleicht noch höherem Maße ist es eine Schädigung unseres nationalen Wohlstandes. Wir spielen auf dem Weltmarkt der Kunst bei weitem nicht die Rolle, die uns zukommt. Daß bei einer wesentlichen Verbesserung der sozialen Verhältnisse unserer Künstler, die mit der Vergrößerung des Absatzes ja eintreten müßte, außerordentlich viel künstlerische Kraft frei würde für höchste Anspannung und somit auch für Steigerung der künstlerischen Leistungen, also unserer Kunst überhaupt, leuchtet ein. So verkettet sich fortwährend die Wahrung der sozialen und der rein künstlerischen Interessen.

Unsere Künstlerschaft braucht nun gerade den Staat zuallerletzt als ästhetischen Schulmeister. Diese Bevormundung in rein künstlerischen Fragen, die sich unsere Behörden immer und immer wieder der Gesamtvertretung der deutschen Künstlerschaft gegenüber anmaßen, ist in anderen Ländern ganz unerhört. Es ist leicht darüber spotten, daß unsere Künstler trotzdem immer wieder, wenn sie eine solche Ausstellung auswärts planen, nach einem fürstlichen Protektorate suchen, als ob sie nicht selbst Mannes genug seien, ihre Sache zu vertreten. Ohne dieses Protektorat ist es aber bei uns von vorneherein ausgeschlossen, die Museen zur leihweisen Hergabe bedeutender Werke zu vermögen; und ohne diese Mithilfe der Museen wird es niemals möglich sein, Ausstellungen zustande zu bringen, die ein Gesamtbild unseres Kunstschaffens gewähren können. So wäre es Pflicht einer auf das soziale Wohl unserer Künstlerschaft und auf das Ansehen unserer Kunst in der Welt bedachten Regierung, nach Kräften alle jene Unternehmungen zur Verbreitung unserer Kunst im Auslande zu unterstützen, die durch die verantwortlichen Veranstalter die Gewähr künstlerischer Ernsthaftigkeit und der Sicherung der anvertrauten Kunstschätze bieten. Die Verantwortung fürs Künstlerische aber überlasse man den Künstlern. Die einseitigsten deutschen Sezessionsausstellungen könnten unsere Kunst im Auslande nicht schlimmer diskreditieren, als verschiedene mit allen behördlichen Unterstützungen geförderte Denkmalsleistungen eines Eberlein es getan haben.

Man macht aber darüber hinaus immer wieder die Erfahrung, daß nichts für die Künstler-

Digitized by Google

schaft eines Landes erzieherischer wirkt als ein derartig geschlossenes Auftreten vor dem Auslande. Nichts schärft mehr das Empfinden wirklicher Zusammengehörigkeit als diese Mitverantwortung für das nationale Ansehen bei fremden Völkern. Was wir im politischen Leben so oft erfahren haben, daß der heimische Parteihader verstummt, wenn sich die Möglichkeit darbietet, als geschlossenes Volk nach außen hin sich zu betätigen, das stellt sich ebenso sicher auf dem Gebiete der Kunst ein.

Alle Kunstausstellungen des Auslandes, die wir in den letzten Jahren gesehen haben, hatten zwei außerordentlich wichtige Eigenschaften gemein: erstens waren alle sonst noch so feindlich geschiedenen Richtungen vereinigt, zweitens fehlten alle jene Werke, die von der Kampfstimmung geboren waren. Es fehlen also jene herausfordernden Betonungen eines künstlerischen Programmes, wie sie aus der Trotzstimmung des oft so giftigen Tagesgezänkes heraus geschaffen werden. Niemals zum Heile der Kunst, wie im Grunde jeder Künstler selber fühlt. Gerade in diesen Werken, mit denen ja der von vorn herein auf eine wärmere Anteilnahme des breiten Publikums verzichtet — dieses ist niemals für solche schroffen kunstprogrammatischen Arbeiten zu haben —, schafft er ja nicht aus künstlerischer Freudigkeit heraus, sondern in jener Nun-gerade-Stimmung, die ihn zur schulmeisterlichen Betonung, zum übertriebenen Auftragen der bekämpften Eigenheiten reizt. Wir haben es ja erfahren, daß Jahre hindurch technische Dinge, die eigentlich den Beschauer der Kunst gar nichts angehen, im Vordergrunde standen, daß uns förmlich aufgedrängt wurde, wie etwas gemacht war, oder daß z. B. aus dem durchaus berechtigten Haß gegen eine weichliche Schönheitsmalerei heraus nun geradezu systematisch verletzende Häßlichkeit geschaffen wurde. Ich sage, nichts Heilsameres kann unseren Künstlern geschehen, als wenn sie durch eine derartige Auslandsausstellung aus dem Tagesgezänk herausgerissen werden und sich hinstellen müssen vor die ganze Welt, verantwortlich für ihr persönliches Schaffen und für das Kunstansehen ihres ganzen Volkes. Erzieherisch wirkt dieses Nebeneinander ferner für die Künstler, weil ihr Blick dadurch immer wieder auf das Wesen der Dinge gelenkt wird, weil sie durch das enge Beieinander erkennen, daß das, was sie trennt, im Grunde gleichgültig ist gegenüber den großen Zielen, von denen sie alle erfüllt sein sollten: echte Kunst zu schaffen. Sie lernen erkennen, daß viele Wege dahin führen, daß alle Einseitigkeit, alles Systematisieren in künstlerischen Dingen vom Übel ist.

Und diese hohen geistigen und materiellen Werte werden für unsere deutsche Kunst nun seit Jahren zuschanden gemacht von jenen Stellen des Staates aus, die berufen wären, selber nach Mitteln zu suchen, das zu erreichen, was sie jetzt zerstören. Wann endlich werden diese Verhältnisse, die uns vor aller Welt lächerlich machen, im Reichstag mit solchem Nachdruck zur Sprache gebracht werden, daß der von jedem Freunde deutscher Kunst ersehnte Wandel eintritt?! K. St.

Nacktkultur

Neben Balkanwirren und Luftballon hat in den letzten Wochen kaum ein anderes Wort so oft als Stichwort in unseren Zeitungen gestanden wie „Nacktkultur". Das Wort „Kultur" hat bald dem älteren „interessant" den Rang abgelaufen in der Fähigkeit, sich dort einzustellen, wo die Begriffe fehlen oder doch unklar sind. Was heißt denn Nacktkultur? Heißt es Pflege des Nackten und wobei? Bedeutet es etwa Körperpflege und damit Baden in Luft oder in Wasser, wenn's ganz schlimm wird, in Dampf? Die „feinen" Leute sagen ja längst Körperkultur und meinen diese natürliche Körperpflege damit. Aber das wäre doch dann nicht Pflege des Nackten, sondern die Nacktheit wird notwendig, um eben den

Digitized by Google

Körper zu pflegen. Und was geht das alles die Öffentlichkeit an? Oder will man etwa die Nacktheit als Entkleidung noch weiter zum Gemeingut unseres Volkes machen, angeregt durch die Kleidervorschriften bei Hofbällen und Hoffestlichkeiten, oder aus einer durch den Sardanapal neugeweckten Begeisterung für's Ballett?

Nein, die Ziele gehen höher. Unsere gesamte Kultur soll gesteigert werden durch das Nackte; denn dieses Nackte, so wird verkündet, führt uns ein in den Tempel der Schönheit. Der Außenwelt zeigt sich diese Kulturbewegung darin, daß sich einige Leutchen von Feder und Pinsel zusammentun; ihr Unternehmergeist hat sich in Zeitschriften, Ausstellungen, Cabaretgründungen und dergleichen die Sporen verdient; nun ist man gewitzigt und veranstaltet „Schönheitsabende". Ein großer Saal, der schier zweitausend Personen faßt, hohe Preise, die im Quadrat wachsen, je näher man der Bühne kommt. Diese Bühne aber ist die Weihestätte der Schönheit, der Tempel der Kultur. Die Priester in diesem Tempel sind ein leiblich gut gewachsener Mann, der es aber als Modell bei Bildhauern doch kaum sehr weit bringen würde; ihn „kleidet" noch ein schmales weißes Bändchen. Er scheint sich im Luftbad zu wähnen, macht Freiübungen und läßt sich vom elektrischen Licht möglichst grell bestrahlen. Dann erscheint ein Fräulein in einem durchsichtigen Schleiergewande, das auch die Mängel ihres Wachstums deutlich genug enthüllt, und behauptet, Chopin, Delibes und Strauß zu tanzen. Sie beweist, daß dieser Tanz ohne jedes rhythmische Gefühl in den Füßen möglich ist. Der von Männern dicht besetzte Saal spendet reichen Beifall. Die Priester der Schönheit fassen das als Andacht auf, als Bereits-kultiviert-sein und steigern ihre Darbietungen. Jetzt mimen sie Gemälde und Plastiken nach in den denkbar „natürlichsten" Farben.

Es gibt Idealisten, die behaupten, daß unter den Tausenden von Zuschauern etliche gewesen seien, die wirklich glaubten, daß es sich hier um etwas Ästhetisches handle; es soll sogar Leute geben, die nicht lachten, wenn ihnen die Unternehmer vorredeten, es handle sich hier um ein Ideal künstlerischen und sittlichen Erlebens. Wir Deutsche haben das vor anderen voraus. Bei uns ist jegliche theoretische Verranntheit möglich, und wir sind in allem Künstlerischen so ungeschult, daß es in der Tat Leute gibt, die auch den gröbsten Verwechslungen zum Opfer fallen. Daß die Nachbildung des menschlichen Körpers in der Kunst Kunstwerke hervorbringen kann, wird keiner leugnen. Daß aber die Nachahmung von Werken der bildenden Kunst, von Bronzen und Plastiken durch lebende Körper mehr sein kann als eine ganz untergeordnete Mimik, kann nur der zugeben, der vom Wesen der Kunst überhaupt keine Ahnung hat, der den Wert der Seele des Künstlers, des ganzen Schöpfertums überhaupt nicht kennt. Nur in Deutschland sind solche Streitereien möglich. In Paris gibt es diese Nacktdarstellungen schon lange. Es sind dort Variéténummern; sie werden um so „kultivierter", d. i. nackter, je anrüchiger das Variété als Ganzes ist. Aber das ganze fröhliche Gallien würde sich vor Lachen über den Witzbold schütteln, der ihm sagen würde, diese Nacktdarstellungen bezweckten ästhetische Kultur, oder wenn er sich gar die Fopperei erlaubte, fern läge allen solchen Unternehmungen die Spekulation auf Sinnenkitzel: im Gegenteil handle es sich hier um eine verfeinerte Sittlichkeit. Im Orient sind heute noch Vorführungen nackter Tänzerinnen bei Gesellschaften beliebt. Im alten Griechenland, im alten Rom waren sie an der Tagesordnung. Aber nirgendwo ist zu vernehmen, daß eine ehrbare Frau, ein anständiges Mädchen sich zu diesen Darstellungen hergegeben hätte, und zwar gegen Bezahlung. Der Name Tänzerin war gleichbedeutend mit Dirne, und die tanzten, wußten es und suchten in den Titel „Priesterin der Venus" nicht die Bedeutung „idealer" Schönheit hineinzuschmuggeln.

Nach meinem Gefühle liegt das nachdenklich Stimmende nicht in der Möglichkeit der Erscheinung an sich, sondern in der auffallenden Unsicherheit und Unklarheit der großen Öffentlichkeit zu ihr. Daß es Menschen gibt, die mit der Preisgabe ihres Körpers, die mit aller Art Spekulationen auf grobe und verfeinerte Sinnlichkeit ihr Geld verdienen, ist so alt wie die

Digitized by Google

Menschheit. Es ist Sache der dafür im Staate bestellten Organe, daß solche Dinge örtlich dahin gezwungen werden, wo sie möglichst wenig Schaden anrichten, das heißt wo jene, die nicht danach suchen, nicht davon belästigt oder gar durch sie verführt werden. In der Hinsicht hat im vorliegenden Falle unsere Polizei versagt; darüber ist kein Zweifel möglich. Die Polizei hängt noch so nah mit dem Soldatenstande zusammen, daß das Schlimmste, was ihr vorgeworfen werden kann, Mangel an Mut ist. Die Polizei hat sich in den letzten Jahren so viele Mißgriffe geleistet, daß sie es tatsächlich auch in diesem Falle darauf ankommen lassen konnte, ob es ein Mißgriff war, wenn sie derb zugriff. Aber ist nicht bereits diese Zurückhaltung der Polizei eine Folgeerscheinung? Jedesmal, wenn sie die Entfernung eines Bildes aus einem Schaufenster verlangte, wenn sie ein Buch beschlagnahmte, erhob sich bei einem großen Teil der Presse das Gezeter über Vergewaltigung der Kunst. Ich will die polizeilichen Mißgriffe keinesfalls leugnen oder beschönigen, — aber in zahllosen Fällen bewiesen bei diesen Vorgängen die Presse sowie die bei der nachherigen Gerichtsverhandlung als Sachverständige aufgerufenen Künstler, daß ihnen das Verständnis dafür fehlt, daß auch die Frage nach der sittlichen Gefährlichkeit solcher Kunst- und Literaturwerke nur unter Berücksichtigung der relativen Verhältnisse richtig zu beantworten ist. Die wunderbarsten Werke der bildenden Kunst können zur Pornographie erniedrigt werden, wenn sie in fabrikmäßiger Reproduktion auf Postkarten wiedergegeben sind. Es ist etwas ganz anderes, ob ein Bild im Museum, in der Galerie eines Kunstfreundes allgemein zugänglich ist, oder ob es in einem Schaufenster etwa in der fragwürdigen Umgebung einer halbmedizinischen Literatur ausgehängt wird. Gewiß beging in allen diesen Fällen die Polizei einen Mißgriff, insoweit sie sich gegen das betreffende Kunstwerk an sich wendete. Aber sie konnte sehr wohl recht gehandelt haben, wenn sie sich lediglich gegen die betreffende Erscheinungsform oder Erscheinungsstelle richtete. Andererseits haben Polizei, Staatsanwaltschaft und nicht zuletzt die sogenannten Sittlichkeitsvereine leider niemals mit einwandfreier Klarheit betont, daß die Kunst selbst sie gar nichts angehe, sondern nur die Art des öffentlichen Erscheinens der Kunstwerke. Nur diese unklare Auffassung der beiderseitigen Rechte und Pflichten trägt die Schuld an der allgemeinen Verwirrung in diesen an sich ganz einfachen Verhältnissen.

Wenn man das Gutachten der Berliner Akademie liest, sieht man zwischen den Zeilen die Angst, daß ihre Kennzeichnung der „Schönheitsabende" als unsittliche Spekulation von gegnerischer Seite auch gegen echte Kunstwerke werde ins Feld geführt werden. Und das haben mir viele Künstler bestätigt, die zu gerichtlichen Gutachten aufgerufen waren: sie dürften doch keinesfalls den Muckern Waffen gegen die Kunst in die Hände spielen. Es ist nicht nötig, hier erst die vielerlei groben Verirrungen aufzuzählen, die unglaubliche Anmaßung zu kennzeichnen, mit denen einzelne beschränkte oder unglücklich veranlagte Fanatiker jedem Kunstfreunde den Anschluß an die Sittlichkeitsvereine unmöglich gemacht haben, auch wenn er den Kern ihrer Bestrebungen billigt.

Da wirkt es denn wie eine Erlösung, daß der Tübinger Kunsthistoriker Konrad Lange seinen Vortrag über „Das Nackte in der Kunst" gerade auf der Tagung des deutschen Sittlichkeitsvereins gehalten hat. Sicher werden viele Mitglieder des Vereins das Gefühl haben, daß ihnen hier ein Kuckucksei ins Nest gelegt worden sei; aber daß die Versammlung die Ausführungen des Redners mit geradezu demonstrativem Beifall lohnte, ist ein gutes Zeichen der Gesundung. Nacktheit in der Kunst ist etwas ganz anderes als Nacktheit im Leben, hieß sein einer Leitsatz. Daß auch das vollwertige Kunstwerk trotzdem verkannt werden kann, ändert nichts an dieser Tatsache. Daß aber die Kunst so gern Nacktes darstellt, hat seinen Grund in der Tatsache, daß das sexuelle Bedürfnis eine Triebkraft der künstlerischen Produktion ist. „Von den paläolithischen Figuren, die man in südfranzösischen Höhlen gefunden hat, zur Renaissance, die Werke von stärkster sexueller Stimmung hervorbrachte, und weiterhin bis zur neuesten Zeit,

Digitized by Google

in der übrigens das Nackte bei den führenden Meistern in den Hintergrund tritt, bewegt sich das Erotische in vielfältiger Erscheinung. Die Kunst vermittelt den Menschen sozusagen in illusionärer Verfeinerung die Gefühle und Empfindungen, die zum Leben notwendig sind, aber vom Alltag gehemmt oder unterdrückt werden. Die bildende Kunst erregt also, wie die Selbstbeobachtung auch bei subjektiv reinstem Genießen zeigt, mit den Nacktdarstellungen die Sexualität. Wir brauchen uns darüber nicht zu entrüsten; die Erregung, die ein Marmorgebilde oder eine bemalte Leinwand in uns auslöst, ist immer noch viel feiner als der Rausch der Sinne, den man sich auf den sittlich konzessionierten Bällen mit dekolletierten Damen holt. Und dann haben wir in einer Zeit, wo die Möglichkeit der Eheschließung immer geringer wird, alle Ursache, ein Ventil der Sinnlichkeit, wie es die Kunst darstellt, nicht zu verstopfen. Man muß ja überhaupt lächeln über die Sittlichkeitsfanatiker, die in der Kunst die Wurzel aller Entartung erkannt zu haben meinen. Nicht die Kunst verdirbt die Menschen, sondern die Menschen verderben die Kunst."

Dem Manne sei Dank, daß er so geradeheraus die Kunst auch gegen — die Künstler verteidigte, die so oft in Streitfällen behaupten, die Kunst wirke nicht erregend auf die Sinnlichkeit. Wenn die Sinnlichkeit als solche notwendigerweise etwas Schlechtes oder Verwerfliches wäre, müßte sich ja jeder schämen, daß er auf die Welt gekommen ist! Es fühlt jeder in seinem Innern ganz deutlich, wo hier der Unterschied zwischen gut und schlecht, zwischen gesund und krank ist. Er habe nur vor sich und der Welt den Mut, wahrhaft zu sein.

Wem es dann freilich begegnen kann, daß er die Wirkungen, die von der „Jo" Correggios — um ein Werk voll stärkster künstlerischer Sinnlichkeit zu nennen — ausgehen, mit jenen zusammenbringt, die ein ausgezogenes Frauenzimmer auszulösen sucht, das vor tausend Männern gegen Bezahlung sich zur Schau stellt, dem fehlen die ersten Vorbedingungen für selbständiges Leben. Der ist eben noch unerzogen. Freilich sind solche Leute auch nicht mehr zu einer „Kultur" zu erziehen, zuallerletzt durch die Kunst, die — und darin liegt ein Grundirrtum so vieler Ästheten unserer Tage — *nie das Leben selber ist*, sondern nur ein *Ausdruck* eines *Teiles* des Lebens. K. St.

Berliner Theater

Von der dramatischen Produktion sieht es nicht sehr fruchtbar aus. Unsere Theater, die sonst ihre neue Spielzeit auch mit einem neuen Werk eröffneten, müssen, da die Gegenwart sie im Stich läßt, Vergangenheiten neu beleben. Eindrucksstark freilich waren einige dieser Beschwörungskünste.

Im Deutschen Theater Max Reinhardts, das als Institution in diesem Jahr sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiert, erschien die Dichtung, mit der L'Arronge damals sein Haus einweihte, und mit der auch der zweite Herr dieser Bühne, Otto Brahm, sein künstlerisches Regiment begann, Schillers „Kabale und Liebe". Und entwicklungsinteressante Ausblicke ließen sich von dieser Aufführung aus tun. Wenn man die Aufführung von 1908 mit der fünfzehn Jahre früheren vergleicht, so entdeckt man die Bereicherung. Damals in der Zeit einseitig doktrinärer Wirklichkeits- und Alltagsnachahmung versuchte man, das Hochgespannte und den Überschwang herab- und herunterzustimmen. Das Pathetische war durch schönrednerische Virtuoseneffekte so kompromittiert, daß man von ihm fort sich zu einer herben, verhaltenen, ja trockenen Einfachheit sehnte. Diesen Ton auf Schillers schwärmerischen Sturm und Drang angewendet, ergab aber eine Stillosigkeit, und die Naturalisten, die Schiller so spielten, spielten ihn eigentlich unnatürlich, jedenfalls gegen die Natur Schillers und seines Werkes.

Digitized by Google

Die Weiterentwicklung ist nun, daß wir heut' in unserer Schauspielergeneration wieder den echten Naturlaut auch für das Gesteigerte, Schwelgerische, Ausströmende leidenschaftlich schwellender Sprache gefunden haben. Wie die Verzückungsworte Ferdinands berauscht zwischen Erde und Himmel taumeln, das wird heut' nicht als klingende Deklamation wie in den Zeiten des schauspielerischen Bel canto abgerollt, sondern es wird charakteristischer Ausdruck dieses glühenden Jünglingsherzens, es ist der Naturlaut brausender Jugend. Der Darsteller Harry Walden schuf das zwingend.

Dies steht hier nicht als Schauspielerkritik, sondern als eine Verzeichnung künstlerisch-kultureller Symptome. Und in diesem Zusammenhang muß die Verkörperung der Lady Milford durch Tilla Durieux genannt werden. Sie brachte in ihrer Erscheinung, gleich einem altenglischen Porträt, und durch Ton und Bewegung die Gefühlswelt des achtzehnten Jahrhunderts, das „Titanidische", wie es in den Briefen der Charlotte von Kalb z. B. elementarisch rast, zum überzeugenden Ausdruck. Und vor solchen Bildern denkt man an die Erfahrung, die man in der angewandten Kunst zu machen oft Gelegenheit hat, daß unsere Zeit eine besondere Anpassungsfähigkeit dafür besitzt, Vergangenes persönlich und neu zu fühlen.

Ähnliches begab sich in dem wiedererstandenen Lear. Um dies Klima wild zerrissenen Gefühls, der ungebändigten Raserei und maßlosen Gewalttat in Verständnisrapport zum Zuschauer zu bringen, ward in der dekorativen Einkleidung — durch Professor Cseschka, einen Künstler der Wiener Werkstätte — das primitiv Archaische einer sagenhaften Urzeit betont, in der Erscheinung der Mannen das Barbarisch-Reckenhafte, in der der Frauen das Phantastisch-Erotische sinnlich-böser Märchenprinzessinnen, schlangenhafter Zwischenweltgeschöpfe.

Und ein drittes Werk der Reinhardtbühnen war die Verpflanzung eines Stückes altjapanischer Kultur in die Kammerspiele: west-östliches Theater.

Dies Drama „Terakoya" (Die Dorfschule), von Wolfgang von Gersdorf sehr geschickt und verstehend bearbeitet, war schon an sich eine sehr fesselnde Bekanntschaft. Japanisches Heroenpathos und fanatische Vasallentreue findet hier einen machtvollen und hinreißenden Ausdruck. Todesmut und opfernde Hingabe erfüllt das Werk mit heißem Atem. Ein japanisches Königsdrama ist es, wenn auch die Herrscher, der vertriebene König und sein siegreicher Widersacher, nicht selber auftreten, sondern nur unsichtbar die Anreger für das Schicksal sind, das sich hier vollzieht.

Dies Schicksal spielt um zwei Kindeshäupter, um ein gerettetes und ein geopfertes. Das gerettete ist der Sohn des vertriebenen Königs. Man hat ihn, den Erben des Rechts, in einem abgelegenen Dorf bei dem Schulmeister der Dorfschule, der „Terakoya" in Sicherheit gebracht. Doch die Späher des feindlichen Tyrannen entdecken die Zuflucht und sie verlangen das Haupt des Königssohns. Der abgefallene treulose Kanzler des vertriebenen Herrschers führt diese Mordgesandtschaft, weil er der einzige ist, der das Kind kennt.

Der Schulmeister, von dem das Haupt seines Schützlings gefordert wird, wagt trotzdem eine Täuschung, als letzten Versuch, das edle Blut zu retten. Er tötet einen zarten Knaben unbekannter Herkunft, der ihm eben erst als ein neuer Schüler zugeführt worden war. Und das Wagnis gelingt. Der Kanzler, dem in einer Lade der abgeschlagene Kopf gebracht wird, erkennt ihn als den echten an.

Und nun entschleiert sich in Szenen stärkster seelischer Spannung der geheimnisvoll-tragische Zusammenhang, daß der getötete Knabe des Kanzlers Sohn ist, daß der Vater, der scheinbar treulose, seiner Herrentreue ein ungeheures Opfer gebracht, daß die Mutter das Kind selbst zur Schlachtbank geführt, und daß — und hierin liegt eine süß und traurig schwingende Passionslyrik — der Knabe selber frühgereift und schicksalsgezeichnet seine Bestimmung erkannt und voll wehen Stolzes auf sich genommen.

In dieser ostasiatischen Legendenwelt trifft man, bedeutungsvoll berührt, die Grandezzahaltung spanischen Ehrbegriffs, die das Menschliche durch die Macht der Idee überwindet,

Digitized by Google

und man wird angeweht von der brünstigen Schmerzens- und Sterbewonne, von der Wollust märtyrerischen Opfertodes urchristlicher Mystik, denn der König ist ja in dieser japanischen Vorstellungswelt ein Göttliches, der Sohn des Himmels, und für ihn sterben ist Religion.

Felix Poppenberg

Münchner Künstlertheater und Wagnerfestspiele

Dem letzten konzertreichen „Winter unsres Mißvergnügens“ folgte ein „glorreicher Sommer“, der gar viel des Anregenden auf theatralischem Gebiet brachte. Da war vor allem das neuerbaute „Künstlertheater“ in der Ausstellung, das, von Professor Max Littmann errichtet, zu ernsthaften grundsätzlichen Diskussionen Anlaß gab. Der ihm zugrunde liegende Gedanke ist, wie auch sein Schöpfer in einer lesenswerten, für die nachfolgenden Ausführungen mehrfach benutzten Broschüre betont, nicht ganz neu: Goethe, Schinkel, E. T. A. Hoffmann und Semper haben ähnliche Gedanken gehegt, deren Verwirklichung jedoch daran scheiterte, daß die Zeit für solche Ideen noch nicht reif war. Im Gegensatz zu dem komanischen „Guckkastentheater“, das ein die Natur vortäuschendes, aber bis zur Lächerlichkeit unwahres Bühnenbild bietet, dient die Bühne des neuen Amphitheaters im Gegensatz auch zu Bayreuth und dem Münchner „Prinzregententheater“ lediglich als *Rahmen* für das Drama. Sie hat nicht mehr die Aufgabe einer „naturgetreuen“ Darstellung der Örtlichkeit, denn sie will letztere nur durch vereinfachte, stilisierte Dekorationen „andeuten“. Sie gliedert sich infolgedessen in drei Felder: Vorder- (Proszenium), Mittel-, Hinterbühne. Die unmittelbar an das Proszenium sich anschließende Mittelbühne, die für gewöhnlich den Spielraum bildet, wird seitlich und nach oben eingefaßt durch ein architektonisches Portal, das die Aufgabe hat, an Stelle von Kulissen und Soffitten den Einblick nach der Seite und nach oben zu begrenzen. Die architektonische Ausgestaltung dieses Portales, dessen seitliche Bauten Littmann als „Türme“ bezeichnet, ist eine durchaus neutrale, da es eine doppelte Aufgabe zu erfüllen hat. Es wirkt mit seinen „Türmen“ und Fenstern zum Bühnenbild, wenn die Szene sich auf der Mittelbühne abspielt, und gibt dann auch die Möglichkeit, durch einen in verschiedenen Höhen einzustellenden Plafond das Bühnenbild auf reizvollste Weise in verschiedene Formate zu bringen. Diese ganze Portalarchitektur kann aber auch als inneres Proszenium eine Fortsetzung des eigentlichen Proszeniums bilden, wenn unter Benützung des hinter den Türmen angeordneten zweiten Mantels die Szene sich auf der Hinterbühne abspielen soll, wie bei Darstellung von Fernbildern (Faust: Prolog im Himmel), bei Aufzügen usw. und auch dann, wenn (wie bei Shakespeare) ein oftmaliger und schneller Wechsel der Örtlichkeit bedingt ist, so daß abwechselnd auf dem vorderen und hinteren Bühnenfeld zu spielen ist. Der rückwärtige Abschluß wird — auch bei Benützung der Hinterbühne — stets so ermöglicht, daß ein „Zusammenschneiden“ der vertikalen Bildfläche mit dem horizontalen Bühnenboden vermieden wird durch Erhöhungen des Bodens oder durch starke Versenkung der Hinterbühne. Als wesentliches Moment tritt die elektrische Beleuchtungsanlage auf, die zum ersten Male auch die Farbe „blau“ verwendet und als reine Soffittenbeleuchtung funktioniert. Um aber die dadurch entstehenden Schatten aufzuhellen, wurde als Ersatz des Bodenreflexes in der Natur eine indirekt wirkende Rampenbeleuchtung vorgesehen, die ein zerstreutes Licht auf der Bühne verteilt und im Gegensatz zu der bisherigen Rampe das Blenden der Schauspieler vermeidet. Vor der Bühne befindet sich ein verdecktes Orchester. Dies wären im wesentlichen die Neuerungen des Theaters, das seinen Namen von der Mitwirkung der bedeutendsten Münchner Künstler ableitet. Über die Vorstellungen selbst (ich hörte Goethes „Faust“, I. Teil, Shakespeares „Was ihr wollt“, Glucks „Maienkönigin“, Bischoffs „Tanzlegendchen“, Ruederers „Wolkenkuckucksheim“ und

Digitized by Google

Kotzebues „Deutsche Kleinstädter“ — ein absichtlich buntes Repertoire, mit dem die verschiedensten szenischen Möglichkeiten erprobt werden sollten) genüge es, zu sagen, daß die dekorative Ausstattung alle Erwartungen übertraf und auch die gelegentliche Heranziehung der Musik trotz der Unzulänglichkeit des zur Verfügung stehenden Orchesters (München war infolge der Kaimkrisis in großer Not) recht Gutes zeigte. Als „Ereignis“ galt mit Recht die Eröffnungsvorstellung „Faust“ in der Ausstattung Erlers mit Musik von Schillings. Neben geradezu überwältigenden Eindrücken (Prolog im Himmel, Domszene) kam manches doch noch recht unvollkommen heraus: zweifellos ist manches szenische Problem noch nicht völlig gelöst, und insbesondere schien mir bei aller Löblichkeit der „Reliefwirkung“ doch der Mangel an Tiefenwirkung gelegentlich wenig erfreulich. Aber alles in allem: eine große Idee ist hier in der rechten Weise verwirklicht worden, und ihr weiterer Ausbau wird Sache der kommenden Jahre sein. Jedenfalls wird die deutsche Bühne an den hier gegebenen Anregungen nicht achtlos vorübergehen können.

Die Früchte des Künstlertheaters zeigten sich gleich in der Neuinszenierung des „Tristan“ bei den Wagnerfestspielen. Littmann meinte zwar in gewissem Sinne mit Recht, das Wagnersche Tondrama sei „ein in sich so völlig abgeschlossenes und ausgereiftes Kunstwerk, der Schlußstein einer großen Kunstentwicklung, daß es nicht leicht möglich ist, an seine Bühnenbilder zu rühren“. Das hat aber den hervorragenden Opernregisseur Willi Wirk im Verein mit dem auch beim Künstlertheater tätigen Maschineriedirektor Klein nicht abgehalten, die Errungenschaften des Künstlertheaters sinngemäß auch auf ein Wagnersches Drama anzuwenden. „Tristan“ war diesem kühnen Experiment besonders günstig, da dieses Werk, durchaus auf innerer Handlung beruhend, jeglicher Überladung des Bühnenbildes abhold ist. So kamen denn neue Gestaltungen zutage, die zwar zunächst überraschend wirkten, aber doch als organisch aus dem „Geist der Musik“ geboren zu betrachten sind. Andeutend sei nur die völlig von der traditionellen Form abweichende Gestaltung des zweiten Akts erwähnt, dessen Dekoration von Wagner lediglich als „Garten“ ohne nähere Lagebezeichnung bestimmt ist. Der Ausblick aufs Meer, der hier nun geboten wurde, ergab so namentlich im fahlen Morgengrauen eine ergreifende Wirkung. Auch die Gestaltung des Schiffes im ersten Akt ist nun auf ebenso einfache als praktische und poetische Art gelöst. Es steht zu hoffen, daß allmählich auch die übrigen Werke Wagners nach diesen Prinzipien neuinszeniert werden, um so das geläuterte Auge nicht mehr hinter dem bisher einseitig bevorzugten Ohr zurückstehen zu lassen.

Dr. Edgar Istel

Ein deutsches Lustspiel

Die Guten sterben frühe! Auch Emil Gött, der für die deutsche Bühne und zumal das deutsche Lustspiel eine starke Hoffnung bedeutete, hat sterben müssen mitten im vollsten Schaffen. Drei fertige Werke hat er uns geschenkt: „Verbotene Früchte“ (Stuttgart 1894, Cotta), 1894 in Berlin aufgeführt und über viele Bühnen gegangen, „Edelwild“ (Freiburg i. B. 1901, Fehsenfeld), Lustspieldrama, 1901 in Berlin angenommen und vom Verfasser künstlerischer Bedenken halber wieder zurückgezogen, und 1908: „Die Mauserung“ (Freiburg i. B. 1908, Poppen), Lustspiel in fünf Akten, das vor kurzem in ausgezeichneter Darstellung (Uraufführung) unter großem Beifall auf der Karlsruher Hofbühne aufgeführt worden ist. „Verbotene Früchte“ hält sich, frei gestaltend, an ein Zwischenspiel von Cervantes, „Mauserung“ an ein Vorbild bei Lope de Vega. In beiden Fällen hat der Dichter es vermocht, das deutsche, germanische Element kräftigst zur Geltung zu bringen. Steht aber das 1894 aufgeführte Lustspiel noch zum Teil in den Schuhen des derberen Schwankes, so ist „Mauserung“ erhöht, vertieft, bereichert. Die Wandelbarkeit der Frauen-

Digitized by Google

herzen ist sein Thema. Bei Lope de Vega ist es eine vornehme Dame, die ihren Sekretär liebzugewinnen beginnt in dem Augenblick, da sie ihn auf einem nächtlichen Gang zu ihrer Dienerin überrascht; die ihn zu sich heranzwingt, ihn wieder abstößt, ihn wieder fesselt, von neuem brutalisiert, um endlich wahre Liebe für ihn zu fühlen, als er, der empörenden Behandlung müde, sie für immer verlassen will. Gött hat diesen Vorwurf zunächst in eine andere Gesellschafts- und Zeitsphäre gerückt. Sein Stück spielt in Deutschland zur Zeit der beginnenden Aufklärung; die Hauptgestalt ist eine verwitwete Gräfin, die man in zarter Jugend an einen abgelebten Mann verheiratet hat, die von Freiern bestürmt wird, aber weder in dem väterlichen Fürsten noch in dem jugendprotzigen gräflichen Vetter das erblickt, was sie sucht:

. . . Einen, der auf einen Punkt vereinte
Hirn, Herz und Kraft in würdiger Gestalt.
Ein Licht, das wärmt, ein Feuer, das erhellt
Und unsre Fülle nicht zu nichts verzehrt?
So wär' der Ganze also nicht geboren —?
Der Beste noch ein Halbes —?

Einen gäbe es, der Mann wäre, ihrer wert, sie verstehend: ihr Sekretär. Aber der ist unter ihrem Stande, bürgerlicher Abkunft, und fühlt sich in der genialischen Zerrissenheit seines Wesens ihrer auch rein als Mensch genommen nicht würdig; auch will er kein Almosen von einem Weibe nehmen; sie soll ihm nichts zu schenken haben. Beide also müssen die „Mauserung" durchmachen. Sie muß vom aristokratischen Piedestal herabsteigen und auch dem stark emanzipistischen Zug ihres Wesens entsagen: hingebendes Weib werden, ohne ihre Art zu verlieren. Er muß einsehen, daß Liebe immer schenkt, ob ihr Träger oder ihre Trägerin reich oder arm, gefürstet oder Bettler ist. Dieser Prozeß, in Fluß gebracht nach dem Vorbild des Lope de Vega durch eine Zofe der Gräfin Herlinde, die liebliche Maria, die mit ihrer Liebe zu Roland, dem Sekretär, die Gräfin ihres eigenen Gefühls sich bewußt werden läßt — dieser Prozeß und Konflikt ist von Gött mit feinster Psychologie und einem ebenso hinreißenden wie überlegenen Humor durchgeführt worden. Beide kämpfen gegen ihr Gefühl, bis es zuerst in einer groß aufgebauten, sehr wirkungsvollen Szene bei Roland durchbricht, worauf Herlinde, in trotziger Wehr gegen ihr Gefühl, Roland brutalisiert, um ihn, als er gehen will, dennoch zurückzuhalten. Hier könnte das Stück zu Ende sein. Aber Gött führt es weiter, und es ist ein überzeugendes Zeichen seiner dichterischen Kraft, daß er uns mitzuführen weiß, daß wir gefesselt folgen durch neue Wirrungen bis zum sieghaften Ende, wo die „Mauserung" geschehen ist . . . sie nichts mehr von Standesvorurteilen, sondern einzig und allein vom Menschen weiß, er aber, bezwungen von ihrer schenkenden Güte, sich in ihre ausgebreiteten Arme wirft. Hinter diesem Liebeskampf zweier Menschen richtet sich der große Gegensatz: Feudaltum und Bürgertum auf und die Forderung der neuen Zeit: reines Menschentum und das Gewicht der Persönlichkeit.

Es kann hier nicht eingehend von der Lebensfülle dieses gestaltenreichen Lustspiels gesprochen werden, der Wärme des Humors, der feinen Dialektik, der kühnen, manchmal ans Groteske streifenden Charakterisierungskraft, dem reizvollen Gemisch von Derbheit, Verschrobenheit, Gemüt, Mannhaftigkeit, Lieblichkeit, Starrheit, Leichtsinn, Galgenhumor und Geistesgröße, welche das Lustspiel Götts bietet. Ein Lustspiel. Und ein deutsches, kerndeutsches. Und ein von A bis Z bühnenwirksames dazu! Eine Oase in der deutschen Lustspielwüste. Ein ganz Großer ist Pate dabei gestanden: Shakespeare. Ein durch und durch gesundes, eigenwüchsiges Kind ist es. Möge die Sonne, die ein schon todkrankes Dichterherz in diesem prächtigen Werk auszustrahlen vermocht hat, die trüben Nebel der Berliner Witzeleien und der französischen Cochonnerien auf der deutschen Schaubühne zu durchdringen vermögen!

Albert Geiger

Digitized by Google

Das Märkische Museum in Berlin

Der starke Lebens- und Wirklichkeitssinn, der die gegenwärtige gewerblich-künstlerische Bewegung erfüllt und der untheoretisch, unschematisch vom Menschen ausgeht und von den Bedingungen des Anwendens und Benutzens, der ist jetzt auch in das konservativste Reich eingezogen, in die Museen. Museen sind die Hüter des Alten, aber ihre Besucher sind neue Menschen von heut'. Es gilt also die interessante Aufgabe, Vergangenes mit Gegenwärtigem in einen möglichst fruchtbaren Rapport zu setzen. Früher begnügte man sich, das Museum ein aufspeicherndes Archiv sein zu lassen, ein trocknes Herbarium, eine Registraturkanzlei für Dokumente der Kunst. Herb und streng war die Wissenschaft, jetzt will man eine frohere, von Leben und Blut erfüllte. Und so sollen auch die Stätten, die als Schatzkammern verflossener Kultur dienen, selbst Kultur und Kunst haben und sinnvolle Rahmen sein für ihren Inhalt.

Wie durch solche Einstimmung der Genuß gesteigert wird, das erfährt man, wenn man in Italien die Sammlungen besucht, die mit feinfühliger Anordnung in alten Kulturbauwerken, in Klöstern mit blumenüberwucherten Kreuzgängen oder in gedächtnisreichen Palazzi angesiedelt sind. Und wer im verwilderten Cluny-Garten zu Paris durch die niedrige Spitzbogenpforte in die gotische Welt trat oder in Haarlem im malerischen Rathaus an schmaler weißer Tür die Schelle zog zu den stillen Stuben, wo des Frans Hals Schützen- und Regentenstücke hängen, Bilder vom Leben und vom Tode, der wird wissen, daß die Eindrücke solcher Umgebung das ganze Wesen für immer bleibend erfüllen. Und wenn man dann das Haus der Rembrandtherrlichkeiten in Amsterdam sieht, das Rijksmuseum, das einer frostigen Bahnhofshalle gleicht, dann wird durch solch Gegenbeispiel klar, was not tut.

In den neueren Berliner Bauten versuchte man eine lebensvollere Regie als früher in der Darbietung der Werke. So wurden in dem, äußerlich architektonisch freilich nicht sehr glücklichen, Kaiser-Friedrich-Museum echte alte Holzdecken, italienische Marmor-Türumrahmungen, niederländische Kamine (für das Rembrandtzimmer) verwendet, um die Bilder, Geräte und Skulpturen in die ihnen gemäße Atmosphäre zu bringen.

Im größten Stil ward das Prinzip in München durchgeführt im Nationalmuseum, das schon in seiner reich und wechselnd gegliederten und dabei harmonisch zusammengefaßten Bauanlage ein Ausdruck all der Kulturen ist, die es beherbergt und deren jede hier in Raum und Einkleidung ihr eigentliches Klima findet.

Auch in Berlin ist jetzt ein Haus errichtet worden, das alten Zeiten eine lebendige Auferstehung erfüllt und uns mit beschwörerischer Kraft mitten in sie hineinversetzt. Das ist das Neue Märkische Museum vom Stadtbaurat Ludwig Hoffmann.

Es ist, und schon dadurch wird charakteristische Stimmung erreicht, in Alt-Berlin erbaut, oder vielmehr in Kölln an der Spree. Aus den grünen Anlagen des Köllnischen Parkes, der Jannowitzbrücke gegenüber, wächst es auf; die alte Stadtbastion erhebt sich darin als Hügel, und im Mauerwerk sind märkische Altertümer verwertet, so der efeuumrankte Wusterhausener Bär vom ehemaligen Festungsgraben.

In diesem Vorgelände wird so ein Hauptmotiv dieser Anlage betont, nämlich die Verwendung und Einbeziehung echter alter Requisiten als dienende Funktionsglieder. Dadurch erhalten sie eine fruchtbar frische Existenz und sprechen — im einzelnen soll das noch gezeigt werden — den Besucher viel wirksamer an, als wenn sie langweilig archivalisch in Kästen und Vitrinen aufgereiht werden.

Die äußere Physiognomie dieses Museumsbaus ist schöpferisch-organisch aus ihrem Inhalt, den sie zu bergen hat, abgeleitet. Und da der Inhalt ein großer und in seinen kulturellen Variationen äußerst mannigfaltiger ist, so wurde eine freie Kombination verschiedener Architekturteile gewählt, ein reizend wechselvolles Städtebild im kleinen. Der Hauptteil nach

Digitized by Google

dem Wasser zu, mit dem Portal und dem niedrig gedeckten Stiegengang am steinernen Roland mit dem grünenden Donnerkraut auf dem Haupt vorbei, erscheint in der Gestalt märkischer Kirchen: Backsteingotik mit Rosenfenstern, durchbrochenen Mauerrosetten, Strebetürmen. Die kirchliche Einkleidung darf man hier aber nicht als antiquarische Maskerade und Attrappe auffassen. Sie ist hier wirklich die echte Außenseite ihres Inneren. Dieses Innere hat der feine Regisseur nämlich, um die sakralen Besitztümer des Museums möglichst lebensvoll sprechen zu lassen, als ein hochhalliges Kirchenlängsschiff mit Galerien, Emporen, farbigen Fenstern und zahlreichen Kleinkapellennischen komponiert.

Hier kommen nun die Stücke kirchlicher Kunst zu voller Geltung, und illusionistisch tritt ihre Zeit uns nah. An der Hauptwand erhebt sich an Altarstelle das Sakramentshäuschen aus dem Dom zu Wittstock auf dem Hintergrund eines schönen alten Wandteppichs.

In den seitlichen Kapellennischen sind alte Grabplatten in die Wände gemauert. Mächtige Taufschalen und erzene Glocken sind auf eckigen Konsolsteinen aufgebaut, und das Hebel- und Windewerk hat man darangelassen zu stärkerer Vergegenwärtigung.

Die Tür, die aus dieser Halle hinausführt, ist eine echte alte Tür — ihre Einfassung stammt aus der Petrikirche —, und sie leitet in den Hof. Er gibt ein illustratives Beispiel für den Lebenssinn, der die Inszenierung dieses Museums beherrscht. Wie ein Ratshof wirkt er. In die übersponnene Mauer sind Haus- und Friedhofstafeln eingefügt. Handwerks- und Gewerbezeichen strecken sich mit schmiedeeisernem Figurenwerk und Gliederbehang aus den Wänden, eine Sonnenuhr rundet ihren buntschildigen Kreis am turmartigen Ausbau einer Seite, und in der Mitte des Hofes steht eine Säule mit einem alten Wappenkapitäl, worauf die Familien-Insignien Alt-Berliner Bürgermeister-Geschlechter.

Bei der Weiterwanderung beobachtet man, mit welchem phantasievollen und dabei sicheren Taktgefühl die Schauplätze für die so verschiedenen Sammelgebiete zur Darstellung gebracht werden.

Die Waffenkollektion bietet sich in steinernen Hallen rüstkammermäßig dar: aufgeschichtete Kugelpyramiden, Trophäen von Partisanen, Spontons, Armbrüsten und Helmen.

Die reichhaltige Sammlung von Innungsraritäten findet sich sinnvoll in einem Raum zusammen, der als Festsaal eines Zunfthauses arrangiert ist.

Berliner Rokoko wird gegenwärtig in einem echten Interieur des achtzehnten Jahrhunderts. Lichte Farben schimmern hier, helle Wände, mattrosa, mattblaue Fenstervorhänge, und als Panneaux sind Gemälde mit heiter festlichen Genreszenen eingelassen: Dekorationen von Karl Wilhelm Rosenberg vom Jahr 1765, die hier in genau der gleichen Art verwendet sind, wie an ihrem einstigen Originalplatz im Podewilsschen Palais, Klosterstraße 68. Dies Interieur gibt einen schönen Rahmen für die in ihm aufgestellten schlanken Konsolvitrinen mit ihrer hellen Ausmusterung, in denen Königlich Berliner Porzellan, gravierte Freundschaftsgläser, Tabatieren aus Gold, Silber und Schildpatt ausliegen.

In den Zimmern, die je nach ihrem Charakter niedrig oder höher gedeckt sind, stehen die zu ihnen passenden Öfen der Zeit, von dem bunten Fayenceofen, der wie eine Bilderbibel fabuliert, bis zum weißglasierten Urnenmonument der empfindsamen Periode.

Diese Zeit, die bürgerlich-sentimentale Epoche, deren Klima gut in dem Herrmannschen Roman „Jettchen Gebert“ eingefangen ist, weht hier aus verschiedenen Szenerien an: aus den stillen Stuben mit Lithographien und Stichen, leichtgetönten Ansichten Berliner Straßen und Plätze an den Wänden, mit den Möbeln aus flammigem, gelbbraunem Birkenholz, dem Kanapee, dessen Sprossenlehne in weicher Schwingung sich biegt, dem runden Familientisch, darauf berlinische Stammbücher mit den Zeichen Schadows, der Brüder Grimm, Hosemanns, Tiecks, Felix Mendelssohns-Bartholdy liegen.

Doch der lebenerfüllteste Platz bleibt das Theodor-Fontane-Zimmer, das hier in dieser märkisch-berlinischen Atmosphäre seine dauernde Stelle gefunden hat. Der Schreibtisch aus nach-

Digitized by Google

gedunkeltem Mahagoni steht hier, und Fechners Porträt des Dichters sieht darauf herab. Reliquien aus der Tunnelzeit liegen auf der Kommode, und an den Wänden hängen die Bilder der von ihm besungenen Männer und Helden, eine Ansicht von Ruppin und eine Aufnahme der Roseschen Apotheke, Spandauerstraße, Ecke der Heidereutergasse, in der Fontanes Lehrjahre spielen.

Ich glaube, der märkische Wanderer wird mit diesem Ruhe- und Ewigkeitsplätzchen im Märkischen Museum, unweit von der Jenny-Treibel-Gegend des „Singuhrturms“ und der Fischerbrücke, beschaulich-zufrieden sein.

Bemerkenswert ist noch, wie der Baumeister sein neues Material ohne renommistischen archaischen Mummenschanz und ohne Stilmätzchen dem Alten eingestimmt hat. Es handelt sich dabei vor allem um die Requisiten der Schaustellung, um Ständer und Vitrinen. Wesensverwandt ihrem Inhalt werden sie komponiert und erreichen dadurch eine bewunderungswürdige Stilreinheit. Das gilt vor allem von der Ausstattung der Waffenhallen und Rüstkammern. Die Stellagen der Waffen sind aus handgebogenen Eisenspangen und Speichen, ganz schmucklos, aber von lebendigstem Linienwuchs. Die Vitrinen, dazu passend, sind Glaskästen in wuchtiger Eisenbandfassung in grauschwarzem, natürlichem Eisenton, mit mächtigen Nieten und packenden Verschweißungsklammern an den Ecken, dazu alle Flächen durch Hammerschlag belebt.

Arbeit eines Waffenschmieds — so fühlt man diese Energien. Und harmonisch fügt sich's mit dem Gewaffen zusammen, naturverwandt.

Hier — nur ein Beispiel für viele ist's — herrscht eine so eindringende Materialästhetik, eine so sachliche, aus den Bedingungen von Stoff und Form geistvoll abgeleitete Schönheit, daß sich in dem Museum der Vergangenheit vollkommen alle Forderungen moderner angewandter Kunst zu erfüllen scheinen.

Felix Poppenberg

Notizbuch

Ueber 350 000 ℳ hat nach zuverlässigen Nachrichten die Ausstattung des „Sardanapal“ im Königlichen Opernhause zu Berlin gekostet. Mit den durch Abendproben verursachten Ausfällen an Einnahmen kommen die Kosten auf 400 000 ℳ. Jetzt aber bedeutet jede Aufführung einen weiteren Verlust. Eine vernichtendere Verurteilung dieser unseligen Koppelung von Altertumswissenschaft und Tanz kann gar nicht erdacht werden, als daß sogar des süßen Pöbels Schaulust versagt, die doch von allen Zirkuspantomimen mit Erfolg angerufen wird. — Aber ganz entsetzt steht jeder wahre Kunstfreund vor dieser wahnwitzigen Verschwendung. Und wäre der „Sardanapal“ das glänzendste Musikdrama der Welt, eine solche Geldvergeudung für seine Ausstattung wäre sündhaft. Sündhaft vom reinkünstlerischen Standpunkt, weil alle Ausstattung eines Theaterstückes doch nicht selbständige, eigenwertige Kunst sein kann, sondern ein Dienen am Kunstwerke sein muß, dem nie dadurch eine Wohltat erwiesen werden kann, daß durch die Form der Darbietung der Gehalt unterdrückt wird. Sündhaft ist eine solche Ausgabe vor allem aber vom kunstpolitischen Standpunkt. Eine Ausgabe von 100 000 ℳ für die Ausstattung eines Balletts wäre bereits ein Heidengeld gewesen. Mit den übrigen 300 000 ℳ waren bei einer jeweiligen Aufwendung von 6000 ℳ fünfzig Volksvorstellungen der größten Werke unserer Dramen- und Opernliteratur zu veranstalten. Hunderttausend Menschen, die jetzt niemals den Besuch einer guten Theatervorstellung erschwingen können, wäre gegen einen 20 ℋ-Preis dieser Kunst-

Digitized by Google

genuß dadurch ermöglicht worden. Welche Fülle von Freude, von lauterem Genuß, ja von Beglückung wäre damit ins Volk getragen worden! Und jetzt?! Gibt es einen Menschen, der im Zweifel bliebe, welche von beiden Arten eine wahrhaft königliche Verwendung von Kunstgeldern bedeutet?!

* * *

„Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Die mit dem Intendanten von Hülsen an unserer Oper zur Herrschaft gelangte Prunksucht hat eine ungeheure Verteuerung des Betriebes zur Folge gehabt. Die Folgen davon hat nicht nur die Kunst — denn Prunksucht ist immer unkünstlerisch —, sondern auch das Publikum zu tragen: die Preise werden immer wieder erhöht. Vor einigen Jahren kostete der Parkettsitz 6 ℳ, jetzt 8 ℳ, aber unmittelbar bevor steht die Erhöhung auf 10 ℳ. Die Kunstpolitiker des Opernhauses verweisen auf Paris, London, Neuyork, wo die Preise noch höher seien. Es wäre ja auch wirklich traurig, wenn wir einmal in künstlerischer Hinsicht besser daran wären als jene andern Leute! Tatsache ist, daß schon heute dem gebildeten Mittelstand, auf dem die musikalische Kultur Deutschlands beruht, der Besuch des Königlichen Opernhauses unerschwinglich ist. —

Aber auch für den Spielplan hat diese Verteuerung verhängnisvolle Wirkungen. Denn die Überlegenheit des deutschen Opernlebens über das französische und englische beruhte in der Abwechselung und Vielseitigkeit des Spielplans. Nun aber ist klar, daß jene hohen Eintrittspreise allenfalls für Werke bezahlt werden, die nur in der Königlichen Oper zu hören sind, nicht aber für die „freien" Opern, die auch auf Sommerbühnen gegeben werden. Also hat den Schaden das klassische Repertoire: Mozart, Beethoven, Weber, Gluck. Diese Werke sind für uns aber überhaupt verloren, wenn sie nicht in sehr guter Aufführung geboten werden, was bei den Sommeropern aus vielerlei Gründen unmöglich ist. So bleibt uns nur die Hoffnung auf den 1. Januar 1914, weil allda das Monopol der Königlichen Oper auf Wagners Werke aufhört. Da wird ein zu Anfang sicher häßliches Konkurrenztreiben doch schließlich gute Früchte zeitigen.

* * *

Nicht nur in der Musik, auch im Leben gibt's einen guten Ton; die Verstimmungen und Disharmonien sind hier oft noch unerträglicher als in der Kunst, wo sie kunstvoll aufgelöst werden können. Am schmerzhaftesten aber ist es, wenn uns nun gar eingeredet wird, diese unharmonische Lebensart sei ausgesprochen deutsch. Das tat dieses Mal nicht ein ausländischer Reisender, sondern ein schier „teutsches" Zeitungsblatt. Die „Hamburger Nachrichten" preisen mit viel schönen Reden einen preußischen Bahnhofsvorsteher, der auf eine kindisch dumme Anfrage eines holländischen Geschäfts nach der Adresse deutscher Handelsfirmen folgendes antwortete: „Ihre Dummdreistigkeit übersteigt alles, was mir je vorgekommen ist. Ein preußischer Staatsbeamter ist doch nicht dazu da, holländischen Händlern Adressen zu verschaffen, an die sie ihre meist minderwertigen Waren schicken können. Wenden Sie sich gefälligst an berufsmäßige Auskunftgeber, die vielleicht gegen Vorauszahlung Ihre anmaßenden Wünsche erfüllen. Können Sie mir nicht mitteilen, ob die dortigen Bahnhofsvorsteher Auskunftsstellen für das Ausland sind? In Preußen haben wir mit unserem Dienste zu tun, denken auch nicht daran, unsere eigenen steuerzahlenden Geschäftsleute zu schädigen. Die seinerzeit angebogene Karte hatte ich zur Antwort benutzt, die allerdings wohl kaum in Ihrem Sinne ausgefallen ist; daher stellen Sie sich dumm, denn meine Äußerungen passen nicht in Ihren Kram. Ich würde es aufrichtig bedauern, wenn einer meiner Amtsbrüder harmlos und gutmütig genug wäre, Ihr Ansinnen zu erfüllen. Leuten Ihres Schlags gebührt eine ganz gehörig grobe Zurechtweisung. Schließlich empfehle ich Ihnen, einige Jahre die deutsche Sprache zu erlernen, denn ‚auf dem Hochdeutschen' vermögen Sie sich nicht richtig auszudrücken."

Digitized by Google

Daß es sackgrobe preußische Beamte gibt, ist nicht so neu, daß man sich darüber besonders aufzuhalten brauchte. Was soll man aber dazu sagen, daß ein angesehenes deutsches Blatt diesem Manne noch besonderen Beifall spendet, als habe er eine nationale Großtat vollbracht? Zwei höfliche Zeilen auf einer Postkarte genügten doch ebensogut zur Ablehnung. Wie dagegen solche Grobheit draußen wirkt, davon wissen die Deutschen im Ausland ein Lied zu singen.

* * *

Übrigens haben wir Grobheit genug im Vorrat, um auch im Verkehr mit den Landsleuten davon abgeben zu können. In einem einzigen gegen die „Freisinnige Zeitung" gerichteten Artikel bringt die „Berliner Volkszeitung" folgende Schmeichelworte an: „Unheilbarer Verfolgungswahnsinn", „Windmüllerblättchen", „Geistesgestörtheit", „Gemütsstörung", „begeifern", „unerschöpflicher Vorrat von moral insanity", „Schächer", „Verleumdungsdienst", „Schamlosigkeit", „Lüge", „Stupidität", „Verlogenheit", „Revolverpresse", „heller Wahnsinn", „bösartige moralische Versumpfung", „Unanständigkeit" usw.

Ein neapolitanisches Marktweib könnte vor Neid platzen, wenn es diese Leistung eines deutschen Volkserziehers hörte.

* * *

Aber wir können auch höflich sein und rücksichtsvoll, insbesondere gegen das Ausland. War ich dieser Tage im Berliner Neuen Schauspielhaus in einer Aufführung des „Faust". Die wohlvertrauten Verse der „Szene vor dem Tore" rauschten und plätscherten am Ohr vorbei. Da — ein Gestocke. Der Bürger, der sich nichts Besseres weiß „an Sonn- und Feiertagen, als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei", wurde auf einmal zum vorsichtigen Diplomaten. Denn er fuhr weiter: „Wenn hinten, weit — —, die Völker aufeinanderschlagen." Er machte dabei eine Fingerbewegung, als denke er an Rixdorf, aber bei weitem nicht — a n d i e T ü r k e i! Wer wird in der Zeit der Balkanwirren so vermessene Worte wagen! Das könnte ja diplomatische Schwierigkeiten geben. Einen Verdienstorden für diesen wackern Bürger, dem Ruhe die erste Pflicht ist. Wir aber — wir wollen bei klassischen Zitaten bleiben —, Kellner, einen Kognak!

* * *

Die I l l u s t r a t i o n durch P h o t o g r a p h i e n, mit der Scherl unser Deutschland beglückte, hat wie eine rechte Seuche um sich gegriffen und übt ihr Verblödungswerk in immer weiteren Kreisen. Schier alle Familienblätter wetteifern in einem „hochaktuellen" Illustrationsteil, für den das Klischeematerial von einigen Großunternehmern geliefert wird. Was kann nun verdummender sein, als immer wieder diese gleichgültig lassenden, lediglich die Tagesneugier aufreizenden Zufallsbilder maschinenmäßig arbeitender Photographen von allerlei bereits halb vergessenen Begebenheiten zu sehen? Gemeingefährlich aber wird der Unfug mit den Photographien von „berühmten" Personen. Daß jeder Verbrecher, jeder Schwindler aller Welt im Bilde vorgeführt wird, ist selbstverständlich. Die „Berühmtheit" ist aber auch leichter zu erreichen. Nicht in einem satirischen Witzblatt, sondern in mehreren — siehe oben! Klischeehandel! — Familienblättern war jetzt das Bild zu bewundern von Frau Lina Wald in Erzsebetfalva (Ungarn), die die Prüfung als Kesselheizerin bestand, um ihre eigenen Badekessel heizen zu dürfen. Freuet euch, Stiefelputzer, Straßenkehrer und Wartedamen verschwiegener Plätze! Auch euer harrt demnächst die Unsterblichkeit im Bilde! St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landhuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

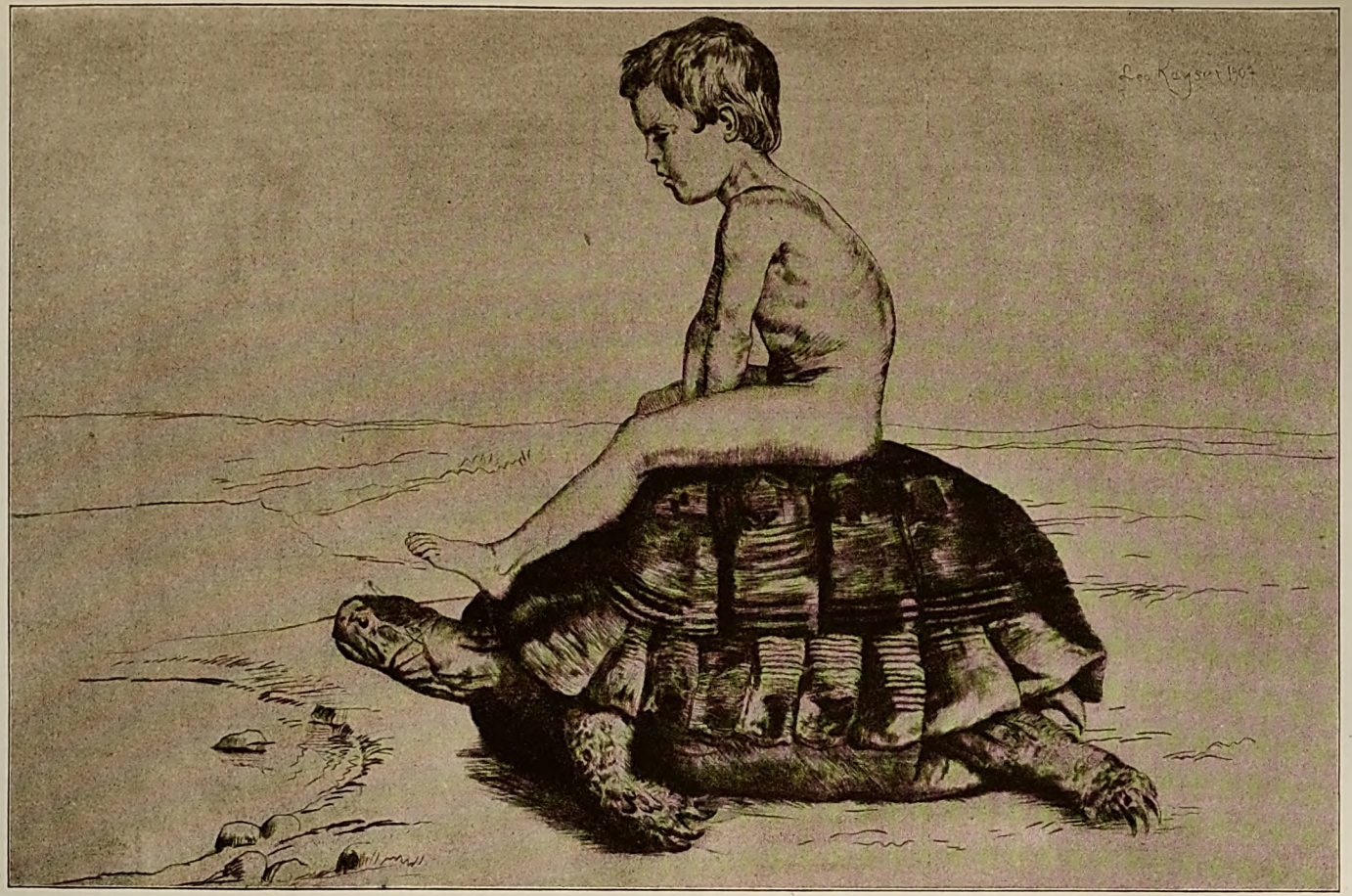
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Schildkrötenreiter

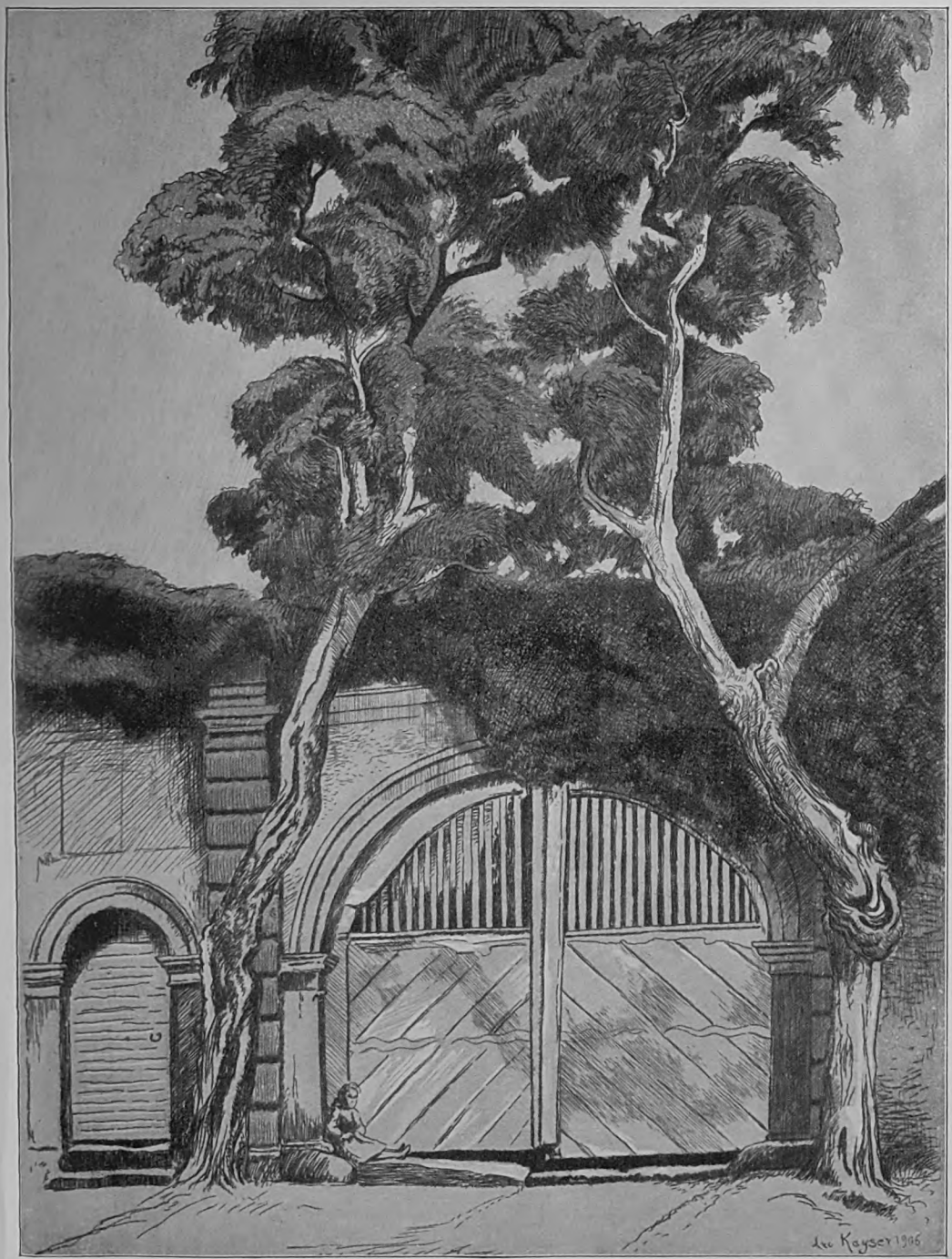
Leo Kayser

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



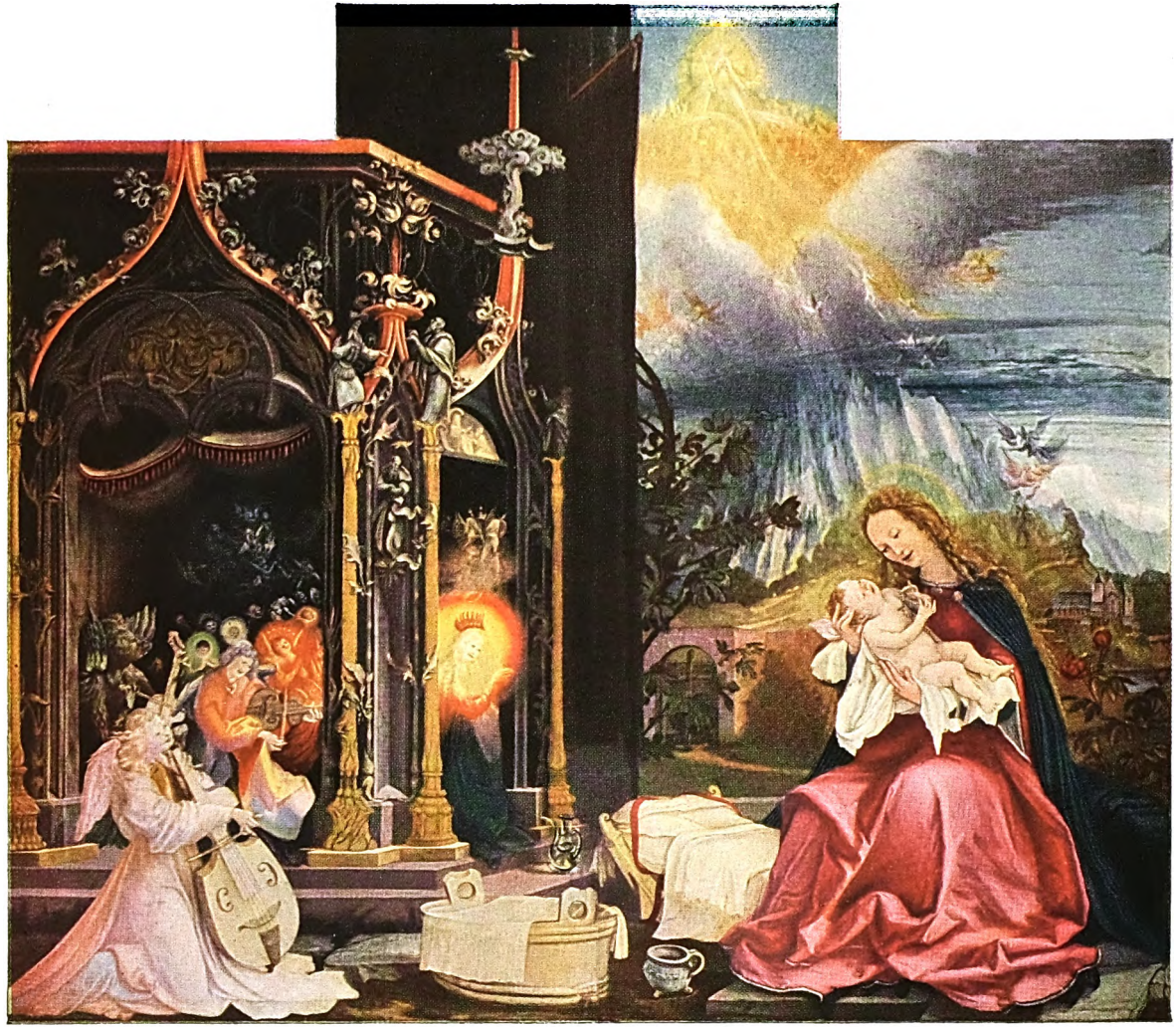
Altes Parktor

Leo Kayser

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Das Engelkonzert und
Maria mit dem Kinde

Der Isenheimer Altar

Matthias Grünewald

Digitized by Google

XI. Jahrg. Dezember 1908 Heft 3

Weihnachten

Von

Erwin Gros

Ich wandre durch meine stillen, weißen Wälder. Von ferner grüßt mich die heimatliche Abendglocke. Ihr Ton dringt so seltsam lieb und traut in mein tiefstes Herz, singt sie doch von den Heimlichkeiten der nahenden Weihnacht.

Weihnacht! — Der Himmel erscheint mir mit einemmal wie ein wundersamer Christbaum, den ein gütiger Vater seinen Kindern mit tausend und aber tausend Lichtern geschmückt hat. Und wiederum ist mir, als wenn die ernsten Menschen am Wege wie ich auf eine einzig schöne Feierstunde und Heiligkeit mit mir gehen.

Weihnachten, — du Frühling mitten im Winter! Die Lasten der Werktagssorge nimmst du von unsern Schultern, die Hast der Arbeit und Tatsächlichkeit. Selbst die, die ein hartes Leben alt und kalt gemacht hat, werden ganz besonnt. Glanz. Und unsre Seele wandert in ein fernes Land, in die helle Wunderwelt unsrer Kinderzeit. Grüßend zieht uns der selige Reigen langvergessener, holder Lieder entgegen; Tote stehen auf, Augen, die lange schon sich schlossen, leuchten wieder auf und schauen uns an mit all der Liebe, die einst uns so reich gemacht.

Segen der Liebe — wenn an einem Tage, so fühlen wir es zur heiligen Weihnacht, daß der tiefste Sinn alles Lebens die Liebe ist.

Digitized by Google

Das Engelkonzert und Maria mit dem Kinde

Der Isenheimer Altar

Matthias Grünewald

Digitized by Google

XI. Jahrg. Dezember 1903 Heft 3

Weihnachten

Von

Erwin Gros

Ich wandre durch meine stillen, weißen Wälder. Von fernher grüßt mich die heimatliche Abendglocke. Ihr Ton dringt so seltsam lieb und traut in mein tiefstes Herz, singt sie doch von den Heimlichkeiten der nahenden Weihnacht.

Weihnacht! — Der Himmel erscheint mir mit einemmal wie ein wunderbarer Christbaum, den ein gütiger Vater seinen Kindern mit tausend und aber tausend Lichtern geschmückt hat. Und wiederum ist mir, als warteten die ernsten Tannen am Wege wie ich auf eine einzig schöne Feierstunde und wollten am liebsten mit mir gehen.

Weihnachten, — du Frühling mitten im Winter! Die Ketten der Werktagssorge nimmst du von unsern Schultern, die Hast der Arbeit wird Sabbatstille. Selbst die, die ein hartes Leben alt und kalt gemacht hat, werden jung in deinem Glanz. Und unsre Seele wandert in ein fernes Land, in die heilige Wunderwelt unsrer Kinderzeit. Grüßend zieht uns der selige Reigen langverklungener, holder Lieder entgegen; Tote stehen auf, Augen, die lange schon sich schlossen, leuchten wieder auf und schauen uns an mit all der Liebe, die einst uns so reich gemacht.

Segen der Liebe — wenn an einem Tage, so fühlen wir es zur heiligen Weihnacht, daß der tiefste Sinn alles Lebens die Liebe ist.

Digitized by Google

Wir sind alle von einem Blut, wir haben alle einen Weg, wir tragen alle dasselbe Los — und sind doch zerrissen und getrennt, fern voneinander und widereinander. Und all unsre vielgepriesene Kultur richtet immer mehr Schranken auf zwischen den Menschen.

Weihnachten aber empfinden wir diese Zerklüftung als Unnatur und Unrecht. Wenn das „Friede auf Erden" ertönt, dann ruht eine Weile der tolle Kampf, und ein heimliches Sehnen kommt herauf und der Wunsch, die Hände nach rechts und links auszustrecken, gebende, helfende Hände!

Als Jesus einst seinen Gang antrat in die Welt, standen Griechenland und Rom an seinem Wege und fragten: „Was bringst du?" „Siehe, ich", sprach Griechenland, „gab der Welt die Schönheit", „und ich", rief Rom, „schuf Gesetz und Recht; was aber hast du zu geben?" — Da antwortete der schlichte Mann von Nazareth, und wie Morgensonnenschein strahlten seine Augen über die Welt: „Ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich diene, — ich bringe der zerrissenen, friedlosen Welt die Liebe, Erlösung durch Liebe!"

Weihnacht zu Bethlehem — Weltsonnenwende! — Siegreich stieg das ewige Licht empor; trotz Nebel und Wolken brach es sich Bahn. Jesus, — soweit man ihn kennt, ist das Gewissen der Völker und unser Gewissen. Und zur heiligen Weihnacht wird dies Gewissen wach in uns als Drang zu lieben, zu geben, zu erfreuen. Und dann unter den Lichtern des Christbaums wird's uns unmittelbar im tiefsten Innern deutlich und klar, — Erfreuen schafft reinste Freude, Geben ist seligstes Glück, Lieben ist unsres Lebens höchster Wert.

Warum, o warum vergessen wir es danach so rasch und so oft?

Die Hände

Von

Max Steudemann

Es muß nun heut den ganzen Tag mein Sinnen
Bei deinen armen, blassen Händen sein. —
Dein Auge, drin sich junge Träume spinnen,
Spricht wohl von Liebe und von Sonnenschein. . .

Doch deine Hände können ja nicht lügen,
Sie reden laut und reden sonder Scham —
Es spricht die Schuld aus ihren kranken Zügen,
Und auch der Gram . . . so blutig tiefer Gram. . .

Es schweigt dein Mund und keine Tränen rinnen,
Nur deine Hände reden deine Pein. . .
Drum muß nun heut den ganzen Tag mein Sinnen
Bei deinen armen, blassen Händen sein. . . .

Digitized by Google

Michels Erwachen

Von

J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Er hätte noch etliche und einige Jährchen ruhig weiter geschlafen, der brave Michel. Nein, es lag wirklich nicht an ihm, daß der herrliche Traum — unter „herrlich“ träumt er nicht — von „Deutschland in der Welt voran“ ein so jähes, ach so katzenjämmerliches Ende nahm. Zwar hatte es ihm an mehr oder minder sanften Rippenstößen die Jahre durch ja nie gefehlt. Aber er empfand sie in seinem süßen Traume nur als zarte Liebkosung, lächelte selig verklärt im Schlaf und träumte nur um so süßer. Kam es aber schon etwas heftig, so brummelte er wohl ein Weniges vor sich hin und legte sich — auf die andere Seite.

Armer Michel, es hat nicht sollen sein! Aber bilde dir auch jetzt ja nicht allzuviel drauf ein, daß du endlich erwacht bist. Das wäre Selbstüberschätzung. Von einer *solchen* Backpfeife, wie sie dir meuchlings mitten ins Gesicht gepetzt wurde, schallend, daß der ganze Erdenrund aufhorchte, von einer so massiven Backpfeife hätte auch ein stärkerer Schläfer als du erwachen müssen und — so was gibt's ja nur im Märchen.

Nimm's mir nicht übel, guter Michel, aber du kommst mir in der plötzlichen Rage deiner grenzenlosen Verdutztheit etwas, ja etwas — komisch vor. Etwas, sage ich, aber *das* kann ich dir nicht ersparen. Wer jahrelang Kniffen und Püffen standhält, ohne mit der Wimper zu zucken, dann aber plötzlich, wie von der Tarantel gestochen, rasend um sich haut, weil der letzte Puff ihm erst wirklich physisch wehgetan hat, ein solcher wilder Mann hat immer etwas Komisches. Denn wer auf seine Manneswürde hält, der reagiert auf Mißhandlungen nicht erst, wenn sie ihm körperlichen Schmerz bereiten, und auch nicht darum, *daß* sie das tun, sondern er verbittet sie sich und wehrt sie ab, weil sie die Freiheit und Unantastbarkeit seiner Person verletzen.

Wie aber war's mit dir, mein tapferer Michel? Hast du nicht so lange den Buckel krumm gehalten und dem „persönlichen Regiment“, den „herrlichen Tagen“, dem „herrlichen Kaiser“ Lob und Preis gesungen, als du noch glauben konntest, ruhig deinen Geschäften dabei nachgehen zu können, deinen Profit zu

Digitized by Google

machen, — vom und im Auslande nicht gar zu sehr über die Achsel angesehen zu werden? Hast du nicht jede „Stabilierung des persönlichen Regiments“ — und wie oft ward es immer wieder von neuem „stabiliert!“ — mit „patriotischer Begeisterung“, brünstigen Danktelegrammen und dem „erneuten Gelübde unverbrüchlichen Gehorsams“ begrüßt? Wo solche „Stabilierung“ doch nicht vorgenommen werden konnte, ohne daß deine, an sich schon so kümmerlichen paar Rechte, wie sie eine dem „persönlichen Regiment“ auf den Leib zugeschnittene Verfassung in Gnaden dir übrig gelassen, noch mehr verkümmert und schließlich ausgeschaltet wurden?

Warst du's nicht selbst, der jedem reaktionären Vorstoß in Staat und Gesellschaft, jedem „starken Mann“ mit Hurra und Hussa durch Dick und Dünn folgte, so oft dir nur der brenzliche „rote Lappen“ unter die Nase gehalten wurde?

Und nun muß es der liebe böse Zufall fügen, daß die starke Hand des starken Mannes auch mal wo anders hinhaut, daß die „gepanzerte Faust“ just dir, ärmster Michel, ins Gesicht saust, also, daß dir die Funken aus den verschlafenen Blauäugelein stieben und du wirklich und wahrhaftig die lieben Englein im Himmel pfeifen hörst. Aber nicht wahr, Michel, — das ist doch ganz was andres? —

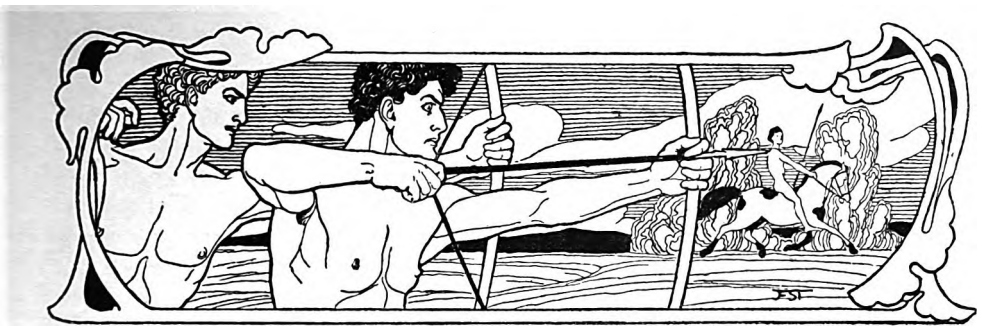
Tröste dich, Michel, es mußte sein. Und es war gut so. Ich trage es dir nicht weiter nach, daß du dich erst aufrecktest, als du dein Geschäft nicht nur, nein, auch Haus und Herd, Volk und Vaterland aufs äußerste bedroht sahst und dazu noch entblößt und begossen bis auf die Knochen vor allem Volke dastandest. Ich freue mich von Herzen, daß du dich in tiefster Seele schämst und die Entblößung in ihrer vollen Schmach empfindest.

Denn nun erkenne ich dich erst wieder, nun erblüht in mir wieder frisches, fröhliches Vertrauen zu dir, nun strecke ich dir hoffnungsfreudig die Bruderhand entgegen zum Kampfe für deutsche Freiheit und Ehre, Macht und Größe, als welche keine andere sein kann, denn die in Freiheit wächst.

Und wenn der Schmerz denn durchkostet werden muß: für den Kaiser gegen den Kaiser. Denn nimmer darfst du vergessen: deine Zukunft ruht in dir. Recke deine Glieder, fühle dich frei und mündig und du bist es. Nur zu wollen brauchst du, deiner Kraft dich bewußt zu werden, und du bist ein Riese, der gelassen lächelnd morsche, vom Rost der Jahrhunderte zerfressene Bande abstreift. Oder sind sie dir ins Fleisch gewachsen? Das ist die Gefahr, daß du dir das selbst einbildest. Wär's an dem, — wahrlich, du müßtest längst vermodert sein. So aber —: ziehe den Vorhang vom Spiegel deines Bewußtseins und — erkenne dich selbst.

Verlange nicht von Personen persönlich Unmögliches. Sie alle tragen ihre Maße in sich, darüber sie nicht hinaus können. Unrecht ist solch Verlangen; Recht: sachliche Schutzwehren aufzurichten, das Gebiet der souveränen Macht schiedlich-friedlich abzugrenzen. Und ich sage euch, es wird keinen Teil gereuen.

Digitized by Google



Passiflora

Eine Geschichte

von

Albert Geiger

(Fortsetzung)

Es war schon eine ganze Weile, daß Adal mit dem wunderlichen Kleeblatt im Land herumzog. Er sah der Menschen wirres Treiben in den Städten, in den Dörfern, an den Höfen, auf den Burgen, in den Bauernwirtshäusern, auf den Straßen. Er lernte die ganze fahrende Welt der Straße kennen. Die entlaufenen Studenten, die verkommenen Mönche, die Spielleute und Bänkelsänger, die Gaukler und Taschenspieler, die Bärentreiber und die, so mit Meerkatzen umherzogen, die blinden und die lahmen Bettler, die Beinlosen, so sich auf Brettchen umherschoben, die Armlosen, die mit den Zehen die Fiedel strichen, die Mißgeburten, die Aussätzigen — ein toller, bunter Wirbel seltsamer Gestalten. Er hörte sie alle das harte Lied von der Not des Lebens singen. Den einen trotzig, den andern leichtsinnig, den dritten bitter, den vierten gleichgültig, den fünften jammernd, den sechsten fluchend. Er verglich diese Menschen der Ausgestoßenen, Wandernden mit den Seßhaften, Aufrechten und er fand, daß die Seßhaften nicht allzuviel Grund hätten, auf die andern herabzusehen. Sie gingen wohlgekleidet umher, sie betrieben ihre Geschäfte, sie sammelten Ehre und Gut. Aber ihr Leiden war nicht minder, ihr Sterben nicht süßer, und ihre Laster waren nicht schöner als die der andern. Nur daß die Menschen, mit denen er lebte, das Leid gelassener trugen, dem Tod gleichgültiger ins Auge sahen, in ihren Lastern entschuldbarer waren. Je länger er mit seinen frühe geöffneten Augen in die Welt hineinsah, diese Welt voll menschlichen Wirrwarrs, desto kläglicher und hinfälliger erschien ihm das Los der Geborenen. Wenn der Eiswind daherschnob, dann saßen wohl die Seßhaften und Begüterten in warmen Häusern an wohlbesetzten Tischen, und die Fahrenden froren und hungerten. Aber wenn die dunkle Hand der Pest über die zitternde Welt fuhr, wo waren dann die warmen Häuser, die festen Burgen, die stolzen Schlösser? Diese furchtbare Hand zeichnete des Reichen Scheitel so sicher wie den des Bettlers, den des Ehrbaren so gleichgültig wie den des Ver-

Digitized by Google

brechers, den der wohlgesitteten Ehefrau so hart wie den der Dirne. Vor ihrer Gewalt taumelten die Menschen hin wie die Fliegen im Herbst. Und als er dies sah, da kam ihm alles Menschentum und Leben unsinnig vor, und es dünkte ihn zuweilen, als werde der Mensch verhöhnt. Da der Gerechte dahinsinkt gleich dem Verruchten, die Schönheit wie die Häßlichkeit, die Tüchtigkeit gleich der Liederlichkeit, das reiche, volle Leben wie das elende, leere, klägliche: wozu sich viel Mühe nehmen mit so flüchtigem Tand? Am Ende war das Ganze doch ein Spiel um taube Nüsse.

Derlei Gedanken kamen Adal früher denn sonst den Menschen. Und aus diesen Gedanken heraus erwuchs ihm ein stummer Trotz gegen die unbekannte Gewalt, die den Menschen so hin und her schob wie Puppen eines Gauklers. Und aus diesem Trotz ein Begehren, das tolle, bunte Spiel mitzuspielen, tolldreist, gleichgültig gegen Gefahr und Tod, ohne Zweifel oder Bangen in die volle Schale des Lebens greifend. Sich zum Herrn dieses Wirrwarrs zu machen. Zu nehmen, was die Sinne gelüstet. Sich zu berauschen an dieser seltsamen, so rasch verflüchtigten Lebensessenz. Zu leben — zwei Jahre lang oder zwanzig. Was war ein Tag? Was ein Jahr? Was ein Leben? So von außen, wie er die Welt betrachtete, schob sich ihm das alles zusammen. Ein Augenblick alles. Ein Blitz. Und dann wieder das Dunkel. Es gab nichts Festes. Sicheres. Bleibendes. Man war ewig im Wandern. Die in den festen Häusern und die auf der Landstraße. So reisten die Herbstblätter im Winde, die eine Weile am Baum gehangen waren. So sah er am Meeresstrand die Wogen ziehen und nicht mehr wiederkehren. So sah er das Spiel der Wolken, gestaltend, zerfließend. Wenn er diese bunten, ewig wechselnden Wunder des Himmels sah, dann dachte er an sein eigenes Schicksal. Heute in der Burg des Vaters. Morgen am Galgen. Übermorgen auf die Landstraße geworfen zu den Gauklern und Bettlern. Und dann vielleicht — o strahlender Traum! — hoch, herrlich, beneidet, ein Herr gleich denen, die an ihm vorbeiritten so stolz, daß der Huf ihrer Pferde ihn adliger dünkte denn das ganze Bettlerheer, das sich vom Abfall ihrer Tische sattfraß.

Und er fühlte, wie Mut und Trotz ihm die Sehnen strafften.

Hoch zu Roß, die Lanze in der Hand, funkelnd und klirrend von Erz, ein Held und Sieger und Nehmer, so hineinreiten ins Leben. Vom Bettler zum Abenteurer. Vom Abenteurer zum Fürsten.

Und mystisch lockend standen vor ihm die Worte Narre des Propheten:

„Du bist ein Herr und aus Herrengeblüt. Ich sehe die Straße, die dich von uns wegführt. Zum Ruhm. Zur Größe."

An dieser Verheißung berauschte er sich. Er sah in den Lebenswirrwarr hinein, und sein Herz sprach den Takt zu dem bunten, tollen, rauschenden Reigen: Leben, dein Herr! Leben, dein Herr!

Er wollte es fassen, dies schillernde, prächtige, trügerische Weib, mit Mannesgriff, mit Heldenfaust. Er wollte es sich zwingen zu seiner Lust. Bis es ihm alles gegeben hatte, was es vergeben konnte. Und dann —

Wohlan! dann mochte das Laub verflattern, die Welle verebben, die Wolke zerfließen. Fahr wohl dann, Leben!

* * *

Digitized by Google

Dachte er nicht mehr an Passiflora, die Blume des Leidens zurück?

Sah er nicht in stillen Nächten oder in der Frühe des Morgens Christi blasse Gestalt mit den Wundmalen durch die Welt gehen und seine Jünger suchen?

Drang sein Auge nicht durch die unruhige Oberfläche und die schillernde Haut des Lebens hinab zu den tieferen Strömen? Zu dem inneren Leib? Zu der wandermüden Seele, die sich sehnte, eines reinen Leibes Behausung zu sein? In des vollkommenen Menschen Gestalt vor Gott zu treten, nachdem sie so viele unvollkommene oder häßliche Gewänder von sich geworfen hatte?

Wußte und bedachte er nicht, daß es besser ist, Leid als Freude zu haben? Weil das Leid erhöht und die Freude erniedrigt. Weil der Schmerz tief macht und die Lust seicht. Weil jede neue Qual eine neue Stufe ist zum Thron des Allmächtigen, der nun einmal mit harter Hand das harte Gebot an die Tore der Welt geschrieben hat: Menschheit, du sollst leiden, auf daß du geläutert werdest!

Er war jetzt siebzehn Jahre alt, und sein Herz schwebte über dem Abgrund dieses Lebens gleich einem Falter.

Er wollte nichts von der Tiefe und ihren zerklüfteten Schauern wissen.

Passiflora war ein Märchen. Ein trauriges. Blasses. Quälendes. Was hatte er mit Märchen zu schaffen?

Und mußte es schon ein Märchen sein: wohlan, so mochte es ein lustiges, freches, gleichgültiges, gewalttätiges, spottendes sein!

Und er — er wollte die Puppen lenken.

* * *

Als wieder der Frühling kam, rüstete der Kaiser mit großer Pracht zur Heerfahrt nach Italien. Die Fahnen flatterten. Das Erz klirrte. Die Rosse stampften und schnoben. Die Fanfaren schmetterten weithin durch das Reich. Die Herzen pochten höher. Vergessen war der Winter. Verschmerzt die Teuerung. Durchlitten und zu Ende die Zeit der Pestnot. Man schmachtete nach Abenteuern. Nach Siegen. Nach Belehnungen. Nach Edelsteinen, Gold und schönen Weibern. Das Gastmahl des Lebens lockte über die Alpen her aus der sonnigen, farbentrunkenen Ferne. Man mußte sie übersteigen und sich zum Mahle setzen. Mehr schien den Trunkenen nicht zu tun. Sie berauschten sich am Trank, dessen Becher sie noch nicht in Händen hielten.

Ein Heer von Landfahrern zog mit den lebensdurstigen Scharen. Sie erfüllten die Straßen, die Dörfer, die Städte, die Täler, die Alpenpässe, die stillen Gletscher mit ihrem Gesang, ihren Geigen, Harfen, Flöten, Pauken, Trommeln, Dudelsäcken. Die weißen Schneehäupter sahen verwundert herab auf das Gewimmel zu ihren Füßen. Der Drache des Abgrunds lauschte herauf. Die Gemsen und Murmeltiere erschienen zuweilen und stoben ebenso rasch davon. Es schien ein Hochzeitszug zu sein. Keine Kriegsfahrt.

Unter denen, die im Gefolge hoher Herren mitliefen, waren auch die viere: Narre der Prophet. Ratte der Poet. Hinketakt der Fiedler. Und Adal mit seinem Falken.

Sie waren alle vier durch die Gunst ihres Herrn neu gekleidet. Narre der Prophet war voll wundersamer Prophezeiungen. Ratte der Poet träumte von schönen Frauenbusen. Und Hinketakt der Fiedler aus Ellwangen dachte an den

Digitized by Google

schäumenden Asti. Sie redeten viel durcheinander, und die Lust lachte ihnen aus den Augen, den Brüdern vom freien Leben. Oft klang ihr Lied zum Marsch. Und still war nur Adal mit dem Falken.

* * *

Auf dieser Fahrt hatte Adal ein seltsames Erlebnis. Der schlanke Jüngling mit den trotzigen blauen Augen hatte wohl schon manchen verlangenden Blick aus Frauenaugen an sich vorbeihuschen sehen. Er hatte mit der Kraft und dem Lebensdrang seiner siebzehn Jahre das heimliche Locken wie Feuer in den Adern gefühlt. Aber nur auf Augenblicke. Dann hatte er sich abgewandt. Was hatte er mit Weibern zu tun? Für ihn galt es nur ein Vorwärts auf seiner Bahn! Nicht umsonst hatte ihm Narre der Prophet einmal gesagt: „Weiber sind gut für die Rast. Aber nicht für die Wanderschaft." Auch durchschauerte ihn noch immer der Fluch aus dem Munde jenes wilden Kindes.

Aber einmal geschah's, daß sie in eine Tiroler Stadt am Brenner eingezogen waren, da wo Italien schon die blüten- und früchteschwere Hand in die Täler der Alpen hineinreckt. Wo die warme Woge des Südens über die Gefilde brandet und den Reichtum gesegneter Gegenden zwischen die rauhen Berge stellt. Wo die Herzen schneller schlagen, die Augen feuriger winken und der Schoß der Liebe bereiter sich auftut. Sie hatten des Abends gespielt und gesungen und starken Wein getrunken. Endlich, da Adal das Leben in der Schenke zu roh und die Weiber zu frech wurden, war er hinausgegangen in die Nacht. Er wollte allein sein.

Nun war in diese Täler die Pestseuche später eingedrungen. Aber länger auch verweilte sie. Als Adal über den holperigen Weg durch die Gassen ging, um noch für kurze Weile das Freie zu gewinnen, da kam er an brüllenden Schenken vorbei. Aber auch an Häusern, wo einsame Lichter bei Toten brannten, zu denen sich niemand wagte, und die man in der Nacht holte und hinaustrug, sie zu verscharren. Der Geruch gesprengten Essigs und reinigender Kräuter kam aus diesen Stuben. Gestalten sah man durch den Dampf hin und her huschen. Gemurmel. Klagelaute. Stöhnen. Schreie. Man wußte nicht, waren es der Lust oder der Qual. Denn ebensowohl konnte hier ein Toter liegen und daneben ein Haus der Freude sein. Der Tod stand am Wege. Und das Leben stand am Wege. Und es war den Menschen fast gleichgültig, wessen Hand sie ergriffen.

Da vernahm er nahe beim Tor ein Lied von einer dunkeln Frauenstimme, die schwer dahinströmte wie süßer Honig und berauschte wie der Duft einer fremden Blüte:

Soll mich ewig kränken
gestorbner Liebe Leid?
Hab' Glück noch viel zu schenken.
Dürste nach Seligkeit.
Wer ist es, der mich freit?

Rotgolden meine Locken.
Blaß mein Angesicht.
Dir macht den Atem stocken
der Augen spielend Licht.
Wer ist es, der mich freit?

Mein Leib ein Wunderbronnen.
Ein Trunk daraus, o Lust!
Ach, ahntest du die Wonnen,
die schlafen auf meiner Brust ...

Digitized by Google

Und dann verstummte das Lied. Es war ein schwüles, rieselndes Schweigen, als ob die Töne noch lebendig wären gleich einem warmen Sommernachtsregen. Und dann kam noch einmal der Ruf, langsamer, süßer und schwerer:

Kommt keiner, der mich freit?

Adal trat an das Haus, aus dem die Stimme kam.

Da ward ein Vorhang zurückgetan. Adal sah in ein erhelltes Fenster. Und ein hochgewachsenes Weib darin. Ihre rotgoldene Mähne war wie die einer Löwin. Ein blasses Gesicht mit dunkeln Augen. Die Brust weißschimmernd aus wenig hüllendem Gewand. Das Weib spähte auf die Straße. Und es gewahrte den jungen Menschen. Schlank. Stolz. Blond. Und fühlte doch durch seinen kühlen Stolz hindurch das klopfende Beben seiner erwachenden Wünsche.

Der beiden Augen fanden sich.

Das Weib aber lächelte. Dann sagte sie leise:

„Junger Deutscher, schöner Deutscher, trete ein!“

Adal trat hinein. Wein und Weib hatten ihn betäubt.

Da er drinnen in der mäßig hellen Kammer stand und das Weib noch näher besah, fand er, daß sie schöner war denn alle andern. Sie lächelte spöttisch und fast verlegen.

„Hat dich mein Lied gelockt?“ fragte sie endlich mit ihrer tiefen Stimme.

Er fand keine Worte. Er sah sie nur an.

Da lachte sie. Und sie nahm ihn mit ihrer weichen, warmen Hand bei der seinen und führte ihn zu ihrem weißen Lager und hieß ihn sich neben sie setzen.

Vor dem Lager stand ein Tisch und eine umflochtene Flasche darauf. Daneben zwei Gläser.

Sie schenkte ein. Es war ein herb und süß duftender Wein. Fast so braungolddunkel wie die Farbe ihrer Augen.

„Trink, deutscher Knabe!“ sagte sie lächelnd. Und ihre schillernden Augen tauchten tief in die seinen.

Er trank und er meinte, einen ähnlichen Wein schon einmal getrunken zu haben. Damals. Im Hause des Henkers.

Er besah das Weib immer noch, ohne sprechen zu können. Allzu seltsam und verwirrend schien ihm alles. Er dachte an jenes scheue, wilde, rothaarige Kind. Hier lockte das Rot heißer noch, begehrender, flammenerfüllender. Das Weib war schlank und üppig gebaut. Auf jener gefährlichen Grenze, die des Mannes Sinne mehr verwirrt als der Reiz des Mädchens. Wissen der Liebe, duftberauschendes, beklemmendes, vernunfttötendes Wissen der Liebe lag in ihrem ganzen Wesen. Heiß war ihr Atem. In ihrem Antlitz, blaß wie der Stein einer Statue, leuchteten ihre lachenden, aus einer dunkel lockenden und drohenden Tiefe leuchtenden Augen und ihr üppiger und dabei spöttischer roter Mund. Sie war in ein dunkelrotes Gewand gekleidet.

Da Adal stumm blieb, sagte sie ernsthafter:

„Mancher an deiner Stelle wäre anders, als du bist.“

Und nach einem Schweigen: „Du bist schön, aber stolz. Seit gestern erst bin ich

Digitized by Google

in dieser Stadt. Kein Mann noch hat mich gesehen. Wie eine verwehte Blüte fall' ich in deine Hand. Junger Deutscher, aus dem Lande komm' ich, dahin du willst. Welschland fordert seinen Tribut. Aber nicht in Gold —"

Sie näherte ihre Augen dem Antlitz Adals.

„In Liebe!" flüsterte sie.

Sie warf ihre langen rotgoldenen Haare um seine Schulter.

„Deine Haare sind gelb wie das Korn deines Landes. Aber meine haben sich mit dem Feuer des Ätna gemischt. Weit bin ich her. Weißt du, wo Sizilien liegt? Aus den Ölbäumen, aus den Hainen mit den Goldfrüchten, aus den Weingärten hebt der Ätna sein zürnendes Haupt. Feuerwolken umleuchten seine Stirne, und ewiger Schnee kühlt ihn. Heiß ist es da, und wild sind die Menschen. Aber er sieht auf viel Liebe herab, der alte Berg mit dem drohenden Haupt. Sieh, du kühler Deutscher, in meinen Händen bringe ich die Liebe meines Landes. Duft des Weines. Duft der Goldfrüchte. Salböl der Liebe."

Sie nahm mit beiden Händen sein Gesicht. Sie verhüllte es ganz mit ihrer Haarflut. Er glaubte ihre Lippen zu fühlen.

Da schrillten die Worte jenes nächtlichen Fluchs in seine Ohren.

Und da riß es ihn auf. Er stieß sie fort. Sie sank halb zurück und stützte sich mit der einen Hand.

„Warum bist du hereingetreten?" fragte sie dann spöttisch.

Er verhüllte sein Haupt.

„Armer Knabe!" sagte sie noch immer spöttisch.

Dann, nach einem Schweigen, mit halblauter Stimme:

„Du hast noch kein Weib berührt!"

Da ließ er die Hände sinken und sah sie mit traurigen Augen an.

Und dann stürzte er hinaus. Sie vermochte ihn nicht zu halten.

„Du kommst doch wieder!" hörte er sie rufen, und abermals: „Morgen um diese Zeit harre ich dein und schmücke mich für dich. Für deine blonde, kühle, heiße, junge Jugend."

Diese Worte sprach sie mit Lachen. Er hörte sie nur halb.

Er stolperte über die rauhe Straße hin. Er flüchtete. Vor dem Weib und dem Fluch. An den brüllenden Schenken vorbei. An den Häusern mit den einsam brennenden Lichtern vorbei. An den schweigsamen Totengräbern vorbei. Und ihren in grobe weiße Laken gehüllten Toten vorbei, die sie auf polternden Karren hinausfuhren.

Und dann blieb er stehen. Und dann kehrte er um. Und dann schlich er sich vor das Fenster. Es war dunkel. Und er begann sich seiner Dummheit zu schämen.

„Morgen!" flüsterte er.

Es war ein schweres Wort. Dieses Morgen.

* * *

Das Weib hatte doch recht gehabt.

Adal kam wieder.

Aber durch das halboffene Fenster zwischen dem Vorhang hindurch fiel nicht das warme rotgoldene Licht des vorigen Abends.

Digitized by Google

Die weiche, dunkle, verlangende Stimme ertönte nicht.

Er hörte nicht ihre Schritte, die den Boden zu liebkosen schienen.

Und ihr schönes wollüstiges Antlitz erschien nicht.

Adal hörte Schlürfen. Er sah weiße Dämpfe herauskommen. Er roch den Geruch des herumgesprengten Essigs und der verbrannten Kräuter. Er sah ein trübes Licht hin und her schwanken. Das Geraune dumpfer Stimmen klang wie ein häßlicher Gesang zu einer menschenscheuen Opferfeier.

Und es war so: die Schönheit von gestern war das Zerrbild von heute geworden.

Als Adal stockenden Fußes mit bangem Herzschlag eintrat, sah er zwischen weißen Tüchern die Gestalt eines Weibes. Sein schönes Haupt war geneigt, und im Todeskampf schien sich das Weib die Zunge zerbissen zu haben, denn die Zunge war zwischen den weißen, halb entblößten Zähnen eingeklemmt, und ein Blutstropfen hing an den Zähnen. So lag sie wie ein verendetes Tier. Ein schönes Tier.

Adal starrte sie an.

Zuweilen war sie vom Räucherwerk verhüllt. Zuweilen trat furchtbar ihr Anblick hervor.

Zwei alte, widerwärtige Weiber und ein langer hagerer alter Mann grinsten den Eingetretenen an. Die Weiber hatten bunte gefranste Kopftücher und der Mann goldene Ohrringe. Auch beim grausigen Dienst die Eitelkeit. Sie hatten es eilig, da sie noch mehr zu tun hatten und es Sonntag abends war.

Das eine der Weiber lachte und sagte:

„Schöner Deutscher. Blonder Deutscher. Nix mehr Lieb'! Aus und vorbei!"

Und der Alte summte ein Lied vor sich hin: „O la bella giovinezza —"

Es war das Lied eines italienischen Fürsten von der schönen Jugend, die so schnell entflieht und die man nützen soll.

Unsichtbar stand der Tod dabei und schlug mit seiner grimmigen Freundlichkeit den Takt dazu.

Adal starrte und starrte. Er sah die halboffenen Augen, die noch zu lächeln schienen trotz ihrer Starrheit.

Er hörte noch das Lied von gestern.

Er spürte das lüstern kitzelnde Haar des Weibes noch an seiner Wange.

Er fühlte ihre warmen Lippen nahe den seinen und atmete den warmen Duft ihres Atems.

Und das rote Haar fiel wirr und wüst herab. Wie Blutströme, die von ihr schossen.

Da packte es Adal und schob ihn fort.

„Sassa!" rief er. „Der Tod ist hinter mir!"

Und er rannte aus der Stadt hinaus. Im bleichen Mondlicht. Zwischen Rebbergen hindurch. Über Matten dahin. Durch Wälder. Über Felsen. Schutthalden hinauf. Und mit einem Male stand er vor einem See, über dem ein großer, schneebedeckter, geisterhaft leuchtender Berg lag. Er ragte unermeßlich hoch in die weite, schweigende Nacht. Der Mond und die Sterne schienen auf seinem Schneerücken zu wandeln. Es war eine wundersame Ruhe und Heiterkeit und doch wieder eine strenge abweisende Klarheit in ihm.

Digitized by Google

Adal sah zu ihm hinauf. Halb auf der Höhe seiner Felswand sprang aus dem Gletscher ein Bach und fiel mit gedämpftem Rauschen in den See hinab. Er schimmerte zuweilen wie Perlmutter. Wenn aber die weißen Nebel tief unten zu brauen begannen und langsam hinaufwallten und ihn verhüllten, dann hörte man nur seinen leisen, feierlichen Gesang durch die Nebel, die wogten und zogen, gleißten und glimmerten, schwebten und schwirrten, jetzt sich umarmten, dann sich mieden, gleich unselig Liebenden. Dann setzte der Sturm der Höhe ein. Er zerriß sie mit seinen derben Fäusten. Der Gletscherbach schimmerte wieder hindurch. Hoch saß der Eiskönig mit blitzender Krone und sah geruhig auf das Spiel von Wassersturz, Nebel und Bergwind. Dann drückte des Windes gewaltige Faust die Nebel wieder auf den See. Und frei fiel die blitzende Flut des Gletscherstroms herab.

Adal schaute hinauf. Er sah die Nebel brauen. Er hörte den Gletscherbach und sah sein Blitzen. Der See lag schwarz, wenn ihn die Nebel verhüllten, und wenn sie zur Höhe stiegen und ihn freigaben, so hatte er das Ansehen eines mattpolierten Schildes. Und wie er schaute, kam ihn der Gedanke an:

Ich will mich in dem Gletscherwasser reinbaden.

Ich will mich taufen mit dem Eis der Berge.

Neugeboren will ich werden in dieser Schneereinheit.

Er rannte um das wilde, felsige Seegestade herum zu dem Fall. Er entkleidete sich und ließ sich von dem eisigen Wasser überstürzen. Es war kalt. Aber es tat wohl. Und wenn es ihn getötet hätte: besser noch, von dieser schimmernden, sprühenden Kälte sterben als im Pesthaus von dem Hauch einer Buhlerin.

So saß er und spielte mit dem Gischt und griff nach den Nebeln.

War es nicht ein Bild seines Lebens?

Und dann kleidete er sich müde an und entschlief. Unter einem krüppeligen Eichbaum.

An Liebe aber dachte er lange nicht mehr.

* * *

An einem Spätnachmittag stand Adal mit dem Heerbann seines Grafen und Schutzherrn über einem italienischen Tal. Weinberge lagen in grauen Mauern. Weißstaubige Straßen liefen wie mattleuchtende Schlangen das Tal hinan und hinab und in das Land hinaus. Tiefgrüne Ölbäume reckten ihre Häupter über die Mauern. Zwischen den Weingärten, in denen rote Trauben im Sonnenbrande kochten, lagen Orangenhaine mit goldenen Früchten. Hohe, stolze Burgen grüßten und drohten. Ihre Fenster glänzten im Sonnenschein. Ihre Mauern ruhten zwischen Eichen, Lorbeer und Pinien. Seen blitzten auf wie Versprechungen. Dort schmauste man am Tische der Seligen. Von dorther klang und schwang die berauschende Melodie des Lebens. Des Krieges. Des Sieges. Blitzend im letzten Sonnenlicht wand sich der Trupp der Krieger hinab, der blitzende, züngelnde Drache der Verheerung.

Schön war es. Man glaubte schon die Türme von Venedig und die Kuppeln des ewigen Rom zu erschauen. Alle durchbebte und entflammte der Rausch der Erwartung. Sie hoben sich in den Steigbügeln. Sie standen aufeinander ge-

Digitized by Google

stützt. Und jählings, da sie noch standen, stach ein Sonnenspeer durch den Wolkenglast, als wolle er das Herz des Landes da unten durchbohren.

„Seht ihr, Männer? Das ist der Sieg!“ rief der Graf.

Aber zugleich scholl ein Schrei aus der flimmernden Luft. Es war der Falke, den Adal in der jauchzenden Lust seines Herzens in die Luft geworfen hatte. Hoch schwebte er, kreisend wie über der Beute.

Alle sahen stumm hinauf. Und das dünkte sie ein gutes Zeichen.

Der Graf aber fragte:

„Wem gehört der Falke?“

Da schoben sie Adal vor, der mit hochroten Wangen dastand. Hinter ihm raunte Narre der Prophet:

„Es ist die Stunde. Ich habe das Horoskop gestellt. Es ist die Stunde. Gedenke unser in deinem Glück!“

Der Graf aber sah auf Adal nieder. Er war schön und stolz. Schon dann und wann hatte er ihn gesehen. Und eine seltsame Trauer in seinem Antlitz, gleich einem schmerzlich verborgenen Adelsgefühl, war ihm aufgefallen. Jetzt, wo der Jüngling stolz und scheu erglühend zugleich dastand, ergriff ein lebhaftes Mitgefühl des Grafen hochgestimmtes Herz.

„Es ist einer von den Spielleuten!“ rief eine Stimme.

Der Graf aber fragte wieder:

„Warum führst du einen Falken mit dir? Das ist nicht deinesgleichen Art.“

Und da der Knabe schwieg, wiederholte der Graf die Worte Narre des Propheten aus jener Nacht:

„Du bist nicht, der du scheinst.“

Und dann:

„Hättest du Lust, meinen Schild zu tragen?“

Da zuckte Adals Herz auf. Er sprach aber nichts, sondern verneigte sich tief.

Und in diesem Schweigen lag sieghaft die Hoheit seines Wesens.

„So gebt ihm ein Roß!“

Und das Roß — es war deren mehr als eines ledig geworden auf dieser Fahrt — ward hergeführt. Es war ein schwarzes, starkes Roß.

Adal sah es an, faßte es an der Mähne und schwang sich hinauf.

Und nun saß er oben, als ob er nie anderes gewohnt gewesen wäre.

Der Graf betrachtete ihn wohlgefällig. Er war ein Krieger und ein Würfler. Und er liebte die Spiele des Zufalls. Dieses aber schien ihm ein gutes Zeichen. Er hatte seinen Schildträger auf der Fahrt verloren. Und da wuchs nun einer wie auf Zauberwort aus dem Boden.

„So nimm meinen Schild!“ sagte er mit metallener Stimme.

Alle staunten, wie Adal so ritterlich den Schild trug. Wie ein Feuer in seinen Augen glühte. Wie seine Sehnen alle gestrafft waren. Herrlich war er zu schauen mit seinem lockigen, ernsten, wie aus Erz gebildeten Haupt. Einem der Engel glich er, die zunächst an Gottes Thron stehen.

Sein Auge, sein Antlitz, sein ganzes Wesen sprachen das eine Wort: „Ich will!“

So zog Adal hoch zu Roß, wie er es geträumt hatte, ins Land Italia ein.

Digitized by Google

Im Glanz der untergehenden Sonne.
Der Falke flog voraus, seinen Siegen zu.
Und von dem Falken hieß er fortan: Adal mit dem Falken.

* * *

„Seltsam ist Eure Geschichte und dunkel und scheu gleich Blumenblättern in der Nacht.

Sie hat meine Seele erfüllt mit Bangen und Verlangen.

Ich bange und verlange zu wissen, wie sich das Schicksal Eurer armen zwei Menschenkinder erfüllen wird. Aber noch angstvoller durchschauert mich das Bangen, daß ihr Schicksal sich mit meinem eigenen vollenden muß.

Ich fürchte mich vor dem Scheiden von Euch wie das Leben vor dem Tode.

Aber eilt nicht alles Leben dem Tode zu? Und kann nicht rasch genug seinen Lauf zum Ende bringen?

Es wird so geschehen, wie es geschehen muß.

In Qual und Bangen bitte ich Euch: Erzählet nun von Passiflora.

Von dem reinen Kind, das der Verbrecher hinweggetragen hat wie einen unflüggen Vogel aus dem bergenden Nest.

Von dem armen Kind, das ins Leben kam, um der Mutter Leben zu nehmen.

Von dem unseligen Kind, auf dessen Scheitel der Fluch die Hand gelegt und es Passiflora genannt hat."

Also sprach die schöne und schwermütige Gräfin Athis zu Meister Franziskus. Sie hatte die schmalen, weißen Hände über den Knieen verschränkt und sah mit den großen, grauen Augen bangend und verlangend zu dem auf, an den sie ihre eindringlichen Worte gerichtet hatte. Im Dämmerschein des Abends glich ihr Haupt den blassen Blüten der Passiflora, die da so schattenschwer und geheimnisvoll zu den beiden hereinsahen. Wie dunkel raunende Märchen.

Meister Franziskus stand im Bogenrund der Schloßaltane. Streng und achtunggebietend, aber zugleich überdunkelt von einer schweren Wehmut wie von einer nächtigen, brütenden Wolke, so stand er gegen den Abendhimmel. Er sah hinaus auf Wälder und Felder, auf die Stadt und das Meer, auf die Dörfer und Höfe ringsum. Die Nacht nahm sie wie Spielzeug in ihren Mantel. Er sah hinaus und es war wie ein Scheideblick.

Noch wenige Tage und wieder war er ein Heimatloser — für immer.

Und er sprach mit seltsam bewegter Stimme:

„Vom unglückseligsten schuldlosest-schuldvollen Wesen muß ich euch erzählen.

Daß ihr nicht gefragt hättet!

Daß ich nicht erzählen müßte!

Aber es soll also sein.

Wir sind wie zwei Wanderer, die unter dem alldeckenden Baume des Lebens auf kurze Zeit beieinander gerastet haben.

Und da der eine des andern Geschichte vernommen hat, gehen sie wieder ihres Weges. Der eine dahin, der andre dorthin. Mit schweren Schritten. Und es ist kein Wiederfinden.

Digitized by Google

Vernimm, o Wandergefährtin, die Geschichte von Passiflora, der Schuldvoll-Schuldlosesten.

Der Kelch ihrer Lebensblume ist voll von Bitterkeit.

Leiden schenkt sie und Leiden nimmt sie.

In ihre unwissenden Kinderhände ist das Schicksal gelegt.

Mit unwissenden Händen gibt sie das Schicksal ihrem Leidensbruder.

Den Kelch der Sünde und des Leidens, den Trank des Todes aus dem dunkelschönen Kelch ihrer Jugendblüte. Schicksal, Sünde, Leiden gibt das unwissende Kind.

Aber lasset mich noch eine Weile bei ihrem Glück verweilen, ehe ich durch das Dunkel ihres Elends Führer sein muß. Noch säumen bei dem lichten farbenfrohen Leben, ehe es Nacht werden soll. Noch eine kurze Zeit unter Menschen und ihrem Treiben sein, ehe ich in die Öde und in ihre Furchtbarkeit gehen muß."

* * *

Der Blüte drittes Blatt

In dem Wirrsal des Lebens nähern sich die Schritte zweier Menschen einander.

Sie nähern sich einander mit jener Notwendigkeit des Geschehens, die schaudern macht. Durch den Rauch des Lebens, ohne es zu wissen, gehen sie ihren Weg.

Durch den Wirrwarr der großen und kleinen Schicksale schreitet unaufhaltsam ihr eigenes. Seltsam und furchtbar zugleich.

Immer näher, immer näher kommen sie einander.

Sie sehen sich und erkennen sich nicht.

Wehe ihnen, wenn sie sich erkennen.

* * *

Wehende Banner vor allen Herbergen. Alle Häuser mit Blumenkränzen und Teppichen geschmückt. Reichbebänderte Maibäume an den Straßenecken. Triumphpforten an den Toren. Waffenklirren, Pferdegetrappel, Befehlsrufe an allen Ecken und Enden. Trommeln, Pfeifen, Fiedeln, Trompeten, Harfen, Gesang und Gelächter in allen Schenken. Fahrende Leute jeglicher Art. Reifspringer, Schwerttänzer, Feuerschlucker, Ballspieler. Die Lahmen, die Blinden, die Krüppel, die Mißgeburten wuchern mit ihrem Elend. Dazwischen glänzende Ritter mit ihren Knappen, hoch zu Roß in rasselnden Rüstungen. Und Tag und Nacht das gleiche Geschwärme, Geschrei, Gelächter, Getrommel und Gefiedel. Die Stadt eine einzige große Trunkenheit. Nur die Wirte und ihr Gesinde schaffen. Im Schweiße ihres Angesichtes. Sonst feiert jedes Gewerbe und Gewerke.

Der Kaiser kommt.

Er kommt von Verona und will endlich nach Deutschland zurückkehren. Dreimal in der langen Zeit des Krieges hat er die Alpen überschritten. Endlich hat er die Welschen niedergerungen. Mehr als ein Jahrzehnt währte der Krieg.

Ihm und dem Frieden zu Ehren soll in der ersten deutschen Stadt ein Turnier mit großer Pracht gefeiert werden. Seit Monden sind die Boten des Grafen

Digitized by Google

von Tirol in den Landen umgegangen, zu dieser Festlichkeit einzuladen. Zahlreich sind die Meldungen zum Turnier eingelaufen. Und morgen soll es von statten gehen.

Gen Abend endlich wird das Nahen des Kaisers gemeldet.

Eine ungeheure Erregung bemächtigt sich der Stadt. Alles rennt, drückt, drängt blindlings hinaus.

Die Ritter und ihr Gefolge ordnen sich in den Häusern und Herbergen.

Trupp um Trupp ziehen sie fort.

Der Graf von Tirol an ihrer Spitze.

Und da windet sich der kaiserliche Zug das Tal entlang. Der Stadt zu. Ein blitzender Drache. Langsam. Zu langsam für die Neugier der Harrenden. Viele laufen ihm entgegen. Herolde stoßen sie mit den Lanzen zurück. Der Staub wirbelt auf und verzieht sich. Nun hält der Zug und stellt sich zum Einzug festgeordnet auf. Die Spielleute, die eine Weile innegehalten haben, beginnen aufs neue mit ohrenbetäubendem Lärm. Brausende Zurufe. Der Kaiser naht.

Ihm voraus zweihundert berittene Schildknechte, je vier und vier geordnet. Dann hundert Edelknaben in prächtigen Gewändern. Sie tragen Sperber auf den Händen. Dann ein Trupp Fanfarenbläser zu Roß. Alle in Rot gekleidet. Dann Trommler und Pfeifer in Blau. Dann zwanzig Herolde. Hinter ihnen die Ehrenwache der Ritter. Dann des Kaisers Turnierroß, prächtig aufgezäumt. Und nun der Kaiser selbst.

Er grüßt freundlich nach allen Seiten. Aber ein schwerer Ernst liegt auf seinem Antlitz.

Heut' ist Friede. Wann wird wieder Krieg sein?

Ihm folgen die Heerführer, Herzöge, Grafen, Barone in schier unübersehbarer Zahl.

Man nennt ihre Wappen und ihre Namen.

Einem der Ritter wird ein Banner vorausgetragen, das stellt auf roter Seide einen goldgestickten Falken dar, der im Auffliegen begriffen ist. Darunter in goldenen Buchstaben des Ritters Wappenspruch:

Ich wag's!

Dieser Ritter reitet ein mächtiges schwarzes Roß. Die Mähne des Rosses ist mit roten und goldenen Seidenbändern durchflochten. Eine flatternde Seidendecke, überall das Wappenbild des aufsteigenden Falken, golden auf rotem Grunde zeigend, hängt vom Sattel herab. Schlank und stolz sitzt der Ritter auf dem Gaul. Ein ärmelloser mit dem Bildnis des Falken gestickter Rock überkleidet seine goldfunkelnde Rüstung. Umgürtet ist er mit seinem wuchtigen Schwert. Die Rechte hält die mächtige Lanze. Hoch trägt er das Haupt. Der Helm mit dem die Flügel öffnenden Falken ist der Hitze und des Staubes halber ein wenig gelüftet. Ein freudiges Lächeln liegt über einem scharfgeschnittenen willensstarken Mund. Blond quillt das Haar hervor.

Zurufe begrüßen ihn. Er dankt mit einem leichten Neigen.

Es ist Adal mit dem Falken. Feldhauptmann des Kaisers.

Sein Traum ist erfüllt.

Digitized by Google

Wo ist nun die Vergangenheit? Wo ist das finstere Schloß? Wo die Schreckensnacht? Der Strick des Henkers? Das Schweifen als Bettler?

Zerstoben sind sie wie Nebel vor dem siegenden Sonnenglanz seiner Taten, seiner Herrlichkeit, seines jungen Glückes.

Und doch: ein Streifen der Nebelnacht zieht sich hinter ihm her. Sein seltsames, Aufsehen erregendes Gefolge.

Ein dicker Mann mit blassem Gesicht, in Braun gekleidet, ein mächtiges Tintenfaß am Gürtel, auf einem Maultier: Adals Schreiber und Sekretär. Sterndeuter und Wahrsager. Narre der Prophet.

Neben diesem zur einen Seite in schwarzem Sammet Ratte der Poet. Stolz und zuversichtlich. Er trägt eine große Ledertasche mit seinen neusten Liedern. Vor allem mit Liedern zum Preise seines Herrn.

Wie er so daherschreitet, eher lächerlich als ernsthaft trotz seines hochmütigen Gesichts, erregt er mehr heiteres Lächeln als das, was ihm seiner Meinung nach gebühren müßte: staunende Ehrfurcht. Aber er schaut an dem Pöbel vorbei.

Zur andern Seite geht mit lustigem, selbstzufriedenem Gesicht Hinketakt, der Fiedler. Er ist in grünen Samt gekleidet. Auch er ist erfüllt von dem Glanze seines Herrn. Aber er freut sich vor allem auf den guten Abendimbiß. Denn heute wird es hoch hergehen.

Alle drei tragen sie auf der Brust das Wappenschild ihres Herrn: den aufsteigenden Falken.

Sie sind ihm treu geblieben. Und er mochte sie nicht fortstoßen.

Er speist und tränkt und kleidet sie. Und mannigfach vergelten sie es ihm. Der Prophet mit Weisheit. Der Poet mit Versen. Und der Fiedler mit Musik.

Der Zug stockt wieder. Der Kaiser ist am Tor. Der Bürgermeister sagt sein Sprüchlein. Eine Stille. Dann ein ohrenbetäubendes Geschrei.

Der Zug bewegt sich wieder vorwärts.

Hinketakt setzt die Fiedel an. Er erhebt die Stimme. Mit dem Fuß stößt er den Takt. Eine Note zu früh. So daß ihm Ratte einen mißbilligenden Blick zuwirft. Und sie singen die alte Weise, nur gemäß dem Wechsel des Glücks mit neuen Versen aufgeputzt:

Es folgen ihm bis in den Tod
Ratte der Poet,
Hinketakt der Fiedler
Und Narre der Prophet.
Hojoh!

* * *

In einer Kammer der stattlichsten Herberge lehnte am geöffneten Fenster ein Mädchen. Sie stand so, daß sie halb hinaus und hinab auf die Straße, halb in die Kammer sah. Mit der einen Hand hielt sie einen Büschel blühender Geranien. Brennendroter üppiger Geranien, die so voll im Blühen waren, daß selbst unter dem leisesten Druck dieser zarten Mädchenfinger die Blütenblättchen abblätterten und auf den weißgescheuerten Fenstertritt wie kleine Blutstropfen hinunterfielen. Mit der andern Hand, einer schlanken, durchsichtigen, weißen Hand,

Digitized by Google

ordnete sie etwas an ihrem reichen, blauschwarz glänzenden, ihre zarte Gestalt bis zur Hüfte umflutenden Haar. Der goldene Reif mit dem großen, helleuchtenden Smaragd in der Mitte hatte sich verschoben und sie rückte ihn zurecht. Das Gebende aus feinster Lundner Seide, das er sonst zu halten bestimmt war, hatte sie der Bequemlichkeit halber abgelegt, und so floß das reiche Haar ohne Schleierumhüllung um ihr schmales, feingebildetes Antlitz. Aus diesem fast wehmütigen Gesicht sahen zwei große blaue Augen, die eine seltsame Tiefe unter leichten, nur selten durch ein höheres Aufblitzen zerrissenen Schleiern bargen. Der Mund schien in diesem blassen, nachdenklichen Antlitz alles Blut und alle Wärme des Lebens gesammelt zu haben. Sein üppiges Rot schien etwas Begehrendes, aber unendlich kindlich Begehrendes zu haben. Der holde, unbestimmbare Hauch der Kindlichkeit lag über dem ganzen Wesen wie der Duft des Morgens über junger Frühlingserde. Wie ein Kind schien sie vor dem bunten Spielzeug der Welt zu stehen, unschlüssig, was ihr am besten gefallen möge. Lichtgrüner Samt umkleidete die knospende Gestalt der kaum Sechzehnjährigen und ließ oben in viereckigem Ausschnitt den zarten Schimmer ihres feingebildeten Halses frei. Wie sie so über den glutroten Geranienbüscheln stand, halb erwartend, halb träumend den Kopf etwas gesenkt, da konnte man sich denken, ihr roter Mund sei eine vom Wind in ihr weißes Antlitz verwehte Geranienblüte.

Eben bog der Zug um die Ecke. Das Klingen und Brausen, das Stampfen und Klirren, das Dröhnen und Schreien fuhr wie eine heiße, wilde Lebenswelle daher, daß das Mädchen fast erschreckt zusammenzuckte und sich zurückbog zu ihrer Begleiterin, einer hageren knochigen älteren Frau.

Die wurde nicht müde, die Pracht des Aufzugs zu preisen, die Ritter zu nennen, soweit sie ihr als Landsleute bekannt waren, die Sprüche auf den Wappenfahnen zu lesen. Ein wahrer Rausch hatte die Alte erfaßt, und den Arm fester um des Mädchens Hüfte schlingend, war sie zugleich trunken von dem schäumenden Lebenswein, der da in so funkelnder Schale brauste, und doch zugleich voll Angst vor diesem Rausch. Voll Angst für das scheue zarte Kind ihr zur Seite, das zum erstenmal solches sah und mit halb neugierigen, halb erstaunten Augen hinabblickte auf die bunte Gasse des Lebens.

* * *

Drunten, in einen Torwinkel gedrückt, standen ein alter, erbärmlich aussehender Mann und neben ihm ein rothaariges Mädchen mit irren, wilden, flackernden Augen, nicht mehr jung. Der Alte war blind. Geblendet. Man konnte sich nichts Traurigeres denken als diese leeren Augenhöhlen, aus denen der Quell des Lichts geflossen war. Dieses runzlichte, welke Antlitz mit der Jammerschrift des Bettlerlebens darauf. Der Bart war gelb von Schmutz der Speise, den er nicht recht hinwegzuwischen vermochte. Knochig ragte die scharfe Nase zwischen den hohlen Wangen hervor. Das schüttere Haar und der schüttere Bart gaben dem alten Mann und seinem Gesicht etwas wie das Ansehen einer verwüsteten, vom Sturm und Strom überschütteten, trostlosen Gegend. Kaum noch ein Rest von einer einst edleren Bildung. So stand er schweigend mit herabgesunkenem Antlitz. Das Mädchen neben ihm hatte eine Harfe fest auf den Boden vor sich hingestemmt.

Digitized by Google

Ein halb irrer, trotziger Wille lag in den grauen, trüben Augen und um den eingekniffenen, blutlosen Mund. Es waren Spielleute, die in den Schenken herumzogen und erbärmliche Lieder sangen, bis man ihnen, um sie los zu werden, etwas Geld oder Speise gab für ihre großen, fettglänzenden Bettlertaschen, die sie umhängen hatten.

Seltsam stand dieses Elend jämmerlichsten Lebens in der vollen, reichen Pracht, die um es herwogte und an ihm vorbeizog, so unbekümmert, als gäbe es gar nicht solche Dinge. Als sei die Welt ein einziges großes Lusthaus. Und niemand, aber gar niemand müsse der Wirtin die Zeche zahlen. Dies graue Elend war auf der prächtigen Blume des Lebens einem schmutzigen Tropfen auf einer herrlichen Blüte vergleichbar. Dieser einzige häßliche Tropfen stört und schreckt den Beschauer, denn er denkt an den Kot, in dem die Blütenblätter treiben werden — wer weiß wann? Wie bald?

Indessen war der Zug so weit vorgedrungen, daß auch Adal und seine wunderliche Gefolgschaft in die Nähe des Fensters kamen. Die ganze Zeit her hatten sie aus allen Häusern Blumen geworfen. Nun war der Vorrat für eine Weile verbraucht. Und als nun Adal an dem Haus mit den blutroten Geranien und dem schönen, blassen, blauäugigen Mädchen vorbeiritt, stolz und schlank, vergleichbar dem Falken auf seinem Banner, der trunken in die blaue Luft hinaufstößt, die stolze, kühne, prahlende Jugend selbst, da bewegte es des Mädchens Herz, daß dieser Ritter, der sie der schlankste und stolzeste dünkte, keine Blumen haben sollte. Sie griff in ihrer kindlichen Weise mit den zarten Händen in die Geranienbüschel hinein und streute einen Blutregen glühender Blüten hinab. Adal sah mit einer raschen Bewegung auf. Sein Helmsturz fiel ihm zurück. Wetterbraun ein kühnes, sieghaftes Antlitz. Die scharfen blauen Augen übermütig, voll Glut des Lebens. Blond das Ringelhaar in reicher Flut herab. Da gellte ein Schrei von der Straße unten. Das Harfenmädchen hatte aufgeschrien, als Adals Helmsturz herabgefallen und sein Antlitz freigeworden war. Krampfhaft mit bebenden Händen die Harfe umklammernd starrte sie mit weitaufgerissenen Augen auf Adal. Erstaunt wandte man sich nach ihr um, und einer der Waibel, die zur Ordnung der Menge aufgestellt waren, gab der Urheberin des Schreies einen derben Stoß mit seinem Amtsstab, daß sie zurücktaumelte. Adals Roß, von dem gellen Schrei erschreckt, stieg hoch und wäre in die Menge hineingebrochen. Aber sein Herr hielt es mit eiserner Kraft. In diesem Augenblick sahen zwei Augenpaare tief ineinander hinein. Das eine des Mädchens voll süßer Angst und doch leuchtend von Freude ob der jungen Mannheit da unten. Das andere mit dem heißen, sengenden Strahl des Eroberers und zugleich voller scheuer Huldigung vor so viel zarter, lichter Schönheit.

Es war ein Augenblick.

Das Mädchen im Fenster war errötend zurückgetreten. Adal brachte seinen Helm in Ordnung. Der Gaul fiel in den alten Gang. Der Zug schob sich weiter. An der Ecke sah sich Adal noch einmal um. Aber das schöne Mädchen sah nicht mehr heraus.

Hinter der Harfe zusammengebrochen von dem harten Stoß kauerte das Bettelweib unten auf der Straße. Noch starrte sie mit weitaufgerissenen wirren Augen vor sich hin.

Digitized by Google

Der Zug war zu Ende. Die Menge hatte sich verlaufen.

Ungeduldig zog der Alte seine Begleiterin an der Hand. Da erhob sie sich aus ihrem Starren.

Es war etwas vom Schicksal in diesen beiden Menschen, die da zerlumpt, gestoßen, verachtet dahinwankten. Von dem blinden und doch sehenden, tastenden und doch so grausam sicher sein Ziel findenden Schicksal, das täppisch und weise zugleich ist.

* * *

Der Tag war heiß und staubig. Der Marsch lang. Der weiße Terlaner, der rote Veltelliner, der feurige Lebenberger, sie fließen in Strömen. Die Köpfe werden rot, die Zungen scharf. Die Würfel poltern auf dem Tisch. Ein Kauderwelsch von Deutsch und Italienisch durcheinander. Da hat einer seine Kanne umgestürzt. Im Einschlafen. Der rote Wein fließt ihm über die Hände, als käme er eben vom Schlachtfeld. Ein anderer hat ein Mädchen auf dem Schoß. Sie kraut in seinen Haaren, und der Fant sieht nicht, daß ihm der Bruder des Mädchens aus dem Beutel, den er neben sich gestellt hat, zur Berichtigung seiner Zeche, Goldstück um Goldstück stiehlt. Aus einem Zinnbecher gießt das Mädchen dem Halbtrunkenen Wein über den Kopf. Er flucht und lacht und reibt sich die Augen.

In der Ecke gegen den Hof zu in einem Winkel des Wirtshauses „Zum goldenen Schlüssel" sitzen für sich die drei: Ratte, Hinketakt und Narre. Als Gefolge eines edlen und hochmögenden Herrn, wie Adal es geworden ist, werden sie vom Wirt mit allem gebührenden Respekt geehrt und bedient. Es ist ein dicker, gutmütiger, leichtgläubiger Mann mit einer Glatze. Seine Augen, klein und ewig blinzelnd, sind voll Neubegier. Und die drei da sind die richtigen Leute, sie zu stillen. Es gibt nichts Ungeheuerliches, das sie nicht erzählen.

„Und in Rom wart ihr auch?"

„In Rom? Ihr fragt?"

„Und habt ihr den Papst gesehen?"

„Wir? Ihr Herren, wir hätten den Papst nicht gesehen!"

Alle drei sehen den Schlüsselwirt nun so erstaunt an, daß dieser ganz verwirrt von einem zum andern schaut.

Ratte ist im Zug.

„Es ist nun Zeit, daß ich von unserm Freund, dem Propheten, erzähle. Wie er im Vatikan empfangen worden ist und wie er dem Papst das Horoskop gestellt hat. Natürlich hat da unser Herr, unser trefflicher Herr die Hand im Spiel gehabt. Sitzen wir eines Tags in der Kneipe und knöcheln, da kommt eine sechsspännige Kutsche den Berg heraufgefahren. Ihr wißt ja, daß Rom auf sieben Bergen gebaut ist. Kein Vergnügen, da immer herauf- und herunterzulaufen. Also eine Kutsche kommt. Ganz aus Glas oder vielmehr Kristall. Und sechs milchweiße Gäule davor. Und Hatschiere und Läufer. Und ein Kutscher darauf, noch dicker als Narre der Prophet, aber ein Neger. Ein Geschenk, das der türkische Großherr dem Papst gemacht hat. Des Großherren Leibkutscher, und er hat sich schwer von ihm getrennt. Also: die Kutsche hält. Wir ans Fenster. Einer kommt mit vielen Bücklingen herein. Ob wir des Grafen Adal Leute seien? Ei jawohl, und er kann

Digitized by Google

sich glücklich schätzen, so treffliche Kerle gefunden zu haben. Da hättet ihr einmal sehen sollen! Wie der Kerl einen Bückling gemacht hat, so tief, bis er schier die Nasenspitze nimmer vom Boden bringen kunnt, und gesagt hat: einen schönen Gruß von Seiner Heiligkeit, und Seine Heiligkeit ließen Narre den Propheten bitten, doch ja gleich in den Palast zu kommen und ihm das Horoskop zu stellen. Es seien gar wichtige Dinge unterwegs, und der Papst habe nun einmal zu gar niemanden Vertrauen als zu Narre dem Propheten. Das war nämlich, weil die Florentiner Siena belagerten und die Venetianer Siena entsetzen wollten, was der Papst durchaus um keinen Preis haben wollte, weil er mit den Florentinern einen Bündnisvertrag abgeschlossen hatte. Narre der Prophet sagte: er habe jetzt zwar keine rechte Lust. Aber er wolle es gleichwohl tun. Nur müßten seine Brüder auch mit ihm, da sie alles gemeinsam unternähmen. Ob das so sein müsse und nicht anders sein könne? Nein, das könne nun einmal ganz und gar nicht anders sein. Da hättet Ihr sehen sollen, wie der Kerl einen Bückling machte und wir in die Kutsche einstiegen und durch ganz Rom fuhren, daß sie nur so guckten! Und wie wir erst in den Palast Seiner Heiligkeit kamen! An die zwanzigtausend Pfaffen und Kardinäle, alle in Sammet und Seide. Und die Hatschiere! Und die Nobelgarde! Kann Euch sagen, daß keiner da zur Türe hereingekommen wäre, so Kerle waren das! Im allerletzten Gemach, das nebenbei von lauter Gold, Elfenbein und Marmor war, saßen Seine Heiligkeit auf einem alabasternen Thron. Und er winkte uns sogleich und sagte: ‚Ich sehe schon, wer Narre der Prophet ist. Ich seh' es an seinem Blick. Und er hat, fürwahr, auch treffliche Genossen.'"

„Hat er das gesagt?"

„Ob er das gesagt hat! Und damit wollte er von Narre dem Propheten das Horoskop gestellt haben. Und alle die Pfaffen sind herzugedrängt, und war ein Gucken, und der Heilige Vater war ganz blaß, was da wohl herauskommen möge. Aber Narre der Prophet ..."

In diesem Augenblick klopft es an die vordere Türe, die der Wirt vor einer Weile einem übel Betrunkenen verriegelt hatte.

Und zugleich ertönt aus der vorderen Stube Geschrei nach dem Wirt und Geklapper und Aufstoßen der Zinnkrüge.

„Wie dumm!" sagt der Wirt aufstehend.

Als er ihnen den Rücken gekehrt hat, pfeift Ratte und sieht Narre den Propheten mit lachenden Augen an.

Der nimmt einen tiefen Schluck. Halb herablassend, halb anerkennend ist seine Miene.

„Es wäre noch besser gekommen. Wenn ich ihm erst die Geschichte von der schönen Herzogstochter erzählt hätte!"

Der Wirt hat die vordere Pforte aufgetan, und herein traten, vom Hallo der Gäste begrüßt, der Alte und die Harfnerin. Von seiner Begleiterin geführt, tappt er zu einer Bank. Die Harfnerin setzt sich neben ihn und schaut mit ihren halb scheuen, halb trotzigen Augen um sich. Der Wirt sieht sie mit scheelen Augen an, mag sie aber der Gäste halber, die eine Kurzweil wünschen, nicht hinausweisen.

Die fangen auch gleich mit groben Späßen an.

Digitized by Google

„Da kommt der König Salomo mit der Harfe!“

„Er ist gewiß des Kaisers Leibsänger.“

„Seine Majestät haben ihm auch einen über die Maßen feinen Leibrock geschenkt.“

„Sechserlei Tuch, und alles vom besten.“

„Na so spiel auf, Mädel! Es geht um eine Kanne Wein! Die neuesten Lieder wollen wir hören!“

„Da wirst du dein Wunder erleben. Sehen grad aus, als ob sie was könnten!“

„Na, zur guten Nacht können sie einem immer noch was heulen.“

So geht es an den Tischen hin und her.

Die Harfnerin sieht mit leeren Augen vor sich hin. Sie greift ein paar Akkorde und beginnt mit ihrer heiseren Stimme ein Lied, in das der Alte ab und zu einfällt:

Es war ein Markgraf über dem Rhein,
der hat drei schöne Töchterlein.
Zwei Töchterlein früh heiraten weg.
Die Dritt' hat ihn ins Grab gelegt.
Dann geht sie singen vor Schwesters Tür:
Ach braucht man keine Dienstmagd hier?

Deine Hände sind mir viel zu fein.
Du kannst ja keine Dienstmagd sein . . .

Aber schon erhebt sich Gelärm. Andere Lieder wollen sie hören. Von Blut und Beute. Von Schlacht und Sieg.

Der Alte schüttelt den Kopf. Und nun beginnt das Mädchen ein leichtfertiges Lied. Aber es kommt ihr nicht von Herzen.

Bald kümmert sich niemand mehr um die Sänger.

Hinketakt der Fiedler hat sie eine Weile betrachtet. Dann hat er den Wirt hergewinkt. Eine Kanne Wein soll er ihnen bringen.

Der Alte trinkt mit einem tiefen Zug. Die Harfnerin schickt einen Blick herüber, scheu und dankbar. So wie es die gehetzten Hunde tun, wenn man ihnen einen Brocken zuwirft.

Den Wirt hat die Neugierde nicht ruhen lassen. Er setzt sich wieder zu den dreien.

Und Ratte fährt fort in seiner Geschichte und erzählt Wunderdinge, wie sie dann bewirtet worden und in der Glaskutsche wieder heimgefahren sind.

Nun will der Wirt auch von ihrem Herrn wissen. Wo er herstamme. Wie er es zu dem hohen Posten gebracht habe.

Der Wein hat die dreie schon etwas trunken gemacht. Hinketakt besonders, der den ganzen Abend Vergleiche zwischen dem Terlaner und dem Lebenberger angestellt hat.

Und so trunken lallt er auf die Frage des Wirtes, da auch er ihn in Erstaunen setzen will:

„Wo er herstammt? Vom Rabenstein — im Totenschrein —“

Vor Jahren hatte er Adal als Knaben manchmal diese Worte murmeln

Digitized by Google

hören, wenn er schlafend neben ihm lag. Hatte sie vergessen. Und nun in dieser Nacht, wie gerufen von der Stunde, sind sie aus seinem Munde gesprungen.

Narre der Prophet gibt ihm einen Tritt unterm Tisch. Ratte mit dem Ellenbogen einen Stoß in die Seite. Und der Wirt schaut ihn verständnislos an.

Die Harfnerin aber ist bei den Worten Hinketakts aufgefahren. Die Augen weit aufgerissen wie des Nachmittags.

Dann ist sie wieder in sich zurückgefallen, scheu um sich blickend, ob man ihr Gebaren beobachtet habe.

Der Wirt steht noch immer und starrt.

Da bricht Ratte in ein Gelächter aus.

Nun denkt der Wirt, daß man ihn habe foppen wollen.

„Ihr seid Spaßvögel und nasse Gesellen!" sagt er halb lachend, halb zornig.

Und damit geht er.

Hinketakt kraut sich hinter den Ohren. Er ist nüchtern geworden.

„Weiß der Henker, wie mir das dumme Wort in den Sinn gekommen ist!"

Ratte hatte dieweil den Alten näher betrachtet. So viele abgerissene Gesellen er schon gesehen hat, dieser dünkt ihn der erbärmlichste von allen. Er möchte wissen, warum der Alte sein Augenlicht eingebüßt hat.

„He, Alter!"

Der erwidert nicht, wie versunken in die Tiefe seiner Erbärmlichkeit. Die Harfnerin schüttelt seine Hand, die schlaff und runzlicht auf seinem Knie liegt. Sie schüttelt ihn wach aus seinem stumpfen Brüten.

„He, Alter! Woher des Wegs?" fragt Ratte wieder. Vielleicht findet er hier ein Begebnis, würdig eines neues Liedes.

„Woher?" erwidert der langsam mit heiserer Stimme. „Woher?

Aus der Schuld ins Elend! Gott gnad uns die Schuld! Das Elend wollen wir tragen."

„Possen!" ruft Ratte ungeduldig. „Derlei kann jeder sagen. Was Ihr für eine Menschenkreatur seid und was Ihr für eine Geschichte habt, möcht' ich wissen. Und dann soll's auf zwei drei Kannen Wein nicht ankommen."

„Menschenkreatur?

Ein Vieh! Ein Hund. Lasset mich zufrieden!"

Und das Gesicht des Alten zeigt einen so störrischen Entschluß, nichts mehr zu sagen, daß Ratte nicht weiter in ihn eindringt. Er kennt diese Art von Menschen.

„Und du, Mädel, bist seine Tochter?"

„Ja und nein!"

„Ja und nein! Wenn und aber! Zweifelhafte Kost. Davon wird man nicht satt."

Die Harfnerin sieht ihn lauernd an.

„Wißt Ihr nicht, wie's auf der Landstraße geht? Heute findet man den. Morgen den. Haben uns brauchen können. All' beid. Er mich. Ich ihn. Wandern und suchen. Was? Das Glück nicht! Das könnt Ihr sehen. Wandern und suchen. Etwas, das wir verloren haben."

Sie lacht.

Digitized by Google

„Könnt Ihr es uns finden?“

„Freche Hexe! Da! Du hast ein loses Maul! Aber ich liebe derlei!“

„Schön Dank!“

Die Harfnerin steckt das Geldstück ein. Sie wiegt das Haupt und sagt listig: „Erzählt uns Eure Geschichte, so sollt Ihr unsere haben.“

„Das wär' ein Tausch! Du bist nicht gescheit! Wir bieten unsere Geschichten nicht um Heller und Batzen oder einen Trunk Wein.

Also, wo kommt ihr her? Was ist's mit euch?“

Das Mädel gefällt ihm in ihrer kecken Art. Und er kneift sie in die braune Wange.

Aber er fährt mit einem leisen Schrei zurück. Sie hat ihn wie eine Natter in die Hand gebissen.

Dennoch lacht er. Er wird noch bekannter mit ihr werden.

Sie schaut ihn mit den grauen Augen spöttisch an.

„Wo wir hergekommen sind?

Aus der Hecke
am Weg.
Durch den Wald
übern Steg.
Am Henker
vorbei.
Ins ewige
dumme Einerlei.“

„Holla, Alter!“ ruft ein Gast, den es schläfert. „Sing uns den Abendsegen! Was anderes kannst du doch nicht!“

Der fährt aus seinem Brüten auf. Mit eintöniger Stimme beginnt er heiser ein Lied.

Er singt lange noch fort. Und niemand hört auf ihn.

Der Wirt hat sich wieder zu den dreien gesetzt. Die Neugier läßt ihn nicht ruhen.

Von den Taten ihres Herrn will er wissen.

Da stimmt Ratte, der Poet, ein Lied an, das er auf Adal und seine Kämpfe und Siege gedichtet hat.

Bald lauschen die anderen und fallen ein. Sie kennen die Weise. Die ganze Schenke singt das Lied. Ratte ist auf den Tisch gesprungen und schlägt und stampft trunkenen Auges den Takt. Der Fiedler geigt, daß die Saiten platzen. Weit in die Nacht hinaus durch die offenen Fenster tönt das Lied von Adal mit dem Falken.

Da hat der Alte das Haupt erhoben und aufgehorcht. Seine Brust arbeitet heftig. Er tastet mit den Händen vor sich hin. Er tut ungeschickte Schritte auf den Tisch der Dreie zu. In den verhallenden Lärm des Liedes tönen Laute von seinen welken Lippen, die niemand versteht. Ringende qualvolle Laute. Nun fällt seine Hand schwer auf die Schulter Hinketakts. Sie hat noch etwas von dem eisernen Griff der vergangenen Tage. Der springt auf. Der Wirt tritt dazwischen. Aber der Alte läßt Hinketakt nicht frei.

Digitized by Google

„Wer .... Wer ....“ stammelt er.

„Gott steh' mir bei!“ ruft Hinketakt. „Der Kerl ist betrunken.“

„Oder verrückt.“

„Schmeißt den Unflat auf die Gasse.“

Man faßt den Alten. Die Harfnerin wirft sich dazwischen. Man drängt und stößt die beiden zu der geöffneten Türe. Dort stehen zwei Stadtwaibel, die auf den Lärm hereingetreten sind.

Der eine erkennt die Harfnerin wieder, die des Nachmittags durch ihr Schreien den Einzug des Kaisers gestört hatte.

„Warte nur, du Pack!“ murmelt er. „Mußt du überall deinen Unfug treiben!“

Er greift den Alten am Genick und stürzt ihn zu Boden. Man hält ihm die verzweifelnd sich wehrenden Hände. Man bindet ihn. Man bindet auch die Harfnerin, die wild um sich schlägt. Und da sie unaufhörlich in den Lärm hineinschreit: Lasset ihn! Lasset ihn! fährt ihr einer der Büttel mit dem Knebel in den Mund. Ihre Worte ersticken. Man schleppt sie fort. Die Harfe wirft man ihnen nach. Mit einem schrillen Mißklang zerschellt sie auf der Gasse.

Ungesprochen bleiben die Worte der Harfnerin:

Habt Erbarmen! Es ist sein Vater!

(Fortsetzung folgt)

Der Reisekamerad

Von

Laurenz Kiesgen

Ein Vagabund mit wunden Füßen,
Zersplissen, mit verwergtem Bart,
Trat, mein Alleinsein zu versüßen,
Zu mir auf einer Wanderfahrt.

Es schlenkerten die braunen Hände
Nachlässig einen Schlehendorn.
Des spitzen Näsleins Kupferende
Glühte als Wegewart nach vorn.

Und Augen hatt' der Bursch! Ja, treuer
Begrüßt kein Hundesaug' dich so;
Die sahen in das goldne Feuer
Des Sommermorgens kinderfroh.

Wir sprachen kaum ein Dutzend Worte
Und summten leise unsern Drang,
Der aus dem übervollen Horte
Des Herzens über die Lippe sprang.

Dann lagen wir am duft'gen Hange
Und hörten, was der Wald gerauscht,
Und haben selig stundenlange
Zwiesprache ohne Wort getauscht.

Und schauten pfiffig nach dem Blitzen
Des Helmes, der im Tal gedroht,
Und würzten mit verwegnen Witzen
Den Weinschluck und den Bissen Brot.

Dann schritten wir die Straße weiter
Und tranken Herz und Seel' gesund,
Erstiegen just die Jakobsleiter,
Ein Dichterlein, ein Vagabund. . .

Bis ich — es lag mir doch im Magen,
Daß mein Kumpan so schäbig war —
Begann nach allerlei zu fragen,
Nach Ziel und Herkunft, Nam' und Jahr;

Bis, halb vor Mitleid, halb im Zorne,
Ich sprach von Arbeit, Pflicht und Halt:
Da griff er fester nach dem Dorne
Und hinkte pfeifend in den Wald.

Digitized by Google

Vom Gottsuchen der Völker

Von

Ludwig Fahrenkrog

Ehe noch ein Ding war, war Gott.

Ehe aber Gott war — war —?

Gott war immer: denn aus nichts wird nichts. Was aber ist Gott? Gott ist ein Wort. Wie ja, yes, si, qui Worte sind, so sind Allah, Gott, Brahma, Wodan Worte. Verschiedenste Laute können dasselbe besagen. Menschen reden in ihrer Muttersprache und meinen doch oft dasselbe, nämlich: ja oder Gott.

Wer aber oder was ist Gott?

Ist Gott ein Mensch mit menschlichem Bewußtsein? Eine Gestalt, von Menschenhirn ersonnen und geprägt?

Unsere Vorstellung, die wir von Gott haben, ist nicht notwendigerweise richtig.

Willst du Gott umspannen?

Gott umspannt dein Hirn — nicht dein Hirn Gott.

* * *

Ehe aber noch ein Ding war, war Gott. Und Gott ließ das Weltall aus sich erstehen. (Gott schuf die Welt aus nichts, kann nur heißen: aus sich: d. i. aus keinem Dinge außer ihm.) So ist Gott aller Dinge Urgrund und Sein und nur so — alles in allem.

Darum auch sucht alles Wesen seinen Ursprung und sehnt sich nach Gott.

Gott will zu sich selber.

Ewigkeit in dir, Ewigkeiten um dich, so wanderst du, Unendlicher, zu dir selber. Unnennbarer Nacht entglommen, sehnt sich dein Tag in jene träumenden Gefilde — nach deiner Ruhe Mutterland.

* * *

Ehe noch ein Ding seine Form fand, war Gott. Gott war — und nichts außer ihm.

Digitized by Google

War's Rhythmus oder Melodie, war's Andacht, Schauer oder Grausen? — Ein Furchtbares! — Der Träger zukünftiger Welten allein und nichts außer ihm.

Urnachtstille fürchterlich, soweit der ragende Wille des Welterregers schlug. Wort und Bewegung verschlang das Nichtsein, umschlang Vernichtung.

Das dem Urheber entwanderte Wort versank — irgendwohin. Kein Echo brachte den Ton zurück. Kein Ding war Widerstand dem Worte. Kein Spiegel gab ein Bild dem Urbild wieder.

Und Gott redete zu sich selber: „Wo komm' ich her? Wo geh' ich hin? — Wie bin ich Leben worden, da sonst nur Tod — Nacht — — Nichts ist?!" — Geworden?

Spricht Gott also? Mußte Gott also reden, oder reden wir Gewordenen nicht alle also: „Wo komm' ich her — wo geh' ich hin? Wie bin ich zum Leben eingegangen?" Oder spricht Gott aus und durch uns? W ä r e n wir, s i n d wir nicht alle Organe Gottes, d i e er nicht nur will, sondern auch d u r c h w e l c h e er etwas will? Erwählte sich Gott uns: Organe, um wahrzunehmen, um zu wissen? Ein Spiegel seines Selbst, um sich zu erkennen? Und setzte er nicht ein „Außer sich", um sich in diesem wiederzufinden? Ein Echo seinem Worte. Und hallte nun nicht die alte Gottesfrage aus dem Echo wieder: „Wo geh' ich hin? Wo komm' ich her?"

Gott fragt und entsendet unzählbare Organe in Welt und Aberwelt, um Antwort zu wissen, und ward Mensch und Erdenbewußtsein in uns, und in uns fernen fremden Welten, in uns fremden Wesen ein uns fremder Frager nach ihm selber.

Wer bist du, Heiliger, Großer, Allesumschließer, Allesdurchdringer? Wer bin ich?

Namen nennen dich nicht, aber wie das Kind nicht Name noch Beweis für die Mutter — für s e i n e Mutter braucht (kann es doch nicht von sich selber weichen), so brauchen wir keinen Gottesbeweis.

Die Allseele ist i n uns, und wie die Liebe der Mutter nicht abhängig ist von dem Verständnis des Kindes für ihre Liebe, und wie das Einssein von Ursache und Wirkung: Mutter und Kind niemals gewandelt wird durch des Kindes Nichterkennen, so ist auch alles Wesen e i n e s mit dem All-Wesen und auch ich bin nichts anderes als ein Teil der Allseele — besondert zu meinem Menschenbilde.

* * *

Ich: Mensch und Gott — Gottmensch.

Jesus sprach: Ich und der Vater sind eins. Es ist letzte und höchste religiöse Erkenntnis: Gott in sich: das Himmelreich in sich finden.

Aufgehen in Gott! Gott erkennen als Seele aller Seelen. Das Ich und das Du erkennen als Teile der einen, großen Weltenseele.

Darum bin ich auch der andere.

In der höchsten, reinsten Gotteserkenntnis liegt auch das Gesetz unseres sittlichen Verhaltens zur Umwelt. Darum auch geht Hand in Hand mit der Verehrung Gottes bei den Völkern die Lösung des sittlichen Problems.

* * *

Digitized by Google

Wir finden in dem Werke von Wilhelm Schwaner „Vom Gottsuchen der Völker“ (Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee) in gedrängter Kürze den Nachweis vom rechtschaffenen Ringen und sehnsüchtigen Suchen aller Völker nach Gott. Das Gewand ihres anschaulichen Denkens mag uns dort oder da anmuten wie ihr leibliches Gewand, der Kern der Anschauung, die Aufrichtigkeit der Empfindung und des Erlebens aber ist eben so wenig zu umzweifeln als unser Suchen und Sehnen nach Gott. Das Werk mag viel Vorurteil wider die „Heiden“ bannen und Gott als den Allesdurchdringer predigen. Mindestens aber diese Perlen aus den heiligen Schriften aller Zeiten sollte jeder Gottsucher kennen. Schwaners Werk ist gewiß auch ein wahres Buch: der Weisheit und der Schönheit.

Ich will es insonderheit auch für die Jugend warm empfehlen, und das wird dem Herausgeber der beste Dank sein, wenn das Werk als echte Volkserziehertat verstanden und gewürdigt wird.

Was wir brauchen, ist weite Schaue.

Der neue Mensch

Von

Karl Ernst Knodt

Ist in eines Menschen Seele das Schauen erwacht,
Das neue, das Künftiges sucht:
Bald wird's eine weithin weckende Macht,
Der die tumbe Menge erst flucht.

Zielsicher fährt der schweigende Geist,
Der im dunklen Waldland gehaust,
Durchs Leben wie Sturm, der Dämme zerreißt,
So daß es die Starken selbst graust.

Doch die Starken erstarken. Es wächst der Mut.
Ihre Augen schimmern im Schein
Der neuen Schönheit. Es blüht ihr Blut.
Wie Lenz braust die Zukunft herein.

Und das alles bewirkt die Gegenwart
Des einen, der weiter gesehn
Als die andern, — des Menschen von neuer Art!
— — — — — — — — — — — —
Wer könnte ihm widerstehn?

Digitized by Google

Kindergeschichten

Von

Toni Harten-Hoenke

Blondzöpfchens Geburtstag ist heute. Die weiße Wintersonne scheint so lustig ins Wohnzimmer, als hätte auch sie ihre Freude am Geburtstagstisch, vor dem Klein-Freya mit still-glückseligen Augen auf ihrem neuen Kinderstühlchen sitzt, die neue Puppe sorgsam auf dem Schoß. Im Wohnzimmer steht der Geburtstagstisch, denn die Kinderstube ist heute ein gänzlich unwürdiges, mißachtetes Lokal, gilt doch für alle Festtage der geheiligte Brauch, daß das ganze Haus als Kinderstube in Anspruch genommen werden darf. Und so sieht es mit Mutters sonst ängstlich gehüteter Zimmerordnung heute nicht zum besten aus. Kaum daß sie für sich selbst noch den Platz an ihrem Schreibtisch rettet, um dort ungefährdet verweilen zu können! Doch rettet sie ihn und benutzt eben noch das Weilchen vor Tisch, um einen Brief zu schreiben. Lange Zeit wird sie nicht mehr dazu haben, denn bald muß ihre Älteste, die nun schon über ein halbes Jahr zur Schule geht, erscheinen, und dann wird es für diesen Tag endgültig mit der Ruhe vorbei sein.

Klein-Freya, die Fünfjährige, verhält sich für den Augenblick merkwürdig still. Mutter wirft schnell einmal einen Seitenblick zu ihr hinüber, und gleich noch einen, weil das Bildchen, das sich ihr bietet, doch gar zu lieblich ist. Mit vor Glück und Eifer geröteten Wangen lehnt sich das Kind in seinem hochwandigen Korbstühlchen zurück. Einer der langen blonden Zöpfe hängt ihm über die Schulter, und gedankenvoll schauen die großen blauen Augen bald auf die schwarzlockige Puppe, die die runden Ärmchen umfangen halten, bald auf ein anderes Puppenkind, das an der gegenüberliegenden Seite des Geburtstagstisches auf Schwester Inges Kinderstuhl seiner kleinen Mutter zu warten scheint. Dieses andere Puppenkind ist blondhaarig und blauäugig und ist ebenfalls erst heute angekommen als Gabe eines besonders guten Onkels, der es niemals übers Herz bringen würde, das jeweilige Nichtgeburtstagskind leer ausgehen zu lassen. Das wissen die Kinder auch schon ganz genau und freuen sich so sehr dazu, daß Mutter — gewiß aus einem leisen Gefühl von Eifersucht auf die Liebeserfolge des Onkels! — die Mode mitmacht und ihrerseits auch stets eine Kleinigkeit für das Nichtgeburtstagskind mit auf den Tisch legt. Vater sagt zwar, das seien keine richtigen Erziehungsmethoden;

Digitized by Google

aber seine Augen lächeln dabei, und im Grunde ist er froh, daß andere Leute seine beiden Mädel ein wenig v e r ziehen, sonst würde er's am Ende gar selbst tun. Jetzt hat er das nicht nötig, sondern kann in gehöriger Weise Respektsperson bleiben.

So denkt die Gattin voll inneren Frohmuts, und das Briefschreiben will heute nicht gedeihen. Immer wieder muß sie zu dem Kind hinüberschauen und wundert sich dann doch allmählich über die Versonnenheit ihres kleinen „Hüpfers" oder „Quecksilbermatzes" oder wie Blondzöpfchen sonst noch heißt. Es dauert indes nicht lange, und das Rätsel der Stille soll sich ihr lösen.

„Mutter —", beginnt Klein-Freya zögernd.

„Ja?"

„Mutter, Inges neue Puppe ist doch ein bißchen hübscher als meine, nicht?"

„Hübscher? Wie meinst du das? Die beiden sind doch ganz gleich; gleich groß, haben gleiche Kleider an —"

„Ja, aber Inges ist blond und hat ein blaues Kleid, und meine ist schwarz und hat ein rotes Kleid —"

„Nun ja. Ihr Kinder seid ja auch darin verschieden und tragt verschiedene Farben."

Pause. Mutter schreibt weiter.

„Mutter — —"

„Ja?"

„Mutter —"

„Ja?"

Aber Mutter muß sich erst völlig umwenden und damit die Beruhigung geben, daß sie wirklich und genau achtgibt.

„Mutter, i ch hab' doch blondes Haar, und Inge hat dunkles. Dann muß i ch doch auch das blonde Kind haben und Inge das schwarze, sonst paßt es ja gar nicht."

„So?" Mutter lächelt. „Also du magst kein dunkles Kind haben? Dann kannst du ja mit Inge tauschen."

Klein-Freyas Antlitz strahlt auf. „O ja! Das kann ich!"

Mutter jedoch wird ernst. „Ob Inge aber auch tauschen wird? Was meinst du?"

„O, Inge! Inge kann doch auch kein helles Kind brauchen; sie ist ja so dunkel!"

„Hm —", macht Mutter und schaut Klein-Freya prüfend an, „dann müßte ich dich nur auch lieber vertauschen, denn Mutter ist ja grade so schwarz wie Inge, und blonde Kinder wie Freya passen schlecht zu ihr."

Blondzöpfchen reißt die Äuglein auf und starrt Mutter an. Die aber kehrt sich ruhig um und schreibt weiter, tut wenigstens so, sieht aber bald verstohlen nach, was das Kind treibt. Das sitzt ganz still und steif da mit hochrotem Gesichtchen und dicken Tränen in den Augen, die Puppe jetzt fest an die kleine Brust gepreßt. So etwas kann Mutter doch nicht lange ansehen. Sie klappt die Schreibmappe zu und steht auf.

„Nun, Freya?"

Das Kind schluckt und würgt, bis es hervorbringt: „Ich will nicht tauschen. Ich will die Puppe behalten."

Digitized by Google

„Siehst du! Du möchtest auch nicht haben, wenn Mutter d i c h vertauschte, nicht? Oder was würdest du wohl sagen, wenn Mutter ihre Freya gar nicht lieb hätte, nur weil sie blonde Haare und blaue Augen hat? Oder weil sie vielleicht nicht ganz so hübsch wäre wie Inge?"

Stummes Kopfschütteln, Schlucken und Würgen.

„Wirst du denn nun die neue Puppe grade so liebhaben wie alle deine blonden Kinder? Grade wie Mutter dich ebenso liebhat wie Inge?"

Schluchzend: „Ja—a—a —"

Mutter kniet schon neben dem Stühlchen, umfängt Kind und Puppenkind und läßt den nunmehr folgenden Tränenstrom an ihrer Brust ausfließen.

Als eben die Äuglein getrocknet sind, kommt das Älteste, das „große Schulmädel" heim. Ohne sich auszuziehen, ohne Büchertasche und Frühstückskorb fortzulegen, wie es sich am gewöhnlichen Tag gehört, stürmt es ins Zimmer, bleibt aber sofort betreten stehen.

„Warum hat Freya geweint?"

„Das erzählen wir dir später, wenn du dich ausgezogen hast", lächelt Mutter, schiebt die „Große" wieder zur Tür hinaus und hat eifrig mit der Kleinen zu tuscheln, bis Inge von neuem erscheint.

„Was meinst du, Inge, möchtest du wohl deine neue Puppe mit Freyas vertauschen?"

„Ich? Meine neue Puppe? Mit Freyas? Nein!" Und mit ihrer stets entschlossenen Energie reißt Inge ihre Puppe an sich, bereit, sie bis aufs äußerste zu verteidigen.

„Aber warum denn nicht, Kind? Wir hatten gedacht, daß deine Puppe viel zu blond für dich sei; findest du das nicht? Sie paßt ja gar nicht zu der dunklen Inge — —"

Freya ist inzwischen feuerrot geworden, aber Mutter blinzelt ihr beruhigend zu. Inge indes schaut von einem zum anderen, stutzt und sieht ihre Puppe an von oben bis unten; das ist ein ernster, inhaltschwerer Blick. Dann schüttelt sie den dunklen Lockenkopf.

„Nein, Mutter," sagt sie, „ich tausch' nicht. Wenn man mal ein Kind h a t, dann hat man es. Und dann hat man es doch auch lieb, nicht?" Und wieder mit dem schwerernsten Blick, der dem Kind oft eigen ist, sieht es die Mutter an: „Würdest d u m i c h vertauschen, Mutter?"

Jetzt muß wahrhaftig Mutter schlucken, und sie kann nur grade eben ein „Nein" herausbringen und beide Kleinen an ihr Herz drücken, als zum Glück Vater hereinkommt und die Stimmung schnell und gründlich in andere Bahnen lenkt durch die Behauptung, der Geburtstagskuchen da auf dem Tisch sei gar kein richtiger Kuchen, sondern braune Pappe oder gebackener Sand, welche ketzerische Ansicht mit großer Entrüstung zurückgewiesen wird, worauf beide streitenden Parteien, Mutters Sträuben zum Trotz, darauf dringen, daß der Kuchen noch jetzt, kurz vor Tisch, angeschnitten werde, um den Inhalt der knusperigen Form jedem Zweifler klarzulegen.

* * *

Digitized by Google

Der Geburtstag ist längst vorüber. Klein-Freya aber behält eine besondere, eine Art gerührter Zärtlichkeit für ihr dunkles Puppenkind, als wollte sie ihm immer wieder die Versicherung geben, daß es ihr ganz und ganz gewiß nicht weniger lieb sei denn seine blonden Geschwister, und als Weihnachten herannaht und etwa vierzehn Tage vorher die große Frage erörtert wird, wer von den Puppen daheim beim Mütterchen bleiben dürfe — alle Kinder nämlich, außer einem einzigen, gehen für die Zeit vor dem Fest zum Weihnachtsmann, um bei gutem Betragen der Mütter erfrischt und verschönt am heiligen Abend zurückzukehren —, als also die schwerwiegende Frage nach jenem einen, zum Trost der Mutter daheim bleibenden Puppenkinde von Schwester Inge mit dem Entscheid beantwortet wird, daß ihre Jüngste, die Blonde, die erst zu Freyas Geburtstag Erschienene, als des Weihnachtsmannes am wenigsten bedürftig zu Hause bleiben soll, da neigt sich auch bei Klein-Freya die Wagschale zugunsten ihres dunklen Geburtstagspüppchens, denn wie hätte sie grade dieses Schmerzenskind zurücksetzen dürfen!

So nimmt man denn am bestimmten Tage Abschied von den Fortziehenden, nachdem deren sämtliche Kleidungs- und Wäschestücke zusammengepackt für die Abholungsstunde — der Weihnachtsmann wird den Knecht Ruprecht schicken — bereitgelegt sind. Inge macht nicht viel Aufhebens von diesem Akt. Resolut setzt sie ihre verschiedenen Kinder in Reih und Glied auf das Sofa im Wohnzimmer, von wo sie nachts abreisen werden, ermahnt sie noch einmal kurz: „Daß ihr mir nun artig seid! Sonst kommt ihr Weihnacht nicht wieder zu Mutter!“ und eilt in die Kinderstube zurück zu anderen Beschäftigungen. Klein-Freya aber räumt und zupft und setzt ihre Kinder immer noch wieder anders, besser zurecht, und kann sich gar nicht trennen.

„Kommen sie auch wirklich alle wieder, Mutter?“ fragt sie ungezählte Male, ob auch Mutter stets zur Antwort gibt, daß sie das nicht wissen könne, es freilich hoffe, sobald die kleinen Mütter bis zum Fest sehr artig seien.

„Ich möchte aber nicht noch mehr Kinder haben“, erklärt Inge plötzlich dazwischen, die gekommen ist, das Schwesterchen endlich von den Puppen fort zu einem neuen Spiel zu holen. „Mutter, sag doch, bitte, dem Weihnachtsmann Bescheid. Neue Puppen brauche ich nicht; ich habe so wie so schon genug mit meinen sechsen zu tun, und ein ‚Fräulein‘ mag ich nicht für sie haben, weil man sich auf Fräuleins doch nie ganz verlassen kann. Wenn ich einmal richtige Kinder habe, will ich sie auch alle selbst besorgen.“

„Oh! Inge—e!“ macht Freya erstaunt und vorwurfsvoll. Die Kleine ist eigentlich beständig erstaunt über alles, was die Älteste sagt und tut. Und da dieses Sagen und Tun keineswegs immer sanfter und rücksichtsvoller Art ist, so paart sich mit dem Erstaunen der Kleinen von vornherein schon eine Neigung zur Abwehr.

Inge läßt sich indes niemals davon irremachen; sie bleibt dabei, daß „Fräuleins“ vom Übel seien, während Freya durchaus nicht begreift, wie man ohne Fräuleins in der Welt fertig werden könne.

Bis Weihnacht wird nun unzählige Male besprochen, was die verreisten Puppenkinder wohl ohne ihre Mütter beginnen, ob sie ihrerseits — denn die Mütterchen betragen sich natürlich musterhaft — brav sind und die Rückkehr zum Christfest nicht in Zweifel bringen.

Digitized by Google

Am heiligen Abend endlich ist das erste, nachdem die kleinen glanz- und glückgeblendeten Augen wieder bewußt um sich zu schauen vermögen: Sind auch alle Kinder wieder da? Ja? Nein? Nein, sie sind nicht alle da! Die Babys fehlen! Die beiden herzigen Babys sind nicht zurückgekommen! Wie ist das nur möglich? Wie soll man sich das erklären? Man hatte die Sache dem Weihnachtsmann doch so sehr — täglich, stündlich fast ans Herz gelegt! Stummes Schauen — Suchen —

„Aber Kinder! Seht ihr denn gar nicht die neuen Puppen? Die prächtigen Jungens da?" ruft Vater. „Das ist mir doch einmal etwas anderes! Ein paar stramme kleine Matrosen! Und was für schmucke Kerle das sind! Ewig Mädchen und bloß Mädchen, das wird ja langweilig!"

Mit zögernden Händchen werden die „strammen Kerle" ergriffen und um und um gewendet —

Fräulein beeilt sich nachzuhelfen. „Sind sie nicht reizend? Seht doch, man kann sie auch ausziehen! Und hier sind Kittelchen für sie, und hier sogar Nachthemdchen!"

Ausziehen! Das ist ein Zauberwort! Sofort ist man mit den neuen Kindern bekannt. Im Nu sind Mütze, Jäckchen, Höslein abgezogen. Hier probiert man den Kittel, dort das Nachthemdchen. Da — ein lautes, langgezogenes: „Oh—h! Inge—e!" Mit hochroten Bäckchen stürzt Klein-Freya auf die Schwester zu. „Inge, Inge! Das ist ja Baby! Dein Baby! Kuck mal her!" Und sie hält der Großen den entkleideten Matrosen dicht unter die Augen. „Da — hier — kuck!"

Auf dem Rücken des Puppenkindes erblickt man ein großes helles Mal. Baby ist einst gar zu kräftig mit Wasser und Seife behandelt worden.

„Inge! Dein Baby!"

Ganz außer sich ist das Kind. Aber Schwester Inge erwidert nichts. Stumm, in fliegender Eile streift sie auch ihrem „Jungen" den Rest seiner Bekleidung ab: Hemdchen, Strümpfe — — Da! Da kommt ein Füßchen mit abgebrochenen Zehen zum Vorschein!

Ein lauter Schrei Freyas: „Mein — mein Baby!"

Immer stumm, aber auch sie mit dunkelglühendem Gesichtchen, reicht Inge die Puppe ihrer rechtmäßigen Besitzerin hin und nimmt ihr eigenes Baby mit dem Erkennungsmal im Rücken an sich. Kein Laut kommt über des Kindes Lippen, indes Klein-Freya in höchster Aufregung so lange nach Babys alten Kleidern verlangt, bis Fräulein sie wirklich herholen muß. Geradezu herzbeweglich ist's dann anzusehen, wie das Kind die Puppe unter tausend Liebkosungen als ihr „einziges süßes Baby" einkleidet und ins Wäglein packt. Niemand kann sich diesem Anblick entziehen, und erst nach einer ganzen Weile schaut man sich einmal wieder nach der Ältesten um. Die hat die alten Babykleider still beiseite geschoben. „Der Weihnachtsmann hat gewiß zu viel zu tun gehabt, daß er die Babys verwechselt hat", sagt sie auf Mutters fragenden Blick. „Aber Bubi bleibt jetzt mein Bubi. Alle Kinder müssen wachsen und können nicht immer Babys bleiben. Nur" — mit ihrem tiefsten Ernst — „nur muß ich mir jetzt doch wohl noch ein Kind mehr wünschen, Mutter — —"

Digitized by Google

Christentum und Kirche

Vor mir liegt eine Reihe von Broschüren und Büchern, die von einer Krisis innerhalb der Kirche und des Christentums reden. (Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft, ein Weck- und Notruf an unsere Zeit von Franz Mach [Dresden, Pierson, 295 S., ungeb. 3,50 ℳ] „Religion gegen Theologie und Kirche", Notruf eines Weltkindes von E. Platzhoff-Lejeune [Gießen, Töpelmann, 80 S., ungeb. 1,40 ℳ], „Die Zukunft des Protestantismus" von einem Laien [Berlin, Dunker, 61 S. ungeb. 0,80 ℳ], „Christus und die Zukunft unsrer Landeskirchen" von Ch. Römer [Stuttgart, Gundert], „Der moderne Mensch und das Christentum" von Fr. Manz [Lahr, Groß & Schauenburg, 31 S., 0,50 ℳ].) Alle diese Schriften sind herausgeboren aus der ernsten Sorge um die Zukunft unsres Glaubens und suchen Wege und Mittel der Hilfe, während Rudolf Penzig in seinem Buch „Ohne Kirche, eine Lebensführung auf eignem Wege" (Jena, Diederichs, 281 S. br. 5 ℳ; geb. 6,50 ℳ) und die bekannte Schriftstellerin Ellen Key, „Lebensglaube, Betrachtungen über Gott, Welt und Seele" (Berlin, S. Fischer), dem Christentum und damit auch der Kirche jede Lebensberechtigung und jede Lebensmöglichkeit in der modernen Welt absprechen.

Sind Christentum und Kirche durch die Entwicklung der modernen Welt in Frage gestellt?

Wie charakterisiert sich die moderne Welt? — Es ist nicht ganz leicht, das Wesen seiner eignen Zeit zu erfassen, da unser Puls irgendwie in gleichem Rhythmus schlägt. Wir werden es noch am ehesten können, wenn wir die Vergangenheit zum Vergleich heranziehen. Das Mittelalter war die Welt einer einheitlichen Kultur, die vom kirchlichen Christentum geleitet und beherrscht war. Heute aber ist der Staat selbständig geworden, er erhält nicht mehr sein Licht von der Kirche, er denkt auch nicht mehr daran, deren Zwecken und Zielen zu dienen, er ist tolerant geworden, das ist aber nichts anderes als religiös neutral; Christen, Juden, selbst Atheisten haben vor ihm prinzipiell gleiche Rechte.

Auch die Wissenschaft hat ihre kirchliche Gebundenheit abgestreift. Während sie im Mittelalter auf der Grundlage der christlichen Dogmen arbeitete, ist sie jetzt voraussetzungslos geworden. Ein rücksichtsloser Wahrheitssinn charakterisiert sie. Die Welt der Wirklichkeit ist ihre Heimat. — Die Naturwissenschaft hat das alte Weltbild zerstört, dessen Mittelpunkt Erde und Mensch war. Überall sucht sie die gesetzmäßige Entwicklung nachzuweisen. Ursache und Wirkung — zwischen diesen beiden Polen hat Willkür und Wunder keinen Platz mehr. — Auch die Geschichtswissenschaft hat einen großen Aufschwung genommen. Der Begriff des ge-

Digitized by Google

schichtlichen Werdens wurde auch auf die Religion angewandt. Man ging am Strom der religiösen Entwicklung hinauf bis in die fernsten, dunkelsten Regionen und wies nach, daß dieser Strom aus unzähligen Bächen und Flüssen seine Wasser erhalten hat. Die enge heilsgeschichtliche Konstruktion, als ob nur innerhalb der Heiligen Schrift Gottesoffenbarung gewesen sei, wurde zersprengt.

Die Wissenschaft hat die Führung, die früher die Kirche hatte. An Stelle der Autorität tritt Subjektivismus. Persönlichkeit und Freiheit, das sind geradezu die Kennzeichen einer neuen Welt.

Hat in dieser Welt Gott noch Platz? Wenn sich alles in gesetzmäßiger Ordnung vollzieht, wenn wir eingekeilt sind zwischen die starren Felswände von Ursache und Wirkung, wo bleibt dann der Glaube an Gott, „zu dem man sich versehen kann alles Guten und Zuflucht suchen in allen Nöten"? (Luther.)

Tausendfältig haben wir das Wort gehört: Die Wissenschaft kann Gott nicht nachweisen, darum ist er nicht wirklich. Der Atheismus begegnet uns auf Schritt und Tritt als theoretischer Materialismus der „Kraft und Stoff"-Leute wie als praktischer Materialismus eines industriellen Zeitalters, in dem die wirtschaftlichen Interessen alle anderen zurückdrängen. Und mit wie stolzen Gebärden schreitet der Monismus einher, der Gott als Persönlichkeit auflöst.

Ruhig muß man den Feinden des Christentums zugeben, daß die Entfremdung von der Kirche geradezu ein Zeichen unserer Zeit ist. Das Bürgertum und die gebildete Welt kirchlich gleichgültig; noch weniger braucht der Arbeiter die Kirche, der Sozialismus ist seine Religion. In einer überaus lesenswerten Broschüre „Der Arbeiter und die Kirche" redet W. Kießling davon (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe, 19 S. 30 ₰). Selbst auf dem Lande lockert sich die einst festgefügte Kirchlichkeit. Wohl werden noch Taufe, Trauung und Beerdigung begehrt, aber vielfach nur als Dekorationsrequisiten des bürgerlichen Lebens. Wohl dürfen wir nicht verkennen, daß das Christentum die einzige Religion ist, in der noch Angriffskraft lebt (äußere Mission), wir schlagen, was von der inneren Mission und dem Gustav-Adolfsverein geleistet wird, nicht gering an, wir unterschätzen nicht die Lebendigkeit des konfessionellen Gegensatzes, allein wer will behaupten, daß die Kirche auf das Gesamtleben unseres Volkes einen überragenden Einfluß habe? Ich wenigstens habe nicht den Mut dazu. Hat darum Ellen Key recht, wenn sie von einem „Verblühen" des Christentums redet, oder Penzig, der den Zusammenbruch der Kirche in sichere Aussicht stellt?

Laßt uns zunächst die Frage nach dem Bestand und den Aussichten des Christentums stellen, indem wir jetzt, was wir bisher noch nicht getan, davon trennen die Frage nach der Zukunft der Kirche, der organisierten Religionsgemeinschaft.

Da möchte ich nun mit allem Nachdruck sagen, eine religionslose Kultur hat es in der Vergangenheit nicht gegeben und wird es in Zukunft nicht geben. Dafür ist gerade unsere Zeit ein laut redendes Beispiel. Eine Kulturseligkeit ohnegleichen hatte die Menschen ergriffen. Die Ursachen waren eben die Fortschritte der Wissenschaft und die großen Errungenschaften in der technischen Beherrschung der Naturkräfte. „Wie herrlich weit haben wir es gebracht, was kann uns noch fehlen!" Stolz schaute der Mensch auf sein Werk, die innerweltlichen Güter nahmen ihn ganz gefangen, Kulturwerte wurden als höchste Werte angesehen. Allein, langsam kam es dann herauf — und wir sind erst am Anfang dieser Bewegung —, daß die Menschenseele zu darben begann in der Fülle der Kultur. Alle Kultur ist ein Zeitliches, die Seele aber verlangt nach Ewigem. Ihr Leben begnügt sich nicht auf die Dauer mit geistigen Gedanken, ästhetischen Genüssen, wissenschaftlichen Entdeckungen, technischen Fortschritten, rechtlichen Ordnungen, staatlicher Wohlfahrt. — Wer ein feines Ohr hat, der hört in mannigfachem Wechsel das alte Wort aus den Stimmen der Zeit: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Die Frage nach dem Sinn des Lebens wird wieder mit heißem Bemühen gefragt. Der Morgen eines neuen Tages dämmert auf, die religiöse Welle steigt.

Digitized by Google

Und einer steht im Mittelpunkt dieser ganzen Bewegung — Jesus. Wohl keine Zeit hat sich so um ihn bemüht wie die unsrige. Wohl hat sie manches Gespinst frommer Mythe, das die Vergangenheit um ihn wob, zerrissen, allein nichts hat er dadurch verloren. Nicht jeden Fortschritt der Menschheit führen wir mehr auf Christus zurück, wie dies noch Rothe tat; die von Christus ausgegangene und immer noch ausgedehnte Wirkung ist für uns die, daß er uns mit unserem Gott zusammenbringt, so wie wir sonst auf keinem Weg mit ihm zusammenkommen, und daß uns das ewige Sittengesetz nun als dessen heiliger Wille offenbar wird. In unvergleichlicher Weise spricht davon Herrmann in „Der Verkehr des Christen mit Gott“ (Stuttgart, Cotta, 288 S., 5. u. 6. Aufl. 5 M), einem Buch, das ich zu den wertvollsten Erscheinungen unserer Zeit rechne, das vielen in inneren Kämpfen und Nöten ein Helfer und Wegweiser geworden ist, pag. 77: „Die Person Jesu, wenn sie uns einmal durch ihre Schönheit angezogen und durch ihre Hoheit niedergebeugt hat, bleibt uns auch in den tiefsten Zweifeln gegenwärtig als etwas Unvergleichliches, als die wertvollste Tatsache der Geschichte und als der wertvollste Inhalt unseres eigenen Lebens. Wenn wir dann dem Zuge zu ihm hin folgen und in tiefer Ehrfurcht erfahren müssen, wie seine Kraft und Reinheit uns unsere Willensschwäche und Unlauterkeit vor die Seele stellt, so kann sich damit der Eindruck unerschöpflicher Güte gegen die seiner Gewalt unterworfenen Menschen verbinden. Damit aber haben wir die Anschauung der einzigen Macht, von der wir selbst uns in freier Hingabe ganz bezwungen wissen können, und die wir deshalb allein als allmächtig denken können. Aus den Regungen der Ehrfurcht und des reinen Vertrauens, mit denen uns das geistige Bild Jesu erfüllt, erhebt sich uns das Bild des unsichtbaren Gottes. Unser Gott wird uns dadurch eine Wirklichkeit, daß wir in diesem Erlebnis seine Botschaft an uns selbst vernehmen. — Dieser Anfang des Bewußtseins von einem lebendigen, wirklich überweltlichen Gott, der einzig reelle Anfang einer inneren Unterwerfung unter ihn, ist der Eingang in das Jenseits der Religion. Aber wenn wir jene Erfahrung an der Person Jesu gemacht haben, so fassen wir auch Vertrauen zu seiner Zuversicht, er könne die Menschen, die ihm nicht den Rücken kehren, emporheben und selig machen. In diesem Vertrauen zu seiner Person und seiner Sache ist der Gedanke einer Macht über alle Dinge enthalten, die dafür sorgen muß, daß der Jesus, der in der Welt untergegangen ist, den Sieg über die Welt behält. Der Gedanke einer solchen Macht haftet ebenso fest in uns, wie der Eindruck der Person Jesu, der uns überwältigt hat. Sobald aber in dem Vertrauen zu Jesus dieser Gedanke entsteht, verbindet er sich mit anderen Erfahrungen, die wir an der uns gegenwärtigen Tatsache der Kraft der Person Jesu gemacht haben. Die Erschütterung, in die uns die Lebendigkeit des Guten in seiner Person versetzte, das Gericht über uns, das wir dabei erfuhren, erscheint uns sofort als eine Machtwirkung des Gottes, dessen wir nun bewußt geworden sind. Das ist für den, der diese einfachen Erfahrungen macht, ein unzerbrechlicher Zusammenhang. Ebenso wirklich und lebendig, wie der Mensch Jesus in seiner wunderbaren Hoheit, ist ihm der Gott, an den er um Jesu willen glaubt.“

Die Wirklichkeit dieses Erlebens kann mir die Wissenschaft ebenso wenig bestreiten, wie sie mir es eröffnen konnte.

Darum wir, denen Jesus zum Wendepunkt des Lebens wurde, die wir dieselbe Sehnsucht, die uns zu ihm zog, in unsrer kulturmüden Zeit sehen, sind gewiß, daß Jesus ein neues Feuer anzünden wird, daß er der Führer sein wird zu einem Glauben, der sich an Gott klammert als die geistige Macht, die sich uns in den verborgensten Kämpfen unserer Seele offenbart, wunderbar und unerklärlich, und doch die gewisseste Wirklichkeit unserer Erfahrung.

Diesem Christentum gehört die Zukunft.

Allein, ist für dies Christentum die Kirche nicht ein Hindernis? Das ist die Meinung vieler. Wir kennen Leute, die sich von der Kirche fern halten oder ausgetreten sind „aus Religiosität“. Und wo wir Stimmen vernehmen der wiedererwachten Freude am Christentum, da ist meist dabei Verdruß und Klage über das Kirchentum. Das ist vielen Freunden der Kirche

Digitized by Google

peinvoll, ich aber kann in dem Kampf gegen das Kirchentum nur ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit sehen, es ist der Kampf der Innerlichkeit wider die Äußerlichkeit, des Lebendigen wider das Traditionelle, der Kampf, den Jesus und Luther gleicherweise geführt haben, der stets mit dem Aufschwung des religiösen Lebens verbunden war.

Ich brauche mich wohl nicht darüber auszulassen, daß die Kirche für uns Protestanten nicht das ist, was sie für den Katholiken ist. Für diesen ist sie die Heilsanstalt; wir verstehen das Verhalten vieler tapferer Kämpfer auf der anderen Seite nicht, wenn wir dies nicht vor Augen haben. Für uns hat die Gemeinde das Recht der Priorität vor der Kirche. Die durch Jesu Leben Entzündeten schließen sich zur Gemeinde zusammen; erst die Gemeinschaft hat die Kirche hervorgebracht als eine Pflegestätte gemeinsamer religiöser Überzeugung und Gottesverehrung.

Dieser Vorgang war nötig. Mit Recht sagt Schleiermacher (ich empfehle als Laienbrevier „Harmonie", herausgegeben von H. Mulert [Leipzig, Diederichs, br. 2 M, geb. 3 M]), pag. 127: „Ist Religion einmal, so muß sie notwendig auch gesellig sein, es liegt in der Natur des Menschen nicht nur, sondern ganz vorzüglich auch in der ihrigen." Der Einzelne würde, auch bei dem größten Reichtum des Innenlebens, ein verwehtes Fünkchen sein, das zu erlöschen in Gefahr ist. Tragen wir unser Feuer zusammen auf einen gemeinsamen Herd, so wird die heilige Glut immer neu entfacht. Die kirchliche Gemeinschaft ist nötig. Recht bezeichnend ist es, wenn Penzig in seinem Buch „Ohne Kirche" dieser die Daseinsberechtigung abspricht, dann aber am Schlusse von den freien Genossenschaften Gleichstrebender, von Gemeinschaftsfesten, von der Feier der Jugendweihe redet.

Nun ist es aber ein allgemeingültiges Gesetz, daß alle großen Ideen und Überzeugungen viel von ihrer Spannkraft und Tiefe einbüßen, verengt und verflacht werden, sobald man ihnen eine allgemeingültige Form zu geben sucht. Es ist aber Religion der innerste und persönlichste Lebensbesitz, und widerstrebt darum erst recht einer dogmatisch-kirchlichen Fassung. Dazu kommt, daß das Dogma immer kulturell bedingt ist, das will sagen, die Gestaltung der religiösen Erkenntnis steht immer in engem Zusammenhang mit dem jeweiligen Erkenntnisstand der Zeit. Darum, das Dogma ist nichts anderes als das vergängliche Kleid einer ewigen Wahrheit. Das hat die Kirche so oft vergessen und vergißt es noch heute. Warum hat man Galilei verdammt und Darwin gottlos gescholten? Weil man die alte Form der ewigen Wahrheit, Gott hat die Welt geschaffen, der Wahrheit gleichsetzte. Darum stimme ich Dorner zu, der in seinem Buche „Die Entstehung der christlichen Glaubenslehren" (München, Lehmann) sagt: „Zwar hört eine Wahrheit nicht darum auf, eine Wahrheit zu sein, weil sie kirchlich fixiert ist, wohl aber wird eine kirchlich fixierte Wahrheit einer weiteren Prüfung entzogen und dadurch die Vertiefung der Erkenntnis verhindert." Darum macht eine auf das Dogma versteifte Kirche in dem heißen Wahrheitsdrang unserer Zeit den Eindruck der Rückständigkeit, der Feindschaft wider die Wahrheit, der Barbarei. Und unsere Lehrprozesse und Nichtbestätigungen halten das Mißtrauen gegen die Kirche wach, als gehöre es zu ihrem Wesen, das Gewissen und den Geist der Wahrhaftigkeit und Freiheit zu knechten.

Darum, in ihrem Dogmatismus ist die Kirche in der Tat ein Hemmnis des Christentums, und der Kampf wider den Dogmatismus darf in der Kirche nicht erlöschen, denn er ist nichts anderes als eine Fortsetzung des Werkes der Kirchenreformation, dadurch die Innerlichkeit, Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Glaubens auf den Leuchter gestellt wurde.

Man wird zwar uns, die wir für evangelische Freiheit kämpfen, gern auf den Bremer Radikalismus hinweisen, der ja wunderbare Blüten gezeitigt hat. Gewiß ist Freiheit eine gefährliche Sache, allein nur in Freiheit werden die Menschen reif für Freiheit. Und wie einst in der Reformationsbewegung die Zwickauer Schwärmer, ein Thomas Münzer und ein Jan Bockelsohn nur vorübergehende Erscheinungen waren, so werden auch jene Monisten auf

Digitized by Google

christlichen Kanzeln Eintagsfliegen sein und verschwinden, ohne irgend eine Wirkung zu hinterlassen.

Nebenbei bemerkt, es reizt mich, hier das Thema „kirchliche Lehrfreiheit" zu behandeln, doch würde das jetzt zu weit abführen. Wer dem Gegenstand nachgehen will, den verweise ich auf die Broschüren: „Problem der Lehrfreiheit" von M. Wentscher (Mohr, Tübingen, 50 ₰), „Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit" von W. Kulemann (Bremen, Schünemann, 50 ₰), „Zur Lehrfreiheit auf protestantischen Kanzeln" (Bremen, Schünemann, 50 ₰), „Landeskirche und religiöse Freiheit" von Fr. Spemann (Berlin, Walther, 1,50 ℳ), „Evangelischer Glaube oder Bekenntnisglaube?" von W. Soltau (Leipzig, Dieterich).

Ein weiterer Grund des Mißtrauens gegen die Kirche ist ihr Verhalten auf sozialem Gebiet. „Das Christentum", sagt Schleiermacher, „kann nie eine absolute Heiligkeit eben bestehender politischer Verhältnisse anerkennen." Die Kirche aber hat es so oft getan und tut es noch vielfach. — Mit welcher Wucht lastet die soziale Frage auf unsrer Zeit, nicht nur eine Frage nach dem Ertrag der Arbeit, sondern nach Freiheit, Licht, Gerechtigkeit. Die Kirche aber hat vielfach die große soziale Wasserkraft des Evangeliums unbenutzt über ihre Räder laufen lassen oder gar abgestellt. Wir haben wohl einen evangelisch-sozialen Kongreß, eine kirchlich-soziale Konferenz, evangelische Arbeitervereine, christliche Gewerkschaften, und dort wird gute Arbeit geleistet. Allein die offizielle Kirche ist zu sehr mit den besitzenden Ständen verbunden; man betrachte nur einmal unsere Synoden und Kirchenvorstände, ob darin abhängige Leute sitzen. Sie läßt sich die Aufgabe gefallen, eine Stütze des Thrones und der bestehenden Gesellschaftsordnung zu sein und kommt dadurch in den Ruf einer „Klassenkirche". Wer meint, daß ich hier zuviel sage, der lese das treffliche und mutige „Nachwort zum Fall Korell" von D. J. Guyot (Tübingen, Mohr, 90 ₰). Bekanntlich war Pfarrer Korell gemaßregelt worden von dem hessischen Oberkonsistorium, weil er für die Stichwahl keine Wahlparole gegen die Sozialdemokratie ausgegeben hatte. Er war vielmehr an der Stichwahlparole seiner Partei ganz unbeteiligt gewesen. Der Pfarrertag zu Dresden fand gegen Korells Maßregelung nichts zu erinnern. Die Landessynode zu Darmstadt aber versicherte das Konsistorium ihres vollsten Vertrauens und erklärte dann, daß die Kirche zum Kampf wider die Sozialdemokratie berufen sei. — Ich denke mir, Jesus wandert durch unser Land wie einst über Galiläas Fluren und schaut und schaut. Dann kehrt er wieder zum Himmel zurück. — Wovon wird er dort berichten? Nicht wird er dort erzählen von den Marmorpalästen der Reichen, nicht von den Prunkdenkmälern der Großen, nicht von den Erfindungen der Klugen, nicht von den Versammlungen der Kirchlichen, — er wird reden von der Menge, die in Wohnungen ohne Licht und Luft und Behagen leben muß, von den vielen, die in einförmiger Hantierung stumpf werden an ihrer Seele, von den Tausenden, die unter dem Fluch der Arbeitslosigkeit zugrunde gehen, er wird schildern, wie Mütter nicht Mütter sein können aus Not, wie Kinder um ihr Kinderparadies kommen aus Not — und durch den Himmel wird ein unendliches Weinen gehen. Und da redet die Kirche von Umsturz und davon, daß sie den Bestrebungen der Sozialdemokratie entgegentreten müsse.

Die Kirche besinne sich auf ihren eigentlichen Beruf, eine Erzieherin zu sein zu Glauben und Liebe.

Und hier möchte ich auf ein Buch aufmerksam machen, das wie mit Feuersglut die Forderungen des Christentums an die Kirche stellt: „Wir Pfarrer" von Hermann Kutter (Leipzig, Hässel, 176 S., 2 ℳ). Das Buch, so sehr es hier und da auch über das Ziel hinausschießt — ich liebe die Leute, die nicht „vorsichtig" sind —, so ist es doch ein einzigartiger Kampfruf wider die Kirchenleute in Reinkultur, die das Kirchentum über das Christentum stellen.

Viele Schäden unsrer Kirche entstammen auch ihrer engen Verbindung mit dem Staate. Ich erinnere nur daran, daß wir noch einen Paragraphen im Strafgesetzbuch haben (§ 166),

Digitized by Google

durch den die Gotteslästerung bestraft wird. „Gegen den Religionsschutz durch das Strafgesetz“ erhob auf dem vorjährigen Pfarrertag Pfarrer Dr. A. Pfannkuche laut seine Stimme, leider aber fand jene Tagung nicht die Freudigkeit, ihm zuzustimmen. Dieser Vortrag liegt nun gedruckt vor bei Thiele, Halle a. S., 40 ₰ (vgl. auch „Gegen den Gotteslästerungsparagraphen“ von Rechtsanwalt Rothe [Tübingen, Mohr, 50 ₰]).

Überhaupt kann man sich des schmerzlichen Eindrucks vielfach nicht erwehren, daß unsre Kirche sich viel mehr schieben lasse als führe, daß sie ultrakonservativ sei und ihrer Zeit nachhinke. Oder ist z. B. ihre ablehnende Haltung der Feuerbestattung gegenüber nicht geradezu kläglich? („Feuerbestattung und Neues Testament“ von Pastor Fidus [Leipzig, Fest] und „Die Stellung der evangelischen Kirche zur Feuerbestattung“ von Jansen [Kiel, Dachert].)

Und wie engherzig und banausenhaft ist vielfach das Urteil und Verhalten der Kirche in Sachen unsrer Literatur, in der doch gerade heute so viel aufrichtiges Suchen und Sehnen nach den ewigen Zielen der Menschheit lebt.

Doch was hilft es, die Forderung eines zukunftsfrohen Glaubens und Wirkens für die Kirche aufzustellen! Was uns fehlt, das ist schon hundertmal gesagt worden. Doch nicht von irgendwelchen äußeren Mitteln und Maßnahmen, auf die man uns immer hinweist, erwarten wir die Hilfe, auch nicht von orthodoxer oder liberaler Theologie, sondern von christlichen Persönlichkeiten, denen Gott die Realität aller Realitäten ist, die den Mut des Kämpfens und Leidens Jesu Christi haben, die innerlich frei von der Welt ihre Seele in die Welt hineingießen als einen Segensstrom göttlicher Liebe. Schenkt uns Gott eine Fülle solcher Persönlichkeiten, dann werden die dürren Gefilde grünen, und eine Ernte wird reifen und geborgen werden in Christentum und Kirche.

Erwin Gros

Ein Unverbesserlicher

Professor Dr. Ludwig Gurlitt hat wieder einmal nicht umhin gekonnt, arge Ketzereien in die Welt zu setzen. Und dabei schreibt er, der Unverbesserliche, als Titel über das Ganze — „Die Unverbesserlichen“! „Vor dreißig Jahren,“ so läßt er sich in der „Zukunft“ vernehmen, „erschienen aus Spencers Education ‚Aphorismen‘ und darin die Sätze: ‚Askese schwindet aus der Erziehung und aus dem Leben. Härte erzeugt Härte, feines Benehmen (gentleness) erzeugt feines Benehmen. Der freie (independent) englische Knabe ist Vater des freien englischen Mannes: Ihr könnt diesen oder jenen nicht haben. Glücksgefühl ist das wirksamste Stärkungsmittel. Spiel ist besser als Turnübungen. Der Erfolg in der Welt hängt mehr von der Willensstärke ab als von Gelehrsamkeit. Überbildung (over-education) ist stets verderblich.‘

Aus diesen lapidaren Sätzen spricht das Denken des ganzen englischen Volkes. England hat nicht die Staatsschulen mit ihrer souveränen, bureaukratischen Erziehungsweisheit, die dem deutschen Volk wie aus den Wolken herab als Gnadengabe zuerteilt wird; es hat seine volkstümlichen, den Bedürfnissen der Zeit und des Ortes angepaßten Stadt- und Gemeindeschulen. Die sind, objektiv betrachtet, recht mäßig, aber sie entsprechen genau den Bedürfnissen und Wünschen ihres Volkes. Und das ist doch wohl die Hauptsache. Daher ist auch England, das theoretisch sich lange nicht so eifrig um Erziehung bemüht wie Deutschland, bei aller Bewunderung vor deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, doch froh bei seiner eigenen schlichteren Praxis. Man ist dort auf sein Erziehungswesen ebenso stolz, wie wir über unseres traurig sind. Was England nur an Erfolgen im politischen und sozialen Leben erringt, schreibt es sei-

Digitized by Google

nen Erziehungsgrundsätzen zu. Erst neulich sagte der Lord Cromer: ‚Der Deutsche, der Franzose mag gründlicher belehrt sein, aber der Mangel an Kenntnissen des Engländers wird reichlich aufgewogen durch die Fähigkeit, zu regieren, durch die Bereitwilligkeit, Verantwortungen zu übernehmen, durch die Fähigkeit, sich den ungewöhnlichsten Lebenslagen anzupassen. In diesen Fähigkeiten übertrifft der Angelsachse alle anderen Nationen, weil die Atmosphäre der Freiheit, in der er aufwächst, seiner Persönlichkeit eine unverkümmerte Entwickelung verbürgt.‘ . . .

Arbeiten lernen soll das Kind in der Schule, lernen, seine Pflicht tun. Gewiß: S e i n e Pflicht, nicht eure, ihr Unbelehrbaren! Habt ihr noch nicht gelernt, daß jedes Leben seine eigenen Gesetze in sich trägt und sich durch Eigenbewegung entwickelt? Daß es sich bilden und formen will nach dem noch unverstandenen, dunklen Sinn seiner Natur? Glaubt ihr wirklich, von außen her mit euren plumpen Händen Leben formen zu können? Ihr wart so entrüstet, als ich euch Pflichtbanausen nannte. Ich kann, aller Entrüstung zum Trotz, mir davon nichts abhandeln lassen, und wenn ihr auch jammert, daß dadurch die Fundamente der Schule ins Wanken gerieten. Eine Pflichterfüllung, die zu Schülerselbstmorden treibt, werde ich stets bekämpfen. Jetzt lese ich, daß Eduard Goldbeck gegen den ‚Henker Drill‘ schreibt. Recht so! ‚Nutzholz, Nutzholz soll alles werden. Die Bäume und die Menschen! Was kümmert die Welt das Wollen und Sehnen des Lebendigen? Sie nennen es Pflicht. O, diese verfluchte Pflicht! Diese verdammte Lüge und Heuchelei! Gibt es denn eine andere Pflicht für junges Leben, als sich zu entfalten, zu wachsen, zu blühen, damit einst aus allen Anlagen einmal das Beste werde? Und da konstruieren sie eine Pflicht, die so lahm und so greisenhaft ist wie ihr ganzes Leben, wie all ihr Tun und Treiben!‘ So klagt einer, der auch die verhaßte Schule hinter sich ließ, weil er sich nicht weiter die schönsten Lebensjahre verhunzen lassen wollte, weil er erkannt hatte, die Schule sei nicht der Weg, der ins Leben führt, die formale Pedanterie der Lehrer nichts anderes als erstarrte Drillpraxis-Schablone, nämlich Heinrich Emanuel in Mathieu Schwanns Roman.

Ein Glück nur, daß die Einsicht mehr und mehr um sich greift, daß es mit den deutschen Schulen so nicht weiter gehen darf. ‚Wo ist ein großer und schöpferischer Mensch in dieser Zeit, der seiner Schulzeit nicht flucht?‘ So fragt Scheffler, einer der wenigen, die ein klares, schmerzliches Empfinden von der Unkultur haben, die uns von Staates wegen aufgezwungen wird, und mit darüber sinnt, wie die verderblichen Fehler unserer Drillanstalten und die gefährliche Macht des Schulmeisters gemindert werden können, ‚der achtungwert durch seinen Fleiß ist, seinen Pflichteifer und seine Bedürfnislosigkeit, schädlich aber durch sein trockenes Philistertum und die Verkinderung (Gegensatz zu mannhafter Aktivität) seines ganzen Wesens.‘ Der Lehrer, der Pflichtbanause, ‚verzichtet für sich selbst darauf, ein Handelnder und sich lebendig Hinaufentwickelnder zu sein. Nur für die anderen ist er da; aber weit entfernt, damit den Idealen ein Opfer zu bringen, verdient er sich eben dadurch den leisen Spott aller Tätigen.‘ Vortrefflich. Mit der Zeit hat die deutsche Schule die beste Volksweisheit für sich in Torheit umzuwandeln vermocht. Wie aus dem griechischen Gymnasium, einer Bildungsstätte körperlicher Tüchtigkeit, das deutsche Gymnasium, eine Brutanstalt für künftige Kanzlisten und Philologen, wurde auch sonst Vernunft zu Unsinn, Wohltat zur Plage. ‚Jung gewohnt, alt getan?‘ Jung gewohnt, täglich in der Bibel zu lesen, Gebote, Glaubenssätze, Sprüche, Katechismuslehren aufzusagen; und was alt getan? Bibeln, Katechismus, Gesangbuch und Kirche geflissentlich gemieden. Jung gewohnt, Lessings, Goethes, Schillers Schöpfungen zu studieren, kritisieren, analysieren, paraphrasieren; und was alt getan? Die Klassiker als Prunkstücke, schön gebunden, jahrelang unberührt auf dem Bücherbord gelassen. Jung gewohnt, täglich zwei bis drei Stunden den Geist im alten Hellas und Rom spazieren zu führen; und was alt getan? Die alten Autoren im Waschkorb auf den Boden getragen. Jung gewohnt, von Stunde zu Stunde in strenger Pensenzuteilung und unter fremdem Willen zu arbeiten; und was alt getan? Auch

Digitized by Google

hier haben wir die Kontrastwirkung: eine Auflehnung aller selbständigen und starken Persönlichkeiten gegen diesen tyrannischen Geist der Erziehung, der genau so wirkt, wie es Spencer geprägt hat: savageness begets savageness; happiness is the most powerful of tonics. Gerade dieser Mangel an happiness bei der aufgezwungenen Menge von Pflichten und Arbeiten hat zur Folge, daß die Jugend mürrisch und faul wird, unfähig, die Vergangenheit zu verstehen, die Gegenwart freudig zu genießen, noch unfähiger, eine Zukunft herbeizuführen.

Und das als Schlußergebnis solcher Opfer an Kraft, Zeit und Geld!

Ein süßer Trost ist uns geblieben: wir haben uns in der Jugend auch schinden müssen. Und wo liegt nun die Wurzel alles Übels? Wir haben eine krankhafte Hochachtung vor allem historisch Gewordenen. Wir meinen, daß alles, was einmal besteht, vernünftig und wert sei fortzubestehen oder, wie der Gebildete sagt, sich historisch fortzuentwickeln. Ich meine dagegen, es gibt sehr viel Unsinniges, das vernichtet werden muß. Um die historische Entwickelung braucht sich ein tätiger Mensch gar nicht zu kümmern. Die macht sich ganz von selbst. Alles Neue, alles Reformatorische wurde von den Zeitgenossen als Bruch der Tradition empfunden und eben deshalb bekämpft. Die Gegner jeder Neuerung, die Konservativen, brauchen ein solches Schlagwort, ihr Gewissen zu beruhigen. Ihr Eintreten für die historische Entwickelung bedeutet daher meist: Stillstand. Hätten Christus, Cäsar, Konstantin, Karl der Große, Luther, Friedrich, Napoleon, Bismarck auf die historische Entwickelung gewartet, die Weltgeschichte würde ein chinesisches Tempo angenommen haben. Von selbst entwickelt sich nichts. Immer müssen sich Menschen finden, die die Bewegung schaffen, die einer Idee Ausdruck und Realität geben. All die Männer, die wirklich Geschichte gemacht haben, pflegten sich um die Geschichte wenig zu kümmern. Die überließen sie denen, die zu Haus im Studierzimmer blieben und nach der noch so umstürzenden Kraftleistung des Reformators noch jedesmal herausgefunden und bewiesen haben, daß es so kommen mußte. In unserem Schulwesen zeigt sich diese Beobachtung als ebenso richtig wie auf jedem anderen Gebiet.

Luther und seine Helfer brachen die Tradition jäh ab, die der Geistlichkeit alle Erziehung des ungelehrten Volkes überwiesen hatte, und schufen die Volks- und Bürgerschulen. Das taten sie ohne Anlehnung an ein älteres Vorbild, ganz aus dem Bedürfnis der Zeit heraus. Wir finden diese Entwicklung jetzt sehr vernünftig und datieren von ihr den Aufschwung der Volksbildung und zum großen Teil die Entwicklungsmöglichkeit unserer modernen protestantisch-deutschen Kultur. Die historische Entwickelung ist am besten verbürgt, wenn jede Zeit, unbekümmert um Wünsche, Einrichtungen und Gedanken der Großväter, ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche befriedigt. Wir lassen unseren Vorfahren alles, was ihnen gehörte. Wir sind fest überzeugt, daß sie besser als wir wußten, wie sie sich ihr Leben zu bauen hatten. Wir haben ihnen dabei nicht hineingesprochen, bitten nun aber auch um die gleiche Rücksicht. Welche Schulen wir heute in Deutschland brauchen, darüber kann uns kein Mensch der Vergangenheit belehren. Das müssen wir selbst und wir allein wissen, weil wir allein die Lebensbedingungen kennen, für die unsere Jugend vorzubereiten ist.

Die Gründung unseres Reiches war ein Bruch der Tradition, ein gewaltiger Sprung in eine neue Welt hinein. Die Schule machte diesen Sprung nicht mit, sondern wartete auf ihre immanente historische Entwickelung. Kein Wunder, daß sie zurückblieb. Das ist die Ursache all der herrschenden Unzufriedenheit und Schulverdrossenheit. Schuf die Neuaufrichtung des deutschen Nationalstaates schon einen neuen Ausgangspunkt für die Entwickelung unseres Volkes, so ist die Zeit doch wieder weiter voraus. Seit Sedan und Paris ist wieder ein neues Menschenalter nachgerückt, für das diese Kämpfe schon der Buchgeschichte angehören. Die inzwischen rastlos arbeitende Entwickelung der Technik, das Wachstum der Bevölkerung, der leichtere Besitz- und Gedankenaustausch mit dem Ausland durch früher ungeahnte Verkehrsmittel, der Übergang vieler Staaten vom Ackerbau zur Industrie: all das hat die Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen völlig umgestaltet. Aber die Schulen blieben im wesentlichen,

Digitized by Google

wie sie gewesen waren. Die Volksschulen zumal. Theobald Ziegler sagt: ‚Die Schulen stehen regelmäßig auf dem Standpunkt des eben zu Ende gehenden Zeitalters; sie leben in den Ansichten und Ideen der Väter, die ihre Gründer waren; ihre Einrichtungen und Ordnungen stellen im wesentlichen die Anschauungen der zu Grabe gehenden Generation dar.‘ Wenn das die Regel ist, so ist unsere Zeit noch hinter dieser Regel zurückgeblieben, und Stadtschulrat Kerschensteiner in München hat recht mit seiner Behauptung, daß die Schulen wohl noch nie so sehr hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind wie jetzt in Deutschland. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schrieb ein dem Kloster entsprungener Mönch ein religiöses Lehrbuch für die deutschen Kinder. Das war damals eine kühne Neuerung, das Entzücken aller Freidenker und Fortschrittsmänner, aller, die der Zukunft dienen wollten. Dieses Buch, das nun bald sein fünfhundertjähriges Jubiläum feiern wird, ist noch heute das Hauptlehrbuch der deutschen Volksschulkinder. Zwar ist der Inhalt schon so veraltet, daß die Eltern fast jeden einzelnen Satz daraus für sich ablehnen; zwar ist die Sprache dem heutigen Menschen nur noch schwer verständlich, zumal der Landjugend und den Polenkindern, einerlei: die Kinder müssen die moderig und schimmelig gewordenen Speisen hinunterwürgen. Wie höhnisch würden wir lachen, wenn uns einer Ähnliches aus Chinas Schulwesen berichtete!

Zu diesem Lutherischen Katechismus, den ich am liebsten nur noch in den Staatsbibliotheken sähe, kommen viele gleich veraltete Kirchenlieder von mystischer Überschwenglichkeit, mit der eine schlichte Jugend beim besten Willen nichts anzufangen weiß. Alles überlebt. Die Bibelgläubigkeit dankt ihr Dasein nur noch dem zähen Beharrungsvermögen, dem Gesetze der Trägheit. Es ist ein rein äußerlich angepredigtes und vom Schulmeister eingeprügeltes Denken und Reden. Man bleibt dabei, weil man zu bequem für einen Kampf ist oder weil man ein aufgeklärtes Volk fürchtet. ‚Es ist einleuchtend genug,‘ schrieb Preußens großer König, ‚daß die Regierung schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat ... Sobald jede Art, Gott zu verehren, frei ist, herrscht überall Ruhe.‘ Heute findet unser preußisches Kultusministerium diesen Gedanken zu modern, zu umstürzlerisch und kehrt zurück zur Praxis des Mittelalters, das religiöse Toleranz nicht kennt. Während die Lehrer Trennung von Kirche und Schule fordern, besteht Minister Holle darauf, daß in der Schule Staat und Kirche zu ihrem Recht kommen, daß unverrückbar das Ziel feststehe: ‚Erziehung eines christlichen, königstreuen und vaterländischen Geschlechtes‘. Als Mittel: Vermehrung des Religionsunterrichtes auf Kosten des Deutschen. (So geschehen in Wiesbaden.) Und der Erfolg? Eine unreligiöse, antinationale Sozialdemokratie.

Veraltet ist der ganze Sprachbetrieb unserer Schulen, der, statt von der lebendigen Kindersprache, von der starren Grammatik ausgeht; veraltet ist das Wortwissen, der Gedächtnisdrill, der ganze Formalismus; veraltet der ganze Bildungsbegriff mit seiner Hochachtung vor der Vergangenheit; veraltet die Schuldisziplin und Schulmoral, der unerbittliche Lehrplan mit seiner strengen Pensenverteilung, die paragraphenreiche Schulordnung, der Rohrstock und Arrestzettel.

Der Schulorganismus müßte also ganz neu, nach den Gesetzen der Psychologie, aufgebaut werden. Das Schulziel ist bedingt durch die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft. Es hat sich zu richten auf moralische, geistige, soziale und praktische Vorbereitung für das öffentliche Leben. Das beste Mittel, alle gesunden Kräfte zu entwickeln, ist werktätige Arbeit, besonders im Freien. Dadurch erwirbt das Kind Sachkenntnis, lebendige Naturanschauung, Befriedigung des Wissenstriebes, lernt selbständig denken, urteilen, sprechen, empfinden, gewinnt Staunen vor den Wundern der Schöpfung, Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen (Religion), gewinnt Naturliebe, Heimatliebe, Vaterlandsliebe; dazu gesunde Sinne, Kraft, Gesundheit, Schönheit und Lebensfreudigkeit. So haben wir Reformer es schon seit Jahren gefordert.

Aber die Unverbesserlichen wissen nichts davon, und unverrückbar bleiben ihnen die Ziele der preußischen Schule: Abrichtung zum Christenglauben, zur Fürstentreue, zur Vater-

Digitized by Google

landsliebe. Das wäre zu erreichen, wenn man es nicht so geräuschvoll erstrebte, sondern frei wachsen ließe. Aber schon gilt es vielen deutschen Eltern gar nicht mehr als durchaus erstrebenswert. Diese meinen, die Schule solle ihnen gesittete Menschen erziehen, nicht nur christliche. Fürstentreue aber ist ebensowenig lehrbar wie Vaterlandsliebe. Diese zarten Regungen der freien Seele entziehen sich der plumpen Dressurtechnik. Auch besteht kein Bedürfnis nach mehr Menschen von der Sorte, die Paul de Lagarde als Hurrakanaille bezeichnete. Sein Warnruf blieb leider unbeachtet, aber seine Voraussage, daß aus den Schulen, die man zu Brutstätten eines lauten Pseudopatriotismus gemacht habe, keine Männer erwachsen würden, ist traurig in Erfüllung gegangen."

Man braucht ja lange nicht alles zu unterschreiben und wird doch gestehen müssen: im Kern, in dem, was uns am nächsten angeht, was für uns entscheidend sein muß, hat Gurlitt recht. Dreimal recht. G.

Der Mann von heute

Er unterscheidet sich, so führte Fräulein Dr. Ella Mensch in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage kürzlich aus, von dem der letztvergangenen Epoche, die etwa von 1848 bis 1880 dauerte, dadurch, daß an Stelle des beschaulichen, theoretisch abwartenden der rastlos schaffende getreten ist. Die Zeit langsam reifender Entwickelung ist vorüber, an die Welt der Geistesprobleme schloß sich das Maschinenzeitalter mit seinen gelösten und ungelösten technischen Fragen.

Die Technik, die Wirtschaftspolitik, das Verkehrsleben bestimmen Interessen und Zeiteinteilung des Mannes von heute. Ein demokratischer, nivellierender Zug geht durch unsere Zeit, dem können sich auch die Hochgestellten nicht entziehen, die Ära der Selbstherrlichkeit der Männer ist vorüber, sie paßt nicht mehr zu unseren wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen. Kaufmännische Gedanken herrschen und ein sich mit Ellbogenkraft rücksichtslos durchsetzender egoistischer Materialismus. Wir sollen darüber nicht sentimental jammern, sondern den materiellen Kräften neue ideale Ziele geben, wie Bismarck getan hat. Ein solches Ziel ist die Sammlung unserer Kraft im starken Nationalgefühl. In der Tendenz zum Nationalen liegt eine gewisse Einseitigkeit als Vorbedingung der Kraft. Wir können keinen Griechentraum mehr träumen, aber wir sollen auch nicht in seichten Amerikanismus versinken. Ein Kennzeichen des modernen Mannes ist, daß er seine Lebensarbeit nicht in geistiger Schwelgerei und Formenspielerei, sondern nach dem Rhythmus des Hammerschlags der Arbeit tut. Das Kunstzigeunertum gedeiht wohl auch bei uns in Großstädten, findet aber seinen Gegensatz in der erfinderischen Arbeit vom Auto bis zum Luftschiff.

Der konsequent betriebene Sport zeigt auch die Merkmale der Arbeit. Das Heroische ist heute von dem Soldatischen abgelöst mit dem Motto: „In Reih' und Glied; Held ist jeder, der mit dem Leben fertig wird."

Eine wichtige Rolle im Leben des Mannes von heute spielt die Frauenbewegung. Sie ist wie eine große Überraschung über sein Dasein gekommen, obgleich er die Dinge selbst ins Rollen brachte. Er gefiel sich ihr gegenüber erst in mitleidiger oder spöttischer Abwehr, dann in gereizter Polemik.

Der Mann der achtziger Jahre kannte nur die heilende, helfende Frau im Familienkreis und die Kranzspenderin für den Sieger. Aber diese höchste Mission der Frau, selbstlos auf eigene Taten verzichtend, nur den Mann zu höchstem Tun zu begeistern, bezieht sich nur auf die Musengipfel, der Mann sah allmählich ein, daß die kleine Arbeit in den Niederungen des Lebens

Digitized by Google

auch getan werden muß und daß sie nicht mehr ohne die Frau getan werden kann. Freilich kam ihm diese Erkenntnis unter schweren Krisen.

Oft hat der Mann auch unter der neuen Frau gelitten, die an Stelle der alten Werte, die sie zerstörte, keine neuen setzen konnte. Max Halbe schildert in seiner „Mutter Erde" in der Schriftstellerin „Hella" den Typ einer solchen in hohlen Phrasen schillernden Verstandesnatur, die ohne Verständnis für das Wesen des Mannes ihn ihrem kleinen Ehrgeiz aufopfert. Der prinzipielle Frauengegner Strindberg schreibt die Tragödie des durch die Emanzipationsgelüste des Weibes zerstörten Manneslebens.

Zum Nörgler und Pessimisten aber gesellt sich allmählich der helfende Freund, der in der Frauenarbeit nicht nur drückende Konkurrenz, sondern auch Entlastung von der Sorge um die Seinen sieht.

Wenn auch nicht jeder neue Frauenberuf ein Kulturgewinn ist, wie die Weichenstellerin und der weibliche Autokutscher —: sobald der Mann gegen die soziale Arbeit der Frau sich sträubt, handelt er kulturhemmend.

Der Philister hat mehr Scheu vor der Klugheit als vor der Dummheit des Weibes; in der letzteren läßt er ihm Freiheit.

Die Entgleisungen, die auch in der Frauenbewegung reichlich vorkommen, sind meist auf Konto des Mannes zu setzen. Er gibt das Stichwort aus, die so lange unterdrückten Frauen ergreifen es mit heißem Temperament, bringen es lauter, lärmender; sogar die Sozialdemokratie empfindet es zuweilen peinlich. Die Kräfte organischen Wachstums wird die Frau erst erkennen, wenn man sie zu positiver Arbeit zuläßt. Hier ruht der Vorteil des Mannes. Der Mann von heute kann die Frau nur im Sinne seines eignen vorgeschrittenen Ideals wollen.

Das gilt auch von den Beziehungen in der Ehe. Sie auflösen, wie manche Frauenrechtlerinnen, die nur ihre Mißstände sehen, wünschen, hieße große Kulturerrungenschaften in Frage stellen. Es wäre nicht auszudenken, welche Entwertung dem Weibe bevorstände, wenn es sich in der Liebe einem fortwährenden Kampfe ums Dasein ausgesetzt sähe. Eine moderne Schriftstellerin findet zwar für die verabschiedete Frau den Trost, daß sie, die mit dem Manne das volle Glück des Frühlings erleben durfte, dann auch großmütig und verständig genug sein müßte, den Sommer dieses Mannes, namentlich wenn sie ihm an Jahren voraus, neidlos einer anderen zu gönnen. Die Einführung dieses Jahreszeitentausches dürfte doch nicht allgemeinen Anklang finden.

Im Hinblick auf den Segen des Dauernden hat der Mann selbst die Schutzwehr gegen seine veränderlichen Wünsche und Triebe in der Einehe aufgerichtet, es wäre eine bodenlose Dummheit, wollte die Frau diese Schutzmauer abtragen. Es gibt keine größere Huldigung an das Wesen der Frau, als wenn der Mann sich allmählich in die Interessen des Weibes hineinversetzt. Von seiner Seite muß jetzt die Anpassung erfolgen; sie kann sich nicht mehr anpassen, wenigstens nicht mehr im Sinne einer früheren Epoche. Bisher pendelte der Mann zwischen den bekannten Kontrasten hin und her. Bald sah er die Frau zu hoch (Schiller), bald zu niedrig (Schopenhauer). Goethe gibt nach der idealen Richtung das „Allerhöchste", indem er das Ewige, das, was herauswächst über die Flut der sinnlichen Erdenerscheinungen, das „Weibliche" nennt, im Gegensatz zu der Erdenschwere der sinnlichen männlichen Triebe. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", der Akzent ist auf „Ewig" zu legen, nicht auf „Weiblich". Das Weibliche gilt hier als das Entmaterialisierte, als das Ideale schlechthin.

Das Miteinandergehen und Verbundensein von Mann und Frau, wo es sich um die Erfüllung höchster sittlicher Lebensaufgaben handelt, ist ein Erlebnis unserer Zeit. Der Mann unserer Zeit findet seine notwendige Ergänzung in der Frau unserer Zeit, beide vereint rechtfertigen sie das Dichterwort: „Aufwärts geht der Menschheit Gang".

Digitized by Google

„Geehrte Kommilitonen beiderlei Geschlechts!"

Mit diesen vielversprechenden Worten durfte der Rektor der Wilhelms-Universität in Münster, Professor Dr. Erman, seine Ansprache bei der ersten Immatrikulation im laufenden Semester beginnen. Denn seit dem Wintersemester 1908/09 werden auch Frauen zur Immatrikulation an den preußischen Universitäten zugelassen. Und die Rede hielt, was die Anrede versprochen. Wenn sonst, so äußerte sich (nach der Münsterschen Universitätszeitung) der Herr Rektor weiter, „in unserem Hochschulwesen Neuerungen sich vollziehen, so verkündet die Presse sie mit der stehenden Wendung, aus unseren Universitäten seien wieder ‚ein paar Zöpfe verschwunden', auf den heutigen Fortschritt aber paßt diese schöne Phrase nicht, es muß im Gegenteil heißen: ‚Erfreulicherweise haben unsere Hochschulen einige neue Zöpfe sich zugelegt.' Denn wir denken und wünschen nicht, daß unsere Studentinnen zwecks völliger Widerlegung des Worts von den langen Haaren und den kurzen Gedanken es machen werden wie ihre russischen Schwestern von vor etwa dreißig Jahren, die durch Abschneiden der Zöpfe und sonstige Neuerungen möglichst männlich sich maskierten. Das war eine Kinderkrankheit der Frauenbewegung, von der auch die studierenden Russinnen längst zurückgekommen sind. Wie aber denken Sie, geehrte männliche Kommilitonen, über den heutigen Wendepunkt? Daß Sie Ihren Kommilitonen des schwächeren Geschlechtes mit achtungsvoller Ritterlichkeit entgegentreten werden, halten wir für selbstverständlich. Das gehört zur wahren Burschenfreiheit: ‚Wer des Weibes weiblichen Sinn nicht ehrt, der ist auch Freiheit und Freund nicht wert: frei ist der Bursch!' ... Steht aber hinter dieser sehr einfachen Frage des gegenwärtigen ritterlichen Verhaltens nicht für Sie eine ernste materielle, eine Konkurrenz- und Magenfrage? Der § 4 des Ministerialerlasses sagt hierüber allerdings: ‚Es versteht sich von selbst, daß durch die Immatrikulation die Frauen ebensowenig wie die Männer einen Anspruch auf Zulassung zu einer staatlichen oder kirchlichen Prüfung, zur Doktorpromotion oder Habilitation erwerben.' Juristisch versteht sich das in der Tat von selbst, aber das Frauendenken ist meist unjuristisch, und so wird es im tiefsten Herzen wohl auch jetzt darauf hinauslaufen: ‚Gebt ihr uns heute den kleinen Finger der Immatrikulation, so wollen wir die ganze Hand weiterer Prüfungs- und Amtszulassungen auch schon bekommen!' Wenn also auch Ihr Männerprivileg noch nicht gefallen ist, so ist es doch von neuen, weitgehenden Durchlöcherungen ernstlich bedroht. Aber ziehen Sie sich darum nicht in den Schmollwinkel zurück, suchen Sie nicht aus egoistischen Erwägungen der neuen Entwicklung, auch wo sie sachlich berechtigt ist, Knüttel in die Räder zu werfen. Sondern dessen eingedenk, daß Sie Träger und Förderer sein sollen der Größe Deutschlands, die vor uns liegt, nicht hinter uns, suchen Sie darüber ins klare zu kommen, wie weit diese Gleichberechtigung der deutschen Frauen der Zukunftsentwickelung unseres Vaterlandes ersprießlich ist, und so weit — fördern Sie sie, unter entschlossener Opferung der eigenen widerstrebenden Privatinteressen!"

Ein Schmollis dem geehrten Herrn Redner! Ein Schmollis den geehrten Kommilitonen beiderlei Geschlechts!

Vom Berlinertum

Alle möglichen Dialekte, nord- und süddeutsche, dazu eine Reihe fremder Sprachen, erzählt Robert Hessen in einer Plauderei über die „Naturgeschichte des Berliners" im „März", habe er im Berliner Verkehrsleben schon klingen gehört, aber — Berlinisch? — Urberlinisch? Das habe sich anscheinend ganz in die Peripherie, nach dem Norden und Osten zurückgezogen. In den märkischen Kleinstädten finde man noch am ehesten jene Charaktereigenschaften wieder, die mit dem Altberlinertum einst verknüpft waren.

Digitized by Google

„Von allen, die sich jemals über dessen Naturgeschichte zum Wort gemeldet haben, hat vor nun schon zwanzig Jahren Theodor Fontane, der Wanderer durch die Mark, die tiefsten und pikantesten Bemerkungen gemacht. Ihm, dem französischen Abkömmling, war die Ähnlichkeit der Märker mit den Gascognern aufgefallen, wegen ihrer zähen Unverwüstlichkeit. Als der witzige König mit dem Huhn im Topf mal eine verkümmerte Baumschule sah, soll er gerufen haben: ‚Pflanzt Gascogner, die kommen überall fort.' Das würde gleich gut auf die Märker gepaßt haben. Was hat dieser kernige Kolonistenschlag nicht alles durchlitten und durchkämpft! Von den Greueln der Wittelsbachischen Fehde, den Schreckenstagen der Quitzows über den Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg zur Franzosenzeit! Schon dem Alten Fritz waren die Märker am liebsten, weil am verläßlichsten. Der Pommer ist ein ebenso guter Soldat, aber wenn er sich brav schlagen soll, will er auch gut verpflegt sein, und der Märker hat das nicht nötig. Er gleicht dem Kosakenpferd, bedürfnislos und ausdauernd, mit oder ohne Futter. Er hat den Trieb, sich von keiner Situation unterkriegen zu lassen, und das sicherste Hilfsmittel, mit dem er sich und andern Mut macht, ist ihm ein fauler Witz.

Fontane fragt: ‚Wo ist das hergekommen?' Er findet es nicht in dem ärmlichen, von Theologengezänk erfüllten Provinzialstädtchen, das unter dem Großen Kurfürsten Berlin hieß; noch auch haben es die französischen Emigranten mitgebracht. Das waren ernste, ‚ehrpusselige' Leute, fleißig und betriebsam, fromme Protestanten. Einer der Ihren, Pastor Erman, sagte (Oktober 1806) Napoleon ins Gesicht: es stünde einem Diener des Evangeliums die Lüge übel an, daß er sich auf des Feindes Einzug freue — sehr mannhaft, aber ulkig? Nein, zweifellos hat der Alte Fritz mit den Seinen den bekannten Berliner Volkswitz erzeugt und aus der Taufe gehoben. Selbst einer der witzigsten Menschen, die jemals lebten, vertrug er — sehr zum Unterschied von gewissen Nachfahren — schlagfertige Antworten und forderte sie heraus. Ihm schon soll ein alter Grenadier auf das bekannte: ‚Bedrüger! Wollt Ihr denn ewig leben?' geantwortet haben: ‚Na, laß man, Fritze, vor fuffzehn Pfennig is heut' genuug.' Und als er an der Tafel von Sanssouci einen seiner Generale fragte: ‚Nun sag Er mal ehrlich, wieviel hat Er bei der Plünderung von X. eigentlich profitiert?' bekam er prompt zu hören: ‚Das wissen Majestät besser als ich, wir haben ja geteilt.'

Von seinen Unteroffizieren und Invaliden, die Unerhörtes gewagt, erduldet und sich doch nicht hatten dadurch ‚kaputt machen' lassen, denen auch der König nur ‚der Fritze' war, den sie gelegentlich per du anredeten, die dann als Zoll- und Nachtwächter, als Polizisten, Magistratsboten und Eckensteher, als Budiker und Fuhrhalter wieder in Zivil auftauchten, stammt jene ‚unverfrorene' Manier, der nichts imponiert. Die Buben ahmten den Großen nach, aus den Niederungen drang die Weise zu Bildung und Besitz empor, bis eines Tages der preußische Kronprinz sich für eine Verspätung bei der Tafel vor seinem Vater (Friedrich Wilhelm III.) mit den Worten entschuldigte: ‚Meester, darum keene Feindschaft nich!' und der sonst so trockne König, ebenfalls ‚das Fest der Handwerker' zitierend, antwortete: ‚Na, Fritze, du kennst mir doch.'

Damals begann die Berliner Lokalposse zu blühen, ihr Dialekt gewann für ein paar Jahrzehnte zur Schlagfertigkeit schlechthin ein ähnliches Verhältnis wie das Englische zum Humor. Ihre Wurzeln hatte freilich noch ein andres Witzbächlein gespeist, das von der Rahel Varnhagen über den Kreis der Mendelssohns zu Brennglas und Kalisch hinführte. Dies ‚Kalauern', in manchen Zirkeln gesucht und unausstehlich, in manchen amüsanter, wird augenscheinlich den harmloseren Berliner Volkswitz überdauern, wenigstens ist es vielfach schon gelungen, ihn, den nüchternen, nichts bewundernden, täuschend nachzuahmen. ‚De Backpfeife' zum Beispiel als Unterschrift für Gainsboroughs köstliche Herzogin von Devonshire, wie sie mit ihrem Kindchen tändelnd die rechte Hand erhebt, stammt von hier; ‚echt imitiert' sagen gewisse Industrielle. Denn Weißbierphilister und Schusterjungen besuchen solche Ausstellungen nicht.

Wann aber ersteht fix und fertig aus der heutigen babylonischen Verwirrung d a s

Digitized by Google

neue Berlinertum? Zu schnurrig, wenn fremde Schriftsteller herkommen und „die Berlinerin' studieren. Haben sie sie glücklich an Wuchs, Gang, Ausdruck und Kleidung bis zu den Spitzen am Unterrock beschrieben, so daß keine Verwechselung mehr mit der Wienerin, der Pariserin möglich ist, und man sieht genauer hin, so war es die Else Tornow aus Rügenwalde oder die Grete Weiß aus Guben oder die Minna Horn aus Danzig.

Inzwischen strömen immer neue Menschenscharen durch die Friedrich-, die Leipziger und Potsdamer Straße, zumal nachts, während Wien und München längst im Schlummer liegen. Fremde sind es zumeist, die sich in der Hauptstadt vergnügen wollen. Ein Österreicher, der das nicht ganz durchschaute, machte sich eines Vormittags lustig. Denn der Berliner, das wisse man ja, arbeite den ganzen Tag, käme nicht aus dem Kontor, dem Laden, der Werkstatt heraus. Und gleichwohl diese Massen auf den Bürgersteigen?

‚Das sind Passanten', beschied man ihn. Da ging ihm ein Licht auf. Eine höchst brauchbare Nation, diese Passanten, die den Berlinern gestatteten, fleißig daheimzubleiben, und unterdessen einen so flotten Verkehr darstellten! ‚Mir in Wean', rief er, ‚mir ham die Daitschen, die Madschiaren hammer, die Tschechen, die Schlawiner, die Kroaten, die Polen, die Rumänen; — wammer noch von dö Passanten a poar herkriegen täten, nacha könnt' Wean aa so a feuns Nachtleben ham.'

Er wünschte sich mehr Passanten, der Schwärmer. Aber als Berlin weniger hatte, besaß es, was dem heutigen Konglomerate fehlt: Stil und Charakter."

Im Morphiumrausch

Camille Bellaigue veröffentlicht im Gaulois die Bekenntnisse, die ihm ein von der Morphiumsucht beherrschter Freund über seine durch das Gift ausgelösten Visionen gemacht hat. „Da mir ein anderer Ausdruck nicht zu Gebote steht", begann der Morphinist, der sich freilich energisch dagegen verwahrte, der Morphiumsucht geziehen zu werden, seinen phantastischen Bericht, „muß es eben bei dem Ausdruck Träume und Halluzinationen sein Bewenden haben. Ich darf aber nicht unerwähnt lassen, daß der Zustand, in den mich das Morphium versetzt, absolut frei von irgendwelcher Störung oder Erschütterung war. Ich schlief auch nicht. Meine Illusionen spielten sich vielmehr vor einem wachen Bewußtsein und zwei großgeöffneten Augen ab. Es war, als wenn in meinem Innern eine sanft schmeichelnde Welle aufstiege, die den Schmerz zurückdrängte und schließlich bis auf die Erinnerung auslöschte. Und ebenso war's mit der Furcht. So wenig es ein zeitliches Schmerzgefühl für mich gab, so wenig gab es ein zukünftiges Schmerzgefühl, ja nicht einmal die Vorstellung eines solchen. Ich tauchte in einem tiefen Wohlbehagen unter und hatte das wundervolle Gefühl eines vollkommenen Seelenfriedens, ein Gefühl, das gleichwohl frei von jeder sensuellen Regung war.

Dieser physische Ruhezustand bedingte aber durchaus keine geistige Stagnation. Meinen Geist belebte im Gegenteil ein Überschuß an Kraft und Betätigungslust. Kurz, ich empfand eine Freude, der nichts gleichkommt, den Wonnerausch eines gedanklichen Arbeitstriebs, der sich in voller Freiheit auslebte, dem keine Schranken gesetzt waren, und der weder Mühe noch Ermattung kannte. Nichts überstieg seine Kraft, alles lag im Bereich seiner strahlenden Lichtzone, die auch den dunkelsten Winkel erhellte und alles in durchsichtiger Klarheit in die Erscheinung treten ließ. Keine Spekulation schien mir zu hoch, zu fernliegend oder zu tief. Alle Doktrinen waren von einleuchtendster Verständlichkeit und alle Probleme gelöst, oder richtiger gesagt, es existierte überhaupt nichts, das noch einer Lösung bedurft hätte. Und auch von der Gefahr hatte ich nicht die geringste Vorstellung mehr. Wenn meine im benachbarten Zimmer

Digitized by Google

schlafenden Kinder vor Angst oder Schmerz aufgeschrien hätten, so wäre ich sicher nicht auf den Gedanken gekommen, daß sie in Gefahr sind und des Beistandes bedurften. Weder für sie noch für mich schien mir eben etwas zu fürchten. Dieselbe wohltätige und schützende Schicksalsmacht verbürgte ihren wie meinen Schutz. So einte sich mit der Verfeinerung meiner Intelligenz die Ausschaltung der Willenskraft.

Die Träume, die mir, wie ich nochmals bemerke, mein völlig wacher Geist vorgaukelte, waren mannigfacher Art: die einen gefielen mir wegen ihrer Absonderlichkeit, die anderen wegen ihres poetischen Inhalts. Ich sehe noch die Standuhr aus meinem Bureau, wie sie auf ihren zwei kleinen, aus einem messingbeschlagenen Kasten herausgewachsenen Beinen dahintrabte. Sie lief und schlug wie toll, und als sich eins ihrer Füßchen mit dem anderen verhaspelte, fiel sie zu Boden und wimmerte mit verlöschender Stimme, daß ihr nichts weiter übrigbliebe, als zu sterben. Gewisse Visionen bezogen sich auf meinen Schmerz. Ich fühlte ihn nicht, aber ich sah ihn wie ein Fluidum als blaues Licht durch das graue Netzgewebe meiner Nerven. Manchmal sah ich einen kleinen Mann im schäbigen schwarzen Rock mühselig auf der staubigen Böschung der Landstraße dahinschleichen. Er torkelte bei jedem Schritt und zog im Vorbeigehen den Hut. ‚Wen grüßen Sie denn?' fragte ich ihn sehr höflich. ‚Ihren Schmerz', gab er zur Antwort. Andere Passanten oder richtiger Passantinnen machten mir ebenfalls Zeichen. Die drei oder vier ersten Noten des ‚Tristan', nicht die ganz ersten, sondern diejenigen, die folgen und die melodische Phrase zur Höhe emporführen, zogen einher und sangen ihr schmerzbewegtes Thema. Sie gingen und kamen auf ihren gekrümmten Füßen, wiegten sich in ihren winzigen Hüften und nickten mit den schwarzen Köpfen. Bald entzückten oder betrübten mich neue und bessere Visionen. Der Mond ging auf, die Sichel schimmerte wie geschwärztes Silber, und auf meine verwunderte Frage belehrte mich der Mond: ‚Pierrot ist tot, und ich trauere um ihn.'

Eines Nachts erschien mir eine geliebte, unvergessene Tote. Ich hatte sie, die mir fast eine Schwester gewesen, wie ein Bruder geliebt. Sie war bei dem entsetzlichen Brand umgekommen, der ein ganzes Pariser Stadtviertel während einer Nacht zum Höllenpfuhl wandelte. Und wie aus Dantes Inferno entstiegen mutete mich auch die Lichtgestalt an, die langsam näher kam. Ich erkannte sie sofort wieder mit ihrem Gesicht, das die Reinheit des Marmors zeigte und die Aureole ihrer jetzt schneeweißen Haare, die die Stirn einer jungen Göttin umstrahlte. Perlen schmückten ihre Finger und Handgelenke, ihre Schultern, ihren Hals und ihr Haar. Und Perlen bildeten auch das Gewebe ihres Gewandes, das wie Perlmutter irisierte. ‚Wie kommt es, Schwester,' wandte ich mich an die Erscheinung, ‚daß du so schön, schöner als im Leben bist? Und was bedeuten alle diese Perlen, die dich bedecken?' ‚Kannst du es nicht erraten?' antwortete sie mir. ‚Die Perlen sind die Tränen, die um mich geweint wurden. Willst du, daß wir gemeinsam ein Ave Maria beten?' Ich war gern bereit, und nachdem wir geendet, fragte ich weiter: ‚Wie kommt's, daß eine Perle von deinem Halsband fehlt und daß es nicht schließt?' ‚Weil du vergessen hast, Amen zu sagen', war ihre Antwort. Nachdem ich das Amen gesprochen hatte, erschien auch die letzte Perle, und die Kette schnappte ins Schloß — — —"

Digitized by Google

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

An Meister Rosegger!

(Eine Erwiderung)

Im Oktoberheft des Türmers fand ich ein kräftig Wörtlein g e g e n d i e P a r t e i e n von dir, lieber Meister Rosegger. Ich möchte dir und manchem ähnlich Denkenden einiges darauf erwidern.

Du sagst, du eignest dir das Gute aus jeder Partei an und bekämpfst bei jeder das Schlechte. „So ist man heute m i t einer Partei, morgen g e g e n sie. Das schaut höllisch wankelmütig aus und ist doch die größte Beständigkeit."

Ich unterschreibe alles in deinen Worten gegen das Häßliche und Gemeine im Parteileben, und — bin selbst Parteimann! Auch höllisch wankelmütig, nicht wahr? Und doch halte ich mich für beständig. Laß mich den scheinbaren Widerspruch erklären.

Parteien müsse es geben, sagst auch du. Richtiger noch sagte man: Parteien w i r d es geben, so lange die Welt steht, und h a t es gegeben seit Urzeiten. Warum? Weil die Menschen außer der körperlichen noch eine geistige Kraft besitzen. Maschinen haben kein geistiges Leben, daher fehlen dort auch die Parteien. Die geistige Kraft im Menschen äußert sich je nach dem Stande seines Wissens oder nach seinen inneren und äußeren Erlebnissen auf grundverschiedene Weise. Den einen Menschen drängt sein geistiges Leben nach dieser, den andern nach jener Richtung. Diejenigen, die gleich oder ähnlich denken, finden sich — ganz naturgemäß — in Gruppen zusammen mit der Front gegen andere. So entstehen Parteien, und zwar aus Naturnotwendigkeit. Was aber natürlich gewachsen ist, kann a n s i c h nicht schlecht sein. (Wohl kann es schlecht w e r d e n, doch davon nachher.) Rein und absolut betrachtet, trifft es nicht zu, Meister Rosegger, wenn du sagst: „Wenn man vor allem Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sucht, ist man für keine Partei möglich." Denn es steht ja noch gar nicht allgemein gültig fest, w a s wahr und gerecht ist. Jede Partei glaubt für Wahrheit und Gerechtigkeit zu kämpfen; was ihre Anhänger für wahr und gerecht h a l t e n, das i s t es ihnen. — Ich rede hier natürlich nicht von Menschen, die bewußt böswillig handeln, sondern von denen, die guten Glaubens sind.

Freilich — und nun komme ich zu dem Punkt, in dem ich dir recht gebe, Meister Rosegger —: was sich aus dem reinen Parteibegriff heraus g e b i l d e t hat, was heute g e w o r d e n ist, das hat für den wahren Gebildeten und natürlich in erster Linie für den Dichter fast nur abschreckende Züge. Wer, dessen Seele voll ist von Sehnsucht nach Schönheit und Liebe, hätte sich n i c h t schon abgestoßen, ja angeekelt gefühlt von den widerlichen Auswüchsen des

Digitized by Google

Parteilebens? Wer hätte nicht schon tausendmal den Augenblick verwünscht, der ihn vielleicht mit in das Parteigetriebe hineingerissen hat? Seine reinen Absichten wurden mißverstanden; seine Ideale, die er glühenden Herzens verkündete, wurden verlacht; sein Programm der Weltverbesserung, das sein Evangelium war, flog ihm zerrissen vor die Füße. Im ersten Schmerz innerlich zusammengebrochen und im Glauben, um sein Bestes betrogen zu sein, zieht er sich zurück und bleibt für sich, denen das Feld der Partei überlassend, die lauter schreien können und robustere Gewissen haben als er. Wie viele haben sich so zurückgezogen — ohne Zweifel die Besten — und sind Feinde der Parteien geworden. Zwar steht sicher noch mancher Große und Gute, der nach Überwindung des ersten Anpralls sich dreifach gepanzert hat, öffentlich im Kampfe, aber er kann es nicht hindern, daß der Parteikampf immer häßlichere und widerlichere Formen annimmt. Wie oft erlebt man es nicht bei Wahlen, daß die Gegner sich wie eine Meute über den Mann stürzen, den die andere Partei auf den Schild erhoben hat. Daß sie sein intimstes Privatleben ans „Licht der Öffentlichkeit" zerren und besudeln. Es wird kaum anderswo so im Sumpfe gewühlt als bei leidenschaftlichen Parteikämpfen.

. . . Nun also (höre ich Meister Rosegger rufen), dann habe ich ja recht! Dann ist es ja so, wie ich schrieb: ein wahrhaft freier und edler Mensch paßt nicht in eine Partei!

Nein, du hast unrecht. *Das* allerdings gebe ich zu: er paßt nicht in das *heutige* Partei*getriebe* hinein.

Aber *was folgt daraus*? — Daß er nun fortbleiben und vornehm beiseite stehen soll? Das wäre meiner Ansicht nach das Schlimmste und im letzten Grunde Verhängnisvollste, was dem Vaterlande passieren könnte. Denn die aus natürlichen Wurzeln entstandenen *Parteien selbst werden nicht verschwinden*. Aber sie werden, wenn die edel und groß Denkenden sich zurückziehen, immer mehr in die Hände der Kleinen und Schlechten fallen, die aus jedem Tempel ein Geschäftshaus, aus jedem Heiligtum ein Pfund Ware machen, das zu den höchsten Preisen verkauft wird. Sie werden sich die Macht anmaßen und eine Schreckensherrschaft aufrichten, die schließlich auch alle still in der Ecke stehenden edlen Geister demütigen und bedrücken muß.

Nein: jedes Staatswesen, dessen geistig bedeutende Bürger dem öffentlichen Leben, der Volksvertretung und den Staatsgeschäften völlig fernbleiben, muß sich abwärts bewegen. Die wirkende und schaffende Kraft erleuchteter Geister ist für den Staat die Sonne, ohne die er verkümmert.

Deshalb folgere ich: grade die geistig bedeutenden Menschen müssen *hinein in den öffentlichen Kampf*. Sie sind dem Staat die Sonnenkräfte schuldig, die in ihnen lebendig sind. Sie müssen den Kampf der Parteien veredeln, ihn durch ihr besseres Beispiel, durch das Gewicht ihrer Persönlichkeit beeinflussen, ihn auf die hohe Stufe hinaufführen, von der Segensströme für das Staatsleben ausgehen. Aber sie können das Parteileben nur veredeln, wenn sie sich an ihm *beteiligen*; das Wachstum zur Vollendung kommt von innen, nicht von außen.

Leicht und angenehm ist es gewiß nicht, den Kampf der Parteien in reinere Bahnen zu lenken. Aber wer anders soll es, wer anders *kann* es überhaupt vollbringen als die, die schon in der Höhe heimisch sind, zu der sie die andern emporziehen wollen? Wer selbst im Sumpfe steckt, kann sich nicht am eigenen Schopf herausziehen, er braucht hilfsbereite Hände von oben. Und wer die Möglichkeit zu helfen besitzt — darf er sich versagen? Es mag sein und es ist ja auch wohl so, daß der gute Wille oft verkannt, die Begeisterung von vielen blöde belächelt wird. Es kann geschehen — wie Otto Ernst einmal in einem prachtvollen Bilde ausführt —, daß ein aus der Tiefe des Herzens quellender Redestrom an der Zuhörermenge wirkungslos hinabgleitet wie Wasser an einer Glaswand. Aber eins ist gewiß: unter vielen ausgestreuten Samenkörnern sind immer solche, die Blüten und Früchte erzeugen. Und wie herrlich für den Sämann, wenn er hier und da die Knospen aufspringen, die Blüten sich entfalten sieht! Das läßt die

Digitized by Google

Sonne in der eigenen Brust heißer glühen und leuchtender strahlen. Es gibt die Zuversicht: der Boden ist fruchtbar, nur die Steine müssen fortgeräumt werden. Immer neue Keime werden dann aufsprießen, das Gute wird das Schlechte überwinden. Nötig aber ist die unverdrossene Arbeit grade der Besten des Volkes; wessen Seele erfüllt ist vom Sonnenglanz, der soll freigebig sein nach allen Seiten. Wo Parteien sind, ist zudem der Boden nicht mehr ganz steinig; Interesse für eine Partei setzt ein gewisses geistiges Leben voraus, nur die völlige Interesselosigkeit bedeutet Stumpfsinn und Tod.

... Zum Schluß: Meister Rosegger — verzeih, aber es muß heraus —: du selbst gehörst in deine Partei! Vielleicht mußt du sie dir erst schaffen oder mehrere zu einer verschmelzen, ich weiß es nicht. Ich denke mir aber, daß grade die deutschen Dichter Parteiführer im höheren Sinne sein müßten. Führer von Parteien, die sie aus der Tiefe zur Höhe geleitet haben. Sie, die geistig Begnadeten, besitzen ja doch einen tausendfach größeren Einfluß auf das Volk als irgendein anderer. Dürfen sie den Reichtum, der grade in ihre Seele niederfiel, allein für sich behalten? Sie sollen ihn weitergeben und andere Seelen damit begnaden helfen. Nicht nur durch Bücher, die vielen tote Dinge bleiben, sondern auch durch ihr Wort, durch ihre lebendige Persönlichkeit. Wer glaubt nicht, daß z. B. der von Millionen geliebte Dichter Rosegger als Erwählter seines Volkes im Parteigewirr des Wiener Reichsrates unendlichen Segen stiften könnte? Würden nicht viele, die sich sonst voll Haß bekämpfen, ehrfürchtig seinen Worten lauschen? — Du lächelst, lieber Poet, und ich weiß sehr wohl, daß du selbst eine solche Rolle nicht mehr spielen wirst. Meine Worte galten den Dichtern und Großen im Geiste allgemein. Wenn sie in die Parteien hineingehen, dann werden sie ihr neue Tausende und die Besten des Volkes zuführen. Und sie werden sich dann — nicht mehr über die Parteien zu beklagen haben!

Otto Grund (Iserlohn)

Katholisches: Hier sind die Beweise!

(Vgl. Jhrg. X, Heft 5 und 11)

Auf die Noblesse des Türmers vertrauend, darf ich mir wohl einige Worte gestatten zu dem Aufsatze Grimmhagens im Septemberheft.

Ich bin wohl nicht der einzige Fremdling in Israel, der sich bei der Lektüre jenes Aufsatzes fragte: Wie kommt Saul unter die Propheten, Pilatus ins Kredo und Grimmhagen in den Türmer? Was hat der weite Türmergeist mit solcher Engherzigkeit, was hat die Versöhnlichkeit mit dieser starren Eckigkeit, was die leidenschaftslose Ruhe mit Verunglimpfungen persönlichster Natur gemein?

Ich habe nicht im Sinne, Schildträger Joseph Müllers zu sein: er wird sich zu wehren wissen. Was mir die Feder in die Hand drückt, das ist die in ihrer Lächerlichkeit grandiose Frage, wo die Beweise seien für die Unduldsamkeit des Ultramontanismus. Hier sind sie! Nicht alle, sondern nur eine Blütenlese, die um so reizender und duftender sich darstellt, als sie nur die Unduldsamkeit des Ultramontanismus gegen die eigenen Glaubensbrüder sehen läßt.

1. Die Unduldsamkeit des Ultramontanismus offenbart sich in der rücksichtslosen Unterdrückung der freien Meinungsäußerung. Nicht bloß daß die ultramontane Presse ihre Spalten den Katholiken verschließt, die auf anderm politischen Boden stehen; das wäre ihr gutes Recht. Nein, sie unterdrückt sogar die Zuschriften, die vollständig unpolitisch nur Frieden predigen und Gerechtigkeit verlangen auch für mißliebige Professoren oder Reformer der eigenen Kirche. Es stand vor Jahresfrist in der Augsburger Postzeitung ein skandalös gehässiger Artikel gegen Würzburger Theologen, die sich „eine landesbekannte Clique“ nennen lassen mußten, die man im ganzen Lande satt habe. Es richtete darauf einer eine Zuschrift an jenes Blatt, in der er die

Digitized by Google

Professoren in Schutz nahm; die Zuschrift verschwand im Papierkorb. Einige Wochen später hat man in derselben Zeitung die Namen und Leistungen der katholischen Pädagogen veröffentlicht, sogar solcher, die selber keinen Anspruch darauf machen werden, Sterne am pädagogischen Himmel zu sein. Dagegen blieb ein Name ungenannt, der nach Urteil von Fachgenossen einen Platz in der ersten Reihe verdient hatte: Dr. Joseph Müller. Was man von seiner „Pädagogik" hält, möge man in den Rezensionen der Herren Dr. J. Moser und Prof. Otter, der Zeitschriften „Alte und Neue Welt", „Pädagogische Warte", „Pädagogische Blätter" nachlesen. Der Totschweigeversuch war um so kläglicher, als die pädagogischen Anschauungen Müllers nicht das geringste mit seinem Reformkatholizismus zu tun haben. Aber man verfolgt eben das System, auch den Pädagogen Müller um jeden Preis zu einem toten Mann zu machen, damit ja der Reformer Müller aus seiner Pädagogik keinen Vorteil ziehe. Abermals erging eine Zuschrift an die Augsb. Postzeitung, worin in ruhigen Darlegungen die Leistungen Müllers hervorgehoben wurden mit der Forderung, daß man vor allem den eigenen Glaubensgenossen wissenschaftliche Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse; sonst habe man kein Recht, über Totschweigeversuche der Gegner zu lamentieren. Auch diese Zuschrift verschwand im Orkus; nicht einmal der Name Jos. Müller darf genannt werden, nicht einmal da, wo Müllers Leistungen dem Katholizismus zur Ehre gereichen. Gibt es eine schlimmere Unduldsamkeit? Überhaupt, das eine Wort Jos. Müller offenbart eine ganze Welt unchristlicher Unduldsamkeit. Als Müller berufen wurde, an Schells Stelle die katholische Kirche im Türmerjahrbuche zu behandeln, sofort bliesen die Ultras zum Sturm und wie auf Kommando fielen sie über ihn her von Dr. Rost bis zum Hofrat Schnürer, damit man ja „diesen" Müller nicht zu Wort kommen lasse, nicht im Türmerjahrbuch, nicht im Türmer. Kein Katholik, und sei er der frömmste Sohn seiner Kirche und handle er aus den reinsten Beweggründen, darf sich ein männlich freies Wort gestatten, ohne daß er die Unduldsamkeit der allmächtigen Klique am eigenen Leibe verspürt. Will man Beweise? Hertling, selber Zentrumsabgeordneter, machte einmal im Hochland eine Anspielung auf Dr. Heim, den er dunkel zwar, doch verständlich einen Hausknecht nannte. Nun aber kam die Volksseele zum Kochen. Es war die Zeit, wo man im Blockreichstag ein Präsidium wählte. Da gab die süddeutsche Zentrumspresse die Parole aus: Kein bayerischer Zentrumsabgeordneter darf Baron Hertling die Stimme geben. Das war die gerechte Strafe für ein halb offenes Wort. Aber damit war der Rachedurst noch nicht gekühlt. „Hochland" hatte das schwere Verbrechen begangen, Hertlings Aufsatz gebracht zu haben; das verlangte Sühne. Drum schrieb der Bayer. Kurier, daß er auf diesen Artikel hin jedes Wort bedaure, das er zur Empfehlung Hochlands geschrieben. Ähnlich ging man mit Prof. Knöpfler (München) um, ähnlich mit Merkle und Kiefl (Würzburg), ähnlich mit Ehrhard (Straßburg), ähnlich mit Schrörs (Bonn). Sogar dem gut katholischen Geheimrat Grauert ist man auf den Leib gerückt und hat ihm das Ärgernis vorgehalten, daß er in die wissenschaftliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung Aufsätze schreibe. Welchen Propheten haben sie nicht verfolgt? Welchen aufrechten Mann suchten sie nicht auf den Scheiterhaufen zu bringen? Sie packen jeden an und legen ihn in das Prokrustesbett ihrer Schablone und dehnen und kürzen ihn, bis er paßt. Um ihre Zwecke zu erreichen, scheuen sie sich auch nicht, die wissenschaftliche und persönliche Ehre selbständiger Katholiken in den Staub zu ziehen, wie das in den Prozessen gegen die Würzburger Professoren in ekelerregender Weise zutage getreten ist. Um jeden Preis soll ihnen der Mund zugebunden werden: Gewaltsame Unterdrückung der freien Meinungsäußerung ist das erste Merkmal ultramontaner Unduldsamkeit. Quod erat demonstrandum.

2. Dazu kommt ein zweites Moment, das die katholischen Reaktionäre mit allen andern Rückschrittlern gemeinsam haben: die Aufstachelung der Behörden zum Einschreiten gegen solche, die es wagen, eine eigene, nicht gewappelte und von der Partei approbierte Ansicht zu haben. Die Affäre Grandinger hat das allen bewiesen, die Augen haben,

Digitized by Google

um zu sehen. Damals setzte die Augsb. Postzeitung dem Bamberger Erzbischof den berühmten knackenden Revolver auf die Brust. Am 14. April 1907 schrieb sie, daß das katholische Volk irre werden müßte, daß die allergrößten Gefahren für die katholische Kirche entstünden, wenn nicht aus bischöflichem Munde das Urteil über den liberalen Pfarrer gesprochen werde. Man hat also mit Zwangsmaßregeln den mißliebigen Pfarrer unschädlich machen wollen, und man schämte sich nicht, diese Zwangsmaßregeln von dem Bischof zu verlangen, dem man kurz vorher anläßlich der Stichwahlparole (Kompromiß mit den Sozialdemokraten) in der ungezogensten Form gesagt hatte, in politicis habe er den Mund zu halten. Ein anderes Bild! In Würzburg fand im Februar ein Prozeß der Professoren Kiefl und Merkle statt gegen die Augsb. Postzeitung. Wegen übler Nachrede und Beleidigung wurde der Redakteur empfindlich gestraft und in der Urteilsbegründung ausdrücklich als straferschwerend festgestellt, daß man die Existenz der Professoren zu gefährden suchte. Für Schellfreunde die Zwangsjacke: das ist die Duldsamkeit derer um Grimmhagen! Einen neuen Beweis von Duldsamkeit lieferte der Grimmhagen geistesverwandte bayerische Kurier. Er brachte zu Anfang dieses Jahres Bruchstücke aus Merkles Kolleg mit der ausgesprochenen Absicht, den Vielgehaßten als „unkirchlich" zu brandmarken und so ein Einschreiten des Bischofs herbeizuführen. So griff man zu dem unsauberen Mittel, durch anonyme Denunziationen Merkle unmöglich zu machen. Aber die Sionswächter haben ihr Ziel nicht erreicht; das Gänsegeschnatter des kapitolrettenden Kurier wurde übel belohnt von der Münchener Strafkammer unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Mayer, den man den objektivsten Richter Deutschlands nennt. Die Aufstachelung der Behörden durch die allein „Echten" zu dem Zwecke, selbständigen Katholiken die Zwangsjacke anzulegen, ist ein zweites Merkmal, wie ungeheuer duldsam Grimmhagens Leute sind gegen Glaubensbrüder, die auf vollständig korrektem, dogmatischem Standpunkte stehen.

3. Die laute Begrüßung und Gutheißung der harten Maßregeln, die in der Enzyklika Pascendi enthalten sind, wirft ein neues Schlaglicht auf die Unduldsamkeit gewisser Kreise. Die Enzyklika untersagt es streng, daß Priester sich versammeln, um Standesangelegenheiten zu beraten. Damit ist die Versammlungsfreiheit des katholischen Klerus aufgehoben; das Koalitionsrecht, das bei uns jedem Stande garantiert ist, ist dem katholischen Klerus genommen. Nun beobachte man das erhebende Schauspiel: In jenen Tagen waren die Beratungen des neuen Vereinsgesetzes; wie damals das Zentrum und seine Presse eine fieberhafte Agitation entfaltete gegen das Vereinsgesetz, weil einigen polnischen Arbeitern das Koalitionsrecht beschnitten sei! Sie nannten das Gesetz intolerant! Als aber gleichzeitig dem ganzen katholischen Klerus das Recht der Versammlungsfreiheit genommen wurde von Rom aus, als der Klerus diese Maßregelung erfuhr, da hat die Zentrumspresse diese Enzyklika noch als Luftreinigung begrüßt und als wahrhaft erlösende Tat. Wie hat man Ehrhard schmählich im Stich gelassen, als er Protest einlegte gegen die praktischen Maßnahmen der Enzyklika, „die in einem so schreienden Widerspruche, teils mit dem sittlichen Empfinden von Dozenten und Studenten, teils sogar mit der persönlichen Ehre des katholischen Theologieprofessors stehen, wie einzelne Bestimmungen über das Zensorenwesen, das ganze Institut der Aufsichtsbehörde, der zur Pflicht gemacht wird, bis in die Vorlesungen hineinzudringen, praktisch gesprochen, Denunzianten unter den Theologiestudenten zu gewinnen"! Während der päpstliche Nuntius und die Bischöfe für Deutschland Milderungen eintreten ließen, war es gerade das Bestreben derer, die päpstlicher sind als der Papst, Deutschland als einen Herd des Modernismus zu erweisen und die Durchführung der schärfsten Maßregeln zu verlangen. So duldsam sind diese Herrn, daß einer mit sehr deutlichem Bezug auf die Würzburger Theologen die Sätze schreiben konnte: „Jetzt kommt die praktische Durchführung, die Scheidung der Geister. Daß dabei nunmehr mit vollster Energie und Unnachgiebigkeit gegen das Theologengezänk eines Teiles der Gelehrten in der Kirche wie gegen gewisse Persönlichkeiten vorgegangen wird, ist sicher zu erwarten." Dieser Ketzerrichter kann den Tag kaum erwarten, wo er den

Digitized by Google

Scheiterhaufen seiner Glaubensbrüder in Flammen sieht. Die Begrüßung der schärfsten Maßregeln und das Verlangen, daß diese Maßregeln an unschuldigen Opfern durchgeführt werden, ist ein weiterer Beweis für die Unduldsamkeit der Grimmhagen-Leute. Also die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung, die Behandlung und Beschimpfung jener Aufrechten, die eine eigene Meinung haben, die Aufstachelung der Behörden zum Einschreiten gegen mißliebige Personen, das Verlangen nach strenger Durchführung der Gewaltmaßregeln der Enzyklika und deren Begrüßung vereinigen sich zu einem wahrhaft vernichtenden Beweise für die Tatsache der ultramontanen Unduldsamkeit.

Bemerken möchte ich zum Schlusse: den Ausdruck „ultramontan" habe ich nur deswegen übernommen, weil er vorher in den zwei in Betracht kommenden Türmerartikeln verwendet war und deswegen nicht umgangen werden konnte. Ich persönlich hätte ihn gerne vermieden, da er von Radikalen rechts und links gerne zu eigennützigen Zwecken mißbraucht wird und unter dem Mantel „ultramontan" manches versteckt ist, was eine andere Bezeichnung verdient. Und nun, Herr Grimmhagen, frisch auf zum ernsten Tournier, den Degen gezogen und pariert!

Jung Siegfried

Die Aussicht jenseits des Grabens

(Vgl. Heft 8, Jhrg. X: Ein Blick über den Graben)

Die Maßregelung Schells und anderer hervorragender Theologen durch die päpstliche Kurie, der anscheinend bereits errungene Sieg der dem Fortschritt feindlichen Partei in der katholischen Kirche über den Modernismus und die Furcht vor der unumschränkten Herrschaft der Jesuiten mag manchen nicht zur katholischen Kirche gehörenden Deutschen, der sich nach innerem Frieden im Vaterlande, nach der Beseitigung des konfessionellen Haders sehnt, trübe in die Zukunft schauen lassen. Der katholische deutsche Mann verliert jedoch den Mut nicht und hofft zuversichtlich, daß sich die religiösen Gegensätze doch einmal ausgleichen werden. Wer sich daran gewöhnt hat, das Papsttum nach seiner geschichtlichen Entwicklung zu betrachten und zwischen Religionspolitik und Religion zu unterscheiden, der erblickt in der Maßregelung Schells und geistesverwandter Männer geschichtliche Notwendigkeiten, zu denen sich die leitenden Persönlichkeiten in der katholischen Kirche mit Rücksicht auf deren gegenwärtige Entwicklungsstufe vielleicht gegen ihren Willen gezwungen sahen. Der römische Papst, der den Anspruch erhebt, eine für alle Zeiten und alle Menschen gültige Welt- und Lebensanschauung zu vertreten, befindet sich dem ständigen Fortschritt der Menschheit gegenüber in einer schwierigen Lage. Nach der Vergangenheit der katholischen Kirche ist nicht daran zu zweifeln, daß sie es verstehen wird, ihre Glaubenslehre mit allen feststehenden wissenschaftlichen Tatsachen in Übereinstimmung zu bringen. Wie sie Galileis Lehre trotz anfänglichen Widerstrebens zu der ihrigen gemacht hat, so wird sie zweifellos auch die Darwinsche Theorie annehmen, falls diese durch die Naturwissenschaft endgültig bestätigt werden sollte. Aber die Kirche braucht in jedem Einzelfalle Zeit, um den Nachweis zu liefern, daß ihre Welt- und Lebensanschauung durch die Wissenschaft nicht erschüttert wird. Würde dieser Nachweis von den Vertretern des Fortschritts, seien es Theologen oder Laien, selbst erbracht, so läge für die Kirche zu Maßregelungen kein Anlaß vor. Aber wenn z. B. ein Theologe wie Schell das Dasein der Hölle als zweifelhaft hinstellt, ohne gleichzeitig in allgemein verständlicher Weise darzutun, daß der Kern der christlichen Religion derselbe bleibt, auch wenn der Höllenglaube aufgegeben wird, so ist es begreiflich, daß die Kirche einstweilen eine solche Neuerung bekämpft.

Wer als Laie die große Verehrung erlebt hat, deren sich Schell fast bei allen Theologen, die seine Hörer gewesen waren, erfreute und dann den Umschwung in der Wertschätzung

Digitized by Google

Schells mit ansehen mußte, der mochte wohl über den unter den katholischen Theologen herrschenden Geist zunächst verwundert den Kopf schütteln. Aber man braucht sich nur in Schells Schriften zu vertiefen, um den Umschwung erklärlich zu finden. Schell sagt z. B. (Gott und Geist, I. Teil, Grundfragen, Paderborn 1895, S. 288): „Die katholische Glaubenslehre kennt nur das Bekenntnis des ewigen Lebens als einer unbedingten Gottestat; der ewige Tod im Sinne der tatsächlichen Verewigung von Sünde und Strafe ist nur eine bedingte Wahrheit; das tatsächliche Eintreten der Bedingung in ihrem vollen Umfange ist indes weder eine Offenbarungslehre noch ein kirchlicher Glaubenssatz. Vielmehr ist auch die allgemeine Wiederherstellung der ganzen Geisterwelt durch die volle Buße und Unterwerfung zu allen Zeiten als Lehre der Propheten, des Evangeliums und der Apostel verteidigt und von der alexandrinischen Schule und systematisch von dem hl. Kirchenlehrer Gregor von Nyssa durchgeführt worden." Dem gegenüber bedenke man aber nur, wie tief die Vorstellung einer Hölle in der Christenheit, der katholischen sowohl wie der evangelischen, noch eingewurzelt ist. Wie sagt Rosegger von den Bauern seiner Heimat? „Sie glauben nicht an Gott, aber sie fürchten den Teufel." Und der Seelsorger, der sich für die Moral einer solchen Gemeinde verantwortlich fühlt, kann unmöglich zugeben, daß bei den Bauern, ehe sie zu einer höheren Stufe der Sittlichkeit gelangt sind, der Glaube an Teufel und Hölle erschüttert werde. Die Leitung der Kirche aber muß auf alle Katholiken jedweder Bildungs- und Sittlichkeitsstufe Rücksicht nehmen und den Kern der Religion langsam und vorsichtig aus seinen Hüllen herausschälen, damit er nicht beschädigt werde. Ehe mit der Hölle, die aus dem Heidentum in das Christentum übernommen worden ist, endgültig aufgeräumt werden kann, ist es zunächst erforderlich, das Verhältnis zwischen der göttlichen Allmacht und Gerechtigkeit und zwischen dem menschlichen Willen einwandfrei klarzustellen und das für die Theologie und Philosophie anscheinend immer noch bestehende Problem der Willensfreiheit so zu lösen, daß die Lösung der naturwissenschaftlichen Auffassung des Menschen nicht widerspricht. Es mag noch Jahrhunderte dauern, bis die katholische Kirche die Last der Vergangenheit abgeschüttelt hat, bis alle Katholiken sich von der Hölle und dem Teufel ebenso wie von manchen anderen veralteten Anschauungen endgültig losgesagt haben: der gebildete Katholik braucht sich trotzdem seines Glaubens nicht zu schämen. Denn ein Dogma ist der Höllenglaube keineswegs, auch wenn „mit bischöflicher Approbation gedruckt wird, daß die giftig qualmenden Schlünde unserer feuerspeienden Berge der Hölle mahnende Schlote sind". Die bischöfliche Approbation hat wohl nur für strebsame Theologen Bedeutung; der Laie braucht sich um sie nicht zu bekümmern. Im tridentinischen Glaubensbekenntnis, das jeder Erwachsene ablegen muß, der zur katholischen Kirche übertritt, ist weder die Hölle noch der Teufel erwähnt. Das Tridentinum verlangt nur den Glauben an ein ewiges Leben, an das Gottesreich und an das Fegefeuer, den Läuterungsort, als Durchgangsstufe. Das früher so viel bespöttelte Fegefeuer, ein allerdings sehr schiefer Ausdruck, wird aber mehr und mehr außerhalb der katholischen Kirche als eine sehr logische Vorstellung betrachtet.

Gegenüber der Approbation und dem Index kann sich der Katholik stets auf die päpstliche Unfehlbarkeit berufen; sie hält die Katholiken nicht in geistiger Unmündigkeit fest, sondern bildet vielmehr eine Schutzwehr gegen theologische Übergriffe. Verbindlich sind für die Gläubigen nur die ex cathedra gefällten Entscheidungen des Papstes. Und es gibt keine ex cathedra gefällte Entscheidung, die der Wissenschaft widerspricht. Das so viel angefeindete Dogmensystem der katholischen Kirche enthält im Grunde genommen nur e i n Dogma, das Dogma vom Gottmenschen, aus dem alle anderen Dogmen sich zum Teil aus pädagogischen Gründen als Stützen der christlichen Welt- und Lebensanschauung entwickelt haben. Und auch das Grunddogma vom Gottmenschen nimmt der gebildete Katholik in einer Form an, die ihn mit der wissenschaftlichen Bibelkritik keineswegs in Widerspruch bringt. Die große Menge der Katholiken kümmert sich eigentlich um die Dogmen und um dogmatische Streitigkeiten gar nicht. Sie hält an der Kirche deshalb fest, weil sie von ihr die Verteidigung des christlichen Idealismus gegen

Digitized by Google

den praktischen Materialismus erwartet. Von den ideal- und grundsatzlosen Menschen, die nicht an ein Endziel der Menschheitsentwicklung glauben, deren Moral nur in der Sorge für die eigene Behaglichkeit besteht, die alles uneigennützige Streben spöttisch als verkappten Egoismus bezeichnen, von ihnen fühlt sich der katholische Christ ebenso wie sicherlich auch der evangelische durch eine tiefe Kluft getrennt. Im übrigen aber bricht sich unter den Katholiken immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß in Bezug auf den religiösen Kern zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen kaum ein Unterschied besteht. Die Verehrung der Katholiken für den Papst beruht auf der geschichtlichen Bedeutung der Kirche als Trägerin der christlichen Idee und auf der reichen Nahrung, die der katholische Gottesdienst dem Gemüt bietet. Aber diese Verehrung geht nicht so weit, daß etwa längst überwundene Anschauungen, die mit dem Wesen der Religion nichts zu tun haben, in der Kirche wieder zur Geltung gelangen könnten. Für religiösen Fanatismus haben die deutschen Katholiken kein Verständnis mehr. Ketzerriecherei erweckt ihnen Unbehagen. Eine Wiederkehr der Inquisition oder eine „systematische Auspowerung", wie der Ausdruck lautet, durch religiöse Orden und Genossenschaften ist in Deutschland für immer unmöglich. Wenn es den jesuitischen Geist, den die Gegner der katholischen Kirche so sehr fürchten, überhaupt noch gibt, so kann er sich in unserm Vaterlande nie mehr betätigen. Die katholischen Laien würden gegen ihn vielleicht noch eher Front machen als die Andersgläubigen. Bei der Gesinnung, die gegenwärtig unter den deutschen Katholiken herrscht, ist die Zuversicht begründet, daß „der Graben" noch einmal zugeworfen werden wird. Dazu ist allerdings erforderlich, daß hüben und drüben noch manches Vorurteil ins Wasser fällt. Wie sagt unser Schiller, der auf beiden Seiten des Grabens sich gleicher Verehrung erfreut?

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Robert Schwellenbach

Unsere Volksbibliotheken und Bücherhallen als Bildungsstätten

Veranlaßt durch die Artikel in Nr. 8, 11 und 12 Jhrg. 10 des „Türmers" fühle ich mich verpflichtet, auf die dort angeregte Frage: „Erfüllen unsere Volksbibliotheken ihre Aufgabe?" diese Frage in obenstehende Antwort umzustellen. Zunächst ist Herr Dr. Möller an die falsche Adresse geraten. Hätte er Anstalten wie z. B. in Jena, Charlottenburg, Düsseldorf, Essen, Elberfeld oder unsere Städtische Lese- und Bücherhalle in Darmstadt kennen gelernt, so würde er sicherlich zu einem anderen Schluß gekommen sein. Gerade weil sich jene Bücherei, in der Herr Dr. Möller seine Studien machte, nicht von einer Leihbibliothek und selbst wenn es die erstklassigste wäre, unterscheidet, gerade aus diesem Grunde ist sie keine Bildungsstätte und hat ihren Zweck verfehlt. Nicht Lesefutter sollen und wollen unsere Anstalten bieten, sondern wirkliche geistige Nahrung, und diese recht genießen zu lehren, das ist die erzieherische Aufgabe eines jeden Bibliothekars. Nicht planloses Bücherverleihen, sondern jedem das rechte in die Hand drücken und ihn systematisch von Stufe zu Stufe führen, bis der Leser selbst auf der Höhe angelangt ist, wo ihm nur noch das Beste gut genug ist. Leider erfährt es der aufmerksame Bibliothekar tagtäglich in seinem Berufe, wie es noch einen großen Prozentsatz von Lesern gibt, und zwar von solchen, die sich zu den sogenannten Gebildeten zählen, die es immer wieder versuchen, unsere Anstalten zu Leihbibliotheken zu degradieren. Dutzend Male täglich höre ich an meinem Schalter die Frage: Was ist das Neueste? oder die Bitte: Geben Sie mir etwas Neues, geben Sie mir etwas Sensationelles. Meistens sind diese Leute, die solche Bitten aussprechen, Damen besserer Stände. Hier ist nun für den rechten Bibliothekar,

Digitized by Google

der seinen Beruf als eine wirkliche Lebensaufgabe betrachtet, ein gutes Feld. In bestimmter Form muß er solchen Leuten immer wieder erklären, daß unsere Anstalten absolut keine Konkurrenzunternehmungen gegen die Leihbibliotheken sind, sondern daß wir eine viel höhere Aufgabe haben. Nicht das Neueste und nicht das Sensationelle wollen wir auf den Markt bringen. Sondern das Beste vom Guten. Hüten wir uns ja davor, solchem Publikum auch nur die geringsten Konzessionen zu machen, und halten wir unsere Büchereien rein. Ich sage: Lieber einen Leser weniger als auf diese Art eine hohe Statistik erzielen!

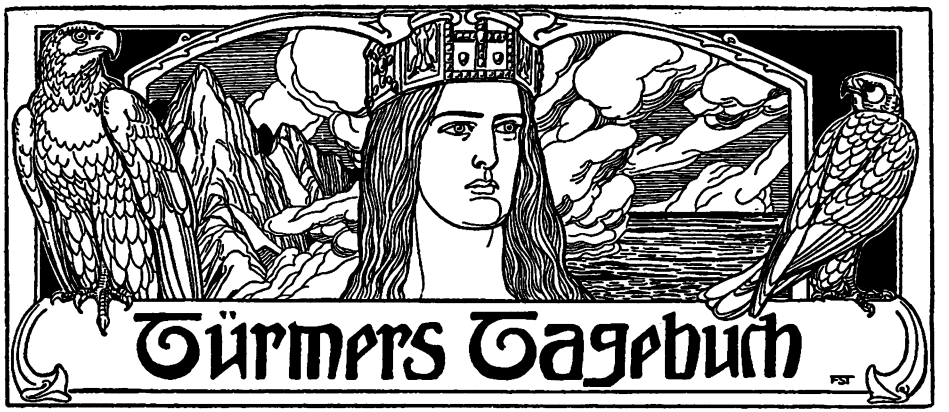
Mit noch einer Klasse von Menschen hat der Bibliothekar zu rechnen; das sind die sogenannten Vielleser und Allesverschlinger, eine Sorte Menschen, die unersättlich sind, die jeden Tag 2—3 Bände verschlingen und denen man nach drei Wochen dasselbe Buch wieder in die Hand geben kann, ohne daß sie wissen, daß sie es schon einmal gelesen haben. Von dieser Sorte Leser gilt das Sprichwort: „Lesen und nicht verstehen ist halbes Müßiggehen." Hier gilt es ebenfalls erzieherisch wirken und den Leuten klarmachen, daß es nicht darauf ankommt, wieviel man liest, sondern daß man beim Lesen genießen soll. In solchen Fällen hat der Bibliothekar, besonders jüngeren Lesern gegenüber, die Pflicht, wenn es sein muß, sie auf Halbrationen zu setzen und so die Leute zu einem Gewinn bringenden Lesen zu erziehen.

Was nun den anderen Punkt betrifft, wo man solche Damen an einen Bibliotheksschalter stellt, die nicht über eine möglichst reiche und gute Literaturkenntnis verfügen, da würde man, um mich deutsch auszudrücken, am besten die Bude zumachen, denn da schadet man wirklich mehr, als man nützt. Gerade das ist das hohe Ziel in der Bibliotheksarbeit, daß man möglichst jeden einzelnen Leser nach seiner Eigenart beurteilen lernt und so, ohne aufdringlich zu sein, in jede Hand das rechte Buch drückt. Wie oft ergeht an mich die schlichte Bitte: Geben Sie mir ein schönes Buch! und es muß einem dann eine Freude sein, wenn man dem betreffenden Leser ein wirklicher Wegweiser zu etwas Schönem sein darf. Wie vielen Segen kann man auf diese Art verbreiten und wie vielen wird man dadurch ein Freund! Auch wenn der Andrang noch so stark ist, einem jeden Leser die rechte Aufmerksamkeit widmen, und wenn es nur eine Minute ist, es wirkt mehr, als ein Buch unwillig gegeben. Unsere Darmstädter Anstalt, welche unter städtischer Verwaltung steht, durfte auf eine zehnjährige Wirksamkeit zurückblicken und verfügt über 23 000 Bände aus allen Literaturgebieten. In der Lesehalle liegen etwa 185 Zeitungen und Zeitschriften aus allen Wissensgebieten auf, ebenso verfügt sie über eine ausgezeichnete Handbücherei; die Lesezeit ist täglich vormittags von 10 bis 2 Uhr und abends von 6 bis ½10 Uhr. Die Ausleihstunden der Bücherhalle sind an allen Wochentagen vormittags von ½11 bis ½1 Uhr und abends von 6 bis ½10 Uhr. Der beste Beweis, wie unsere Anstalt in den Reihen der Jahre immer mehr Allgemeingut geworden ist, ist die stets steigende Benutzungsziffer. So wurde unsere Lesehalle im letzten Jahre von 37 874 Personen besucht, und aus unserer Bücherhalle wurden von 4139 Personen 94 979 Bände entliehen. Es kamen durchschnittlich auf den Tag etwas über 300 Buchentleihungen, und daß von der angegebenen Ziffer etwa 1800 Leser dem Arbeiterstande angehören, ist ein nicht zu unterschätzender Kulturfaktor. —

Die wichtigste und durchaus nicht immer leichte Aufgabe des Leiters einer volkstümlichen Bücherei ist und bleibt die zweckmäßige Auswahl des Stoffes, und dabei gilt es so viel als möglich den örtlichen Verhältnissen, dem Bildungsgrad des Lesepublikums und auch so weit als möglich den Wünschen der einzelnen Leser Rechnung zu tragen. Alles in allem möglichste Vereinfachung der Betriebsführung, dem einzelnen Leser so viel als möglich eine individuelle Behandlung, unter Ausschaltung der gewöhnlichen Leihbibliotheksware immer die beste Literatur einstellen, ohne dabei den Hauptwert auf die reine Unterhaltungsliteratur zu legen, sondern den Leser auch zu einer anderen Lektüre, wie z. B. zum Lesen von guten Memoiren, Geschichts- und Reisewerken anregen. Wird in diesem Sinne und Geist gearbeitet, so sind und bleiben unsere Volksbibliotheken Bildungsstätten.

Weber-Darmstadt

Digitized by Google



Gerichtstage

„Schwere Tage!“ rief der Abgeordnete Haußmann im Reichstage: „Waren es auch schwere Tage für den Kaiser?“ — Im „Berliner Lokal-Anzeiger“ konnte man über den Besuch des Kaisers in Österreich lesen:

„Man kann versichert sein, daß von den peinlichen Zwischenfällen der letzten Zeit zwischen Kaiser Wilhelm und seinen Gastgebern nicht die Rede sein wird. Um ½5 Uhr kehrten Kaiser Wilhelm und Erzherzog Franz Ferdinand aus dem Ortherrevier nach Eckartsau zurück und nahmen im Schlosse gemeinsam den Tee. Um den heutigen Jagdtag recht heiter zu gestalten, ließ Erzherzog Franz Ferdinand die Kapelle des Infanterieregiments Nr. 19 mit ihrem bekannten Kapellmeister Wetachek nach Eckartsau kommen. Die Kapelle konzertierte beim Diner, das um 7 Uhr stattfand, und blies bei der darauffolgenden Strecke Jägerweisen und Fanfaren. Die Strecke war während des Diners im Schloßhof vom Jagdpersonal in hergebrachter Weise hergerichtet worden, indem das erbeutete Wild auf Unterlagen von Tannenbruch gebettet wurde. Jagdgehülfen beleuchteten mit Fackeln die Strecke, die um 9 Uhr besichtigt wurde. Kaiser Wilhelm hatte bis Mittag 22 Hirsche erlegt, die in Rudeln bis zu hundert Stück auf den Schießstand des Kaisers zuliefen. Am Nachmittag erlegte der Kaiser 12 Hirsche. Der Erzherzog leitete die Jagd zu Pferde. Der Kaiser schoß mit dem deutschen Armeegewehr. Beim Diner sprach der Kaiser wiederholt seine Verwunderung über den Wildreichtum des Eckartsauer Jagdreviers aus. Der Erzherzog bezeigte seine Freude über die gute Laune Kaiser Wilhelms, da ihm selbst einige unerwartete Zufälligkeiten den Genuß des seltenen Besuches beeinträchtigten. Das Militär-Lastenautomobil, welches das Gepäck Kaiser Wilhelms nach Eckartsau bringen sollte, blieb auf halbem Wege stecken, und der Kaiser, der stets sehr genau auf tadellosen Anzug sieht, wie man am Wiener Hofe sehr wohl weiß, mußte beim Diner im Jagdanzug, in dem er gereist war, erscheinen. Bald nach dem Diner, während Cercle gehalten wurde und die Konversation im vollen Gange war, versagte das

Digitized by Google

elektrische Licht, und es mußten Kerzen angezündet werden. Drei Viertelstunden dauerte es, bis die elektrische Beleuchtung wieder funktionierte, aber Kaiser Wilhelm ertrug den Zwischenfall mit bestem Humor."

In der „Frankfurter Zeitung" fand man folgende Annonce:

„Frankfurts Union-Theater vor Deutschlands Kaiser! Das Union-Theater, Kaiserstraße 74, wurde vom Fürsten Fürstenberg eingeladen, am Dienstag vor Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser in Donaueschingen eine Separatvorstellung im Musiksaale des Schlosses zu veranstalten. Wir erhalten darüber heute folgendes Originaltelegramm: Donaueschingen, 11. 9.46. Zweistündige Vorstellung des Union-Theaters im Schlosse zu Donaueschingen vor dem Deutschen Kaiser, dem Fürsten Fürstenberg und Grafen Zeppelin mit sensationellem Erfolg nachts 12½ Uhr beendet. Der Kaiser und die hohen Herrschaften applaudierten stürmisch und sprachen in persönlicher Unterredung ihre dankbare Anerkennung für das brillant gewählte Programm und die tadellose Vorführung aus."

Das war an dem selben Tage, an dem im Deutschen Reichstage die Debatte über das persönliche Regiment begann.

Und ebenfalls unter dem 10. November erließ das Kommando der Hochseeflotte folgenden Befehl, den Harden mit Datum und Namensunterschrift in der „Zukunft" vom 21. November veröffentlicht:

„Kiel, den zehnten November 1908.

Seine Majestät der Kaiser haben befohlen, daß das Hurrarufen innerhalb des einzelnen Schiffes absolut gleichmäßig unter Hochnehmen der Mützen zu erfolgen habe. Beim Paradieren und Hurrarufen ist daher nach folgendem Befehl zu verfahren: Es sind Posten mit Winkflaggen auf beiden Brückennocken, auf der Hütte, am Bug, am Heck und an sonst geeigneten Stellen des Schiffes aufzustellen. Auf das Kommando: ‚Drei Hurras für ...' werden die Flaggen hochgenommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der paradierenden Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando ‚Hurra' gehen die Winkflaggen nieder, das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa 45 Grad kurz hochgenommen und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes kurz vor die Mitte des Oberkörpers genommen werden. Gleichzeitig gehen die Winkflaggen wieder hoch. Beim zweiten und dritten Hurra wird entsprechend verfahren; nur werden die Mützen nach dem dritten Hurra nicht wieder vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder auf ihren Platz am Geländer geht. Bei der bevorstehenden Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers zur Rekrutenvereidigung ist bereits nach diesen Bestimmungen zu verfahren. J. V.: v. Holtzendorff."

... Auch drei Coupletsänger vom Kabarett „Zum Schwarzen Kater" (chat noir) hatte sich Fürst Fürstenberg zur Unterhaltung seines kaiserlichen Freundes aus Berlin verschrieben. „Der erste sang", berichtet das „Berl. Tagebl.", „außer

Digitized by Google

lustigeren Dingen das sehr dramatische Lied vom gemordeten Mutterherzen, der zweite trug etwa zehn Geschichten vor, in denen der Kalauer blutig herrschte, und der dritte hatte viel Erfolg mit einigen Chansons und mit einem aus den beliebtesten Gesangstücken gebildeten Potpourri. Ganz besonderen Beifall fand das von Rudolf Nelson komponierte Lied vom ‚Ladenmädel', das mit den Versen beginnt:

‚Sie war in der Leipzigerstraße
In einem Modesalon,
Ein Sprühteufel, keck und voll Rasse,
Sie hatte Schick und Fasson.'

Das Lied berichtet, wie ein Herr dieses Fräulein zufällig ‚am letzten Lager, ganz hinten' entdeckte:

‚Erst kamen die Spitzen und Kleider,
Und dann die Jupons voller Pli,
Darauf die Dessous und so weiter,
Und dann kam sie!'

Natürlich wird die Bekanntschaft intimer, und die beiden sitzen bald in stiller Verborgenheit beim Sekt. Und der Refrain zählt, diesmal von zahlreichen Gedankenstrichen unterbrochen, wieder lustig und listig auf:

‚Darauf die Dessous und so weiter — — —
Und dann — kam sie! — —'"

Und dann kam — der Tod und riß mit seiner eisigen, knöchernen Faust einen der bevorzugtesten Günstlinge von des Kaisers Seite, seinen Generaladjutanten Grafen Hülsen-Haeseler. So setzte Freund Hein den festlichen Reigen fort, den die Offiziere der kaiserlichen Tafelrunde nach dem fröhlichen Mahl veranstaltet hatten.

Und nun hatte — des Reiches Kanzler, Fürst Bülow, das Wort ...

* * *

Man darf das Ergebnis nicht unterschätzen. Hält man sich an die bloßen Worte, so sagen sie im Grunde nichts, was nicht selbstverständlich wäre. Ja man könnte sogar mit einigem „guten" Willen noch weniger herauslesen. Wer durfte aber erwarten, daß der Kaiser sich selbst öffentlich anschuldigen werde? Mochte man dergleichen auch nur wünschen? Wir wollen doch einer solchen Staatsaktion wahrhaftig nicht den studentischen Komment zugrunde legen. Nicht auf die Worte kommt es an, sondern auf die Tatsache, daß der Kaiser überhaupt nachgegeben, daß er sich zu Zugeständnissen entschlossen hat. Persönlich durfte die Sache nicht weiter zugespitzt werden. Das Übel liegt ja eben darin, daß solche Fragen bei uns persönliche sind, daß durch ihre Erörterung und Behandlung persönliche Empfindlichkeiten ausgelöst werden können, wo es sich doch um nationale Interessen handelt, an die irgendwelche persönlichen überhaupt nicht heranreichen, nicht heranreichen sollten. Die einzige wirkliche Bürgschaft für eine gedeihliche Zukunft wäre eben, wie die nichts weniger als liberalen oder gar radikalen „Hamburger Nachrichten" offen aussprechen, „der entschlossene Übergang zum wahren Konstitutionalismus mit dem letzten Ziele des parlamentarischen

Digitized by Google

Regierungssystems. Wie ein heißes Eisen lag diese Forderung des Tages in der Mitte des Hauses, und die Parteien, die sich nicht einmal über ein gemeinsames Wort an den Monarchen einigen mochten, hüteten sich, es anzufassen. Sie haben damit freilich den Beweis geliefert, daß zwar alles für den Fortschritt reif ist, nur nicht das Parlament, das mit der Macht, die ihm die Verfassung gibt, nichts anzufangen weiß ..."

Gerechterweise kann man die Worte, die in jenen Novembertagen, jenen Gerichtstagen, im Reichstage gesprochen wurden, mit Rücksicht auf die ganze frühere Gebarung dieser illustren Körperschaft immerhin als Taten gelten lassen. Der bittere, aber heilsame Trank der Wahrheit — hier wurde er endlich einmal ausgiebig und rückhaltlos geschänkt. Und es wirft ein grelles Licht auf die alles zusammenschmiedende Not dieser Tage, daß der deutschsoziale Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg vor versammeltem Reichsvolke erklären konnte, er müsse die Ausführungen seines sozialdemokratischen Vorredners Singer fast Satz für Satz unterschreiben!

„Das Vertrauen im Volke ist auf den Nullpunkt gesunken!" so führte Herr von Liebermann unter anderem aus. „Es trifft nicht zu, wenn man hier von etwas gestörtem und geschwächtem Vertrauen spricht, es ist schlimmer. Und leider können wir nicht glauben, daß der Reichskanzler die Verantwortung übernehmen kann, daß es besser werden wird. Bis zum nächsten Male! Wir wissen ja auch gar nicht, wieviel noch in den Archiven des Auslandes zur Veröffentlichung bereit liegt. ... Höhnisch sagt ein englisches Blatt, man soll dem deutschen Kaiser solche Äußerungen nicht übelnehmen, er sei eine so bewegliche Natur, daß er, wenn er mit einem Amerikaner spreche, ganz amerikanisch denke, und wenn er mit einem Engländer spreche, ganz englisch denke. Das ist es gerade, was in unserem Volke so furchtbare Mißstimmung und Erbitterung und ein Gefühl der allertiefsten Trauer und Niedergeschlagenheit erzeugt, daß der deutsche Kaiser nicht in jedem Augenblick deutsch denkt und deutsch fühlt. Es sind schwere Tage für uns in letzter Zeit gewesen. Aber mit weichen Redewendungen macht man es nicht besser. Vor wem sollen wir uns denn noch scheuen zu gestehen, daß unser Ansehen am Boden liegt? Vor dem Auslande? Das weiß es ganz genau. ...

Mit dem Teil des Volkes, der England gegenüber eine feindliche Stimmung haben soll, scheint der Kaiser die mir politisch nahestehenden Kreise gemeint zu haben. Ich muß mit der allergrößten Entschiedenheit bestreiten, daß da eine feindliche Stimmung vorhanden ist. Wenn ich seinerzeit scharfe Worte gegen England gebraucht habe, so wolle man nicht vergessen, daß sie hier gefallen sind unter der Mißstimmung des Volkes und der Erregung darüber, daß unsere Armee von englischer Seite herabgesetzt war. Das Volk kochte seinerzeit, und es mußte die Notleine für das Ventil gezogen werden. ... Wenn aber der Kaiser meinte, daß er in der Minderheit sei in bezug auf die Freundschaft mit England, dann müßte er die Stimmung im Volke als Oberhaupt des Volkes respektieren. Wir fühlten uns blutsverwandt mit den Buren,

Digitized by Google

und Blut ist bekanntlich dicker als Wasser. Darum haben wir auf der Seite der Buren gestanden, und deutsches Blut ist dort in Strömen geflossen. Die Buren sind seinerzeit hier empfangen worden wie sonst niemand. Ich verstehe nicht, daß niemand dem Kaiser Kunde gegeben hat von dieser Stimmung im Volke. Wäre es auch nicht am Platze gewesen, wenn der Reichskanzler das schöne Wort Friedrichs des Großen an der höchsten Stelle zur Geltung gebracht hätte: Große Fürsten haben in der Politik keine Verwandte — damals war dies Wort am Platze. Die Meinung im Volke ist die, daß der Reichskanzler bei seiner großen Macht- und Vertrauensstellung sehr viel mehr hätte verhüten können, als er tatsächlich verhütet hat. Daß nun gesagt wird, nicht wegen Ostasiens haben wir unsere Flotte gebaut, kann jetzt nichts nützen. Die Worte des Kaisers haben Mißstimmung erweckt, und wir haben es nun glücklich fertiggebracht, daß wir von aller Welt verlassen sind. Man hat kein Zutrauen mehr zu unserer Zuverlässigkeit, und die sagenberühmte deutsche Treue wird als doppelzüngig aufgefaßt.

Das Wort des Großen Kurfürsten in dem Testament an seinen Sohn: ‚Gedenke, daß Du ein Deutscher bist', ist nicht nur an seinen Sohn gerichtet, sondern an alle Nachfolger aus dem Hause Hohenzollern. Ein deutscher Kaiser darf niemals anders denken als deutsch. Wenn Friedrich der Einzige von sich sagte, er sei nur der erste Diener seines Staates, und wenn er die Pflichttreue, die sein Vater ihn gelehrt hatte, nun auch seinen Nachfolgern als leuchtendes Beispiel hinterließ, so sollte auch heute in der deutschen Politik die friderizianische Einfachheit und Schlichtheit gepflegt werden. Das ist auch geschehen. Unser alter Kaiser war die Pflichttreue selbst, und der große Kanzler rühmte sich, im Dienste des Vaterlandes zu sterben. Was mich gewundert hat, ist, daß gerade von den Parteien der Linken gegen eine Politik scharfe Angriffe gerichtet worden sind, die sie früher warm empfohlen haben. Denken Sie an Naumanns Aufsätze, in denen er schrieb, er sehe Wotans Heer vorüberziehen, wenn der Kaiserzug an ihm vorbeifahre. Er stellte die moderne Regierungsform mit Depeschen als die einzig richtige der alten Regierungsform gegenüber. Wenn man die heutigen Zustände beklagt, so sollte man auch an die denken, die diese Regierungsform einst als das Ideal gepriesen haben. Das Wort von der Regierung im Umherziehen stammt von Eugen Richter. Er hat richtig vorausgesehen, und wir erleben es, daß heute bei dieser Regierungsform wir von so wichtigen Plänen wie den Plänen Österreichs auf Bosnien nichts erfahren. Das Manuskript hat einen wunderlichen Weg genommen. Der eine Beamte hat's dem andern gegeben, und wenn man den Witzblättern glauben könnte, wäre es schließlich bei der Scheuerfrau angelangt. ...

Wenn wir uns überlegen, was uns das Auswärtige Amt dem Auslande gegenüber genutzt hat, so bleibt verzweifelt wenig. Man könnte nur dringend raten, sich da recht sehr einzuschränken. Man könnte die Botschaften mit einem tüchtigen Portier und Kanzlisten besetzen. Das deutsche Heer stellt eine große Menge von tüchtigen Unteroffizieren. ... Was soll man über die grenzen-

Digitized by Google

lose und geradezu unbeschreibliche Taktlosigkeit der offiziösen Presse sagen, die in diesen bitteren Tagen noch Streckenberichte über die Jagden des Kaisers bringt. Ein Kabarett spielt in dieser Zeit nach der kaiserlichen Tafel in Donaueschingen. Da versagt jede Kritik. Das Volk kommt zur Verzweiflung, und man feiert Feste! Wir müssen ringen um das Ohr und um die Seele des Kaisers, die man uns zu entfernen droht. ... Wir sollten uns nicht überall einmischen. Wir sollten das Festefeiern aufgeben, das Kling-Klang-Gloria, das Hurrageschrei. Wir sollten uns friedlicher Arbeit befleißigen und unser Pulver trocken halten. ...“

Wie weit muß es gekommen sein, wenn ein Mann, dessen monarchische und patriotische Gesinnung schon als byzantinisch verspottet wurde, solche Worte seinem Herzen entreißen mußte! Es sind wahrlich Zeichen und Wunder in diesen Tagen geschehen.

Und was sagte der sozialdemokratische Abgeordnete Wolfgang Heine schließlich anderes, als mit fein pointierten, aber ernsten Worten das, was Tausende von „bürgerlichen“ Deutschen ohne Unterschied der Partei seit Jahren empfanden und — wo sie „unter sich“ waren — mit mehr oder weniger Sarkasmus glossierten?

„Gesetze allein machen es freilich nicht. Es muß dazu kommen die politische Gesinnung, der politische Wille, sich das persönliche Regiment nicht länger gefallen zu lassen. Denn verantwortlich für diese Dinge ist gar nicht allein der heutige Reichskanzler, verantwortlich sind die bürgerlichen Parteien ohne Ausnahme und die weitesten Kreise des Volkes selbst. Namentlich die Herren von Liebermann und von Gamp, die in diesen Tagen die Manen Bismarcks heraufbeschworen haben, möchte ich daran erinnern, daß Bismarck der eigentliche Vater des persönlichen Regiments ist. Ich erinnere Sie an den Erlaß Kaiser Wilhelms I. vom 4. Januar 1882, diesen Erlaß, worin er für den König von Preußen in Anspruch nimmt, die Regierung und die Politik nach eigenem Ermessen zu leiten. Damals wurde das persönliche Regiment stabilisiert, als es hieß, Akte bleiben auch nach der Gegenzeichnung durch die Minister Akte des Königs und bezeichnen seine Willensmeinung. Es ist eine Verschleierung und Verdunkelung, wenn die Sache so dargestellt wird, als ob diese verfassungsmäßigen Akte ausgingen von dem Minister und nicht von dem König selber. Der Kaiser nimmt es als sein Recht in Anspruch, seinen Willen nicht nur in Preußen, sondern auch den gesetzgebenden Körpern des Reiches gegenüber zur Geltung zu bringen. ‚Über mein und meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik will ich keinen Zweifel lassen.‘ An dem Tage, wo der Erlaß erschien, war ich mit einem mir befreundeten Engländer zusammen, der mir sagte: ‚Du, jetzt habt ihr doch nach vier Monaten die Revolution!‘ Ihm schwebte etwas von Strafford und Karl I. vor. Ich erwiderte, daß wir solche Verhältnisse in Deutschland nicht hätten. In der Tat habe ich auch außer einigen sehr zahmen Protesten seitens der Fortschrittspartei nicht den Sturm der Entrüstung gegen diese Vernichtung der Parlamentsrechte gesehen, den man hätte erwarten sollen. Fast die gesamte Presse ... jubelte über diese Stabilisierung des per-

Digitized by Google

sönlichen Regiments. Damals stand in der ganzen Presse zu lesen, daß wir in Preußen ein persönliches Regiment hätten, und man tat sich wer weiß was zugute über diesen Riesenfortschritt. Jetzt sehen Sie ja, was daraus geworden ist. Bismarck selber wußte ja, wie er den alten Kaiser beherrschte. Zu dem reinen Zwecke seiner persönlichen Politik maskierte er sich als ihr Handlanger, und nachher hat er ja selbst ihre Folgen zu kosten bekommen. Die Weltgeschichte ist nicht reich an Akten der Gerechtigkeit; aber das war einmal Nemesis, daß dieser kluge und große Mann selbst in die Grube stürzte, die er anderen gegraben hat. Den alten Kaiser Wilhelm hat der Erlaß wohl nicht sehr geschädigt. Er hat ihn wahrscheinlich mit einigem Kopfschütteln unterzeichnet. Aber der jetzige Kaiser war damals 22 Jahre alt, und ihm hat Bismarck damals diese Handlangertheorie, diese Aspirationen des persönlichen Regiments eingeflößt, und die Folgen tragen wir noch heute. Aber auch Bismarck war nicht allein schuld, alle Parteien waren schuld daran, weil sie abwechselnd den Träger der Krone gegen die Gegner ausspielten. Ich erinnere daran, wie vor allem die Antisemiten den alten Kaiser persönlich in den Streit hineingezogen haben und ihn ausgespielt haben gegen die Fortschrittspartei. Ich erinnere die Liberalen daran: nicht mit Unrecht konnte Bismarck sich damals gegen die Angriffe, die Eugen Richter gegen ihn richtete, darauf berufen, daß ja die Fortschrittspartei selber ihm Vorwürfe gemacht hatte, weil er ein Hausmeier wäre und den großen und guten König verdrängen wollte. Und wie haben es nachher die Liberalen mit Kaiser Friedrich gemacht? Sind sie nicht auch mit seinen Äußerungen, z. B. über die antisemitische Bewegung, hausieren gegangen? Während seiner kurzen, unglücklichen Regierungszeit hat er zwar streng parlamentarisch regiert, es hat aber nicht an Versuchen gefehlt, ihn zu persönlichen Eingriffen in die Politik zu bewegen. Und was hat das Zentrum getan? Wer war der Präsident des Reichstages, der in Ehrfurcht erstarb? Und was hat der Block in der Wahlnacht des Jahres 1907 getan, als er vor die Fenster des Schlosses zog und sich dort eine lobende Anerkennung holte? Ihr seid allzumal Sünder!

Die Sozialdemokratie hat sich davon fern gehalten. Als 1890 der Kaiser die Sozialdemokratie auf sich nehmen wollte, als er uns mit der Verheißung der Sozialpolitik kam, da hätte es sehr nahe gelegen, daß die Sozialdemokratie darauf einging und die hingestreckte Hand ergriffen und geschüttelt hätte. Ich kenne nicht einen Sozialdemokraten, der auch nur einen Moment irre geworden wäre über die Haltung, die die Partei damals einzunehmen hatte . . .

Es kommt ja noch ein anderes hinzu. Die Prinzenerziehung ist immer etwas Gefährliches, gefährlicher noch als kritiklose Bewunderung, die von allen Seiten dem Träger der Krone in jungen Jahren schon entgegengebracht worden ist und die sich in einer wahrhaft fieberhaften Hitze von Jahr zu Jahr steigert. All das muß ja wie Gift wirken. Der Kaiser hat vielerlei Interessen, er hat sich gewöhnt, über alles zu sprechen. Er spricht über Wissenschaft und ahnt nicht, wie die Männer der Wissenschaft die Köpfe darüber schütteln, und es sagt es ihm auch niemand. Er spricht über Kunst und weiß nicht, wie man in Künstlerkreisen lächelt und die Achseln

Digitized by Google

zuckt. Er spricht über Politik — na, davon haben wir nun genug geredet. Aber das Schlimmste ist, daß ihm seine lauten Bewunderer die Vorstellung beigebracht haben, daß er in allen Dingen zu bestimmen, zu kommandieren, Richtschnuren zu legen, Ziele zu stecken, Befehle zu geben habe. Der Kaiser bestimmt, welche Denkmale irgendwo ausgeführt werden sollen, auch wo er es nicht bezahlt, und wo ihn die ganze Sache nichts angeht. Die Komitees lassen sich das gefallen. Der Kaiser wählt über die Köpfe seiner Minister hinweg Persönlichkeiten für die wichtigsten Posten aus, und die Minister lassen sich das gefallen. Der Reichskanzler hat früher einmal auch diese Vielgeschäftigkeit des Kaisers verherrlicht. Er hat gesagt: ‚Der Kaiser ist kein Philister, Herr Bebel. Das ist im Anfang des 20. Jahrhunderts entschieden ein Gewinn'. Nun, Bebel ist auch kein Philister, aber mit solchen Schlagworten tut man doch die ganze Sache nicht ab. Der Kanzler hat sich dabei auf den Standpunkt des Korpsstudenten gestellt, der seine Lebensaufgabe darin sieht, befreundeten Korporationen, standesgemäßen Bekanntschaften Höflichkeiten zu sagen, dann auch wieder mal an das Rapier zu schlagen und zu rasseln, der aber jeden, der fleißig arbeitet, und nur über das redet, wovon er wirklich etwas versteht, einen Philister nennt. In diesem Sinne mag ja das Wort des Kanzlers richtig sein, aber ich sage, wir möchten lieber etwas philiströses Verantwortlichkeitsgefühl, als diese sogenannte Genialität, die uns in solche Lagen bringt, diese Aktivität, die schließlich immer mit Verlegenheiten endet. Wir haben uns ja in Deutschland schon sehr daran gewöhnt an dieses schönrednerische Dilettantentum, das alles gut meint, aber nichts gut macht. Dieses Dilettantentum ist gerade das Gegenteil deutscher Tüchtigkeit. Dies Dilettantentum, das sich in weiten Kreisen unseres öffentlichen Lebens bemerkbar macht, ist längst etwas, das alle Nachdenklichen in allen Schichten des Volkes, in allen Parteien mit Sorge um die Zukunft des deutschen Volkes, des deutschen Geisteslebens, der deutschen Kultur erfüllt. Nur der Herr Reichskanzler sieht das Bedenkliche eines solchen Dilettantismus nicht.

Die kaiserlichen Kundgebungen sind alle von einem Geiste, nämlich alles bezieht der Kaiser auf sich und alles auf seine Familie. Deutschland haben seine Vorfahren groß gemacht. Ach, du lieber Gott, wir wissen doch, daß seit dem Tode Friedrichs des Großen bis zu dem Tage, wo Bismarck Kaiser Wilhelm I. die Zustimmung zur Annahme des Kaisertitels beinahe abzwang, die preußischen Könige immer nur Hemmnisse jeder nationalen Entwickelung gewesen sind. Wenn unter Wilhelm I. bedeutende Erfolge zur nationalen Einigung und sehr geringe auch zur nationalen Befreiung gemacht worden sind, dann ist das nicht das Verdienst des Kaisers, sondern das Verdienst Bismarcks, der sah, daß er anders seine anderen Ziele nicht erreichen konnte. Es ist eine merkwürdige Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, die Vorfahren des Kaisers hätten Preußen, geschweige denn das Deutsche Reich zu dem gemacht, was es ist. Aber das hat man dem Kaiser so gesagt, das sind die Folgen des Geschichtsunterrichts, den er erhalten hat, die Folgen der Prinzenerziehung. Das Reich ist dem Kaiser ein Mittel

Digitized by Google

zur höheren Glorie der Familie. Die Kunst hat seine Ahnen zu feiern, die Religion hat die Aufgabe: ‚den Geist der Ehrfurcht gegen mich zu stärken'. Die Formel vom Gottesgnadentum war ungefährlich in der naiv-kirchlichen Zeit, damals war sie ein Ausdruck frommer Bescheidenheit. Heutzutage ist sie ein Ausfluß eines Hochmuts, einer phantastischen Vorstellung, eines besonderen persönlichen Verhältnisses zu Gott, eines näheren Verhältnisses als niedrigere Sterbliche. Das ist ein Widerspruch zu dem religiös-sittlichen Empfinden und zu dem politischen Empfinden der Besten des Volkes. Trotzdem wird immer und immer wieder das Gottesgnadentum gepredigt, ohne daß man ihm entgegentritt von den Ministern aus, ohne daß die öffentliche Meinung sich wehrt, ohne daß auch die edlen Herren der Kirche dagegen protestieren.

Das Unbehagen über diese Äußerungen geht durch alle Schichten des Volkes, der eine nimmt an dem, der andere an dem Anstoß. Mit Recht hat einer der Vorredner darauf hingewiesen, wir wissen sehr gut, wie man in konservativen Kreisen über die Kaiserreden spricht, wenn man unter sich ist. Die Presse hat diesmal ihre Schuldigkeit getan. Meistens begnügt sie sich mit mokanten Anspielungen, meistens wird, wenn der erste Sturm vorbei ist, nichts mehr erwähnt, dann überbieten sich die Zeitungen in ekelhaftem Byzantinismus widerlichster Art, dann drängt sich draußen der gebildete und ungebildete Pöbel, um einen Zigarettenstummel zu erhaschen, den ‚Er' geraucht hat. Lesen Sie doch Ihre eigenen Zeitungen, wie diese über diese rührenden Akte von Loyalität berichten. Dafür kann der Kaiser nichts; er erfährt nur von dieser Begeisterung, die ihm entgegengebracht wird, von dieser Devotion, ich sage Ihnen, das könnten stärkere Geister nicht aushalten. Diese Debatte wäre vollständig zwecklos, wenn die Haltung des Volkes den dynastischen Aspirationen gegenüber sich nicht ändert. Alles, auch Gesetze, die wir geben könnten, wäre zwecklos, wenn man draußen nicht dem Kaiser gegenüber eine mutigere Haltung einnimmt. Es hörte sich ja ganz gut an, was wir in diesen Tagen hörten; es ist wahr, es war eine wahrhaft nationale Bewegung, dank dem Kaiser ist endlich einmal eine nationale Einheit herbeigeführt worden, eine Einheit leider nur in einer großen nationalen Entrüstung, in einer großen nationalen Negation. Ich wünschte, die Nation könnte sich in dieser Weise einen, zu einer großen nationalen Tat aufraffen. Mit Kriegervereinsbegeisterung hat das freilich nichts zu tun. Es hätte ja nahegelegen, als diese Dinge geschahen, daß wir so etwas wie Schadenfreude empfunden hätten. Aber angesichts dieser beschämenden Lage des deutschen Volkes vor sich selbst und vor dem Auslande ist mir und denjenigen von meinen Freunden, mit denen ich gesprochen habe, die Schadenfreude vergangen. Aber die kleine Genugtuung können Sie uns wohl gönnen, daß wir als Sozialdemokraten uns freuen, daß jetzt das ganze Volk dem beistimmt, was wir schon lange gesagt haben. Wir haben jahrzehntelang allein auf dem Posten gestanden gegen das persönliche Regiment. . . .

Digitized by Google

Wenn der Reichstag etwas fordert, so muß er auch das fordern, was die meisten Redner als notwendig erklärt haben: konstitutionelle Garantien, eine Änderung der Verfassung, um eine Gewähr zu schaffen gegen die Wiederholung solcher Dinge. Wenn diese Debatte kein anderes Ende nehmen sollte, als in einer ehrfurchtsvollen Bitte an den Kaiser auszulaufen, so wäre es besser, keine Resolution und keinen Antrag zu beschließen. Die Wirkung des heutigen Tages — schlage ich sie auch nicht zu hoch an auf die Persönlichkeit des Kaisers — wird sich draußen im Volke zeigen und wird jahrelang andauern."

„Der deutsche Kaiser," schreibt Naumann in der „Hilfe" — vor Jahren las man's dort anders! — „hat es seit 18 Jahren versucht, sein eigener Reichskanzler zu sein. Diese Zeit genügt, um ein Urteil zu gewinnen, und das Ergebnis ist, daß der Kaiser nicht alle Eigenschaften besitzt, die dazu gehören. Das ist an sich kein Vorwurf gegen seine Person, denn es ist gar nicht zu verlangen, daß der Erbe der Krone alle jene ganz besonderen Eigenschaften besitzt, die zum fachmännischen politischen Betriebe notwendig sind. Die Gabe der Diplomatie ist nichts Erbliches. Wenn sie beim Erben der Krone fehlt, so muß er sich darauf beschränken, solche Männer zu berufen, denen er und die Volksvertretung zutraut, daß sie politische Gabe und Schulung besitzen. Das war die Größe Wilhelms I., daß er wußte, wo die Grenzen seines eigenen Könnens lagen. Wir appellieren von Wilhelm II. an den Enkel Wilhelms I. Wir verlangen, daß der Kaiser die jetzige schwere Erfahrung zum Anlaß nimmt, sich auf diejenige Ausübung der Majestät zurückzuziehen, die in früheren Zeiten als Regierungsmethode einer erfolgreichen Politik sich bewährt hat. Ein solcher Entschluß mag für eine tätigkeitsfrohe Natur, wie Wilhelm II., sehr schwer sein; aber hier entscheidet sich sein Leben und das Leben der Nation. Wenn Wilhelm II. nach den neuesten Erfahrungen fortfahren will, persönliche Politik zu treiben, so wird er es sich zuzuschreiben haben, wenn der Abend seines Lebens sich verdüstert; denn so viel ist jetzt klar, daß sich das deutsche Volk trotz seiner wahrhaft großen Geduld die Wiederholung der Gefährdung des Nationalschicksals durch den Kaiser nicht ins Endlose gefallen lassen wird. Noblesse oblige! Hohe Stellung verpflichtet zu hohen Leistungen, unter Umständen zu hohen Verzichtleistungen. Vom Rechte des Kaisers soll nichts aufgegeben werden, aber die Praxis bedarf der Änderung. Wir wollen vom verantwortlichen Reichskanzler im Namen des Kaisers völkerrechtlich vertreten werden, aber nicht vom Kaiser selbst.

‚Bismarck hat also recht gehabt in der Beurteilung Kaiser Wilhelms II.' Das ist der Eindruck, der in zahllosen deutschen Staatsbürgern jetzt entstanden ist. Viele von uns haben die herbe Kritik des bitter gewordenen ersten Reichskanzlers lange Zeit nicht glauben wollen. Wir sahen so vielen guten Willen, starke Ansätze und teilweise Erfolge, wir freuten uns der Herstellung der deutschen Flotte und waren nicht immer überzeugt, daß die Reichskanzler und Fachdiplomaten ohne die Anregungen des Kaisers auf der Höhe der Leistungen stehen würden. Der Kaiser erfreute durch viele einzelne frische Eingriffe, und man trug um der guten Tage willen auch die bösen. Bülow hatte ganz recht, als er von ihm sagte: er ist kein Philister! Nun aber genügt die ästhetische Freude am persönlichen Wesen

Digitized by Google

nicht mehr, um die Abrechnung, was denn bei diesem System erreicht ist, weiter hinauszuschieben. Ein Kaiser wird nicht danach beurteilt, ob er einem Volke psychologisch interessant ist, sondern danach, ob unter seiner Führung die nationalen Kräfte sachgemäß verwendet werden. Auch der Leiter eines Elektrizitätswerkes oder einer Bergwerksverwaltung wird nicht ästhetisch-psychologisch beurteilt, sondern nüchtern und praktisch. Nach diesem Maße hat der alte Praktikus Bismarck den damals jungen Kaiser bemessen und — es wird heute vielfach gefragt, ob nicht der Zeitpunkt da ist, wo die Veröffentlichung des dritten Bandes der ‚Gedanken und Erinnerungen' erscheinen muß, um den letzten Akt des Kampfes zwischen dem toten Bismarck und dem lebendigen Enkel Wilhelms I. herbeizuführen. Wir unsererseits haben die Hoffnung, daß diejenigen, welche die Möglichkeit haben, den dritten Bismarckischen Band zu veröffentlichen, ihn so lange zurückhalten, als noch irgend eine Aussicht ist, daß sich der Kaiser ohne ein so starkes Druckmittel in die Lage einfügt, die er in der Welt vorfindet.

Unsere Weltlage ist denkbar schlecht geworden. Wir haben uns in der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. mit etwa 3½ Milliarden neuer Schulden belastet und damit nichts erreicht, als daß wir heute fast ganz allein und verlassen stehen. Jetzt sollen wir neue Gelder aufbringen. Für welche Politik? Für eine sorgsame und gut gearbeitete deutsche Machtpolitik soll und muß bezahlt werden, aber nicht für eine Politik der Willkürlichkeiten. Was hilft uns die beste Armee, wenn kein Staat heimlich mit uns etwas verhandeln kann? Was hilft die Flotte, wenn sie einen Oberbefehlshaber hat, der seine freie Zeit verwendet, um für die Engländer Kriegspläne auszuarbeiten? Es ist traurig, daß man so etwas sagen muß, sehr belastend für unsere vaterländischen Empfindungen.

Was der Kaiser während des Burenkrieges getan hat, ist ein Schlag ins Gesicht für alle diejenigen, die damals mit den Buren gehofft und gezittert haben. Wir haben damals trotz wärmster Vorliebe für die Buren die offizielle Neutralität unserer Regierung verteidigt und uns damit bei vielen Gesinnungsgenossen den Vorwurf der Kälte zugezogen. Aber wenn wir damals geahnt hätten, daß der deutsche Kaiser sich mit seinen obersten Offizieren zusammensetzte, um den Engländern einen Kriegsplan auszuarbeiten, so würden wir fertig gewesen sein mit einer Staatsleitung, die so wenig das Empfinden ihres eigenen Volkes teilt. Man kann zugeben, daß Kaiser Wilhelm II. als Enkel der Königin Viktoria mehr Mitgefühl mit der englischen Regierung haben mußte, als es bei uns andern der Fall ist, die wir die Engländer achten und ehren, aber nicht für sie arbeiten. Aber wer eine so einzigartige Aufgabe hat wie der deutsche Kaiser, muß auch seine verwandtschaftlichen Beziehungen in den Dienst seines einzigen erhabenen Lebenszwecks stellen. Wir verlangen vom letzten Manne im Volke eine rückhaltlose nationale Haltung, vom letzten Manne und vom ersten.

Es wird gesagt, die neuesten Enthüllungen seien deshalb nicht so schlimm,

Digitized by Google

weil die Fachdiplomaten aller Länder durch sie eigentlich nichts Neues erfahren hätten. Mag es so sein, so ist es ein sehr großer Unterschied, ob die französischen und russischen Regierungsvertreter sich im stillen gedacht haben, daß Kaiser Wilhelm II. ihre privaten Anfragen nach London mitgeteilt hat, oder ob es nun die ganzen Völker wissen. *Nach diesem Vorgange wird jetzt in aller Welt das Deutschtum beurteilt!* Deutschland in der Welt voran! Wer mag sich noch draußen sehen lassen? Nicht als ob die Diplomaten der andern Staaten nicht auch gelegentlich ebenso handeln? Sicherlich tun sie das, aber sie lassen nicht ihre Majestät den Dienst der Übermittlung fremder Geheimnisse ausführen. Das ist Deutschland vorbehalten geblieben. Und derjenige, der das der Welt erzählt, ist der Kaiser selber. Das ist der Mann, der eine fast unbegrenzte Macht besitzt, der oberste Befehlshaber im Kriege . . ."

„Gestehen wir uns doch," schließt der „Hammer" seine elegische Betrachtung, „daß wir seit 15 Jahren von dort oben her nur Enttäuschungen erlebt haben. Begraben wir endlich falsche Illusionen!

Die erhoffte Führerschaft vom Throne aus hat versagt. Das deutsche Volk muß zusehen, wie es sich selber vor den schwersten Fehlschlägen bewahrt. Darum darf aber dem Auslande nicht länger verschwiegen bleiben, daß schon längst ein tiefer Gegensatz zwischen dem deutschen Volke und seinem Kaiser besteht — ein *geistiger* Gegensatz, der aber nicht verhindern würde, daß im Falle eines Krieges das deutsche Volk wie ein Mann hinter seinen Fürsten stände.

Der Gegensatz ist geschaffen durch Stimmungen, die vorläufig nicht zu überwinden sind. Es scheint, als ob der Kaiser seinem deutschen Volke zürnte, weil es noch immer einen Bismarck verehrt. Aus dem nämlichen Grunde müssen viele der besten Deutschen und ihre Absichten sich oben eine Abweisung gefallen lassen. Und es scheint, daß noch andere Elemente beständig darauf hinwirken, daß der Kaiser sich den wahrhaft gut-deutschen Elementen immer mehr entfremdet. Wir sagten vor Jahren schon: Dort oben ist niemand mißliebiger als derjenige, der mit Ernst ein rechter Deutscher sein will. Eher kann der Engländer, der Amerikaner, der Türke, der Japaner dort auf liebevolles Verständnis hoffen, als der echte National-Deutsche.

Diese Tatsache sollte aber auch im Auslande endlich richtig gewürdigt werden, damit man dort versteht, warum des Kaisers persönliche Anschauungen nicht die Politik des deutschen Volkes darstellen.

Wie die Dinge liegen, ist auch keine Aussicht vorhanden, daß neben dem Kaiser ein Kanzler ersteht, der die Verantwortung für die äußere Politik übernehmen und sie in solide Bahnen leiten könnte. Der Kaiser kann keine selbständige Natur neben sich ertragen. Und doch wird eine Form gefunden werden müssen, die die Seitensprünge des Kaisers, der zu nichts so wenig Talent besitzt, als zu einer ernsthaften Politik, einigermaßen paralisiert und den fremden Mächten das rechte Verständnis für die Sachlage beibringt. . . .

Wo die Vernunft nicht mehr zu Worte kommt, da muß unsägliche Verwirrung Platz greifen und ein Unheil aus dem anderen geboren werden. Wir sind auf Zustände gefaßt, denen gegenüber die Vorkommnisse der letzten Jahre nur bescher-

Digitized by Google

dene Vorspiele sind. Das eine Gute hat der schmerzliche Vorgang gehabt: er hat klärend gewirkt."

Ist das nicht schon ein trostloser Pessimismus? Und woher stammt er? Aus unserer unseligen Monarchenüberschätzung, die alles von oben her erwartet. „Zwanzig Jahre und länger", erinnert die „Neue Zürcher Zeitung", „hat die halbe Welt und mehr, der größte Teil der liberalen Presse Deutschlands voran — und ebenso ein sehr großer Teil der Auslandpresse aus politischer Berechnung — beharrlich vor dem Kaiser den Weihwedel geschwungen und seine Selbstüberschätzung in sträflicher Weise großgezogen. Bis in die letzte Zeit stieß man eigentlich fast nur auf Skizzen und Studien des kaiserlichen Charakters, die ein Körnchen mannhafter und nüchterner Kritik unter einem Heuwagen voll ärgster Lobhudelei versteckten. Die guten Leute und schlechten Musikanten, getrieben von dem in den meisten Menschenherzen tief eingewurzelten Bedürfnisse, sich und anderen einen Anbetungsgegenstand zu machen, sahen geblendet unter dem Glanz der Krone die Züge eines Halbgottes, wo zunächst nur eine kleine Gruppe schärferer Beobachter etwas ganz anderes erblickte. Allmählich dämmert wohl auch weiteren Kreisen die Erkenntnis, daß es der gröbste Irrtum politischer Dilettanten war, einen Charakter wie den jetzigen Kaiser mit dicken Schmeicheleien beständig zu überfüttern."

* * *

Wenn es wahr ist, was in Hofkreisen erzählt wurde, daß nämlich der Kaiser sehr verbittert und niedergeschlagen darüber gewesen sei, daß man ihn die ganze Zeit hindurch über die Stimmung im Volke getäuscht habe, so kann man ihm das nur zu gut nachfühlen. Die letzte Betätigung Kaiser Wilhelms II. war doch nicht die erste dieser Art, führt die „Kölnische Volkszeitung" aus. „Alsbald nach seiner Thronbesteigung schon drangen immer aufs neue Kraftsprüche des jugendlichen Monarchen an die Öffentlichkeit, welche nach und nach im Inlande wie im Auslande die Summe von Mißstimmung erzeugt haben, die in den letzten Wochen wie mit elementarer Gewalt zum Ausbruch gekommen ist. Wo waren damals die wohlmeinenden Warner und Mahner unter denen, welche dem Throne am nächsten standen?

Fürst Bismarck allerdings hat seine ganze Autorität gegenüber dem jugendlichen Kaiser geltend gemacht, der sein eigener Kanzler sein wollte. Von seinen Nachfolgern ist nicht bekannt geworden, daß sie bei irgendeinem ernsten Anlaß dem Kaiser mit derselben Entschiedenheit entgegengetreten wären wie der erste Kanzler des Deutschen Reiches. Insbesondere wird niemand behaupten können, daß der gegenwärtige Kanzler, Fürst Bülow, in dieser Hinsicht seiner großen Verantwortlichkeit stets gerecht geworden sei. Hat er nicht bei einem noch nicht weit zurückliegenden Anlasse die Beschwerden über eine bedenkliche Betätigung des persönlichen Regiments abgewiesen mit der oberflächlichen Bemerkung: ‚Der Kaiser ist kein Philister!?'

Aber wenn schon die zunächst verantwortlichen Staatsmänner in ihrem Verhältnisse zum Staatsoberhaupte nicht ihre volle Schuldigkeit getan haben, so haben

Digitized by Google

geradezu unheilvoll auf die Entwickelung des Kaisers eingewirkt die unverantwortlichen Kreise, von denen er umgeben war. Einer dieser Kreise ist durch geradezu schauerliche Vorgänge in bengalische Beleuchtung gerückt worden. Der Meistgenannte aus diesem Kreise, welcher sich die besondere Gunst des Kaisers zu erwerben verstand, hat unter der schweren Anklage des Meineids das Zuchthaus mit dem Ärmel gestreift. Und die ganze Schar der Byzantiner, der Schmeichler und Speichellecker, die den Kaiser seit seinem Regierungsantritt umlagert hat und die aufrechten Männer systematisch von ihm fernzuhalten verstand.

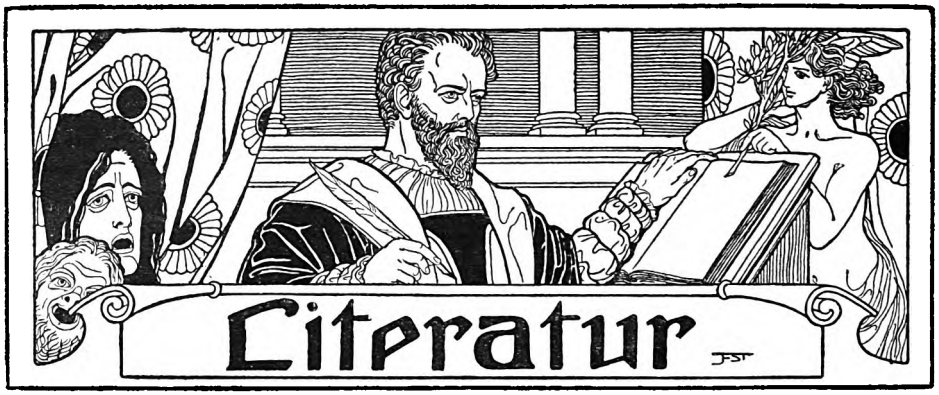
Und haben sich nicht weite Kreise auch des Volkes mitschuldig gemacht an der Entwickelung des Kaisers, die wir heute beklagen? Die Künstler, die Literaten, die den kaiserlichen Dilettantismus auf den verschiedensten Gebieten gefördert und ihn in der Auffassung bestärkt haben, daß kein Gebiet der Betätigung ihm verschlossen sei! Und wie hat man der Neigung des Kaisers zum Prunk, seiner Vorliebe für das Repräsentative und Dekorative immer wieder Rechnung getragen! Noch in den letzten Wochen ist der Kaiser in manchen Städten mit dem Gepränge eines Triumphators empfangen worden. Wie viele Organe der deutschen Presse, auch von denen, die jetzt die schärfste Kritik am Kaiser üben, können von sich sagen, daß sie bei all den früheren Anlässen mit ernstem Freimut ihre Meinung ausgesprochen haben?

Und die Vertretung des deutschen Volkes, der Reichstag, hat er nicht den weltpolitischen Ideen Kaiser Wilhelms II. manchmal auch da nachgegeben, wo sie über das Maß des der nüchternen Erwägung nützlich und erreichbar Scheinenden hinausgingen? Hat er nicht oft genug mitgeholfen, den Kaiser in der Auffassung zu bestärken, daß regis voluntas suprema lex est! ...

Das deutsche Volk hat sich über seinen Kaiser zu beklagen gehabt, und der Reichstag hat dieser Klage ... mit einer Offenheit und Rückhaltlosigkeit Ausdruck gegeben wie kaum jemals ein Parlament gegenüber dem Monarchen. Aber auch der Kaiser hat sich zu beklagen. Die Gerechtigkeit verlangt, daß das unumwunden anerkannt und ausgesprochen werde. Mögen die ernsten Lehren, welche die letzten Wochen erteilt haben, nicht nur für das Staatsoberhaupt, sondern auch für das deutsche Volk in seinem Verhalten gegenüber dem Träger der Krone nicht verloren sein!"

Gerichtstage — für das ganze deutsche Volk, Tage der Einkehr und Selbstbesinnung: — wenn sie das gewesen sind, diese beispiellosen Novembertage des Jahres 1908, dann werden wir uns in ihnen selbst einen „Markstein" errichtet haben, von dem es aufwärts führt „herrlichen Tagen entgegen". Noch gellt uns der furchtbare Todesschrei der unglücklichen Opfer von Radbod in tiefster Seele nach. Und hinein tönt der Sturmgesang der Marseillaise — als Begrüßungshymne für einen königlichen Prinzen von Preußen! Und er kam doch nur, ein Werk der Nächstenliebe zu verrichten. Aber — das Weltgericht fragt nach euren Gründen nicht. Darum wirft es warnend seine Schatten voraus. Wir sind gewarnt!

Digitized by Google



Von Fanny bis Elektra

Von

F. Lienhard

Bevor Klopstock zu seinem begeisterten Verehrer Bodmer an den Züricher See reiste, fuhr er mit seinem treuen Gleim in einen Magdeburger Freundeskreis. Einflußreiche Männer und besonders auch Mädchen und Frauen drängten sich dort um den jungen Dichter; er las aus dem „Messias“ vor; er wurde nach den damals noch geltenden freieren und herzlichen Sitten mit Küssen belohnt und sah manche dankbare Träne in den Augen seiner ergriffenen Zuhörerinnen. Vor Rührung vermochte er selber die berühmte Ode an Fanny nicht vorzulesen; Gleim las sie endlich, und der Dichter verbarg sich derweil hinter den Reifröcken und Sonnenschirmen. Man fragte nach „Fanny“, man wollte Genaueres über diese Beglückte wissen, die durch jene Oden unsterblich geworden. Klopstock strömte über von ihrem Lobe. Und so voll war nachher des Jünglings Herz, daß er keinen Schlaf finden konnte: er ging im mondscheinhellen Garten umher und dachte betend an Fanny.

Es war im Sommer 1750. Ein neuer Geist hatte in der deutschen Literatur Macht gewonnen. Man kann von Klopstocks Auftreten ab eine neue Epoche zählen. Es ist — im Unterschied vom vorausgegangenen Zeitalter der Kunstregeln: von Opitz bis Gottsched — eine Epoche des erhöhten Gemütes, geleitet von einem philosophisch und religiös vertieften Geiste.

Jene bekannte Ode an Fanny setzt folgendermaßen ein:

„Wenn einst ich tot bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast ...
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon tot bist, und deines Auges
Stillheitres Lächeln und sein beseelter Blick
Auch ist erloschen, wenn du, vom Volke nicht

Digitized by Google

Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Taten nunmehr getan hast: ...
Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest!" ...

So stellt sich dieser Erstling der neuen Epoche dem Frauentum gegenüber. Er erhebt die Frau; er erhebt sie von der Seele aus, er sucht mit dem eigenen Gemütsadel den Adel der Frau.

Nicht anders hält es Schiller in seinen Briefen und Dichtungen. „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!" Wie er die Würde der Poesie und die Würde der männlich-gereiften Persönlichkeit hochhält, so spricht er in gleicher Höhenlage und entsprechender Anschauung von der anmutvollen Würde der Frau.

„Dünke der Mann sich frei: du bist es; denn ewig notwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz, du bist ewig nur Eines:
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst."

Und so auch Goethe in seinen Briefen, etwa an Frau von Stein, und in seinen Dichtungen, vom „Tasso" bis hinaus zu den „Wanderjahren", von der „Zueignung" bis zum Schlußwort des „Faust".

„Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben:
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben."

Die Muse naht diesem hochgestimmten Geschlecht in Gestalt eines „göttlichen Weibes". Wie sie mit ihrer Geistkraft überall in der Schöpfung und im eigenen Innern das Geistkräftige herauszuschauen und zu gestalten wissen, so erschauen sie auch im Weibe nicht die Niedrigkeiten der Materie, sondern die Edelkräfte dieses anmutig verwickelten Organismus. Und nur so, weil sie Männer waren, unangekränkelt von Feminismus und Sexualismus, schlug ihr Stahl aus dem weiblichen Gestein Feuer zu tage; das so geweckte und geadelte Weibliche ergänzte sich wohltätig zum Manne, förderte seine Entwicklung und wurde hinwiederum von ihm gefördert. Und so zieht sich durch die ganze Epoche, von Fanny bis Iphigenie, von Schillers Frauen bis zu Fausts verklärtem Gretchen, das Wort: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!" Aber das Weib hinwiederum wird dankend zurückrufen (Marianne von Willemer, Westöstl. Diwan):

„Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben,
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Atem geben" —

— Denn Stein und Stahl, weibliche und männliche Polarität, gehören zusammen, reizen, locken, jagen und suchen sich. Ist das Ergänzungsverhältnis in schönem Einklang, so fliegt Dank hinüber und Dank herüber.

Digitized by Google

Demnach ist dies Verhältnis mit einem Gefühl der Achtung und der Selbsterziehung untrennbar verbunden. Können sich diese beiden Kräfte, gewaltig in ihrer Liebe, furchtbar in ihrer Zerstörungskraft, nicht selber zügeln, so verbrennen und zerreiben sie sich gegenseitig. Mag daher auch der natürliche Drang und Trieb in Gestalten wie Philine — der aber eine seelenvolle Mignon gegenübersteht — oder in den Römischen Elegien vorwiegend herausbrechen: er ist doch durch stärkeres Geistbewußtsein, durch Willenszucht, durch Rhythmus gezügelt.

... „Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist" ...

Dem Drang der Natur entsprach eben ein Gegendrang des Geistes; sie berichtigen und halten sich gegenseitig: wie das echte Weib und der echte Mann. Im Gleichgewicht dieser Kräfte beruht die Macht einer Persönlichkeit.

Diese Stellung zur Frau ist ein Kennzeichen jener Epoche. Das Zeitalter als Ganzes war nicht moralischer als irgendwelche andre Epochen. Laster und Leidenschaften wuchern überall, wo Menschheit ist. Nicht die Besten bleiben verschont vom Tribut, den in irgendwelchen Formen die Erde verlangt. Aber dem Zwang von unten stellt sich in diesen Besten ein stärkerer Drang nach oben entgegen. Und so geht durch das klassisch-romantische Zeitalter, durch jene Epoche des Humanitätsgedankens, neben allem Luxus und Freigeisterwesen ein bedeutender Vollendungs- und Veredlungsdrang.

Mögen sie Lessing heißen oder Mendelssohn, Kant oder Herder, Körner oder Humboldt, Schiller oder Goethe: diese geistigen Menschen sind auch in ihrer Weltanschauung auf das Göttliche gestimmt, nicht auf das Animalische.

Wenn wir doch jenes sichere und tiefe Ewigkeitsgefühl wieder fest ins Auge zu fassen wagten! Schon Klopstock hat den Gedanken einer mehrfachen Wiederverkörperung der Seele behufs immer höherer Vollendung in seiner letzten Ode bedeutend geprägt („Die höheren Stufen", Februar 1802). Zwanzig Jahre vorher schrieb Lessing sein letztes Wort in genau demselben Sinne („Erziehung des Menschengeschlechts", 1780): „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Herders letzte Niederschrift ist ein Zitat aus den Dichtungen Gerstenbergs; es lautet:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höherer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und schweigt."

Herders Sohn fügt diesem „und schweigt" die Bemerkung hinzu: „In prophetischem Geiste schrieb er diese Strophen — die letzten seines Lebens: — es verhallte in diesem höheren Gebet." Derselbe Herder hat in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (5. Buch, Kap. 6) großzügig über Un-

Digitized by Google

sterblichkeit und Höherentwicklung geschrieben. Einem Goethe waren diese — oft mit Herder durchgesprochenen — Anschauungen eine Selbstverständlichkeit, wie viele Stellen beweisen (etwa jenes Gespräch mit Falk an Wielands Todestag, 1813, oder oft bei Eckermann, in den Briefen, in den Werken). Nicht dogmatisch saß dergleichen Anschauung jenen phantasievollen und künstlerischen Naturen in Fleisch und Blut, sondern es kam aus innerem Erleben heraus: aus einem unbegrenzten geistigen und seelischen Vollendungsdrang. „Jeder außerordentliche Mensch" — so spricht einmal Goethe schlicht und groß zu Eckermann (11. März 1828) — „hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem." Oder, in Ergänzung hiezu (Gespräch mit dem Kanzler Müller, 26. Januar 1825): „Ich muß gestehen, ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie uns nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben." Goethe liebte es nicht, über dergleichen Fragen zu spekulieren. Bemerkungen wie die obigen sind nur der einfache Ausdruck einer im Grunde des ganzen Schaffens und Wesens unverrückbar ruhenden, dem Zweifel nicht zugänglichen, selbstverständlichen Kernanschauung.

Aus solcher Denkart bestimmte sich Sprache und Gestaltungsweise, Stoffwahl und Form jener Literaturepoche. Die Diktion ist von einer feinen Wärme und Geistigkeit belebt; denn die Sinne herrschen nicht bei solcher Auffassung, sie dienen einem geistigen Ganzen; auch in der Kunst, auch in der Poesie. Kolvristische Übertriebenheiten und sensualistische Wirkungen werden nicht angestrebt. So ernst wird die Materie nicht genommen, wie animalisch gestimmte Naturen sie zu nehmen pflegen. Die Materie hat zu dienen, ist das Mittel, in dem sich bedeutende Ideen zum Ausdruck bringen. Nur sofern Materie mit diesen Ideen einen schönen Bund einzugehen vermag, ist sie dem Künstler willkommen und wird von seiner inneren Schöpfungskraft verarbeitet, durchgeistigt, geadelt. Diese Männer stehen der Natur etwa so gegenüber wie den Frauen: vom Herzen aus gewinnen sie zum Züricher oder Genfer See oder zu einer liebeswarmen Mondnacht oder zu einer faustischen Sturmnacht im Harz ein gleichwohl sinnenstarkes Verhältnis. Sie beseelen und begeisten die Natur; und die Natur dankt ihnen durch Offenbarungen. So bildet sich von Rousseau, Klopstock, Macpherson bis zum greisen Goethe und zu den letzten Romantikern wie Eichendorff, Chateaubriand oder Lamartine ein Gemütsverhältnis zur Natur — wie zur Frau, zur Kunst, zur Menschheit insgesamt.

Das ist die klassisch-romantische Epoche. Sie umspannt ein Menschenalter von 70 bis 80 Jahren. In demselben Jahre, in dem Klopstocks Wirken einsetzte, wurde Goethe geboren. Von 1750 bis 1830 etwa breitet sich jene Gemüts- und Geistesrichtung über unsere Literatur aus.

Scharf unterscheiden sich von dieser Epoche die seitherigen 80 Jahre. Etwa mit Goethes Tod setzt das realistische Zeitalter ein.

An der Spitze dieser neuen Stimmung stehen etwa Hebbel und Heine; in

Digitized by Google

Frankreich Balzac und der realistische Roman, gipfelnd in Zolas Naturalismus. Balzacs erste Werke erschienen in den Jahren um Goethes Tod; ebenso des kühlen Stendhal (Henri Beyle) Hauptwerke („Rouge et Noir" 1830); ebenso Heines Erstlinge, Meyerbeers durchschlagende Erfolge, Hebbels Anfänge („Judith" 1840). Die Brüder Goncourt, Flaubert, der Ästhetiker Taine, die Problemdramatiker Dumas, Augier, Sardou, der Bühnentechniker Scribe, in Deutschland Freytag, Keller, Storm, Otto Ludwig — über denen noch ein Abendrot des klassisch-romantischen Zeitalters nachschimmert — kennzeichnen das realistische Zeitalter; Jungdeutschland (Börne, Gutzkow) wird politisch und journalistisch; die Agitatoren des Sozialismus, Marx und Lassalle, treten auf; Darwin und geringere Propagandisten wie Büchner, Vogt, Moleschott verbreiten die Vorherrschaft der Naturwissenschaft; zuletzt wird hier Haeckel ein Typus, wie im Roman Zola und im Drama Ibsen; und noch einmal, kurz vor der Jahrhundertwende aufflammend und erlöschend, scheint Friedrich Nietzsches peitschende Kritik den zergliedernden Geist des Jahrhunderts zusammenfassen zu wollen, mit Fernsichten in einen unklar geahnten höheren Menschentypus, der aber wiederum vom „Willen zur Macht" getragen ist, dem Jahrhundert entsprechend.

Dieser Geist ist vom Zeitalter einer Fanny, Meta, Leonore oder Iphigenie scharf zu sondern. Diese neue Menschengruppe ist auf die Außenseite der Dinge gesprungen; sie betrachtet die Welt mit den Augen des Körpers und des kritischen Verstandes, nicht mit den Organen der Seele und des Gemüts; sie untersucht das Körperliche: die Hinterlassenschaft der Großen, ihre Wohnungstrümmer, ihr handschriftliches Material. Man gräbt aus und treibt philologische Kritik. Schon mit Wolf und Lachmann setzt dieser Trieb ein; er steigert sich, er wird die vorherrschende Blickweise eines Jahrhunderts, in dem der räsonnierende Journalismus einen unabsehbaren Einfluß gewinnt. An Stelle der Liebe drängt sich Sinnlichkeit und Wollust nach vorn; an Stelle der unbefangenen Güte eine alttestamentarische Rache und Gerechtigkeit. Heine und Lassalle sind leidenschaftliche Hasser; ein Zug von Grausamkeit und Wollust ist in Hebbels bedeutender Tragik nicht zu verkennen. Man sehe sich schon Hebbels erotisch getönte Stoffe an: Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Gyges, Herodes und Mariamne — hier beginnt schon das, was später in Strindberg so grell hervortritt und der modernsten Richtung ein so wichtiges Gepräge gibt: der Kampf zwischen den beiden Geschlechtern. Es ist nicht mehr die maßvoll-beherrschte, poesieverschönte Sinnlichkeit der Goethezeit; es ist etwas Dumpf-Animalisches, fast Raubtierhaftes hier zu spüren, gleich in der Problemstellung, eng verwachsen mit der Tonart des Ganzen, bis in die Diktion und die sensualistischen, anschauungsstarken Bilder hinein. Das Verhältnis der Geschlechter ist gestört; das Verhältnis zur Natur ist gestört: es ist dort und hier ein fast feindseliges Zerwühlen und Bekämpfen an die Stelle getreten. Und gestört ist das Verhältnis der Schichten und Stände. Wie die niederen Triebe dumpf und begehrend emporschreien, so drängt die soziale Unterschicht in diesem Zeitalter instinktmächtig empor. Nicht nur der Staat, auch Kirche und Christentum, bisherige Behälter der religiösen Kräfte, werden bekämpft; „Gott ist tot!" ruft Nietzsche hinaus; Haeckels „Welträtsel" sind zu Hunderttausenden verbreitet. Durch die

Digitized by Google

Literatur, von der Bühne bis hinaus zum „Simplizissimus", geht ein Zug der Verneinung: ein Mangel an vornehmer Ehrfurcht, an edler Schamhaftigkeit, an stolzer Gehaltenheit. Überall der brutale „Wille zur Macht".

Wiederum drückt sich auch diese Stimmung und Denkart des — auf andren (technischen, industriellen, wissenschaftlichen) Gebieten bedeutenden — Jahrhunderts in Stil und Sprache, in Stoffwahl und Stoffbehandlung aus. Es wird von der sinnlichen Seite her eindrucksvoll geschildert. Schilderung ist die Stärke dieser Literatur; Schilderung und Zergliederung. So Zola und Ibsen nebst ihren deutschländischen Epigonen; so Nietzsche oder charakteristische Russen wie Dostojewski. Mit Vorliebe werden dumpfe Triebmenschen oder entartete Gesellschaftskreise zur Darstellung gewählt: das Animalische oder auch das Pathologische. Die Psychologie geht in Physiologie über; der „freie Spieltrieb", von dem Schiller gesprochen, wird wissenschaftlich genaue Untersuchung oder satirische Zergliederung. Überall scheint Wollust oder Haß oder allenfalls eine kühl begründende Gerechtigkeit die Feder zu führen. So auch in den schrecklichen Prozessen um sexuelle Dinge, so in der Parteipolitik, auf der Bühne, in sexueller Lyrik. Die Beliebtheit körperlicher Erotik macht sich in allen Büchern und Schaufenstern bemerkbar. Diese Generation der ruhelosen und lauten Städte braucht Reizungen körperlicher Art.

Von Hebbel und Heine bis Ibsen und Dehmel derselbe durchgehende Zug: ein Kampf und Krampf um den Geist unter der lastenden Wucht der Materie. Es ist nicht mehr Goethe-Stimmung: ist das Zeitalter unsres gestiefelt-wuchtigen Bismarck, der im Jahre der Schlacht von Waterloo geboren wurde und Napoleons Realpolitik geerbt zu haben scheint.

Die Weltachse hat eine Drehung vollzogen. Sie wälzte sich nach der Seite des Realismus. Und alle Gegenstöße des Idealismus — d. h. der Weltanschauung, die vom Primat des Geistes und des Gemütes, der Güte und des Vertrauens ausgeht — waren umsonst: von Carlyle bis Emerson, von Schopenhauer bis zu Richard Wagner, dessen wirkungsstarkes Musikdrama allerdings durchdrang, nicht aber die Bayreuther Seelenstimmung. Und so hat der Naturalismus im weitesten Sinne — auch die koloristische Phantastik des nervösen „Symbolismus" mit einbegriffen — Literatur und Bühne in Besitz genommen, getragen vom Geist des Zeitalters.

Bezeichnende Frauengestalten dieser Literatur sind Salome und Elektra; der modernste Dichter des Sexualismus heißt Wedekind. Wie wir die wahre Lebensquelle — die Sonne — vergessen haben und im Leib des Planeten nach seinen Rätseln suchen, so steht diese Poesie gewalttätig dem Weiblichen gegenüber. Richard Strauß schuf dieser Sinnlichkeit die entsprechende Musik.

Ich habe schon in meinen „Wegen nach Weimar" (Bd. IV) ausführlich auf diesen Gegensatz hingewiesen. Hofmannsthals Elektra „heult" um den Vater, daß alle Wände schallen, und springt „wie ein Tier" in den Schlupfwinkel zurück. Es ist Pathologie; es ist Nervenwirkung — wie sie schon bei „Hannele" bedenklich mitschwingt. So heißt es von Elektra: „Sie fängt an der Wand des Hauses eifrig zu graben an, lautlos, wie ein Tier" ... Von Klytämnestra: „Ihr fahles, gedunsenes Gesicht, in dem grellen Licht der Fackeln, erscheint noch bleicher in dem

Digitized by Google

scharlachroten Gewand; sie stützt sich auf eine Vertraute, die dunkelviolett gekleidet ist“ ... „Eine gelbe Gestalt, mit zurückgekämmtem schwarzen Haar, einer Ägypterin ähnlich, trägt ihr die Schleppe“ ... Man bemerke die grellen Farben und Körperangaben und verbinde damit das mehrfache „wie ein Tier“! Es ist gegenständliche Anschauung; und zwar Schilderung von entstellten körperlichen Wesen, die ihrer Menschenwürde entadelt sind, deren Körper spukhaft auf Erden zurückblieb. Dort, bei Schiller und Sophokles, die Würde im Menschen, hier Zolas „bête humaine“: das Tier im Menschen. Durch kecke Zeichnung, gewagten Farbenauftrag — wie Korinth und Slevogt — oder durch Prunk der anschaulichen und bilderstarken Rede sucht man das Seelische zu ersetzen.

Wo aber bleibt die Kraft aus der oberen Sphäre? Der kosmische Glauben? Die Beleuchtung aus der Sonne des Geistes, für den es keinen Tod gibt? ...

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschheit Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn“ ...

So setzte das Zeitalter des Geistes ein: mit warmem Lichte der Stimmungskräfte aus der oberen Welt. Und heute?

Vorerst hat sich die Erdkraft künstlerische Formen geschaffen und hat die Geistkraft zurückgedrängt. Nicht Weimar noch Wartburg, nicht Walthers „Süß und geblümet sind die reinen Frauen“ noch Wolframs „heiliger Gral“ klingen vorerst in neuen Tönen weiter; keine Glocken läuten von den freien Bergen; kein Ariel fliegt mit Spiel und Sang über den Schwerkräften Kalibans. Gespannt und mit Waffen in der Hand stehen die Nationen und Parteien einander gegenüber. Wohl sind Gegenströmungen in der Stille vorhanden: werden sie die Entwicklung zum Guten siegreich beeinflussen? ...

In keiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, auch nicht in der neuesten — übrigens ernsten und bedeutenden — von Friedrich Kummer (Dresden, Karl Reißner) finde ich diesen markanten Unterschied zweier Zeitalter herausgearbeitet. Und doch kann nur dieser Gesichtspunkt befreien.

Schwedens größte Dichterin

Zu Selma Lagerlöfs 50. Geburtstage

In Selma Lagerlöf ist Schweden eine Dichterin erstanden, die der innersten Volksseele zu lauschen weiß und ihr Stimme verleiht. Geboren am 20. November 1858 auf dem kleinen Landsitz Märbaka am malerisch gelegenen Löfsee, wuchs sie auf in einer der poesievollsten Gegenden ihrer Heimat, im sagenreichen Wermland. Das Wunderbare, Märchenhafte lag dort gleichsam in der Luft. Atemlos lauschte die Jugend, wenn die Alten an den langen Winterabenden die stimmungsvollen heimatlichen Sagen erzählten. Sie bildeten die Quelle für ihre einzigartige Erstlingsschöpfung, die „Gösta-Berlings-Sage“

Digitized by Google

(in deutscher Übersetzung erschienen bei Albert Langen, München, der die sämtlichen hier erwähnten Werke Selma Lagerlöfs verlegte), die sie mit einem Schlage berühmt machte. Langer Jahre jedoch bedurfte es, ehe sich das Gehörte zu greifbaren Gestalten verdichtete. Selma Lagerlöf hat uns in dem köstlichen Stück Autobiographie: „Wie Gösta Berling entstand" selbst von dem berauschend schönen Augenblick berichtet, da es wie eine Eingebung über sie kam, sie müsse nach dem Vorbild der nationalsten der schwedischen Dichter, Bellman und Runeberg, die Sagen ihrer Heimat niederschreiben. Hart rang sie um die Form, und erst ihre gereifte Intelligenz — sie bildete sich zur Lehrerin am höheren Seminar in Stockholm aus — gelangte durch das ernste Studium der Wirklichkeitsdichtung ihrer Tage zur Einsicht, daß die herrschende Schilderungsform niemals die ihre sein könne und daß sie zurückzugreifen habe auf das frohe, zwanglose Fabulieren der Romantik. Als später die Frauenzeitschrift „Idun" einen Preis für eine Novelle ausgeschrieben hatte, benutzte die nunmehrige Lehrerin zu Landskrona ein paar kurze Ferientage, um die ersten Episoden der „Gösta-Berlings-Sage" auf das Papier zu werfen und sich damit den Preis zu erringen.

In diesem phantasievollsten ihrer Werke offenbart sich die Dichterin geradezu als die in einem einzigen Ingenium zusammenströmende Volksphantasie, für die das Wunderbare, Groteske, Grausige sowie die unerwartetsten Tugenden natürlich, ja ganz selbstverständlich erscheinen. Schroffe Widersprüche werden kühn zu Einheiten verbunden, und hinter all den von ihr geschilderten Menschen steht die Sage der Urzeit und vergrößert ihre Tugenden wie ihre Sünden. Jeder einzelne hat seine Wurzeln in der dunkelsten Vergangenheit des Volkstums, im Naturmythos, und dadurch kommt ein so ursprünglich packender Zug in Selma Lagerlöfs Dichtungen, etwas von der genialen Naivität alter Kunstwerke. Ihre Menschen reflektieren nur wenig; sie handeln aus starken elementaren Impulsen heraus, aber das Reinmenschliche in ihnen bringt sie uns in ihrer Eigenart ganz nahe. Dieses Reinmenschliche, das gerade Sagenstoffe allen verständlich macht, weil es das Menschentum auf uralte Empfindungseinheiten zurückführt, aus ihrem vielgestaltigen Stoff herauszulösen, hat Selma Lagerlöf hier einzigartig verstanden, und wir begegnen dieser ihrer Meisterschaft immer wieder da, wo sie legendarische Stoffe behandelt, besonders in den naiv innigen, in Jerusalem gesammelten „Christuslegenden".

Die Liberalität der schwedischen Regierung verschaffte der jungen Schriftstellerin, die eine so geniale Probe ihres Könnens gegeben hatte, „eines Jahres Dichterruhe", und sie benutzte sie zu einer Reise nach dem Süden. Ihr Weg führte sie zunächst nach Sizilien, und die Frucht dieser Reise sind „Die Wunder des Antichrist".

Im uralten Heiligtum Aracoeli zu Rom wird ein wundertätiges Christusbild vertauscht; das falsche Bild trägt in seiner Krone die Inschrift: „Mein Reich ist nur von dieser Welt". Nach entdecktem Betrug in den Abgrund geschleudert, wandert es von Hand zu Hand, und wo es hinkommt, verlangen die Menschen leidenschaftlich nach dem Glück dieser Erde. Das ist das geistvolle Leitmotiv des Buches. Schließlich gelangt der Antichrist als Wecker des Sozialismus auch nach dem Ätnastädtchen Diamante (Taormina ist gemeint). Wer nun eine Geschichte des sizilianischen Sozialismus erwartet, wird sehr enttäuscht sein. Selma Lagerlöf schildert den sozialistischen Gedanken nur, wie er im Herzen idealster Menschenfreunde lebt, als Wunsch, allen denen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen, ein besseres Los zu bereiten, denn: „Der Sozialismus ist das friedliche Bild der eignen Heimat und der frohen Arbeit, von dem jeder Mensch von seiner Kindheit an träumt." Darum auch besitzen die, die ihn hier verkünden, die Seelen treuherziger Kinder, selbst nachdem sie jahrelang in Kerkern geschmachtet haben. Und auch der Heilige Vater verzeiht ihnen mit Worten erhabenster christlicher Milde, indem er die Anklage des fanatischen Mönches, der dem falschen Götzen auf die Spur kam, in Form eines wundervollen Gleichnisses zurückweist und versöhnend schließt: „Niemand kann die Menschen ganz von ihren Leiden befreien, aber dem wird viel vergeben werden, der ihnen wieder neuen Mut macht, ihre Leiden zu tragen." So hat das Werk eine tief symbolische Seite; es

Digitized by Google

hat auch eine romantische: die wundervollen Schilderungen des Südens, der sich den staunend glückseligen Augen der nordischen Dichterin zum ersten Male in seiner reichen Schönheitsfülle offenbart. Diese farbenprächtigen Bilder aus Sizilien lassen vergessen, was uns die Verfasserin an Wirklichkeitsgehalt schuldig bleibt. Sie verkörpert wiederum das phantasievolle neuromantische Element nach einer jahrzehntelangen Herrschaft des Realismus in der schwedischen Literatur. Obwohl sie heute nicht mehr vereinzelt dasteht, war sie eine der ersten, die den Zwang einer literarischen Modeströmung abschüttelten zum Heile dessen, was das nationale Temperament Ureignes zu bieten hatte.

Doch wir schätzen Selma Lagerlöfs dichterisches Gestalten am höchsten da, wo es unmittelbar aus dem heimischen Volkstum schöpft und vertraute Dinge vertieft und beseelt. Hier gelingt ihr auch, was sie bei ihren phantastischen fremdländischen Bildern nicht immer erreicht: strenge künstlerische Abrundung, Konzentration, Vertiefung der Wirkung durch schlichte Vereinheitlichung und Verinnerlichung. Die zahlreichen Sammelbände ihrer kürzeren Erzählungen („Die Königinnen von Rungahälla" [hier besonders „Astrid"]; „Unsichtbare Bande" [„Die Vogelfreien, der Roman einer Fischersfrau"]; „Legenden und Erzählungen" [„Die Grabschrift"]) enthalten geradezu Perlen. Bald ist es die gedrängte, kraftvolle Behandlung von Stoffen aus der Vorgeschichte Schwedens, bald die Schilderung der noch heute herrschenden Sitten und Anschauungen der bäuerlichen Bevölkerung ihres Heimatlandes, die uns fesselt. Stets offenbart sich ihre meisterliche Begabung: schlichte, reinmenschliche Züge zu geben und ihre Gestalten aus einem gewaltigen Rahmen packender Naturschönheit heraustreten zu lassen. (Hervorragend ist in dieser Beziehung vor allem die größere Erzählung „Herrn Arnes Schatz".) An solchen Stoffen ist ihr Können sichtlich gereift: sie lernte große Einheiten sehen, die Wurzeln zu allen hervorstechenden Eigenschaften ihres Volksstammes finden; ihr Blick für das Psychologische des einzelnen wie der ganzen Rasse schärfte sich: ein so bedeutendes Werk wie „Jerusalem" konnte konzipiert werden, ein Werk, das das schwedische Bauerntum und sein inneres Leben behandeln will. Selma Lagerlöf hat nach dem Urteil eines der hervorragendsten Kritiker ihres Landes, Oskar Levertins, „den großen Roman des schwedischen Bauern geschrieben wie kein anderer in unserer Literatur". Sie legte ihm den tiefen Konflikt zugrunde, der ab und zu innere Zerrissenheit in diese uralte, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Einheit brachte: den Konflikt zwischen Heimatliebe und religiösem Fanatismus, und schildert die Auswanderung einer Schar von einem Sektierer begeisterter Dalekarlier nach Jerusalem, wo sie die Gemeinde der ersten Christen wieder herstellen wollen. Nur eine dichterische Individualität, die der Volksseele hellseherisch nahestand, konnte ein so meisterliches Stück Volkspsychologie schaffen. Wie auf markigen Holzschnitten erstehen ihre Dalekarlier vor uns mit ihren seltenen aber tiefen Gefühlsäußerungen, in ihrer herben Größe, aber auch in ihrer naiven Beschränktheit. Erschütternd wirkt das schwere Loslösen der Erleuchteten von der heimatlichen Scholle, wie später ihre verzehrende Sehnsucht zurück nach dem Dalelf. „Jerusalem" bietet die genialste Probe von Selma Lagerlöfs Können, so wie es uns zugleich — und zwar durch die allzu phantastischen Bilder aus dem Orient — erkennen läßt, auf welchem Gebiet ihre Meisterschaft, ihr großer Stil sich voll entfaltet.

Unmittelbar aus der heimatlichen Volksseele schöpfte sie auch das reizvolle Kindermärchen „Nils Holgersons wunderbare Reise mit den Wildgänsen durch Schweden", dessen in den ersten zwei Bänden (ein dritter soll noch erscheinen) niedergelegte herzerquickende Phantasiefrische wiederum den Ausspruch Oskar Levertins bestätigt: „Sie ist Mutter Sveas eigenstes Patenkind." Viel auf Reisen, pflegt Selma Lagerlöf zu ruhigem Schaffen immer wieder nach der alten Bergwerkstadt Falun zurückzukehren, wo sie sich ein Heim geschaffen hat. Im Frühjahr 1907 wurde sie anläßlich des Linnéfestes zum Ehrendoktor der Universität Upsala gekrönt.

Anna Brunnemann

Digitized by Google

Victorien Sardou

Eine Erscheinung, wie der am 8. November im Alter von 77 Jahren verstorbene Sardou, ist in der deutschen Literatur undenkbar. Nicht als ob es ihm hier an Nachahmern fehlte. Wo hätten die jemals dem Erfolgreichen gemangelt? Aber im Begriff „deutsch" ist dieses ungeheure Können, diese rastlose sorgsame Kunstarbeit in Verbindung mit einer so ganz geringen Künstlerschaft nicht vereinbar. Man könnte zuerst an Kotzebue denken, der wie Sardou die eindringlichste Kenntnis des Theaters besaß und aus diesem Wissen von den Wirkungsbedingungen der Bühne heraus auch immer die Wirkung erreichte. Aber auch die treuesten Erfolgsanbeter wagten es nicht, ihm einen derartigen Künstlerrang zuzusprechen, wie ihn Sardou jahrzehntelang in Frankreich eingenommen hat. Andererseits hat Kotzebue wie alle deutschen Theatraliker liederlich gearbeitet. Es gehört die französische Hochachtung vor der Mache dazu, das entwickelte Gefühl für die Kunst der Technik, um einen Sardou zu ermöglichen. Und es gehört die ganze französische Einstellung zum Theater dazu, mit dem das Drama im germanischen Sinne eigentlich gar nichts zu tun hat. Dieses Theater ist Unterhaltungsstätte. Ob es ausgelassenste Lustigkeit oder blutige Tragik vorführt. Es ist Unterhaltungsstätte, weil alles dauernd bewußtes Spiel bleibt. Beim Dichter, beim Schauspieler, beim Zuschauer, weil hier niemals der tiefste Ausdruck des wirklichen Lebens gesucht wird. Die Franzosen, die Shakespeare nachstrebten, sind alle in die Karikatur hineingeraten.

Man ziehe von deutschen Theaterschriftstellern zum Vergleiche Paul Lindau oder Felix Philippi heran, zwei der gelehrigsten Schüler Sardous; beide ebenfalls ausgezeichnete Kenner des Theaters, unbelastet von jedem künstlerischen Gewissen, rücksichtslos dem Effekt zusteuernd. Wie ohnmächtig und schwächlich sind sie gegenüber dem Franzosen! Und hauptsächlich weil sie uns glauben machen wollen, es handle sich hier um Lebensausdruck. Da es bei ihnen vom Blute nicht herrührt, so ist's Einfluß der deutschen Umgebung, daß sie psychologisch zu begründen, daß sie vorzubereiten suchen. Wo sie das aber nicht tun, wo sie mit Überraschungen aufwarten, da offenbart sich sofort der Mangel an Kultur. Sie überraschen mit Dingen, die uns verletzen, die jenen Gestalten von vornherein alle Sympathie rauben, mit denen wir mitfühlen müßten, wenn das ganze Werk uns etwas sagen sollte. Auch in der Hinsicht war Sardou ein echter Vertreter der „grande nation", der sich auch in der fatalsten Lage wenigstens die schöne Gebärde noch rettete, wo der Sünder oder zumeist die Sünderin eine Eigenschaft bewahrt, durch die sie nicht nur Mitleid, sondern auch Sympathie erwecken kann. Auch das liegt an diesem bewußten Theaterspiel. Die ärgsten Schufte und gemeinsten Charaktere zeigt das französische Drama bezeichnenderweise nicht in der Tragödie, sondern im Lustspiel. Hier hilft die bewußte Karikatur darüber hinweg.

Sardou schuf ganz aus dem Theater heraus. Es ist bekannt, daß er den Proben seiner Stücke von Anfang an beiwohnte. Bei diesen Proben saß er zumeist im Parkett. Aber es gab auch keinen Rang im Theater, von dem aus er sich nicht jede einzelne Szene einmal ansah. Und erst während dieser Proben wurden seine Stücke fertig. Also nicht die Entwicklung irgendeines Problems, nicht einmal die Entwicklung irgendeines Geschehens, geschweige denn die irgendwelcher Charaktere war für die Gestaltung seiner Kunstwerke maßgebend; sondern das Empfinden des Zuschauers. Er versetzte sich ganz an dessen Stelle: was war jetzt erwünscht, was mochte man jetzt sehen? Und dann aber auch: woran konnte dieser Zuschauer jetzt am allerwenigsten denken? Wodurch mußte er in diesem Augenblicke ganz verblüfft werden? Was gewährleistete also den Effekt? Diese Einstellung des Empfindens offenbart sich am besten in der Tatsache, daß er die fertigen Szenen bei diesen Proben noch völlig durcheinanderschob. In manchen seiner Dramen — man denke etwa an Tosca — hat Sardou Geschehnisse von unerhörter Grausigkeit auf die Bühne gebracht. Ich habe nie einen Menschen

Digitized by Google

kennen gelernt, der dadurch erschüttert worden wäre. Alles war in den Nerven haften geblieben. Man wurde gequält, erregt, es wurde einem wie unter Alpdruck beklommen; erschüttert wurde man nie. Es fehlte eben die innere Wahrheit. Man konnte keinen Augenblick vergessen: das alles wird ja bloß gespielt. Und seine Lustspiele, die konnten ausgezeichnet unterhalten. Aber so wirklich lustig, so recht von Herzen lachen konnte man dabei nicht. Auch das war alles eben nur gespielt. Am höchsten stehen seine Satiren, weil man hier am kältesten mit zusieht. Denn niemals hat Sardou eine neue Idee vertreten, niemals ist er für einen persönlichen Gedanken eingetreten. Er griff auf, was bereits im allgemeinen Bewußtsein war, sei es auch nur durch die Tagespresse. Aber gerade deshalb, weil man nichts Neues erfuhr, weil man nicht erst überzeugt zu werden brauchte, war man in der richtigen Einstimmung zu beobachten, wie fein das gemacht war. Es war also auch hier letzterdings eine Freude an der Technik, zu der für den mit Sprachempfinden begabten Menschen der Genuß an dem fein geschliffenen Dialog hinzukam.

Zu einer solchen Erscheinung gehört eine innerlich kalte Natur. Es wäre merkwürdig, wenn Sardous Lebensgang das nicht bestätigen sollte. Auch er war einmal jung, und der aus armen Verhältnissen hervorgegangene Jüngling, der sich unter schweren Entbehrungen das Studium der Medizin ermöglicht hatte, schrieb einmal ein Drama, in dem er sich von einer Lebensnot zu befreien strebte: „La taverne des étudiants". Das war 1854. Das Stück fiel vollständig durch. Das schreckte den jungen Mann nicht vom Theater ab, aber lenkte ihn in eine ganz andere Laufbahn. Ganz systematisch verschaffte er sich eine eindringliche Kenntnis der Bühne. Er heiratete eine Schauspielerin und verkehrte nach Möglichkeit in Schauspielerkreisen. Er studierte genau die Wirkungsmöglichkeit der Schauspielkunst. Er war klug genug, um zu erkennen, daß es nicht viele große Künstler unter den Schauspielern gibt, aber zahlreiche ausgezeichnete Könner. Und er erkannte, daß diese am stärksten in Rollen wirken, die als Charaktere etwas roh zurechtgezimmert sind. Denn da braucht der Schauspieler ja nicht zu dienen an einem größeren Kunstwerke, sondern kann sich austoben. Das gewöhnliche Theaterpublikum vermag dieser Schauspielkunst nie zu widerstehen. So ist Sardou von Erfolg zu Erfolg geschritten. Als echter Techniker bewahrte er sich eine wissenschaftliche Natur: seine Liebe galt der Geschichte. Und er erwarb sich eine hervorragende Kenntnis des Drumherums, der Erscheinungsformen vergangener Zeiten und Geschehnisse. So ist er unter den Theaterleuten derjenige, der am vorteilhaftesten das Genre im Geschichtsgemälde auszunützen wußte. Es stimmt zum Ganzen, wenn wir hören, daß dieser Mann des Theatereffektes, der Theatralik der Gestalten im Leben ein einfacher und sehr gewissenhafter Mensch gewesen sei.

Auf ein halbes Jahrhundert großer Erfolge konnte er an seinem Ende blicken. Es wird kein anderer Theaterschriftsteller der Neuzeit hinsichtlich der Zahl der Abende, an denen er auf den Theatern der ganzen Welt zum Publikum sprechen durfte, mit ihm in den letzten Jahrzehnten in Wettbewerb treten können. Dennoch wird die Theatergeschichte der späteren Zeit von ihm wenig zu berichten haben; die Geschichte des Dramas gar nichts. Er steht hier auf der Linie Scribe, Augier, Dumas, als Ausläufer und Ausnützer dieser drei, aber künstlerisch unbedeutender als sie alle. Er hat nicht die stoffliche Erfindungskraft des ersten — Sardou hat sich einmal in einer besonderen Schrift gegen den Vorwurf des massenhaften Plagiats verteidigen müssen —; er besitzt nicht die frohe Phantasielaune Dumas' und hat nichts von der Wärme, mit der Augier für seine vielleicht etwas philisterhafte, aber doch erlebte Moralauffassung eintrat. Sardous Wirkung auf die anderen Schaffenden war nur verhängnisvoll, denn er war der Verlocker zur äußeren Mache und rückte — auch seine verdienstvolle Tätigkeit für die soziale Stellung der Dramatiker gegenüber den Theaterdirektoren trug dazu bei — den Gelderwerb so in den Mittelpunkt des Ganzen, daß er auf alle ideale Haltung der künstlerischen Jugend sicher sehr schädigend eingewirkt hat. St.

Digitized by Google

Kritiker

In einem Aufsatz der „Frankf. Zg.“ kommt Dr. Paul Goldmann zu dem Schluß, daß die großen deutschen Kritiker heute aussterben. „Die ganze Theaterkunst hat in Deutschland nach einem vielversprechenden Aufschwung, den sie vor etwa zwanzig Jahren genommen, und der das, was er versprach, nicht gehalten hat, sich nach abwärts bewegt; und wie das Drama, so ist auch die Kritik im Rückgang begriffen. Wo ist heut' in Deutschland der ‚führende Kritiker', der bei der Theaterwelt und beim Publikum jene Autorität besitzt, die einst in Wien Ludwig Speidel, in Berlin Theodor Fontane, in Paris Francisque Sarcey und Jules Lemaître besessen haben? Gewiß, der Einfluß der Kritik ist so groß wie nur je, noch größer vielleicht als zuvor — aber dieser Einfluß beruht in sehr vielen Fällen nicht auf der Macht der Persönlichkeit der Kritiker, sondern auf der Macht der Zeitungen, in denen sie schreiben. Gewiß, manch ein Kritiker hat es heut' zu hohen Ehren gebracht, und einigen von ihnen hat man sogar die Leitung großer Bühnen anvertraut. Nachdem sie es als Kritiker lediglich in der Theorie getan, haben sie dann zumeist als Direktoren auch praktisch erweisen können, wie wenig sie vom Theater verstehen.

Die Kritik geht zurück wie das Drama — sie geht sogar noch ärger zurück. Die Theater sind schließlich nicht einem jeden zugänglich, und ein Drama zu verfassen, ist, so viele es auch gegenwärtig probieren, doch nicht jedermanns Sache. Eine Kritik zu schreiben, ist aber heutzutage so ziemlich jedermanns Sache geworden. Wer das Alphabet und die Orthographie gelernt hat, wer weißes Papier und Tinte zur Verfügung hat, die leider noch immer viel zu billig sind (Herr Sydow, der nach neuen Steuern sucht, möge doch hierher sein Augenmerk lenken), tut sich, wenn es ihm gerade paßt, als Kritiker auf. Der Dilettantismus, der so erschreckend angewachsen ist, ... hat sich in einer wahren Hochflut über das Gebiet der Kritik ergossen. Jeder will heutzutage schreiben; und wer nicht ‚etwas' schreiben kann, schreibt zum mindesten ‚über etwas'. Es erscheinen in unserer Zeit unendlich viele Kritiken; aber unter diesen unendlich vielen Kritiken sind unendlich wenige, die von Kritikern, von wirklichen, echten, berufenen Kritikern herrühren.

Eine Abart des Dilettantismus ist das, was man den Philologismus nennen könnte, nämlich die Vorherrschaft der Philologie in der literarischen Kritik, speziell in der Theaterkritik. Das hängt vielleicht zusammen mit einem eigentümlichen Zug im Wesen des deutschen Volkes, mit dem Respekt vor dem Schulmeister, der auch noch über die Schuljahre hinaus fortdauert. Der Deutsche ist eigentlich sein ganzes Leben lang in der Schule. Was er auch treibt, sei es Politik oder Kunst — man hat immer den Eindruck, als sitze er auf der Schulbank und blicke zu einem Herrn auf dem Katheder auf. Die maßgebenden Männer aber fühlen sich anderseits als Herren auf dem Katheder und pflegen, mögen sie in der Politik oder in der Kunst etwas zu sagen haben, in überlegenem, belehrendem, zurechtweisendem Tone zu sprechen, in jenem Schulmeisterton, der im öffentlichen Leben keines Landes so vorherrscht wie in demjenigen Deutschlands.

Es ist eine tief im Grunde des deutschen Wesens wurzelnde Überzeugung, daß jemand, der ein Lehramt ausübt, alles besser versteht als ein gewöhnlicher Mensch, — nicht nur sein Fach, sondern überhaupt alles, womit er sich zu beschäftigen für gut findet. Der Inbegriff alles Wissens, alles Verständnisses, alles Könnens ist der Professor. Es gibt in Deutschland Leute, welche die Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, — es gibt sogar Leute, die nicht an Gott glauben, — Leute jedoch, die an den Professor nicht glauben, gibt es wenige. Die Professoren natürlich haben von sich selbst keine geringere Meinung, als das Publikum von ihnen hat. Sie glauben sich zu allem berufen, ‚ils ne doutent de rien', wie der Franzose sagt. So gibt es Professoren, welche dichten. Allerdings war es ein deutscher Geschichtsprofessor, welcher den ‚Wallenstein' schrieb; aber dieser Geschichtsprofessor war eben ein Dichter. Heutzutage jedoch sehen wir

Digitized by Google

Professoren, welche dichten, nicht weil sie Dichter, sondern weil sie Professoren sind. Der Professor, der alles kann, kann natürlich das Dichten auch. Wir haben in Deutschland einen berühmten klassischen Philologen, der aus keinem anderen Grunde, als weil er Professor der klassischen Philologie ist, Nachdichtungen antiker Dramen verfaßt. Wir haben sogar kürzlich erlebt, daß ein Professor der Assyriologie ein Ballett hat dichten helfen. Und bei dieser Stellung der Professoren im deutschen öffentlichen Leben versteht es sich von selbst, daß die Professoren der Germanistik, der deutschen Philologie, seit langem auch die Oberleitung der deutschen Literatur in die Hand genommen haben. Gewisse Professoren der Germanistik auf deutschen und österreichischen Universitäten bilden so ungefähr die höchste Instanz in literarischen Dingen oder fühlen sich wenigstens als solche; und ihre Schüler, alle die zahlreichen Doktoren der Germanistik, bevölkern unser literarisches Leben, üben in Zeitungen und Revuen die Kritik über Literatur und Theater aus, sind als Dramaturgen, als Regisseure, als Direktoren tätig.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter all den Germanisten, die heutzutage als Kritiker sich betätigen, Männer von wirklichem Kunstverständnis sich befinden. Von sehr vielen jedoch gilt das nicht. Es fehlt diesen Philologen jedes innere Verhältnis zur lebendigen Kunst, es fehlt ihnen, was allein befähigt, Kritik über Kunst zu üben: die künstlerische Begabung. Die Grundregel aller Kunstkritik ist: *Der Kritiker muß selbst ein Künstler sein.* Und weil sie das nicht sind, bleiben diese Philologen, mag ihr Wissen noch so profund, ihre Sprache noch so korrekt, ihre Gesinnung noch so ehrlich sein, in der Kunstkritik doch immer nur Dilettanten ..."

Der Schrecken der Völker

Unter den vielen Zetteln, die dem Spaziergänger auf Berliner Straßen in die Hände gedrückt werden, befinden sich neben Anpreisungen der verschiedensten Waren, neben den bunten, lockenden Verheißungen zweifelhafter Lokale sehr oft eng bedruckte Blätter, auf denen in geschwollener Sprache unter Hinweis auf alle möglichen Geschehnisse das Ende der Welt in nächste Aussicht gestellt ist. Da kann man dieses Wort „Der Schrecken der Völker" regelmäßig lesen. Schwere Heimsuchungen durch Naturereignisse, Kriege, Erfindungen, einzelne Persönlichkeiten der Geschichte werden mit apokalyptischen Gesichten in Verbindung gebracht, um die Welt zur Umkehr und Buße zu mahnen. Es ist alttestamentarische Anschauung, daß die *Menschheit durch den Schrecken regiert* wird. Nicht die Liebe, die alles überwindende Macht sei imstande, der Menschheit das Glück und die Erlösung zu bringen, sondern der Schrecken, Furcht und Angst vor einer Gewalt, die zu strafen imstande ist. Ein tiefer Pessimismus hat diese Anschauung eingegeben, der im Menschen die Bestie sieht, das gebändigte Tier, das durch Kultur zu Kultur hinaufgepeitschte Lebewesen.

Aus der rücksichtslosen Durchführung dieser Weltanschauung entsteht aber auch der moderne Tatmensch, für den alles ausgeschaltet ist, was nicht mit der Tat, mit planvoller, nach einem ganz bestimmten Endziel strebender Arbeit zusammenhängt. Überwunden sind alle Überlieferungen der Sittlichkeit. Die Ethik dieses Lebens ist Arbeit, aber Arbeit aufgefaßt als Betätigung der Persönlichkeit, nicht jene Arbeit, die bloß geleistet wird, um die Bestie im Menschen füttern zu können, je reichlicher, desto besser. Für diesen Menschen liegt das Zentrum des Lebens im Gehirn, nicht im Herzen oder Magen, oder noch weiter unten. Das Kapital, das er durch Arbeit gewinnt, wird ihm nicht ein Mittel zum Genuß, sondern eine Kraftaufspeicherung zur Erhöhung seiner Individualität. Es ist die in Ziffern ausgedrückte Macht. Zur Höchstentfaltung dieser Arbeit bedarf die Menschheit des Friedens.

Digitized by Google

Nach der Ansicht des deutschen Ingenieurs Waldemar Quint, den Ewald Gerhard Seeliger als Typus dieses modernen Gehirn- und Tatmenschen in seinem Roman „Der Schrecken der Völker" hinstellt, wird diese Verbrüderung aller Völker niemals von den Diplomaten erreicht werden; sie wird aber auch nicht erzeugt durch eine große internationale Interessengemeinschaft der Völker auf wirtschaftlicher Grundlage; nicht die Kaufleute sind berufen, den Krieg aus der Welt zu schaffen: „sie machen sogar aus dem Krieg ein Geschäft, ihre hirnlose Gier erzeugt ihn geradezu! Es gibt nur ein Mittel gegen den Krieg: der Krieg. Nur der Schrecken treibt die Völker zusammen und erzeugt den Frieden." Vor hundert Jahren stand Europa und damit die ganze Welt dicht davor durch Napoleon. Und ein neuer Napoleon lebt: es ist die moderne Technik mit ihren unbegrenzten Möglichkeiten. „Gib jedem Soldaten einen Sprengstoff in die Hand, mit dem er ein ganzes Heer vernichten kann, und das Ziel ist erreicht. Je schrecklicher die Werkzeuge des Mordens werden, um so seltener wird man sie anwenden. Sie werden endlich an sich selbst zerschellen. Nicht die Friedensschalmeien, nicht die steigenden Prozente der Handelshäuser, nur die lähmende Furcht bändigt die Bestie."

Es ist eine Art von Studentenbude, in der Waldemar Quint an einem Sonntagmorgen diese Gedanken seinem Freunde Manuel Rochalves entwickelt. Das heißt, er entwickelt sie nicht; er läßt sie sich stoßweise herauspressen durch die halb neugierigen, halb begütigenden Fragen seines Wohnungsgenossen. Und Freundschaft ist es auch nicht, was Waldemar Quint für diesen gemächlichen, traumseligen Sohn der Insel Madeira empfindet, den sein reicher Vater auf einige Jahre zur geistigen Ausbildung nach Deutschland geschickt hat. Denn das Zentrum des Menschen liegt für Waldemar Quint im Gehirn, nicht im Herzen. Vielleicht war es der Reiz des Gegensatzes, der die beiden zusammenführte, vielleicht rechnet Quint auch jetzt schon mit den Kapitalien des ihm Ergebenen, um einst seine Pläne verwirklichen zu können. Man wagt bei diesem Mann nicht von Zukunftsträumen zu sprechen. Es ist eine haarscharfe Gedankenrechnung, die stimmen muß, wenn die ersten Voraussetzungen erfüllt sind. Am Ende dieser Rechnung steht Waldemar Quint als Herr über den Schrecken. Also als Herrscher über die Welt. Er ist kein Träumer. Darum denkt er nicht nach, spricht nie davon, was er in dieser Zukunft will, was er da umgestalten, schaffen möchte, noch auch, ob es ihn überhaupt nach einer Herrschaft im heutigen Sinne des Wortes gelüstet. Höchste Betätigung seiner eigenen Persönlichkeit findet er ja im Fall des Gelingens. Schon hier im Beginn der Laufbahn dieses Mannes haben wir das Gefühl, als könnte sie durch ihn selbst niemals recht fruchtbar werden. Und so schön auch das Ziel ist des ewigen Friedens, so wenig kann dieser durch die Bändigung der Bestie im Menschen erzwungene Friedenszustand als ein wirklich hohes Ziel der Menschheit anerkannt werden.

Aber es ist begreiflich, daß der klare Kopf Waldemar Quint einstweilen an diese Dinge nicht denkt; denn vor ihm steht Ungeheures zu leisten. Was ihn zum Inhaber des Schreckens der Völker machen kann, das sind Erfindungen, die als solche für die Menschheit von unschätzbarem Werte sind, also auch ohne jenes Endziel alle Sinne eines Mannes vollauf ausfüllen können. Wir erfahren aus dem gleichen Morgengespräch auch einiges über diese Pläne Quints. Er arbeitet zurzeit daran, den Wasserstoff, dieses geheimnisvollste aller Gase, steril zu machen. Doch ist dieser Wasserstoff nur ein Mittel zum größeren Ziel. Dieses ist das Luftschiff. „Ein elastisches System, das die Vorzüge der bisherigen Systeme der lenkbaren Luftschiffe verbindet. Eine Ladung dieses festen Wasserstoffes, der Benzinmotor ersetzt durch einen elektrischen, und es entsteht ein Luftschiff, mit dem man so lange in der Luft bleiben kann, als die Ballonhülle hält." „Bis auf den Leitungsdraht," wirft Manuel lachend ein. „Ohne jede Zuleitung," fährt Quint fort. „Große Kraftwerke, über das ganze Land verteilt, werfen ihre Energien in die Atmosphäre hinaus. Ein Umformer genügt, und jeder Luftschiffsmotor, der in Strahlung dieser Energie gerät, wird hundert Touren in der Sekunde machen." —

Digitized by Google

Der Hauptschauplatz des Romanes ist die Insel Madeira. Die beiden Handelshäuser Rochalves und Splendy liegen in erbittertem Kampfe um die Macht. Splendy hat für sich die Rücksichtslosigkeit des Engländers; das alte portugiesische Haus ist uns sympathischer durch die edlen Pläne seines Besitzers, der seine großen kaufmännischen Ziele in wohltätigen Anstalten für die Menschheit zu verwirklichen strebt. Aber der alte Rochalves stirbt durch einen unglücklichen Fall. So muß Manuel früher, als er dachte, Heidelberg und seinen Freund verlassen. In der Heimat übernimmt er das väterliche Geschäft, gewinnt die Liebe von Splendys einziger Tochter Marion. Doch schließt die durch die Vermählung zustande gebrachte Verbindung der beiden Häuser die Niederlage des Systemes Rochalves in sich; der rücksichtslose alte Splendy, für den es nichts anderes gibt als Geschäft, siegt. Dieser Sieg findet seinen Ausdruck in der Gründung einer Spielbank, zu der durch alle möglichen Bestechungsmittel die Erlaubnis erlangt worden ist. Es ist die größte Sorge des alten Splendy, wie der Besuch der Insel und damit der Spielbank zu vermehren ist, als im Hause Rochalves Waldemar Quint erscheint, im schmutzigen Arbeitsanzuge des Trimmer, als der er die Fahrt auf einem deutschen Dampfer gemacht hat. Sein Vermögen trägt er in der Tasche: vorsichtig in Watte verpackt eine silberglänzende Masse von der Größe und Gestalt einer Haselnuß. Auf die erstaunte Frage seines Freundes, ob das der kristallisierte Wasserstoff sei, entgegnet er: „Nein. Es ist festes Knallgas, ein Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff, daher die unregelmäßige Kristallbildung. Wasserstoff bildet reine Rhombendodekaeder, Sauerstoff bleibt amorph.“ Quint gibt eine Probe von der ungeheuren Sprengkraft dieses Stoffes. Jetzt sehen auch die anderen ein, daß er ein Vermögen in seiner Hand hält, aber eben darum will er es nicht herausgeben. Seine Ziele gehen höher. Er braucht Kapital, um sein Luftschiff zu bauen. Schon jetzt bewährt er seinen Grundsatz, daß die Bestie nur durch den Schrecken zu zwingen ist. Durch eine sinnreiche Ausnutzung der elektrischen Leitung bringt er an der Roulette eine Vorrichtung an, durch die die Kugel von einem in der Nähe befindlichen Platze aus nach Belieben geleitet werden kann. Die Spielbank kann auf diese Weise einerseits das Zero beseitigen und so scheinbar die Gewinnaussichten der Spieler vergrößern, wodurch diese von allen Seiten angelockt werden; andererseits ist die Möglichkeit gegeben, nach Belieben die Gewinne der Bank zu vermehren. Betrug ist für Quint ein veralteter Begriff; für Splendy ist das Ganze ein Geschäft; Manuel ist längst gewohnt, sich zu beugen. Quint hat dadurch im Grunde die Herrschaft über die Kapitalien Splendys gewonnen. Nun beginnt er auf einer einsamen Felseninsel in der Nähe Madeiras sein Werk.

In den Kapiteln, in denen wir diesen Mann allein im geistigen und körperlichen Ringkampf mit den Hindernissen sehen, die sich der Verwirklichung seiner Idee entgegenstellen, ersteigt der Roman bedeutende Größen, um so mehr, als in fesselnder Weise sich jenes Gefühl an Quint herandrängt, dessen Zentrum nun doch nicht im Gehirn liegt: die Liebe. Das Weib seines Freundes Manuel, durch diesen in ihren größten Hoffnungen schwer enttäuscht, strebt wie unter einem Zwange Quint entgegen. Als Manuel tödlich verunglückt, ist das Hindernis beseitigt, das der Anstand der Liebe der beiden in den Weg geworfen hätte.

Wir erleben die verschiedenen Versuche mit, die Quint seinem Ziele näher bringen. In dem Augenblick, als das Reich des Todes sein weites Tor vor dem kühnen Luftschiffer auftut, sieht er den dünnen Spalt ins Reich des Lichtes sich ihm öffnen. Die scharfe Beobachtung aller Geschehnisse während seiner Probefahrten hat ihm den Weg gewiesen, wie er sein Luftschiff unabhängig machen kann von der Mitwirkung der an die Erde unten gebundenen Kräfte. Jetzt baut er seinen blauen Riesenvogel; blau, damit er im Äther völlig verschwinden kann. Zur Füllung benutzt er den kristallisierten Wasserstoff, der Motor wird getrieben mit der elektrischen Energiespannung der Atmosphäre. So kann er wochenlang in den Lüften umhersegeln und kann so hoch steigen, daß kein Menschenauge ihn entdecken kann. Eine kleine Zahl entschlossener Gefährten hat er sich aus den Sträflingen der Insel Formigas geholt, unter die auch

Digitized by Google

durch allerlei Verkettungen sein Diener geraten war. Drei Luftschiffe werden gebaut. Nun kann der Krieg beginnen. Die Befreiung des Meeres ist das erste Ziel. So ist der nächste Feind naturgemäß England, das durch seine ungeheure Macht dieses Meer beherrscht. Es ist von höchster dramatischer Spannung, wie dieser unsichtbare Feind, der nur durch Funkenapparate aus weiten Fernen mit der Erde verkehrt, ins englische Ministerium Schrecken schleudert. Da seine Befehle mißachtet werden, zeigt er, wie er seine Drohungen erfüllen kann. Einige Schiffe, die ein aus dem Meere aufgetauchtes vulkanisches Eiland für England in Besitz nehmen sollen, werden in den Grund gesenkt. Keiner vermag zu berichten, wo der Feind ist. Man vermutet ihn in Unterseebooten. Schon naht der Zeitpunkt heran, zu dem auf Quints Befehl die ganze englische Kriegsflotte so an einem Platze vereinigt werden soll, daß er sie ohne Schädigung von Menschenleben vernichten kann; — da erfüllt sich vorher sein Geschick. Es ist nicht die Hybris der klassischen Tragödie, die diesen Helden zu Fall bringt, sondern letzterdings die ungeheure Einseitigkeit seiner Natur. Denn es ist nicht gewöhnlicher Egoismus, der ihn dazu treibt, über seinem Werke alles andere zu verachten; es ist vielmehr eine Schwäche in seiner Natur, durch die er schließlich Sklave seines Werkes, seiner Gedanken und Pläne wird, gerade dann, wenn er am kühnsten im Herrengefühl sich wiegt. Die einseitige Ausbildung der Gehirnkräfte, die völlige Verachtung aller anderen Kräfte des Lebens bringen Quint zum Sturz.

Vom Dichter tief gefühlt ist es, daß das einzige Wesen, von dem dieser Mann wirklich geliebt wird, sein Weib Marion — Quint hat die Witwe seines Freundes geheiratet —, seinen Untergang herbeiführt, weil er kein Vertrauen hat, weil er jene Liebe nicht kennt, die gibt, sondern nur die Liebe, die nimmt. Das Weib Marion kann als Grund dieses Verhaltens des geliebten Mannes nur die Liebe zu einer anderen vermuten. So wird sie von ihrer Eifersucht getrieben, Quints Leben auf der einsamen, verlassenen Insel zu erforschen. Auf diese Weise wird Quints Aufenthalt entdeckt und von Marions Vertrautem an die englische Flotte verraten. Minuten zu spät erfährt Quint von dem gegen ihn vorbereiteten Kampf. Umsonst ist die Selbstaufopferung seiner Gehilfen, die in den ersten Luftschiffen dem sicheren Tod aus tausend Feuerschlünden der Flotte entgegenfahren. Auch Quints Ballon wird noch von einem Schusse erreicht. Im selben Augenblick steckt Marion die gewaltigen Felsenarsenale in Brand und begräbt mit sich selbst die letzten Spuren von Quints Erdenschaffen.

So verkündet auch dieses Schicksal, daß Haß und Selbstsucht ihrem Wesen nach unfruchtbar sein müssen und die einzige lebenspendende Kraft die Liebe ist.

Seeligers Roman ist endlich wieder einmal ein rechtes Männerbuch. Aus leidenschaftlicher Anteilnahme an den Problemen des wirklichen Tatlebens heraus ist es entstanden. Entrollt es auch Zukunftsbilder, hält es sich nicht an die Wirklichkeit des bereits Geschehenen, so rührt es doch auf jeder Seite an den Nerv unseres heutigen Lebens. Darin liegt seine Größe. Und daß eine starke Weltanschauung unaufdringlich, aber sicher gestaltend hinter dem Ganzen steht, gibt dem Buch den ethischen Wert. Vom künstlerischen Standpunkte bliebe eine schärfere Zusammenfassung des Ganzen zu wünschen. Viel des episodischen Beiwerkes ist überflüssig, und wenn dieses zur Belebung des ganzen Bildes in verringertem Maßstabe beibehalten werden könnte, so vertrügen auch die Abschnitte von Quints Arbeiten eine schärfere Zusammenziehung. Es dürfte dem Dichter nicht schwer fallen, nachträglich sein Werk noch zu verdichten und so seine Ausdrucks- und Überzeugungskraft zu steigern. Aber auch in der jetzigen Gestalt verdient der Roman „Der Schrecken der Völker" (Berlin, Concordia, geb. ℳ 5.20) von Männern gelesen und nachgedacht zu werden. K. St.

Digitized by Google

Klassiker, Sammelausgaben, Neudrucke, Antologien und Verwandtes

Die Verlagstätigkeit war auf den angegebenen Gebieten auch in diesem Jahre so rege, daß der Berichterstatter, der sich müht, die Gesamterscheinungen im Auge zu behalten, angesichts der kaum zu bewältigenden Fülle sich oftmals fragt: Wo soll das alles hin? Wo sollen sich die Abnehmerkreise für alle diese Unternehmungen finden? Und wenn man vielleicht einwirft, daß man das ruhig die Sorge der Verleger sein lassen könne, so drängt sich ein anderer Gesichtspunkt auf, ob nicht viel geistige Kraft und sehr viel fleißige Hingabe doch eigentlich unfruchtbar verbraucht werde, wenn immer wieder die mühsame Herausgebertätigkeit denselben Schriftstellern gewidmet wird. Freilich muß zugegeben werden, daß in den letzten Jahren in steigendem Maße der buchhändlerische Begriff „Klassikerausgaben" erweitert worden ist, daß immer mehr in diese billigen Sammelausgaben einbezogen und damit den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wird. Besonders begrüße ich, daß in steigendem Maße die mehr persönliche Bekenntnisliteratur unserer Großen — Briefwechsel, Tagebücher u. dgl. — in diese Ausgaben aufgenommen wird. Dadurch muß das Verhältnis der Leserschaft zu unseren geistigen Größen immer inniger werden. Überhaupt, stellt man sich erst ganz auf den Standpunkt des empfangenden Liebhabers, so kann man diesen ja nur beglückwünschen; denn er hat den Gewinn von dieser starken geschäftlichen und geistigen Konkurrenz.

Für die Klassikerausgaben im engeren Sinne hat sich der Verlag von Max Hesse in Leipzig seit einigen Jahren eine bevorzugte Stelle zu sichern verstanden. Die Preise sind außerordentlich billig, Papier und Druck gut. Der Einband ist im Material gediegen, leider ist für die Ausstattung immer noch nicht eine befriedigende Lösung gefunden. Die neuesten Bände zeigen einen Aufdruck von Bandwurmlinien, die an die schlimmsten Zeiten des „Jugendstils" erinnern. Man sollte es einmal mit der in Frankreich bewährten Art versuchen, daß man auf alle Verzierung der Leinwand verzichtet und nur die Titel kräftig aufdruckt. Entweder in zwei Schriftfarben für den Gesamttitel und die Inhaltsangabe des einzelnen Bandes, oder auch durch Einpressung besonderer Schilder. Für die Textbearbeitung scheint mir Hesse den richtigen Grundsatz einer volkstümlichen Klassikerausgabe aufgestellt zu haben. Es wird nach Kräften Reinheit und Zuverlässigkeit des Textes angestrebt, dagegen fehlt der kritische Apparat, mit dem außer den Fachleuten niemand etwas anzufangen weiß. In besonders charakteristischen Fällen könnte man ja bei jedem einzelnen Dichter einmal in die Werkstatt hineinleuchten und an einzelnen Beispielen der Textentwicklung seine Arbeitsweise zeigen. Ich halte diese Art für um so besser, als es billigen Klassikerausgaben doch niemals möglich ist, den vollständigen kritischen Apparat beizugeben. Aus gleichen Gründen halte ich es für durchaus berechtigt, daß für Schreibart und Interpunktion die heutigen Regeln befolgt werden. Mag mancher Reiz des Altertümlichen verloren gehen, im allgemeinen bringt die Beibehaltung des Alten doch fast nur Störungen mit sich. Hesse bringt dann immer eine ausführliche Lebensbeschreibung und zu jedem einzelnen Hauptwerke besondere Einführungen, deren Wert nach den Fähigkeiten des einzelnen Herausgebers ja natürlich verschieden ist. Doch hat der Verlag im allgemeinen bei der Wahl seiner Mitarbeiter Glück gehabt.

Unter den diesjährigen Neuerscheinungen des Verlages werden auch dem Besitzer einer größeren Bücherei sehr willkommen sein: Arndts ausgewählte Werke in 16 Bänden (geb. in 4 Leinenbände 8 ℳ). Es ist wohl die erste billige Sammlung der Hauptschriften dieses kernhaften Dichters und ganz hervorragenden Publizisten. Die Ausgabe bringt eine sehr ausgedehnte, über die letzte Sammlung des Dichters weit hinausgehende Auswahl aus den Gedichten. Arndts Hauptwerk „Der Geist der Zeit" ist vollständig aufgenommen, ebenso die Märchen und Jugenderinnerungen und die autobiographischen Werke,

Digitized by Google

die ja nicht nur als Zeugnisse dieser packenden Persönlichkeit, sondern auch als Quellenschriften für die Zeitgeschichte von bleibendem Werte sind. Besonders willkommen ist die Auswahl von kleineren Schriften aus den Jahren 1812—15, deren manche ja kaum mehr aufzutreiben waren. Die Ausgabe ist von Dr. Heinrich Meißner und Robert Geerds besorgt, der erstere hat auch die eindringliche Biographie geschrieben.

Einem über Gebühr Vergessenen, der dabei auch heute noch volle Lebenskraft besitzt, gilt die zehnbändige Auswahl, die Ad. Bartels aus den Werken Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzius) getroffen hat (5 Leinenbände 10 ℳ). Bartels ist schon früher mit großem Eifer für Gotthelf eingetreten, als für eine „leidenschaftlich-germanische Mannesnatur, konservativ und gut deutsch gesinnt und von hohem sittlichen Ernst". Er stellt ihn als einen unserer Großen neben Hebbel. „Ihre dichterischen Welten ergänzen sich; wer beide Dichter gründlich kennt, hat sozusagen das 19. Jahrhundert im Bilde, der Kreis der Dichtung ist durch diese beiden allein gewissermaßen geschlossen." Man empfindet Bartels schroffe Wertungsart oft mit Unbehagen. Man wird auf diese Weise nicht reicher. Aber er gibt selber die Erklärung für seine Art, wenn er zum Schlusse seiner einleitenden Biographie bemerkt, daß er sich dem Schweizer auch im Charakter, in den Anschauungen und Gesinnungen etwas verwandt fühlt. Jedenfalls hat er recht, wenn er so mit aller Eindringlichkeit für das Bekanntwerden Gotthelfs eintritt und ihm auch für die Gegenwart starken Lebenswert zuerkennt. Über die künstlerischen Mängel bei Gotthelf sieht auch Bartels nicht hinweg. Eigentlich ästhetische Reize bietet dieser Bauernpfarrer nicht, aber er ist ein großer Gestalter; auch Gottfried Keller nannte ihn ein episches Genie. Etwas schwer fällt mir die Zustimmung zu der Tatsache, daß hier die Schriften in hochdeutscher Fassung gegeben wurden. Aber wahr ist's, für den Nichtschweizer ist er sehr schwer lesbar, und Gotthelfs Wirkung beruht sicher weit weniger in der Mundart als etwa die Reuters. Von den Hauptwerken sind aufgenommen: Der Bauernspiegel, Uli der Knecht, Geld und Geist, Käthi die Großmutter, Uli der Pächter, und Die Käserei in der Vehfreude. Von den kleineren Erzählungen bringt die Ausgabe ein volles Viertelhundert. Willkommen ist im Anhang Gotthelfs Studentenreise-Tagebuch als beredtes Zeugnis für die Entwicklung dieses Mannes, und seines Freundes Fröhlich „Erinnerungen" an den urwüchsigen Pfarrer. Der Literaturfreund möge mit den kleinen Erzählungen beginnen, weil hier der Erzieher und Politiker nicht auf so lange Zeit den Erzähler beiseite schiebt, wie es oft in den größeren Werken der Fall ist.

Von Ad. Bartels ist auch die Auswahl aus Otto Ludwigs Werken besorgt (6 Bde. in 2 geb. 4 ℳ). Die Auswahl ist auch für weitgehende Ansprüche ausreichend, enthält ziemlich viel Gedichte, alle vollendeten Dramen, die wichtigsten Fragmente und an Erzählungen noch mehr, als die große sechsbändige Ausgabe von Erich Schmidt und Adolf Stern. Von den gedankenreichen ästhetischen Studien ist die Hälfte aufgenommen.

Eine vollständige Gesamtausgabe bietet der Verlag von Chr. Dietr. Grabbes Werken. Der Herausgeber Dr. Otto Nieten, der in dankenswerter Weise auch die Briefe von und an Grabbe (darunter manches bisher Unbekannte) aufgenommen hat, gehört nicht zu den Verhimmlern dieses merkwürdigen und wunderlichen Dichters, dessen unausgegorene Genialität und aufdringliche Originalität schon manchem gefährlich geworden ist. Eine merkwürdig fesselnde Erscheinung wird er immer bleiben, und wer in das deutsche Wesen tief eindringen will, muß es auch einmal in seiner Entartung studieren. So ist die Aufnahme Grabbes in diese Bücherei sehr willkommen. Die beiden Bände kosten 4 ℳ.

Mehr an den Fachmann, aber freilich nicht bloß an den Literaturgeschichtler, sondern auch an den Ästhetiker und Politiker, wenden sich Heinr. Laubes gesammelte Werke in 50 Bänden, unter Mithilfe von Albert Hähnel herausgegeben von Heinr. Hubert Houben (in 20 Leinenbände geb. 60 ℳ). Laubes erzählende Schriften sind noch heute viel besser, als das meiste Lesegut, das der Tagesmarkt bietet, und da die Romane

Digitized by Google

und Novellen allein 28 Bände der Gesamtausgabe füllen, so werden sich vielleicht auch viele Liebhaber für diese umfangreiche Ausgabe entschließen, während im allgemeinen ja die vor Jahresfrist im gleichen Verlage erschienene Auswahl in 10 Bänden völlig ausreicht. Wir werden später auf die Gesamtausgabe zurückkommen.

Recht erfreulich ist es, daß Hesses Verlag auch von den Werken Johannes Scherrs jetzt billige Ausgaben bringt. Dem im letzten Jahre erschienenen zehnbändigen Novellenbuche, das auch den Schiller und den Michel enthielt, folgt jetzt in 3 Bänden „Blücher, Seine Zeit und sein Leben“ (geb. 7 M). Es läßt sich ja viel gegen Scherr sagen; aber zugegeben, daß er in seinem Demokratentum oft einseitig, daß er hie und da selbst dem Zelotentum verfallen ist, — er war doch eine aufrechte und kernhaft-männliche Natur und ein grunddeutscher Mann. Als Kulturhistoriker besitzt er überdies jenen Instinkt für die innerlich treibenden Kräfte aller Erscheinungen, den auch das ausgedehnteste Sachwissen nicht zu ersetzen vermag. Die packende Leidenschaftlichkeit seiner Darstellungsweise aber bringt es dahin, daß wir mit Scherr Vergangenheit erleben. Die notwendigen sachlichen Korrekturen bekommen wir nachher leicht auf anderen Wegen.

Endlich liegen aus Hesses Verlag 5 Dramenbände vor, für die die Bändchen aus der Sammlung „Die Meisterwerke der deutschen Bühne“ verwendet sind. Jedem Drama ist eine eingehende Einleitung beigegeben, für die die ersten Fachleute gewonnen worden sind. Jeder der gebundenen Bände kostet 2 M. Zu der im letzten Jahre erschienenen, von Witkowski besorgten Ausgabe der beiden Teile des „Faust“ treten hier als „Goethes Meisterdramen“ Götz, Clavigo, Egmont, Iphigenie, Tasso, die Laune des Verliebten und Geschwister mit Einleitungen von Hauffen, Nich. M. Meyer, Minor und anderen. „Schillers Meisterdramen“ — also alle — füllen zwei Bände und sind eingeleitet von A. Köster, A. Leitzmann, Franz Muncker und Georg Witkowski. — Eher eine Bibliotheksbereicherung bringen „Laubes Meisterdramen“ mit den literarischen Einleitungen, die Laube selber seinen Werken vorangeschickt hat. Der Band enthält Rokoko, Struensee, Gottsched und Gellert, die Karlsschüler und Graf Essex. Der von Heinr. Hub. Houben herausgegebene Band „Karl Gutzkows Meisterdramen“ enthält die zehn bedeutendsten Stücke dieses über Gebühr vernachlässigten Dichters.

Die unter dem Namen Meyers Klassikerausgaben bekannten Sammelausgaben des Bibliographischen Instituts treten mit hohen Ansprüchen für Wissenschaftlichkeit und kritische Exaktheit auf. Die Ausstattung ist, wie es sich bei dem weltberühmten Verlage versteht, ausgezeichnet; der Preis von 2 M für den gebundenen Band sehr gering. Das abgelaufene Jahr brachte zwei Neuausgaben: Chamissos Werke in 3 Bänden von Dr. Herm. Tardel. Die zwei ersten Bände enthalten die dichterischen Werke in einer bisher noch nirgends erreichten Vollständigkeit. Die Anmerkungen bringen vor allen Dingen für die Anspielungen auf Persönlichkeiten und Zeitverhältnisse manches Neue. In der Biographie wird Chamisso mehr, als man es gewohnt ist, in die Rousseausche Ideenwelt eingestellt; auch die Beeinflussung durch die französische Literatur wird stärker hervorgehoben. Der dritte Band der Ausgabe enthält „Die Reise um die Welt“, das Tagebuch vollständig, die Bemerkungen und Ansichten etwas gekürzt. Wir haben hier die beste Ausgabe Chamissos erhalten.

Nicht so rückhaltlos kann ich der vierbändigen Auswahl aus Jean Pauls Werken beistimmen. Zwar was er aufgenommen hat, bietet der Herausgeber Rudolf Wustmann in höchst lobenswerter Weise. Nicht nur hinsichtlich der Textbearbeitung, für die im kritischen Apparat die hier ja sehr lehrreichen Lesarten der verschiedenen Ausgaben übersichtlich zusammen gestellt sind, sondern vor allem auch in den ganz vortrefflichen Anmerkungen, die in der Tat dem Leser „das Hängenbleiben an den mancherlei Rätseldornen der Richterschen Sprache“ ersparen dürften. Dagegen bedauere ich, daß man nicht wenigstens einen Band mehr gebracht hat. Ja, ich glaube meinerseits, daß auch für eine achtbändige Ausgabe Jean

Digitized by Google

Pauls das Publikum zu haben gewesen wäre. Die vorliegende Auswahl bietet den Titan, die Flegeljahre, das Schulmeisterlein Wuz und die Vorschule der Ästhetik. Quintus Fixlein und Dr. Katzenberger dürften aber auf keinen Fall in einer für weitere Kreise bestimmten Jean Paul-Ausgabe fehlen und auch den Siebenkäs vermisse ich sehr schmerzlich. Einen merkwürdigen Optimismus bekundet der Herausgeber, wenn er das pädagogische Hauptwerk „Levana" für bekannter hält, als die anderen.

Froh begrüße ich, daß der Verlag die Faust-Ausgabe Otto Harnacks gesondert herausgegeben hat (2 M). Die vorzügliche Einleitung ist sehr geeignet, auch dem zweiten Teil immer mehr Freunde zu gewinnen. — Hierbei sei darauf hingewiesen, daß von Friedr. Theod. Vischers genialer Satire „Faust, der Tragödie 3. Teil, von Deutebold Simbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky" die 6. Auflage zum billigen Preise von 2 M vorliegt (Tübingen, H. Laupp). Ich meine, heute könne dieses Werk an Goethes Dichtung keinen Schaden mehr üben; in jener Richtung der Satire aber, die sich aus dem Pseudonym ergibt, ist das Buch nicht nur ergötzlich, sondern auch heilsam.

Für eine andere, in ihrem Werte nie bestrittene Lebenskundgebung des alten Goethe ist jetzt endgültig die schöne Form gefunden. Von Joh. P. Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" hat der ursprüngliche Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig als 8. Auflage eine gründliche kritische Arbeit von H. H. Houben gebracht. Er ist auf die ursprüngliche Fassung des Buches zurückgegangen; in einem ausgedehnten „Nachwort" würdigt der Herausgeber dieses herrliche Denkmal nach allen Seiten, ausgedehnte Register erleichtern die Benützung und bringen reichen Erklärungsstoff. Das Buch ist mit zahlreichen Bildertafeln geschmückt, unter denen drei alte Aquarelle von Haus, Gartenhaus und Sterbezimmer Goethes besonders willkommen sind. — Unter dem schlecht gewählten Gesamttitel „Goldene Klassiker-Bibliothek" erscheinen in vollständig neuer Bearbeitung und Ausstattung Hempels altbekannte Klassikerausgaben. Sie werden sich auch in der Neubearbeitung wieder ihren Platz erobern. Ausstattung, Druck und Papier sind gegen früher wesentlich besser geworden, der außerordentlich geringe Preis bestehen geblieben. Mir liegt vor: die in 5 Bände gebundenen 10 Teile von Hebbels Werken, herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Poppe (in Leinen geb. 7.50 M). Was die allgemeine Einrichtung betrifft, so finde ich es wenig glücklich, daß die Anmerkungen zu sämtlichen Teilen erst hinter dem Schlußbande stehen. Die vorliegende Ausgabe Hebbels, die ja natürlich auf der grundlegenden großen Ausgabe Rich. Maria Werners fußt, reicht für den Literaturfreund völlig aus. Die Jugendgedichte und Jugenddramen hätte man vielleicht nicht so vollkommen wegzulassen brauchen; sonst sind die dichterischen Schöpfungen vollzählig wiedergegeben. Von den ästhetischen und kritischen Schriften bietet die Ausgabe eine völlig ausreichende Auswahl, und besonders zu begrüßen ist die sehr weitgehende Auswahl aus den Tagebüchern, die ja in der Tat untrennbar zu den Werken im engeren Sinne gehören. Rich. M. Meyer, der so sehr auf das Prägen von Etiketten ausgeht, hat kaum eine bessere gefunden, als da er diese Tagebücher als „ein großes Heldengedicht" bezeichnete. Denn sie sind der unmittelbarste und eigentlich auch gewaltigste Ausdruck dieses Lebens.

So begreiflich es ist, daß jeder Literaturfreund nach möglichst vollständigen Ausgaben oder doch nach einer sehr reichen Auswahl verlangt, so wird doch eine ruhige Überlegung die darin liegenden Gefahren nicht verkennen. Jedenfalls, meine ich, sollte dieser so außerordentlich viel Zeit in Anspruch nehmenden Beschäftigung mit einem einzigen Dichter ein mehr auf die Übersicht übers Ganze abzielendes Studium unserer Literatur vorangehen. Für diesen Zweck wüßte ich kaum eine bessere Ausgabe zu empfehlen, als die von der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg, herausgegebene „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus". Das ist eine zwölfbändige Anthologie der deutschen Literatur von Klopstock bis schier zur Gegenwart, wobei natürlich schon wegen der vielen verlegerischen Eigentumsrechte von den neueren Dichtern nur eine sehr eng begrenzte Aus-

Digitized by Google

wahl geboten werden konnte. Die Bibliothek ist von Professor Dr. Otto Hellinghaus herausgegeben; der gebundene stattliche Band von etwa 600 Seiten kostet 3 *M*. Der Verfasser hat sich zum Grundsatze gemacht, sittlich verwerfliche Dichtungen auszuschließen. „Sittlich verwerflich" ist ein hartes Wort, gegen dessen Anwendung auf Werke unserer Klassiker der stärkste Widerspruch geboten ist; aber was gemeint ist, ist in Anbetracht der Zwecke der Ausgabe zu billigen, zumal eine ängstliche Prüderie hier nicht gewaltet hat. Da aber ist es wirklich für Eltern und Erzieher eine schöne Beruhigung, diese Bände der Jugend unbedenklich in die Hand geben zu können. Wie gesagt, ich betrachte eine solche Bibliothek nur als eine Grundlage für späteres eindringliches Studium. Als solche aber ist sie ausgezeichnet. Die drei neuesten Bände gelten der Romantik, der Dichtung der Freiheitskriege, den Schwaben und Österreichern und dem Jungen Deutschland. Auffallend ist, daß von Friedr. Hebbel so wenig, von Otto Ludwig gar nichts aufgenommen ist. Auch sonst bleiben gerade nach der Richtung viele Wünsche unbefriedigt; doch wird eine Neuauflage manches nachholen können.

Eine besondere Stellung nimmt der Insel-Verlag in Leipzig ein, der kaum ein Buch herausbringt, das nicht schon durch Ausstattung oder Anordnung auch bibliographische Teilnahme verdient. Der Insel-Verlag hat aus England bei uns die „Dünnpapier-Klassiker" eingeführt, auf die ich schon früher warm empfehlend hingewiesen habe. Ob diese schönen, biegsamen Lederbände nicht ganz den erwarteten Erfolg haben, ob ihre Herstellung zu viel Schwierigkeiten macht, jedenfalls schreitet diese sogenannte Herzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe unserer Klassiker nicht so schnell vorwärts, wie es der Bücherfreund wünscht. Nein, nicht nur der Bücherfreund; auch der der Literatur. Denn es ist hier eine ganz neue Art des Lesegenusses ermöglicht. Ich will vom Äußeren ganz absehen, obwohl das Behagen nicht zu unterschätzen ist, das ein so leichtes, in feines Leder gebundenes Buch in der Hand hervorruft. Aber diese schmalen Bändchen, in denen tausend Seiten nicht dicker auftragen als eine Zigarrentasche, kann man überall mitnehmen. Man kann dank ihnen Tag und Nacht an jedem Orte in der denkbar besten Gesellschaft sein. So kenne ich keinen höheren Genuß als einige Lesestunden auf der Reise, am Abend ermüdender Tage oder auch in jener Zeit am Tage, in der man wirklich einmal im Sehen von Neuem aussetzen sollte. Und gerade da ist unsere Seele durch die vielen neuen Eindrücke, durch die Freiheit, die die Reise uns bringt, geöffnet für große und starke Eindrücke. Kaum eine andere Stunde kann so geeignet sein, uns die größten Dichter als Freunde nahezubringen. Aber wer kann sein Gepäck oder gar den Rucksack mit schweren Klassikerausgaben belasten? Nun, im letzten Sommer nahm in meinem Rucksack Goethes „Dichtung und Wahrheit" den Raum zweier Taschentücher ein! Und wo es war, stand es mir frei, mir von dem Olympier durch einige Stunden aus seinem Leben erzählen zu lassen. In dem allem liegt ein Wert, der die gegenüber anderen Klassikerausgaben ja etwas erhöhte Geldaufwendung weitaus bezahlt. Rein an sich betrachtet, sind diese Bände sehr billig. Dieser neue Band „Goethes autobiographische Schriften", der dritte, den wir jetzt von Goethe haben, umfaßt 830 Seiten und kostet gebunden 6 *M*. Gleichzeitig erschien in derselben Ausgabe der dritte Band von Schopenhauers auf fünf Bände berechneten Werken, der die kleinen Schriften umfaßt (781 Seiten, 6 *M*). Die Schopenhauersche Ausgabe hat ihren Veranstalter Grisebach durch den Tod verloren, doch scheint in Max Brahn, was die Sorgfalt der Textüberwachung angeht, der würdige Nachfolger gefunden zu sein. Ich vermisse bei dieser Herzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe sehr jeden Rechenschaftsbericht der Herausgeber. Auf zwei Seiten wäre hier das Notwendige zu geben. Bei Schopenhauer müßte es in jedem Fall geschehen, wobei dann auch auf die Unterschiede zur anderen Grisebach-Ausgabe bei Reclam eingegangen werden müßte. Diese Bände eignen sich in ganz besonderem Maße für Geschenke. Auch wer die größte Bücherei besitzt, wird sie gern willkommen heißen. Bis jetzt sind Schillers Werke vollständig in 6 Bänden, außerdem in einem Bande Körners Werke herausgekommen. Von Goethe haben wir in zwei Bänden die Romane und einen Band autobiographische Schriften.

Digitized by Google

Leider nicht in dieser Ausgabe bringt der Insel-Verlag Heinrich von Kleists sämtliche Werke und Briefe, herausgegeben von Wilhelm Herzog. Die Ausgabe ist auf 6 Bände berechnet, deren jeder geheftet 4.50, gebunden 6 ℳ kostet. Nachdem vor einem Jahr das Bibliographische Institut die von Erich Schmidt überwachte fünfbändige Kleistausgabe gebracht hat, kann man eigentlich von einem dringenden Bedürfnis nach dieser allerdings in Druck und Ausstattung sehr schönen Ausgabe nicht sprechen. Und es wäre nach meinem Gefühl das richtige gewesen, die ganz bedeutende Herausgebertätigkeit, die hier trotz aller Vorarbeiten noch geleistet wird, sofort der Wilhelm-Ernst-Ausgabe zukommen zu lassen, die ja doch auch Kleists Werke bringen muß. Dabei ist hier in der Ungertype eine deutsche Frakturschrift benutzt, die auch für die Wilhelm-Ernst-Ausgabe in Betracht käme und sicher sehr vielen weit willkommener wäre, als die dort angewandte Antiquaschrift, die vor allem für dichterische Werke etwas Fremdes behält. Ich habe schon gesagt, daß die neue Kleistausgabe trotz der hervorragenden Arbeit, die Erich Schmidt und seine Mithelfer geleistet haben, auch durch die Tätigkeit ihres Herausgebers einen ganz besonderen Platz beansprucht. Hier ist nach meinem Gefühl zum erstenmal eine Mitteilungsform der Lesarten gefunden, die auch für den Nichtgermanisten hohen Wert hat. Diese hier gebotenen Zusammenstellungen gewähren einen Einblick in die dichterische Arbeitsweise. Sehr glücklich ist auch die Art, wie die zeitgenössische Kritik hier mitgeteilt wird, wofür auch die zeitgenössischen Briefwechsel herangezogen sind. Der erste, bisher allein erschienene Band bringt die Familie Schroffenstein, daneben vollständig die ursprüngliche Gestaltung dieses Dramas, die Familie Ghonorez und das herrliche Robert Guiskard-Fragment. Geschmückt ist der Band mit einer ausgezeichneten farbigen Wiedergabe des Miniaturbildes des jungen Kleist, das bekanntlich das einzige Porträt des großen Dichters ist. Die Bände sollen im Abstand von je zwei bis drei Monaten erscheinen, wodurch ihre Anschaffung sehr erleichtert wird.

Während im allgemeinen die Veröffentlichungen des Insel-Verlags einen etwas luxuriösen Charakter tragen, bringt er neuerdings ein Unternehmen, das sich durch seine Billigkeit um so eher großen Erfolg gewinnen wird, als doch auch für die äußere Erscheinung eine geschmackvolle und eigenartige Form gefunden ist. Der große Erfolg, der der Auswahl der Briefe von Goethes Mutter zuteil geworden ist, hat wohl den Gedanken zu diesen 2 ℳ-Bänden eingegeben. Drei davon gehören Goethe. Der erste bringt Goethes Sprüche in Prosa, herausgegeben von Herm. Krüger-Westend, jene Maximen, in denen Goethe die Grundsätze seines ethischen Lebens niederlegte, die Reflexionen, in denen sich seine geniale Erkenntnis von Welt und Menschheit kundtut. Beides kann man mit Max Hecker als kondensierte Lebensereignisse bezeichnen, denn Goethes Weisheit wie Goethes Wissen sind Lebenserfahrung. In dieser Ausgabe ist alles hierher Gehörige vereinigt, auch die Ergebnisse der großen Weimarer Ausgabe. Ein Seitenstück dazu sind Goethes Sprüche in Reimen, die hier überhaupt zum erstenmal in einem Band gesammelt sind. Max Hecker hat die Ausgabe besorgt und die Anmerkungen beigesteuert, die ja hier unentbehrlich sind. Ganz neu auch ist die Verwertung von Goethes Tagebüchern, wie sie Hans Gerh. Gräf darbietet. Vielleicht hat Goethe das einzige Tagebuch geführt, auf das Karl Hiltys Vorwurf, daß Tagebücher den Stempel der Eitelkeit und sehr oft noch dazu den der moralischen Impotenz an sich tragen, nicht zutrifft. Denn eitel ist ein Buch nicht, das in der Absicht so lediglich schriftliche Aufzeichnung von Geschehnissen, Urteilen, Betrachtungen, Berichten ist. Im übrigen aber ist es ein Buch von ganz hervorragender moralischer Potenz; denn wir erkennen daraus, daß, was er von seinen botanischen Studien sagte, für Goethes ganzes Leben gilt: „Nicht also durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermutet und auf einmal, sondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultate gelangt." — Von den drei anderen Bänden bringt der eine Heinrich von Kleists Erzählungen mit einer Einleitung von Erich Schmidt. Die beiden anderen suchen

Digitized by Google

altes deutsches Volksgut zum Besitztum der heutigen Zeit zu machen. Fr. Ranke bringt eine Auswahl des Schönsten und Besten aus „Des Knaben Wunderhorn" ohne alle philologische Zutat. In gleicher Weise wählte Paul Merker aus der Sammlung der Brüder Grimm die schönsten deutschen Sagen aus. Ich meinerseits glaube, daß in der Tat die Art der Darbietung, also die äußere Erscheinungsform des Buches, außerordentlich viel bei der Wiederbelebung unseres alten Volksgutes zu bedeuten hat, und glaube, daß diese Bände eine gute Lösung dieser wesentlich buchtechnischen Frage bedeuten.

Im Gegensatz zu diesen auf weiteste Verbreitung berechneten Büchern ist für den „kuriösen Liebhaber" bestimmt ein in nur 800 Exemplaren hergestellter Neudruck der Geschichten von Rübezahl nach der Aufzeichnung des Johannes Praetorius. Es sind dabei die Holzschnitte der im Jahre 1738 zu Hirschberg erschienenen Rübezahlausgabe neu gedruckt worden. Paul Ernst hat vor allem bei der Erzählung eine geschickte Hand für die Anpassung dieser alten Sagen bezeugt, und sein Nachwort birgt manchen anregsamen Gedanken. Der Band kostet 10 ℳ. — Im Neudruck herausgegeben ist auch Wilhelm Meinholds „Die Bernsteinhexe" (ebenda; geh. 3 ℳ, geb. 4.50 ℳ). Einer der besten Romane der ganzen Weltliteratur, von einer ganz urwüchsigen Kunst, die so unmittelbar gewachsen ist, daß sie als Natur wirkt.

Von dem bedeutendsten Hexenroman unserer Literatur ist der Weg nicht weit zu den Gedichten des um die Beseitigung dieses Irrwahns verdienstvollen Jesuiten Friedrich Spee. Seine Trutznachtigall nebst den Liedern aus dem Güldenen Tugendbuch hat kritisch neu herausgegeben Alphons Weinich (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung; geh. 3, geb. 3.80 ℳ). Da der Herausgeber auf den ursprünglichen Wortlaut zurückgegangen ist, so war es eigentlich überflüssig, daß diese Ausgabe so ganz unter dem Schilde Klemens Brentanos geht. Mochte man die prachtvolle Einleitung des Romantikers mit den durch die seitherige Forschung gebotenen Ergänzungen neu drucken; keinesfalls gehört in dieses Buch der Aufsatz des Neuherausgebers, der den bedeutenden Einfluß aufzuweisen sucht, den die Beschäftigung mit Spee auf Klemens Brentanos „Bekehrung", d. h. hier Zuwendung zum strengen Katholizismus gehabt hat. So wird das ganze Bild verschoben und das Werk unter die Brentano-Neudrucke gerückt, während es sich doch um eine im übrigen willkommene Ausgabe der in ihrer Zeit ziemlich einzig dastehenden Lyrik Spees handelt.

Wohlbekannt sind auch die vom Verlage Wilhelm Langewiesche-Brandt in München-Ebenhausen herausgegebenen Sammel- und Auswahlbände zu dem buchhändlerisch staunenswert geringen Preise von ℳ 1.80. Die Sammlung ist in diesem Jahre um zwei neue vortreffliche Bände bereichert worden. Unter dem etwas gesuchten Titel — abgelegen sind übrigens alle Titel in dieser Sammlung — „Über allen Gipfeln" werden Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens geboten. Der Herausgeber, Ernst Hartung, hat hier das Lebendigste aus Goethes Lyrik in der zeitlichen Anordnung nach dem Entstehen dem heutigen Leser nahezubringen gesucht. In sehr geschickter und ganz unaufdringlicher Weise sind über jeder Seite in aller Kürze die Verhältnisse angegeben, aus denen das betreffende Gedicht Goethes gewachsen ist. Man genießt auf diese Weise prächtig den Gelegenheitsdichter Goethe und erfährt für ihn die Wahrheit: „Ich machte sie nicht, sondern sie machten mich." In den Band eingeschoben sind 30 Bildnisse Goethes, die seine äußere Erscheinung oder doch, wie er seinen Zeitgenossen erschien, durchs ganze Leben hindurch aufzeigen. — Fast noch packender, weil umfassender und auch neuartiger, ist die unter dem Titel „Der heilige Krieg" gebotene Selbstbiographie Hebbels. Eine Selbstbiographie in der Tat, denn sie ist zusammengestellt aus den Tagebüchern, Briefen und Gedichten des Meisters, bei denen nur zuweilen der Herausgeber, Hans Brandenburg, mit einem kurzen verbindenden Text, der die äußere Lebensveränderung zusammenfaßt, dazwischentritt. Kein anderes Dichterleben kann so den gewaltigen Kampf einer Persönlichkeit um das höchste Ideal veranschaulichen, wie ein solches Hebbelbuch.

Digitized by Google

In diesem Zusammenhange sei auf eine kleinere Gabe hingewiesen, in der in vornehmer Ausstattung Friedr. Hebbels Darstellung seiner Kindheit als kleine Prachtausgabe erscheint. Der unseren Lesern wohlbekannte Radierer Leo Kayser hat dafür drei Radierungen geschaffen: ein kräftiges Bildnis des Dichters und zwei sehr stimmungsvolle Landschaften, deren eine einen Blick auf Wesselburen, die andere den alten Brunnen darstellt (Eisenach, H. Jakobis Buchhandlung, 3 M).

Hebbel gewidmet ist auch ein Band der Sammlung „Aus der Gedankenwelt großer Geister" (Stuttgart, Robert Lutz, jeder Band 2.50, geb. 3 M), in dem Egon Friedel unter den Stichworten vom Denken, von der Größe, Lebens-, Religions-, Geschichts- und Kunstphilosophie usw. etwa anderthalb hundert Aussprüche des Dichters vereinigt hat. Ein genau gearbeitetes Sachregister ermöglicht die fruchtbare Benutzung dieses verkleinerten Bildes des riesigen Gedankenlebens des Dithmarschen. — In der gleichen Sammlung ist neuerdings auch der Band „Luther" erschienen, ein Charakterbild aus seinen Werken, bearbeitet von Alfred Grotjahn. Ein ganz prächtiges Büchlein, aus dem die Persönlichkeit Luthers außerordentlich frisch und lebendig uns entgegenleuchtet. Es war sicher sehr gut, daß einmal ein Nichttheologe ein solches Buch zusammenstellte. Vollkommen stimme ich auch zu, daß der Verfasser die Sprüche ins Neudeutsche übertragen hat. Das altertümliche Gewand hätte manchem ihren starken Gegenwartswert verdunkelt.

Als letzter Band dieser Sammlung ist mir Balzac zugegangen, bearbeitet von Stephan Zweig, der eine sehr ausgedehnte und ganz vorzügliche Charakteristik des größten Romanschriftstellers an die Spitze gestellt hat. So großartig der Epiker Balzac war, der Gestalter gewaltiger Stoffe und Beherrscher der ungeheuersten Massen, so glänzend ist auch der Gnomiker. Balzac besaß eine ganz außerordentliche Fähigkeit des Zusammendrängens einer langen Gedankenreihe in ein einziges packendes Wort. Scharf geschliffen blitzen seine Waffen. Stephan Zweig hat es wohl verstanden, diese feine französische Dialektik im Deutschen zu erhalten.

Im Anschluß an diese bereits den Sammelcharakter tragenden Werke nenne ich noch drei Anthologien. Die eine ist ein altbekanntes, in einer Viertelmillion Exemplaren verbreitetes Buch: „Wolffs poetischer Hausschatz des deutschen Volkes" (Leipzig, Otto Wigand. Schulausgabe geb. 4.80, Geschenkbd. 6 M; erweiterte Ausgabe Halbpergamentbd. 12 M. Die Schulausgabe hat 768 Seiten, die erweiterte 300 mehr). Der Plan zu diesem Buche ist 100 Jahre alt, und kein Geringerer als Goethe hat zuerst für ein Werk gearbeitet, das nicht nur ein Schulbuch, sondern das „natürlichste gemeinschaftliche Bildungsmittel" der Nation sei. Ein Günstling Goethes, der Jenaer Professor O. L. B. Wolff, hat dann den Plan ausgeführt (1839). Die Neuausgabe ist von Heinrich Fränkel besorgt. Man wird schwerlich einen Namen vermissen. Über jede Auswahl läßt sich rechten; aber jedermann wird den Herausgebern Weitherzigkeit und Geschmack zugestehen. Die erstere hat sogar zu sehr gewaltet. Unter dem Satirischen, das aufgenommen wurde, ist manches Tagesgut. Schade ist, daß bei der „erweiterten" Ausgabe die mehr aufgenommenen Gedichte nicht eingeordnet, sondern bloß „angehängt" wurden. Das Buch sei aufs wärmste empfohlen; dem es eifrig benutzenden Besitzer wird es von selber zum Hausschatz.

Bei Julius Zeitler in Leipzig ist erschienen „Der Rosengarten der deutschen Liebeslieder", d. i. eine Auswahl von achteinhalb hundert Liebesgedichten von den Anfängen der deutschen Literatur bis zur Gegenwart. Das heißt von lebenden Dichtern sind außer Liliencron und Dehmel nur Mombert und Dauthendey vertreten, für eine Anthologie ein höchst merkwürdiger Standpunkt, der auch gegenüber den toten Dichtern der Neuzeit gewahrt worden ist. Die Lieder des Minnesangs sind in der ursprünglichen Fassung mitgeteilt. Ich gebe zu, daß Walter und seine Genossen viel von ihrer Schönheit durch die neudeutsche Fassung einbüßen. Ich fürchte aber, mittelhochdeutsch werden sie von den „Liebhabern" gar nicht gelesen werden, und das ist dann noch schlimmer. Im übrigen wäre weniger mehr gewesen; die Hälfte

Digitized by Google

der Gedichte hätte völlig ausgereicht. — Verdienstlich sind alle Unternehmungen, ein engeres Verhältnis unserer Gebildeten zu unserer neuen Literatur, dort wo sie am künstlerisch wertvollsten ist — also zur modernen Lyrik — herzustellen. Dazu muß die Grundlage in der Schule geschaffen werden. Eine solche „Auswahl für die oberen Klassen höherer Lehranstalten" haben Dr. M. Consbruch und Prof. Klinckfieck unter dem Titel „Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, C. F. Amelang, geb. 2 ℳ) veranstaltet. Die Auswahl ist zu loben, aber gerade für die letzten drei Jahrzehnte sehr dürftig. Man hätte sich überhaupt auf die Zeit nach 1850 beschränken sollen; die älteren Dichter sind ohnehin in jedem Schulbuch reich genug vertreten. — Der reiferen Jugend zugedacht ist eine auf eine größere Bändezahl berechnete Sammlung „Die Wanderer", die im Auftrag des Düsseldorfer Jugendschriftenausschusses bei A. Bagel in Düsseldorf zu erscheinen begonnen hat (der gebundene Band 2 ℳ). Mir liegen zwei Bände vor: der eine bringt eine von Severin Rüttgers besorgte Übersetzung der altisländischen „Geschichte von den Lachstälern". Von urgermanischer Art und Kraft kann nichts eine bessere Vorstellung vermitteln, als diese älteste deutsche „Heimatkunst" voll geschlossener Kraft und sicherer Ruhe, unter der titanische Wildheit und unverbrauchte Naturgewalt schlummern. Es ist gut, daß unserer Jugend diese Kost zugeführt wird. Im andern Band hat Gustav Kneist „Sage und Lied in den Ländern am Rhein" in reichlicher Auswahl, manches weniger Bekannte glücklich einordnend, gesammelt.

Von neuesten Dichtern hat Otto Erich Hartleben eine von Frz. Ferd. Heitmüller sorgsam betreute Ausgabe seiner „ausgewählten Werke" erhalten (Berlin, S. Fischer, 10 ℳ). Die drei in ihrem grünen Gewand für den schier gewaltsam jugendlichen Dichter allzu biedermeierlich wirkenden Bände bringen Gedichte, von den Dramen „Rosenmontag", „Angele", „Hanna Jagert", „Die Erziehung zur Ehe" und „Die sittliche Forderung"; dann die besten seiner Erzählungen. Als bislang unbekanntes Gut kommen die Aufzeichnungen hinzu, die Hartlebens früh verstorbene Mutter ihm bei ihrem Tode hinterließ. Frau Sorge hat über seiner Jugend gewacht und in rührender Liebe von der Zukunft fast alles richtig so erhofft und gefürchtet, wie es später eingetroffen ist.

Über Peter Altenbergs „Die Auswahl aus meinen Büchern" (Berlin, S. Fischer, 3, geb. 4 ℳ) kann ich nichts besser tun, als seine Selbstanzeige hierherzusetzen. „Ich habe vier Bücher herausgegeben: ‚Wie ich es sehe', ‚Was der Tag mir zuträgt', ‚Prodromos', ‚Märchen des Lebens'. Ich hielt dieselben für ‚Extrakte', für Extrakte meines eigenen Innenlebens und eigentlich des Lebens überhaupt! Ich hielt mich für das kurzgefaßteste Herz, für das kurzgefaßteste Gehirn eines modernen Schriftstellers, für das unbelästigendste, Zeit nicht raubendste, das es gäbe! Aber ich habe mich geirrt. Man kann aus den vier Büchern noch die ‚wertvollsten' Perlen herausfischen und so dem einen Leser die Mühe ersparen, überhaupt je wieder etwas von mir zu lesen, den anderen jedoch dazu verführen, nun alle Werke zu erstehen!"

An den Schluß dieser Übersicht stelle ich ein Buch, das der Gesamtordnung dieser Ausführungen nach schon lange hätte genannt werden müssen. Aber ich möchte dadurch schon jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit darauf lenken, während die gebührende Würdigung bei größerer Ruhe nachgeholt werden wird. „Unser Nibelungenlied" heißt das Buch, dessen Hauptinhalt eine neue metrische Übersetzung von Dr. H. Kamp ist. Wohlverstanden „unser" Nibelungenlied steht darauf. Der Titel nimmt eine Tatsache vorweg, die erst durch das Buch zu verwirklichen ist. Denn wenn einer, so wird dieser Versuch dazu führen, das herrliche Werk unserem Volke wirklich zu eigen zu machen. Zwei Ausgaben sind erschienen (Berlin, Mayer & Müller); die Familienausgabe kostet gebunden 5 ℳ, die „allseitige Erklärungsausgabe" geheftet 9 ℳ. Das wäre eine herrliche Feier der „Zwölften", wenn in jedem deutschen Hause durch gemeinsames lautes Lesen der verschüttete Goldhort unseres größten Volksgedichts aufs neue gehoben würde.

Digitized by Google

Bücherlisten vom Weihnachtsmarkt

Die Unmasse der bis in die letzten Tage sich mehrenden Büchereingänge würde eine Besprechung des zu Festgeschenken sich Eignenden unmöglich machen, auch wenn der Raum zur Aufnahme ausreichte. Die folgenden Übersichten wollen wenigstens einigermaßen dem Leser seine Wahl erleichtern. Die Aufzählung an dieser Stelle bedeutet eine allgemeine Empfehlung; die beigefügten Bemerkungen mag man als Randglossen in einem Katalog betrachten. Eine größere Zahl der Bücher wird später eingehender gewürdigt werden.

Im Zeichen der Weltliteratur

Wie überhaupt in dieser Zusammenstellung nehmen wir auch hier nur solche Werke auf, die den Grundstock einer Bücherei bauen helfen; Werke, die eigentlich bereits der Literaturgeschichte angehören. Für neuere Belletristik muß auf die im Laufe des Jahres zahlreich gegebenen Besprechungen verwiesen werden.

Unter dem Titel „Biblische Liebeslieder" bietet Paul Haupt das sogenannte „Hohelied Salomos" in einer neuen, dem Versmaß des Originals möglichst angepaßten Übersetzung (Leipzig, J. C. Hinrichs, *M* 4.50). Der Verfasser betrachtet das Ganze als eine etwa 300 v. Chr. zusammengetragene Sammlung von Liebes- und Hochzeitsliedern; einen mystischen oder allegorischen Sinn nimmt er (nach meinem Gefühl mit Recht) nicht an, enthüllt vielmehr in dieser Bildersprache die unermeßliche Sinnlichkeit des Orients. Die Anmerkungen, die vier Fünftel des Buches füllen, bringen ein riesiges Vergleichsmaterial aus orientalischen und neueren Literaturen bei: für Literaturkundige — aber auch nur für solche — ein ungemein anregendes Buch.

Homers „Ilias" erzählt F. W. Paul Lehmann-Schiller in Prosa dem deutschen Volke und seiner Jugend (Leipzig, B. G. Teubner, geb. *M* 2.40). Der letzteren vor allem mag die kräftig zufassende Darstellung von großem Nutzen für das Verständnis des Griechentums sein. Den Bildschmuck hat man leider Alois Kolb anvertraut, dessen vertrackte und nervöse Art zu allerletzt griechischer Schönheitsfreude Ausdruck geben kann. — „Szenen aus Menanders Komödien" verdeutscht Karl Robert und versucht gleichzeitig eine Wiederherstellung des Inhalts der Lustspiele (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung *M* 2.40). Die Ausbeute ist wesentlich kulturgeschichtlicher Art.

Wir sind glücklich aus der Zeit der „Prachtausgaben" heraus, die bereits durch ihr Format bekundeten, daß sie nicht damit rechneten, gelesen zu werden. Um so willkommener sind jedem Bücherfreunde gediegen schöne Leseausgaben der Großen der Weltliteratur. Im Inselverlag zu Leipzig ist auf diese Weise jetzt der gewaltige Cervantes zu haben. Den zwei Bänden der Novellen, die letztes Jahr erschienen sind, ist jetzt in drei Bänden der Weltroman „Don Quixote" (geh. 10 *M*, geb. 14 *M*) gefolgt. Benutzt ist die deutsche Übersetzung von 1837, die hier als anonym bezeichnet wird, in Wirklichkeit aber eine Neuauflage der älteren von Soltau war. Schade, daß man nicht die sehr feine Übertragung von Braunfels dafür erworben hat. — Würdig schließt sich dem spanischen der französische Weltroman Lesages „Geschichte des Gil Blas von Santillana" an (ebd. 2 Bde., geh. 8 *M*, geb. 12 *M*), den man durch Ausmerzung der meisten Nebengeschichten und durch Kürzung einiger nur für die Zeitgenossen interessanter Kultursatiren für das heutige Publikum lesbarer gemacht hat. Denn auch für diese Weltwerke ist es mit der Berühmtheit nicht getan; sie sollen auch gelesen werden. Für den Gil Blas hat das sogar Schopenhauer empfohlen, der doch sonst Romane nicht leiden mochte. — In vollständig neuer Übersetzung bringt der Inselverlag Honoré de Balzacs „Menschliche Komödie" (14 Bände je 4 *M*, einzeln *M* 4.50). Halten die folgenden Bände in der Übersetzung, was die beiden ersten bislang vorliegenden versprechen, so wird damit endlich diese

Digitized by Google

gewaltigste Romanschöpfung Frankreichs für uns gewonnen sein. — Vollendet ist auch die vierbändige Ausgabe von „Baudelaires Werken“ (Minden i. W., J. C. C. Bruns, der Band ℳ 2.50, geb. ℳ 3.50) in der sehr guten Übersetzung von Max und Margarete Bruns. Die weltberühmten Gedichte (Les fleurs du mal) fehlen leider; aber außer den Gedichten in Prosa und den Novellen sind hier „Die künstlichen Paradiese“, und die außerordentlich anregenden literarischen, musikalischen und ästhetischen Studien aufgenommen. Von den im gleichen Verlag erscheinenden „Gesammelten Werken Gustave Flauberts“ ist mir nur ein neuer Band zu Gesicht gekommen, der die „drei Erzählungen“ (geh. ℳ 3.75) enthält, die man in manchem als Extrakt seiner Kunst bezeichnen kann. Die Übersetzung E. W. Fischers ist gut, seine Einleitung ist eine literargeschichtliche Arbeit von eigenem Werte. — Ihrem Abschlusse nahe sind mit dem 8. Bande die von Eugen Diederichs in Jena verlegten „Ausgewählten Werke“ von Stendhal-Henry Beyle. Dieser Band enthält die eigenartige Ausbeute, die St. aus Chroniken der italienischen Renaissance gewann, indem er das auswählte, „was das menschliche Herz schildert“. Das vorübergehende staatsgeschichtliche Ereignis bleibt unbeachtet, aber wie man „im Cinquecento sich an einem Nebenbuhler rächte oder eine Frau eroberte“, wird im Geiste der altitalienischen Novelle aufgespürt. Die sechs nachgelassenen Novellen schließen sich an (4 ℳ, geb. 5 ℳ). — In einem Bande von 240 Seiten hat die Gesamtdichtung von Arthur Rimbaud Platz, wobei noch die größere Hälfte auf die von Stefan Zweig geschriebene Lebensgeschichte fällt. Zu Recht. Denn so bedeutend der Einfluß dieses merkwürdigen Urdekadents auf die französische Literatur gewesen ist, trotzdem er bereits mit 18 Jahren die Poesie „überwunden“ hatte, viel seltsamer ist sein Leben, das ihn als Stromer durch die Welt und am Ende auf eine verantwortliche Höhenstellung im Kaiserreiche Menelik führte. Die Übersetzung Klammers gibt den exzentrischen Charakter dieser Lyrik gut wieder (Leipzig, Inselverlag, 6 ℳ). — Nur zu erwähnen brauche ich, daß die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart von ihrer trefflich illustrierten Ausgabe der Zolaschen „Débâcle“ unter dem Titel „Der Krieg von 1870—71“ eine billige Volksausgabe veranstaltet hat, die gebunden 5 ℳ kostet.

Ganz wohlig wird einem in Herz und Sinn, wenn man die „nordischen Volks- und Hausmärchen“ liest, die Pauline Klaiber aus der Sammlung von O. Chr. Arbjörnsen und Jörgen Moe übersetzt hat (München, Albert Langen, 3 Bde. je ℳ 2.25, geb. ℳ 3.50, zusammen bezogen 6 und 10 ℳ). Eine eigenartige Welt, auch dort, wo bekannte stoffliche Grundlagen vorhanden sind; und doch uns stammverwandt, übrigens vielfach voll kräftigen Humors. Die Ausgabe ist musterhaft illustriert. — Gleiches Lob in jeder Hinsicht gebührt Oskar Dähnhardts köstlicher Sammlung: „Schwänke aus aller Welt“ (Leipzig, B. G. Teubner, geb. 3 ℳ). Wer Sinn für kräftigen Humor hat, versage sich nicht diese treffliche Hausmannskost, die ihm ein gesundes Lachen zum täglichen Brot verschaffen kann. Hier sind auch Alois Kolbs Bilder am rechten Platze.

Die bei Friedrich Rothbarth in Leipzig erscheinende Kulturhistorische Liebhaberbibliothek veröffentlicht schwer zugängliche oder abseits liegende Werke. Der Titel kennzeichnet gut den Inhalt, der reife Leser voraussetzt, zum Teil Werke bringt, die der vorsichtige Vater sekret halten wird. Aber die Sammlung ist sehr ernst zu nehmen. Die mir vorliegenden Bände 35—37 enthalten: „Deutsche Hochzeitsgedichte“, ges. und eingel. von H. W. Fischer (geb. 5 ℳ), ein ehedem außerordentlich stark angebautes Gebiet heute schier ganz verschollener Gelegenheitsliteratur; Fieldings hervorragenden Verbrecherroman „Geschichte des großen Jonathan Wild“ und die entzückenden „Briefe des Fräuleins Ninon de Lenclos an den Marquis de Sevigné“. —

Den Beschluß mache die hoffentlich folgenreichste Übersetzerleistung des Berichtsjahres. Ich erhoffe diese Folge, denn sie wäre die endliche Einbürgerung Dantes in unseren gebildeten Kreisen. Dürfen wir uns doch nicht der Täuschung hingeben, als seien Dantes Werke in Deutschland wirklich bekannt. Hier hilft eben kein Theater mit, wie bei Shakespeare; hier

Digitized by Google

heißt es selber lesen. Als wunderbares Reizmittel dazu erscheint mir die vierbändige Ausgabe: "Dantes poetische Werke. Neu übertragen mit dem Paralleldruck des Originaltextes von Richard Zoozmann" (Freiburg, Herder, in Leinen 18 ℳ, in Perg. 28 ℳ). Zoozmann, dem wir die flüssigste Danteübersetzung (bei Max Hesse) verdanken, hat hier hinsichtlich der Treue ganz unvergleichliches geleistet. Daß er dazu die Schlegelterzine — also Auslassung des Reims des Mittelverses — wählte, stört den deutschen Leser nicht; um so weniger, als die Übersetzung, trotzdem durchweg Vers mit Vers sich deckt, schön lesbar geblieben ist. Auch kann man nicht besser zum Original hingeführt werden. Band 1—3 enthalten „Die göttliche Komödie", der 4. „Das neue Leben" und die Gedichte. Die Ausstattung ist musterhaft.

Briefwechsel und Memoiren

Ich kann mich fast auf die Aufzählung der Titel beschränken, da alle diese Bücher für später eine nähere Besprechung erheischen. Die Teilnahme für Memoiren ist bei unserer Leserschaft stets im Wachsen. Das ist nicht zu verwundern. Sind solche Bücher doch spannend und unterhaltsam wie Romane, dabei für alles Geschichtliche ungemein belehrend und für den Psychologen von höchstem Wert. So oft sagt man, das Leben sei interessanter als alle Romane. Nun, Memoiren sind Lebensspiegelungen, gleich wertvoll und charakteristisch für den Spiegel (d. i. der Verfasser) wie für die Abgespiegelten.

Eine vorzügliche Sammlung ist die Memoirenbibliothek des Verlages Robert Lutz in Stuttgart. Die letzten Erscheinungen bringen neben der an dieser Stelle ausführlich gewürdigten Lebensgeschichte des Magister F. Ch. Laukhard (2 Bände, geh. 11 ℳ, geb. 13 ℳ), die nicht nur als eindringliche Kulturschilderung, sondern auch als erstrangiges Kunstwerk hervorragenden „Memoiren eines Revolutionärs" von Peter Krapotkin (2 Bde., geh. 9 ℳ, geb. 11 ℳ), zu denen die tief ergreifenden „Erinnerungen eines Nihilisten" von Debogory-Mokriewitsch (ℳ 5.50, geb. ℳ 6.50) das ergänzende Seitenstück bieten. Bis auf die Gegenwart wird die Schilderung der russischen Zustände geführt in W. Wereschajews „Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg" (5 ℳ, geb. 6 ℳ). Mit dem Zwang eines Schicksalsdramas Zacharias Werners wirken diese Verhältnisse als Folgeerscheinung lang währender Zustände, wenn man aus den „Erinnerungen der Zarin Katharina II." (6 ℳ, geb. 7 ℳ) die seltsame Mischung von Lasterhaftigkeit und Bigottheit, von Grausamkeit und Schwäche, von Krankheit und Austobung heischender Naturkraft selber zu erleben glaubt, die von jeher in dem ungeheuern Reiche geherrscht haben. — Ein Quellenwerk ersten Ranges sind E. D. Pasquiers Erinnerungen: „Napoleons Glück und Ende" (2 Bde., 11 ℳ, geb. 13 ℳ); von unerschöpflichem Reichtum im Anekdotischen sind Captain Gronows Sittenbilder „Aus der großen Welt" (ℳ 5.50, geb. ℳ 6.50); übrigens verrät jede Seite den weltklugen Beobachter und feinen Lebenskünstler. Die Bände sind gut ausgestattet, die Übersetzung ist sorgfältig, gute Einführungen geben alles Wichtige über die Verfasser.

Ganz unmittelbar berühren uns die „Memoiren von Bertha v. Suttner" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 10 ℳ, geb. 12 ℳ). Freilich viel fesselnder als die der Friedensbewegung gewidmete 2. Hälfte erschien mir der persönlichere erste Teil des Buches, aus dem wir erfahren, wie Frau v. Suttner zu ihrer Weltanschauung kam. Das Buch ist sehr gut geschrieben und bringt in Briefen und Charakteristiken hervorstechender Persönlichkeiten eine Fülle zeitgeschichtlichen Materials.

Durch die sehr geschickte Bearbeitung Friedr. Gundelfingers ist des nordisch-deutschen Denkers Henrik Steffens zehnbändiges, reichlich geschwätziges Werk „Was ich erlebte" für uns fruchtbar gemacht worden. „Für uns hat Steffens Leben Wert als Spiegel seiner Zeit, während ihm die Zeit Spiegel seines Daseins war." So wurde aus der Masse alles ausgewählt, was Steffens an Wertvollem über Personen und Verhältnisse seiner Zeit zu sagen

Digitized by Google

hat. Und das ist sehr viel, da er mit allen bedeutenden Männern unserer klassischen und romantischen Literaturperiode zu tun gehabt hat. So werden seine „Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik“ (Jena, Eugen Diederichs ℳ 6, geb. ℳ 7.50) jedem Literaturfreunde Neues und Eigenartiges bringen. —

Von den vorliegenden Briefsammlungen empfehle ich uneingeschränkt Hans Helmolts prächtige zweibändige Ausgabe der „Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans“ (Leipzig, Insel-Verlag. 12 ℳ, geb. 15 ℳ) der Liselotte von der Pfalz. Zu einem Charakterbild dieser herrlichen deutschen Frau stellt J. Wille eine kleinere Auswahl dieser Briefe zusammen im ersten Band der „deutschen Charakterköpfe“ (Leipzig, Teubner. 3 ℳ). „Goethes Briefwechsel mit Marianne Willemer“ gehört neben seine Briefe an Charlotte von Stein. Sie ist also zu Recht in gleicher Ausstattung wie diese vom Inselverlag gebracht (4 ℳ, geb. 5 ℳ). Ebenda ist „Voltaires Briefwechsel“ ausgewählt und übersetzt von Käthe Schirrmacher erschienen (4 ℳ, geb. 5 ℳ). — Eine Anthologie von Liebesbriefen der Weltliteratur — mit Ausnahme der deutschen, die für sich einen Band bilden — gibt Paul Seliger in dem stattlichen Bande „Italienische und englische usw. Liebesbriefe“ (Leipzig, Julius Zeitler). Ohne vorläufig Stellung zu nehmen, verzeichnen wir die sehr wichtigen und bereits viel umstrittenen Werke „Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche“ von Karl Albr. Bernoulli (Jena, Diederichs, 15 ℳ, geb. 18 ℳ) und „Friedr. Nietzsches Briefe an Peter Gast“ (Leipzig, Insel-Verlag. 9 ℳ, geb. 10 ℳ). Wer sich eingehender mit Nietzsche beschäftigen will, darf an diesen Büchern nicht vorübergehen.

Literaturgeschichte

Karl Bergers meisterhafte Biographie Schillers ist mit dem zweiten Band zum Abschluß gelangt (München, Becksche Verlagshandlung. Beide Bände in Leinen 14 ℳ, in Halbfranz 19 ℳ). Eugen Kühnemanns tiefgründiger „Schiller“ liegt in neuer (3.) Auflage vor (ebenda, geb. ℳ 6.50). Goethes nächste Umwelt findet eine kenntnisreiche und warmherzige Schilderung in Ludwig Geigers „Goethe und die Seinen“ (Leipzig, R. Voigtländer, geb. ℳ 6.50). Den weiteren Lebens- und Kulturrahmen unserer klassischen Periode spannt in lebensfrischen Darstellungen Wilhelm Bode in einem dreibändigen Werke „Amalie, Herzogin von Weimar“ (Berlin, E. S. Mittler. 10 ℳ). Eng schließen sich daran zwei aus persönlichen Erinnerungen belebte Lebensbeschreibungen der Großherzoginnen Luise und Maria Paulowna, die F. Bornhak in einem schmucken Büchlein „Aus Alt-Weimar“ gegeben hat (Breslau, Langewort, geb. 2 ℳ, Liebhaberbd. 3 ℳ). Ein gutes Lebensbild der „Frau Rat Goethe“ zeichnet Elisabeth Mentzel (Frankfurt, Neuer Frkf. Verl.). Empfohlen seien die Dichterbiographien: Schubart von K. M. Klob (Ulm, H. Kerler. ℳ 4, geb. ℳ 5.50); Friedrich Rückert von Agnes Willms-Wildermuth (Stuttgart, Steinkopf, geb. 4 ℳ); Jules Verne von M. Popp (Wien, Hartleben, geb. 5 ℳ); Berth. Auerbach von Ant. Bettelheim (Stuttgart, Cotta. 8 ℳ); Gustav Freytag von Hans Lindau (Leipzig, Hirzel. 8 ℳ). Ein ungemein anregendes Buch ist „Gerhart Hauptmann vor dem Forum der Kriminalpsychologie und Psychiatrie“ vom Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen (Breslau, Langewort, geb. 3 ℳ, Liebhaberband 4 ℳ). Eine zusammenfassende Darstellung des „modernen Dramas“ gibt Rob. F. Arnold (Straßburg, Trübner, 6 ℳ, geb. 7 ℳ). Zu einem bedeutenden Kulturbild steigert Rudolf Krauß seine auf gründlichstem Quellenstudium beruhende Geschichte des „Stuttgarter Hoftheaters von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ (Stuttgart, J. B. Metzler. ℳ 8.40, geb. ℳ 9.60). Zahlreiche Bilder schmücken diesen bedeutenden Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. St.

Digitized by Google

Matthias Grünewald

Von

Dr. Karl Storck

Die Geschichte der deutschen Kunst ist die wunderlichste von allen. Wir sagen vielleicht besser: die verwunderlichste. Das hat seinen Grund in der Tatsache, daß wir weniger von einer Geschichte der deutschen Kunst, als von Geschichten deutscher Künstler reden können. Bereits von Tacitus festgestellte Uranlage deutschen Wesens ist die Eigenbrödelei, die Abneigung gegen Zusammenschluß, das Einspännertum und das Bestreben, auf sich selber zu stehen, sich in sich selber zurückzuziehen und mit sich das Ringen um die Welt auszumachen. Schwäche und Stärke deutscher Kultur beruht auf dieser Anlage. So wie die Weltereignisse unserem Volke und Lande mitgespielt haben, war sie sicher unser höchstes Glück. Es hat die einzelnen nicht zu vernichten, ja kaum zu hemmen vermocht, oft war es sogar ihr stärkster Ansporn, wenn die Gesamtheit zerschmettert am Boden lag. Andererseits gewinnen wir darum auch aus dem äußeren Hochstande dieser Gesamtheit für geistige und künstlerische Kultur nicht so viel wie andere Völker. Wir erleben den besten Beweis in den Zuständen der Jahrzehnte nach 1870, in denen uns kein führender Weltgeist geworden ist, an denen es sonst keinem Jahrhundert in Deutschland fehlte. Denn die Riesen des deutschen Lebens, die wir miterleben durften, gehören mit den Urkräften ihres Seins in die Zeit vor dem Kriege, der die politische und ökonomische Machtstellung brachte.

Das Vielerlei der Wirkungen dieser Verhältnisse auf die Kunst kann man auf der Verlustseite als geringe Bedeutung der Überlieferung buchen. Wir haben, an der Kunstentwicklung anderer Völker gemessen, überhaupt nur sehr wenig Überlieferung. Wir haben sie am meisten noch in der Musik, was leicht einleuchtet, wenn man erwägt, welche Bedeutung hier dem reproduzierenden Spiel zukommt. Aber auch in der deutschen Musik sind alle Großen Revolutionäre; selbst der wunderbar apollinische Mozart erschien seiner Zeit als kühner Neuerer und Aufwühler. In der bildenden Kunst brachte eine kurze Zeit stetiger

Digitized by Google

Überlieferung die Blüte der deutschen Malerei. Nie wieder haben wir so den Begriff von Meister und Schüler, von Schulen und geschlossenen Richtungen wie zur Zeit, die Dürers Name überstrahlt. Freilich wenn man für dieselbe Zeit nach Italien hinunterblickt, so erkennt man doch, daß selbst für diese deutsche Kunst nichts von dem selbstverständlichen Heranwachsen, dem ruhigen Ausreifen, dem sorgsamen Bewahren vorhanden ist, das uns die Entwicklung der italienischen Renaissance als Naturnotwendigkeit erscheinen läßt. Und auch diese Zeit, die dem deutschen Künstler so günstige Bedingungen der Wirkung auf breite Volkskreise, des Zusammenhangs mit den Kunstgenossen, der wechselseitigen Befruchtung, An- und Ausgleichung bot wie keine andere, hat eine ungemein charakteristische Erscheinung, für die alle Zusammenhänge fehlen, die wie ein Rätsel steht inmitten aller anderen. Dieser eine ist Matthias Grünewald.

Er muß schon seinen Zeitgenossen ein Rätsel gewesen sein, sonst hätte er nachhaltiger auf sie eingewirkt. Sie müssen wohl Scheu und Angst vor ihm gehabt haben, obwohl es sonst eine starke Zeit war, in der die Bildner ebenso kühn den Problemen des Lebens nachspürten und sie in faßbare Gestalten zu bannen suchten, wie die Reformation es tat mit dem Heiligsten, was von alters her überliefert worden: der Religion.

Die Menschen haben es zu allen Zeiten verstanden, Dinge, mit denen sie in ehrlichem Ringen nicht fertig zu werden vermochten, einfach dadurch zu erledigen, daß sie sie beiseite schoben. Von Matthias Grünewald, der nach den gewaltigen Aufgaben, die ihm zuerteilt worden sind, den nächststehenden Zeitgenossen wohl als ein Gewaltiger erschienen war, haben wir schier keine Nachricht. Sein Leben ist in Dunkel gehüllt. Als Geburtszeit erschließen wir die Jahre 1470—80; als Heimat vermutet man aus keineswegs einwandfreien Angaben Aschaffenburg; als Hauptwirkungsstätte wird Mainz genannt; sein bedeutsamstes Werk reifte im Oberelsaß; das Todesjahr setzt wieder kritische Vermutung nach 1529. Dabei handelt es sich nicht um einen von vielen, sondern um einen ganz Einzigen, dessen Werke nicht zu jenen gehören, die man suchen muß, die ihren wertvollen Kern hinter unscheinbarer Schale verbergen. Nein, in der ganzen zeitgenössischen Malerei ist keiner, der eine so laute Sprache redet, der so leuchtend der Welt in die Augen springt, der so kühn an allen Vorstellungen rüttelt, der so gewaltsam zur Stellungnahme zwingt, wie dieser Matthias Grünewald. Aber schon Joachim Sandrart (1606—1688), der Maler und Künstlerbiograph, vermochte, trotzdem ihn ein glücklicher Zufall in die künstlerische Stammbaumlinie Grünewalds gerückt hatte, schier nichts über ihn zu erfahren. Und doch muß es immer einzelne gegeben haben, zu denen der Meister gewaltig sprach. Sandrart ging als Knabe in Frankfurt in eine Schule, die nahe der Behausung des Malers Philipp Uffenbach lag; der war ein Schüler Hans Grimmers gewesen, und dieser hatte einst beim Meister Matthias gelernt. Eine Mappe mit Zeichnungen seines Meisters hatte er treu bewahrt und seinem Schüler vermacht. Uffenbach aber offenbarte diesen Schatz in Stunden guter Laune den staunenden Blicken des Knaben, der Jahrzehnte später, als er seine „Teutsche Akademie“ schrieb, umsonst nach reicheren Lebensberichten über Grünewald forschte. Ihm, dem vor den Bildern dieses Meisters eine Ahnung seiner Größe aufgegangen

Digitized by Google

war, erschien es bereits als unerklärliches Rätsel, daß „dieser hochgestiegene und verwunderliche Meister dermaßen in Vergessenheit geraten konnte".

Ganz vergessen ist Grünewald aber niemals worden, bloß nicht verstanden. Es mußte eine Zeit kommen, die als Urkraft der Malerei eben das Malerische erkannte, die die Farbe als die eigentlich gestaltende Macht der Malerei erfühlte, bevor Grünewald zu einem wirklich lebendigen Kunstwerte werden konnte. Diese Zeit ist da, und seit zwei Jahrzehnten hat sich in steigendem Maße Bewunderung und Liebe seinen schier vierhundert Jahre wenig beachteten Werken zugewandt, und die Wissenschaft sucht mit verdoppeltem Eifer das Versäumnis der Vergangenheit wettzumachen. Mit wenig Erfolg, soweit das Historische in Betracht kommt. Es ist nicht gelungen, für das Leben und die Persönlichkeit des Meisters wesentlich mehr beizubringen, als bei Sandrart steht, und auch die kunstgeschichtliche Einstellung ist nicht dahin gediehen, sein Schaffen so hinzustellen, daß es „natürlich vorbereitet" erschiene und Grünewald als die Erfüllung einer notwendigen Entwicklung glaubhaft würde, wie sie die neuere Kunstwissenschaft auch den eigenartigen Persönlichkeiten gegenüber aufzustellen liebt. Man kann in dem einen oder anderen Bilde Dürers, auch beim jungen Cranach gelegentlich ein Aufblitzen jener malerischen Natur wahrnehmen, die Grünewalds Wesen ausmacht. Mehr nicht. Und stärker ist auch nicht, was man als Wirkung seiner Tätigkeit etwa bei Hans Baldung-Grien feststellt.

Dagegen hat die eindringliche Beschäftigung mit den Werken des Meisters sehr den Blick für seine Art geschärft, so daß heute ziemliche Klarheit über sein Gesamtwerk besteht. Der genießende Kunstfreund aber hat dieser Beschäftigung eine größere Reihe von Veröffentlichungen zu danken, die ihm die Hauptwerke des lange Vernachlässigten in prachtvollen Wiedergaben ins Haus rücken: Mehr an den Fachmann und öffentliche Bibliotheken wendet sich Heinrich Alfred Schmids großes Grünewaldwerk, von dem die Mappe mit sämtlichen Werken des Meisters in Lichtdruck 1907 bei W. Heinrich in Straßburg erschienen ist. Die vom Kunstwart herausgegebene Grünewald-Mappe, die die Bilder des Isenheimer Altars enthält, gibt leider kein einziges Blatt in Farbendruck; so fehlt gerade das Kennzeichnende. Eine ganz wundervolle Gabe dagegen ist die bei F. Bruckmann in München erschienene Mappe „Matthias Grünewald, Der Isenheimer Altar. Herausgegeben von Max J. Friedländer." Das Groß-Imperialformat (59 × 72 cm) gestattet für die beiden Mittelbilder eine Bildgröße von 55 × 48,5 cm. Die farbige Wiedergabe der Gemälde ist nach unmittelbaren Aufnahmen der Originale durch Farbfilter gemacht und gewährt die höchstmögliche Treue gegenüber dem Urbild. In Anbetracht des Gebotenen — jedes der sechs Farbenfaksimile ist ein prachtvolles Wandbild — ist der Preis von 120 *M.* für die Mappe niedrig bemessen. Diese Mappen sind um so dankenswerter, als Grünewalds Hauptwerk zwar in einem Museum steht, aber doch so abseits der Brennpunkte unseres Kunstlebens, daß man nicht von der Reisemode hingeführt wird, sondern bewußt die Wallfahrt unternehmen muß.

Diese lohnt sich freilich in manchem Betracht. Denn Grünewalds Bilder vom Isenheimer Altar stehen im Schongauer-Museum zu Kolmar im Oberelsaß.

Digitized by Google

Das Museum selber, das alte Kloster „Dreilinden", ist ein Beispiel dafür, wie an kleinen Orten ideale Museen geschaffen werden können. Schongauers wunderbare Madonna im Rosenhag lächelt uns hier entgegen, zahlreiche andere Schätze machen die kleinen Räume zu einer Offenbarungsstätte altdeutscher Kunst. Und auch sonst hätte es sicher noch keiner der Tausende von Reisenden, die aus dem Norden nach dem Süden ziehen, zu bereuen gehabt, wenn er hier für einige Tage Rast gemacht und das elsässische Weinland und den dahinter sich auftürmenden Wasgau durchwandert hätte. Denn auch für den Genuß bildender Kunst besteht der Bayreuther Gedanke zu Recht: festliche Stimmung, Feiertagsfreude im Herzen macht die Augen weit und öffnet das Herz für unvergängliches Genießen. Ich habe schon in Knabenjahren oft im Dreilinden-Museum gestanden, wenn das dem heimischen Wohnort nahe gelegene Kolmar Ausgang oder Ende für Wasgauwanderungen war. Unlöschbar haben sich mir damals schon die Schauer vor der Größe der Kreuzigung ins Herz gegraben, während Mariä Verkündigung mir die Seligkeit trunkenen Farbengenießens erschloß. Bis auf den heutigen Tag stellen sich mir jene Erlebnisse bei Grünewald ein, wenn ich vor den gewaltigsten Werken Böcklins stehe, der in diesem Kolmarer Museum nach eigenem Geständnis schier die mächtigsten Kunsteindrücke seines Lebens empfangen hat.

Neben dem, was das Kolmarer Museum von Grünewald birgt, ist alles, was wir sonst von ihm besitzen, nach Max J. Friedländers Ausdruck nicht mehr als Wiederholung oder Ableger. Die hier vereinigten Bilder stammen alle vom gleichen Werke, dem Hochaltar, den Grünewald um 1510 für das Antoniterkloster in Isenheim gemalt hat. Das ist heute noch ein kleines Dörfchen, nahe bei Gebweiler, dem Ausgang der häufig unternommenen Wanderung auf den Großen Belchen. Als das Kloster aufgehoben wurde, fand der Altar günstige Aufnahme im nahen Kolmar. Er ist zwar zerstückt, aber Grünewalds Bilder sind tadellos erhalten. Daneben besitzen wir auch noch die Skulpturen und von der Architektur so viel, daß wir uns mit Hilfe einer alten Beschreibung eine gute Vorstellung von der ehemaligen Gestalt dieses herrlichen Werkes machen können.

Es war eine Schöpfung von gewaltiger Monumentalität, und wir erkennen, wie günstig die äußeren Verhältnisse für die Maler jener Zeit waren, wo ein kleines Kloster Auftraggeber zu so großen Öffentlichkeitswerken sein konnte, während heute das viel gewaltigere Großkapital zumeist nur für seine eigenen Kunstbedürfnisse wirkt und infolgedessen kaum zur Lösung monumentaler Aufgaben beiträgt. Der Altar — die heutige Gestalt im Kolmarer Museum entspricht nicht ganz dem ehemaligen Zustande — ist an neun Meter emporgestiegen Ein reiches Stab- und Blattwerk umrahmte und krönte das Ganze und bildete den letzten Hintergrund für das gigantische Werk, dessen Hauptstück der etwa fünfeinhalb Meter emporreichende Mittelschrein war. Dieser stand auf einer Predella, die mit besonderen Türen verschlossen wurde, auf die Grünewald eine „Beweinung Christi" gemalt hat.

In diesem Mittelschrein haben wir drei Lagen zu unterscheiden. Eine hintere erhielt durch das erwähnte architektonische Stab- und Blattwerk gewissermaßen den zusammenfassenden Hintergrund, aus dem eine Fülle plastischer Gestalten goldig herausleuchteten. Das waren oben die lebensgroßen Gestalten dreier Hei-

Digitized by Google

liger: in der Mitte thronend des Klosters Schutzpatron, der heilige Antonius, zu beiden Seiten stehend die Heiligen Hieronymus und Augustinus. Diese Statuen sind so hervorragende Leistungen deutscher Schnitzkunst, daß man oft, wenn auch wahrscheinlich zu Unrecht, in Grünewald ihren Entwerfer gesehen hat. Unter diesen drei großen Gestalten sehen wir in etwas schwächerer Plastik den lehrenden Christus mit den diskutierenden Aposteln. An diesem gewaltigen Mittelschrein, dessen natürlich nur bei vollkommenem Schluß des Altars sichtbare Seitenwände die Bilder des heiligen Antonius und Sebastian in einer statuarischen Auffassung zeigen, hingen dann zwei auf beiden Seiten bemalte Flügelpaare, so daß wir ein inneres und ein äußeres Flügelpaar zu unterscheiden haben. War, wie wir zuerst annahmen, der Altar ganz offen, so daß also die Plastik hervorleuchtete, so gewahrte man auf jeder Seite dieses plastischen Mittelstückes ein Bild, das eine Szene aus dem Leben des Hauptheiligen (Antonius) darstellt. Rechts die Versuchung des Heiligen, links sein Besuch bei dem Einsiedler Paulus.

Gegenüber dem Strahlenglanze, der Lichtfülle, die von den vergoldeten Statuen, dem leuchtenden Blätterwerke des Innenschreines ausging, konnten diese beiden Bilder nur wie ein Ausklang wirken. Sie versuchen auch gar nicht, mit der inneren Farbenglut in Wettbewerb zu treten, sondern sind in sich geschlossene Stücke, gewaltig durch die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Erlebens. An eine *Versuchung* des heiligen Antonius wird der heutige Beschauer beim Anblick dieses Bildes kaum denken. Die spätere Kunst hat diese Versuchung fast immer in Sinnlichkeit gesehen. Dies hier wirkt wie die Rache der Hölle gegen den ihr erfolgreich widerstehenden Mann, den sie nun mit dem rasenden Spuk innerer Qual und Verängstigung überfällt. Man möchte aus diesem Bilde, gerade wenn man es mit anderen zeitgenössischen oder vorangehenden Behandlungen des Vorwurfs vergleicht (dem Stiche Schongauers; dem Holzschnitt Cranachs und dem Gemälde des Meisters von Hertogenbosch), darauf schließen, daß in Grünewalds Seele und Gemüt die dunklen Gewalten des Lebens sich auch manche Schlacht lieferten. Denn das hier wirkt nicht als *gedachte* Vorstellung wie die Werke der beiden Genannten, sondern als schauriges Erlebnis.

Askese ist der Inhalt des anderen, den Besuch des heiligen Antonius bei dem Eremiten Paulus darstellenden Bildes. Es ergeht einem bei den Bildern Grünewalds wie bei denen Böcklins: kein Geschehen, keine Namen von Personen oder Landschaften mag man als Inhalt nennen. Es stellt sich ein abstrakter Begriff ein, der hier zu Leben geworden ist. Es ist nicht wie bei der Allegorie, wo der Künstler versucht, einem Toten Gestalt zu geben; nein, hier tritt Leben, Wirklichkeit vor uns, und der Eindruck, den sie wachruft, verdichtet sich so stark nach dem einen Punkte hin, daß wir aller Erscheinungsform vergessen und als eigenes Erlebnis das tiefste Wesen all dieser Erscheinungsmittel mitnehmen. Erst wenn man die sonstige Farbenfreudigkeit des Künstlers kennt, empfindet man das tiefe Durchdachtsein dieser Farbendürre. Kein roter Ton ist im ganzen Bilde; das grünende Moos bringt allein Leben hinein. Braun die Landschaft, halb unfruchtbare Wüste, halb Winterstarrheit; leblos die Felsen; darin die beiden Alten, deren weiße Bärte den hellsten Punkt im Bilde abgeben. Der ältere Paulus nur noch ein Schemen von Körper.

Digitized by Google

Längst wäre diese schreckhafte Hülle zerfallen, zwänge nicht der Himmel selber zu ihrer Erhaltung durch die Nahrung, die er von einem geflügelten Boten dem Einsamen bringen läßt. Und heute trägt der Rabe zwei statt des einen gewohnten Brotes. Auch für den Gast ist gesorgt, so daß sie beide ganz in ihre heiligen Gespräche sich versenken können.

Schloß man dieses innere Flügelpaar, so verschwand völlig die Plastik und Architektur, die vorher herrschte, und es tat sich vor den trunkenen Augen eine kaum faßbare Farbenfläche auf. Denn diese beiden Innenflügel fügten sich fest zu einem großen Mittelbilde zusammen, an das sich auf beiden Seiten die Innenflächen des äußeren Flügelpaares nun als Seitenflügel anschlossen. Von links nach rechts leuchtet uns die freudige Geschichte der christlichen Heilslehre entgegen. Links die Verkündigung des Engels an Maria. Die Jungfrau kniet in einer gotischen Kapelle vor einem tiefroten Vorhang am Betpult. Zu ihr schwebt eben — die weitgeblähte Gewandung bezeugt es — der Engel nieder, sie zu segnen. Während im Hintergrunde der durch die Leuchtkraft des Vorhangs vorn besonders tief wirkenden Kapelle die durchs Fenster einfallenden Lichter spielen, erhält der dämmrige Vordergrund die stärksten Töne durch das in rot und orange strahlende Prachtgewand des Himmelsboten. Geheimnisvoll, überirdisch wirkt diese Farbenwelt, in einer hienieden nicht zu sehenden Pracht.

Das große, vom inneren Flügelpaar gebildete Mittelbild besteht nach dem Inhalt aus zwei auch durch die Wahrung der Horizontallinie und die ganze Farbenanlage für sich gestalteten Bildern, die aber durch die Komposition der Gestalten zu einer Einheit zusammengezwungen sind, deren schwere Deutung das Gefühl der Zusammengehörigkeit eher noch verstärkt. Die rechte Hälfte des Bildes zeigt in offener Landschaft Maria mit ihrem Kinde auf dem Arm. Die Badewanne, das ärmliche Bettchen, die zerrissenen Windeln erzwingen das Gefühl der Intimität trotz der landschaftlichen Größe des Hintergrundes. Als eine Sinfonie von Blau baut sich das Firmament auf; wie die strahlenden Töne heller Blasinstrumente jauchzt die Goldfülle himmlischen Lichtes hinein, das von dem segnenden Gott-Vater im Himmel droben ausstrahlt und auf seinen Wellen jubelnde Engel auf und nieder gleiten läßt. — Die linke Hälfte des Bildes zeigt in phantastisch reich geschnitzter spätgotischer Architektur eine Schar konzertierender Engel, vor denen Maria kniet, hier viel kleiner gestaltet, als auf dem irdischen Bild daneben; außer von der rotleuchtenden Purpurkrone ist sie umglänzt durch eine Sonne von Gold und roter Feuerglut. Die Verklärung eines Körpers kann wundersamer nicht ausgedrückt werden. Diese ganze Gruppe der Himmelskönigin mit den Engeln ist dem Bilde „Maria mit dem Kinde“ zugewendet, so daß die Wiege, aus der dieses Kind entnommen ist, eigentlich den Mittelpunkt des Ganzen abgibt. Hat der Künstler das nur getan, um in allerdings unvergleichlich kühner Weise zwei ganz auseinanderliegende Vorgänge zur Einheit zu komponieren, so daß wir die irdische Maria neben der Himmelskönigin sehen? Ich glaube doch, daß man hier nach einer tieferen mystischen Deutung zu suchen hat. Noch waren ja die Überlieferungen der tiefen Gesichte der Mystiker lebendig, und Grünewalds ganzes Schaffen macht den Eindruck, daß er derartigem Empfinden wohl zugänglich war. So hat eine Deutung

Digitized by Google

des verstorbenen kunstsinnigen Mainzer Prälaten Schneider viel für sich, der die Madonna links als die in die Betrachtung des Heilswunders versunkene christliche Seele verstanden wissen wollte. Aber wie dem auch sei, wir *erleben* ein Wunder, indem wir diese farbige Welt *sehen*. Und mit den Mitteln dieser Farbe und nur durch sie zwingt der Maler die Kleinwelt der Erde mit dem geheimnisvollen Jenseits zur Einheit zusammen.

Der Ansage und Bestätigung des Heilswunders schließt sich die höchste Erfüllung an. Der rechte Seitenflügel zeigt *Christi Auferstehung*. Mit einer ungeheuren Gewalt fährt hier Christus gen Himmel. Sein Antlitz strahlt als blendende Sonne. Die Arme weit geöffnet, die Beine wie im Fluge zurückgebeugt, reißt die durch das Quirlen des roten Gewandes und der bläulich schimmernden Linnen noch verschärfte Bewegung Auge und Sinne des Beschauers gewaltsam mit hinauf. Kaum daß wir sehen, wie unten die Körper der Wächter von diesem Elementarereignis durcheinandergeschleudert sind.

Aus dieser breit gespannten Bilderreihe goß sich in überquellenden Strömen Licht und Farbe auf den Beschauer nieder, mit jenem berauschenden Übermaße des Reichtums der Güte, der Unerschöpflichkeit, die das gläubige Christenherz von seiner Heilslehre empfängt.

Schloß sich aber nun das äußere Flügelpaar, so ward es Nacht, und die Düsternis brach herein, in der die schwerste Tragödie der Menschheitsgeschichte vor sich geht. Man muß die Gegenwartsform des Zeitwortes wählen; denn ob einer tausendmal die Tausende von Darstellungen der Kreuzigung, die die Kunst der Zeiten geschaffen, als etwas Gewohntes mit mehr ästhetischem Empfinden schaute, hier muß er die *Tragödie erleben*. Die schauerliche Lichtlosigkeit, da „die Sonne ihren Schein verloren" hatte, wirkt noch grausiger durch das gespenstische Grün, das unheilschwer den Horizont abschließt. Riesenhaft am roh gezimmerten Kreuz hängt der erstarrte Körper Christi. Grünlich fahl ist die Leichenfarbe des von tausend Geißelwunden grauenhaft entstellten Körpers. Starr krampfen die Finger der gespreizten Hände gen Himmel. Neben dem göttlichen Leiden wird der menschliche Schmerz klein. Halb so groß nur sind Johannes und die von ihm mühsam gestützte, in Gram erstarrte Mutter Maria. Ein kleines Jammergeschöpf kniet am Fuße des Kreuzes: Magdalena. Zur anderen Seite steht allein, größer als die andern, Johannes der Täufer. Mit ausgestrecktem Finger weist er auf den Gekreuzigten und reißt so das Ganze aus dem zeitlichen Erlebnis in die ewige Gültigkeit des Erlösungswerkes.

Es bedarf eines langen Erlebens dieses Bildes, bevor man nach der Erschütterung durch den Inhalt für die rein künstlerische Offenbarung, die in ihm liegt, zugänglich wird. Dann erkennt man, wie gerade der ganz willkürlichen Größengestaltung der Figuren die Harmonie des Ganzen zu danken ist, so daß man nach einem Vergleiche aus der Musik suchen mag, wo auch aus dem angeschlagenen Grundton die sämtlichen Obertöne sich ergeben und zur Harmonie sich zusammenschließen. Dann fühlt man, daß es diese leichte Biegung des Querholzes am Kreuze ist, die, zuerst wie der Realismus des Zufalls wirkend, den von den gespreizten Fingern hinaufgezwungenen Blick wieder hinableitet zu den Leidenden

Digitized by Google

drunten. Dumpf und doch voll wie ein von gestopften Hörnern und Posaunen geblasener Akkord schließt die Gewalt der breiten Farbenflächen zu feierlicher Pracht sich zusammen.

Das ist der Isenheimer Altar, des „hochgestiegenen und verwunderlichen Meisters" Matthias Grünewald Lebenswerk, an Größe und Schönheit in einer Reihe stehend mit den gewaltigsten Offenbarungen des Menschengeistes aller Zeiten.

Böcklin im Hause

In dem Pygmäenkampf, zu dem sich Meier-Graefe und Genossen gegen Böcklin berufen fühlten, war eines der am häufigsten angewandten Wurfgeschosse die Behauptung, Böcklins Popularität beruhe im Grunde auf der Unkenntnis seiner Werke. Böcklins Art der Farbengebung mußte nach Meinung dieser Nervendifferenzler jeden Menschen von Geschmack abstoßen, und die starke Wirkung der Böcklinschen Bilder, die sie nun doch nicht ganz zu leugnen wagten, beruhe zum guten Teil darauf, daß seine Bilder nur in photographischen Reproduktionen verbreitet seien, durch die sie an Ton eben bedeutend gewännen. Diese Purzelbäume einer Akrobatenkritik, der nach eigenem Geständnis von vornherein alles verdächtig ist, was volkstümlich wird, konnten bislang nicht in ihrer vollen Komik zur Geltung kommen, da die Behauptung nicht durch die Tat zu widerlegen war. Denn die Glücklichen, die sich ein Originalgemälde Böcklins in ihr Haus schaffen können, sind an den Fingern abzuzählen, und selbst jener sind nur wenige, die eine größere Zahl von Werken dieses Meisters in den Museen gesehen haben. Gewiß waren auch schon bisher einige wenige farbige Reproduktionen nach Werken Böcklins zu erschwinglichen Preisen zu haben, aber diese waren dann freilich eher dazu angetan, jene Behauptung der Gegner zu stützen. Jeder Blick in eine Sammlung von farbigen Reproduktionen nach Gemälden bestätigt aufs neue, daß gerade die moderne impressionistische Malerei im Vierfarbendruckverfahren am besten fährt. Es kommt ja auch in der Tat hier auf die letzte Kleinigkeit der Farbengebung nicht so genau an. Man mißverstehe mich nicht. Dem Original gegenüber will ich diese Behauptung nicht aufstellen, und selbstverständlich bleiben auch hier die landläufigen Farbendruckwiedergaben dem Original viel schuldig; aber die ganze Art der Bilder ist so, daß dieser Verlust leichter zu verschmerzen ist, daß er nicht in derselben Weise die tiefste Schönheit der Erscheinung berührt, wie etwa bei einem Böcklin. Gerade diese auf die Gegenwirkung einzelner großen Töne komponierten Werke erheischen eine vollkommene Reinstimmung, sonst ist die Harmonie verloren. Das ist wie bei Mozartischer Musik im Verhältnis zu der eines Modernen, so sicher an sich die Harmoniearbeit beim Modernen viel entwickelter und ausgebildeter ist, als beim alten Meister. Man darf wohl sagen: gerade weil das der Fall ist, verschlägt es weniger, wenn bei der Aufführung eines modernen Werkes im Orchesterspiel nicht jene tadellose Reinheit und Richtigkeit erzielt wird, deren Fehlen bei einem Mozartischen Werke sofort unser Gehör beleidigt. So mochte man in der Tat bisher diesen farbigen Wiedergaben Böcklinscher Werke die Photogravüre vorziehen, die gar nicht den Anspruch erhob, mit dem Original in Wettbewerb zu treten, sondern eine Übersetzung auf ein ganz anderes Feld gab.

Aber mit diesem doch recht kümmerlichen Aushilfsmittel wird man sich in Zukunft nicht mehr zu behelfen brauchen. Der farbige Böcklin ist jetzt fürs Haus erobert; die Tat vollbracht hat die unter Leitung von Ad. O. Troitzsch stehende Kunstdruckerei, aus der die Blätter der „Vereinigung der Kunstfreunde" hervorgehen. Seit Jahren hat diese Druckerei ganz für sich stehende Leistungen auf dem Gebiete des Farbendrucks vollbracht. Jetzt fühlte

Digitized by Google

man sich durch die Verwendung aller technischen Errungenschaften instand gesetzt, auch der schwierigsten Aufgabe Herr zu werden. Wie groß diese Fortschritte sind, kann vor allem der ermessen, der die zehn neuen Böcklin-Reproduktionen mit den vereinzelten früheren derselben Druckerei vergleicht.

Von der Schwierigkeit dieser technischen Kunstdruckleistung mag sich der Laie eine Vorstellung machen, wenn er hört, welch vielfältige und sorgsame Arbeit zu ihrer Erzielung aufgewendet werden muß. Für alle farbigen Wiedergabeverfahren bildet die Grundlage das Dreifarbendrucksystem, welches auf der Erkenntnis beruht, daß man mit Hilfe der drei Farben gelb, rot und blau alle Farbentöne erreichen kann. Freilich bleiben derartige Drucke dann eine Fülle von Feinheiten schuldig. Es wird hier eine gewisse Gleichtonigkeit aller Farben erzielt, während doch im Kunstwerk einer der Hauptreize auf der Vielfältigkeit der Leuchtkraft, auf der Abstufung innerhalb des gleichen Tones beruht. Für die landesübliche Reproduktionsart reicht dann wohl die Hinzufügung einer vierten Platte aus, die durch Unterdruck eines grauen Tones eine Verbindung der sonst etwas hart aufeinanderstoßenden Farben erzielt.

Ganz anders arbeitet aber die heutige Reproduktionstechnik, wenn sie ohne Rücksicht auf billig herzustellende Massenauflagen sich zum Ziel gesetzt hat, den Wettbewerb mit dem Original aufzunehmen. Da bilden die mit den ursprünglichen drei Platten erzielten farbigen Drucke nur die Unterlage, auf der nun eine neue künstlerische Tätigkeit einsetzt. Lithographen mit besonders geschultem Auge suchen im steten Nebeneinander von Reproduktion und Original aus diesem heraus, was jener an besonderen Farbentönen, an Abstufungen und Lichtwerten noch fehlt. Diese Töne werden dann auf besondere neue Druckplatten eingetragen, und so kommt es, daß erst mit Hilfe von zwanzig und noch mehr Druckplatten bei sorgfältigem Aufeinanderdruck eine Wiedergabe ersteht, die man wirklich als „originalgetreu“ bezeichnen kann.

Auf diese Weise sind uns also jetzt zunächst zehn Gemälde Böcklins fürs Haus erobert worden. Ja gewiß, fürs Haus; denn trotz dieser schwierigen, kostspieligen und umständlichen Vorarbeiten können die Blätter zu Preisen geliefert werden, die dem deutschen Bürgerhause erschwinglich sind, allerdings am leichtesten dadurch, wenn man sich der „Vereinigung der Kunstfreunde“ als Mitglied anschließt. Diese Mitgliedschaft, die durch die Anmeldung bei der Vereinigung (Berlin W., Markgrafenstraße 57) auf wenigstens zwei Jahre erworben werden muß, erheischt als Jahresbeitrag 20 ℳ. Dafür steht dem Mitgliede ein sogenanntes Normalblatt zur Verfügung. Er kann aber auch alle anderen Normalblätter des Verlages für je 20 ℳ kaufen, während sie durch den Kunsthandel 30 ℳ kosten. Außer diesen Normalblättern gibt es dann noch Doppelblätter für 40 ℳ und Halbblätter für 10 ℳ. Da der Verlag gleichzeitig den Originalen nachgebildete Rahmen herstellen läßt, hat man auch an entlegensten Plätzen weiter keine Schwierigkeiten, sich diesen Schmuck fürs Haus zu gewinnen.

Von den neu reproduzierten Böcklins sind drei Doppelblätter. Bei einer Bildgröße von 60 × 90 cm und noch mehr sind das Formate, wie sie größer das bürgerliche Zimmer in der Regel nicht gut verträgt. Es sind die Bilder: „Heiliger Hain“, mit jener wunderbar tiefen Feierstimmung, die uns dieses Bild loslöst von aller konfessionellen oder zeitlich begrenzten Gottesverehrung und es zum Ausdruck des Religionsgefühles, des Beziehungsbedürfnisses zu einem Überirdischen macht. Dann wurde von den beiden Fassungen der „Villa am Meer“, die in der Schackgalerie in München hängen, die frühere dunklere gewählt. Einsamkeit, jene Sehnsucht, die „mit der Seele sucht“: ein fernes Land, das nicht das der Griechen zu sein braucht, nach dem sich Iphigenie sehnte. In derselben Schackgalerie, der sieben von diesen Bildern entnommen sind, hängt auch das Bild, das in den Katalogen als „Nereide und ins Muschelhorn stoßender Triton“ bezeichnet wird. Es gehört zu jenen Bildern, denen sich kein Name geben läßt. Böcklin selber hat ja wohl keines seiner Bilder betitelt, aber für viele haben Kunsthändler und Kunstschriftsteller doch packende Bezeichnungen gefunden. Hier versagt die Sprache. Was wir erleben, gehört zu den Dingen, für die die Sprache keine Worte hat; wir müßten schon sagen,

Digitized by Google

wir erleben das Meer, das blaue, sonnenüberglänzte Meer der Adria. Aber es ist bei Böcklin überhaupt unrecht, wenn man von „wir" spricht. Denn das ist ja das Wunderbarste an ihm, daß er den Beobachter, sich selbst mit, ganz ausschaltet, daß sich eben ein Stück Natur, ein Stück Welt auslebt der eigenen Wesenheit gemäß. Nun mußt du und kannst du zu diesen Bildern ein Verhältnis finden, wie du es dir schaffen müßtest, wenn du in der Welt draußen einem Gleichen begegnetest. Für mich gibt es nur wenige Bilder Böcklins, die einen so unvergeßlichen Zauber ausstrahlen wie gerade dieses.

Etwas kleiner sind die Normalblätter. Wer den ganzen Reichtum Böcklinscher Naturstimmung auskosten will, der mag das grau-melancholische „Gang nach Emmaus" neben den jubelnden Durdreiklang der idealen „Frühlingslandschaft" hängen und auf der anderen Seite die „Herbstlandschaft, durch die der Tod reitet" dagegen halten. Will er dann noch die Schaurigkeit der sturmdurchwühlten, in allen ihren Elementen rasenden Natur erleben, so geselle er „Mörder und Furien" dazu. — Die ganze Meisterschaft der Reproduktion mag man aus dem Blatte „Ein Frühlingstag" (Berliner Nationalgalerie), das wohl auch als die „Drei Lebensalter" bezeichnet wird, beobachten, wo man in den Rinden der Birkenbäume geradezu den Saft quillen zu sehen meint. —Aus unserer Nationalgalerie ist dann auch das herrliche Selbstbildnis mit dem fidelnden Tod übernommen worden. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Böcklin, wenn man hier nicht zu Nutz und Frommen aller Kunstfreunde und zur Warnung für alle anmaßende Kunstkritik erwähnen würde, daß Meier-Graefe gerade dieses Bild Böcklins besonders scharf angriff, aus ihm die Unfähigkeit Böcklins zu einheitlicher Komposition darzutun strebte und als Beweis dafür Holbeins „Schatzmeisterbild mit Tod und Stundenglas" aus der Münchener Pinakothek heranzog. Das Schicksal hat nie mit boshafterer Ironie einem überklug und überfein sich gebärdenden Ästhetiker mitgespielt als in diesem Falle, wo von streng kunsthistorischer Seite der Nachweis geführt wurde, daß gerade in Holbeins Bild der Tod erst später von fremder Hand hineingemalt worden ist, er also sicher nicht vom Künstler hineinkomponiert wurde. In ihrer Selbstherrlichkeit zu stören vermag allerdings auch ein solcher Fall diese Leute nicht.

Dann ist noch ein Halbblatt vorhanden, „Die Klage des Hirten". Kostbar durch den Stimmungsduft des jugendlichen Liebesliedes, belebt durch den überlegenen Humor, in dem die Nymphe aus dem Hintergrunde mehr belustigt als ergriffen die Klage des in sie verliebten Schäfers vernimmt. Das ist eines jener Bilder, bei dem sogar der Stimmungsgehalt erst durch die farbige Reproduktion herausgebracht wird, indem bei jeder Photographie die Gestalt der Nymphe das Unirdische verlieren muß.

Ich schließe diese Übersicht mit dem Gefühl froher Dankbarkeit, daß nun endlich dieser urdeutsche Meister dorthin gelangen kann, wohin er gehört: ins deutsche Haus. St.

Die Tätigkeit der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst

Diesen Namen trägt ein Unternehmen, bei dem Kunst- und Zeitschriftenverlag sich mit einem Vereine zur Hebung der „christlichen" Kunst verbunden haben. Der Sitz des Vereins ist München, wo auch seine Geschäftsstelle jetzt ständige Ausstellungsräume eingerichtet hat.

Christliche Kunst im höchsten und weitesten Sinne ist alles, was ein christlicher Künstler schafft. Was die Gesellschaft eigentlich meint, ist mehr k i r c h l i c h e Kunst, und zwar einmal — und das scheint mir als die allerwichtigste Aufgabe dieses Verbandes — im ganz strengen

Digitized by Google

Sinne als Kunst für Kirchen: Kirchenbau, deren innere Ausschmückung in Wand- und Tafelgemälden, Altären, Kanzeln und Bänken, Orgeln, bis zu den kleinsten Gebrauchsgegenständen hinab. Dann aber auch kirchliche Kunst fürs Haus, eine Kunst also, die ihre Stoffe, ihren Inhalt aus dem kirchlich-religiösen Leben gewinnt.

Es gab eine Zeit, und sie war die glänzendste der Malerei, in der neun Zehntel aller Bildwerke diesem Gebiete galten, und wo es dennoch verkehrt wäre, in gleicher Weise von christlicher oder gar kirchlicher Kunst zu sprechen, wie wir es heute ganz instinktiv solchen Gemälden gegenüber tun. Das liegt nicht, wie viele behaupten, an der Schwächung des kirchlichen Lebens, noch weniger an einer Herabminderung des religiösen Empfindens. Eher trifft das Gegenteil zu. Wir vertragen es heute nicht mehr, daß diese Stoffe als Mittel benutzt werden, um in ihnen einfach Schönheitsbedürfen und -gefühl auszuleben. In dieser Hinsicht treffen Kirchenfreunde und -gegner zusammen. Die letzteren stört der Stoff in einem solchen Maße, daß wir heute in weiten kunstfreundlichen Kreisen einer blinden Voreingenommenheit für alle Kunst begegnen, die hierher gehört. Die Anhänger des Kirchentums aber verlangen vom Künstler als Wesentlichstes die Erschöpfung des Kirchlichen, des Religiösen in seinen Bildern.

Den Schaden dieser Zustände hat die Kunst gehabt. Wenn wir die Möglichkeit zugeben — und angesichts der vorhandenen Tatsache kann nur blinde Hartköpfigkeit sie leugnen —, daß auch der Mensch von heute mit voller dogmatischer Überzeugung und ganzer seelischer Hingabe einer Kirche angehören kann, so muß es auch heute echte Kirchenkunst geben können, sobald dieser Fall bei einem Künstler eintritt. Die ungeheure Bedeutung und Befruchtung durch religiöses Empfinden leugnet kein Mensch. Wenn dieses religiöse Empfinden in einem kirchlichen aufgeht, so braucht das noch lange keine Schwächung zu bedeuten, sondern kann ebensogut durch die Größe des Zusammengehörigkeitsgefühls, des Welterlebens, das in der Kirche zum Ausdruck kommt, zu einer gewaltigen Monumentalität gesteigert werden, die dem Subjektivismus fast notwendigerweise versagt bleibt. In diesem Gemeinempfinden liegt das Geheimnis der Monumentalität aller Kunst, liegt die Ursache dafür, daß die Kunst unserer neuen individualistischen Zeit fast niemals zur Monumentalität gelangt.

Aber es ist nicht zu leugnen, daß die allerstärksten Hemmnisse für das Gedeihen einer wirklich modernen christlich-kirchlichen Kunst von den kirchlichen Kreisen ausgehen. Denn gerade sie glaubten nicht an die Selbstverständlichkeit, daß der naiv sich auslebende und betätigende christliche Künstler naturgemäß christliche Kunst schaffen muß, und suchten äußere Kriterien dieser Kunst festzustellen, die sie seltsamerweise zumeist in Fragen der Komposition der Vorwürfe, der Kostümierung von Gestalten, ja eigentlich auch der Typen dieser Gestalten selbst fanden. Damit wurden starke künstlerische Persönlichkeiten schier lahmgelegt, auf der anderen Seite den Handwerkern Tür und Tor geöffnet.

Ich mußte so weit ausholen, um zu überzeugen, daß jeder Kunstfreund Bestrebungen, wie sie die „Gesellschaft für christliche Kunst“ verkündet, warme Teilnahme schenken muß. Denn noch gilt trotz aller anderen Bemühungen des alten Fr. Wilh. Riehl Satz, daß „die Kirche die wirksamste Kunstschule des gemeinen Mannes ist“. Die Heraufbildung des Volkes zu künstlerischer Kultur, vor allem zur Kultur der bildenden Kunst, ist ohne die Mitwirkung der Kirche überhaupt nicht denkbar. Die Gesellschaft für christliche Kunst ist nun gegründet worden, um den „unverkennbaren Übelständen“ auf diesem Gebiete entgegenzuwirken. „Infolge der Entfremdung“, heißt es im Aufrufe der Gesellschaft, „zwischen dem bestellenden Kunstfreunde und dem ausübenden Künstler ist es letzterem selten möglich, seine volle Kraft in den Dienst der christlichen Ideen zu stellen. Die Wertschätzung des Originalwerkes ist nicht so allgemein verbreitet, wie es der Freund christlicher Kunst wünschen muß. Die Besteller laufen nur zu häufig Gefahr, statt eines Kunstwerkes handwerksmäßige Schablonenarbeit zu erhalten. Der

Digitized by Google

für das christliche Haus bestimmte Schmuck widerspricht häufig dem guten Geschmack und den hohen Leistungen der Profankunst." Die Gesellschaft wollte nun dem entgegen den Kunstsinn wieder fördern, den direkten Verkehr zwischen Künstler und Kunstfreund pflegen, sich von der schroffen Zurückweisung der unleugbaren Errungenschaften der Kunst unserer Tage freihalten, diese vielmehr als ein neu belebendes Element dem christlichen Kunstschaffen zuführen. Diese Tätigkeit kann um so erfolgreicher werden, als in der Tat noch immer ganz beträchtliche Mittel für eine solche christliche Kunst in Kirche und Haus vom Volke aufgebracht werden. — „Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst verlangt von dem Künstler nicht ein starres Festhalten an den Ausdrucksformen dieser oder jener Kunstepoche; sie weiß sich frei von einseitiger Bevorzugung irgendeiner Kunstrichtung. Was sie von dem christlichen Kunstwerk fordert, ist, daß es eine religiöse Idee richtig und in wirklich künstlerisch hochstehender Form darstelle." Der jährliche Mitgliedsbeitrag ist zehn Mark, für den die Mitglieder die Jahresmappe umsonst erhalten. Gegen Entrichtung von 16 ℳ erhalten sie außerdem die Kunstzeitschrift „Die christliche Kunst", die einzeln abonniert 12 ℳ kostet.

Man braucht sich nur den Vorstand der Gesellschaft anzusehen, um zu erkennen, daß sie sich richtiger „Gesellschaft für katholische Kunst" nennen würde, womit nicht geleugnet werden soll, daß auch viele der neueren Werke den Angehörigen anderer christlicher Kirchen willkommen sein dürften. Auch in der Zeitschrift, wie überhaupt in der ganzen Tätigkeit der Gesellschaft, waltet ein versöhnlicher, weitherziger Geist, durchaus nicht kirchliche Enge. Aber es ist ja klar, daß bei sehr vielen Stoffen der katholische Künstler von Natur anders empfinden muß als etwa der evangelische, ganz abgesehen davon, daß die stofflichen Vorwürfe für den katholischen Maler dank der Heiligenlegende unendlich zahlreicher sind, als für den evangelischen.

Nach dieser allgemeinen Kennzeichnung gilt es noch, kurz jene Werke der Gesellschaft für christliche Kunst zu würdigen, die mir vorliegen. Zwei dauernde Vereinsleistungen haben wir oben schon genannt: die Mappe und die Zeitschrift. Diese seit 1893 alljährlich erscheinenden Mappen in Folioformat — einzelne sind an dieser Stelle schon früher besprochen worden — bringen in der Regel zwölf Vollblätter und innerhalb des knapp gefaßten erläuternden und biographisches Material beibringenden Textes noch eine etwa gleiche Zahl von kleineren Illustrationen. Die Ausführung der Bilder ist ausgezeichnet, zum Teil in kostspieligen Verfahren. Architektur, Plastik und Malerei kommen gleichermaßen zur Geltung. Über den künstlerischen Wert der einzelnen Blätter müßte eben eine ins einzelne gehende Kritik berichten. Im allgemeinen wird man der Auswahl zustimmen und mit Freuden begrüßen, daß offenbar in zahlreichen Fällen modern empfindende Künstler an die Lösung schwieriger Aufgaben auf Anregung der Gesellschaft herangetreten sind. So sind hier manche Heiligenbildnisse von der Hand Leo Sambergers, die, wie es sich bei diesem Künstler von selbst versteht, psychologische Studien allerersten Ranges sind. Und das Gebiet künstlerischer Psychologie ist gerade bei den Heiligen von ungewöhnlicher Tiefe. Die vom Verein herausgegebene Monatsschrift „Die christliche Kunst" faßt ihre Aufgabe sehr weit auf. Sie versucht in ihrer Art und von ihrem Standpunkt aus den Überblick über die Gesamtheit der heutigen Kunst zu geben, bringt auch Ausstellungsberichte; auf der anderen Seite sehr viele historische Aufsätze. Auch hier sind zahlreiche Bilder, darunter eins in jedem Hefte in gut ausgeführtem Farbendruck. Eine regelmäßig wiederkehrende Gabe ist noch der „Kalender bayrischer und schwäbischer Kunst" (bis jetzt fünf Jahrgänge, je 1 ℳ), herausgegeben von Joseph Schlecht. Dieser Kalender sucht die Kunstschätze Altbayerns und Bayrisch-Schwabens auszuschöpfen, ist also nichts weniger als volkstümlich in gewöhnlichem Sinne, bietet dafür aber auch dem erfahrenen Kunstfreund sehr viel Unbekanntes und sonst schwer zugängliches Material.

Eine volkstümliche Unternehmung der Gesellschaft ist dagegen die Herausgabe von Postkarten nach Bildern religiösen Inhalts aus alter und neuer Zeit. Ich ziehe hier die einfarbigen (Dutzend 50 ₰, Hundert 3 ℳ) den mehrfarbigen (Dutzend 1 ℳ, Hundert ℳ 7.50)

Digitized by Google

vor, weil ja doch bei fast allen dieser farbigen Postkarten die Wiedergabe recht viel zu wünschen übrig läßt. Das für katholische Kreise sehr ausgedehnte Absatzgebiet des kleinen Heiligenbildes hat die Gesellschaft bisher durch die Herausgabe sehr sorgfältig ausgeführter Photogravürenbildchen bebaut, wo freilich das Stück 20 ₰ kostet.

Etwa in der Art der Seemannschen Farbendrucke sind dann die kleinen Kunstblätter nach Werken der christlichen Kunst zu je 40 ₰, die sich unter Glas und Rahmen recht gut ausnehmen. Auch die farbige Lithographie ist in den Dienst des Unternehmens gestellt worden, um große Wandbilder für Schule und Haus zu schaffen. Im ersten Jahre ist die erste Serie von sechs Blättern dieser biblischen Wandbilder erschienen, in der Größe von 71 × 79 cm, das Einzelblatt zu 5 ℳ, die ganze Serie zu 18 ℳ. Die mit einer Ausnahme dem Alten Testament entnommenen Vorwürfe eignen sich mehr für die Schule als fürs Haus. Da hätte ich denn allerdings eine etwas kräftigere Farbigkeit vorgezogen. Matthäus Schiestls treuherzige und biderbe Art, die dank der sorgfältig durchgeführten Zeichnung doch nicht steif wirkt, eignet sich in hervorragendem Maße gerade für diese Technik, der Max Dasio in seinem „David und Goliath“ auch humoristische Wirkung abzugewinnen weiß. Auch das zweite Blatt dieses Künstlers, „Abrahams Opfer“, ist bedeutend in der Komposition und von großer Raumwirkung.

Ferner liegen mir noch einige der teureren Kunstblätter vor, die von der Gesellschaft für den Wandschmuck des Hauses herausgegeben worden sind. Hier ist ganz Erlesenes in der Drucktechnik geboten. van Dycks erhabenen „Christus am Kreuze“ finden wir in einer Radierung von Th. Kugler (Bildgröße 57 × 38 cm, Schriftdruck 10 ℳ). Bereits eine große Gemeinde erworben hat sich der Christuskopf von Leo Samberger, der in der Bildgröße von 38 × 30 cm als Gravüre 10 ℳ kostet. Dieses Werk gehört zweifellos zu den bedeutsamsten Versuchen, das in uns lebende Bild Christi zu gestalten. Ohne jegliches Beiwerk arbeitet der Künstler nur mit dem Ausdruck des Gesichtes, in dem durch höchste Vergeistigung Ernst und Milde, Güte und Entschlossenheit, unerschütterliche Festigkeit vereinigt sind. So gibt gerade dieser Christuskopf in schöner Weise jene Universalität, dank der von den verschiedensten Seiten her ein Weg zu Christus gefunden wird.

Dagegen kann ich mich mit dem Christustypus L. Feldmanns nicht befreunden, deshalb auch nicht mit seinem Bilde: „Jesus begegnet seiner Mutter auf dem Kreuzwege“, das in einem Sechsfarbendrucke geboten wird (6 ℳ). Heinrich Tolds „Grablegung Christi“ (12 ℳ) erfreut durch die große, wenn auch wenig originelle Komposition, wirkt aber etwas bunt und uneinheitlich in der Farbe. — Eine ganz bedeutende künstlerische Persönlichkeit ist zweifellos Gebhard Fugel, der großzügige und sehr lebendige Komposition mit scharfer Charakteristik verbindet. Seine Darstellung des Heiligen Abendmahles (Aquarellgravüre, 48 × 67 cm, 25 ℳ) wird allerdings wohl nur in katholischen Kreisen Aufnahme finden können, da der Vorgang in der Art der heutigen Kommunion dargestellt ist. Wundervoll ist die Abstufung des Ausdrucks der Andacht auf den Gesichtern der Apostel von der selbstentrückten Ekstase bis zur hilflos schlichten Frömmigkeit. Die gleiche Meisterschaft der Charakteristik zeigt sich nach ganz anderer Richtung in der Galerie von Leidenschaft, Haß, Erregtheit und Wut in Gesicht und Haltung auf dem Bilde: „Christus vor dem Hohen Rate“.

Das ist nur eine ganz kleine Auswahl aus der wohl in die hundert gehenden Zahl von Wandbildern, die die Gesellschaft zum Verkauf gestellt hat. Mag der subjektive Geschmack manches dieser Bilder ablehnen oder weniger geeignet finden: alles in allem muß anerkannt werden, daß hier mit Ernst und Hingabe an dem großen Ziele gearbeitet wird, das sehr lebhaft vorhandene Bedürfnis nach Bildern religiösen Inhalts nicht nur durch die Werke der klassischen älteren Kunst, sondern auch durch vom Gegenwartsempfinden erfüllte Bilder neuerer Meister künstlerisch zu befriedigen. Das ist eine große und abgesehen von allem Kirchlichen auch in rein künstlerischem Sinne bedeutsame und segensreiche Arbeit.

Digitized by Google

Von besonderer Schönheit sind die beiden soeben erschienenen jüngsten Veröffentlichungen der Gesellschaft. In den „Meisterwerken religiöser Kunst" werden zu dem sehr billigen Preise von 6 *M* für das Blatt und 25 *M* für die alle sechs Blätter umschließende Mappe vorzügliche Aquarellgravüren nach Bildern van Eycks, Schongauers, Gerard Davids, Peruginos und Raffaels geboten. Dieser Preis ist nur durch die gerade durch einen Verein gesicherte große Auflage möglich. — Dann hat der Münchener Maler Fritz Kunz eine Reihe von Franziskusbildern geschaffen, die den lieben Heiligen in so urgesunder und verständnistiefer Auffassung zeigen, wie es seit Giotto keinem der hundert Künstler gelungen ist, die sich daran versuchten. Heinrich Federer schrieb dazu einen kernhaften, vom üblichen Legendenton bis ins Mark verschiedenen Text. Auf diese Weise ist ein Buch „Der heilige Franz von Assisi" (geh. 5, geb. 6 *M*) entstanden, dem in der reichen Franziskusliteratur der Gegenwart gerade für die Allgemeinheit der Ehrenplatz gebührt. K. St.

Bilder und Bilderwerke

Bilder und Bilderwerke nehmen im deutschen Hause noch immer nicht die ihnen zukommende Stellung als Weihnachtsgeschenke ein. Das liegt wohl hauptsächlich daran, daß man immer nur an das Wandbild denkt im engsten Sinne, soweit es wirklich an der Wand unter Glas und Rahmen hängt. Die Schönheit der Kunstmappe im Hause ist immer noch nicht zur Genüge erschlossen. Dabei ist es heute auch dem nur über beschränkte Mittel verfügenden Kunstfreund leicht möglich, sich bald eine gutgefüllte Mappe zu verschaffen; er muß nur die Augen recht aufhalten, um alles das festzuhalten, was ihm an Bildern über den Weg kommt. Daneben haben wir eine lange Reihe von größeren Veröffentlichungen, die einen jeden instand setzen, sich ein Museum im Hause anzulegen. War man dabei früher durchweg auf einfarbige Bilder angewiesen, so haben die Fortschritte im Dreifarbendruck nun auch die farbige Wiedergabe von Kunstwerken in die Möglichkeit des breitesten Volksbesitzes gerückt.

Im systematischen Ausbau dieses weiten Gebietes hat sich in Deutschland die größten Verdienste der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig erworben, der nun seit Jahr und Tag in großen Lieferungswerken die Kunstschätze aller Zeiten von allen Seiten der Welt auf den Tisch des Kunstfreundes zum Nachgenuß zusammenträgt. Zur sehr sorgfältigen Ausführung der Bilder bei mäßigen Preisen kommt hier der Ernst der Kunsterziehung. Jedes Bild ist mit einem auf ein besonderes Blatt gedruckten Begleittext versehen, in dem die verschiedenen Verfasser durchweg mit Glück nicht nur die geschichtliche Einstellung des betreffenden Künstlers darbieten, sondern auch zur Betrachtung des Kunsttechnischen unaufdringlich anregen. Den Charakter der Zeitschrift hat die Sammlung „Meister der Farbe", die nun bereits im fünften Jahrgang steht und die europäische Kunst der Gegenwart aus den Ausstellungen in die Bildermappe bannt. Jedes Heft hat sechs farbige Kunstblätter und kostet im Abonnement 2 *M*, bringt aber außer dem Begleittext auch noch kunstgeschichtliche und ästhetische Aufsätze aller Art. Sodann erscheint jetzt die Fortsetzung des in den zwei ersten Bänden (mit je 100 Bildern) so beifällig aufgenommenen Werkes „Die Galerien Europas". Hier bilden immer je zwanzig innerhalb eines Jahres erscheinende Hefte zu 2 *M* einen Band von hundert Bildern. Die jetzt erscheinenden Lieferungen nutzen den wunderbaren Besitz der Petersburger Galerien der Eremitage und der Akademie der Künste. Die Münchener alte Pinakothek schließt sich an, die großen Mailänder Sammlungen werden folgen. Bis zum Weihnachtsfeste liegt dann vollständig vor: das uns Deutschen besonders zum Herzen sprechende Werk „Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts". Auch hier wieder zwanzig Hefte mit zusammen hundert Bildertafeln für insgesamt 40 *M*. Was die Jahrhundertausstellung von 1906 bei ihren Besuchern vollbrachte,

Digitized by Google

wird dieses Galeriewerk nun dauernd festhalten: den ganzen Reichtum, die Mannigfaltigkeit, die Tiefe und Größe, aber doch auch das bemerkenswerte Geschick der deutschen Kunstarbeit während des letzten Jahrhunderts. Alle diese Werke verdienen wärmste Empfehlung. Es sind übrigens auch die Hefte einzeln zu 3 ℳ zu haben und viele der Bilder eignen sich gerahmt sehr gut zum Wandschmuck.

Als „Kunst der Gegenwart", wobei dieser Begriff zeitlich ziemlich weit gespannt ist, bringt dann die „Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin NW., Lessingstraße 40" eine Monographienfolge in der äußeren Form einer Zeitschrift auf den Markt, bei der in reich illustrierten großen Oktavheften jeweils ein Künstler in Bild und Wort gewürdigt wird. Mir liegt nur der erste dieser Bände vor, der das Schaffen Louis Corinths behandelt. Der Text von Rudolf Klein hält sich wenigstens von systematischer Verhimmlung frei, obwohl die Kritik einzelner Werke des gewiß bedeutenden Malers kräftiger hätte sein können, wofür dann manche Ausfälle auf andere Künstler fehlen durften. Die sehr gut ausgeführten Bilder vermitteln einen vollkommen ausreichenden Überblick über Corinths Schaffen. Dieses Unternehmen schließt sich in der ganzen Art getreulich an die französische Sammlung „L'Art et le Beau" an, die durch den obengenannten Verlag nach Deutschland eingeführt worden ist. Auch hier kostet jeder Band 5 ℳ, wobei, wie es sich fast von selbst versteht, die Franzosen die weise Mäßigung zeigen, jährlich nur vier Bände zu bringen, statt der zwölf, wie das deutsche Unternehmen von vornherein ankündigt. Vier reichen nämlich auch vollkommen aus, sind dann bei dem ermäßigten Abonnement von 18 ℳ eher erschwinglich und gewährleisten eine viel ruhigere und sorgfältigere Arbeit als die Überhetzung, die das monatliche Erscheinen der Bände unzweifelhaft mit sich bringen muß. In der französischen Sammlung sind bisher Félicien Rops, Rodin, Fragonard, le Montmartre et ses Artistes und Louis Legrand erschienen. Der ganzen Art nach eignet sich das Unternehmen, um das hier einzufügen, nur für Erwachsene, bietet diesen dann allerdings viel Bildermaterial, das sonst in Deutschland kaum zugänglich ist. Der Text stammt von Gustav Kahn, dessen Art uns Deutschen doch wohl zu plauderhaft ist. Auf keinen Fall war es nötig, nun für Deutschland in jedes der Hefte eine deutsche Übersetzung einzulegen. Die Kenntnis des Französischen ist weit genug verbreitet und in jedem Fall wäre es wertvoller gewesen, auch einen deutschen Kunstschriftsteller zu diesen Werken Stellung nehmen zu lassen.

Ich schließe einige Mappenwerke an. Da ist zunächst ein den Türmerlesern lieber Bekannter: Ludwig Fahrenkrog, von dem bei Schöpp & Vorsteher in Elberfeld eine Mappe „Heiliger Frühling" (12 ℳ) erschienen ist. Sechs Bilder sind in Folioformat als Lichtdrucke sehr gut wiedergegeben. Der Künstler, der auch über das Dichterwort gebietet, hat in Vers und Prosa den Stimmungsgehalt seiner Bilder gesungen. Es ist ein hohes Lied auf Jugend und Kraft, auf die Liebe, die ewig ist, da sie ewige Werte schafft und jeden von uns mitschaffen läßt. Das erste Bild „Neues Leben" feiert das Glück des Menschen, dem es vergönnt ist, seine eigene Verjüngung im Kinde zu erleben, glücklicher als die Natur, bei der das neue Leben den Tod des alten bedingt. Es folgt das Kind, dem die Welt ein Garten voller Wunder und der Himmel so vertraut ist, wie das Gärtchen hinter dem Haus. Aus den „goldenen Tagen der Kindheit" nehmen wir den Erinnerungsschatz reiner Freuden als Zehrpfennig fürs ganze spätere Leben mit. Die schönste aller Frühlingsmythen ist die „erste Liebe" zwischen Jüngling und Mädchen. Das erhabenste Wunder der steten Verjüngung der Welt im Frühling offenbart uns „Baldur", der die Fluren segnet. Aber auch der älter gewordene braucht der entschwundenen Jugend nicht nachzutrauern, wenn er sein Herz sich jung erhalten.

Von Rudolf Schäfers auch an dieser Stelle gerühmten Bildern zu Paul Gerhardts Liedern hat der Verlag von Gustav Schlößmann in Hamburg vergrößerte Abdrucke herstellen lassen, und zwar vier in Folioformat, das Stück zu 75 ₰, die nun als Wandbilder dienen, wobei stark ermäßigte Preise für Massenverbreitung vorgesehen sind, und dann in Quart

Digitized by Google

zwölf zu einer Mappe vereinigte Blätter (8 ℳ). Der Titel „Die Sonne, die mir lacht", kennzeichnet die freudige Religiosität, die von allem Kopfhängertum freie Kirchlichkeit, die diesem jungen Künstler so rasch Freunde erworben hat.

In kirchlich-religiösem Gehalt schließt sich hier gut an die Sammlung „Ars Sacra, Blätter heiliger Kunst", erste Serie „vom Erlöser", mit begleitenden Worten von Joseph Bernhard (Kempten, Jos. Kösel, 2.50 ℳ). Zwanzig gut reproduzierte Bilder ausgewählter Meister sind hier zu einem „Leben Jesu" geordnet, die der Verfasser nutzt, um mit feinem Empfinden den biblischen und (katholisch-)dogmatischen Hintergrund zu zeichnen. Es ist so ein echt künstlerisches und echt religiöses Andachtsbuch entstanden.

Wir müssen bei diesen Aufzählungen auf Übergänge verzichten. Bunt, wie die vor uns aufgehäuften Kunstgaben, ist gezwungenermaßen auch der Bericht über sie, und als einigendes Band schlingt sich um das Ganze nur die Tatsache des künstlerischen Wertes, ohne den keine Gabe in diesem Zusammenhange Aufnahme finden soll. Von höchstem künstlerischen Reize sind die Erzählungen einer kleinen Schere, „Schattenschnitte" von Heinrich Wolf (Königsberg i. Pr., Paul Adrijahn, 8.50 ℳ). „Ich finde, daß man so ganz besondere Dinge sagen und Wesen schaffen kann, die nur in dieser Region recht leben können," sagt der Verfasser. Ich stimme ihm vollkommen bei. Es ist eine ganz andere Welt, die er darbietet, als die der Johanna Beckmann, deren Bücher ich unseren Lesern oft empfohlen habe und auch jetzt wieder ins Gedächtnis zurückrufen möchte. Heinrich Wolf bietet Erzählungen, Ausschnitte aus dem Leben; aber er wählt dazu Vorwürfe, wo der Umriß als solcher die ganze Situation erhellt, wo jegliche Zutat nicht nur überflüssig, sondern abschwächend wirkt. So bilden diese Bilder in gewisser Hinsicht auch ein Gegengewicht zu der von der modernen Malerei zumeist betätigten Anschauungsweise und zeigt, daß ohne alle Farbe die scharfe Umrißlinie aller Erscheinungen starke Lebenswerte in sich trägt.

Nun eine Reihe von einzelnen, hauptsächlich zum Wandschmuck bestimmten Kunstblättern. An erster Stelle nenne ich das neue Schabblatt F. A. Börners nach dem Gemälde von Oskar Frenzel „Vor Sonnenuntergang", das Stiefbold & Co., Berlin, herausgebracht haben (Schriftdruck 40 ℳ). Das 59 × 78 cm Bildgröße aufweisende Blatt ist im Format ein Seitenstück zu dem von mir früher hier dringend empfohlenen Blatte nach Leistikows „Hubertussee". Es ist aber auch ein vollwertiges, künstlerisches Seitenstück, ein Meisterwerk moderner deutscher Landschaftsmalerei, prachtvoll in der Raumgestaltung, dem Gegeneinander der Baum- und Waldmassen, der Weichheit des Tons, der tiefen, ernsten Stimmung, voll träumerischer Sehnsucht. Börner nimmt heute in der Schabkunst eine Stellung für sich ein. In meisterhafter Weise gibt sein Stich die Tonigkeit des Originals, aber auch die pastose Kraft des Farbenauftrags wieder.

Eine große Auswahl von Blättern bietet der unentgeltlich zur Verfügung stehende Katalog, in dem die „Photographische Gesellschaft, Berlin, An der Stechbahn" die Jahresgaben verzeichnet, die sie ihren ständigen Abonnenten anbietet. Der berühmte Kunstverlag, der vor allen Dingen auf dem Gebiet der großen Photogravüre ganz Erlesenes darbietet, hat nämlich die Einrichtung getroffen, daß gegen einen Jahresbeitrag von 20 ℳ Abonnenten zu ermäßigten Preisen Bilder beziehen können, und zwar je ein Vollblatt oder zwei Halbblätter bzw. drei Drittelblätter. Unter den diesjährigen Gaben befinden sich neben Werken alter Meister auch zahlreiche Blätter moderner Kunst von Menzel, Feuerbach, Gebhardt, Alma Tadema, Wentscher, Thoma, Schwind, Klinger, Schönleber, Uhde und anderen. Jede Geschmacksrichtung kann sich hier befriedigen.

Der Verlag von Fischer & Franke in Berlin hat in den letzten Jahren zumeist die ganz billige Kunstgabe in einwandfreier Ausstattung gepflegt. Zumal für alte Kupferstiche und Holzschnitte wurde durch die Benutzung eines dem alten ähnlichen Faserpapiers der Eindruck des Echten der Erscheinung erzielt; für Goldechtheit des Gehalts bürgt der Wert der wieder-

Digitized by Google

gegebenen Kunstwerke. Es liegen mir vor: Albrecht Dürers 12 Holzschnitte vom Leiden Christi „Die große Passion“ und die Folge der 20 Holzschnitte „Unserer Lieben Frauen Leben“; dann siebzehn Blätter „aus Cranachs Holzschnitten“. Holbeins „Totentanz“, Radierungen A. v. Ostades, Kupferstiche Chodowieckis und „die Kleinmeister“ füllen andere dieser Bände, die zum Spottpreis von 1 ℳ mit fachmännischer Einleitung dargeboten werden.

Neben diesen billigen auf Massenverbreitung berechneten Veröffentlichungen hat derselbe Verlag auch ein sehr kostbares Unternehmen in seinen großen Galeriewerken geschaffen, worin die Hauptwerke der alten deutschen, niederländischen und italienischen Malerei in farbigen Faksimile-Nachbildungen dargeboten werden. Die Bezeichnung „Faksimile“ ist so wortgetreu zu verstehen, daß hier in der Tat die Nachbildung dem Original zum Verwechseln ähnlich ist. Während die Gesamtausgaben nur dem reichen Kunstliebhaber und öffentlichen Anstalten erschwinglich, übrigens durchweg vergriffen sind, macht der Verlag einzelne Blätter auch weiteren Kreisen zugänglich. Für 46—60 ℳ kann man sich eine originalgetreue Nachbildung eines alten Meisterwerkes gerahmt in seine Stube hängen: ein herrlich vornehmes Weihnachtsgeschenk für den Kunstfreund ist damit geboten.

Kunstgeschichtliche Bücher

An die Spitze dieser Übersicht stelle ich des bekannten Königsberger Kunsthistorikers, Professor Dr. Berthold Händcke, „Kunstanalysen aus neun zehn Jahrhunderten. Ein Handbuch für die Betrachtung von Kunstwerken.“ (Braunschweig, George Westermann, über 200 teils farbige Abbildungen, geb. ℳ 10.) Wie er selbst im Vorwort sagt, hat der Verfasser die Erfahrung gemacht, daß auch bei genügendem kunstgeschichtlichen Wissen die Laien oft nicht imstande sind, ein Kunstwerk nach seinem besonderen Charakter und nach den maßgebenden Eigenheiten zu erklären. Händcke macht nun Wanderungen durch die Kunstgeschichte. Er stellt Werke gleicher oder entgegengesetzter Art nebeneinander und sucht das Besondere des einzelnen herauszufühlen. Er strebt zu ergründen, worauf bei voneinander abhängigen Meistern beim gleichen Vorwurf die Unterschiede beruhen, weist die Mittel auf, die der einzelne benutzt, um auf andere Weise denselben Eindruck zu erreichen wie sein Vorgänger u. dgl. m. Es ist unverkennbar, daß durch diese Betrachtungsweise der Blick sehr geschärft wird, und sicher wird jeder die Hoffnung des Verfassers an sich bestätigt finden, daß alle Kunst, die ihren bestimmenden Ursachen nach erkannt ist, doppelt unverlierbar im Herzen bewahrt wird.

Eine große zusammenfassende Darstellung, in der nach Möglichkeit die ganze Fülle der Erscheinungen gesammelt wurde, war jetzt auf keinem Gebiete so dringendes Bedürfnis auch weiterer Kreise, wie für die „Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts“, bei der einmal der ganze Stoff unter ein Dach gebracht werden mußte; denn nur so wird sich die Verwicklung lösen lassen, die einen jetzt unbedingt der ungeheuren Masse der Einzelerscheinungen gegenüber befällt. Da ist es denn ein großes Glück, daß der erste, der diesen Versuch in weitestem Umfange unternahm, ein außerordentlich klarer Kopf und weitgereister Mann ist, der zu einer ungeheuren Zahl von Kunstwerken ein persönliches Verhältnis gefunden hat und eine aufrichtige, allem falschen Pathos abholde Natur ist, wie der Aachener Professor Max Schmid. Von seinem auf drei Bände berechneten Buch ist nun auch der zweite erschienen, der geheftet ℳ 9.50, gebunden ℳ 11 kostet (Leipzig, Verlag E. A. Seemann). Die beiden ersten Bände zusammen enthalten fast sechseinhalbhundert Abbildungen und 27 Farben-

Digitized by Google

drucktafeln, bringen also auch ein ungeheures Bildmaterial vor die Augen des Lesers. Der Verfasser hat Geist und geistreichelt deshalb nicht. Er hat natürlichen Witz und hascht darum nicht nach Pointen. Er besitzt echt historischen Sinn und hat darum keine Freude daran, alles anders anzusehen als andere. So ist ein ganz vorzügliches Werk entstanden, das es vollauf verdient, als eine Art Fortsetzung zu Anton Springers weltberühmtem „Handbuch der Kunstgeschichte" zu treten, das im gleichen Verlage erschienen ist. Diesem Verlage wird man aufrichtigen Dank wissen, daß er alles mögliche tut, um dieses für jeden in die Kunstgeschichte Eindringenden unentbehrliche Handbuch auf der Höhe zu halten. Das bezeugt aufs neue die 8. Auflage des 3. Bandes, der die Darstellung der Renaissance in Italien, Springers glänzendste Leistung, enthält. Adolf Philippi hat die Neuauflage überwacht, die jetzt bei 311 Seiten Umfang 332 Abbildungen und 20 Farbendrucktafeln bringt und doch gebunden nur ℳ 8 kostet.

Im gleichen Verlage ist, um das gleich vorwegzunehmen, von dem Bearbeiter des ersten Bandes des Springerschen Handbuches Adolf Michaelis unter dem Titel „Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen" (geb. ℳ 7) eine Geschichte der Ausgrabungen antiker Kunst erschienen, in der zum erstenmal die Ergebnisse der archäologischen Tätigkeit in diesem Zeitraum zusammengefaßt und nach ihren wissenschaftlichen und vor allen Dingen auch künstlerischen Gesichtspunkten gewürdigt werden. Jedem Freunde der Archäologie wird es ein Genuß sein, hier übersichtlich vorgeführt zu erhalten, wie unsere heutige Kenntnis und Auffassung der Kunst der Alten langsam herangewachsen ist.

Gibt dieses Werk ein Bild von der Wiederentdeckung der alten Welt, so versucht A. Meißner in seinem „Altrömischen Kulturleben" (ebenda, geh. ℳ 4, geb. ℳ 5) uns das gesamte Dasein des altrömischen Lebens nahezubringen. Das Leben in Staat und Stadt, die verschiedenen Stände, der kaiserliche Hofhalt, Heer und Flotte, Wirtschaft und Erwerb, das gesamte öffentliche Verkehrswesen, Kunst und Unterhaltung: alles das tritt in ganz einfacher, aber außerordentlich klarer und anschaulicher Darstellung vor uns. So ernst der wissenschaftliche Charakter gewahrt ist, so eingänglich und klar sind die entrollten Bilder. Selbst die vielen Anmerkungen stören nicht, da sie nur Beleghinweise sind und nichts Stoffliches bringen, so daß man sie also gar nicht zu beachten braucht.

Das größere Seitenstück zu diesem Buche bildet die „Hellenische Kultur", dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Pohland und Richard Wagner, mit 7 farbigen Tafeln, Karten und über 400 Abbildungen (Leipzig, B. G. Teubner, geh. ℳ 10, geb. ℳ 12). Ich habe das Buch schon früher an dieser Stelle warm empfohlen und kann nach vielfacher Benutzung des Werkes in der Zwischenzeit dieser Neuauflage die wärmste Empfehlung für Schule und Haus mit auf den Weg geben. Wir erhalten ein eindringliches, klares Bild von Land und Leuten, Sprache und Religion des Volkes, daran anschließend die Geschichte seiner Kultur und Kunst, seines staatlichen und privaten Lebens, seines religiösen und geistigen Empfindens. Vor allem den Schülern höherer Lehranstalten werden die beiden zuletzt genannten Bücher willkommene Weihnachtsgeschenke sein.

Zum Abschluß gebracht ist jetzt endlich auch eines der Glanzwerke der deutschen kunstgeschichtlichen Forschung, „Die Geschichte der christlichen Kunst" von Franz Xaver Kraus, indem die zweite Abteilung, die die Kunst der italienischen Renaissance behandelt, von Joseph Sauer zu Ende geführt worden ist (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, ℳ 19). Es ist freilich nur ein Notdach, das über den von Kraus bereits fertig umrissenen Bau gedeckt wird. Da schon für die weitaus größten Abschnitte dieser Periode kaum mehr Vorbereitungen von Kraus vorlagen, mußte Sauer von vornherein darauf verzichten, die weitere Geschichte der christlichen Kunst im Norden und bis zur Gegenwart unter dem Namen seines hochverehrten Lehrers herauszugeben. Daß er aber der geeignete Fortführer und Vollender des Krausschen Planes ist, hat er mit seiner vorliegenden Arbeit be-

Digitized by Google

wiesen. Und so wollen wir hoffen, daß er als ganz eigene Schöpfung darbieten wird, was hier fehlt. Die einzigartige Persönlichkeit des 1901 verstorbenen Franz Xaver Kraus, in dem sich ein Wissenschaftler von umfassendster Gelehrsamkeit und rastlosestem Fleiß mit dem feinsinnigsten Ästheten und feinnervigsten Kunstempfinder verband, dem sich dann der tiefgründige Theologe einte, war berufen, das tiefste Wesen der Kunst eines Zeitalters aufzudecken, das so manchen als ein neues Heidentum erscheint und in Wirklichkeit seinen Lebensborn doch ganz im vorangehenden Mittelalter und im Christentum hatte. Ich glaube, gerade das hat Kraus für die Hochrenaissance vollkommen bewiesen, wenn er auch die Vielheit der Lebensströmungen nicht genug betont. Freilich bekennt sich dieser Kunstgelehrte auch zu einer Auffassung des Christentums, die frei ist von aller Enge und zeitigen Einseitigkeit. Nachdenksamen Lesern, zumal solchen, die nicht gern auf eine einzelne Darstellung sich einschwören, muß das Buch von Kraus aufs wärmste empfohlen werden.

Gegen die an sich gute Ausstattung habe ich Grundsätzliches zu bemerken. 320 Abbildungen sind dem Text beigegeben. Daß bei manchen von ihnen das Format sehr klein ist, wird nur zum Teil durch die Schärfe der Klischees wieder gut gemacht. Daß diese im allgemeinen hervorzuhebende Schärfe der Klischees einer unglaublichen Wischerei weichen muß, sobald jene Körperteile zur Darstellung kommen, aus denen sich schon bei Kindern die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht ergibt, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, denen sich der katholische Verlagsbuchhandel heute selbst bei seinen größten Veröffentlichungen offenbar beugen muß. Die ganze Jämmerlichkeit dieser krankhaften Prüderie kann allerdings nicht schärfer an den Pranger gestellt werden, als es hier durch den Gesamtgeist des die Hochrenaissance in wirklich tief gelehrter, menschlich reifer und verständnisvoller Darstellung behandelnden Buches geschieht.

Eine gewisse Enttäuschung hat mir ein Werk des berühmten Antwerpener Museumsdirektors Max Rooses bereitet: „Die Meister der Malerei und ihre Werke, fünf Jahrhunderte Malkunst“ (Leipzig, Wilhelm Weicher, 12 Lieferungen zu ℳ 1). Ich hatte hier gehofft, daß wir eine echt volkstümliche Geschichte und geistige Entwicklung wenigstens für die Malerei erhalten würden. Das ist leider nicht der Fall. Ich glaube sogar, daß die sehr zahlreichen Bildbeschreibungen den üblen Hang nach dem Stofflichen verstärken werden. Der Verlag hat das Werk mit 450 Abbildungen ausgestattet, also auch einem Zuviel. Recht unglücklich wirkt, daß die Seitentitel in der großen Schrift der Kapitelbezeichnungen gedruckt sind. Das verwirrt auf die Dauer. — Selbst in der mit offener Vorliebe behandelten niederländischen Kunst versucht der Verfasser nicht einmal, die tiefsten inneren Zusammenhänge aufzudecken und das Philosophisch-psychologische der Erscheinungen uns nahezubringen.

Dieses Philosophisch-psychologische ist dagegen die Hauptaufgabe zweier vortrefflicher Bücher, bei denen wir uns, wie auch bei einigen folgenden für später noch eine besondere Auseinandersetzung vorbehalten müssen. Hier sollen sie nur erwähnt werden, weil sie als Geschenkwerke für reife Kunstfreunde besonders in Frage kommen. Wilhelm Waetzoldt untersucht das Wesen der „Kunst des Porträts“ (mit 80 Bildern, Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, geh. ℳ 12, geb. ℳ 14.50). Nachdem er die schwankende Bewertung, die das Porträt zu den verschiedenen Zeiten auch bei den Künstlern selbst gefunden, dargestellt hat, werden die verschiedenen Fragen der Ähnlichkeit, der Seelenhaftigkeit des Gesichts, ebenso wie die Psychologie der Selbstdarstellung behandelt, danach die Darstellungsmittel und das Problem der Gruppe untersucht. An den Hauptwerken der größten Bildnismaler legt der Verfasser seine Anschauungen dar, die auf jeder Seite von jener persönlichen Lebendigkeit sind, daß man sich in steter wechselseitiger Auseinandersetzung mit dem Verfasser befindet. Das Buch ist Richard Hamann gewidmet, der zur selben Zeit den „Impressionismus in Leben und Kunst“ (Köln, Dumont-Schaubergsche Buchhandlung, geh. ℳ 7.50) aus der Unmasse der Einzelerscheinungen systematisch auf seine kulturelle Bedeutung und seine

Digitized by Google

inneren Daseinsursachen untersucht. Auch diesem Werke darf man bei aller scharfen Betonung des Persönlichen die große Sachlichkeit und Strenge geschichtlichen Empfindens zusprechen.

Dagegen werde ich bei Julius Meier-Graefe bei aller Hochschätzung seines ungewöhnlichen Wissens niemals die Empfindung des mit Absicht geistreichen Feuilletonisten los, und zwar des Feuilletonisten in jenem üblen Sinne, daß er immer sich selber sucht. Das braucht natürlich durchaus keine persönliche Unehrlichkeit zu sein, ist es bei Graefe auch sicher nicht. Graefe ist eine von jenen echt impressionistischen Naturen, auf die der Tag wirkt, und eigentlich nur der Tag; die dann aus dem leidenschaftlich erregten Empfinden der Stunde schnellfertig sich ein stets wechselndes Bild der Welt gestalten. Es fehlt dieser Kunstforschung, trotzdem sie ständig davon spricht, die eigentlich psychologische Kraft, das liebevolle Sichversenken in die Wesenheit eines anderen, in fremde Grundlagen und Lebenskräfte. Darum fehlt auch die Fähigkeit der echten Objektivität. Willkür haftet dieser ganzen Art an. Zu fesseln versteht Meier-Graefe immer und wer ihm, geschützt durch eigenes Wissen, gegenübertritt, wird ihm immer vielerlei Anregung und eine ganze Fülle feiner Bemerkungen zu danken haben. Das gilt auch von seinem inzwischen wohl kaum mehr neuesten Buche: „Die großen Engländer“ (München, R. Piper & Ko., geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ), in dem die bedeutenden Porträtisten und Landschafter von Gainsborough bis Whistler behandelt werden. Das Buch ist musterhaft ausgestattet und enthält 64 prächtige Bildertafeln.

Besonders not tut die psychologische Darstellungsweise gegenüber einer Kunst, die der unserigen im innersten Wesen fremd ist, die etwas anderes will als die unserige, und es doch fertig gebracht hat, anders gearteten Völkern der höchste Ausdruck ihrer an sich vollkommenen Kultur zu sein. Das ist z. B. der Fall bei der japanischen Kunst. Daß diese auch für unsere eigene Kunst von hoher Bedeutung geworden ist, ist allgemein bekannt. In weiten kunstfreundlichen Kreisen sind japanische Holzschnitte außerordentlich begehrt und hoch bezahlt. Die ungeheuere Bedeutung des japanischen Kunstgewerbes ist heute niemand mehr verschlossen. Daß dabei die weitesten Kreise sich an Talmiware halten, ist freilich schlimm, ist aber durch genauere Kenntnis zuerst zu bekämpfen.

Japan ist in der neueren Zeit von Europäern gründlich durchforscht, so daß die Kenntnis des Sachlichen der japanischen Kunst, wenn auch längst noch nicht lückenlos, vorhanden ist. In umfassendster und eindringlichster Weise hat Dr. Oskar Münsterberg in seiner dreibändigen „Japanischen Kunstgeschichte“ das gesamte Gebiet behandelt. Leider im ersten Band nicht so weit ausholend, wie in den beiden folgenden (Braunschweig, George Westermann. Die drei Bände kosten: ℳ 9.75, ℳ 15 und ℳ 28). Durch 700 Abbildungen erhalten wir auch einen so gründlichen Anschauungsunterricht, daß man in Zukunft die Erzeugnisse der neueren Verfallzeit der japanischen Kunst nicht mit den klassischen Werken der bis vor einem halben Jahrhundert andauernden langen Höhenperiode dieses Volkes verwechseln kann. Da dieses große Werk aus geistigen und materiellen Gründen weiteren Kreisen nicht zugänglich ist, hat der Verfasser neuerdings einen Auszug daraus unter dem Titel „Japans Kunst“ veröffentlicht (ebd. geb. ℳ 4.50). Auch dieser Band ist mit 160 Textabbildungen und 8 Farbendrucktafeln geschmückt. Im scharfen Abriß erhalten wir hier die Geschichte der japanischen Kunst und den Umfang ihrer Betätigung. Ein solches Buch hat uns gefehlt, und es ist ein Glück, daß es uns von einem so hervorragenden Kenner in dieser glänzenden Ausstattung geboten wird. Freilich hätte nun gerade ein mehr volkstümliches Werk den Versuch machen müssen, in die Psychologie der japanischen Kunst einzuführen. Einmal durch Charakterisierung der hier behandelten Stoffwelt, die dem Europäer ja naturgemäß ganz fremd ist. Schwieriger, aber eigentlich noch wichtiger, ist danach die Darlegung der ästhetischen Grundanschauungen, aus denen diese Kunst geschaffen worden ist. Denn gerade diese Grundlagen sind von den unsrigen verschieden. Der japanische Künstler will etwas ganz anderes als der europäische; darum muß er auch mit anderen Augen angesehen werden, um in seinen tiefsten Absichten verstanden zu

Digitized by Google

werden. Gewiß kommt es am letzten Ende für uns darauf an, was diese Kunst eben für uns bedeutet. Aber sogar diese Frage wird bessere Beantwortung finden, wenn die erste behandelt ist. Und wir werden auch einen reicheren Genuß auf diese Weise von den Werken gewinnen können. Wir haben ein Buch erhalten, das diesen Wünschen Rechnung trägt, in Wilhelm Cohns „Stilanalysen als Einführung in die japanische Malerei" (Berlin, Oesterheld & Ko. Geh. ℳ 6.50, geb. ℳ 8). Hier werden wir erst mit jenen Überlieferungen geschichtlicher, geistiger, religiöser und literarischer Art vertraut gemacht, die natürlich der japanische Künstler ebenso gut wie der europäische bei jedermann als bekannt voraussetzt. Danach gibt der Verfasser an eingefügten Bildertafeln Analysen von Kunstwerken aus allen Perioden, von allen wichtigen Meistern japanischer Malerei. Dadurch führt er uns in diese fremde Seh- und Darstellungsweise ein. Das Buch bietet eine notwendige Ergänzung zu jeder Geschichte ostasiatischer Kunst.

Daß in dieser Geschichte trotz zahlloser einzelner Monographien, sowie hochverdienstlicher zusammenfassender Werke, wie z. B. der grundlegenden Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes von W. von Seydlitz, noch viele Lücken sind, zahlreiche Unklarheiten und Widersprüche, wird man um so leichter begreifen, als die japanische Forschung bisher das Gebiet der Kunstgeschichte nicht nach den Grundsätzen der europäischen Wissenschaft bearbeitet hat. Die erste derartige Monographie, die wirklich auf gründlichsten Quellenstudien beruht, und nun neben eindringlicher Darstellung des Lebenslaufes, strenger Eingliederung in die gesamte Entwicklung, einen kritisch bearbeiteten Katalog des Gesamtwerkes eines japanischen Meisters bietet, ist Dr. Jul. Kurths Biographie des größten Holzschnittkünstlers „Utamaro" (Leipzig, F. A. Brockhaus. 30 ℳ). 45 bunte und schwarze Tafeln, 10 Schrifttafeln und ein in japanischer Technik bis zur vollkommenen Täuschung wiedergegebener Farbenholzschnitt erhöhen den Wert dieses grundlegenden Buches, das vor allem auch durch die genaue Beschreibung der einzelnen Bilder einen reichen Einblick in die Stoffwelt der japanischen Kunst bietet.

Damit haben wir das stark angebaute Gebiet der Künstlermonographien betreten. Halte ich mich an die geschichtliche Reihenfolge, so ist an erster Stelle der Biographie Leonardo da Vincis von dem Italiener Edm. Solmi zu denken, die Emmy Hirschberg für die Sammlung „Geisteshelden" ins Deutsche übertragen hat (Berlin, Ernst Hoffmann & Ko. Geh. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.20). Das ist eine auf gründlichsten Quellenstudien beruhende Arbeit, die gerade durch die ruhige Darstellung dieses unruhigen Lebens einen unvermerkt in dieses fesselndste psychologische Problem der ganzen Kunstgeschichte tiefer einführt. Vor allem sind auch Leonardos Schriften in ausgiebigem Maße benutzt worden.

Kann man sich einen schärferen Gegensatz zu dem von genialer Forscherunrast verzehrten Italiener denken, als unseren handfesten Lukas Cranach, der unbeirrt von Problematik fleißig Werk auf Werk schuf? Wilhelm Worringer schildert uns in seiner Monographie (München, R. Piper & Ko., 5 ℳ, 63 Abbildungen) Cranach als den Darsteller des Bürgertums seiner Zeit, als Erfüller der künstlerischen Bedürfnisse desselben. So war er der klarste Ausdruck einer Kultur, auf die er selber als bedeutsamer Faktor bestimmenden Einfluß übte. — Und wieder zurück in die lichte italienische Kulturwelt. Theodor Lessing hat einige ästhetische und religiöse Studien über Raffaels „Madonna Sixtina" gesammelt (6 Farbendrucktafeln, 12 Textabbildungen, 3 ℳ. Leipzig, E. A. Seemann). Der Verfasser will durch eindringliche Betrachtung des Bildes nicht nur dessen Ewigkeitsgehalt ausschöpfen, sondern auch für die Ästhetik der Kunst tiefere Erkenntnisse auf diesem Wege gewinnen. Das Buch erweckt viel Widerspruch, nicht nur durch einzelne etwas herausfordernde kurze Behauptungen (Winckelmann, Deutschlands größter Kunstkenner; der Judengott Christus usw.), sondern durch die ganze Haltung des Verfassers. Aber gerade darin liegt ein starker Reiz. Man wird in eine ganz lebhafte Unterhaltung über Kunst hineingezogen, widerspricht in diesem Augenblick und muß doch im nächsten wieder zustimmen, da ein ganzer, in sich geschlossener Mensch

Digitized by Google

ja naturgemäß immer für sich wenigstens recht hat. Und ein solcher Ganzer ist dieser Kunstschriftsteller. So ist das schön ausgestattete billige Werk voll eines besonderen Reizes.

Dem gegenüber macht Jan Veths „Rembrandt" (Leipzig, E. A. Seemann, kart. 3 M), soweit ich das Buch aus den Aushängebogen kennen lernte, den Eindruck einer sehr ruhigen und sachlichen Würdigung des herrlichen Meisters. Alles Biographische ist genau beigebracht, die Bilder sind überzeugend beschrieben. Leider fehlen Illustrationen, doch gibt es ja jetzt leicht zugängliche Bildausgaben der Werke Rembrandts zur Genüge.

Einer schier Vergessenen, der Meisterin der Pastellmalerei, Rosalba Carriera, hat Emilie von Hörschelmann ein Buch gewidmet, das sich über die Beschreibung des Schaffens der Künstlerin hinaus zu einem Kulturbild des 18. Jahrhunderts erweitert (Leipzig, Klinckhardt & Biermann). Die Künstlerin ist jedem Besucher des Pastellsaales der Dresdner Galerie aus einer sehr großen Zahl von Arbeiten bekannt, bei denen der heutige Mensch sich meist erstaunt fragt, weshalb ihrer so viele an dieser hervorragenden Kunststätte versammelt sind. Darin zeigt sich bereits der Wandel des Kunsturteils gegenüber dieser Künstlerin, durch die die Pastellmalerei in Europa als eine vollkommen selbständige Kunstgattung anerkannt wurde. Einst schrieb man an sie Briefe mit der Aufschrift: „An Antonio Correggio, heute genannt Rosalba" und stritt sich um den Besitz eines der zahlreichen Werke ihrer unermüdlich fleißigen Hand. Goncourt dagegen nannte diese Bilder, die einem früheren Zeitalter als Gipfel der Anmut erschienen, „des poupées éveillées". Hörschelmann ist für die Schwächen der Künstlerin keineswegs blind, aber ebensowenig für ihre unbestreitbaren Vorzüge. Bei der Kulturschilderung ist manches in das Buch hineingekommen, was streng genommen nicht zur Sache gehört. Seltsam und nur in Deutschland möglich ist es, daß die Verfasserin alle französischen Briefe und Kunsturteile in französischer Sprache mitteilt. Warum sie englische und italienische Urteile übersetzt hat, ist da nicht einzusehen. Im gleichen Verlag ist eine Volksausgabe von Franz Servaes „Giovanni Segantini" erschienen (M 6.50, geb. 8 M). Das Buch des Wiener Kunstschriftstellers ist als beste Würdigung des großen Italieners anerkannt. Beide Werke enthalten zahlreiche Kunstbeilagen auf Einschaltblättern.

Nur erwähnen will ich Erich Klossowskis große Biographie von Honoré Daumier (München, R. Piper. Mit 140 Abbildungen, 30 M), da wir in nächster Zeit eine eingehende Würdigung dieses jetzt erst und zum guten Teil dank dem vorliegenden Werke in seiner ganzen Größe erkannten Meisters bringen werden. Klossowskis Ziel war, den Maler, den großen Gestalter, den glänzenden Phantasiekünstler Daumier zur Erkenntnis zu bringen. Das tat er, indem er den bekannteren Karikaturisten ausschaltete. Das tut mir leid; denn Daumiers Tätigkeit ist durchaus einheitlich. Gerade für das Ineinander von höchster typisierender Charakteristik und Karikatur gibt Daumier mehr als irgendein anderer. Freilich hat der gleiche Verlag inzwischen die Ergänzung gebracht, indem Kurt Bertels dem Lithographen Daumier eine eingehende, reich illustrierte Abhandlung gewidmet hat. (M 5.—.)

Im Spiel des Gegensatzes kommt der Schwabe Theodor Schüz, dieser sinnige, fröhliche Darsteller des einfachen Volkslebens neben den leidenschaftlichen, überall Größe suchenden und immer nur Verzerrung sehenden Franzosen. Die liebevolle Biographie, die David Koch diesem urdeutschen Heimatkünstler gewidmet hat, ist in zweiter vermehrter Auflage erschienen (94 Bilder 4 M, J. F. Steinkopf, Stuttgart. 5 M). Ein echtes Hausbuch. — Schwierige künstlerische Probleme gibt der folgerichtigste Marées-Jünger Arthur Volkmann auf, in dessen Werk Waldemar von Wassielewski in einer sehr liebevoll geschriebenen, durch die Beigabe von 26 Bildertafeln unterstützten Monographie einführt. (München, R. Piper, 5 M).

Zu den Monographien über einzelne Künstler kommen solche über Kunststätten. Der Verlag E. A. Seemann in Leipzig, der mit einer derartigen Sammlung begonnen

Digitized by Google

hat, hat sich vom 41. Bande ab zu einem anderen Format entschlossen, einem sehr handlichen Kleinoktav, dank dem die Bände seiner längst bewährten Sammlung „berühmte Kunststätten" nun auch den Dienst von Reisebegleitern erfüllen können. Ganz vorzüglich in dieser Hinsicht ist gerade der 41. Band, Eugen Petersens „Athen". Bei Wilhelm Neumanns Schilderung von „Riga" und „Reval" vermißte ich eine kritische Würdigung der in den Museen vorhandenen Bilder. Da Abbildungen derselben das Buch schmücken, wäre auch ein Wort darüber zu sagen. Auch ein Abschnitt über den Anteil der Balten an der bildenden Kunst des letzten Jahrhunderts hätte gegeben werden können. Er ist überraschend groß, und eine zusammenfassende Übersicht wäre um so verdienstlicher, als naturgemäß die kleine Heimat die zahlreichen Künstler nicht genügend beschäftigen konnte. Hermann Schmitz' lebendige und eindringliche Schilderung der noch heute reichen Kunstschätze der altberühmten Hansastadt „Soest" sollte manchen zum Besuch dieser nicht genug bekannten Stätte deutsch-mittelalterlicher Herrlichkeit verlocken.

Einen weiteren Rahmen haben sich die von Dr. Georg Biermann herausgegebenen „Stätten der Kultur" (Leipzig, Klinckhardt & Biermann) gezogen. Jeder Band mit zahlreichen Kunstbeilagen gebunden 3 ℳ. Sie suchen auch die anderen Äußerungen des Lebens geschichtlich aufzudecken. So behandelt der von Wolfgang von Öttingen herrührende Band „Berlin" die Bürgerschaft und die Hohenzollern, Berlin und die Religion, die Wissenschaft in Berlin, neben der Betätigung der Künste. Für den Bildschmuck sind nicht nur alte Bilder und neuere Photographien zur Verwendung gekommen; es wird auch versucht, von neuen Künstlern zeichnerisch das Eigenartige und Besondere in Stimmung und Gesamtform schärfer herausholen zu lassen, als es die Photographie zu geben vermag. Außer dem erwähnten Bande liegen mir vor: „Frankfurt" von P. F. Schmidt, „Bremen" von Karl Schäfer und das unversehrte Juwel altdeutschen Städtelebens „Rothenburg a. d. Tauber" von Uhde-Bernays. Ein kulturgeschichtlich sehr fesselndes Buch ist „Alt-Berlin" von Ernst Consentius (Berlin, E. A. Schwetschke & Sohn), in dem das berlinische Leben um 1740 sehr lebendig vorgeführt wird. Nicht nur die damaligen allgemeinen städtischen Verhältnisse werden hier behandelt, auch die Einrichtung der Wohnung, Dienstbotenverhältnisse, Essen und Trinken und Kleidung wird unter ausgiebiger Benutzung der damaligen Tageszeitungen in greifbarer Lebendigkeit vorgeführt.

Ganz der Gegenwart gewidmet, als neue Art Reiseführer tritt die bei Karl Krabbe, Stuttgart, erscheinende Sammlung „Städte und Landschaften" auf, aus der der Band „Hamburg" von Gustav Falke und „Straßburg und das Elsaß" von Otto Flake vorliegen (je 2 ℳ). Hier wird vor allem der heutige Kulturgehalt festzuhalten versucht. Flake stand vor der sehr fesselnden Aufgabe, die ganz eigenartige Zwiespältigkeit der elsässischen Verhältnisse zu beleuchten. Er hat sich die Sache ziemlich leicht gemacht, doch wird man ihm im ganzen beistimmen können. Daß er bei seinen Wanderungen das Belchengebiet der Vogesen nicht berührte, ist wegen der landschaftlichen Schilderung, daß er das Industriegebiet von Mülhausen und den dahinter liegenden Sundgau nicht behandelt, vom Standpunkt der Kulturschilderung aus sehr zu bedauern. Bei den Bildern ist keines von Spindler, dem weitaus elsässischsten aller Künstler.

Aus der Betrachtung eines charakteristischen Stadtbildes in steter Gegenüberstellung von einst und jetzt die tieferen Eigenheiten des künstlerischen Städtebaues aufzudecken und neue Grundsätze zu gewinnen, versucht Jos. Aug. Lux in seinem Buche „Wenn du vom Kahlenberg, das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es ward und wird" (Akadem. Verlag, Wien und Leipzig). Vom gleichen Verfasser, der eine ganz besondere Begabung hat zur pädagogischen Kunsterziehung unter glücklicher Vermeidung der selbstgefälligen Schulmeisterei, liegt neben diesem Buch, das gewissermaßen das Bild des äußeren Lebens zeigt, ein Lebensbuch zur Pflege des Schönen im täglichen Leben unter dem Titel „Geschmack im All-

Digitized by Google

tag" vor (Dresden, Gerh. Kühtmann, geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ). Unter Mithilfe zahlreicher Abbildungen wird hier die praktische Kunst der schönen äußeren Lebensgestaltung gelehrt. Von Wohnung, Kleidung, über weibliche Handarbeit, sonstige Kunstmöglichkeiten des Hauses, von den Blumen im Hause, gedecktem Tisch und von hundert anderen Dingen, ist hier in einfacher, eindringlicher Weise die Rede. Auch wer nicht immer zu allem ja sagt, wird das Buch nicht ohne viele Anregung aus der Hand legen. Ich wünsche es vor allen Dingen in die Hände der Frauen, denen zum guten Teil die Kunsterziehung im Hause obliegt.

Den Frauen eine sehr willkommene Gabe sein wird der prächtig ausgestattete erste Band des auf drei Bände berechneten Werkes „Die Mode. Menschen und Moden im 19. Jahrhundert nach Bildern und Kupfern der Zeit" (München, F. Bruckmann, geb. ℳ 6.70), dessen zweiten Band ich vor einem Jahre hier anzeigte. Die Bilder hat Dr. Oskar Fischel mit größter Kenntnis ausgewählt und Max v. Boehn gibt dazu den Rahmen des kulturgeschichtlichen Gesamtlebens in fesselnder, geistvoller Sprache. Dieser erste Band behandelt die Zeit von 1790—1817, von deren Gnade die Mode von heute lebt. So bringt die ewig bewegte Woge des Zeitenmeeres bei stetem Wechsel auch wieder Gleichartiges zur Erscheinung. Bleibt doch die treibende Kraft all dieser Tätigkeit immer dieselbe: Schön zu sein oder doch zu scheinen. St.

Teubners Modellierbogen

Dem kindlichen Betätigungstrieb entsprechen am meisten jene Beschäftigungen, in denen sich Spiel und Arbeit verbinden. Die Kindheit ist die künstlerische Genieperiode jedes Menschen, darum will das Kind schöpfen. Selbst sein Zerstören hängt mit diesem Tätigkeitsdrange zusammen. Unter den Gelegenheiten zur Betätigung aller im Kinde schlummernden Spielfähigkeiten nimmt eine hervorragende Stellung ein: der Ausschnitt- oder Modellierbogen. Man braucht ja nur zu sehen, wie gern alle Kinder ausschneiden, um diese Seite der Tätigkeit als hochwillkommen anzuerkennen. Aber noch wertvoller wird nachher natürlich das Aufbauen, denn dadurch erhalten ja alle diese Bilder, die auf dem Bogen und auch noch im Ausschnitt lediglich Fläche sind, körperliche Bedeutung und Gestalt. Hat das Kind schon eine große Freude, wenn es ein Haus zeichnen kann oder auch nur beim Zeichnen zusieht, wie muß die wachsen, wenn ein richtiges, greifbares Haus nachher vor ihm aus verschiedenen Teilen ersteht. Diese Ausschnittätigkeit wird um so wertvoller, wenn es gelingt, neben dieser Steigerung der Handfertigkeit und des Augensinnes auch noch die Phantasie zu beschäftigen. Das wird am leichtesten erreicht durch Beigabe einer Staffage. Diese Staffage, die aus alledem bestehen kann, was unter irgendwelchen Verhältnissen mit dem Hauptstücke gleichzeitig erblickt wird, gibt dem Kinde Gelegenheit, die Erscheinungen des Lebens draußen sich zu gestalten. Ein Beispiel: Der Hauptmodellierbogen zeigt ein Bauernhaus mit dem Zubehör des Hofes. Schon einige als Staffage beigegebene Bäume gewähren dem Kinde die Möglichkeit, den Hintergrund der Landschaft nach seinem Belieben zu gestalten. Außerordentlich mannigfach und anregend wird diese Tätigkeit, wenn der Modellierbogen nun alles mögliche an Bauerngerät, an Wagen, Getier enthält. Da können die Kinder einmal eine ganze Heuernte in dieses Haus einführen; ein anderes Mal ist Versammlung der Knechte und Mägde um den Hausherrn usw. Auf diese Weise wird nicht nur die gedankliche Seite der Phantasietätigkeit angeregt, sondern an der Art der Aufstellung wird sich der Schönheitssinn entwickeln können.

Bei dieser hohen Bedeutung des Modellierbogens für die Beschäftigung der Jugend war es doppelt bedauerlich, daß bislang die Vorlagen in der Regel sehr viel zu wünschen übrig-

Digitized by Google

ließen. Entweder waren sie ganz erbärmliche Fabrikarbeit, die nach keiner Richtung hin künstlerischen Ansprüchen standhielt, roh in Ausdruck und Form und meist doch auch recht armselig im Inhalt; oder aber die Aufgaben waren viel zu schwer. Ich erinnere mich mit einem Gefühl des Grauens an den Aufbau des Kölner Doms, den ich in meiner Knabenzeit einmal vollbrachte. Das war ein Heidenstück Arbeit und wurde einem zum Schluß dadurch verleidet, daß, wenn zwei, drei der recht kniffligen Nebentürmchen mißlangen, eigentlich das ganze Bild zerstört war. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß der mit Schulkreisen ja eng verbundene Verlag B. G. Teubner in Leipzig die Ausgabe von Künstler-Modellierbogen unternommen hat. Hier haben Künstler und Fachgelehrte zusammen gearbeitet; die letzteren gewährleisten die Richtigkeit des Stofflichen, die ersteren seine schöne Gestaltung. Bereits ist eine große Zahl solcher Modellierbogen erschienen. Aus deutschen Landen: Alpenhof, Sennhütte, Schwarzwaldhof, Schwarzwaldmühle, niedersächsisches Bauernhaus, die Kogelburg. Aus fremden Ländern schließen sich die Wolkenkratzer, ein rumänisches Bauerngehöft, japanisches Teehaus an; aus alter Zeit Stadttor, Rathaus, sogar eine Pfahlbaubesiedelung usw. Die Mehrzahl dieser Vorwürfe sind auf zwei Blättern behandelt: der Hauptbogen enthält das notwendige Material; der Staffagebogen, der wechselnd benutzt werden kann, macht die Belebung der toten Natur möglich. Jedem Bogen ist ein Geleitwort des betreffenden Künstlers beigegeben, das mit Vorschlägen auch die Anregung zu selbständiger Arbeit zu verbinden strebt. Der Verlag hat sein Material sehr glücklich vermehrt durch die Ergebnisse eines Preisausschreibens, das als wertvollsten Gewinn eine Bereicherung des ganzen Gebietes dadurch brachte, daß die Möglichkeit zu geselligen Spielen gegeben ist. August Geigenberger in München hat diese Bogen geschaffen, von denen einstweilen das „Schattentheater" erschienen ist, mit dem es nun den Kindern möglich ist, beliebig viele Stücke durch die ausgeschnittenen Figuren spielen zu lassen. Man sieht, wie hier auch die Eltern mithelfen können und an dem vom Kinde geschaffenen Spielzeug die ganze Familie sich beteiligen und erfreuen kann. Günstigere Ergebnisse kann kein Spiel bringen. Die auf starkes Papier gedruckten Bogen kosten 40 ₰ das Hauptblatt und 20 ₰ der Staffagebogen. St.

Ein deutsches Weihnachtsbuch

Es handelt sich nicht um eine Neuheit, sondern um die Ausgrabung eines durch die Ungunst der Verhältnisse wenig bekannt gewordenen bald 40jährigen Buches. Die unbekannten jungen Künstler, die es damals schufen, sind heute berühmte Männer: Wilhelm Steinhausen, der hervorragende Vertreter christlich-deutscher Malerei und sein Bruder Heinrich, der sinnige Humorist. Sie haben sich damals zusammengetan, um „Die Geschichte von der Geburt des Herrn" der deutschen Christenheit in Bild und Wort vorzutragen. Ludwig Richter anerkannte damals froh aus diesen Bildern seinen berufenen Nachfolger; die Dichtung atmet denselben Geist und kommt aus gleich frommem Herzen. — Die Restauflage des vergessenen Buches hat der Herausgeber des christlichen Kunstblattes und Biograph Steinhausens, Pfarrer Dav. Koch, bei Callwey in München zum Verkauf (3 ℳ) gestellt.

Digitized by Google

Die Musik als Grundkraft deutscher Kunstkultur

Von

Dr. Karl Storck

V.

Leichter als bei der Literatur sind bei der bildenden Kunst die geistigen Vorbedingungen für eine Volkskultur zu erfüllen. Denn zum Verständnis der bildenden Kunst gehört eigentlich nur eine lebendige Betätigung des Augensinnes. Aber gerade dieser Sinn bedarf einer außerordentlichen Schulung, um sowohl Kunstwerke als auch Kunst in der Natur sehen zu lernen. Denn bekanntlich wirkt unser ganzes Leben eher auf eine Abschwächung der Sinne ein als zu deren Stärkung. Alle Naturvölker sind den Kulturvölkern an reiner Sinnenkraft überlegen. Freilich bedeutet auch das schärfste Sehenkönnen noch keine Fähigkeit des künstlerischen Sehens. Dazu gehört eine besondere Einstellung der Sehweise. Die Schulung, die dazu nötig ist, kann natürlich fast unbewußt sich vollziehen. Es wirken dazu äußere Verhältnisse stark mit. Auf die Wichtigkeit der ökonomischen ist bereits hingewiesen. Aber wenn man bedenkt, wie etwa Italien auf dem Erbschaftswege eine ungeheure Masse von herrlichster Kunst überkommen hat, wobei dann bekanntlich ein starker Besitzstand stets zur Vermehrung reizt, so erscheint es geradezu unvermeidlich, daß sich hier ein glänzender Sinn für Architektur entwickeln mußte. Auch die umgebende Natur ist bedeutsam. Die scharfe Linienführung der italienischen Landschaft, die dank der Klarheit der Luft und der Farben doppelt hervortritt, muß das Auge nach dieser Richtung hin erziehen. Ebenso bedeutsam wirkte die duftige Luft, die über der französischen Landschaft liegt: zumeist Ebenen, in denen Baumreihen, Silhouetten an sich kleiner Gegenstände, die in der zittrigen Luft zu verschwimmen scheinen, die einzige Linienwirkung üben. Sonst alles weite Fläche. Das erzeugt ein stetes Spiel mit Farbentönen, die in tausendstufiger Mannigfaltigkeit den Reiz dieser Natur ausmachen. In einer solchen Umgebung muß sich der Farbensinn entwickeln. Hinzu kommt, daß diese beiden

Digitized by Google

Landschaften durchweg übersichtlich vor den Augen liegen. Seht die deutsche Landschaft dagegen, wie sie schier überall durchbrochen ist von zahlreichen Senkungen, belebt durch viele Gebüsche und Waldungen, die alle etwas Unsichtbares umschließen können, darüber eine stark und schnell wechselnde Wolkenbildung, die die Phantasie reizt, raschen Stimmungswechsel mit sich bringt. Es ist leicht erklärlich, daß diese Landschaft mehr in poetischem Sinne wirkt, daß sie weniger als Erscheinung auf den Sinn des Auges, als durch dieses Auge auf die innerlich tätige Phantasie Eindruck macht. So wird sich in Deutschland schon aus allgemeinen Daseinsgründen eine künstlerische Kultur des Sehens schwerer entwickeln als in den beiden zuerst genannten Ländern. Es ist sehr bezeichnend, daß in jener Zeit, in der wir eine künstlerische Volkskultur besaßen, die Landschaft in der bildenden Kunst eine weit geringere Rolle spielte, als das Figurenbild (Heiligenbild und Bildnis).

VI.

Weit günstiger als für diese Künste sind die Vorbedingungen einer Musikkultur. Solche geistiger Art bestehen kaum. Der Sinn des Gehörs wird durch unser sonstiges Leben am wenigsten verbildet, behält am ungestörtesten seine Naturkraft. Gewiß vermag auch hier die Schulung unendlich zu steigern, gerade nach der künstlerischen Seite hin; aber dadurch wird zumeist nur die Aufnahmefähigkeit für die formalen Werte der Musik gesteigert. Auch ohne diese Fähigkeit zum formalen Musikgenießen wird Musik doch bereits als Kunst empfangen, künstlerisch aufgenommen, und zwar weil sie stofflos ist. Es gilt auch heute, daß die meisten Menschen in einem Historien- oder Genrebilde nur den Stoff an sich auf sich wirken lassen, also nichts eigentlich Malerisches empfangen. Ebenso hundertfältig bei der Literatur. Dieses rohe stoffliche Verhältnis ist bei der Musik ausgeschlossen. Was hier empfangen wird, ist entweder sinnlicher Wohllaut und damit Kunst und Kultur der Sinnlichkeit des Ohres; oder es sind Empfindungswerte, damit Kultur des Gemüts und der Seele. In der Regel stellt sich beides zugleich ein und damit eine wunderbare Harmonie der sonst sich so oft entgegenwirkenden Hauptkräfte des Menschen: der Sinnlichkeit und des seelischen Wesens. Erheblich erleichtert wird die Aufnahmefähigkeit der Musik dadurch, daß in ihr jenes Element, das das Urelement künstlerischer Gestaltung und darum in allen Künsten tätig ist, der Rhythmus, am lebendigsten und wirksamsten auftritt, so daß der Mensch durch die Musik von jeher seine eigene Tätigkeit zu regeln versuchte, sich die Arbeit musikalisch rhythmisierte.

Ebenso unvergleichlich günstiger als bei den anderen Künsten sind die ökonomischen Vorbedingungen: die Musik ist die billigste aller Künste. Das schönste aller Instrumente hat jeder in sich selbst: die Stimme. Aber auch große Formen der Musik lassen sich ohne schwierige oder gar kostspielige Vorbedingungen verwirklichen. Des weiteren ist die Musik aber auch die sozialste aller Künste. Sie verwächst zwanglos mit allen Lebensgelegenheiten, stellt sich von selber ein, wo Menschen beisammen sind, wo Feste gefeiert werden, bei Freude und Trauer. Die natürlichste Unterhaltung der Einsamkeit, ist Musik zugleich die einfachste und

Digitized by Google

nächstliegende gesellschaftliche Betätigung der größten Masse; vor allen Dingen auch das beste Mittel, großen Massen gemeinsame Empfindungen einzuflößen.

Zuallermeist aber wird die schöpferische Kulturkraft der Musik erhöht durch die Tatsache, daß die Beschäftigung mit Musik in sonst unerhörtem Maße zur eigenen künstlerischen Tätigkeit wird. Die Reproduktion hat in der Musik eine Bedeutung, zu der die anderen Künste überhaupt kein Seitenstück bieten. Jedes Lied, das einer singt, jegliches Instrumentalspiel, die Mitwirkung an der kleinsten Stelle im größten Tonwerk, alles das ist künstlerische Tätigkeit. Und gerade diese eigene Kunstausübung wirkt in unvergleichlichem Maße erzieherisch. Das Nachsingen eines Liedes ist etwas ganz anderes als das aufmerksame Lesen eines Gedichtes, übt vor allen Dingen auch eine ganz andere Wirkung aus.

VII.

Die Entwicklung der Künste in Deutschland bestätigt die hier gegebenen Ausführungen. Wir haben schon oben erwähnt, daß die Literatur keinen den Leistungen entsprechenden Widerhall in der Gesamtheit des Volkes fand, weil die geistigen Vorbedingungen nicht erfüllt waren. So konnte eine literarische Volkskultur nur sehr langsam heranreifen. Erst mußte die Einrichtung der Volksschule und eine wesentliche Umgestaltung des ganzen höheren Schulwesens vorangehen. Denn das muß immer wiederholt werden: auch die höchste literarische Schulung der einzelnen bedeutet noch immer nicht eine literarische Volkskultur. Wir sind es gewohnt, die Geschichte des Aufschwunges des deutschen Geistes in engster Verbindung mit der neuen Blüte unserer Literatur vortragen zu hören, so daß man das Erscheinungsjahr des Klopstockschen Messias (1748) geradezu als das Geburtsjahr dieses neuen geistigen Hochstandes des deutschen Volkes ansieht. Diese Auffassung wird dadurch gestärkt, daß in dieselbe Zeit der politische Aufschwung unter Friedrich dem Großen fällt. Aber wie die glänzende Betätigung dieses Regenten gegenüber der ganzen Welt nur ermöglicht war durch eine lange sorgsame Vorbereitung, in der die inneren Kräfte gestählt, die Nährquellen erschlossen worden waren (die Herrscherzeit Friedrich Wilhelms I.), so ist auch der strahlenden literarischen Betätigung des deutschen Geistes, durch die dieser wieder Geltung in der ganzen Welt bekam, eine Zeit vorangegangen, in der in stillerer, nach außen weniger sichtbarer Arbeit die Gemütskräfte des deutschen Volkes in früher ungeahnter Weise erhöht, gebe- und empfangsfähig gemacht wurden. Diese Vorbereitungsarbeit hat die Musik geleistet. Dabei ist nun doch zu bemerken, daß in dieser Vorbereitungszeit der deutschen Musik zwei Männer erstanden in Händel und Joh. Seb. Bach, die in die höchsten Höhen des deutschen Künstlertums überhaupt hinaufragen. Ihr Lebenswerk lag abgeschlossen, als mit Klopstocks Jugendschöpfung die große literarische Betätigung begann.

In der Tat hat die Musik die Rettungsarbeit am deutschen Volkstum vollbracht. Als dieses vollkommen vernichtet schien, als der deutsche Staat zertrümmert und die gesamte äußere deutsche Lebenskultur zugrunde gerichtet war, als sich Literatur und bildende Kunst ganz offiziell in die Knechtschaft der Fremde begeben hatten, so daß Zugehörigkeit zu den vornehmen

Digitized by Google

und gebildeten Kreisen eine Loslösung, ja geradezu einen Gegensatz zum eigenen Volkstum bedeutete: — da erwuchs dem bedrückten, von völliger Verkümmerung bedrohten deutschen Volke in der Musik das Mittel der seelischen Erhebung aus aller Trübsal und der sinnlichen Verschönerung eines in seiner Kärglichkeit kaum mehr erträglichen Daseins.

Ich kenne in der gesamten Kulturgeschichte der Menschheit kein schöneres und trostreicheres Bild als dieses Erwachen der Musik in deutschen Landen nach dem Elend des Dreißigjährigen Krieges. In dieser Zeit und in dieser Trübsal ist die Musik zum erstenmal so ganz Trösterin der Herzen geworden. Dieses ganze nur mühselig aus der Verwüstung wieder herausgearbeitete Land ist nach kurzer Zeit voll Singens und Klingens.

In den Kirchen fängt es an; es ist ja natürlich, daß die so furchtbar heimgesuchte Kreatur bei ihrem Gotte Hilfe sucht. Es erwächst jetzt ein Kantorengeschlecht von sehr bescheidenen Männern, die aber alle über ein tüchtiges Können verfügen. Wir kennen heute kaum übersehbare Stöße von Kompositionen dieser Zeit. Was mag noch alles in den Bibliotheken, in den Kirchenarchiven, auf den Kirchenböden lagern! Wie unendlich viel wird im Laufe der Zeit unbeachtet zugrunde gegangen sein. Dieser ganzen Kunst fehlt die Größe. Woher hätte sie kommen sollen? Aber sie ist voller Tüchtigkeit in der Arbeit, voller Gediegenheit und Bravheit in der Gesinnung und von echter Fröhlichkeit des Herzens. Wir sind heute auf die Vorbildung unserer Lehrer, die jetzt meistenz in den Dorfkantoraten sitzen, so stolz. In musikalischer Hinsicht haben wir es nicht nötig. Es wäre sicher undenkbar, im heutigen Deutschland so viel satzkundige Männer in diesen Kreisen zusammenzubringen, wie sie damals vorhanden waren. Diese Kantoren erzogen sich Sänger- und Instrumentalistenchöre. Wenn man die Kantaten ansieht, die doch auch noch in kleineren Gemeinden zu Festtagen aufgeführt wurden; wenn man sieht, wie für die Kirchenchöre der damals doch auch nur Fleckengröße erreichenden mittleren Städte Kantaten zu allen Sonntagen des Jahres neu geschrieben wurden, so muß uns Bewunderung überkommen vor der Gesangsfertigkeit der hier zur Verfügung stehenden Chöre. Mit dem Singen hielt das Instrumentenspiel Schritt. Es waren also doch auch an kleinsten Orten genug Streicher und Bläser vorhanden, um die keineswegs leichten Orchesterpartien dieser Werke zu spielen.

War die Kirche hinsichtlich der Musik in dieser Zeit wirklich „die Kunstschule des gemeinen Mannes", als die sie der treffliche Riehl einmal bezeichnet hat, so war sie in der gleichen Zeit auch einmal die Förderin eines schönen weltlichen Lebens. Denn auch dieses Leben draußen in der Welt war ganz von Musik erfüllt. Kein noch so kleines Städtchen gab es, das nicht seine Pfeiferei gehabt hätte. Es wurde sehr viel öffentliche Musik auf den Plätzen und in den Zunftstuben geübt, und irgendein Familienfest ohne Mitwirkung von Musikanten war ebenso undenkbar wie eine größere öffentliche Veranstaltung. Es war auch in den untersten Volksschichten das Erlernen eines Instrumentes so üblich geworden, daß es sich nachher ganz von selbst verstand, daß die adligen Familien sich ihre Orchester aus ihrer Dienerschaft zusammenstellen konnten. Das ist bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in Übung geblieben.

Digitized by Google

VIII.

Wie war das in einer so traurigen Zeit möglich geworden?

Der Musik schlug eben dank ihrer Sonderart zum Heil aus, was für die anderen Künste schier die Vernichtung bedeutete. Die Schädigung am nationalen Stoffgebiete, die Unterbrechung der Überlieferung, die Gleichgültigkeit gegen geschichtliche Vergangenheit, die Trostlosigkeit des derzeitigen öffentlichen Lebens, durch die die Literatur vollständig niedergedrückt wurde, konnte der Musik nicht schaden, denn sie braucht ja keinen Stoff. Ja gerade die Trostlosigkeit der gesamten Verhältnisse, die elende Gedrücktheit der Stimmung, die Kümmerlichkeit des ganzen Lebens begünstigte die Entwicklung der Musik zu einer Befreierin gegen diese Not, zur Erlöserin aus all dieser Trübsal. Der Tiefstand der geistigen Bildung der Volksmasse, die so lange ohne jeden Unterricht gewesen war, beeinträchtigte die Wirkung der Musik nicht. Diese Sprache verstand jeder, der Ohren hatte zu hören; es empfand sie jeder, der ein Herz hatte zu fühlen. Und auch die furchtbare Armut, die das Land heimsuchte, war hier kein Hindernis; denn diese Kunst kostete ja nichts. Ja gerade weil man so arm war, wandte man sich d e r Vergnügung zu und pflegte d i e Unterhaltung, die so billig war. Das ist in den drei bis vier Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Kriege riesenhaft herangewachsen. Früher hat man gemeint, der ungeheure Riese J. S. Bach sei gleich einer Urkraft unerwartet aus dem Erdboden erstanden. Heute wissen wir, daß er auf dem Gipfel eines ganz gewaltigen Berges steht, dessen Fuß so breit ist wie das ganze deutsche Land. Und er war wenigstens als Orgelspieler und soweit die Kunstübung Technik ist, kein Vereinzelter im Land. Es gab Dutzende deutscher Namen, die einen ebenso guten Klang bei den Zeitgenossen hatten wie der seinige, wenn auch die vornehmen Herren an den Höfen von dieser deutschen Musik nichts wissen wollten und nur der italienischen Oper Gehör liehen. Das hinderte aber nicht, daß in diesen Musikern die deutsche Kunst zum erstenmal s e l b s t b e w u ß t ihr Haupt erhob. Diese Leute wußten, was sie konnten, und waren stolz darauf, etwas eigenartig Deutsches zu besitzen. Und lange bevor bei Roßbach der Franzose vor dem Deutschen floh, schlug Joh. Seb. Bach als Klavierspieler und Organist vor dem erstaunten, ganz im Franzosentum befangenen Dresdner Hofe den Vertreter der französischen Kunst im Wettbewerb siegreich aus dem Felde.

Die ganz ungeheure Bedeutung dieser Musikentwicklung vermag man aber erst dann zu erfassen, wenn man an ihre gewaltige Verbreitung denkt. In diesem Maße war überhaupt noch niemals Kunst G e m e i n g u t e i n e s V o l k e s geworden. Man muß sich vorstellen, wie viele Tausende von Menschen als Sänger in den zahllosen Kirchenchören wirkten, wie viele als Instrumentalisten in den Orchestern, den Stadt- und Dorfpfeifereien, den Kantoreien tätig waren; dann rechne man hinzu, welche Unmasse von persönlichem Musizieren im Hause der öffentlichen Musikübung vorbereitend vorangeht, um nun zu ermessen, welche Unmasse von wirklicher Kunstübung im Volke diese Musik mit sich brachte. Ganz unbegrenzt waren dann die Kreise der Empfänger. Die Kirchen waren voller Musik. Aber auch das ganze öffentliche und private Leben. Und konnte es eine volkstümlichere Kunst geben als diese, die von diesem Volke sich selbst aus bitterster Not-

Digitized by Google

wendigkeit des Herzens heraus geschaffen worden war? Gewiß, wenn der allgemeine Besitz von Kunst künstlerische Kultur bedeutet, so besaß das deutsche Volk bereits um 1700 und von da ab in steigendem Maße bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts eine musikalische Kultur, lange bevor man an eine literarische Kultur überhaupt nur zu denken wagte. Und zwar eine urdeutsche Kultur nach Inhalt und Form.

IX.

Diese Entwicklung hat aber noch eine ganz bedeutende Steigerung erfahren: die Steigerung zum künstlerischen Kulturbewußtsein, das noch etwas anderes ist als der bloße Besitz von Kunst, nämlich: daß man mit vollem Bewußtsein die Kunst zur Lebensgestaltung, zur Lebensbereicherung und -verschönerung benutzt, daß man aus dieser Kunst die Fähigkeit gewinnt, schön zu leben.

Damit die Musik aus einer Herzensangelegenheit der Einsamen, aus der Religion der Gesamtheit und der Unterhaltung einer bescheidenen Weltlichkeit so zur bewußten Schönheitskultur werden konnte, mußte ein Wechsel des Schauplatzes vor sich gehen. Aus Nord- und Mitteldeutschland schob sich der Schwerpunkt des musikalischen Lebens nach Wien. Alles, was man seither an Wien als geistiger oder künstlerischer Lebensstätte mag getadelt haben, war wenigstens auf einige Jahrzehnte vom höchsten Vorteil für die Entwicklung der musikalischen Kultur. Der es grimmig zuerst als ein „Kapua der Geister" schalt — fünfzig Jahre später, als Mozart gejubelt hatte, „Wien sei der beste Ort für Leute von seinem Metier", war ein Dichter (Grillparzer). Für die Musik ist es zweifellos von größtem Vorteil gewesen, daß die Geister hier in Wien nicht geneigt waren, an jenen heftigen Gärungen des „Sturmes und Dranges", an jener leidenschaftlichen Kritik aller Zustände, jeder sich darbietenden Frage teilzunehmen, aus denen in West- und Norddeutschland sich die neue deutsche Literatur entwickelte. Man begnügte sich in Wien damit, die Ergebnisse dieser Kämpfe zu übernehmen. Aber nur auf diese Weise ist es möglich geworden, daß in einem Menschen sich das leichte, genußfröhliche Rokoko mit der tiefen Empfindungsseligkeit der Wertherperiode so widerspruchslos zur Einheit verband, wie wir es bei Mozart als Einzigartigkeit deutschen Lebens bewundern.

Auch die Wiener Sentimentalität war für eine gesunde Entwicklung der Musik von höchstem Werte. Wenn wir sehen, wie selbst ein Goethe die Periode der Sentimentalität hat durchmachen müssen, so sollten wir begreifen, daß diese nötig war, um die Sprödigkeit und Dürre, die sich seit anderthalb Jahrhunderten auf das deutsche Gemüt gehäuft hatte, zu erweichen, zu schmelzen. Gewiß hat dieses Heilmittel vielfach wieder eine Krankheit hervorgerufen; aber Wien besaß im Gegensatz zum ernsten Norden, in dem man sich ganz der Tränenseligkeit überließ, von vornherein Gegenmittel der Lustigkeit. Diese Lustigkeit ist eine Frucht jener Eigenschaft, durch die Wien von dauerndem Segen für die deutsche Kultur sein kann: der frohen, schönen Sinnlichkeit.

„Die starke Geistigkeit der deutschen Natur, das Nach-innen-gekehrt-sein des deutschen Lebens haben die mangelnde Ausbeutung der Sinne und damit eine Abschwächung derselben zur Folge. So kommt es, daß die deutsche Kunstauffassung

Digitized by Google

gegenüber dem Empfinden für die Schönheit der Form in bedauerlichem Maße versagt, und noch verhängnisvoller ist die Rückwirkung dieser Einstellung auf das Leben, für dessen schöne Gestaltung durch die Kunst wir zu wenig Fähigkeit beweisen. Niemals soll es uns beikommen, zu bedauern, daß die Kunst dem Deutschen in so hohem Maße Herzenssache ist, daß sie vor allem einen Wert seines Innendaseins, seines seelischen und geistigen Lebens bedeutet. Aber ebensowenig dürfen wir verkennen, daß darin eine Einseitigkeit liegt, die uns um die köstlichste Erdenfrucht der Kunst betrügt. Erst diese schöne Lebensgestaltung bringt die höchste Harmonie unseres Daseins, und wir haben ja das Glück, auf einen Goethe verweisen zu können und damit den Beweis zu erbringen, daß deutschem Wesen die Vereinigung, der höchste Ausgleich und damit doch gleichzeitig auch die höchste Steigerung dieser Befruchtung des seelisch-geistigen und des sinnlichen Lebens durch die Kunst möglich ist. Nun ist Wien die günstigste Stätte für die Entwicklung einer mehr sinnlichen Auffassung der Kunst, die wir in Deutschland haben. Gerade die Sentimentalität bewirkt es dann, daß diese Sinnlichkeit einen deutschen Charakter bewahrt und darum deutschem Wesen nicht so gefährlich werden kann, wie Italien, wohin die Sehnsucht nach dieser Freudigkeit der Sinne führt, so vielen geworden ist.

Die Schönheit der Natur Wiens hat dazu ebenso beigetragen wie die Rassenmischung seiner Bewohnerschaft. Gerade für die Musik mußte diese Blutmischung in der Bevölkerung besonders segensreich werden. Es ist nicht zu verkennen, daß in unserer deutschen Musik der Rhythmus nicht jene Urlebenskraft darstellt, die er ist. Jedenfalls hat das harmonische Empfinden das rein rhythmische Gefühl stark zurückgedrängt. Hier wirkt für Wien zweifellos das slawische und ungarische Element außerordentlich belebend. Nicht umsonst haben die Volksweisen dieser Völker vor allem durch ihre Rhythmen auf unsere großen Musiker so stark gewirkt. Und es ist kein Zufall, daß die Entwicklung des deutschen Tanzes, in dem sich doch die höchste Rhythmik der körperlichen Lebensbetätigung offenbart, in Wien vor sich gegangen ist. Von Italien aber kam jenes starke Empfinden für die Schönheit der Linienführung, was sich in der Musik als Melodie im volkstümlichen Sinne des Wortes offenbart. So waren hier tatsächlich alle starken Lebenselemente der Musik zwanglos vereinigt und offenbarten sich in ihren natürlichen Lebensformen, so daß der geniale Künstler gewissermaßen an den Quellen dieses Lebens zu schöpfen vermochte und in sich den harmonischen Ausgleich vollziehen konnte zwischen den bei allen anderen Völkern sich fast nur in ihrer Einzelkraft darbietenden Wirkungen der Musik." (Storck, Mozart, S. 314.)

X.

Von der Schönheit der Musikkultur, die unter diesen Umständen erblühte, macht man sich gewöhnlich keine vollkommene Vorstellung. Wir sehen mit stolzer Bewunderung als Gegenstück zum literarischen Musenorte an der Ilm in Wien schier gleichzeitig die größten Genien unserer Musik wirken: Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert. Aber wir vergessen zu leicht, daß der Musenort an der Ilm wie ein einsames Hochland in früher ungeahnte Höhen hinaufragte, während

Digitized by Google

rund herum ein zumeist recht wenig erfreuliches Tiefland lag, daß das Musikleben in Wien sich dagegen darstellt als ein langsam ansteigender, ungeheurer Berg, der von seinem Fuß an bis zum Gipfel dicht bevölkert und als wunderbares Frucht- und Gartenland angebaut ist. Wenn man die Werke unserer Klassiker ansieht, erhält man bereits eine Vorstellung davon, denn hier steht neben den gewaltigen Schöpfungen eine durch ihre Mannigfaltigkeit geradezu berauschende Fülle von größeren und kleineren Kunstformen für alle Gelegenheiten des Lebens. Diese Musik erwuchs eben aus musikdurchtränktem Leben. Diese Musik entsprach dem Verlangen des Volkes, das diese Musik liebte. So haben wir eine Masse von Werken für alle nur denkbaren Instrumente als Solistenliteratur, also wo jedes dieser Instrumente von Einzelnen zur persönlichen musikalischen Erbauung geübt wurde. Danach haben wir alle denkbaren Formen der Kammermusik, in denen sich die Musik als jene wunderbarste Förderin einer idealen Geselligkeit darbot. Und daraus erwächst in immer größeren Formen die Musik der Öffentlichkeit: in Serenaden aller Art, Gassen-, Garten- und Harmoniemusiken bis hinauf zu den größten Formen der Sinfonie, wie auf der andern Seite aus Singspiel, Operette die schönsten Formen der komischen Oper und des ernsten Musikdramas erwachsen.

Das ganze Volk hat an dieser Musik teil. Hof und Adel voran. Nie sonst ist der deutsche Adel so kunstfördernd gewesen wie in dieser Zeit. Aber wenn man dann sieht, wie sich Bürgerfamilien bei den Komponisten Serenaden, Nachtmusiken, kleine Kammermusiken usw. bestellen, so muß man doch an jene herrliche Bürgerzeit des 15. und 16. Jahrhunderts zurückdenken, wo es jeder deutschen Familie, die es irgendwie ermöglichen konnte, Stolz war, für öffentliche Plätze oder Kirchen irgendein Kunstwerk zu stiften. Überall lebte Musik. Die Schlösser hatten ihre Orchester, die Bürgerhäuser ihre Kammermusik, schier jeder spielte irgendein Instrument, das ihm persönlich zum Genusse diente, durch das er jederzeit in der Vereinigung mit den Nachbarn die Möglichkeit besaß zu musikalischem Zusammenspiel. Auf den Gassen, auf den Plätzen wurde musiziert, die Kirchen hielten mit Stolz darauf, in der Entfaltung musikalischer Mittel nicht zurückzustehen; die deutsche Sangeskunst für Lied und Oper blühte.

Das war wirkliche musikalische Kultur. Und so finden wir es auch ganz selbstverständlich, daß jetzt der höchste körperliche Ausdruck sinnlicher Schönheitsfreudigkeit, der Tanz, seine vollkommene musikalische Ausgestaltung erfährt. Niemals sonst hat das deutsche Volk in diesem Maße Kunst als Lebenskraft besessen, wie in dieser Zeit durch die Musik. Ja man kann wohl sagen, daß sich zu dieser künstlerischen Volkskultur gleichwertige Seitenstücke nur im Griechentum und in der italienischen Hochrenaissance finden.

XI.

Das war natürlich nur möglich geworden, weil das deutsche Volk so musikalisch ist. Gerade für seine Gemütsanlage, für den Hang zur Versenkung in sich selbst, für die ganze seelische Richtung des deutschen Wesens erweist sich die Musik in der Form, wie sie von dem Deutschen ausgebildet worden ist, als bestes künst-

Digitized by Google

lerisches Ausdrucksmittel. So werden wir denn auch vor allem an die Musik denken, wenn wir dem deutschen Volke wieder eine künstlerische Kultur schaffen wollen. Jawohl, wieder schaffen. Denn diese musikalische Volkskultur ist uns verloren gegangen.

Man mag heute von einer musikalischen Überkultur sprechen können im Hinblick einerseits auf die Massenhaftigkeit des öffentlichen Konzertlebens in großen Städten; andererseits auf die krankhafte Hingabe an musikalische Nervenschwelgerei, die wir vielfach beobachten können. Man muß von musikalischer Afterkultur sprechen, wenn man an die Klavierseuche denkt. Aber musikalische Kultur haben wir nicht mehr. Ein elender, dabei anmaßender Dilettantismus macht sich überall breit, der nichts von wahrem Liebhabertum an sich hat, sondern Stümperei in jeder Hinsicht bedeutet. So viel Musik gemacht wird, so einförmig ist dieses Musiktreiben. Kaum ist es mehr möglich, außerhalb der Fachkreise Kammermusik zusammenzubringen, geschweige denn ein auch nur bescheidenes Orchesterspiel.

Am entsetzlichsten aber steht es auf dem flachen Land, das von Musik geradezu entblößt ist. Die breite Masse des Volkes besitzt nur noch ganz kümmerliche Reste an wertvoller Musik: Volkslied und Kirchenlied, die beide in der heutigen Form nicht mehr recht lebensfähig sind.

Doch diese Verarmung wird ja nirgendwo bestritten. Die Frage, wie es zu ihr kommen konnte in einer Zeit, die doch ein stetes Ansteigen der äußeren Lebensbedingungen, der national-politischen Machtstellung und doch auch der Volksbildung sah, kann in diesem Zusammenhange nicht beantwortet werden, sie würde viel zu weit führen. Der schwerste Feind war der Geist des Materialismus: eine nüchterne Lebensbetrachtung, infolge derer Staat, Kirche und Schule nicht nur ihre Pflichten gegenüber der musikalischen Kunst nicht mehr getan, sondern dieser Musikkultur vielfach entgegengearbeitet haben. Aber die entscheidende Ursache liegt doch in der Entwicklung der Musik selber. Und da diese Entwicklung eine Notwendigkeit war, müssen wir auch ihre Folgen tragen. Eine Notwendigkeit, denn sie hängt aufs innigste zusammen mit den größten Offenbarungen, die uns in der Musik geworden sind.

Man muß sich immer wieder gegenwärtig halten, daß Besitz an Kunstwerken und künstlerische Kultur nicht dasselbe sind. Und dann noch eins. Eine allgemeine künstlerische Kultur entwickelt sich vor allem an der Form. Das braucht natürlich nicht zum Bewußtsein zu kommen, aber tatsächlich bedingen sich Stil und allgemeine künstlerische Empfänglichkeit gegenseitig. Es entwickelt sich nur Stil, wenn die Gesamtheit ein Verhältnis zu der betreffenden Form gewinnt, und umgekehrt vermag diese Gesamtheit als solche nur jenen Werken gegenüber Kunstempfinden zu bekommen, die durch Gehalt und Formgebung etwas in dieser Gesamtheit Vorhandenes künstlerisch gestalten. Darum ist alle Volkskunst auf allen Gebieten in so hohem Maße stilisiert. So gibt es z. B. auch auf dem Gebiete der Literatur nichts, was bis in die Sprache hinein so voller stilistischer Wendungen ist, wie gerade die Volkspoesie. Aber man braucht auch nur an die Musik der Volkslieder und Volkstänze, an die Ornamentik der Bauernkunst, überhaupt an die Kunst

Digitized by Google

der Naturvölker zu erinnern, um dafür den Beweis zu haben. Daraus ergibt sich nun, daß künstlerische Volkskultur um so schwerer entsteht, je persönlicher die Kunst wird.

Die Musik hat durch die Unbestimmtheit ihres Stoffes, durch die etwas Allgemeines in den Inhalt kommt, ein starkes Hilfsmittel für die Allgemeinverständlichkeit. Die Faßlichkeit musikalischer Formen begünstigt noch diese Stellung. Es ist für die große musikalische Entwicklung das wunderbarste Verdienst Beethovens, daß er die Musik instand gesetzt hat, in Tönen zu dichten, ein ganz Persönliches durch diese Musik mitzuteilen. Aber es ist ebenso unverkennbar, daß diese Art von Musik nur sehr langsam und sehr schwer volkstümlich werden kann. Wenn Beethoven selber zweifellos in steigendem Maße volkstümlich geworden ist, so hat das seinen Grund darin, daß der Ur-Inhalt fast der gesamten Beethovenschen Musik aus jener titanischen Einstellung zur Welt hervorgeht, und voll jenes faustischen Strebens des sich Hindurchringens durch Nacht zum Licht ist, die auch die stärksten Kräfte der modernen Weltanschauung bilden. Seit Beethoven ist die Musik fast ganz Persönlichkeitsmusik gewesen, und wo sie das nicht war, war sie meist künstlerisch wertlos. Diese Persönlichkeitskunst verlangte persönliche Formen, was sich zumeist im Zerbrechen der vorhandenen Kunstformen äußerte. Es waren danach mehr die Schwächen, die in überkommenen Formen arbeiteten. Oder sie vergewaltigten diese Formen so, daß sie die Allgemeingültigkeit verloren und einen ganz persönlichen Inhalt decken mußten. Man denke an Chopin, dem sogar die Form des Tanzes sich in dieser Art beugen mußte.

Die übrige Entwicklung trug dazu bei, daß vor allen Dingen in der Größe der Form und der Massigkeit der aufgewendeten Kunstmittel das Wesentliche erblickt wurde. Kleine Formen, technisch leichte Musik, wurden in steigendem Maße vernachlässigt. Da trotzdem eine große Nachfrage nach solcher Musik ist, verfielen diese für die künstlerische Volkskultur wichtigsten Gebiete den Handwerkern und gewöhnlichen Spekulanten. So ist jene Musik, die für den Allgemeinbesitz des Volkes in Betracht kommt, nicht nur infolge der äußeren Wirkungen stets vermindert worden, sondern sie ist auch immer schlechter, wertloser geworden, so daß heute das, was an Musik zur Massenverbreitung im Volke gelangt, durchweg kulturschädigend ist.

Eine Entwicklung, die uns auf der einen Seite Beethoven, auf der anderen das riesige Kunstwerk Richard Wagners gebracht hat, und gleichzeitig in Richard Wagner doch die volle Erkenntnis und das erfolgreiche Streben, hier ein ideales Kunstwerk höchster musikalischer Volkskultur zu schaffen, zu dem unser Volk doch einmal hinaufwachsen kann, — ich sage, eine solche Entwicklung zu schelten, wäre lächerlich. Aber Blindheit ist es, die Schäden zu verkennen, die unter den einmal vorhandenen Umständen diese Entwicklung nach sich gezogen hat. Und Trägheit einerseits wäre es, andererseits Verkennung der Weiterentwicklung, wollten wir diese Schäden als unabänderlich hinnehmen. Immer weiteren Kreisen wird es offenbar, daß unsere heutige Musik eine Versteigenheit bedeutet, daß unsere musikalische Produktion, mag sie äußerlich auch noch so glänzend sein, in Wirklichkeit unfruchtbar geworden ist. Und zwar hauptsächlich infolge der natürlichen Unzu-

Digitized by Google

länglichkeit der meisten Produzierenden für die gewählten großen Formen, woraus ein einseitiges Übergewicht der Technik folgte.

Im übrigen ist es naturgemäß, daß auch das Kunstverlangen wieder andere Richtung annimmt. Nach Jahrzehnten schwerster Formvernachlässigung erwacht heute wieder ein Verlangen und damit auch das Verständnis für die feststehende musikalische Form. Die wachsende Verbreitung der Musik eines Johannes Brahms ist hier im Hochlande der Kunst ein Zeichen; daneben äußert sich überall das Verlangen nach intimeren Reizen kleinerer Formen. Man greift zurück auf die Musik jener Zeit, die diese formale musikalische Volkskultur besessen hat: alte Kammermusik, alte Lieder. Noch wirkt das mehr als historische Liebhaberei und leicht ins Artistentum verfallende Spielerei. Den Lebenden kann nur aus dem heutigen Leben entwickelte Kunst helfen. Aber diese Kunst werden wir sicher erhalten.

Allgemein ist auch die Erkenntnis dafür geworden, wie verhängnisvoll es war, daß wir das Volk der Kunst entfremden ließen, und nun sind überall die Bestrebungen vorhanden, K u n s t i n s Volk zu bringen. Diese Bestrebungen sind löblich; aber ich wage von ihnen nicht viel zu erhoffen, solange man nur Kunst i n s Volk bringt, statt sie a u s diesem Volke heraus zu entwickeln. Nirgendwo ist das leichter als bei der Musik. Die Anlagen sind da, sie bedürfen nur der Pflege. Die Schule, die Gemeinde, die Kirche haben hier eine herrliche Aufgabe zu erfüllen. In langsamer, stetiger Arbeit wird es gelingen, unserem Volke erneut wirkliche musikalische Kultur zu bringen.

Selbstanzeige

M o z a r t. Sein Leben und Schaffen von K a r l S t o r c k. Mit Bildnis und Handschriftproben. *M* 6.50, in Leinen *M* 7.50, Halbfranz *M* 8.50. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Ich zeige hier mein Mozartbuch an, weil ich der Überzeugung bin, daß es jedem Musikfreund eine Weihnachtsfreude sein kann. Es bedarf keiner fachmännischen Vorkenntnisse für das Verständnis des Buches. Denn wenn Musik ein a l l g e m e i n e r Kulturfaktor ist, so muß auch Wesen und Schaffen eines Musikers für diese Allgemeinheit dargestellt werden können. Die menschliche und künstlerische Erscheinung Mozarts ist etwas wunderbar Schönes, ein geradezu Beglückendes. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, etwas von dieser Schönheit und Güte Mozarts in mein Buch über ihn einzufangen, so daß es nun auch auf den Leser ausstrahlen mag.

Digitized by Google

Monarchendämmerung?

Im Verlage von Marquardt & Ko., Berlin, hat Eduard Goldbeck „Briefe an den Deutschen Kronprinzen“ erscheinen lassen. Ein paar Seiten daraus seien an dieser Stelle wiedergegeben — nicht weil die Anschauungen des Verfassers über den monarchischen Gedanken sich mit denen des „Türmers“ decken, sondern weil sie ein außerordentlich scharfes Licht auf gewisse Stimmungen und Strömungen werfen, die man in unseren Tagen wahrlich nicht mehr als quantité négligeable übersehen darf.

* * *

„. . . Der monarchische Gedanke verkörpert sich in zwiefacher Gestalt. Die eine ist die, welche man im vormärzlichen Stil das Königtum von Gottes Gnaden nennt: der Träger der Krone steht zum Herrn der Heerscharen in einem Geheimratsverhältnis. Der Vergleich, der von dem Epigrammatiker im Sachsenwalde stammt und von ihm allerdings nur im Hinblick auf eine bestimmte Persönlichkeit geprägt wurde, ist deshalb besonders treffend, weil der Geheimrat bekanntlich alles besser weiß als sein hoher Chef. Dem Streben, den Herrscher und sein Geschlecht als eine Emanation der Gottheit erscheinen zu lassen, begegnen wir in den naiven wie in den raffinierten Kulturen. Der ‚Sohn der Sonne‘ wird zum ‚roi soleil‘. Heute findet die Fiktion des Gottesgnadentums ihr politisches Korrelat in der Phrase von dem starken Königtum, die Bismarcks Wille zur Macht erfand, und in der das patriarchalisch-despotische Wort des allerchristlichsten Königs ‚Der Staat bin ich‘ noch in schwachem Echo nachhallt. Ein starkes Königtum — das bedeutet in der Zeit der schwachen Parlamente, daß die Willkür eines einzelnen über das Geschick von Millionen entscheidet. Es mag ein Kretin auf dem Thron sitzen, ein Wahnsinniger, oder, was fast ebenso schlimm ist, ein ‚genialer‘ Herrscher: er befiehlt und die Schule ist dem Klerus überliefert, die Freiheit des Wortes ist vernichtet, das Interesse der Gesamtheit der Kamarilla geopfert. Millionen leiden ohnmächtig, eine Clique von Vampyren saugt am Mark des Volkes. Die Fülle der Einzelerscheinungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens verwirrt selbst den ‚Adlerblick‘, mit welchem die Monarchen begabt sind. Die gordischen Knoten, welche die moderne Entwicklung zusammenballt, lassen die Lösung des Schwertstreiches nicht zu. Die Reflexion lähmt den Willen, und so würde, wenn die leidige politische Indifferenz der Nationen eine solche Rückbildung gestatten sollte, ein starkes Königtum schwacher Könige entstehen. Chilperich, von einer kleinen, aber mächtigen Partei ‚auf den Glanz hergerichtet‘! Dieser Monstrosität ziehe ich jedes Parlament vor, nicht im Sinne der aristotelischen Apologie der Masse, aber weil hier Spiel und Widerspiel, Kraft und Gegenkraft, Impuls und Hemmung aufeinander wirken. Typen wie Leopold Wölfling und Luise von Sachsen, die den Satz ‚Tu, felix Austria, nube!‘ so eigenartig illustrieren, erweisen vielleicht der Menschheit einen Dienst. Gewiß, die Macht der Monarchie ist auch heute noch eine ungeheure. Trotzdem aber wissen die meisten Träger des monarchischen Gedankens, daß sie eine

Digitized by Google

Leiche mit sich herumschleppen. ‚Jam faetet', sagte Lamennais von der Monarchie. Historische Verwesungsprozesse vollziehen sich langsam, aber weil der Kurzsichtige die Bewegung des Zeigers nicht erkennen kann, deshalb steht die Zeitenuhr nicht still. Die Umbildung der Monarchie wird und muß vor sich gehen. Der Monarch — schon das der griechisch-asiatischen Welt entstammende Wort ist ein Anachronismus — wird und muß zum Repräsentanten der Nation werden, der, wenn seine Persönlichkeit es rechtfertigt, auch ihr Vertrauensmann sein kann. Eine Monarchie, in welcher der König Prokurist der Nation ist, eine Monarchie, in welcher die angestammte Dynastie aus Zweckmäßigkeitsgründen an der Spitze des Staates verbleibt, läßt sich als eine Übergangsform rechtfertigen. Das Gottesgnadentum ist nur noch eine historische Kuriosität. Der monarchische Gedanke verkümmert in sich selbst, die Fürsten glauben nicht mehr an ihre Mission, sie sind unter dem Purpur Renegaten wider Willen, der Koloß steht auf tönernen Füßen. Lange genug haben wir uns mit dem Phantom der germanischen Gefolgschaftstreue narren lassen; vornehmer und einzig eines Mannes würdig ist es, einer Idee treu zu bleiben. Die Monarchie hemmt die innere Befreiung der Nationen: solange es Throne gibt, wird es den Kotau geben. Fast aber scheint es, als nahe die Evolutionsphase der monarchischen Selbstvernichtung. Les dieux s'en vont: auch diese Olympier gehen dahin ...

Ich huldige natürlich nicht der Ansicht Grégoires, der einmal schrieb: ‚Les rois sont dans l'ordre moral, ce que les monstres sont dans l'ordre physique. Les cours sont l'atelier des crimes, le foyer de la corruption et la tanière des tyrans. L'histoire des rois, c'est le martyrologe des nations.' Wir Erben des neunzehnten Jahrhunderts sind viel zu sehr von historischem Empfinden durchtränkt, als daß wir in solche Deklamationen noch einstimmen könnten. Alles, was ist, war einmal vernünftig; so auch die Monarchie; und die Frage ist nur, ob nicht vielleicht auch hier im Wandel der Zeiten Vernunft Unsinn, Wohltat Plage geworden sei. Freilich: schon in einer solchen Frage wird die royalistische Ethik ein Verbrechen erblicken; doch ich wüßte nicht, weshalb die Institution der Monarchie von dem allgültigen Gesetz des Werdens und Welkens ausgenommen sein sollte. Eine solche Ausnahme ist nur Gott (es bleibt dem Leser überlassen, dem hehren, aber vieldeutigen Namen die volle Kraft seines warmen Gefühls zu verleihen), und ein Royalismus, der in der Monarchie ein Absolutes erblickt, ist fast eine Blasphemie.

Daß das monarchische Gefühl einmal nützlich, die Monarchie einmal eine Notwendigkeit gewesen ist, wird niemand leugnen. Häuptlinge, Patriarchen, Medizinmänner faßten die Auseinanderstrebenden zu gemeinsamem Handeln zusammen, und es entstand eine Organisation, die den Keim der Kultur in sich trug. Und wie das von den Anfängen geschichtlicher Entwicklung gilt, so läßt sich die Notwendigkeit der Monarchie aus dem Blick auf die Kämpfe erkennen, in denen das Königtum die eigennützigen Stände, den gewalttätigen Adel in den Dienst der Allgemeinheit zwang. Wir wissen, unter welchen Umständen die Monarchie sich segensreich erwies: in primitiven Zeiten als der eiserne Ring, der die zentrifugalen Einzelegoismen zusammenschmiedete, und in differenzierteren Zeiten als eine heilsam nivellierende Kraft, die den Übermut einzelner Stände unter ein wohltätiges Joch beugte.

Das monarchische Gefühl läßt sich also auch rationalistisch sehr wohl rechtfertigen, wenn wir in die Vergangenheit blicken. Doch heutzutage fordern die blutechten Königischen ja mehr von uns. Ginge es nach ihnen, so müßten wir uns zu dem Glauben bekennen, daß die Berührung der königlichen Hand die hartnäckigste Grippe heile, müßten gleich den Fidschi-Insulanern nach der Ehre geizen, in den Palast des Herrschers eingemauert zu werden, müßten uns, gleich dem mythischen Kosaken Peters I. von Rußland, auf den Wink des Herrschers vom höchsten Turm herabstürzen, um die Bedingungslosigkeit unserer Loyalität zu erweisen. Doch auch die Kritik ist allmählich eine Großmacht geworden. Sie lockert den feierlichen Faltenwurf im Gewande der Majestät, bohrt den scharf geschliffenen Dolch durch die dichtesten Maschen des Ketten-

Digitized by Google

panzers, kratzt an dem marmornen Sockel, auf dem des Enkels Pietät das Standbild des großen Vorfahren errichtet hat, und unterwühlt die granitenen Fundamente der bestehenden Ordnung. Wohl gibt es auch kritische Köpfe, die dem Monarchen Weihrauch spenden. Monarchische Gesinnung ist bisweilen nur die Folge eines weltverachtenden Pessimismus. Schopenhauer setzte bekanntlich in seinem Testament als Universalerben den Fonds ein, der zur Unterstützung der 1848 im Kampf gegen die Rebellen invalid gewordenen Soldaten und der Hinterbliebenen gefallener Kämpfer geschaffen worden war. Nach Schopenhauer ist der König die nützlichste Person im Staat, und seine Verdienste können durch keine noch so hohe Zivilliste vergütet werden. Aber diese scheinbar so schmeichelhafte Einschätzung war im Grunde von einem Crimen laesae majestatis nicht weit entfernt. Schopenhauer wollte Ruhe haben, ungestört grübeln können, und dafür sollte der König sorgen.

Auch unter unseren so völlig unphilosophischen Junkern gibt es kritische Köpfe, die jeden Augenblick zur Fronde bereit sind. Sie wahren sich unter vier Augen das Recht, einem unbequemen Souverän gegenüber ihren Monarchismus zu revidieren; das Volk aber soll gehorchen. Sie verlangen einen Schattenkönig, einen Gefangenen ihrer Kaste, dem sie mit Augurenzwinkern huldigen. Der Herrscher ist ihnen der Büttel, der die Massen zu Paaren treiben soll; dem Bourgeois in Björnsons ‚König' ist er der ‚Schlüssel zu seinem Tresor'. Kurz, wir erblicken überall ein Absterben des monarchischen Gefühles; und in einem Lande, in dem Millionen sich zum sozialdemokratischen Dogma bekennen, kann die Frage wohl aufgeworfen werden, ob heute ein Präsident oder ein Landesvater (Fontane übersetzte das Wort mit Oberhauer) an der Spitze eines modernen Großstaates stehen soll.

Daß die Monarchie die gottgewollte Ordnung sei, diesen Gedanken können wir wohl als endgültig erledigt in die Sermone unserer Hofprediger verweisen. Selbst der eifrigste Katholik kann ihn nicht mehr als bindend anerkennen, seit die Kirche mit der Republik ihren Frieden gemacht und die Bedeutung der demokratischen Bewegung durch den milden Mund Leos des Dreizehnten sogar rühmend anerkannt hat. Freilich ist diese Bewegung, der der Papst eine gewisse Verwandtschaft mit dem Ideengehalt der christlichen Religion zusprach, in Deutschland längst erstarrt, und nur die von der Kirche perhorreszierte sozialdemokratische Partei kann noch von organischem Wachstum sprechen. Pius der Donnerer ist allerdings mit der Republik zerfallen, aber nicht etwa, weil er die republikanische Staatsform mißbilligte. Die Kirche bequemt sich vielmehr ratione temporum habita dem Wandel der Staatsform an. Der Protestantismus hat zwar den Absolutismus außerordentlich gestärkt, aber niemand wird behaupten wollen, daß der Protestant als solcher auf die monarchische Staatsform oder gar auf die starke Monarchie eingeschworen sei, und für die modernen Heiden, denen das Wort Gott nur ein Hilfsausdruck ist, kommt diese Erwägung überhaupt nicht in Betracht.

An der Spitze der französischen Republik steht heute ein Mann, dessen Vater ein Subalternbeamter, dessen Großvater ein Hufschmied war. Der Präsident hat also den struggle for life kennen gelernt, wenn auch seine Gascognerlaune ihm den Lebensweg erleichtert haben mag. Menschenkenntnis erwirbt niemand, der nie fremder Hilfe bedurft hat, und ein König schreitet vom ersten Tage an durch ein Märchenreich, das ihm jeden Wunsch gewährt. Er wird je nach seiner Veranlagung zum Düpierten oder zum Menschenverächter werden; unendlich schwer ist es für ihn, aus dem Phrasenschwall, aus der Zeremonienhülle den Kern herauszuschälen. Das Leben des arbeitenden Volkes kann er nur verstandesmäßig begreifen; die Bedürfnisse der Millionen, die in den fernen Niederungen des Daseins wimmeln, kann er nicht nachempfinden. Heute aber, in einer Zeit, in der die Massen erwacht sind und ihr Recht fordern, ist das Verständnis für jede ihrer Lebensregungen wohl die wichtigste Eigenschaft des Staatsoberhauptes. . . ."

Was sagt nun aber der Republikaner Anatole France (im „März") über die Republik Frankreich?

Digitized by Google

„Frankreich ist keine Republik, es ist ein Finanzstaat. Unser Land regieren weder der Präsident noch die Minister und die Kammern; unser Land regieren die Kreditinstitute; alles geschieht durch sie und für sie. Sie sind unsere Gebieter und die Lenker unserer auswärtigen Politik. Sie machen die öffentliche Meinung, die Presse gehört ihnen."

Darf man sich da noch wundern?

Eine Diaspora-Anstalt in Preußisch-Schlesien verschickt an ihre Gönner ihren Jahresbericht. Des Heimganges zweier Mitglieder des Königshauses wird gedacht:

„Wir, die wir des Vorzugs gewürdigt wurden, hier in der nächsten Nähe Höchstihrer Residenzen, Camenz im preußischen und Weißwasser im österreichischen Schlesien, zu arbeiten, und den Glanz Höchstihrer edlen Charaktereigenschaften zu schauen und die Wärme Höchstihrer Glaubens- und Liebesarbeit unmittelbar zu empfinden, werden nun des Verlustes desto mehr inne. War es uns doch als eine besonders getrost machende Fügung unseres Heilandes erschienen, als unsere erste untertänigste Bitte an diese hochgestellten Wohltäter um Höchstihre Mithilfe bei der Wiederaufrichtung dieses altehrwürdigen Herdes evangelischen Bekenntnisses sofort eingnädiges Echo aus Höchstihren großmütigen Herzen erhielt, welches die Gründung unserer Anstalt in Aussicht stellte und tatsächlich herbeiführte. Und war es doch ein immer aufs neue dankbar empfundenes Zeichen des gemeinsamen Bekenntnisses zu unserem Haupte Jesus Christus, daß Höchstihre Beiträge für dieses Stift all die Zeit über bis zu Höchstihrem Heimgange kein Jahr ausgeblieben sind. Groß war die Zahl der Einzelfälle, in denen wir persönlich Zeugen sein durften von Höchstihrem brennenden Eifer, auch mit Höchstpersönlichen Opfern durch eindrucksvolles Vorbild im Dienste des Herrn der kleinen verschüchterten Gemeinde Trost und Mut zuzusprechen. Wie hat doch durch die allseitige Förderung, welche diese hohen Beter und Bekenner der Ausgestaltung der Feier unseres 350jährigen Kirchenjubiläums (1890) angedeihen ließen, dieses seltene Fest den der Vergangenheit dieser alten und einst als Zufluchts- und Sammelstelle für vertriebene Glaubensgenossen während des Dreißigjährigen Krieges, welche vielfach auch ihre letzte Ruhestätte auf einem hier besonders für sie angelegten ‚Exulanten-Kirchhof' fanden, berühmten Gemeinde entsprechenden Jubelschein erhöht bekommen. Wie hat die so fleißige, regelmäßige Teilnahme J. K. H. der Frau Herzogin Wilhelm mit Höchstihrem Durchlauchtigsten Hause an den Gottesdiensten in unserer schönen alten Kirche — für einzelne Gemeindeglieder allerdings ein Stachel zum Löcken — das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Glaubensgenossen und den Mut zum Zusammenhalten der kleinen Schar belebt. Hat Höchstdieselbe doch sogar bei der Kirchenvisitation im Jahre 1885 bei der Prüfung der Konfirmierten durch den Herrn Superintendenten Suin de Boutemard Höchstihre Prinzessin-Tochter, J. H. die Herzogin Charlotte zu Mecklenburg-Schwerin, veranlaßt, mit unter die Prüflinge an den Altar zu treten und von Höchstihrem Glauben Zeugnis abzulegen. Und nachdem J. K. H. die Frau Herzogin Wilhelm, einer Anregung Sr. K. H. des Prinzen Albrecht entsprechend, die Bitte um Übernahme des Protektorats über unser Mariannenstift zu gewähren geruht, hat Höchstdieselbe während der Dauer des ersteren allen Erlebnissen des Stifts und seiner Insassen, groß und klein, und allen Arbeiten derselben das unmittelbarste Interesse entgegengebracht. Gar häufig hat Höchstdieselbe unser Mariannenstift besucht. An besonderen Festtagen hat Höchstdieselbe für die Kleinkinderschule, für welche Höchstihr huldreiches Herz besonders warm schlug, die Festtafel decken lassen und sogar mit Höchsteigener Hand den Unbeholfenen, wie eine Mutter ihren Kindern, die Speisen zum Munde

Digitized by Google

geführt. Und nicht allein, daß diese Hohe (Nur „hohe“? Das geht nicht! D. T.) Wohltäterin für unsere Anstalt die beiden Stiftungen des Herzogin-Wilhelm-Legats und des Henry-Freibetts begründete, war Höchstdieselbe bemüht, auch andere zur Unterstützung unserer Anstalt zu gewinnen, und erweckte auch bei J. J. M. M. dem Kaiser und der Kaiserin Allergnädigste Teilnahme, welche sich in dem Anfang des Kaiser-Wilhelm-Freibetts und in einem Gewinn für eine von J. K. H. der Frau Herzogin Wilhelm veranstaltete Lotterie kundgab, welch letztere die Bestimmung hatte, durch ihren Erlös den Ankauf eines Grundstücks für einen Betsaal und einige Krankenstuben zu ermöglichen, und somit auch für die Zukunft des Mariannenstifts und des Gemeindelebens zu wirken. Gar manche Höchstihrer Briefe geben Zeugnis davon, daß Höchstihre persönliche Wohltätigkeit nicht mit der äußerlich bemerkbaren Darreichung der Gaben endete, sondern daß die Arbeiten mit unserer Anstalt einen Teil des Inhalts Höchstihrer Gebete in der Stille ausmachten.

Das äußere Zeichen unserer Dankbarkeit für alles, was die Hohen entschlafenen Wohltäter für unsere Arbeit zum Wohle der Glaubensgenossen bedeuteten, konnten nur schlichte Kränze sein. Aber wir begleiteten diese mit dem innigen Gebet: der Herr, der Höchstdieselben zu Seiner Ruhe eingeführt, da Sie ruhen sollen von Höchstihren Werken (!), wie Gott von den Seinigen (!!), mache das Andenken dieser Gerechten zum bleibenden Segen für alle an dem Verlust Beteiligten, und dieser Segen ruhe in reicher Fülle vor allem auch auf Höchstihren Durchlauchtigsten Kindern und Kindeskindern.“

Der Bericht stammt aus dem Mai 1907, konnte aber „wegen mancherlei Anfechtungen nicht rechtzeitig in Druck gegeben werden und kommt darum verspätet in die gesegnete Hand der gütigen Spender“.

Und damit soll — dem „Höchsten“ gedient werden! Mit Verlaub: — welchem Höchsten? Wer ist von „Höchstdenselben“ hier noch der „Höchste“? Und in welchem Verhältnis steht der „Höchste“ zu „Höchstdenselben“?

Wo „Höchstihren“ Fürstlichkeiten ständig solch qualmender Weihrauch abgebrannt wird, — darf man sich da noch wundern, wenn „Höchstdieselben“ das Augenmaß für die Distanzen der nüchternen Wirklichkeit verlieren? Oder sich, soweit sie kultivierte und geschmackvolle Leute sind, — die Nase zuhalten? G.

Schenkerbrevier

Ein altes Sprichwort sagt: Kleine Geschenke erhalten große Freundschaft. Es kommt auf die Geschenke an. Verächtliche Geschenke verwandeln Freundschaft in Feindschaft. Verächtliche Geschenke sind alle Schunderzeugnisse, Dinge, die nach mehr aussehen, als sie sind, alle Fälschungen und Imitationen mit einem Schein von Echtheit, die alsbald entlarvt, den Schenker der stillen Verachtung des Empfängers aussetzen.

Vor den Begriffen Geschenkartikel und Luxusartikel ist zu warnen. Es gibt keine Geschenkartikel oder Luxusartikel an sich. So werden Dinge genannt, die gewöhnlich für nichts gut und nützlich sind.

Bei Gebrauchsgegenständen sehe man darauf, daß sie ihre Bestimmung klar und deutlich ausdrücken; daß sie nicht so sehr durch ein Ornament, als vielmehr durch die solide Arbeit schön sind.

Schreibmappen und Albums mit Lederrücken aus gepreßtem Papier, Schildpattkämme aus Zelluloid, Bronzen aus Zinkguß, Seidenblusen aus Baumwolle, sogenannte echtvergoldete Schmucksachen, Brieftaschen in Juchtenimitation, bunte Stoffe, die im ersten Sonnenstrahl verschießen, sind nicht nur geschmacklos, sie sind trügerisch und hassenswert.

Digitized by Google

Der Schenker hat nicht die Pflicht, kostspielig zu schenken, er hat nur die Pflicht, mit Geschmack zu schenken.

Der gute Geschmack im Schenken nötigt zur Vorsicht in der Wahl der Dinge, weil sich nicht alles für jeden eignet. Der feine Takt ist nicht plump im Schenken. Darum schenkt man so häufig Blumen, weil sie zu nichts verpflichten. Ihnen zunächst stehen die Bücher, vorausgesetzt, daß der edle Inhalt auch in einem edlen Gewand erscheint, und daß die Ausstattung des Buches ein Ehrenzeichen für den guten Geschmack des Gebers bildet.

Jeder schenkt nach dem Grade seiner persönlichen Kultur. Insofern muß der Schenker egoistisch schenken, indem er sein Bestes tut und jeden Vorwurf der Geschmacklosigkeit vermeidet. Nur das Beste ist gut genug, nicht so sehr im Hinblick auf den Empfänger, als im Hinblick auf den Geber. Wer nicht auch in der schlichten Form den Grundsatz der Gediegenheit zu würdigen vermag, verdient überhaupt kein Geschenk.

Der Sinn des Geschenkes beruht nicht in erster Linie in dem schlechthin Notwendigen, sondern vielmehr in der Pflege des Schönen. Für das Geschenk entscheidet also zunächst nicht der gemeine Gebrauchswert, sondern vor allem der ästhetische Gebrauchswert. Das Schöne ist gleich weit entfernt von dem Unnützen wie von dem sogenannten Luxus, der bloßen Ziermacherei und Dekorationswut. Das Schöne ist eine Lebensnotwendigkeit. Die Blume ist schön, sie ist keineswegs unnütz, wenn sie auch keinen gemeinen Gebrauchswert darstellt wie ein Paar gutgesohlte Stiefel oder wollene Unterkleider für den Winter. So ist es auch mit der Dichtung, mit der Kunst und allen Dingen, deren wesentliche und einzige Aufgabe darin besteht, das Schöne zu verkörpern. Diese ästhetische Sphäre ist die eigentliche Heimat des Geschenkes.

Wofern man ein Mensch von hochentwickeltem Geschmack ist, wird man schenken, was man selbst zu besitzen wünscht. Das ist die richtige Schenkerkultur. Der unkultivierte Schenker gibt nur, was er selbst nicht haben möchte.

„Der Wille geht fürs Werk", lautet ein verlogenes Wort für mißlungene Geschenke. Wenn der Wille wahrhaft groß ist, ist auch das Werk groß. Wenn auch nur groß im kleinen. Auf das Wollen kommt es gar nicht an. Es kommt nur auf das Werk an. Die Tat entscheidet.

Der Schenker soll nie vergessen, daß das Geschenk immer auf den Wert hin angesehen wird. Damit ist natürlich nicht lediglich der Geldwert oder der Preiswert gemeint. Man soll sich hüten, eine Sache zu spenden, die mehr verspricht, als sie hält. Durch nichts kann man so leicht im guten Ansehen herunterkommen.

Im Grunde des Geschenkes ist die Liebe. Es gibt keine Pflicht zum Schenken. Der bloße Pflichtbegriff drückt sich beim Geschenk in Flüchtigkeit und Lieblosigkeit aus, die stets bitter heimgezahlt werden. Die Basare mit den berüchtigten Geschenkartikeln machen ja die Revanche so leicht. Es ist also besser: keine Geschenke, als schlechte Geschenke.

Wer je gehört hat, mit welcher Verachtung in späteren Jahren von den Geschenken geredet wird, die man in der Regel am Hochzeitstage erhält, hat viel für seine Schenkertugend gelernt. Es ist sehr zu empfehlen, sich von den Leuten etwas über ihre Hochzeitsgeschenke erzählen zu lassen. Es ist ein Beweis für die Richtung und Höhe ihres Geschmacks, der dem Schenker seine Aufgabe erleichtert.

Die Fähigkeit, gut zu schenken, ist eine moralische Eigenschaft. Sie steht im Dienste des Schönen, von dem bekanntlich das Gute im Menschen lebt und seine Gesundheit, wenn man zur Gesundheit die seelische Hygiene des guten Geschmackes rechnet. Daraus folgt, daß es auch unmoralische Geschenke gibt, wie mehrfach angedeutet. Das gute Geschenk bewährt auch eine soziale Kraft, indem es den Käufer zwingt, Qualität zu verlangen, und dazu beiträgt, in der Produktion den Grundsatz der Gediegenheit zu befestigen. Auf diesem Grundsatz beruht die Würde und das Ansehen der menschlichen Arbeit, die Freude des Herstellers und des Besitzers. Es verbindet sich also eine nationale Pflicht mit der Schenkertugend, weil von der höheren Leistungsfähigkeit die Konkurrenztüchtigkeit des Volkes im Wettbewerb mit anderen Natio-

Digitized by Google

nen abhängt. Nur ein Käufertum mit kultivierten Ansprüchen entwickelt ein hochstehendes Gewerbetum.

Das gute Geschenk erzieht zur Kultur. Es fruchtet mehr als alle Belehrung. Ein gutes Geschenk, durch Schlichtheit und Gediegenheit ausgezeichnet, wird in einer geschmacklosen Umgebung reinigend wirken. Der Empfänger, der diesen Sinn verstanden hat, wird nicht ruhen, bis er nicht die Umgebung mit diesem einen geschmackvollen Gegenstand in Übereinstimmung gesetzt hat.

Die Schenkertugend wird in wirtschaftlicher Abhängigkeit auch auf Billigkeit sehen wollen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß das Gute niemals ganz billig sein kann, daß aber das scheinbar so Billige fast immer am teuersten zu stehen kommt. Die große Billigkeit geht immer nur auf Kosten des Käufers, der nur zum Schein das bekommt, was er erwartet. Der Verkäufer hat nichts zu verschenken. Der Käufer hat also kein Recht, zu erwarten, daß er mit zunehmender und fabelhafter Billigkeit besser fahre. Im Gegenteil.

Die Welt will betrogen sein. Das gilt aber nur für den Käufer, nicht für den Beschenkten. Der ist kritischer als der Käufer, den nur zu oft die Billigkeit betört. Der gute Geschmack jedoch erfordert, daß das Geschenk jeder Prüfung standhalte.

Geschenke des Hauskunstfleißes sind nur zu wagen, wenn man untrügliche Beweise besitzt, daß der Hauskunstfleiß hinsichtlich des künstlerischen Geschmackes auf der Höhe der Zeit steht. Sonst lieber nicht. Den Maßstab für die erforderliche Geschmacksentwickelung bieten derzeit die modernen Kunstschulen, die als die Grenze nach unten hin betrachtet werden dürfen. Frau von Stein und Frau von Wolzogen durften es wagen, als Geschenke für Goethe die Sesselbezüge zu sticken, die noch auf dem Schloß Dornburg zu sehen sind. Wer aber nicht über den sicheren Geschmack verfügt wie jene Damen, lasse sich lieber von bewährten künstlerischen Kräften, etwa den Absolventinnen moderner Kunstgewerbeschulen, beraten. Dann ist die Gefahr der künstlerischen Entgleisung nicht mehr so groß.

Stillos ausgenähte, nichtige Lappen, um damit die Polstermöbel über und über zu behängen, gehören in der Regel nicht zum guten Geschmack und sind auf dem Geschenktisch ebenso zu vermeiden wie die gestickten Inschriften: „Papas Liebling", „Nur ein Viertelstündchen", „Guten Appetit" und ähnliche Imperative der berüchtigten „Schmücke-dein-Heim"-Kunst.

Die Kunstgegenstände, die sehr häufig zu Geschenkzwecken gekauft werden, sind mit Vorsicht aufzunehmen. Gebrauchsgegenstände, wie Uhren, Tischglocken, Blumenvasen, Aschenbecher, Leuchter, Schreibzeuge, Photographieständer, Tischgerätschaften, Dosen, Schalen und ähnliche Dinge müssen ihre Schönheit auch ohne Zierat bewähren und sind auf die Qualität hin streng zu prüfen, wenn sich Verzierungen, figurale oder ornamentale, daran finden. Gebrauchsgegenstände, die wegen solcher Verzierungen als Kunstgegenstände angepriesen werden, gehören in den häufigsten Fällen zu jener Gattung von Kunst, die eine unerlaubte Spekulation auf die Unerfahrenheit des Publikums darstellt.

Der Schenker wird bei seinen Einkäufen die Erfahrung machen, daß schlichte und gediegene Erzeugnisse selten und teuer sind, und die verzierten billig und häufig. Woraus folgt, daß die Verzierung nicht als Maßstab für die Qualität und den Wert einer Sache genommen werden darf.

Wenn Gebrauchsgegenstände künstlerisch sind, dann sind sie es durch die zweckmäßige schlichte Form, durch die gediegene Arbeit, durch die Echtheit des Materials und durch die sachliche Anmut. Gebrauchsgegenstände sollen also ihre Bestimmung klar ausdrücken und nicht noch nebenher Kleinplastik zum Schmuck des Hauses sein wollen. Wenn Kleinplastik verlangt wird, so soll auch diese als Kunstgegenstand im eigentlichen Sinn um ihrer selbst willen da sein, wie etwa die Werke der Keramik von der feinen Kopenhagener Kleinplastik bis zu den einfachen irdenen Blumenvasen der bunten Bauerntöpferei. Wobei zu beachten ist, daß Teller und Krüge niemals der reinen Dekoration wegen da sein können, sondern ihre Existenz durch einwandfreie Gebrauchsfähigkeit rechtfertigen müssen.

Digitized by Google

Was soll man einem geschmacklosen Geschenk gegenüber tun? Es ruhig zurückgeben unter ausreichender Begründung? — Wenn man dabei nichts Feindliches zu befürchten brauchte! Nichts als ein vorübergehendes Ärgernis auf seiten des beschämten Schenkers, das sich in stille Dankbarkeit und Achtung für den überlegenen Geschmack verwandelte, der eine Heuchelei weder an den Dingen noch an den Menschen duldet. Joseph Aug. Lux

Meinungsfabriken

Wie verschiedenartig der Zeitungsbericht über ein und die selbe Tatsache aufgetragen sein kann, das beleuchtet recht drastisch Askan Schmitt im „Hammer". Es ergeben sich nach ihm zum Beispiel schon sieben verschiedene Berichterstattungsmöglichkeiten nach dem einfachen Schema: Wirkliche Neutralität, wohlwollende Neutralität nach zwei Parteien hin, einfache und leidenschaftliche Parteinahme ebenfalls je nach je zwei Parteien hin. Ein Beispiel:

„Zu einem schließlich in Tätlichkeiten ausartenden Wortstreit über die bevorstehende Reichstagswahl kam es gestern in der Z'schen Gastwirtschaft zwischen dem Handelsmann S. und dem Mechaniker M." — So würde ein völlig objektiver Polizeibericht lauten.

Das dem M. mit wohlwollender Neutralität gegenüberstehende Blatt würde schreiben: „Zwischen dem Mechaniker M. und dem Handelsmann S. kam es gestern zu einem lebhaften Handgemenge, wobei der letztere den Kürzeren zog."

Mit wohlwollender Neutralität für S. würde der Bericht lauten: „In einem Wortstreit, der schließlich in Tätlichkeiten ausartete, gerieten gestern der Handelsmann S. und der Mechaniker M. Es wurde festgestellt, daß der letztere zuerst handgreiflich wurde."

Mit Parteinahme für M. würde geschrieben werden: „Der Handelsmann Salomon äußerte sich gestern in öffentlicher Gastwirtschaft in verletzender Weise über den Reichstagskandidaten der antisemitischen Partei. Der anwesende Vertrauensmann der Partei, Mechaniker M., verbat sich solche Provokation zunächst in ruhiger und entschiedener Weise, worauf Salomon neue Beleidigungen ausstieß. Der Streit artete schließlich in ein Handgemenge aus. Salomon will, wie wir hören, klagen. Doch dürfte M. die Widerklage nicht schuldig bleiben."

Die Parteinahme für S. würde journalistisch etwa so aussehen:

„Der antisemitische Mechaniker Müller mißhandelte gestern in öffentlicher Gastwirtschaft den jüdischen Handelsmann S. lediglich deshalb, weil S. den Mut hatte, seine ehrliche Meinung zu bekennen."

Ein für M. leidenschaftlich parteinehmender Redakteur würde berichten:

„Der Jude Salomon spie gestern abend in der Z'schen Gastwirtschaft orientalisches Gift gegen unseren allverehrten Kandidaten, hatte aber die Rechnung ohne unseren wackeren Müller gemacht, der dem schnöden Geiferer die gebührende Züchtigung zu teil werden ließ. Hoffentlich hat diese prompte Germanenjustiz die erwünschte Folge, daß der Hebräer Salomon künftig nur noch koschere Gastwirtschaften mit seinem Besuch beehrt, wo er vor dem Zusammentreffen mit unserem Müller sicher ist."

Und endlich der leidenschaftliche Parteimann des S.:

„Der bekannte und berüchtigte Antisemitenagitator Müller wirkte gestern abend in der Z'schen Gastwirtschaft dadurch mit den seiner Partei eigentümlichen geistigen Waffen, daß er den jüdischen Handelsmann Salomon körperlich schwer mißhandelte. Da der teutonische Rowdie polizeilich angezeigt wurde, dürfte die für das geistige Niveau des gesamten Antisemitismus höchst charakteristische Episode noch ein gerichtliches Nachspiel haben."

Digitized by Google

Wenn man diese sieben Darstellungen desselben Vorgangs mit den Augen des nur Tatsachen Suchenden vergleicht, so wird man finden, daß — so verschieden sie auch klingen — ein Tatsachen-Widerspruch in ihnen kaum vorhanden ist. Es wird nur je nach dem Grade der Parteinahme ausdrücklich festgestellt oder totgeschwiegen, daß S. mit Worten, M. mit Tätlichkeiten begonnen hat; es wird der letztere entweder als „Agitator" oder als „Vertrauensmann" bezeichnet, je nachdem der Zeitungsredakteur ihm übel- oder wohlgesinnt ist.

Und genau wie hier mit einer unbedeutenden Lokalnotiz wird in unseren modernen Meinungsfabriken auch mit Haupt- und Staatsaktionen verfahren. Es wird in den Zeitungen überhaupt viel weniger direkt gelogen, als viele annehmen; es werden nur die Tatsachen nach der Parteischablone schön „frisiert".

Ein deutscher Denker, der zwar nicht so berühmt wie Nietzsche, aber für die deutsche Kultur dennoch wichtiger ist, Paul de Lagarde, hat dasselbe auch schon empfunden und als Beispiel, „wie himmelschrei endlügenhafte Mitteilungen wie diese nur wahre Aussage enthaltenden Artikel tagaus tagein in Deutschland zu Tausenden gedruckt und gelesen werden", folgende Moltke-Biographie als Persiflage geschrieben:

„Helmut von Moltke, 1800 in Parchim geboren, gab, solange er in der Wiege lag, nicht selten Veranlassung, über seine Unsauberkeit zu klagen, trat als Jüngling in dänischen, danach in preußischen Kriegsdienst, wurde nach der Türkei beurlaubt, lebte eine Zeitlang als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom und wurde schließlich an die Spitze des preußischen Generalstabs berufen. Während zweier großer Kriege gelang es ihm nur selten, ins Feuer zu kommen; in der Schützenlinie ist er in diesen Kriegen nur einmal gewesen." —

Über Moltke wird freilich heute keine Zeitung derartig berichten, weil über Moltke das zeitunglesende Publikum bereits anderweitig orientiert ist. Aber Männer und Tatsachen, über die man in den Tagesblättern sich erst eine Orientierung sucht, werden wirklich in diesen oft ähnlich behandelt, wie es Lagarde hier in scherzhafter Übertreibung darstellt . .

Gut deutsch!

Ein „ebenso ehrerbietiges wie ernstes Wort" spricht ein sachverständiger Freund der deutschen Sprache in den „Hamburger Nachrichten":

„In einer Zeitung fand ich zwei Depeschen des Kaisers folgenden Wortlauts: ‚An Ihrem heutigen Ehejubiläum nehme ich herzlichen Anteil und spreche ich Ihnen und Ihrer Gattin wärmsten Glückwunsch aus.' ‚Die Meldung von dem Ableben des ... hat mich mit aufrichtiger Trauer erfüllt, und spreche ich Ihnen zu diesem schweren Verluste meine wärmste Teilnahme aus.' So sehr wir es begrüßen, daß diesmal die fehlerhafte Verschmelzung von ‚Anteil' und ‚Teilnahme' in ‚Anteilnahme' vermieden ist, so sehr sind wir betrübt über die undeutsche Umstellung ‚und spreche ich Ihnen' anstatt des allein richtigen, auch einfach und würdig klingenden ‚und ich spreche Ihnen'. Der Kaiser kann sich bei dem erdrückenden Umfange der Regierungsgeschäfte um solche Einzelheiten nicht kümmern, sondern muß sich mit einem allgemein gehaltenen Auftrage begnügen. Die Fassung des Wortlautes liegt in anderen Händen. Sie allein tragen die Verantwortung, und sie werden bei dem Entwurfe um so sorgsamer zu verfahren haben, als der einfache Sinn des Volkes sich kaum über die Auffassung erheben wird, daß der Kaiser selbst in eigener Person die Depeschen auch im Wortlaut abfasse, aufschreibe und unterzeichne. Ebenso steht die Sache mit den Einleitungen unserer Reichsgesetze: ‚Wir pp. verordnen nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats und des Reichstages was folgt'. Diese Fassung ist nicht nur in der Sache irreführend — denn im Reiche ist der Kaiser nicht etwa gesetzgebender Faktor mit dem Bundesrat und dem Reichstage zusammen, er hat vielmehr nur die

Digitized by Google

übereinstimmenden Beschlüsse der beiden Körperschaften zu verkünden, und mit der Verkündung werden die Beschlüsse Gesetz —, sondern die Fassung ist auch sprachlich undeutsch: die Wendung ‚nach erfolgter' Zustimmung stammt aus dem lateinischen Unterricht (vgl. post factam deprehensionem). Richtig und deutsch ist nur: ‚Wir pp. verkünden auf übereinstimmenden Beschluß des Bundesrats und des Reichstages als Gesetz was folgt.' Möchte auch hier bald Wandel eintreten!"

Berliner Theaterchronik

Nun sind zwei Dramen junger Schriftsteller herausgekommen, doch beide unfruchtbar, aus dem Kopf geboren, und das eine, Vollmöllers Deutscher Graf, nicht einmal aus dem eigenen Kopf des Autors, sondern eine peinliche Nachpinselung nach einer Novelle Balzacs, was unbemerkt blieb, da die Novelle abgelegen ist und Vollmöller diskret vermied, darauf aufmerksam zu machen. Dieser Fall aber sei als zweiter erledigt. Und zuerst wollen wir von Frecksas Spiel aus dem Barock „Ninon de l'Enclos" reden, das auf der Bühne des Hebbeltheaters erschien.

Die Gestalt der Grande Amoureuse ist in der letzten Zeit oft begegnet. Ihr Schattenbild verführte wie zu Lebzeiten die Jugend, und außer Frecksa versuchten noch andere es zu bannen, auch ein imaginäres Porträt der Liebeskünstlerin und Lebensphilosophin tauchte auf, ihre Briefe an den Marquis von Sevigné in einer von Walser zärtlich eingekleideten Ausgabe. Diese Briefe freilich sind, worauf Franz Blei aufmerksam machte, unecht. Sie stammen gar nicht aus dem siebzehnten Jahrhundert, sie sind 1750 von einem Advokaten Damours verfaßt.

Ähnlich künstlich kompiliert, ein Bildungspräparat ist auch das Frecksasche Ninonbild, wenigstens in seinen ersten Akten. Man merkt im Dialog, in der Inkrustation mit Sentenzen und epigrammatischen Prägungen die nachschlagende Hand, die bastelnde Technik des Zusammensetzspiels.

Es wird auf Kulturfarbe gearbeitet, ohne daß sie zur Farbe des Lebens erwacht, sie bleibt papieren, und die zierlichen Einfälle des Dialoges erwecken nicht die Illusion momentanen geistigen Glitzerns und Flutens, sondern sie kommen mechanisch starr hervor wie von einer Automatenplatte.

Die Gefühlshandlung in diesem geistigen Rahmenwerk wird mit dem bekannten legendarischen Stoff bestritten, daß sich ein Sohn der Ninon, der seinen Ursprung nicht kennt, in die ewigjunge Mutter verliebt und nach der Entdeckung, unfähig, sein Schicksal zu tragen, sich selber tötet. Frecksas reger Intellekt dreht und wendet den Stoff nach allen Seiten, er sucht alle Motivmöglichkeiten aus ihm herauszulocken, er schlägt aus ihm die mannigfaltigsten Töne an, doch ohne einen länger auszuhalten. Es ist, als ob einer Instrumente stimmend probiert, ohne sich recht zu entscheiden. Und dabei wird immerzu geredet, um die Dinge herumgeredet, und die Schicksalsschwingungen stocken.

Erst der vierte Akt — das ist ein ungewöhnlicher Fall — wird von Gefühl und Seelenblut erfüllt, und ein echter Abglanz von Schmerzensdämmerungen leuchtet hier.

Frecksa gewinnt die lyrische Stimmung, als er sich endlich für die Ausfüllung eines Motivs entscheidet. Er wählt Ninons Gefühlsverwirrung. Ninon hat keine mütterlichen Instinkte, sie hat diesen Sohn überhaupt nicht als Kind erlebt, denn der Vater entriß ihn ihr gleich nach der Geburt. Und nun muß sie sich gewaltsam mit Kopf und Verstand in die Muttervorstellung hineinreden, darunter aber schwingt ihr Wesen, seltsam zwiespältig, diesem Jüngling entgegen, der ihr, der Alternden, an der Schwelle noch einmal alle Frühlingstrophäen des Gefühls in schwärmerischem Überschwang zu Füßen legt. Betäubend umbraust ist sie, und hin und her gerissen taumelt sie auf den Leidenschaftswogen dieser Jünglingsliebe. Hier merkt

Digitized by Google

man eine feine andeutende dichterische Hand, und sie weckt am Ausgang, da Ninon und der Mann, den sie einmal geliebt, an der Leiche ihres Kindes, ihrer Jugend, ihrer Liebe stehen, müde, elend und einsam, einen zitternden Klang von Erdentraurigkeit.

* * *

Nach dem Barock das Rokoko: Vollmöllers „Deutscher Graf".

Dieser Graf Tott, der schwerfällige, schwermütige Deutsche, der an einer unausgesprochenen Liebe und an der Opfertreue für seinen Freund zugrunde geht, wirkt — das ist beabsichtigt — wie ein Doppelgänger des Freiherrn von Trenk; die Anspielung auf die Flucht aus der Festung Glatz, die Erinnerungsworte auf die Schwester Friedrichs des Großen deuten auf diese Zusammenhänge.

Doch in Wirklichkeit — und dazu bekennt sich Vollmöller mit keiner Silbe — ist Graf Tott ein bis in die kleinsten Züge kopierter Abklatsch des Grafen Paz aus der Novelle Balzacs „La fausse maîtresse".

Ein Unterschied ist nur in der Zeit; Balzac wählte die Louis-Philipp-Periode und Vollmöller das dankbarere achtzehnte Jahrhundert.

Selbstlose, entsagende Freundestreue ist das Thema von der Novelle wie vom Schauspiel. Tott bewährt sie seinem Kameraden, dem Baron Ferry, und Paz seinem Kriegsgefährten, dem Grafen Adam. Und die Freundschaftshandlung ist in beiden Fällen die gleiche: einer von zwei Freunden erringt die Liebe einer schönen Frau, ohne zu ahnen, daß der Freund dieselbe Dame liebt. Der schweigt, erträgt und sucht seine Lebensaufgabe darin, sich ganz und gar mit allen Mitteln seiner Existenz in den Dienst des Paares zu stellen. So handelt Paz, so handelt auch Tott. Und bis in die Einzelheiten deckt sich beider Vorgehn.

Präzis der Balzacschen Vorlage gemäß macht Vollmöller seinen Tott zum Intendanten des Baron Ferryschen Haushaltes.

Tott hat auch wie Paz das Palais durch seine geschäftliche Gewandtheit zu einem fabelhaft günstigen Preis für seine Freunde erworben. Tott wohnt wie Paz dabei bescheiden im Entresol über den Ställen. Tott hält wie Paz in seinem frommergebenen Dienst keine Arbeit für zu gering, und kontrolliert das Pferdeputzen. Tott macht sich wie Paz bärenhaft grämlich und plump, nur um ja nicht einen angenehmen Eindruck bei der Baronin zu erwecken und mit dem Freund dadurch etwa in Wettbewerb zu geraten. Und übereinstimmend ist das Mittel, daß Tott wie Paz in der Opernloge hinter dem Stuhl der Angebeteten Verschlafenheit markiert, um durch solche Ungezogenheit die Baronin völlig abzustoßen.

Und die Parallelbahnen gehen nun weiter zum Haupt- und Mittelpunkt. Die Baronin fängt wie ihre Vorgängerin an, sich für die sonderbare Männlichkeit ihres Vasallen zu interessieren, und Tott wie Paz ergreifen jetzt ein Gewaltmittel, um ihre Herrin zu brüskieren. Sie legen sich ein fingiertesVerhältnis mit einer fille publique zu. Bei Balzac heißt sie Malaga und ist eine Zirkuskünstlerin, bei Vollmöller ist sie Tänzerin und heißt Binetti. Der einzige Unterschied ist das, denn sonst sind Situation und Verlauf dieselben. In beiden Fällen ist es eben nur eine vorgeschobene Geliebte, eine fausse Maîtresse. Tott gebraucht, um sich bei der Binetti einzuführen und sein auffallendes Verhalten zu erklären, die gleiche Motivierung wie Paz, daß das Mädchen einer verstorbenen Tochter ähnlich sieht. Und demütig und melancholisch still sitzt der eine wie der andere seine Zeit in dem Boudoir ab, und legt dann den klingenden Lohn auf den Kamin. Dabei läßt sich Vollmöller auch das witzige Motiv Balzacs nicht entgehen, daß die Duenna den Platonismus des Besuchers sich nicht anders auslegen kann, als für eine ganz besonders verruchte Lasterspezialität.

Und weiter nimmt Tott nach dem berühmten Muster des Freundes Spielschulden auf sich, um ihn vor seiner Gattin zu decken, und erklärt, daß er sie in der Verblendung für seine Geliebte gemacht habe. Nun hat Tott wie sein Bruder Paz die bittere Genugtuung, daß die angebetete Frau ihn ganz verachtet, und dabei spielen die Gatten bei Vollmöller und bei Balzac

Digitized by Google

die nämliche Rolle. Baron Ferry tut, was Graf Adam tat, er nimmt die Lebensversicherungszession des opferwütigen Freundes auch noch an.

Der Abschluß hat dann freilich bei Vollmöller ein persönlicheres Gesicht. Bei Balzac verklingt die Geschichte in vage Andeutung.

Paz verschwindet, taucht aber in einer Ballnacht gerade im rechten Augenblick auf, um seine Herrin vor der gefährlichen Versuchung eines Verführers zu retten, und spurlos verflüchtigt er sich wieder.

Vollmöller macht daraus eine farbigere Handlung, er gewinnt für die Verführerrolle die schillernde Gestalt Casanovas, er arrangiert ein Fest und ein Duell, und Tott fällt von der Hand des Abenteurers. Aber der muß fliehen und ist damit für die Baronin aus dem Wege geräumt. Man fühlt eine seelische Schwingung in diesen Ausklang-Augenblicken, da Tott von Todesschatten umdunkelt wird, und die Erscheinungen seines Lebens um ihn herum in letzten Gesichten kreisen, da er, in Frankreich sterbend, dem Freund nachdenkt, der nun nach Deutschland fährt, bei Köln über die große Rheinbrücke und bei Werder über die Havel . . . und dann wird er in Potsdam sein und bei seinem König frühstücken. Und an der Tafel wird vielleicht eine hohe Dame sitzen mit einem feinen Lächeln, und sie hat wohl schon graue Haare. Und sie wird erblassen, wenn sie Totts Namen hört.

Es schwingt hier etwas, und wie aus einer weiten Ferne rührt uns ein Ähnliches an wie im Ninon-Ende: Lebenstrauer.

Und das wollte ich nicht unterschlagen, wenn ich auch sonst den advocatus diaboli mit meinem J'accuse hier machen mußte.

Felix Poppenberg

Caruso

Zum dritten Male kam heuer Caruso zum Gastspiel an die Berliner Hofoper. Im allgemeinen sind Gastspiele internationaler Berühmtheiten vom Übel, erst recht, wenn dadurch auf der Bühne ein Sprachenmischmasch entsteht. Bei Caruso mache ich eine Ausnahme und gestehe gern, daß ich ihm einige der schönsten Kunstgenüsse meines Lebens zu danken habe und darüber hinaus das Verständnis für einige allgemeine Erscheinungen des Musiklebens, die ich zuvor mit jener Einseitigkeit beurteilt habe, die aus der Begrenzung nationaler Anlage und Erziehung fremdartigen Erscheinungen gegenüber notwendig sich einstellt.

Jene vielen, die die taumelnde Begeisterung für einen Kunstsänger als Mode oder gar als Verrücktheit bezeichnen, mögen bedenken, daß diese Hingabe an den Sinneszauber einer Stimme die einzige Mode in der Musik ist, die seit dreihundert Jahren so standhält. Das hat natürlich tiefere Gründe. Es liegt im tiefsten Wesen der Musik, daß sie nicht nur Ausdruckskunst des seelischen Lebens ist, sondern auch der höchste Ausdruck künstlerischer Verfeinerung der sinnlichen Materie. An sich ist der Ton schon das am wenigsten mit Erdenschwere belastete sinnliche Material: flüchtig, nicht faßbar vorübereilend; überhaupt nur dadurch von uns festzuhalten, daß wir den vom Ohr empfangenen Sinneseindruck sofort in innere Werte umsetzen. Wenn nun zu diesem Ton, dem Ton zumal der Menschenstimme, zur höchsten Schönheit des Materials eine solche Beherrschung desselben kommt, daß der Mensch in unbeschränkter Freiheit damit schalten kann — wie sollte sich dann nicht jenes Glücksgefühl des Genusses einstellen, das doch im Grunde Ziel aller Kunst ist?! Gewiß, hier vor allem Genuß der Sinne. Aber doch auch Genuß des Geistes, der den Triumph menschlicher Arbeit sieht über das widerstrebende Material. Auch Genuß der Empfindung; denn die so gebildete Menschenstimme ist das denkbar vollendetste Instrument, um Empfindungen ausdrücken zu können. Aber selbst wenn es ein rein sinnlicher Genuß wäre! Sind die Sinne denn nicht eins unsrer kostbarsten Güter?!

Digitized by Google

So laßt doch diese Sinne genießen! Arm derjenige, der nicht genußfähig ist; dumm jener, der durch irgendwelche Voreingenommenheit sich seine Freudefähigkeit schmälert! Diese italienische Gesangskunst ist ein Höchstausdruck der Musik als formaler Kultur, ein Gipfel in der Verklärung und Verschönerung des Irdischen durch die Musik.

Um das einzusehen, muß man freilich einmal einen Caruso hören. Die meisten italienischen Tenöre und Primadonnen sind im Gegensatz zu den Baritonisten und Bässen lediglich Sänger. Bei den tiefen Männerstimmen ist das Gesamtniveau als Künstler höher, weil sie gleichzeitig in der Opera buffa viel zu tun haben, weil sie eigentlich in dieser komischen Oper groß geworden sind. In dieser aber ist auch für den Italiener Musik Lebensausdruck, darum innerlich dramatisch wahrhaft und nicht nur lyrisch. Caruso nimmt unter den Tenören seiner Heimat die Sonderstellung ein, daß er im echtesten Wagnersinne Schauspielsänger ist oder Gesangsschauspieler, je nachdem gerade der Nachdruck vom Werke verlangt wird. So ist Caruso echter Menschendarsteller für eine Menschheit, deren natürlicher Ausdruck nicht das gesprochene Wort, sondern die Melodie an sich ist. Wer will angesichts der Instrumentalmusik leugnen, daß die Melodie an sich zu dieser Darstellung des Lebensinhalts werden kann?

Vor einem Jahre ließ uns Caruso in der Schlußszene der „Lucia von Lammermoor" das nie Geglaubte erleben, daß aus diesen Schablonenopern, aus dieser ganz nach formalen Regeln, niemals nach den Gesetzen des Ausdrucks geschaffenen Musik blutvolles dramatisches Leben erblühen kann. Das kann freilich nur ein Künstler, der eine solche Herrschaft über alles Formale besitzt, daß die schönste Linienführung einer Melodie wie ihre bunteste Verzierung nur schöne Form ist, die erst durch den Ausdruck, mit dem der Sänger sie vorträgt, Inhalt bekommt. Der Gedanke, daß der Künstler als Techniker um die Form ringt, darf einem gar nicht kommen. Er will nicht eine Form geben; die besitzt er vielmehr; sondern er benutzt diese Form als Ausdrucksmöglichkeit. Ich habe zuvor niemals einen italienischen Sänger gehört, bei dem ich nicht das Empfinden hatte, daß er uns eben schöne Formen geben wollte. Auch bei Bonci, der als Gesangstechniker Caruso wenigstens ebenbürtig ist, war das der Fall. Sie alle dienen der Form; bei Caruso aber muß die Form dem Sänger dienen, damit er für das Menschentum der von ihm verkörperten Gestalt das schönste Ausdrucksmittel hat. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß Donizettis Musik der erwähnten Schlußszene aus „Lucia" so ganz als erschütternder Ausdruck der Trauer und der Verzweiflung zu verwenden sei, wie es Caruso vollbrachte. Angesichts solcher Leistungen begreift man es, wenn die Komponisten ganzer Zeitalter ihr Genüge darin fanden, einem Sänger die Arie so zu schreiben, daß sie ihm „paßte wie ein gut sitzendes Kleid" (Mozart).

In diesem Jahre erschloß Caruso mit seinem Canio in Leoncavallos „Bajazzi" den Grund der Lebenskraft des italienischen Opernverismo. Denn kein Ehrlicher kann die Lebenskraft von Mascagnis „Cavalleria rusticana" und Leoncavallos „Bajazzi" leugnen. Puccini, den man oft als Vater der Richtung ansieht, steht eigentlich doch anderswo und dankt seine Werte ausschließlich rein musikalischen Kräften. Der Naturalismus in der Oper, sagt man unter einleuchtenden Gründen, ist ein innerer Widerspruch. Wo ist das Leben, dessen getreues Abbild ein von Orchesterspiel begleiteter Gesang ist? Aber der Italiener steht hier anders. Das Wort „Verismo" nur ist Mode, mehr hergenommen vom rohen Geschehen, das dargestellt wird. Ein Geschehen, das nicht mehr, wie zuvor das romanische Drama, bewußtes Theaterspiel ist, sondern Leben selbst sein will. So ist das Wesen der italienischen Verismo-Oper für die italienische Kunst etwas Neues, wie Wagners Musikdrama für die deutsche. Daß die Erfinder dieses italienischen Neuen keine großen schöpferischen Naturen waren, hat die Welt um überwältigende Kunstwerke gebracht. Die neue Gattung aber ist trotzdem da. Für Italien, wo die Oper alten Stiles natürlich gewachsen war, ist die Gattung von unerhörter Neuartigkeit. Und sie hat ihren ihr eigenen Stil gefunden, wenn auch am überzeugendsten in der verneinenden Richtung. Da die Verismo-Oper kein bewußtes Theaterspiel mehr ist,

Digitized by Google

kann sie auch die bewußte Musikform nicht verwenden. Und so schufen diese kleinen Künstler aus innerer Notwendigkeit einen neuen Stil, der etwas Eigenes ist, trotzdem seine Erfinder wegen ihrer geringen künstlerischen Potenz überall Anleihen machten. Diesen Stil könnte man Sprechgesang im Gegensatz zu Wagners Sprachgesang nennen. Natürlich fußen beide auf den Eigentümlichkeiten der Sprachen, aus denen sie hervorgegangen. Aber die italienische Sprache trägt trotz ihres vokalischen Klangreichtums ihren musikalischen Hauptreiz, ihre Melodiekeime nicht im Auf und Ab der Betonung innerhalb der einzelnen Worte, sondern in der ungemein lebhaften Modulation des ganzen Satzes. Schon einmal hat dieses „Sprechen" einen Musikstil gebildet, jenes Parlando-Rezitativ, das den Hauptreiz der Opera buffa bildet und in anderen Sprachen nicht wiederzugeben ist. Im Verismo hat es die musikalisch wuchtigere Ausgestaltung zur schweren Tragik erhalten.

Dieses Stilgeheimnis liegt offen vor uns, wenn wir Caruso als Canio hören. Wir lauschen der schönsten Stimme und denken keinen Augenblick daran, daß wir Gesang hören. Der Mann da droben redet seine natürliche Sprache. Die ungeheure Leidenschaftlichkeit seines Erlebens macht diese Erhebung der Akzente in die weitesten Melodielinien zur natürlichsten, weil überzeugendsten Form. Wer es bis dahin nicht erkannte, fühlt diese Tatsache zum Schluß. Wenn dem armen Komödianten da droben unter den Keulenschlägen des mit den Menschen spielenden Geschicks sein Dasein zusammengebrochen ist, so daß ihm nicht einmal mehr die Kraft zu sterben übrigbleibt, — so singt er nicht mehr. Nun reicht die gewöhnliche Rede aus: La commedia è finita!

Es war, weiß Gott, keine Komödie, der wir beigewohnt, sondern Offenbarung innerster Lebenskräfte der Kunst. St.

Notizbuch

Wie's gemacht wird. In einem Aufsatz über den als El Greco in der Kunstgeschichte bekannten, im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in Spanien tätigen Maler Theotocopuli beleuchtet die Wiener „Neue freie Presse", angesichts der merkwürdigen Umwertung, die die verschrobenen Werke dieses gewiß begabten, aber gewaltsamer Originalitätssucht verfallenen Künstlers auf dem Kunstmarkt erfahren, die Art, wie solche „teure Berühmtheit" gemacht wird.

„Man braucht kein besonders gewitzter Kenner der Verhältnisse zu sein, um an der Art, in der solche Umwälzungen der Anschauung, namentlich aber des Preises, entstehen und um sich greifen, zu merken, daß der Antrieb dazu nicht so sehr von Kunstforschern, Liebhabern, Sammlern ausgeht, als vielmehr vom Kunsthändler. Man kennt ja die Verfahren, die in solchen Fällen eingeschlagen werden. Etwa so: Irgend eine Weltfirma (eine solche muß es natürlich sein, am besten eine Pariser; schon London hat nicht mehr diese internationale Bedeutung; Berlin oder gar Wien zählen überhaupt nicht mit!) beschließt, einen — lebenden oder toten — Künstler zu ‚machen'. Es wird also vorerst alles aufgekauft, was von ihm zu haben ist. Nach geraumer Zeit erscheint in einer Auktion ein solches Gemälde, in ausgezeichnetster Gesellschaft, zu einem phantastischen Ausrufspreis. Für die nötige Reklame ist schon gesorgt worden, kapitalskräftige Kunstfreunde hat man privat darauf aufmerksam gemacht, daß hier ein ganz besonderer Fang zu machen sei. Das Publikum ist präpariert. Will niemand anbeißen, so wird keineswegs im Preise nachgelassen, sondern das Werk wandert unverkauft wieder in den Laden des Besitzers zurück

Digitized by Google

oder es wird ein Scheinkauf durch irgend einen Strohmann inszeniert. Nach zwei oder drei Jahren erscheint das Stück wieder bei einer solchen Gelegenheit mit dem Vermerk: Bei der Auktion X. im Jahre so und so um diese oder jene Summe verkauft. Das wirkt dann gewöhnlich. Irgend ein Amerikaner findet sich, und der Anfang ist gemacht. Es ist selbstverständlich, daß es sich bei solchen Unternehmungen nicht einfach um einen plumpen Schwindel handelt. Es wäre nicht möglich, dem seriösen Kunstmarkt eine beliebige, offenkundige Talentlosigkeit dauernd als Valeur aufzudrängen. Es handelt sich vielmehr darum, ein wirkliches, bisher oder doch während der letzten Zeit weniger beachtetes Talent zu erkennen und die günstige Konjunktur dafür abzuwarten. Die Folge solcher Manöver ist, daß die Werke gewisser Meister und ganzer Epochen in unsinnige Preislagen getrieben werden, andere weit unter ihrem künstlerischen Wert an der Kunstbörse kotiert erscheinen. Italienische Meister zweiten Ranges aus dem 17. Jahrhundert zum Beispiel sind jetzt, und wenn es sich auch um ausgezeichnete Stücke handeln würde, fast überhaupt nicht anzubringen. Eine mißlungene Skizze von Turner oder Gericault, einige Farbenflecke von Millet oder Courbet, neuerdings auch von Daumier oder Monticelli, werden mit Tausenden bezahlt." —

Die Schlußliste hätte sich um einige charakteristische Namen verlängern lassen. Dem deutschen Kunstmarkt sind vor allem die französischen Impressionisten zu unerhörten Preisen aufgehängt worden. —

Besonders verhängnisvoll wirken diese Börsentricks, wenn sich Kunstgelehrte und -schriftsteller mit dicken Büchern als Helfer der Kunsthändler einstellen, oder wenn gar zwischen Händler und Schriftsteller eine Personalunion eintritt. Ist es in diesem Falle wirklich ungehöriges Vor-die-Öffentlichkeit-ziehen „persönlicher Verhältnisse", wenn die ernste Kunstkritik derartiges aufdeckt?! Aber so viel in Künstlerkreisen dann getuschelt wird, an die große Öffentlichkeit kommt nichts oder erst, wenn es zu spät ist.

So hatten wir Mitte November in Berlin eine große Versteigerung alter Gemälde aus Privatbesitz. Ich will den betreffenden Kunsthändlern keinerlei Vorwürfe machen, zumal wenn die Kunstkennerurteile, auf die sie sich beriefen, wirklich vorlagen. Aber am Tage nach der Versteigerung, bei der sehr große Preise erzielt wurden, erschienen in allen möglichen Zeitungen Artikel, die die Unechtheit der betreffenden Bilder behaupteten. Alle Welt schien sich auf einmal über diese Unechtheit eins zu sein und darum gewußt zu haben. Ja, warum schwieg man denn so lange, wo doch Tage und Wochen vorher von der Versteigerung die Rede war?! Wollte man den Händlern das Geschäft nicht verderben? Lieber half man so und so viele Käufer betrügen? Mir will scheinen, als liege da eine Abart von Heuchelei vor. Mit dem Worte, daß das gewohnte Zustände seien, räumt man diese Tatsache nicht weg. Es ist reichlich genug, wenn die Leute an der Börse immer mit Betrug rechnen und sich darauf einrichten. Nach einer Erweiterung dieser „übermoralischen Lebensgebiete" tragen wir kein Verlangen.

* * *

Wir leiden überhaupt unter einer verhängnisvollen Einengung des Moralbegriffs. Bald wird man das Wort kaum mehr anders, als auf das Gebiet des Geschlechtlichen anwenden. Hier freilich entwickelt sich bei manchen Leuten immer mehr eine Empfindlichkeit, für die sich immer das Wort „hysterisch" aufdrängt. Ein junger Geistlicher läßt in der Schule eines niederbayrischen Städtchens aus dem Lehrzimmer eines der amtlich genehmigten Wandbilder entfernen, das eine Abbildung Dornröschens zeigt. Jedenfalls steht darauf der Prinz bei dem schlafenden Dornröschen! Womöglich ist sogar der Augenblick dargestellt, da er die Schlafende wachküßt. Küßt!! Principiis obsta! Wie oft hat's mit einem Kuß angefangen! Also weg damit!! — Die katholische Geistlichkeit des Dekanats Düren erläßt nach einer Aufführung von Sudermanns „Sodoms Ende" folgenden Erlaß:

Digitized by Google

„In der vorigen Woche ist im Dürener Stadttheater ein Schauspiel aufgeführt worden, das nach den Mitteilungen sowohl hiesiger Blätter wie auch urteilsfähiger Zuhörer jeder christlichen Zucht und Sitte völlig Hohn spricht. Die unterzeichneten, zur Dekanatskonferenz versammelten Pfarrer des Dekanats Düren protestieren mit aller Entschiedenheit öffentlich gegen ein solches Ärgernis und bedauern aufs tiefste, daß eine Stätte, die der wahren Kunst und Bildung gewidmet sein soll, auf diese Weise entwürdigt und ihrem Zweck entfremdet wird." — Wir sind wohl vor dem Verdacht einer besonderen Parteinahme für Sudermann sicher. Aber sollten die Herren nicht lieber selber erst ein Werk kennen lernen, bevor sie solche Verurteilungen öffentlich aussprechen? Und muß man nicht derartige Anklagen auch begründen?? Denn da Sudermann selber gegen die geschilderten Verhältnisse auftritt, erfüllt er doch dieselben Forderungen, die des Jesuiten Coloma Roman „Lappalien" als ein „Meisterwerk der katholischen Literatur" preisen machen, trotzdem es darin doch liederlich genug zugeht. —

Der Kölner Erzbischof verbietet einem katholischen Ordensmann in seiner Diözese Vorträge über ††† Ibsen zu halten. —

Und nun die Kehrseite. Ein Prospekt über die neue illustrierte Ausgabe der innerlich verlogenen, lediglich auf die wildeste Erregung der Nerven ausgehenden Reiseerzählungen von Karl May kann eine Reihe begeisterungstrunkener Urteile über diese Schundware aus den vornehmsten katholischen Blättern abdrucken. Vor einigen Jahren entlarvte die „Kölnische Volkszeitung" diesen Karl May als Verfasser pornographischer Bücher. Inzwischen scheint er um seines roh und tendenziös aufgetragenen Katholizismus willen wieder in Gnaden aufgenommen zu sein. Jedenfalls brachte das erste katholische Familienblatt „Der Hausschatz" wieder einen Roman des „weit gereisten" Mannes.

Gegen die Unsittlichkeit der rohen Sensation scheint man überhaupt abgestumpft zu sein. Ich sah in mehreren Städten Riesenplakate eines Zirkus, die als Anziehungsmittel eine Tierbändigerszene zeigten. Ein Löwe hat den Bändiger überfallen, die andern Bestien stehen zähnefletschend zum Sprung bereit. Von draußen wird auf die Tiere geschossen; das Publikum rast in wilder Panik. Mehr kann einem kaum in Aussicht gestellt werden — alles für 50 Pfennige bis 3 Mk.

Aber das „Berliner Tageblatt" bietet wenigstens im Bilde noch mehr. Im „Zeitspiegel" brachte es in zwei Nummern zwei Photographien. Die erste stellte den persischen Revolutionär Sattar Chan dar, der sich als „ein rechter grausamer Despot zusammen mit seinen Getreuen neben den ausgeraubten Leichen der Getöteten photographieren ließ". Das zweite Bild zeigt eine Momentaufnahme dreier an den Füßen aufgehängter, in furchtbarster Todesqual sich windender persischer Räuber. Nicht wahr! das Berliner Tageblatt scheut keine Kosten, der lüsternsten Sensationssucht Nahrung zu verschaffen. Die „Entrüstung" des erläuternden Textes macht sich dazu besonders gut.

* * *

Auf den oben erwähnten Prospekt über die Reiseerzählungen Karl Mays muß ich nochmals zurückkommen. Denn er wird jetzt zu Hunderttausenden verbreitet. Die Sache lohnt sich nämlich. Denn in dieser Ausgabe werden Karl Mays Werke 150 Mk., schreibe hundertundfünfzig Mark kosten. Diese für einen solchen Zweck wahnwitzige Geldverschwendung wird dadurch verhüllt, daß man sich diese klassische Bibliothek durch monatliche Zahlungen erwerben kann. Sollten nicht unsere Lehrer in den Schulen jetzt vor Weihnachten ein warnendes Wort gegen diese Versündigung an Geist und Körper unseres Volkes sprechen?!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Versuchung des hl. Antonius — Matthias Grünewald

imer Altar

Digitized by Google

Bruckmann A.-G., München

Digitized by Google

Digitized by Google

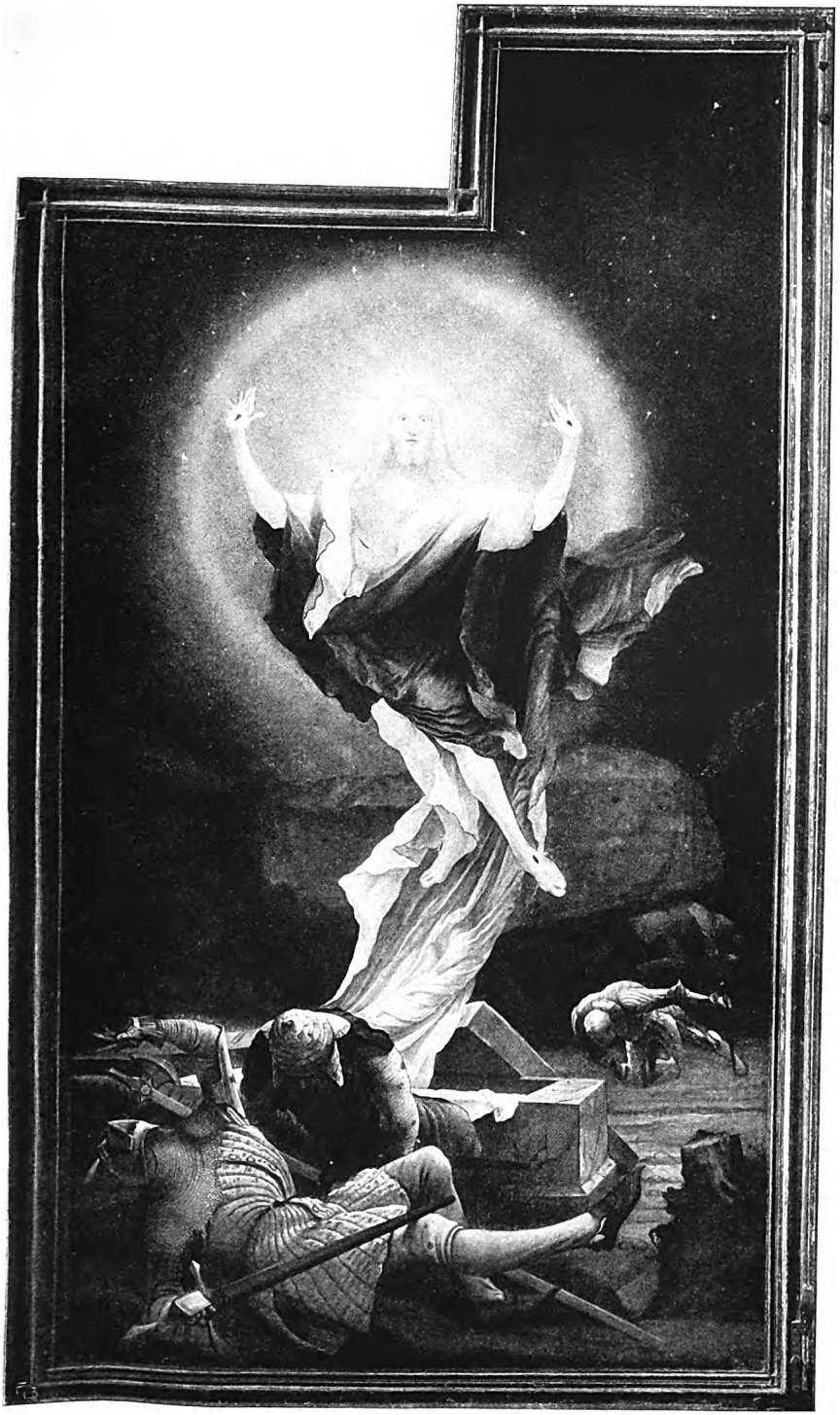
Die Verkündigung

Matthias Grünewald

Der Isenhe

Digitized by Google

Nach Aufnahmen von F. B



Die Auferstehung — Matthias Grünewald

imer Altar

Digitized by Google

ruckmann A.-G., München

Digitized by Google

Christus am Kreuze — Der Isenheimer Altar — Matthias Grünewald

Nach Aufnahmen von F. Bruckmann A.-G., München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der hl. Antonius — Matthias Grünewald

Der hl. Sebastian — Matthias Grünewald

Der Isenheimer Altar

Nach Aufnahmen von F. Bruckmann A.-G., München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Verschneites Dorf
bei aufgehendem Vollmond

K. Buchholz

Digitized by Google

XI. Jahrg. Januar 1909 Heft 4

Neujahrsgruß an den Kaiser

Von

Friedrich Lienhard

Zwei Bilder sah ich sinnend vor dem Geist
Und will von beiden schlicht und treu erzählen.

Den Helden sah ich, der zu Rosse reitet
Und den vergebens Tod und Teufel quälen.
Er sitzt gepanzert, wie dort Harald saß,
Als ihn im Eisenwald sein Heer vergaß,
Das in die buhlerischen Arme eilte.
Er reitet eisern, wie dort Harald ritt.
Nicht kümmert ihn ein Teufel oder Tod.
Stirbt dieser Held, so jagt im Flammenritt
Der Wetternacht sein Geist in Wodans Heer
Und stählt vom Alpenhochland bis zum Meer
In Herzen, die da kämpfen unerschlafft,
Den edlen Mut, die stolze Leidenschaft.
So schaut er nicht den Tod, so schaut er nicht
Den Teufel — schaut nur seine Ritterpflicht.

Digitized by Google

Digitized by Google

XI. Jahrg. Januar 1909 Heft 4

Neujahrsgruß an den Kaiser

Von

Friedrich Lienhard

Zwei Bilder sah ich sinnend vor dem Geist
Und will von beiden schlicht und treu erzählen.

Den Helden sah ich, der zu Rosse reist,
Und den vergebens Tod und Teufel quälen.
Er sitzt gepanzert, wie dort Harald saß,
Als ihn im Elfenwald sein Heer vergaß,
Das in die buhlerischen Arme glitt —
Er reitet eisern, wie dort Harald ritt.
Nicht kümmert ihn ein Teufel oder Tod.
Stirbt dieser Held, so jagt im Flammenrot
Der Wetternacht sein Geist in Wodans Heer
Und stählt vom Alpenhochland bis zum Meer
In Herzen, die da kämpfen unerschlafft,
Den edlen Mut, die stolze Leidenschaft.
So schaut er nicht den Tod, so schaut er nicht
Den Teufel — schaut nur seine Ritterpflicht.

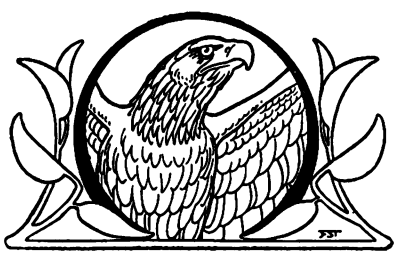
Digitized by Google

Doch leise leuchtend naht auf Geistesstrahl
Ein ander Bild; und eine Stimme spricht:

„Ich drang durch manches unwegsame Tal
Und suchte Lebensburg und heil'gen Gral.
Will's Gott, nun wird das Werk den Meister loben!
Der Wünsche zähe Schar, die hundetreu
Mich herbegleitet, war wohl rasch zerstoben,
Wenn ich zum Stein griff, doch sie kam aufs neu'.
Was sollt' ich tun? Sollt' ich zuletzt erschlaffen?
Kein Schelten half, so half vielleicht ein Schaffen."
Und im Gehäuse sitzt er, still zu schreiben:
Sankt Hieronymus, der reife Mann.
Die Wünsche nach der Welt und ihrem Treiben,
Sie sehn sich noch ein ratlos Weilchen an,
Dann schweigen sie und schlafen. Durch die Scheiben
Flügelt der heitre Tag, der engelstill
Dem tierbefreiten Klausner dienen will.
Doch aus dem Haupt des Geistentflammten bricht
Das unvergängliche, das innre Licht ...

Zwei Seelen sah ich sinnend vor dem Geist —
Und zwischen beiden galt es schwere Wahl.
Wähl' ich den Glanz, der hoch zu Rosse reist?
Wähl' ich den Leuchtenden im stillen Saal? ...

Nicht brach noch wich mein ritterlicher Wille — —
Doch trat ich zu dem Mann der steten Stille.



Digitized by Google

Neujahr

Von

Hans von Wolzogen

Man sucht nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. 1 Kor. 4, 2.

Treue steht über der Pforte des Jahres. Man sucht vielleicht die Dreieinigkeit der christlichen Tugenden dort, die von den Eintretenden ihre Erfüllung erwarten. Aber was wären auch sie ohne die Treue? Glaube und Treue ist ohnehin eins; Liebe ohne Treue aber ist gewiß keine Tugend. Und die Hoffnung? Ist sie denn nicht nur Ausdruck der Treue, sowohl derjenigen, welche wir in uns tragen, als auch derjenigen, an welche wir glauben? Wie sollten wir hoffen können, wenn es die Treue nicht gäbe? Ohne sie fiele die ganze Welt auseinander. Die Naturgesetze selber sind nichts als Formeln einer tiefinneren Treue. Diese Treue hält alle Sterne des Firmamentes zusammen. Mit unerschütterlicher Treue kehrt die Sonne wieder und erneuern sich die Jahre. Man sollte die Zeit einmal weniger als Form der Vergänglichkeit betrachten denn als Form der Treue. Sie bezeichnet doch die ewige Wiederkehr der Möglichkeit des Lebens und damit der eigenen Wiedergeburt. So könnte man das Neujahr auch Treujahr heißen. Denn die Treue Gottes tut sich in jeder Silvesternacht an seinen flüchtigen Zeitgeschöpfen wiederum kund. Dieser Treue sollte der Jubel gelten, der oft in so widerlichen Äußerungen sich ergeht, weil er den Sinn seiner selber nicht kennt. Nur das Glockenläuten, das über allen Erdenlärm dahinschwebt, mahnt noch an den ewigen Grund der Neujahrsfreude. Die Freude an der Treue bedeutet die Hoffnung des Glaubens an die Liebe. —

Merkwürdigerweise aber spricht das Evangelium dieser Zeit von der Flucht nach Ägypten. Das ist ein Bild des Geheimnisses, wie gerade im irdisch Flüchtigen die göttliche Treue zur Wirkung kommt. Das fliehende Gotteskind bezeugt die rettende Treue des Gott-Vaters. Diese Flucht in die heidnischen Lande ist wohl zugleich ein Vorbild für die Verbreitung des Christentums über die Welt nach seiner Vertreibung aus Judäa. An Judäas Stelle tritt später Rom. Unsere deutsche Reformation ist wiederum solch eine Flucht nach Ägypten. Überall rettet die Treue Gottes sein geistiges Kind aus einer drohenden Enge in eine freie Weite, hier in die evangelische Freiheit des deutschen Geistes. So wird es denn wohl auch weiter-

Digitized by Google

gehen nach einem tiefen Gesetze. Immer wieder wird das Christkind flüchten müssen, um gerettet zu werden. All diese Fluchten aber werden einen wachsenden Segen bedeuten für die weite Fremde, das große Heidenland.

Auf der Flucht vor der Welt besiegt der Heiland die Welt. Doch die Siegesstätte ist kein Kloster, sondern eine immer noch weitere Welt, nicht äußerlich nur, vor allem auch innerlich: eine größere innere Freiheit also, und nicht etwa Gedankenfreiheit nur, — die reicht nicht an den Siegespreis, den Seelenfrieden, die Ruhe auf der Flucht: nein, Freiheit des Gemütes, des Fühlens, Schauens und Glaubens, und damit auch neue innere heimatliche Stätten der Möglichkeit des Lebens und der Wiedergeburt für den christlichen Geist, für die Christenseele. —

* * *

Erster Sonntag nach Epiphanias

Lasset euch nicht erschrecken, daß der Tag Christi vorhanden sei. 2 Thess. 2, 2.

Epiphanias — die Erscheinung — das ist ein „Tag Christi". Ein anderer ist Ostern — die Auferstehung. An beiden Tagen „erscheint" der Heiland vor der Welt: das eine Mal ganz menschlich als ein neugeborenes Kind, das andere Mal göttlich verklärt als Besieger des Todes. Vor diesen Tagen braucht man nicht zu erschrecken, obwohl es die Hirten auf dem Felde und die Wächter am Grabe taten. Seitdem aber haben wir die beiden Freudenkunden: „Er ist geboren" — „Er ist erstanden" richtig verstehen lernen können; und wer sie richtig versteht, als die inneren Wunder, die wir in der Seele miterleben, der hat darin seinen Frieden gefunden.

Unser Vers aber spricht von einem dritten Tage Christi, von der „Zukunft" des Herrn, vom Tage des Gerichts. Auch der verliert seine Schrecken, wenn man den Frieden gefunden hat. Man findet ihn aber in dem Glauben an die Gotteskraft der Gnade, welche uns jene inneren Wunder erleben ließ. Diese Gnade ist menschlich empfundene Seligkeit von höherer als irdisch-selbstischer Art. Nur dann wird der „Tag des Gerichtes" wieder zu einem noch größeren, einem heillosen Schrecken, wenn man sich beeinflussen läßt von der Vorstellung der Vorherbestimmung zur Gnade oder Ungnade. Selbst wenn man gar nicht ein Gericht erwartet, wie ein Kind seine Strafe, so bleibt dies für das Leben des Menschen eine verzweiflungsvolle Vorstellung, ähnlich dem öden Gefühle einer verlassenen Kinderseele, für die es keine Liebe gibt.

Man könnte darauf gebracht werden durch den folgenden Vers 13 dieses Paulusbriefes, worin steht: „Wir danken Gott allezeit um euch, daß euch Gott erwählet hat von Anfang zur Seligkeit." Euch — zur Seligkeit — von Anfang! Also andere — da doch eine Wahl stattfand — zur Unseligkeit — auch von Anfang!? Das ist schrecklich! Wenn Gottes Gnade im Anfang, vorbestimmend, und nicht am Ende, vergebend, wirken soll: was helfen uns dann im Leben selber so Glaube wie Liebe? Die Frage drängt sich auf. Entweder wir stehen von Geburt

Digitized by Google

an schon in der Gnade, oder wir können niemals hineinkommen. So sagt uns — der Verstand. Und wenn uns dagegen das Gefühl sagen will: Aber doch merken wir es an den mancherlei, nicht menschlichen Ursachen verdankten, den als göttlich empfundenen Begnadigungen im Verlaufe des eigenen Lebens, daß wir in der Gnade stehen — ach, da möchten wir wohl leicht und rasch wieder verzagen und uns für verworfen halten, sobald es uns wieder einmal so gar nicht gelingen will, der Begnadigung uns würdig zu zeigen, sondern wir immer von neuem in jenen Zustand zurückfallen, in welchem des Menschen armes, schwaches Ich — die Gnade seines Gottes gerade am nötigsten hätte! — —

Ein großer Irrtum, der dem Menschengeiste erb- und eigentümlich ist, richtet dabei den ganzen Schaden an. Wer in solcher Art an die „Vorherbestimmung" glaubt, der sieht die Gottheit durchaus unter der Form der Zeit. Er stellt sich ein ewiges Wesen vor, wie es „einmal", vor unserem Leben, eine Wahl zwischen uns trifft. Dies soll aber von Ewigkeit her, also doch in der Ewigkeit geschehen sein, nicht in der Zeit, nicht vor oder nach etwas anderem in der Zeit, nicht „einmal". Nur die ganz auf die Zeitform eingerichtete Vorstellungsfähigkeit des Menschengeistes kann nicht anders, als sich auch die zeitlose Ewigkeit vor der Zeit zu denken. Dadurch wird aber nur eben ihre Unvorstellbarkeit erwiesen; denn eine Ewigkeit vor der Zeit ist ja selbst nur ein Stück Zeit, mindestens eine einseitig zeitlich begrenzte Ewigkeit, oder höchstens eine unendliche Zeit. Widersprüche in sich! —

Damit hängt denn auch zusammen, daß man sich Gott selbst in solcher Weise als „Persönlichkeit" denkt, nämlich auch nur nach Art von Zeitwesen, von „Personen", wie wir Menschen es sind. Solche Person wählt oder bestimmt allerdings nach ihrem Gütdünken an irgendeinem Zeitpunkt und kann gar nicht anders tätig vorgestellt werden. Allein die göttliche Persönlichkeit ist doch grundwesentlich anderer Art. Muß es sein, sofern sie eben göttlich, nicht menschlich ist. Zur Person geworden ist sie nur in dem Kinde Jesus, dessen Geburt wir zu Weihnachten feiern, in dessen Krippe wir zu Epiphanias schauen. Seit wir diese eine und einzige wahrhaftige Personifizierung Gottes erlebt haben — alle anderen in Menschengestalt sind nur mehr oder minder Stückwerk —: seitdem sollten wir eigentlich endgültig davon überzeugt sein, daß jede andere Personifizierung Gottes, die uns von unserer menschlichen Vorstellung vollzogen wird, falsch, irrig, unrecht, unmöglich sei.

Gottes Persönlichkeit — das heißt zunächst so viel, als daß Gott nicht etwa nur ein Begriff wäre. Es heißt aber positiv, daß Gott keine einzelne „Person" ist, einer von vielen, wie wir alle, sondern eine — göttliche — einzige Kraft. Dies müssen wir festhalten, um zum Frieden zu kommen: Gottes Persönlichkeit ist keine Person, sondern eine Kraft. Wäre das so unbegreiflich? Was anderes als eine Kraft ist denn auch das, worin wir die eigentliche „Persönlichkeit" eines menschlichen Individuums erkennen? Nur daß wir da die Kraft durch die Person selbst begrenzt sehen. An und für sich ist ja jede Kraft, so auch die der Persönlichkeit, etwas Ewiges. Nun, und der geistige Inbegriff — etwas ganz anderes als ein bloßer, blasser abgezogener „Begriff" — nein, der lebendige Urgrund oder das wirkende Wesen selbst dieser ewigen Kräfte, aller Kräfte, frei von aller menschlichen Begrenzung: das ist die „Persönlichkeit Gottes".

Digitized by Google

So weit, aber nicht weiter, können wir in ihrer Erkenntnis und Bezeichnung gehen, wenn wir doch einmal mit einem Worte — ähnlich wie mit dem Worte „Liebe“ — das Größte und Sicherste bezeichnen wollen, was wir haben und glauben. Und jetzt können wir auch getrost von dieser Kraft als dem „Göttlichen“ reden und es in uns selber finden. „Dein ist das Reich und die Kraft“ — die Kraft als „das Reich Gottes in uns“. Wir geraten damit nicht mehr in Widerspruch mit einem als Persönlichkeit geglaubten Gott. Sind wir aber so weit in der Erkenntnis, so dürfen wir auch glauben, daß das Göttliche in uns immerdar Leben wirken kann und wird, auch wenn noch so tote Perioden in unserer Seele eintreten mögen. Wir wissen etwas in uns zu haben, was nicht durch uns begrenzt wird. Das ist der unendliche Kern unserer Persönlichkeit. Treten dann solche schlimmen Perioden ein, so werden wir nicht gleich an unseren Stand in der Ungnade Gottes denken, sondern vielmehr auf den stets möglichen Wiederdurchbruch hoffen jener untötbaren Allgegenwart der Kraft des Göttlichen, als der wahren und ewigen Gottesgnade, in welcher wir „stehen“, ja, in welcher wir „leben, weben und sind“ nach dem Selbstzeugnisse unseres Glaubens. —

Nur eins ist not! Im Verse 13 steht am Schlusse: „In der Heiligung des Geistes und im Glauben der Wahrheit“. So sollen wir „von Anfang zur Seligkeit erwählet sein“. Es gehört also allerdings etwas in uns selbst dazu, was von ewiger Art und Herkunft ist. Jenen Glauben an das Göttliche in uns, den dürfen wir nun und nimmer verlieren. In diesem Glauben haben wir die Gnade, und in der Gnade den Frieden. Was heißt dann noch die Gnaden-Wahl? Nicht etwas, was einmal für allemal von einer anderen Person außer uns über uns bestimmt worden wäre, sondern etwas, was in der Tat der Ewigkeit angehört und damit auch in der Ewigkeitskraft unserer eigenen Persönlichkeit tief und fest begründet liegt, — etwas, was ebensosehr Gottes wie unsere Sache ist — kurz gesagt: der Wille zum Leben des Göttlichen in uns. —

Dagegen vermögen nun alle unsere zeitlichen Sünden und Schwächen nicht mehr zu zeugen; dafür aber zeugt eine jegliche kleinste gute Regung unseres inneren Menschen, dieses ewige innere Wunder, im Worte oder in der Tat: jeder Liebesblick unseres Glaubens, als eine „Erscheinung“ — Epiphanias — der Persönlichkeit Gottes. —

Diese Betrachtungen sind entnommen einem größeren Werke, das unter dem Titel: „Das Himmelreich in uns“ und in der Form an die Sonn- und Festtage des Jahres sich anschließender Ausführungen neutestamentlicher Gedanken und Sprüche zu Weihnachten 1909 als Buch erscheinen soll (Berlin bei Martin Warneck).

Digitized by Google

Massenkultur

Von

M. E.

Wenn man einmal aus weiter Ferne auf unsere Zeit zurückschauen kann, dann wird man vielleicht sagen: es war die Epoche des Appells an die Massen.

Deutschland bietet seit der Errungenschaft der Reichseinheit das merkwürdige Schauspiel einer Bewegung einzelner auf die Ganzheit. Während Frankreich aus der Empirie des Empire, aus den Konsequenzen der Revolution die Bewunderung der „Majestät des Volkes" gewann, um in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu Taines These von der Vegetation der Masse um des Genies willen durchzudringen, machte Deutschland die umgekehrte Entwicklung durch. Hier festigte sich trotz der nationalen Erhebungsabstraktion von 1848 mehr und mehr der seichte, dem konstitutionellen Monarchismus so gefällige Mittelmäßigkeits-Optimismus, der in der Anspruchslosigkeit an sich selbst sich einer völligen Kautschukmoral hingibt, und erst in neuester Zeit macht sich eine Reaktion des Selbstbewußtseins geltend, ein Bedürfnis nach der Achtung der Massen.

Es war nur zu erklärlich, daß der Freudetaumel der wiedergewonnenen Reichseinheit optimistischen Gefühlen Raum schuf, daß einen Augenblick alles Gefühl in dem Bewußtsein einer in Wahrheit rein äußerlichen Größe Befriedigung fand. Das steigende Ansehen nach außen baute sich gleichsam auf die sichere Voraussetzung des inneren Gleichgewichts. Aber diese Voraussetzung war eine willkürliche. Tieferblickende empfanden sie auch früh als solche und warnten. . . .

* * *

Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.

Deutschland war nie Nation in dem einheitlichen Sinne wie etwa Frankreich; aber auch nie demokratische Individualität wie das mittelalterliche Italien. Ihm fehlt ebenso der republikanische Geist, der einst Venedig seine Größe gab, wie der parlamentaristische Englands. Das Bequemlichkeitsbedürfnis des in politischen Dingen phlegmatischen Deutschen trieb von jeher zu einem dualistischen Prinzip zwischen Politik und Kultur. Die Person des Herrschers blieb stets ein

Digitized by Google

Außenstehendes neben der allgemeinen Entwicklung. Nie wurde, wie in Frankreich, der Name des Herrschers zur Bezeichnung für den herrschenden Stil, für die Epoche. Nur mit ganz wenigen Ausnahmen verflocht sich je der Name des Herrschers derart mit dem allgemeinen Fortschritt, daß man hätte sagen dürfen, ohne ihn wäre man nicht so weit gekommen. Kultur, Wissenschaft, Kunst, Religion gingen stets ganz ihren eigenen Weg. Diese Eigenmächtigkeit bewahrte sich das deutsche Wesen von alters her und wird nie imstande sein, davon abzugehen. Um dieses Prinzips willen, das in stillschweigendem Übereinkommen nie angetastet wurde, konnte die Phrase des Gottesgnadentums geduldet werden.

Dieser Zustand war, ehrlich gesprochen, nie ein wahrhaft glücklicher; aber er war erträglich. Wenn heute in den Wogen der Gegenwartserregung das Wort des „Nichtmehrverstehens" fällt, und für die Augenblickssituation wie ein erhellendes Schlaglicht wirkt, kann es auf den aufmerksamen Beobachter keinen neuen Eindruck machen. Wann haben sich denn je in Deutschland Volk und Fürst verstanden? Wann haben sie sich je verstehen wollen? War auch nur einmal das Bedürfnis dazu vorhanden? Stand einmal das Volk vor einer entscheidenden Frage, wo es sich sagte: da wollen wir uns erst mit unserem Fürsten beraten? Nie, nie! Ich nahm einmal, da ich noch ein halbes Kind war, an einem öffentlichen Maskenzug teil. Ich hatte ein Gespann von vier mächtigen Rossen, schwere Pinzgauer Rasse, zu lenken, an zierlichen weißen Riemen. Vier handfeste Burschen führten die Tiere. Es nahm mich wunder, was für eine leichte Sache das Wagenlenken sei, bis ich bemerkte, daß meine Zügel nur ganz lose durch einen Ring des Geschirres gezogen waren und die Pferde somit von meinen Lenkversuchen unberührt blieben. In diesem Augenblick kam ich mir wie ein konstitutioneller Monarch vor. . . .

Daß Menschen, die keine Puppen sind, aus dem Puppenheim des monarchischen Prinzips hinausstreben, das ist begreiflich und sympathisch. Aber in diesem Augenblick, wo das geschieht, verschiebt sich die ganze Lage. In dem Augenblick, wo ein Herrscher es unternimmt, sich durch persönliches Eingreifen in den Gang der Dinge Ansehen zu erwerben, gibt er etwas von dem traditionellen Ansehen, das an seinem Stand, Titel, Geschlecht hängt, auf. Er genügt nicht mehr den Ansprüchen der Herkömmlichkeit, wird eine Individualität. In einem solchen Augenblick setzt die Kritik ein.

Mit der Kritik ist die Schranke zwischen dem Volk und dem Herrscher von Gottes Gnaden gebrochen. Jetzt gäbe es die große glückliche Lösung: Zusammenarbeiten von Fürst und Volk. Eine solche Lösung wäre denkbar, dann wäre ein Zeitalter völligster Reifekultur angebrochen.

Ob wir uns einem solchen Zeitpunkt nähern??? Nach den jüngsten Vorgängen scheint sich diese Näherung in einer sehr großen, sehr kostspieligen Kurve zu vollziehen. Das Antlitz der deutschen Würde ist in diesen Tagen häßlich entstellt. Die unglückliche „Daily Telegraph-Affäre" ist, was den fatalen Eindruck nach dem Auslande hin betrifft, weit überboten worden durch die rückgratlose Haltung des deutschen Reichstags. Was waren das für Gespräche? Statt zu fordern, verlegte man sich auf unwürdiges Bitten. Wir bitten den Reichskanzler usw.!

Digitized by Google

In diesem Ton sprachen ergraute Männer. Es war tief beschämend. Es war empörend. . . .

Einst als das deutsche Volk sich von einem Napoleon knechten ließ, empfand man es als eine Schmach. Aber Napoleon war eine wunderbare, höchst merkwürdige Ausnahmeerscheinung. Einen Napoleon zu bewundern, ist immer begreiflich. In der Bewunderung seines Genies zu ignorieren, daß er zufällig für uns der Feind, der Bedrücker war — auch das ist begreiflich. Es liegt eine Größe in dieser Schwäche. Aber welch ein Zerrbild bieten dagegen die heutigen Verhältnisse! Ein Volk, das nicht weiß, was im eigenen Hause vorgeht! Ein Volk, das ein diplomatisches System duldet, mit dem es sich unaufhörlich nach allen Seiten hin blamiert. Hier liegt die Schuld, nicht beim Kaiser. Die Verfehlungen unseres Kaisers sind die selbstverständliche Folge des Verhaltens der großen Masse.

Ich weiß im Augenblicke nicht mehr, wer das Schlagwort geprägt hat: Der Kaiser und das Volk verstehen sich nicht mehr. Gleichviel; es war die größte Ironie, die ausgesprochen werden konnte. Darin liegt ja eben die Gefahr, daß der Kaiser anfängt, zu verstehen: Er kennt seine Bedienten.

Aber das wahre deutsche Wesen, das, wenngleich heute fast völlig erstickt, immer noch in uns schlummert, das kennt er nicht. Er kennt einen trüben Dunstkreis von Höflingen und diesen umlaufend einen äußeren Ring von Hurraschreiern. Der Hintergrund wird in seiner Vorstellung vielleicht von einem vaterlandslosen Gesindel ausgefüllt sein. Daß es noch etwas gibt, weiß er nicht und kann dieses Etwas darum auch nicht achten. Und das ist das Unglück. Gerade solche Naturen wie unser Kaiser bedürfen des Maßstabes der Masse, bedürfen eines beständigen Vergleichens zwischen dem Gefühl der Menge und der eigenen Tatenlust. Wenn der Kaiser in diesen Tagen wirklich etwas von der Unzufriedenheit des Volkes vernimmt, so ist es doch bloß ein unartikuliertes Gebrüll, das zu verdolmetschen sich niemand die Mühe geben wird. Ein Gebrüll, wie es kürzlich Prinz Eitel Friedrich an der Unglücksstätte bei Hamm über sich ergehen ließ. Gebrüll mit Hurrarufen vermischt. Man denke, Hurrarufe über 300 Tote hinweg!! So erzieht sich das deutsche Volk seine Prinzen. Das Ergebnis des Reichstags ist ganz dasselbe: Melange von Gebrüll und Hurra. Ein Gericht, das, kalt gestellt, an der kaiserlichen Tafel schließlich ganz gut munden wird.

Nein, auf diesem Wege kann der Kaiser sein Volk nicht achten lernen. Schlimmer als die angebliche Isolierung des Reiches nach außen hin ist die Isolierung, in der sich der Kaiser befindet. Er steht da wie ein Schauspieler, der bloß vor der Claque spielt. Ihm fehlt das Publikum. Das war seine Stellung vom ersten Augenblick seiner Regierung an. Die Resonanz der Masse fehlte. Kein Wunder, daß es da zu Extravaganzen kam. Nie war ein Maßstab da, an dem der Kaiser seine Handlungen messen konnte. Darum dieses verzweifelte Hinaustreiben ins Uferlose.

. . . Es ist ein Zug unserer Zeit. Nicht bloß die Politik; unsere Kultur leidet daran. Was war denn das Unglück unserer Künste im letzten halben Jahrhundert?

Digitized by Google

L'art pour l'art. Kein Zusammenhang mehr mit dem Willen der Massen. Jeder ergreift ein Brett des gescheiterten Kolosses und läßt sich treiben. Kunst, Theater, Literatur, alles hat seinen Claquekreis und darüber hinaus keine Beziehungen. Pardon — nicht zu vergessen, ein Band ist da, ein famoser Schnürriemen, um den ganzen Flickenpack zusammenzuhalten — der Dilettantismus. Das ist das heilige Zeichen, in dem sich alles findet. Unsere schönen Bestrebungen der Volksbildung und Volksaufklärung, auf was laufen sie schließlich hinaus? Auf das große pädagogische Ziel — ein Volk von Dilettanten! Ja, in allen diesen Bestrebungen allerdings ein sehnsüchtiger Unterton: die Idee der Massenbildung um der einzelnen Persönlichkeit willen. Maßstab gewinnen, Maßstab gewinnen!

Sind wir auf dem Wege dazu? Wir wollen uns keinem schwächlichen Hoffnungstaumel hingeben. Wir wollen arbeiten, an uns arbeiten. Nicht dilettieren — arbeiten. Hurra beiseite lassen — arbeiten. Und wenn wir uns in dem Sinne erzogen haben, dann werden wir erst wissen, was wir von einem Kaiser zu beanspruchen haben.

Jesus

Von

Toni Harten-Hoencke

Woher die Stille, die mich jäh umfängt —?
Und toste nicht der Sturm um meine Mauern?
Rang nicht der Schmerz mit mir, rang bis aufs Blut,
Und schrie mir nicht Verzweiflung wild ins Ohr?
— Doch plötzlich Stille — sanfte, tiefe Stille!
Woher? Ich weiß nicht, wer sie ist, noch was;
Doch rührt sie mich an Leib und Seele an,
Und ich empfinde sie, — ich fasse sie —
Ich strecke unwillkürlich, unbewußt
Die Hand nach jemand aus — da klingt es mir,
— Ein altes, langvergeßnes Wort —, im Herzen:
„Ich will dich führen an der rechten Hand —"

Digitized by Google

Passiflora

Eine Geschichte

von

Albert Geiger

(Fortsetzung)

Ein aufsteigender Falke, goldgestickt auf roter Seide.

Wer war der Träger dieses Bannerzeichens?

Das Mädchen, das die Geranienblüten auf Adal gestreut hatte und nun beim spärlichen Scheine eines Ämpelchens ihre langen schwarzen Haare kämmte und für die Nacht bereitete, in der einen Hand das Spiegelchen, mit der andern langsam und wie im Traum die Haare strählend, hatte diese Frage so oft an sich selbst getan, daß sie nun mit einem Male die Mädchenscham überwand und ihre Begleiterin fragte.

Die kniete im Hintergrund des Gemachs an einer Kiste und richtete allerlei Gewänder und Schmuck für den kommenden Turniertag.

Es war Nacht geworden und um diese Zeit suchte man sonst allgemach die Betten auf. Heute aber dachte niemand so rasch an Schlafen. Wüster Lärm brauste durch die Gassen und aus den Herbergen und Häusern. Die Begleiterin des Mädchens seufzte ängstlich vor sich hin:

„Es ist, wie wenn man in einer belagerten Festung wäre. Gott schütze uns vor Unglück. Das schwärmt wie in einem Bienenkorb. So ein Fest ist schön. Aber in den Herbergen zu sein, ist ein Greuel."

Sie war eine schreckhafte Natur und malte sich mit Schaudern alles aus, was einem zustoßen könne in einem fremden Hause bei einem solchen Nachtgeschwärm. Sie betete im stillen alle ihr bekannten Gebete gegen Gefahr auf Reisen und in Herbergen, zu Pferde, zu Wagen und zu Schiff, gegen Diebe und Mörder, bei Gewitter und Brandnot. Dieweil tönte von unten Gelächter und Geschrei und zwischendurch das Aneinanderklingen und Aufstoßen der Kannen. War das Gasthaus zur „Gräfin von Meran" auch das beste der Stadt, es ging nicht feiner zu als in der Herberge am Ende der Straße, die Adal und sein Gefolge bewohnten.

Das Mädchen hatte den Spiegel in ihren Schoß sinken lassen. Sie sah hinüber zu der seufzenden Gefährtin, die auf ihre Frage keine Antwort gefunden hatte.

Digitized by Google

Und sie wiederholte ihre Frage nachdrücklich, so daß ein Überhören nicht mehr möglich war. Mehr wie eine Herrin die Dienerin frägt.

„Ein aufsteigender Falke, goldgestickt auf roter Seide?“ sagte die Begleiterin mit neuem Seufzen.

„Ja um aller Heiligen willen, wie sollte man das wissen?“

Das Mädchen sah mit den verlorenen blauen Augen auf ihre weißen Hände, die den Spiegel umfaßt hielten, und sah in dem Metall halb dämmernd, wie ein verwischtes Märchen, das Abbild ihres Antlitzes. Und es war ihr, als drängte sich ein anderes Antlitz neben das ihre. Und quälender pochte an ihr Herz die Frage, und gebieterischer als sonst wohl pochte diese Frage nun auch an das Ohr der Gefährtin.

„Ich wag's! war sein Bannerspruch. Es war der beste Bannerspruch von allen. Er hat mir wohlgefallen. Ich möchte wissen, wer der ist, der den Falken im Banner hat.

Goldgestickt. Auf roter Seide.“

Die Gefährtin sah das Mädchen von der Seite an. Sie kannte diesen Zug entschlossenen Willens um ihre Lippen. Sie suchte sie abzulenken, indem sie ein Halsband von Rubinen mit den magern Händen hochhielt, so daß ein matter Schimmer der Ampel in den Steinen aufglomm.

„Das wird dich herrlich kleiden morgen beim Fest.“

„Goldgestickt. Auf roter Seide —“ wiederholte das Mädchen hartnäckig, nachdem sie nun einmal ihre Mädchenscham besiegt und ihre süße Neugierde der Gefährtin preisgegeben hatte.

„Du könntest es vielleicht beim Wirt erfragen“, fügte sie beharrlich hinzu.

„Ja denn! Morgen —“;

„Morgen. Dann tu' ich die ganze Nacht kein Auge zu.“

„Gott und alle Heiligen! Mädchen! Du bist mir ganz wirr von dem Festgelärm. Wie kann ich jetzt — hinunter in das Getöse der Wirtsstube!“

„Wenn du nicht gehst, dann geh' ich. Ich will und muß es wissen.“

Die Ältere seufzte noch vernehmlicher.

Da sie aber gutmütig war und keinen Willen hatte, dem Mädchen zu widerstehen, so schickte sie sich an, ihren Wunsch zu erfüllen. Sie öffnete vorsichtig die Türe und sah hinaus. Eben kam ein Mann die Treppe herauf. Als er eine weibliche Gestalt in der Türe sah, wollte er trunkenen Schrittes auf sie zu und in das Gemach.

Das Mädchen löschte im Schreck die Ampel. Die Gefährtin aber stieß mit bebender und doch furchtstarker Hand den Riegel in die Türfalle.

Draußen ertönte ein dumpfes Gelächter. Dann ging ein schwerer Schritt weiter.

„Gott und alle Heiligen!“ bekreuzte sich die Begleiterin. „Da siehst du, was du mit deinem Eigensinn angestellt hast. Was kann einem da alles geschehen! Diese wüsten Gesellen! Alle Engel mögen uns bewahren!“

Das Mädchen hörte diese Worte nur mit halbem Ohr.

Nach einer Weile, unter die Decke gesteckt, sagte sie leise:

Digitized by Google

„Weißt du, wie er ausgesehen hat, der mit dem Falken? Er hat ausgesehen wie ein Erzengel."

Im Dunkel der Nacht liegt sie mit offenen Augen.

Sie sieht ihn wie hingemalt in einem Meßbuch. Leuchtend im nächtigen Dunkel.

Da bringt die Nacht ein Lied. Vom Ende der Gasse her. Und das Lied trägt einen Namen durch die Nacht.

Das Mädchen setzt sich auf und lauscht. Und nun unterscheidet sie deutlich die Worte:

Vor Adal mit dem Falken
kennt keiner Widerstand!
Er stürmte selbst die Hölle
mit seiner Heldenhand.
Kein Graben ist ihm tief genug.
Zu hoch ist ihm kein Turm.
Sein Schwert trifft wie des Himmels Blitz.
Sein Zorn tobt wie der Sturm.
Gar wackre Knaben führt er
Fußvolk und Reitersmann.
Heil Adal mit dem Falken,
Des Kaisers Feldhauptmann!

„Adal mit dem Falken. Des Kaisers Feldhauptmann."

Mit heißen Lippen spricht das Mädchen die Worte vor sich hin, und sie legt die Hand auf das hochklopfende Herz:

„Adal — — Adal — —"

* * *

Spät war Adal vom Festmahl im Schlosse des Grafen heimgeritten. Zwei Fackelträger schritten vor ihm her. Ihre Fackeln streuten ungewisses Licht in die Dunkelheit. Da und dort tauchten Lichter auf. Man hörte abgerissenes Rufen, Lachen, Singen. Es war stiller geworden. Müdigkeit und Trunkenheit hatten der Lust ein Ende gemacht.

Der Wein hatte Adal erhitzt. Er nahm sein Barett ab und ließ die kühle Nachtluft um sein Haupt streichen. Die Wasser sangen durch die Nacht. Und er hörte in sich das Singen und Rauschen des Blutes. Mit einem Male, wie er so in sich versunken schweigend dahinritt, trat mit der Heftigkeit eines frischlebendigen Eindrucks ein Bild vor seine Augen.

Das Weib in jenen beiden Nächten.

In dieser Stadt war es gewesen.

Dort die Felswand entlang, die wie eine dunkle Drohung dalag, war er in die Nacht gerast an den See hinauf.

Dort hatte er sich rein gebadet.

Mit dem Gischt des Gletscherbachs.

Es war so recht das Tun eines Knaben gewesen.

Und doch mochte er nicht darüber lächeln.

Digitized by Google

Zwölf Jahre waren seit jener Nacht dahingegangen. Er war Mann geworden in dieser Zeit.

Mann.

Es ist ebensoviel Hartes in dem Klang dieser Buchstaben wie Weiches in dem des Wortes Weib.

Es hat etwas vom Hammer, der niederfällt und sein Schicksal hämmert: gut oder schlecht.

Es hat etwas vom Stein, der seine Bahn fliegt und das minder Starke zerschmettert.

Es hat etwas vom Felsen, der trotzig lastend dasteht: Da bin ich. Wer wagt es, mich zu verrücken?

Härter war in diesen Zeiten vielleicht der Mann als sonst. Mehr Hammer. Mehr Wurfstein. Mehr Felsentrotz.

Auch Adals Hände waren hart geworden. Härter, als er einst in den kindlichen Träumen der ersten Knabenzeit gewähnt hatte. Härter, als er selbst dann späterhin gewollt hatte.

Es hatte gegolten, sein Glück zu schmieden. Der Hammer mußte sausen. Der Stein schmettern. Der Fels trotzen.

Und wenn da und dort ein anderer zermalmt, zerworfen, zerschellt am Wege des Siegers lag, dieser Weg war anders nicht zu gehn.

Wohl dem, der hart, aber nicht schlecht wurde!

Adal war rein geblieben.

Aber er wußte auch, daß er seinen Willen hatte und sich nicht stören lassen würde.

Etwas nicht zu erreichen, was man wollte, schien den Menschen dieser Zeit erbärmlich, niedrig, verabscheuungswürdig: als das Zeichen eines Sklaven.

Und doch . . .

Adal lächelte wieder.

Und es war etwas Bitteres in seinem Lächeln.

Etwas war in seinem Leben, an dem brach sich sein Wille. Vor dem machte er halt wie vor einer unbekannten stärkeren Macht, mit der den Kampf zu wagen man sich scheut. Dem wich er aus, angstvoll und trotzig zugleich.

Dieses etwas war: das W e i b.

Frühe in dämmernder Knabenjugend hatte ein Mund in heißer Liebe den seinen berührt, und dann hatte dieser Mund seine Lippen verflucht und den Mund, der seine Lippen je berühren sollte.

Und dann wieder jene erste Nacht, hier in dieser Stadt.

O wie ihn immer und immer wieder der heiße, wilde, süße Schauer dieses Weibes durchbebt hatte!

Und dann der Eiseshauch, da er sie in der nächsten Nacht als Pestleiche wiederfinden mußte.

Nein!

Er wollte sich nehmen, was ihn gelüstete.

Nur von dem Weibe mußte er sich ferne halten.

Digitized by Google

Willst du lange leben, o Herr, hatte Narre, der Prophet, oft zu ihm gesagt, so meide das Weib! Venus, die gefährliche, ist dir nicht günstig. Vom Weibe wird dir dein Ende kommen.

Aber das Weib wird dir viel Wonne geben.

Bei dir ist die Entscheidung.

Aber Adal wollte nichts von der Wonne, die den Tod in den Händen brachte.

Und mochten diese Hände noch so schmeichlerisch und glückspendend sein.

Und so hatte das Wort: Mann in ihm noch immer nicht das Wort: Weib gefunden.

Aber heute?

Ja, heute!

Er atmete tief auf.

Sie waren so seltsam gewesen, diese Augen. So eine wunderbar reine, holde Kindheit hatte aus ihrem Spiegel gelacht. Und doch so etwas unerklärlich Tiefes, das von ganz anderem sprach; so als stehe das Weib hinter dem Kind und ziehe den Schleier der Kindheit von seiner Verheißung. Und welch ein unsagbar süßes Erschrecken darin gewesen war.

Er hatte solche Augen noch nie gesehen. Noch nie so in solche Augen geschaut. Sie tilgten alles Gedenken an andere Augen in ihm aus.

Aus seinem Haar hatte er einige von den roten Blütenblättchen der Geranien genommen, als er im Quartier den Helm abgesetzt hatte.

Er konnte die Blütenblättchen nicht wegwerfen.

Warum konnte er sie nicht wegwerfen?

Und wie er der roten Blütenblätter dachte, stieg die Erinnerung an die blassen Blüten in Mutters Garten in ihm auf.

Passiflora!

Die Erinnerung durchschauerte ihn.

Der Mutter Garten. Die Schwester. Was mochte aus Passiflora geworden sein?

Wie eine harte Faust legte sich in dieser dunkeln wirren Nacht diese Frage auf sein Herz.

Daß sie verloren war wie ein Regentropfen im Meere!

Und daß er der Schwester Spur nie, nie, nie mehr wiederfinden sollte!

Und mit einem Male dünkte es ihn so unsagbar häßlich, an Wonne durch ein weibliches Wesen auch nur zu denken, da er nie wissen würde, wie der Schwester Los geworden war.

Und doch hatte er die rotglühenden Blütenblätter nicht wegwerfen können.

War von diesen Blättchen in seine Finger, seine Hände, seine Glieder, sein Herz, sein Haupt schon die magische, zwingende, unheilbringende Welle geflossen, die man Liebe nennt?

Gott schütze mich vor Liebe! Gott schütze mich vor dem Weib!

* * *

Es war am Abend des Turniertages.

Müde des Festes saß der Kaiser über allerlei Papieren. Im Laufe des Nach-

Digitized by Google

mittags waren eilige Botschaften gekommen. Mitten in das Turnier hinein. Unfriede war im Reich ausgebrochen. Und er feierte Feste des Friedens.

Der Kaiser seufzte. Die hellen, scharfen Augen in dem bartlosen, scharfgeschnittenen Gesicht waren verdunkelt. Mühe, Mühe, Mühe. Wohin er sah. Und wenig Dank dafür. Die heute jauchzten, schalten morgen auf ihn. Und es gab fast niemanden, dem er es ganz recht machen konnte.

Es pochte. In der halben Dämmerung trat des Kaisers Kanzler ein. Er brachte neue Botschaften. Er las sie nur langsam und stockend vor. Es tat ihm leid um seinen Herrn.

Der sah hinaus in den dunkelnden Abend. Müdigkeit und Bitterkeit lagen um seinen Mund und in seinen Augen.

Aber kein Wort des Unmuts kam von seinen Lippen.

Nach einem Schweigen sprach er langsam:

„Es soll kein Aufsehen werden. Lasset in aller Stille den Kriegsrat zusammenrufen. Beim ewigen Gott und Christi Blut: die Herren sollen sehen, daß es noch einen Kaiser über ihnen gibt."

Er hatte sich erhoben. Und wie seine hagere Gestalt im Zwielicht hin und her schritt, sah man doch, wie es in ihm wühlte.

Endlich blieb er stehen.

„Worauf wartet Ihr?" fragte er den Kanzler, halb ungeduldig.

„Verzeihe mein kaiserlicher Herr, wenn ich ihm eine Bitte vortrage, die mir noch eben in höchster Seelennot zu Gehör gebracht worden ist. Es klingt zwar fast lächerlich, in diesen Augenblicken davon zu sprechen. Aber da es meines kaiserlichen Herren Wunsch ist, allezeit den Bitten seiner Untertanen zu Gebote zu stehen, so möchte ich die Bittstellerin nicht abweisen."

„Die Bittstellerin?" sagte langsam und verwundert der Kaiser.

„Mein kaiserlicher Herr erinnert sich des Mißgeschicks, das des Nachmittags beim Turnier einen Eurer tüchtigsten Befehlshaber betroffen hat."

„Ja, und wie geht es ihm? Ich mag ihn gerade jetzt ungern entbehren."

„Er ist schwer wund und es wird wohl eine Weile währen, bis er gesundet ist."

„Ich wundre mich. Er weiß die Lanze zu handhaben."

„Er war verwirrt. Ich hab' es wohl bemerkt."

„Und was ist es mit der Bitte?"

„Mein kaiserlicher Herr möge sich des Mädchens erinnern, das nach dem Unglück Eures Hauptmanns von der Tribüne herunter in die Schranken gestürzt ist und sich über den Leblosen geworfen hat. Man glaubte sie zuerst wahnsinnig. Aber sie ist bei guten Sinnen. Sie ist draußen im Vorgemach und bittet Euer Majestät, den Wunden auf ihr Schloß mitnehmen und pflegen zu dürfen. Es ist eine wunderliche und eigentlich törichte Bitte. Aber das Mädchen läßt nicht ab und sie hat so etwas in ihrem Wesen, daß ich ihr nicht abschlagen konnte, meinen kaiserlichen Herrn mit ihrem Anliegen bekannt zu machen. Vielleicht liegt hier die Ursache der Verwirrtheit Eures Hauptmanns."

„Wes Geschlechtes ist sie?"

„Eine von Tosens. Hinten im Tal gegen Toblach zu."

Digitized by Google

„Tosens. Die Tosenzer waren allezeit wackre Gefolgsleute."

„Der Letzte ihres Geschlechts hat bei Euer Majestät Dienst getan."

„Ja, ja! Ich erinnere mich. Er war ein tüchtiger, aber seltsamer Mann. Wo ist er? Ich habe ihn heute nicht gesehen."

„Er ist tot."

„Nun, wir wollen seinem Kinde den Wunsch gewähren. Das ist ein frankes Geschlecht hier zu Landen. Aber es sei ihnen nicht verübelt. Mag sie meinen Hauptmann gesund machen. Nur soll sie mir ihn nicht für immer behalten."

Er wandte sich seinen Papieren zu. Dann aber sprach er:

„Ich will sie doch sehen. Führt sie herein."

Der Kanzler öffnete die Türe.

„Kommt!" gebot er.

Im Dämmerlicht trat das Mädchen mit schwankenden Schritten herein. Sie senkte den Blick vor dem Gewaltigen. Sie kreuzte die Hände auf der wogenden Brust. Und dann sah sie auf. Beschämt und bittend. Aber es lag eine solche Süßigkeit in diesen weiten, erschrockenen, angstvollen, flehenden Kinderaugen, daß der Kaiser ihr fast mitleidig mit einem gütigen Lächeln in die Augen schaute.

Und da das Mädchen dieses Lächeln gewahrte, fiel sie vor dem Kaiser nieder. Ein Schluchzen erschütterte ihren Leib.

„Nun! Nun . . ." sagte der Kaiser. „Gehet nur!

Geh nur, mein Kind!"

Es war ihm, als bebe ihm ein Vogel mit schlagenden Flügeln zu Füßen. Und er spüre den Flügelschlag bis in sein Herz.

Da erhob sich das Mädchen und ging gesenkten Hauptes hinaus.

Der Kaiser sah ihr nach. Und unter seinen Papieren kramend sagte er halblaut:

„Die ist ja noch ein halbes Kind."

„Es ist nicht des Tosenzers leibliche Tochter. Er hat sie angenommen. So hat man mich berichtet."

Der Kaiser hatte sich wieder gesetzt. Er besah seine Hand, als könne er aus ihr Zukünftiges lesen.

„Ist das nicht —", begann er wieder, „habt Ihr mir nicht einmal gesagt, daß der Glückliche, um den da ein so großes Wehe ist, die Liebe meidet?"

„Ja, es ist dem so."

„Und nun kommt sie zu ihm. — Gehen wir an unsere Geschäfte! Lasset die Herren rufen. Wir haben Eile!"

* * *

Man hatte Adal nach seinem Quartier geschafft. Der Wundarzt des Kaisers hat ihn verbunden. Schwer atmend liegt er Stunde um Stunde. Ohne Besinnung.

Die drei, seine Getreuen, stehen betrübt um sein Lager. Narre der Prophet blickt halb erstaunt, halb besorgt auf das Mädchen, das am Lager Adals kniet. Ein kaiserlicher Kämmerer hat sie hergeleitet.

Sie kniet und betet. Und nun erhebt sie sich.

Sie neigt im matten Schein der Ampel das edle Haupt mit den blauschwarz glänzenden Flechten über des Leblosen Gesicht. Sie neigt es tiefer. Sie atmet

Digitized by Google

in holder Beklommenheit. Sie vergißt, daß Menschen im Gemach sind. Sie nähert ihr Gesicht immer mehr dem seinen. Sie forscht unbewußt in diesen Zügen. Sie weiß nicht, wie ihr zumute ist bei diesem Forschen. Und mit einemmal berührt ihr Mund, dieser kleine, rote, heiße Mund, die Lippen des Mannes.

Ehe Narre der Prophet es wehren kann.

Da schlägt Adal die Augen auf. Er atmet den warmen Hauch ihres Atems. Er blickt verwirrt in dies Antlitz über ihm. Er schaut in diese Augen, die so nahe sind und ihm doch so ferne scheinen. Wie ein verschleierter Himmel.

Als sie seine Augen sieht, unklar, hilflos, traumhaft in die ihrigen schauend, da quillt, wie in einen verschleierten Frühlingshimmel das warme, süße Goldblau der Sonne, eine wunderbar innige Zärtlichkeit bekümmerten Herzens in ihre Augen.

Er fühlt noch den Druck ihrer zarten Lippen.

Er staunt. Doch schon umschleiert sich ihm wieder das Bewußtsein. Er schließt die Augen. Und so kann sie das jähe Erschrecken nicht gewahr werden, das noch im Verdämmern durch sein Inneres strömt. Jäh wie die Erschrecktheit, die ihn bei ihrem Anblick des Nachmittags auf dem Turnierplatz so lähmend befallen hat.

Ihre Lippen berühren noch einmal rasch und heiß die seinigen.

Dann richtet sie sich hoch, schlank, wie gebietend auf. Ihre Augen sehen die drei. Sie lächelt mit einer unendlich reinen kindlichen Scham. Sie legt die Finger auf den Mund.

Narre der Prophet sieht sie in abergläubischem Erschauern an. Nun hat doch ein Weib seines Herrn Mund geküßt.

Halb in seiner Umdämmerung ist es Adal, als habe er schon vor langer, langer und mit Mühe vergessener Zeit in solche Augen gesehen. Kindlich wissende, schicksalsverwandte Augen. Und den Druck solcher Lippen empfunden. Wie? Wo?

Unklar webt die Erinnerung ihre Fäden in seinem schmerzenden Haupt. Vom Heute zum Einst.

Die Morgenwiese seiner Knabenzeit liegt vor ihm. Die Wiese voll tauigen Duftes. Der frische grüne Wald. Das weite hehre Gebirge. Er sieht sich selbst, ein Kindlein in zitternden Händen. Ein Kindlein, das er aus den Kiefern des Todes, aus dem Rachen des Feuers gerissen hat. Er küßt dem Kindlein Haar und Lippen. Und vor ihm steht wieder der Einsiedler. Wie er das Kind tauft und zur Sonne hebt.

„Passiflora!“ stammelt er.

* * *

Der Blüte viertes Blatt

Unten tost in weißlich-grünem Gischt ein wilder Bergfluß. Zwischen zwei Felsen tost er durch, die in den Himmel emporsteigen wie trutzig aufgereckte Finger eines Erdriesen. Man heißt diese Felsen im Lande die Schwurfinger des Teufels.

Auf diesen Felsen ist eine Burg erbaut, kühner und schöner denn die andern Burgen ringsum. Sie ist erbaut aus weißem Marmor und rotleuchtendem Porphyr. Breite, mit Löwenköpfen geschmückte Treppen führen zu langen Säulen-

Digitized by Google

gängen empor, die den inneren Burghof und die Burg umgeben. Ihren Eingang bewachen zwei mächtige steinerne Riesen. Heidnische Göttergestalten aus Marmor und Sandstein stehen im Burghof und den sich am Fels hinabziehenden Gärten. Diese Gärten sind mit großer Mühe stufenweise dem Felsen abgerungen. Da wachsen Kastanien und Nußbäume, Feigenbäume und Mandelbäume, Zypressen, Eichen und Pappeln durcheinander. Reben ziehen sich an den byzantinischen Säulen und in den Gärten dahin und bilden lauschige Lauben zum Schutz vor der Sonnenglut. Unter alten Nußbäumen im Burghof laden steinerne Ruhesitze zum Verweilen. Trauerweiden hangen über rieselnde Brunnen, und Lorbeer, Efeu, Myrten wetteifern miteinander, lieblicher Schmuck für die Götterbilder, die Säulengänge und die Treppen zu sein. Im Frühling leuchten die Magnolienbäume wie weiße Flammenbüschel und im Sommer jauchzen die üppigen Rosenbäume einen heißen Liebesgesang. Man wähnt, in einem verzauberten Garten zu weilen. Oft sind Schloß und Lauben und Treppen und Gärten in ein stilles, seliges Blau getaucht und die Götterbilder schimmern aus Efeu und Lorbeer und wildwachsenden Rosenhecken. Oder schwere, dunkle Wolken hängen über diese Pracht und die düstern Felsen herein. Oder in gewitternden Nächten huschen die Blitze darüber und geisterhaft gewinnt alles ein seltsames Leben, um alsbald wieder in brütendes Dunkel zu sinken.

Eines Tages hatte der Burgherr, der anders als seine Vorfahren still und eingezogen lebte und mehr ein Gelehrter als ein Krieger war, eine Reise an den Kaiserhof machen müssen, und von da war er nach vollbrachter Dienstleistung, die ihn mehr denn ein Jahr zurückgehalten hatte, zum Erstaunen seines Weibes und des Schloßgesindes mit einem Kind zurückgekehrt. Es stamme von Verwandten in Bayern, die um die Zeit seiner Reise von einer verheerenden Seuche dahingerafft worden seien und nur dieses Kind zurückgelassen hätten. Die Frau fühlte, daß er ihr nicht die volle Wahrheit gesagt habe. Aber sie schwieg. Denn sie freute sich des lieblebendigen kleinen Wesens von Herzen, da sie selbst ihrem Gemahl ein Kind nicht hatte schenken können. Es war ein noch nicht zweijähriges Mägdlein mit den schönsten blauen Augen, einem Mündchen wie eine Kirsche in einem stillen, blassen Gesichtchen und schwarzblauen Haaren von einem selten gesehenen seidigen Glanz. Er nannte das Kind nach einer seiner französischen Rittergeschichten, in der das Schicksal einer Waise beschrieben war, Frene. Auch säumte er nicht, es zur Erbin seiner Güter zu machen. Und man sprach landauf, landab eine Weile nichts anderes als von dieser seltsamen Geschichte. Man argwöhnte auch, es möchte dies Kind wohl die Frucht einer Verirrung sein. Allmählich aber verstummte das Gerede, und man betrachtete auch diese Sache als etwas Feststehendes, das man ohne weiteres Erstaunen hinnahm.

Mit der kleinen Frene war ein neues Leben in der Burg erwacht. Es war, als habe eine Feenhand eine kleine leuchtende wundertätige Blüte in einen öden Garten verpflanzt, und nun blühe der ganze Garten auf von der Wärme und dem Licht und dem Zauber dieser Blüte. Als die Burgfrau zu sterben kam, segnete sie das Kind um des Glückes und der Sonne willen, die es in das traurige Haus gebracht, und befahl es ihrem Mann als Tröstung für ihren Hingang. Das Kind

Digitized by Google

wuchs heran, ein immer sich erneuernder Born der Freude für den alternden, kränkelnden Mann. Wie süß klang von ihrer weichen Stimme das Wort „Vater“ in sein Ohr! Wie adelig dünkte ihn all ihr Wesen! Wie klug und artig ihr Gebaren und ihre Worte! Er staunte an ihr wie an einer Offenbarung des Himmels und dachte oft, daß ihn Gott besonders begnadet habe, da er ihn ein solches Kleinod an der Landstraße zwischen Blut und Kot habe finden lassen. Um Frene den Umgang der Mutter nicht missen zu lassen, gab er ihr eine Verwandte zur Seite, eine nicht übermäßig gescheite, aber wohlerzogene, tüchtige Frau, die ihren Mann in einem Fehdezug verloren hatte und mit Freuden in das schöne, reiche Schloß einzog. Das Mädchen wuchs auf zwischen Blumen und Büchern. Es bevölkerte die Burg mit Gestalten der Geschichten, die sie in den Ritterbüchern des Alten fand, und Äneas und Dido, Flor und Blanscheflor, Tristan und Isolde wanderten an stillen Sommernachmittagen oder im Zwielicht verhangener Mondnächte leibhaftig umher. Und da draußen lockte so schön die blaue schimmernde Ferne mit ihrem Reichtum wechselnder Gebilde. Hohe, feierliche Schneehäupter über ernsten Bergwäldern. Burgen und Kapellen. Städte und Dörfer. Ferne blitzten Seen, und in goldenem Duft lag die Ahnung Italiens, des Landes der Wunder und Abenteuer.

Da geschah es, daß der Burgherr starb. Jählings. Und Frene mit Ursula, ihrer Genossin, allein war. Frenes Schmerz war über die Maßen groß. Und er wurde nicht gemildert, als ihr Ursula mitteilte, daß der alte Mann nicht ihr leiblicher Vater, sondern nur ihr Pfleg- und Ziehvater gewesen sei. Es verwirrte ihre Qual noch mehr, daß sie nun gewissermaßen ein Findling in dieser Welt war. Das Heftige und Jähe ihres Wesens in all ihrer Innigkeit und Güte offenbarte sich. Sie fiel in eine Krankheit, da sie tagelang jegliche Nahrung verweigerte. Langsam genas sie, und länger, viel länger währte es, bis sie des Vaters — denn das war und blieb ihr nun einmal der alte Mann — ohne Tränen gedenken konnte. Endlich ward auch dieser Schmerz stiller und stiller, und sie konnte sich an dem Genuß ihres jungen Lebens und ihrer herrlichen Umgebung erfreuen.

Langsam wie das heimliche Aufblühen einer Knospe, erst leise, dann immer stärker sich entfaltend, erglomm eine Sehnsucht in ihr nach der Welt da draußen. Der alte Burgherr hatte sein Kleinod vor der Welt und ihrem Treiben bewahren wollen. Es war ihm immer wie eine Ahnung, als warte Frenens da draußen ein Unglück. Als könne die Heerstraße, deren Kot und Gewirre er sie einst entrissen hatte, sie zurückholen und für immer behalten. Als säßen Elend und Schande dort mit ihren gierigen knochigen Fingern und streckten sie nach ihr als willkommenstem Opfer. Darum hatte er Frene nie weiter als in das Dorf auf den Berg gelassen. Und als er starb, hatte ihm Ursula versprechen müssen, sie auf dem Schloß in ihrer Einsamkeit zu bewahren. Es war der Wunsch eines Sterbenden, und in solchen Wünschen sind ja meist Weisheit und Torheit einträchtiglich gemischt. Frau Ursula hatte lange des Sterbenden Gebot befolgt. Allein wenn sie sich auch die Augen verschloß, so fest sie konnte, sie mußte gewahr werden, daß eine heimliche Sehnsucht an Frenen nage. Oft sah Frene hinab auf das eilende strudelnde Wasser in der schaurigen Tiefe und hinaus auf die Straße, die aus dem Tal in die Ebene führte. Da zogen Ritter mit wehenden Fahnen. Kaufleute mit

Digitized by Google

Warenzügen. Kriegsknechte in hellen Scharen. Hochzeits- und Festzüge mit Geigen und Flöten. Fahrendes Volk aller Art. Alle zogen sie hinaus in die Welt. Nur sie mußte auf dem öden Schlosse sitzen bleiben und ihr Leben vertrauern. Sie ward immer stiller und bleicher. Endlich konnte auch Ursula ihrem Verlangen nicht mehr Widerstand leisten, da sie sah, wie Frene an ihrer Sehnsucht litt und zusammenfiel gleich einer Blüte, der man das Licht genommen hat.

Nun traf es sich gut, daß in der Stadt aus Anlaß der Durchreise und des damit verbundenen Hoflagers des Kaisers ein großes Turnier ausgeschrieben war. Verwandte Ursulas zogen dahin, und unter ihrem Schutze konnten auch Frene und sie zur Stadt hinabziehen und dem Turnier zuschauen. So geschah es, und Frene hielt ihren Einzug in die Welt.

Und da hatte sie mit ihren großen, märchenverlangenden Augen Adal gesehen. Augenblicklich und gewaltig hatte sie sein Wesen getroffen. Wie am Lager eines Erzengels war sie am Lager des Verwundeten gestanden. Ihrer von Wundergeschichten farbig verwirrend durchwogten Seele erschien das alles wie ein von Gott gesandtes Wunder, dem sie schauernd den Kelch ihrer holden Jungfräulichkeit öffnete.

* * *

Wie einst Isolde den todwunden Tristan, so pflegt Frene den wunden Adal.

Sie haben ihn auf die Tragbahre gebettet, und talaufwärts aus der von Wirrwarr erfüllten Stadt sind sie hinaufgezogen in das lachende Reich des Friedens. Zu der Burg. In das Kindheits- und Märchenreich Frenens.

Da liegt der Wunde auf weißem Linnen. Das blasse, schöne Haupt regungslos. Regungslos auch die abgezehrten Hände. Wie in einer Lähmung. Der Atem geht. Das Herz schlägt. Aber sonst ist kein Zeichen des Lebens an ihm. Narre der Prophet und Hinketakt betten ihn. Narre bereitet ihm stärkende Brühen und kühlende Tränke. Aber Frene flößt sie ihm ein mit ihren weichen, sorglichen Händen. Sorglich wie die einer Mutter.

Die drei Getreuen sind bei ihm geblieben.

Hinketakt der Fiedler hat sich, wenn er nicht am Krankenbett sein muß, zum Vogt und den Knechten eingenistet. Die sind froh, einen Spielmann bei sich zu haben. Halblaut fiedelt und singt er ihnen Lieder und erzählt ihnen alte und neue Mären. Dafür hat er, was sein Herz begehrt, in Küche und Keller.

Ratte der Poet ergötzt sich an den Ritterbüchern. Er findet da die seltensten Geschichten, die er bisher nur vom Hörensagen kannte.

Beide dünken sich wie im Paradies.

Nur Narre der Prophet geht mit bedenklichem Gesicht umher.

Sorge und Angst erfüllen sein Herz, was werden soll, wenn sein Herr gesundet ist.

Das Weib. Das Weib.

Wird es seiner Heldenlaufbahn ein Ende setzen?

Wozu all die Mühe, der Kampf, der Sieg, wenn jetzt sein Herr auf einer tirolischen Burg sich verliegt? Wenn eine Mädchenhand gebieterisch in das rollende Rad seines Ruhmes eingreifen darf? Wenn Venus ihm den Kranz aus den Haaren nimmt, den Mars ihm aufgedrückt hat?

Digitized by Google

Es war nichts zu ändern: Venus stand siegreich in Konstellation.

Und das Wundersame, wie das Weib nun doch zwischen Tod und Leben sieghaft zu Adal getreten war!

Narre sah wieder das Bild in der Herberge, wie Frene sich über den Mund seines Herrn gebeugt und ihn geküßt hatte. Und wie er dabeigestanden war und es nicht hatte wehren können.

Nicht von seinem Herrn und seinem Willen war das gekommen. Nein: ein fremder Wille hatte es vollbracht.

Sicherlich waren hier Mächte wirksam, gegen die es kein Wehren gab. Gestirne, die fern ihre Bahnen ziehend, dennoch in das Leben eines Menschen eingreifen. Es lag wie ein rätselhafter beängstigender Bann in dem Ganzen, wie das geschehen war.

Aber dann betrachtete er wieder Frene.

Konnte von diesem holdseligen Geschöpf seinem Herrn Unheil werden?

Konnte das Schicksal so erbarmungslos tückisch sein, in diesen weißen Kinderhänden ihm das Gift zu reichen?

Aber war es nicht gerade das, was man Schicksal nannte:

Der große Hohn in allem menschlichen Geschehen?

Narre der Prophet stöhnte und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Venus stand siegreich in Konstellation.

* * *

Eines Morgens — es waren wohl an die vierzehn Tage ins Land gegangen — schlug Adal die Augen auf. Er blickte mit fremden Augen um sich, ohne in seinem Dämmerzustand irgend ein Ding genauer zu erkennen. Frene war an seinem Lager gesessen, die Hand auf seiner Hand. Als er die Augen aufschlug, erhob sie sich mit einem furchtsamen Entzücken. Sie neigte sich behutsam über ihn und suchte in seinen Augen zu lesen, ob er sie erkennen werde. Adal hob das Haupt, ließ es aber mit einem Stöhnen wieder sinken. Sein Blick tauchte in Frenens Blick. Er sah wieder diesen blauen, leichtverschleierten Himmel über sich. Und wiederum kam ihm die Erinnerung an die morgenfrische Jugendwiese, und wiederum stammelte er:

„Passiflora ..."

Dann sank er aufs neue in Bewußtlosigkeit.

Frene hatte das Wort vernommen. Es klang wundersam eigen.

Als der Kranke die Augen geschlossen hatte und sie wieder an seiner Seite saß, ihre Hand auf der seinen, dachte sie dem Worte nach.

Passiflora.

Wen mochte dies Wort benennen?

Sie dachte an die alten Helden- und Rittergeschichten.

Sie hatte da gelesen von Helden und Rittern, die geliebt hatten und ihre Geliebten wieder verlassen und wieder andern Frauen ihre Neigung zugewandt hatten.

War es der Name des Weibes, das der Mann da neben ihr liebte?

Und mit einem Male stieg eine eifersüchtige Angst in ihr auf.

Und zugleich befiel sie eine Scham über das, was sie getan hatte.

Digitized by Google

Einen Wildfremden hatte sie zu sich genommen. Sie, die Waise. Das Mädchen ohne Schutz.

Einen Fremdling. Ihr Herz erbebte bei diesen Worten.

Er war ihr ja doch kein Fremdling. Sie fühlte sich ihm so nahe, so verwandt, so als ob des gleichen Blutes Welle durch seine Adern ströme. Sie wußte nicht, woher dies rätselhafte Gefühl in sie gekommen war.

Gewiß, sie war ein törichtes Kind. Sie tat so, als sei dieser Mann da ihr sicheres Eigentum.

Dies war wohl so, weil sie ihn — liebte?

Eine dunkle Glut brannte über ihr Antlitz, so oft dies Wort in ihrer Seele zu tönen begann.

Sie hatte wohl viel von Liebe gelesen, und daß Liebe das, was sie liebt, ihr eigen nennen will, mit Leib und Seele, ganz und unaufhörlich ihr Eigen. Ihr Eigen.

Wenn aber der Mann da neben ihr schon — einer andern zu eigen war?

O wie sie diese andere hassen konnte, die er Passiflora nannte!

Zornige Tränen rannen aus ihren Augen.

Wenn er nun erwachte und wenn er ihr sagte, daß er nicht bei ihr bleiben könne?

Sie ließ seine abgezehrte, feuchte Hand aus der ihrigen. Es schüttelte sie wie ein Krampf. Sie trat zum Fenster und sah hinaus, die Straße entlang, auf der sie ihn hergeleitet hatte.

Und so häßlich es sie dünkte: sie wünschte, er möchte noch nicht erwachen. Er möge noch krank bleiben. Er möge nie das Furchtbare zu ihr sprechen, das ihr aus dem Worte Passiflora entgegenklang.

Und sie setzte sich wieder still an sein Lager und hielt seine abgezehrte, feuchte Hand. —

Sie bat Narre den Propheten, ihr von seines Herren Leben zu erzählen.

Er wußte viel von Belagerungen und Erstürmungen, Schlachten und Siegen, Nöten und Entbehrungen, Reichtum und Festen zu erzählen. Von seiner Kraft. Seiner Würde. Seiner Ritterlichkeit. Seiner Klugheit. Seiner Liebenswürdigkeit. Seiner Freundschaft mit hohen Herren. Der Gunst, der er bei allen, die ihn kannten, genossen hatte. Seiner aufopferungsvollen Güte. Von allem, was das Bild eines echten Ritters gab. Nur von einem nicht: von dem, was sie wissen wollte.

Nie kam von einem Weibe ein Wort über seines Dieners Lippe.

Nie hörte sie das Wort — Passiflora.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Stadt

Von

Anton Fendrich

D'alt Hermisbüri wott verreise" — hieß es überall auf den Gehöften in der Umgebung des kleinen Bauernhauses, in welchem die Hermisbäuerin wohnte. Die Neuigkeit rief bei den Bauern wie bei den Dienstboten große Verwunderung hervor. Was eine so alte Frau noch in der Stadt wollte? Und bei dem Wetter, mitten im Winter!

Sie werde wohl ihren Sohn im Bayerischen besuchen wollen, der dort Pater in einem Kapuzinerkloster sei, — meinte eine Magd auf dem Hof des Seebauern. Davon sei keine Rede, antwortete die Seebäuerin; die „Wibervölker", ob alt oder jung, ob Mutter oder Base, hätten in einem solchen Kloster keinen Einlaß. — Nach allerlei andern Gründen für die plötzliche Reiselust der alten Hermisbüri suchte man noch, fand aber keine. „A wa', 's wurd numme ä dumm's G'schwätz si," — schloß die Seebäuerin das Gespräch und schickte die Mägde an die Arbeit.

Unterdessen saß die alte Frau, welche den Nachbarsleuten ein so schwieriges Rätsel aufgegeben hatte, in ihrer Stube auf der Ofenbank und überlegte sich's noch einmal. Im großen, viereckigen Kachelofen surrte das Feuer; die graue Katze, die sich neben der Alten behaglich zusammengerollt hatte, schnurrte; und draußen pfiff der Wind über die schneebedeckte Hochebene des Schwarzwalds. An den strohumbundenen Rosenstöcken im kleinen Garten vor den Fenstern hüpften zwei Spatzen auf und ab und suchten in den ausgedroschenen Ähren nach zurückgebliebenen Körnern.

Die Hermisbüri aber saß und „sinnierte".

Sie war ein altes, zusammengeschrumpftes „Wibervolk", aber aus ihrem runzligen Gesicht mit den frischen roten Bäckchen und den kleinen, hellen Augen sah eine unendliche Güte und Frische. Nur zwei sündhafte Neigungen waren ihr aus ihren früheren Jahren geblieben. Sie verriet nie ihr Alter und hatte eine stille Freude darüber, daß man sie für „so zwischen Sechzig und Siebzig" hielt, während das Kirchenbuch ihr Alter auf 74 Jahre angab. Und dann — nach ihrer Ansicht die schwerere Sünde — der alte Wunsch, einmal in ihrem Leben die Stadt zu sehen.

Digitized by Google

In die Amtsstadt mit ihren 2000 Einwohnern war sie zwar schon oft gekommen, aber ihre Neugier ging weiter. Das Ziel ihrer langjährigen Wünsche war die große Stadt, die drunten „im Land“ (in der Ebene) lag; wo der Erzbischof seinen Palast hatte; wo das große Münster stand, das sie schon im Kalender abgebildet gesehen; wo es so „grausam schöne Kaufläden“ gibt, wie ihr der Schuhmacher erzählt, der alle Weihnachten in die Stadt ging; und wo sie jetzt sogar mit elektrischen Fuhrwerken ohne Gaul in den Straßen herumkutschierten, wie ihr ein Hausierer berichtet, dem sie ein Schnäpschen gegeben, nur um ihn ausfragen zu können.

Und die Hermisbüri saß und „sinnierte“.

Wie oft schon war sie der Ausführung ihres Planes nahe gewesen! Zuerst, als sie Hochzeit machte; jetzt gerade vor fünfzig Jahren. Ihr Mann, der „Lenz“ (Lorenz) wäre schon dabei gewesen, aber seine Eltern waren dagegen. Das sei „übertriebes Züg“, so in der Welt herumzureisen. Und dabei blieb es. — Dann kamen die Kinder, eins nach dem andern. In diesen fünfzehn Jahren vergaß sie die Stadt fast ganz. Nur wenn einmal einer der Burschen aus den benachbarten Bauernhöfen vom Militär auf Urlaub kam, suchte sie Gelegenheit, um ihr Wissen über die Stadt zu bereichern. — Eines Tages brachten sie ihr den „Lenz“ auf einem Schlitten tot heim; beim Holzfällen war er unter eine stürzende Tanne gekommen. Da begrub sie mit ihrem Mann auch den Wunsch, einmal ein „Reisli“ nach der Stadt zu machen. Aber ganz schwand ihr das alte Sehnen nicht aus dem Herzen. Die Stadt war für sie etwas Lebendiges, mit dem sie in einer gewissen Gefühlsbeziehung stand; und um dieses Gefühl nicht erkalten zu lassen, schickte sie jetzt, wo ihr Mann tot war, und wo sie allein die ganze Wirtschaft zu leiten hatte, Milch in die Stadt. Bisher hatte sie die Milch von ihren vier Kühen, soweit sie nicht im Haushalt gebraucht wurde, ins Amtsstädtli verkauft. Jetzt aber ließ sie sich eine große Milchkanne mit einem Schloß daran und einem Messingschild mit ihrem Namen darauf machen, gerade so, wie die großen Hofbauern sie hatten, die halbhektoliterweise Milch nach der Stadt schickten, seitdem eine Bahn durch die wilden Schluchten hinab „ins Land“ ging. Und obwohl die Milch überfett war, rahmte sie sie nie mehr ab als bisher, wo sie bisweilen auch noch ein Bälli Butter gemacht hatte, ohne deshalb schlechte Milch zu verkaufen. Mit allem Rahm sollten die Stadtleut' ihre Milch haben!

Langsam war sie alt geworden. Die Kinder hatten sich verheiratet oder waren fortgezogen, hinaus in die Welt. Es wurde einsam um sie herum. Dem einzigen Sohn, den sie außer dem Kapuziner hatte, gab sie bei dessen Verheiratung das Haus und einiges Geld. Die andern Kinder sollten ihr Erbteil von diesem Sohn erhalten, wenn sie einmal gestorben war. Sie selbst aber zog ins Leibgeding in ein kleines „Hüsli“, dessen unteren Stock sie kaufte. Sie wollte mit der Schwiegertochter nicht in Streit kommen und räumte das Feld, solange noch Frieden war.

So wohnte sie jetzt auf ihrem „Libdig“ (Leibgeding) schon bald fünfzehn Jahre. In der Einsamkeit aber war der alte Wunsch wieder erwacht. Den Kindern der Mietsleute im oberen Stock oder den Enkelkindern, wenn sie zum Besuch kamen, erzählte sie von der Stadt, dem Erzbischof, dem Münster, wo acht Pfarrer auf

Digitized by Google

einmal Messe lesen könnten; den großen Lichtern auf der Straße, die wie der Mond zwischen den Häusern hingen und nicht einmal angezündet zu werden brauchten.

Auf einmal, ganz plötzlich und unerwartet, nahte sich ihr die Erfüllung ihres alten Wunsches. Sie wurde krank, schwer krank. Mitten in der Nacht mußte der Arzt aus dem Amtsstädtli geholt werden. Der machte ein ernstes Gesicht und meinte, man werde die Hermisbüri wohl operieren lassen müssen, und zwar von einem Professor drunten in der Stadt. In allen ihren Schmerzen nahm die Hermisbüri die Ansicht des Arztes fast wie eine gute Botschaft auf. Sie war eine zähe, tapfere Frau und hatte vor dem Operieren keine Angst, besonders wenn sie bei dieser Gelegenheit nun doch noch in die Stadt kam; und vor dem Sterben hatte sie auch keine Furcht, denn sie war fest im Glauben und zweifelte nicht daran, daß, wenn der Herrgott sie rufen werde, es gerade der richtige Moment für sie sei. Was sie am meisten freute, war der Gedanke, daß sie nun nicht aus ihrem eigenen Willen, aus „sündhaftem Fürwitz" — wie sie es nannte — in die Stadt kommen würde, sondern notgedrungen und durch die Umstände gezwungen. Sie sah sogar eine Fügung Gottes in ihrer Krankheit, eine Art von Belohnung dafür, daß sie der Versuchung so lange widerstanden. Durch Gottes Schickung würde ihr jetzt das auf ihre alten Tage gewährt, was sie ihr Leben lang gewünscht.

Aber ihre zähe Natur machte einen Strich durch alle ihre Gedanken und Hoffnungen. Nach vierzehn Tagen konnte sie das Bett verlassen, und nach weiteren zwei Wochen war sie wieder ganz hergestellt — ohne Operation.

Weitere zehn Jahre vergingen. In der bisher so stillen Schwarzwaldgegend wurden Hotels für Sommerfrischler, Kurhäuser für Lungenkranke gebaut. In den letzten zwei Jahren kamen sie sogar mitten im Winter auf Schneeschuhen. Es war, als ob die Stadt ihre Arme bis herauf auf die Schwarzwaldhochebene streckte und die Hermisbüri einlüde, doch einmal hinabzukommen. Allerdings, geschimpft wurde jetzt mehr über die Stadt als früher. Die Bauern bekamen fast keine Knechte und Mägde mehr; die jungen Leute dienten lieber in der Stadt. Auch der Pfarrer wetterte fast alle Sonntage von der Kanzel herab gegen die Gefahren und Verführungen der Stadt. Aber die Hermisbüri dachte, das werde grad' auch nicht so gefährlich sein; der Pfarrer sei „halt ä weng ä scharfe".

Und eines schönen Tages wurde sie „rebellisch". Sie wurde über sich selber und ihre langen Gewissensbisse böse. Da werde der Herrgott gewiß nichts dagegen haben, wenn sie auf ihre alten Tage auch einmal ein Vergnügen haben wolle, sagte sie sich. Eine ganze Woche lang dachte sie darüber nach. Langsam, wie der Schnee draußen die Erde zudeckte, so verschwanden ihre alten Bedenken. An einem Freitagmorgen, als sie auf der Ofenbank saß und neben ihr die Katze schnurrte und draußen vor dem Fenster die Spatzen in dem um die Rosenstöcke gebundenen Stroh nach Körnern suchten, — an diesem Freitagmorgen wurde sie mit sich einig.

Am Sonntag früh, wenn's Wetter schön wäre, wollte sie gehen; gleich mit dem ersten Zug.

* * *

Ihr Sohn und dessen Frau hatten alles versucht, um sie von der Reise abzuhalten; sie solle doch wenigstens nicht mit dem ersten Zug gehen bei solcher Kälte.

Digitized by Google

Aber sie ließ es sich nicht aus dem Kopf bringen. Die jungen Leute könnten heutzutag' nichts mehr ertragen, sagte sie, und wer was sehen wolle, müsse sich Zeit machen.

Am Sonntag früh um fünf Uhr stand sie in ihrem altmodischen Mantel und mit einem dicken Tuch um die goldgestickte Haube vor der Haustüre und horchte in die helle, kalte Sternennacht hinaus, ob der Sohn mit dem Schlitten noch nicht komme, um sie an die Bahn zu führen. Als sie das Klingelzeug des Pferdes hörte, gab's ihr einen „Mupf" (Stoß) am Herzen. Also jetzt doch! „'s wurd do am End' nit doch ä Sünd' si?" fragte sie sich, als der Schlitten vor die Haustreppe fuhr. Aber zum Überlegen war jetzt keine Zeit. Sie stieg ein, ließ sich von ihrem Sohn die Füße in eine Pferdedecke wickeln, und unter lustigem Geklingel ging's der Bahn zu.

Bisher war die Hermisbüri noch nie in der Bahn gefahren. Es lag etwas Komisches in der Würde, mit der sie in den Zug einstieg. Mit dem Abendzug um sechs Uhr käme sie wieder, rief sie mit wichtiger Miene dem Sohn von der Plattform des Wagens herab; er solle sie wieder mit dem Schlitten abholen. Die Fenster des Kupees waren so mit Eisblumen bedeckt, daß man nicht hinaussehen konnte. So beschäftigte sie sich eingehend mit der inneren Ausstattung des Wagens, die ihr sehr „apartig" und doch zu gleicher Zeit „grusam kommod" vorkam. Sie zog unter dem Mantel aus der Rocktasche ein altes Lederfutteral, dem sie eine Brille entnahm. Als die mit einer Messingeinfassung versehenen Gläser auf der Nase saßen, studierte sie im Schein des Gaslichtes, das an der Wagendecke angebracht war, die angeschlagenen Vorschriften über das Verhalten der Reisenden. In jedem Paragraphen fand sie einen tiefen Sinn. Besonders die Vorschrift, daß Tabakspfeifen nur dann geraucht werden dürften, wenn sie mit einem Deckel versehen sind, fand sie sehr zweckmäßig. Das müßte ja etwas Grausiges sein, wenn so ein Zug Feuer fangen würde und man ihn nicht mehr anhalten könnte.

Unter ähnlichen Betrachtungen war sie nach anderthalbstündiger Fahrt nach der Stadt gekommen. Die Zeit war ihr, obwohl sie allein im Kupee saß, so rasch vergangen, daß sie es nicht glauben wollte, als der Schaffner ihr sagte, sie müsse jetzt aussteigen; alles müsse jetzt aussteigen. Sie fragte den Schaffner, wo man „ebbes Warm's" bekommen könnte, und dieser führte sie, während sie sich vor Staunen über die Hunderte von Lichtern und die unterirdischen Durchgänge kaum fassen konnte, in das Restaurant dritter Klasse. Dort, wo es noch ziemlich still war, nahm sie Kaffee und Weißbrot und wunderte sich während des Essens beim Anblick der in den Ecken schlafenden Kellner, daß die Stadtleut' schon am frühen Morgen, wenn sie kaum aufgestanden seien, schon so faul wären.

Es tagte, als sie aus dem Bahnhof heraustrat. Da erst merkte sie, daß in der Stadt kein Schnee lag. Im Nebel hoben sich die Silhouetten der Häuser schwach ab; ganz in der Ferne aber sah sie das verschwommene Bild eines hohen, schlanken Turmes, der weit über alles hinausragte. Da schlug ihr das Herz höher. Das war gewiß das Münster. Sie kannte den Turm aus ihrem Kalender, wo er in einem Dombaulotterie-Inserat abgebildet war. Über das nasse Asphaltpflaster hinüber ging sie in der Richtung nach dem Dom zu. Sie wollte zuerst eine Messe hören und

Digitized by Google

Gott danken, daß ihr nun doch noch das Glück beschieden sei, die Stadt zu sehen. Da plötzlich hörte sie nicht weit von sich heftig läuten. Sie drehte sich um und sah aus dem Nebel ein großes Licht auf sie zukommen. Sie sprang auf die Seite. Im nächsten Augenblick glitt ein Wagen der elektrischen Straßenbahn fast lautlos an ihr vorüber. Die Hermisbüri stand sprachlos. Also das sind die Wägen ohne Gäule, von denen sie gehört; da heißt es noch Obacht geben, dachte sie im Weitergehen.

Glücklich war sie im Münster angelangt. Aber sie fühlte sich nicht wohl in der riesengroßen gotischen Halle. Sie hatte in einer der hinteren Bänke sich niedergekniet; aber zur Andacht konnte sie nicht kommen. Den Priester, der vorn am Hochaltar die Messe las, konnte sie nicht sehen, und da es eine „stille Messe" war, auch nicht hören. Die großen gemalten Fenster lenkten ihre Aufmerksamkeit ab. Sie suchte sich in dem Gewirr der aus kleinen Glasstücken zusammengebleiten Fenster zurechtzufinden, konnte aber nur hier und da einen Kopf, einen Arm, ein Schwert sehen, aber nie eine ganze Figur. Das alles verwirrte sie, und sie dachte an ihr altes Kirchli droben im Wald, wo es ihr so heimelig war, und wo sie auch andächtig sein konnte.

Als die Frühmesse beendet war und die nicht gerade sehr zahlreichen Kirchenbesucher die Bänke geräumt hatten, blieb sie sitzen. Sie fühlte, sie mußte sich sammeln und ruhiger werden. Ihr Herz klopfte laut vor Aufregung, und ein ängstliches Gefühl lag ihr auf der Brust. So „grusam großartig" hatte sie sich das doch nicht vorgestellt.

Nach einiger Zeit war sie wieder ruhiger geworden und trat aus dem Portal auf den großen Münsterplatz. Die Kaufläden, welche ihr besonderes Interesse erregten, waren noch geschlossen bis nach dem Hauptgottesdienst. Bis dahin wollte sie die großen „Statuten" und Brunnen ansehen, von denen sie schon gehört. Auf ihrem Weg hielt sie sich immer auf dem Trottoir, aus Furcht vor den elektrischen Wagen. Sonst wäre sie am liebsten mitten auf der Straße gegangen, um links und rechts die großen, schönen Häuser sehen zu können. Die Häuser gefielen ihr sehr gut; nur fand sie sie ein wenig eng aufeinander. Von den „Statuten" machte der Bertold Schwarz, der das Pulver erfunden, am meisten Eindruck auf sie. Das Denkmal des Augustinermönchs erinnerte sie an ihren Sohn, den Kapuziner, der in seiner Kutte ähnlich aussah.

Im Weitergehen geriet sie ins Nachdenken über etwas, was sie nie verstehen konnte: warum man so gescheite, fromme Leute, wie die Kapuziner doch seien, nicht ins Badische hereinließe. Da müsse doch was dahinterstecken. Aus solchen Gedanken wurde sie aber plötzlich aufgeweckt durch das laute Gelächter einiger junger, sehr vornehm gekleideter Leute mit roten Mützen auf dem Kopf. Sie traten dicht vor ihr in ein Haus, auf dessen Eingangstüre sie in großer goldener Schrift die Worte las: „Bediene dich selbst. Kein Trinkgeld." Einer der jungen Herren drehte sich in der Türe um und fragte, ob die Schwarzwälder Großmutter sich nicht auch einen genehmigen wolle. Sie verstand nicht, was er meinte; aber so viel hatte sie jetzt bemerkt, daß die jungen Leute Studenten und das Haus ein Wirtshaus sein müßte. Als sie zögerte, kam der Student heraus auf die Straße, klopfte ihr freundlich auf die Schulter und sagte: „Kommen Sie mal rin, Froß-

Digitized by Google

mutterchen; so wat haben Sie noch nich jesehen." Sie wußte nicht, wie sie in das Lokal hineinkam, und der Gedanke, daß der lustige Student nur Ulk mit ihr treiben könnte, lag ihr völlig fern. In dem Restaurant sah sie nun, wie die Studenten und andere Leute Geldstücke in die Wand warfen, und wie dann aus einem Hahnen Bier oder Wein, Kaffee oder Schokolade floß. Unter großen Glasglocken lagen auf einem runden Gestell allerlei Eßwaren, die sie noch nie gesehen hatte, und wenn man in einen Schlitz Geld warf, drehte sich das runde Gestell unter der Glasglocke, und aus einem Loch fiel ganz sanft eines von den Dingern zum Essen auf einen Teller. Zuerst staunte sie alles das mit offenem Munde an; dann fand sie es sehr „g'schpäßig"; schließlich aber sagte sie sich, das sei einfach schlecht, auf eine solche Art sein täglich Brot zu nehmen und zu essen; das müsse ein vermaledeites Teufelszeug sein. Zornig und unter dem Gelächter der Studenten verließ sie das Restaurant. Der Pfarrer habe doch in manchem recht, wenn er auf die Stadt schimpfe, sagte sie sich, als sie wieder auf der Straße war.

Die Läden waren nun geöffnet, und auf den Trottoirs drängte sich eine große, sonntäglich gekleidete Menge. Es war der Hermisbüri unmöglich, vor den großen Ladenfenstern stehen zu bleiben; so dicht war das Gedränge. Auf einmal stand sie vor einem Haus, dessen ganze Frontseite aus Glas zu sein schien. Das war also der große Kaufladen, von dem ihr der Schuhmacher erzählt hatte. Nur aus Glas und Eisen sei das Haus gebaut, hatte er gesagt, und alles sei so billig wie nirgends.

Sie trat ein, um „ebbis zum Spiele" für ihren kleinen Enkel zu kaufen. Drinnen wurde sie von dem Menschengewirr sofort erfaßt, dahin geschoben und dorthin gedrückt, bis ein junger Herr mit einem schwarzen Schnurrbärtchen und einer großen gebogenen Nase sich ihrer annahm und sie eine Art Kellertreppe hinabführte. Vor ganzen Wänden voll Spielzeug stand sie jetzt. Die Wahl wurde ihr schwer. Endlich hatte sie sich für einen kleinen Wagen und einen kleinen Hund entschieden, der hüpfen konnte, wenn man auf den Gummischlauch drückte, an dem er angebunden war. Sie wollte das Spielzeug in ihre schwarze Ledertasche stecken und dann bezahlen. Das Ladenfräulein aber erklärte ihr, sie solle erst an der Kasse Nr. 4 bezahlen; dort bekäme sie ihre Ware. Damit streckte sie der Hermisbüri einen roten Zettel entgegen. Davon wollte aber die Hermisbüri nichts wissen; sie wollte hier gleich bezahlen und gleich das Spielzeug mitnehmen; das sei in den Kaufläden bei ihr zu Hause auch so. Das Ladenfräulein wollte ihr die Sache nochmals klarmachen, aber die Hermisbüri ließ sich auf nichts ein. Sie legte das Geld auf den Ladentisch und verlangte ihre Ware. Das Ladenfräulein schob das Geld zurück, lächelte mitleidig und sagte: „Mit der Frau ist nichts zu machen." Dann wandte sie sich, ohne sich um die erzürnte Bauersfrau länger zu kümmern, an eine Dame mit den Worten: „Womit kann ich der gnädigen Frau dienen?"

Enttäuscht und verärgert war die Hermisbüri wieder draußen auf der Straße angelangt. Die Ohren surrten ihr noch von dem Lärm in dem großen Warenhaus. Weshalb man ihr die Spielsachen nicht gegeben, konnte sie immer noch nicht begreifen; aber in ihrer Bescheidenheit sagte sie sich, sie werde halt wohl auf irgendeine Art selber daran schuld gewesen sein. Und bald kehrte die alte Freundlichkeit wieder in ihren kleinen hellen Augen und auf dem runzligen Gesicht ein.

Digitized by Google

Aber Appetit hatte sie jetzt bekommen mit dem vielen Herumlaufen. Sie fragte jemand nach einem kleinen Gasthaus, das man ihr empfohlen hatte. Als sie auf dem Weg dahin von der Hauptstraße in eine Seitenstraße einbiegen wollte, kam gerade ein elektrischer Tramwagen lautklingelnd um die Ecke. Sie ließ ihn vorüberfahren und verließ das Trottoir, um das Geleise zu überschreiten. Da läutete es heftig hinter ihrem Rücken. Sie sah sich um, sah einen Tram von hintenher kommen und wollte wieder zurück aufs Trottoir. Im gleichen Moment hörte sie ein scharfes, schrilles Klingeln und lag im nächsten Moment besinnungslos auf dem Pflaster. Eine Dame auf einem Velo, die zwischen dem Trottoir und dem herannahenden Tram durchfahren wollte, hatte sie umgeworfen und war dabei selbst zu Fall gekommen. Im Nu hatte sich eine Menschenmenge um den Schauplatz des Unfalls versammelt. Ein Polizist notierte die Nummer des Fahrrads. Ein Herr versicherte dem Polizisten, die Dame habe vorschriftsmäßig geklingelt, die Frau sei ihr aber gerade ins Rad gerannt; überhaupt sollten die dummen Bauersleute bei sich zu Hause bleiben, wenn sie nicht einmal einem Velo ausweichen könnten.

Die Hermisbüri aber lag auf dem nassen Pflaster, ohne sich zu regen. Ihr Kopf war auf dem Randstein des Trottoirs aufgeschlagen. Blut war keins zu sehen. Ein zufällig vorüberkommender Arzt ordnete ihre Überführung ins Krankenhaus an. Dort starb sie am gleichen Nachmittag. Sie hatte einen Schädelbruch erlitten. Kein Mensch wußte, wer sie war und woher sie gekommen war. Im Journal des Krankenhauses war sie mit der Nummer ihres Bettes eingeschrieben. Nummer 56 sei gestorben, meldete die Wärterin dem Jour habenden Assistenzarzt gerade zu der Zeit, als der Zug aus dem Bahnhof fuhr, der die Hermisbüri wieder hinauf in ihre Heimat im Wald bringen sollte.

Am andern Tag kam der Sohn in die Stadt und suchte nach der Mutter. Auf der Polizeistation erfuhr er alles.

Zwei Tage später führten sie die Hermisbüri auf den kleinen Friedhof droben am Waldesrand. Der Sohn hatte die Mutter nicht in der Stadt lassen wollen. Auf ihrem Grabe aber steht ein Holzkreuz, auf das der Maler die Inschrift gemacht hatte: „Hier liegt Theresia Hermes geb. Spiegelhalder, gebohren den 12 Hornung 1827, gestorben auf einer Reyse in die Statt den 4 Dezember 1902. Gott gebe ihr die ewige Ruh."

Der Pfau

Eine Fabel von P. Fanghänel

Ein Mensch sah zum ersten Male einen Pfau und blieb, die Pracht seines Gefieders bewundernd, lange vor ihm stehen.

Da erhob der Pfau, der sich dadurch geschmeichelt fühlte, laut seine Stimme und rief voller Hochmut: „Bin ich nicht das vollkommenste Geschöpf, das du je gesehen?"

„Das war bis jetzt allerdings auch meine Meinung; du hast mich aber soeben eines Besseren belehrt," erwiderte der Mensch und ging seines Weges weiter.

Digitized by Google

Neue Unberührtheit

Von

Paul Westheim

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein — —

Die Weltstadt mit ihrem schmutzigen Daseinsdrang, ihrer jagenden, rasenden Verzweiflung, ihrer Geldgier drohte mich zu ersticken. Ich mußte hinaus aus dem tönenden Dröhnen ins Freie, ins Reine und Ruhige. Die aufgepeitschten, gedrängten Leidenschaften sollten sich ausschwingen in der Winterkühle der Wälder. Ich wollte wieder frei und frisch werden.

So wanderte ich unter den verschwiegenen Tannen des Schwarzwaldes. Hinter dem breiten Turm des Heidelberger Schlosses, den Pulvergewalt wohl auseinandersprengen, aber nicht zerstückeln konnte, träumte ich von markigen Menschen, die sich selbst wertvoll und wichtig erscheinen, von Geschlechtern, die sich fest und stolz und frohbewußt in das Marktgedränge des Lebens stellen. Und mein Fuß trug mich durch den rauhen, herben Odenwald nach den harmonischen Senkungen und Höhen des Taunus. Ich folgte dem Laufe der Werra bis in das Herz des Thüringerlandes. Ich hielt Umschau von der Wartburghöhe über weite, verschneite Flächen. Eine weiße, weiße Stille. Kein Mensch weit und breit. Die Luft ist kalt, leer von Tönen und Stimmen. Kein Vogel flattert durch den hellklaren Raum. Keine Menschenspur kreuzt den Pfad. Eine Wildfährte findet sich selten einmal eingedrückt in die unberührte Schneedecke. Und das raunende Rauschen des Wassers ist verstummt, ist verhallt unter lastenden, erdrückenden Eisflächen. Eine weiße, weiße Stille. Man erahnt verborgene Kräfte, gewesenes, keimendes Leben, man verspürt einen angehaltenen Atem. Man empfindet den eigenen Pulsschlag machtvoller, lebhafter in dieser Ruhe. Das Gefühl einer schauenden und wollenden Lebendigkeit löst sich stärkend aus dem unbeweglichen, eisigen Schweigen der Umwelt — — —

In schmalen, lichtverborgenen Schluchten, zwischen ragenden Felswänden, die überdeckt und umkränzt sind von herabflutenden, hängenden Eismassen, packt mich der neue, nie geahnte Eindruck einer herben Unberührtheit. Diese klare, zarte Spröde, diese weiße, schneeweiße Jungfräulichkeit, diese glatte Keuschheit! Wie rein und frisch neigen sich die Eishänge, wie durchsichtig hell bieten sie sich dem be-

Digitized by Google

trachtenden Auge! Sie verbergen keine Geheimnisse, keine Rätsel, keine Ahnungen. Sie bleiben unbefleckt vom Weltenschmutz in ihrer spröden, abweisenden Kühle. Sie ragen in die Welt hinein — hartkantig, ohne Bindung, in sich abgeschlossen.

Ein bleicher, müder Strahl der Mittagssonne umspielt Zapfen und Wülste und Kristalle, in denen der plötzliche Frosthauch die rieselnden Wasserfluten aufgehalten, aufgefangen hat. Er tänzelt über glitzernde, spiegelnde Spitzen, er kost und flirtet an glasharten Zacken und versinkt müde und kraftlos hinter der scharfen, schneidenden Silhouette der Gipfel. Schroff und starr ragen die Eiswände, schroff und starr und unberührt. —

W i n t e r! Das Wort bekommt einen gesunden, metallenen Klang da draußen. Die Ofenwinkelphantasie der Städter kennt nur einen bleichsüchtigen, hüstelnden Lebensvergifter, durch die blinden Fensterscheiben erblicken wir in den engen Gassen einen schleichenden Zerstörer — den wir fröstelnd hassen. Wir verkriechen uns vor ihm, vor seiner Kraft, die unsere Wesensart nicht zu begreifen vermag.

Winter! — Das ist der Feind des Überreifen und Überhitzten, des Überlebten und Marklosen. Eiseskühle! — Das ist das Geheimnis der ewigen Reinheit der grünenden, blühenden Natur. Alles Siechtum muß ausgefroren werden. Einmal alljährlich muß die Natur sich befreien von ihrer Überfülle; unverbrauchte, irregeleitete Kräfte muß sie zerstören, ehe ein neues Werden erwacht. Tausend drängende Triebe sind ziellos geblieben, tausend Blüten sind in linden Sternennächten aufgebrochen, tausend Früchte, die die brennende Glut gereift, hängen ungepflückt. — Die Zeugungskraft ist ja so reich, so überschwänglich reich! Und die Erde muß frei werden von der Last ihres toten, nie keimfähigen Erbbesitzes. Das Dürre und Welke muß verschwinden und versinken. Der zuckende Leib des Kosmos schüttelt Schwäche und Krankheit und Schmarotzertum ab, um neu zu empfangen, neu zu schaffen. Eiseskühle! Was nicht wurzelecht, nicht voll Dauerkraft steht, berstet und zergeht.

Winter! — Das ist das Geheimnis der großen Erneuerung. Die Erde schält sich los vom Daseinsschmutz des Ringens und Strebens, vom Schweiße des Zeugens und Lebens. Frische und Jugend, jubelnde Jugend löst sich halb schlummernd unter der reinweißen Decke, drängt sich an das Licht neuer, milder Strahlen. Flecken und Hüllen versinken. Die raunenden Wasser erwachen. Die Welt ist wieder frisch, wieder stark und rein, so wunderbar rein. — Wie nie geküßte Lippen, wie der kaum erwachte, zart erblühende Leib einer Jungfrau, wie selige, träumende Wunschlosigkeit! Aus der herben Unberührtheit, der spröden Keuschheit dieser neuen Frühlingswelt quellen Blumen und Wonnen und Leidenschaften und Leben. Der Werdegang findet sein ewiges Ziel. Und Früchte reifen. . . .

Wir aber, wir bleichen Großstadtmenschen, kennen keine reinigende, befreiende Eiseskühle. Wir schreiten keiner läuternden Auferstehung entgegen, uns winkt keine neue keusche Unberührtheit, keine weiße Jungfräulichkeit. Wir müssen die Lasten unserer Leidenschaften, unserer nie befriedigten Sehnsucht mit uns tragen, müssen die Kette unserer Wesensart stets und immer nachschleifen. Sie klirrt, klirrt unaufhörlich in unsere Mutlosigkeit hinein; doch es gibt keine Abkühlung,

Digitized by Google

keine Reinigung. Wir sind so schmutzig, so furchtbar schmutzig. Wir bleiben befleckt für immer, immer. Und wir können nur weinen über unser Schicksal — wenn der Frühling vorüber.

— Ich aber möchte mein brennendes Haupt einwühlen in den weißen, weißen Winterschnee.

Das Meßstück

Von

Otto Michaeli

An einem Meßstand sah ich einen Mann
Mit einem kleinen Knaben an der Hand,
Armselig beide, schlicht, im Volksgewand.
Der Vater, wohl ein fleißiger Arbeitsmann,
Dem Sorge und die Hast des Lebenskampfs
Die Krallenfinger ins Gesicht gedrückt,
Ging trocken, ernst und wortlos durchs Gewühl,
Nur ab und zu mit einem kurzen Wink
Dem Kind die Schätze zeigend. Endlich hielt er
Vor einer Bude, deren buntes Spielzeug
Manch junges Herz vor Freude klopfen machte.
Nach langem Kennerblick, der prüfend wühlte
In all den hundert kleinen Herrlichkeiten,
Und kurzem Feilschen, ganz ergebnislosem,
Erstand der Vater einen hölzernen Hasen
Mit rauhem Pelz, auf kleinen Rädern laufend,
Halb Mißgeburt, halb göttergleiches Kunstwerk,
Denn voll unsagbar drolligen Humors
War dieses Tieres schnurrbartstolze Miene.
Der Vater wies dem Sohn bedeutungsvoll
Das Tier und sagte wichtig: „Aber jetzt!“
Ein ganzes Weltall lag in den zwei Worten.
Der Bube drauf, mit leuchtenden Kindesaugen,
Sah voller Glücksgefühl zum Vater auf.
Dann gingen sie. Nach zwanzig, dreißig Schritten
Gab es dem Manne plötzlich einen Ruck.
Er ging zurück zum Stand mit seinem Knaben
Und bat, halb scheu, doch seines Rechts bewußt,
Um ein Papier, den Hasen einzuwickeln,
Sei's, daß das hohe Kleinod nicht verdürbe,
Sei's im Gefühl der Wichtigkeit des Kaufs.
Vier frohe Augen musterten noch einmal
Das plumpe Tier, als wollten sie es streicheln.
Sogar der Hase schien vor Glück zu strahlen,
Von jener beiden Seligkeit gepackt,
Und schien vor Rührung ordentlich zu schnaufen.
Dann ward er sorglich eingepackt; der Knabe
Nahm das Paket behutsam untern Mantel,
Und still-vergnügsam wandelten sie heimwärts
Ich aber fragte mich: „War das nicht Glück?“

Digitized by Google

Aus der Blütezeit der Bureaukratie

Wer Faust Schiller und die Götterdämmerung Mozart zuschriebe, würde sich in gebildeten Kreisen bald unmöglich machen. Und doch ist dieses Nichtwissen nicht so gefährlich wie die erschreckende Unkenntnis auf sozialem Gebiet. Hier wirft man auch in den besten Kreisen Worte und Begriffe wie Sozialismus, Anarchismus, Bodenreform wahllos durcheinander. Ein solcher Zustand ist gefährlich, weil in unserer Zeit, in der jeder einzelne ein Stück Mitverantwortung für die Entwicklung zu tragen hat, dadurch die schwersten Schädigungen im öffentlichen Leben entstehen müssen. Erklärlich ist dieses Nichtwissen allerdings durch den Charakter der nationalökonomischen Literatur, die fast nur auf Fachleute Rücksicht nimmt. Aus solcher Erkenntnis heraus hat unser Mitarbeiter A. Damaschke zum erstenmal den Versuch gemacht, eine „Geschichte der Nationalökonomie“ zu schreiben, die nichts voraussetzt und bei aller Kürze doch in lebendiger Weise in das Wesen der sozialen Bewegungen und Theorien einführt, die auch in unsern Tagen um die Köpfe und Herzen der Menschen ringen. Der Erfolg bewies, daß er damit viele Wünsche erfüllt hatte. In fünf Monaten war die erste Auflage vergriffen. Auch die zweite Auflage war so schnell verkauft, daß eine Neubearbeitung nicht möglich war und ein unveränderter Zweitdruck erfolgen mußte. Nun hat Damaschke seine Geschichte der Nationalökonomie ausgebaut; die dritte, erweiterte Auflage erscheint soeben im Verlage von Gustav Fischer in Jena (Preis 4 ℳ). Wir geben eine Probe aus dem Kapitel „Das Zeitalter des Merkantilismus“, das gerade in unseren Tagen, in denen so viel von neuen Staatsmonopolen geredet wird, nicht ohne aktuelle Bedeutung ist.

* * *

Der merkantilistischen Wirtschaftsauffassung Ziel war: Machtgewinnung; ihr Weg: die staatliche Regelung des wirtschaftlichen Lebens; die Mittel zum Ziel: Gewinnung von Menschen und Reichtum.

Das Recht und die Pflicht, die wirtschaftlichen Verhältnisse nach allen Seiten zu beeinflussen und zu regeln, folgte aus der absoluten Fürstengewalt, die alle Macht, aber auch alle Verantwortung auf den Herrscher legte.

Wie wollte das absolute Fürstentum nun Menschen und Geld gewinnen?

* * *

Die Vermehrung der Menschen war namentlich nach dem Dreißigjährigen Kriege eine Notwendigkeit. 17 Millionen Deutsche sahen seinen Beginn, nur 5 Millionen sein Ende.

Zwei Mittel schienen auf geradem Wege zum Ziele zu führen: eine entsprechende Ehegesetzgebung und die Regelung der Ein- und Auswanderung.

Digitized by Google

Die Ehegesetzgebung belegte das Nichtheiraten mit besonderen Steuern: Hagestolzen- und Frauenzimmersteuern.

In Berlin mußten z. B. im Jahre 1705 das höchste Edelfräulein und die niedrigste Dienstmagd ihre Ehelosigkeit vierteljährlich mit 6 Groschen versteuern. In Frankreich mußten unter dem Finanzministerium Silhouette Junggesellen und Jungfrauen das Dreifache der Kopfsteuer von Eheleuten bezahlen. Um 1600 wurden in Spanien alle, die den Mut fanden, sich zu verheiraten, auf 4 Jahre von jeder Steuer befreit. Eine Familie, die sechs Söhne aufzog, war auf Lebenszeit steuerfrei. Philipp IV. von Spanien setzte zur Aussteuer armer Mädchen staatliche Unterstützungen aus.

Der französische Finanzminister Colbert bestimmte: Die „femmes des gentilshommes" mit zehn Kindern erhalten 1000 L. Pension, mit zwölf Kindern 2000. Jede jugendliche Person, welche vor dem 20. Jahr heiratet, braucht keine „taille" zu zahlen bis zum vollendeten 25. Jahr. —

Die Regelung der Ein- und Auswanderung ging natürlich darauf hinaus, die Einwanderung zu unterstützen und die Auswanderung zu erschweren.

Es ist bekannt, welchen Gewinn z. B. Brandenburg-Preußen aus dieser Politik gezogen hat. Der Große Kurfürst rief Hugenotten und niederländische Ansiedler ins Land. Er selbst aber gab seinen Untertanen die Auswanderungsfreiheit nicht. Brandenburgische Untertanen, die auf Befehl aus dem Auslande nicht sofort zurückkehrten, wurden von ihm mit ewigem Kerker, ja mit dem Tode bedroht.

Diese Politik führte selbst zu weitgehender religiöser Toleranz, so daß z. B. das militärische Preußen christlichen Sekten, die den Kriegsdienst grundsätzlich verwarfen, wie den Menoniten, gern Aufnahme gewährte. Als Friedrich Wilhelm I. der Vorschlag unterbreitet wurde, 17000 Salzburgern, die in ihrer religiösen Freiheit bedrückt waren, in Preußisch-Litauen anzusiedeln, schrieb er kurz und klar: „placet. Die Depenses sind gering und ich peuplier mein wüst Land." Er selbst aber bedrohte die Verleitung zur Auswanderung aus Litauen mit der Todesstrafe.

Colbert, der geniale französische Staatsmann, dessen Steuerverwaltung Ludwig XIV. seine Machtstellung verdankte, machte sich kein Gewissen daraus, Arbeiter, die auswandern wollten, einfach in Haft zu nehmen, bis die Auswandererschiffe den Hafen verlassen hatten. Fabrikanten, welche für das heimische Steuerwesen wertvoll erschienen, ließ er einfach ins Gefängnis werfen, wenn sie im Verdacht standen, auswandern zu wollen. Um Hände für die Ruderbänke der Schiffe zu gewinnen, ordnete der sonst so sittenreine Colbert kalten Blutes an: „man müsse jetzt Einfälle in die barbarischen Länder zu veranstalten suchen, um Sklaven zu gewinnen."

* * *

Neben der Sorge um eine möglichst große Bevölkerung wurde es als Hauptaufgabe betrachtet, möglichst viel Reichtum für das Land zu gewinnen. Diesen Gedanken betont namentlich auch der namhafte deutsche Merkantilist Veit Ludwig von Seckendorf in seinem „Teutschen Fürstenstaat" (1655), übrigens dem ersten staatswissenschaftlichen Werke in deutscher Sprache: „Auff der Menge wohlgenährter Leute besteht der größte Schatz des Landes."

Wilhelm von Schröder sprach in seiner „Fürstlichen Schatz- und Rentenkammer" (1686) nur eine fast allgemein herrschende Anschauung aus, wenn er sagte: „Ein Land wird nur reicher, je nachdem entweder aus der Erde oder aber aus andern Ländern mehr Gold und Silber hereingebracht wird, und so viel ärmer, als ohne Äquivalent hinausläuft."

Die eben genannte Schrift zeigt auch in charakteristischer Weise auf ihrem Titelblatte den Geist der Volkswirtschaftslehre unter dem absoluten Fürstentum. Es bringt eine Schafschur mit der sinnigen Erläuterung:

Digitized by Google

Wenn eines klugen Fürsten Herden
Auf diesem Fuß genützet werden,
So können sie recht glücklich leben
Und dem Regenten Wolle geben.
Doch wer sogleich das Fell abzieht,
Bringt sich um künftigen Profit. —

Die Gewinnung von Reichtum ist das zweite Ziel, für das die neuen Nationalstaaten ihre Fürsten- und Beamtenmacht einsetzten. Selbst die Versuche, auf dem Wege der Alchimie Goldquellen zu erschließen, die wir in dieser Zeit fast an allen Höfen finden, hängen mit dieser Grundauffassung zusammen.

Volkswirtschaftlich ins Gewicht fallen zunächst die Versuche, die Gold- und Silberminen wieder auszubauen, selbst mit unverhältnismäßiger Aufwendung von Arbeitskraft. Die Ausfuhr von Edelmetallen war aus den meisten Ländern bei schwerster Strafe verboten. In Frankreich stand unter Colberts Regiment auf solcher Ausfuhr die Todesstrafe.

In Preußen wurde noch 1798 die Ausfuhr alles gemünzten und ungemünzten Goldes unter Androhung schärfster Strafen verboten. Um die Angeberei zu befördern, wurde jedem Denunzianten die Hälfte des konfiszierten Gutes versprochen.

* * *

Der zweite Weg zur Gewinnung des erstrebten Nationalreichtums war die Regelung des Handels. Der Große Kurfürst erklärt 1684 in einer Instruktion für den geheimen Rat Paul Fuchs: „Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Staats, wodurch die Manufakturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen."

„Der Handel," sagt Colbert, „ist der Prinzipalspunkt, der einen Staat in Ordnung, Glanz und Reichtum erhält."

Wie der deutsche Fürst und französische Minister, dachte der englische Philosoph John Locke, der 1689 in seinem „Essay on civil government" den Grundsatz aufstellt: „In einem Lande ohne Bergwerke gibt es zum Reichtum nur zwei Wege: Eroberung oder Handel."

Dieser Handel sollte eine zweifache Aufgabe lösen: den eigenen Staat reich machen, zu gleicher Zeit aber auch den Nachbar schwächen. Denn das war ein Grundgedanke dieser ganzen Zeit, daß ein Staat nur gewinnen könne, wenn der andere in demselben Maße verlöre. Colbert sagt: „Der Handel hat deshalb die große Bedeutung für den Staat, weil er den Reichtum hineinzieht und die Fremden verarmen läßt."

Es schien deshalb alles darauf anzukommen, eine sogenannte günstige „Handelsbilanz" zu gewinnen. Man setzte Volkswirtschaft gleich Einzelwirtschaft und schloß etwa so: Wenn ein Bauer, Handwerker, Geschäftsmann viel zukauft und wenig verkauft, so wird er unfehlbar verarmen; denn viel Ausgaben und wenig Einnahmen führen zur Verminderung des Besitzes. Genau so sei es auch mit den Staaten: Wenn ein Volk viel fremde Waren kauft und wenig eigene verkauft, so geht das Geld aus dem Lande und das Volk verarmt. Die merkantilistisch gesinnten Staatsmänner erstrebten deshalb als Ziel, daß ihre Staaten möglichst viel verkaufen konnten, und möglichst wenig vom Auslande einzukaufen brauchten.

Es wurde deshalb die Einfuhr im wesentlichen auf unentbehrliche Rohstoffe beschränkt. Die Einfuhr von Manufakturen wurde vielfach gänzlich verboten.

Dagegen wurde die Ausfuhr von Rohstoffen erschwert, damit sie im Innern billig zur Verarbeitung vorhanden wären. So verbot Kursachsen 1621 die Ausfuhr des „sehr seltsam gewordenen Eisens", bis Landstände und Untertanen sich genügend versorgt hätten.

In Brandenburg wurde unter dem Großen Kurfürsten die Ausfuhr von Leder, Häuten, Fellen, Silber absolut verboten. Friedrich Wilhelm I. bedrohte 1723 aus dem gleichen Grunde jede Ausfuhr von Wolle mit einer Strafe von 10 Talern pro Pfund. Wollhändler und Juden sollten sogar für jede Wollausfuhr an den Galgen gehängt werden.

Digitized by Google

Mit dem Bestreben, das Geld im Lande zu behalten, hingen auch die merkwürdigen Verbote ausländischer Genußmittel wie Tabak, Kaffee und Tee zusammen. So setzte Landgraf Ludwig von Hessen im Jahre 1766 und 1767 auf den Genuß von Kaffee 10 Taler Geldstrafe oder 14 Tage Gefängnis und begründete diese Verfügung wie folgt:

„Da wir erwogen, daß unsern Untertanen dieser aus einem fremden Gewächs zubereit und mit Zucker gewürzt werdende Trank nur zur Lüsternheit der Zunge, und keineswegs zum nötigen Unterhalt des Lebens diene, auch oft der Gesundheit Nachteil bringe, dadurch aber und den dabey verschwendet werdenden vielen Zucker, bey allgemeinem und übermäßigem Gebrauch desselben, große Summen Geldes aus unsern Fürstlichen Landen und dem Reich unnützerweise verschleppt, und der Creis-Lauf des Geldes in unsern Fürstlichen Landen gemindert und gehemmt, das Einländische, aus den im Lande gezogenen Früchten, Pflanzen und Gewächsen, gekeltert, gebraut und gebrannt werdende wohlfeilere Getränk hingegen, zum merklichen Schaden der davon im Land sich nährenden vielen Personen, bey Seiten gesetzt, viele Zeit zu andern Geschäften versäumt, und vieles Gehölz dabey unnötig verbrannt werde; also befehlen wir" . . .

In Preußen wurde 1799 den Beamten der Besuch ausländischer Heilbäder verboten; in Schlesien gäbe es auch heilkräftige Bäder, „von den Heilquellen von Polzin in Pommern nicht zu reden." Gebrauche man diese, so bliebe das Geld im Lande.

* * *

Um recht viel Waren an das Ausland verkaufen zu können, mußten natürlich möglichst viel Waren im Inlande hergestellt werden. Die Herstellung von Waren zum Verkauf wurde von Staats wegen außerordentlich begünstigt. Jetzt kam die Zeit der großen Manufakturen, in denen zahlreiche Arbeiter unter streng durchgeführter Arbeitsteilung für einen Unternehmer tätig waren. Von der modernen Fabrik unterscheiden sich diese Manufakturen durch das Fehlen der Maschinen.

Manufakturen ins Leben zu rufen und lebensfähig zu erhalten, galt als eine der wichtigsten Aufgaben aller Staatskunst. Man zog geschickte Arbeiter aus anderen Ländern mit großen Kosten herbei, so Colbert Eisenarbeiter aus Nürnberg, Spiegelarbeiter aus Venedig, Strumpfwirker aus England, Tuchfabrikanten aus Holland. Als aber ein Seidenfabrikant aus Lyon die Kenntnis eines gewissen Verfahrens nach Italien verkaufen wollte, wurde er mit Zustimmung Colberts ins Gefängnis geworfen.

Die Manufakturen sollten ihre Waren möglichst billig herstellen, um die Konkurrenz der anderen Länder zu besiegen. Deshalb wurde die Ausfuhr von Getreide in den meisten Ländern verboten, damit das Brot für die Arbeiter unter allen Umständen billig bliebe.

Man ging sogar soweit, die Kinderarbeit, weil sie die billigste war, staatlich zu begünstigen. Colbert setzte Prämien aus, „um Väter anzutreiben, ihre Kinder in die Manufakturen zu schicken."

Den Arbeitern wurde oft bei schwerer Strafe verboten, eine Lohnerhöhung, die vielleicht die Produktionskosten steigern könnte, zu fordern.

In Berlin bestimmte 1718 eine Gesindeordnung, daß jeder, der einem anderen einen Dienstboten „abredete oder abwendig machte", eine Strafe von 20 Talern bis zu 100 Dukaten zu zahlen hätte, von welcher der vierte Teil dem Angeber zufiel. Es wurden auch ganz bestimmte Löhne vorgeschrieben und gedroht, daß „der oder diejenige, welche sich unterstehen, ein mehres an Lohn oder einigerlei Geschenke an Geld, oder anderen Sachen, dem Gesinde zu geben, soll für jeden Taler Lohn das erstemal 50 Taler und das andere Mal 100 Taler und wegen unvergönnten Geschenks für jeden Groschen einen Taler Strafe erlegen."—

Die Organisationen der Arbeiter wurden 1731 durch Reichstagsbeschluß für ganz Deutschland verboten. Namentlich gefährlich vom Standpunkt der billigen Produktion aus erschienen Arbeitseinstellungen oder alte Freiheiten, wie die des „blauen Montags". In Preußen wurde

Digitized by Google

1794 gesetzlich bestimmt: „Nur an Sonn- und Feiertagen, deren Feier das Gesetz verordnet, mag der Gesell die Arbeit unterlassen. Gesellen, welche sich an den der Arbeit bestimmten Tagen dieser entziehen, sollen mit Gefängnis bei Wasser und Brot das erstemal 3 Tage, im Wiederholungsfalle 14 Tage bestraft werden. Bei hartnäckiger Fortsetzung eines solchen Mißbrauchs wird der Geselle auf vier Wochen zum Zuchthaus abgeliefert und ihm sein Lehrbrief abgenommen."

* * *

Auch die merkantilistischen Staatsmänner mußten erfahren, daß das billige Produzieren von Waren allein nicht zu einer blühenden Volkswirtschaft führt, sondern daß als der oft schwerere Teil des Problems ein befriedigender Verkauf der Waren hinzutreten muß. Auch dies glaubte man durch Einsetzung der Staatsgewalt erreichen zu können. Um die Tuchindustrie zu heben, gab Karl I. von England (1625—1649) ein Gesetz, nach dem Leichen nur begraben werden durften, wenn sie in wollene Laken gehüllt wären. Damit das Parlament sich stets die Bedeutung der Wollmanufaktur vor Augen halte, wurde es dem Lordkanzler zur Pflicht gemacht, stets auf einem Wollsacke sitzend die Parlamentssitzungen zu leiten. Bis zum heutigen Tage heißt deshalb der Sitz des Lord Chancellor im englischen Oberhause „wollsack".

Die preußische Trauerverordnung vom Jahre 1716 führt ganz naiv aus, daß das lange Trauern nicht gestattet werden könne, weil dadurch der Gebrauch und der Absatz bunter wollener Gewänder Schaden leide.

Denselben Geist atmet noch eine preußische Verfügung vom 8. April 1794:

„Da das Bekleiden der Toten und das Ausschlagen der Särge noch häufig mit seidenen und baumwollenen Zeugen, mithin mit Zeugen geschieht, die, einen bis jetzt unbeträchtlichen Teil an Seide ausgenommen, aus ausländischen Materialien verfertigt werden, wodurch der einländischen Industrie ein ansehnlicher Abbruch geschieht; so haben Wir zum allgemeinen Besten des Staats und um Unsern einländischen Leinen- und Wollenenzeug-Fabrikanten einen größeren einländischen Absatz zu versichern für gut gefunden, hierunter umsomehr eine Änderung zu treffen, da Unsere einländischen Leinen- und Wollenen-Fabriken aus einländischen Produkten, nemlich aus Flachs- und Schaafwolle so gute und preiswürdige Zeuge und Waren liefern, daß jedermann sowohl der Reiche wie der Minder-Bemittelte nach seinem Vermögen und Gefallen, die zum Bekleiden der Toten und Ausschlagen der Särge erforderliche und verlangte leinene und wollene Zeuge erhalten kann."

Wer dennoch die Leichen mit ausländischen Stoffen bekleidet, wird mit 10—100 Talern Strafe bedroht.

Um die Ledermanufaktur zu heben, verbot Friedrich Wilhelm I. am 6. Juli 1717 Pantinen, d. h. Holzschuhe mit einer ledernen Kappe: „weil das Pantinentragen zum Schaden und Nachteil der Schuster geschehe, denen dadurch die Nahrung entzogen werde." Am 7. Dezember 1726 erließ der König ein neues Verbot: „weil bei jüngsthin geschehener Haussuchung viele Paare hölzerner Schuhe und Pantoffeln hin und wieder gefunden und weggenommen worden." Wenn jemand noch einmal mit Holzschuhen getroffen werde, so solle er mit Halseisen und Gefängnis bestraft werden. Das Dorf aber, in dem solcher Frevel geschehe, solle 200 Dukaten Strafe an die Rekrutenkasse zahlen.

Das war mehr als 70 Jahre hindurch in Preußen rechtens, und erst Friedrich Wilhelm III. erklärte am 4. August 1795: „Da die Erfahrung lehret, daß bei vielen Beschäftigungen auf dem Lande die hölzernen Schuhe durchaus notwendig sind, indem das Leder die Nässe nicht genug abhält, auch der geringe Landmann hin und wieder zu arm ist, sich zum täglichen Gebrauch Schuhe von Leder zu verschaffen; so haben Wir allerhöchst . . . nachzugeben geruhet, daß der Landmann hölzerne Schuhe tragen, und sich selbige zum eigenen Gebrauch selbst verfertigen darf."

Einen Schritt weiter gingen die Herrscher, die jedem Untertanen vorschrieben, wieviel er von einzelnen gewerblichen Erzeugnissen zu kaufen hätte. Selbst Friedrich der Große

Digitized by Google

bestimmte noch, daß z. B. die jüdische Gemeinde zu Potsdam jährlich für 300 Taler Waren aus der königlichen Porzellanmanufaktur zu kaufen habe.

* * *

Auch die Städte hatten sich dem Landesfürstentum beugen müssen. Einst hatten sie vielfach nur auf ihren unmittelbaren Vorteil gesehen und das Wohl des Ganzen als eine gleichgültige Sache betrachtet. Aber als das deutsche Reich ohnmächtig wurde, da mußten auch die einzelnen Glieder verfallen. Und wo sich die Selbständigkeit der Städte behauptete, wie etwa in Hamburg, lag die Herrschaft oft in den Händen eines engen hochmütigen Klüngels, der z. B. in dieser Stadt 1602 eine Kundgebung an die Bürger erlassen konnte, in der es hieß: „Wenn schon eine Obrigkeit gottlos, tyrannisch, ungesetzlich sei, so gebühre dennoch den Untertanen nicht, daß sie sich dagegen auflehnen und widersetzen, sondern sie sollen dasselbe vielmehr als eine Strafe des Allmächtigen erkennen, welche die Untertanen mit ihrer Sünde verwirkt haben."

Es war also kein wesentlicher Unterschied, ob die Städte „frei" blieben und von vornehmen Geschlechtern regiert wurden, oder ob sie ganz in die Gewalt des absoluten Fürstentums gerieten.

Für das Wesen aller Selbstverwaltung ist es ein lehrreiches Schauspiel: wo um das Jahr 1300 oder 1400 stolze Männer als Ratsherren im schwäbischen Städtebunde oder in der Hansa das Schicksal der Völker mitbestimmen konnten, da saßen um das Jahr 1700 und 1800 durch die Gnade absoluter Fürsten oft invalide Unteroffiziere oder ausgediente Kammerdiener.

Die Aufhebung der städtischen Grundsteuer legte die Gefahr eines steigenden Mißbrauchs mit dem Boden nahe. Von allen merkantilistischen Fürsten haben die Hohenzollern diese Gefahr am klarsten erkannt und mit Einsetzung ihrer ganzen Fürstengewalt am schärfsten bekämpft. Ein Stück Erklärung für das Aufkommen des brandenburg-preußischen Staates ist in dieser Bodenpolitik gegeben. Schon der Große Kurfürst gab 1667 ein Edikt, in dem er zur Niederlassung in Berlin einlud, worin es heißt: „Weil Wir vernehmen, daß viele darüber abgeschrecket werden, weil ihnen die wüsten Stellen nicht umbsonst gegeben, sondern teuer angeschlagen, auch wohl gar die Schösse- und Contributionsrechte gefordert werden wollen, also verordnen Wir hiermit, allen und jeden so aufbauen wollen, die wüsten Stellen frey umbsonst und ohne einiges Entgelt zu geben und anzuweisen, auch ihnen wegen der alten restierenden Schösse und Contributionen ... nichts abzufordern."

Dem Grundgedanken, daß Besitz des Bodens ein Recht des Gebrauchs, aber nicht des Mißbrauchs in sich schließe, trat auch der größte „innere" König Preußens, Friedrich Wilhelm I., bei, der 1721—1722 ausdrücklich jenes Edikt von 1667 erneuerte und die „wüsten Baustellen" in der Berliner Friedrich- und Leipziger Straße einfach jedem schenkte, der diesen Boden als Werk- und Wohnstätte benutzen wollte.

Berlin wuchs durch diese gesunde Bodenpolitik außerordentlich rasch. Es zählte:

1648: 8 000 Einwohner
1709: 55 000 „
1740: 90 000 „

Und dieses Wachstum, das verhältnismäßig die moderne Entwicklung noch übertrifft, ging vor sich, ohne irgendwelche Mißstände hervorzurufen. Der billige Boden (ums Jahr 1700 kostete in der Alexanderstraße die Quadratrute 16 Sgr!) ließ auch die Miete billig bleiben. Man zahlte im Durchschnitt um 1710 12 ℳ, um 1780 20 ℳ Miete auf den Kopf, d. h. etwa so viel, wie man Steuer an den Staat entrichtete. Diese Boden- und Wohnungsverhältnisse führten dazu, daß Berlin in bezug auf die Gesundheitsverhältnisse unter allen europäischen Großstädten obenan stand. Es war die einzige Großstadt, in der die Geburten die Sterbefälle überstiegen.

Das gleiche Bodenrecht wie in Berlin galt auch in den andern Städten Preußens. So bestimmt die Ordnung der Stadt Minden i. W. vom 10. Juni 1711: „Die Eigentümer der

Digitized by Google

wüsten Stellen sollen nach sechs Monaten, wenn während derselben kein neues Gebäude aufgerichtet ist, ihr Anrecht verlieren und die Plätze andern zum Anbau gegeben werden."

Friedrich der Große setzte zunächst die Bodenpolitik seines Vaters fort. Die Gründung von Schöneberg und Rixdorf und des Berliner „Vogtlandes" war unter Beachtung des Grundgedankens vor sich gegangen, einen Mißbrauch mit dem Boden dauernd auszuschließen. Die langen Kriegsnöte aber verhinderten einen planmäßigen Ausbau der Ansiedlungspolitik. Es zeigten sich zum erstenmal die Anzeichen von Mietssteigerung und Wohnungsnot. Der Erlaß an das Kammergericht vom 15. April 1769, worin er sein „größtes Mißfallen" über die „aufs höchste getriebene Steigerung der Hausmieten" aussprach und „die bishero beachtete gemeine Rechtsregul": „Kauf bricht Miete" aufhob, zeigt, wie sehr sich der König beunruhigt fühlte. Er betrieb den Bau besonderer Kasernen, der das Militär aus Privatwohnungen herauszog, zum Teil auch als Mittel gegen die Wohnungsnot. Der König ließ ältere einstöckige Häuser niederreißen und auf Staatskosten durch drei- und vierstöckige ersetzen. In den Jahren 1769—1786 wurden 249 Berliner Häuser in dieser Weise umgebaut. Die Häuser wurden verschenkt. Die Folge war naturgemäß mancherlei Mißbrauch. Günstlinge suchten sich rechtzeitig in den Besitz von derartigen Häusern zu setzen, um das Staatsgeschenk zu erhalten.

Unter Friedrich Wilhelm II. (1786—1797), unter dem so viel verdarb, wurde auch die Bodenpolitik im wesentlichen der Privatspekulation überlassen. Adolf Damaschke

Deutschland

„Vieille Allemagne" nennt sich ein Buch, das einen der elegantesten französischen Künstler, den vielseitigen Zeichner, Maler, Karikaturisten Ferdinand Bac zum Verfasser hat. Es erscheint soeben in berechtigter deutscher Übertragung von Elisabeth Zanziger (bei Georg Müller, München). „Dem außergewöhnlichen Schaffensdrang des Phantasten Bac", schreibt die Übersetzerin, „konnte der Stift nicht genügen. Seine Gedanken eilten den Linien voraus und verlangten nach der Feder. So entstand u. a. das Buch „Vieille Allemagne" ... Die Laune des Zufalls wollte es, daß Bac, der Vollblutfranzose, in Deutschland geboren wurde. Und er hängt in schwärmerischer Leidenschaft an der großen Vergangenheit unseres Vaterlandes und dem Besten, das diese uns gebracht hat. Doch all die Konflikte, in die ihn, den freien Bürger, den Aristokraten von Abstammung und Denkungsart, die Treue für die Heimat, sein Nationalstolz und sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn geführt haben, die mußte er sich — geklärt — vom Herzen schreiben: so wurde ‚Alt-Deutschland' geschaffen. In Form eines Romans legt der Autor seine Eindrücke und Wahrnehmungen nieder, und in Timotheus Blondel, dem ‚ungefährlichen Franzosen', der bald sentimental, bald Philosoph ist, gibt Bac sich selbst ..."

Das nachstehende Kapitel schildert die Ankunft des Timotheus in Nürnberg.

*

„Nürnberg", sagte ein Mitreisender zu Timotheus Blondel, während der Zug sie dem Frankenlande zuführte, „ist, wie Sie sehen werden, eine sehr eigenartige, mächtig emporstrebende Stadt. Bekanntlich sind dort vor allem zwei große Aktiengesellschaften für Maschinenbau, der Stolz der deutschen Industrie. Außerdem hat es in bezug auf Zelluloid keinen vollwertigen Rivalen."

„Sie beschämen mich in meiner Unwissenheit!" erwiderte Timotheus. „Denn bis jetzt hätte ich geschworen, daß dort nur Puppen und Bleisoldaten fabriziert werden."

„Das war das Deutschland von einst! Heutzutage hat eine Stadt wie Nürnberg Besseres zu tun, als Kinder zu amüsieren. Ja, die ehemalige freie Reichsstadt fängt an, das Her-

Digitized by Google

stellungszentrum für elektrische Instrumente und Gebrauchsgegenstände zu werden, und ist die beste Kundin der großen in- und ausländischen Fabriken und Hüttenwerke. Halten Sie sich in Nürnberg auf, Monsieur, Sie werden sehen, daß es der Mühe schon wert ist! Mich führen meine Geschäfte von Lübeck aus, wo ich Wasserwerks-Ingenieur bin, dorthin. Und Sie, Monsieur?"

So natürlich diese Frage auch war, brachte sie Timotheus doch in Verlegenheit. Leidenschaftliches Interesse für alte Urkunden und Manuskripte hatte ihn die Zeit seiner Universitätsjahre mit dem Studium alter Handschriften zubringen lassen; in Bibliotheken und Münzkabinette hatte er sich vergraben. Dadurch hatte er versäumt, ein Examen für die Staatskarriere abzulegen. Er liebte eben die Vergangenheit mehr als alles andere, — das war für ihn unvorteilhaft —, und die Vergangenheit erwiderte diese Liebe, — das ward sein Verhängnis. Die unfruchtbare Vorliebe für die Antike hatte er von seinen Eltern geerbt, und er unterwarf sich dieser Tatsache wie ein Mann, der sich in sein Schicksal ergeben hat. Einen Augenblick zögerte er mit der Antwort, dann gestand er schwankend:

„Der alten Befestigungswerke wegen gehe ich hin!"

Erstaunt wandte sich der Ingenieur ihm zu, indem er seine kurzsichtigen Augen so weit, als ihm das möglich war, aufzureißen suchte, um sich der Richtigkeit der soeben mit Verwunderung vernommenen Worte zu versichern, und fragte nochmals:

„Weswegen?"

„Wegen der alten Befestigungsmauern," wiederholte der Fremde, „wegen der alten Straßen, der alten Häuser ..."

Das ganze Interesse des Hanseaten war plötzlich mit diesem ihm geradezu absurd erscheinenden Geständnis erloschen. Er entfaltete ein „Fachblatt für Metallurgisten", das er aus der Tasche gezogen hatte, und machte sich, jetzt völlig gleichgültig, daran, Notizen aufzuschreiben.

Doch in dem Bestreben, keine Gelegenheit zur Belehrung unbenützt vorübergehen zu lassen, brach Timotheus alsbald das Schweigen.

„Gewiß scheint Ihnen, mein Herr, das Motiv meiner Reise überaus unvernünftig, und ich verstehe auch, daß es mit Ihren Lebenszwecken absolut unvereinbar ist. Was werden Sie nun aber erst sagen, wenn Sie erfahren, daß ich von Paris ausschließlich deshalb hergekommen bin? Können Sie sich denn gar nicht vorstellen, daß das Studium der Ideen, die einer Ihnen voraufgegangenen Zeit angehören, für einen Ausländer von höchstem Interesse sein kann?"

Der Mann aus Lübeck legte seine Zeitung weg und nahm langsam sein goldenes Pincenez ab. Darauf entschloß er sich zu der Entgegnung:

„Ich bin der Ansicht, Monsieur, daß wir doch keine Krebse sind und daher vorwärts gehen müssen!"

Ein wenig beschämt verfolgte Timotheus mit seinen Blicken die leuchtenden Linien der Telegraphendrähte und beharrte in Schweigen.

„Sie reisen also", fuhr der Ingenieur darauf fort, „nicht in Geschäften?"

„Doch, mein Herr, in einem sehr wichtigen sogar! Ich möchte Deutschland und sein tiefgründiges Seelenleben für die Franzosen entdecken!"

Der Deutsche lachte laut auf:

„Kennen Sie Hamburg, Berlin, Kiel, Essen, Elberfeld, Chemnitz?"

„Nein, noch nicht."

„Dann gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie's ganz verkehrt anfangen! Diese Städte müssen Sie zuerst sehen! Dort ist der Sitz unseres Reichtums, unserer Macht, unserer Hoffnungen. Wer nicht einen Rundgang durch die Docks von Hamburg gemacht, einer Truppenschau auf dem Tempelhofer Feld beigewohnt und eine Fabrikstadt am Rhein besucht hat, kann sich von unserem Lande gar keinen Begriff machen."

Digitized by Google

„Das ist wohl möglich. Indes erlauben Sie mir eine Einwendung. Alles, was ich von Ihrem Lande weiß, das stützt sich auf Dürer, Beethoven und Goethe; es ist eben ein Deutschland des Heiligen Römischen Reiches. Dagegen muß ich zu meiner Schande gestehen, daß mir das heutige Deutschland nur aus Erzählungen von Reisenden bekannt ist, die mir bestätigen, daß ihnen der Vorbeimarsch eines Ulanenregiments sehr peinlich gewesen, daß in den Hotels das Bettzeug zu kurz war und daß man vielfach Geflügel zusammen mit Birnenkompott äße.

Allein zwischen dem Deutschland von einst und dem heutigen scheint jede Verbindung durch Zeit und Umstände aufgehoben, so daß sich ein vollständiger Gegensatz herausgebildet hat, wie ihn kein anderes Land aufzuweisen vermag. Das gibt mir zu denken, und ich möchte dieses Geheimnis ergründen. Um nun diesen Zweifeln und Schwierigkeiten ein Ende zu machen, überschritt ich die Grenze und bin jetzt da, um selbst zu urteilen.

Freilich, da sich nun einmal die meisten Menschen unserer Generation ihre Meinung durch Zeitungslektüre bilden und danach ihre Entschlüsse zu fassen pflegen, hätte ich eigentlich Berlin zuerst vornehmen müssen. Doch meinetwegen, — mögen die Geographen mir lang auseinandersetzen, daß Berlin die Hauptstadt des Deutschen Reiches ist, ich frage nichts danach! Aber ich will mich Ihnen näher erklären und eingestehen, daß ich zu dieser Widersetzlichkeit auf Grund eines tiefgehenden Mißtrauens gekommen bin, das ich nunmehr gegen alles hege, was die Politik uns suggerieren will. So hat das siegreiche Preußen von 1870 der Welt diese Stadt Brandenburgs vorgestellt unter dem Hinweis, daß sie von jetzt an den geistigen Mittelpunkt zu repräsentieren hätte, wie Paris seit Ludwig XIII. denjenigen Frankreichs darstellt.

Und das halte ich deshalb für unzulässig, weil mir dieses Berlin in allen seinen Manifestationen in direktem Widerspruch mit der deutschen Volksseele, wie ich sie kenne, zu stehen scheint. Denn eine Nation, die sich seit dem Mittelalter in den hauptsächlichsten Charakterzügen so intakt gehalten hat, kann sich nicht in dreißig Jahren derart verändern, daß sie sich selbst gar nicht mehr ähnlich sieht. Es muß ihr daher mit Gewalt ein anderer Stempel aufgedrückt worden sein! So hat sich ein Wettstreit zwischen Berlin und der deutschen Nation entsponnen, der deren Originalität langsam ausrotten muß. Wenn es der Zufall aber wollte, daß das Glück des militärischen Preußen noch hundert Jahre anhielte, würde dies dahin führen, einen neuen Geist in einem neuen Körper zu schaffen. — Solange indes noch Zeit dazu ist, will ich der Sache auf den Grund gehen, d. h. dem Herzen jenes wahren Deutschland näher treten, das uns abwechselnd demütig oder unerbittlich, sentimental oder amerikanisch-praktisch dargestellt wird. Geradenwegs wende ich mich also seiner Vergangenheit zu, die mir vielleicht doch den Schlüssel zu diesem Rätsel geben wird."

Der Ingenieur verzog sein Gesicht zu einem breiten Lachen. In Anbetracht dessen, daß es sich schließlich nur um ein Eisenbahngespräch handelte, zog er aus seiner Tasche ein Etui von rotem Maroquinleder und bot seinem Gegenüber eine Zigarre an.

„Für uns Deutsche," sagte er, „ist die Vergangenheit tot; aber fahren Sie fort, verehrter Herr, ich habe reichlich Zeit."

Timotheus, zufrieden darüber, jemand gefunden zu haben, der zu einer Debatte bereit war, ergriff von neuem das Wort.

„Der Kultus, den Sie mit Ihren großen Männern treiben und der sich jeden Augenblick als unwiderstehliches, nationales Bedürfnis manifestiert, ist trotz allem ein Beweis für Ihren engen Zusammenhang mit der Vergangenheit. Das Echo jener Feste, die alle Bevölkerungsklassen vereinen, übertönt selten die Grenze. Aber so oft man zu euch kommt, sicher trifft man immer am Tag vor oder nach der Jahrhundertfeier irgend eines Dichters, Gelehrten oder Musikers ein. Die Schaufenster der Buch- und Kunsthandlungen sind voll von seinen Bildern, seinen Werken, eine ganze Literatur breitet sich aus, die das Leben und die Ideen des berühmten Mannes behandelt. Überall atmet man eine Luft voll Weihrauch und Verehrung;

Digitized by Google

ein ganzes Volk, vom Kaiser bis zum Künstler, scheint in den Fußspuren des Dahingegangenen zu wandeln; jedes huldigt ihm in seiner Weise, — der Kaiser mit seinen Soldaten, der Bazar mit Broschen in Similibronze."

„Ja," sagte der Ingenieur, „das regt Handel und Industrie an, und dann fehlt es unserem Lande seit der Reformation an Heiligen. Darum schuf man solche aus Laien. Das ist heute alles eine Verzückung, die aber ganz einfach die Bedürfnisse nach Erholung hervorrufen. Man nimmt die Fahnen aus den Futteralen, schlägt Medaillen und schmückt mit Kränzen und Blumengewinden. Dazu verkleidet man sich als Reiter, als Landsknecht oder Schnitter.

All das ist sehr nett, allein es ist nur die Oberfläche. Wenn man den Dingen auf den Grund sieht, wird man gewahr, daß diese Manifestationen nichts anderes sind als die Anzeichen von Wohlstand und der Vorwand zu Schaustücken. Hat uns vielleicht der Kultus mit Schiller erhabener, der Goethes glorreicher gemacht? Nein, diese Männer übten wohl ihren Einfluß aus zur Zeit jener Generation, die den Umsturz Europas mitgemacht hatte und davon eine Neigung zur Exaltation, eine Geschmacksvorliebe für das Außergewöhnliche bewahrt hatte. Heutigen Tages jedoch, mein lieber Herr, sind wir ruhiger geworden. Ich habe sogar Grund anzunehmen, daß Bismarck z. B., falls er Kanzler zur Zeit unseres großen, der ganzen Nation angehörenden Schillers gewesen wäre, gleich zu Anfang diesen ins Gefängnis hätte werfen lassen, weil er ihm als Revolutionär erschienen wäre.

Die ruhige Vernunft, das praktische Denken, das man für alle Dinge haben muß, ist uns wiedergekehrt. Eine Armee beschützt unseren Herd, die staatliche Ordnung ist gesichert, unumschränktes Vertrauen herrscht überall. Das arme Deutschland, das zeitlebens stöhnte und träumte über stillen Mühlen im tiefen Grunde und höchstens einen Kampf mit Windmühlen aufnahm, das hat man zerstört und verwüstet. Wir haben gehandelt, und das war besser. Und überall wird gebaut, vergrößert und verschönert.

Haben Sie unsere neuen Bahnhöfe, unsere Schiffshäfen, Schulen, Spitäler, all unsere übrigen sozialen Einrichtungen gesehen? Da ist ein Erschließen neuer Viertel, prächtiger Straßenzüge, die von Palästen umsäumt werden. Man erweitert den Umfang der Städte, die in ihren engen Umfassungsmauern fast zu ersticken drohen, um das Doppelte. ‚Größer!' ‚Weiter!' klingt der Ruf der Nation von einem Ende des Landes bis zum anderen. Und man will alles solid und dauerhaft gemacht wissen.

Nicht wir ziehen den Gewinn davon, wohl aber unsere Kinder. Wir bauen für drei Jahrhunderte, weil wir Kredit für drei Jahrhunderte haben. Und ich erzähle Ihnen da nur von dem, was man sieht. Wenn ich Ihnen nun erst von dem sprechen wollte, was man nicht sieht....

Wem aber danken wir all das? Dem Deutschland von einst? Jenem Deutschland der Religions- und Napoleonskriege? Einem Deutschland, das Verse machte auf singende Hirtenknäblein, das immer gedemütigt, immer von Fremden mit Füßen getreten, von Potentaten in Perücken ausgesogen worden und von Hand zu Hand ging, zerstückelt und elend?

Weg damit! Dem mächtigen Deutschland von jetzt danken wir es, einem Deutschland, das endlich Besitz genommen hat von sich selbst, von seinen dem Fortschritt angepaßten Fähigkeiten, von seinen im Volk ruhenden Kräften, die von einer in sich gefesteten und im übrigen fortschrittlichen Ideen zugänglichen Regierung beschützt werden!"

Der Ingenieur hielt einen Augenblick im Reden inne, streifte die Asche von seiner Zigarre und fuhr dann fort:

„Und während sich alle diese fast unübersehbaren Tatsachen zutragen, unseren Hoffnungen neue Flügel wachsen, unsere Träume sich in Wirklichkeit verwandeln, reisen Sie nach Deutschland, um alte Festungsmauern anzusehen? Das ist doch nicht ernsthaft zu nehmen, Monsieur! Was werden Sie nur nach Paris mitbringen, dieser so hochmodernen Stadt, die so ganz erfüllt ist von fluktuierendem Leben? Ein verschwommenes, ein einfach lebloses und vor allem falsches Bild!"

Digitized by Google

Thimotheus, den das Gespräch lebhaft interessierte, ließ jedoch diesen schweren und ungerechten Vorwurf, der ihm zudem übertrieben erschien, nicht auf sich sitzen.

„Es kann gar nicht falsch sein," antwortete er, „weil es die Wahrheit ist! Und außerdem ist im Lauf unserer Unterhaltung mein Entschluß nur noch fester geworden. Ihre Ansicht ist genau die eines jeden radikalen Fortschrittlers, und doch hat sich eine geheime Unruhe meiner bemächtigt. Wenn dieses alte Deutschland, dessen Schönheit ich ahne, in Bälde verschwinden würde, infolge der unaufhörlichen Bewegung, die sich in den Zentren verrät, wie Sie es mir so beredt zu schildern vermochten? Schon hörte ich hier siebzigjährige Leute sagen: ‚Ach, wenn Sie Deutschland gesehen hätten, wie es vor fünfzig Jahren gewesen! Wie friedlich und entzückend poetisch war es da!' Sie werden es daher wohl nicht unangezeigt finden, wenn ich mich beeile, es kennen zu lernen, bevor es eines sanften Todes dahinstirbt! Seien Sie überzeugt, daß ich Ihren Wiederaufbauungseifer voll respektiere! Doch ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß Sie in Ihrem Hause irgendwo die Porträts Ihrer Großeltern hängen haben. Wenn man Ihnen nun zumuten würde, diese gegen die Photographie eines Boxerhelden zu vertauschen, so würden Sie sich wahrscheinlich weigern, da Sie sich vielleicht diesen alten Leuten für irgend etwas verpflichtet halten. Und selbst wenn Sie ihnen nichts schuldig zu sein glauben, lieben Sie sie doch geradeso, aus Familiensinn. Wohl, was diese Bilder nun für Sie bedeuten, das sind die alten Stadtmauern und -Wälle für diese Stadt durch die Macht der Dinge, der Erinnerung."

Timotheus hatte geendet. Er wollte den Eindruck beobachten, den seine Ideen auf den Metallmann gemacht hatten. Das Gewicht dieser wuchtigen Argumente schien diesen ganz daniederzudrücken. Seine Haltung hatte das Kampfbereite eingebüßt; sein Kopf war nach vorn geneigt, die Augen geschlossen. Die Zigarre war ihm aus den Händen geglitten und ließ die Asche fallen. Er war — eingeschlafen. . . .

Mehr Humor!

Ueberdenkt man, schreibt Heinrich Jaeger (Wiesbaden) in einer „zeitgemäßen Betrachtung" der „Frankfurter Zeitung", die politische und soziale Entwicklung in Deutschland, wie sie durch zwei Ereignisse der jüngsten Zeit in so grelle Beleuchtung gerückt worden ist, so kommt man unwillkürlich zu der Frage: Wie ist es nur möglich, daß im friedliebenden, gerecht denkenden Deutschland eine solche Summe von Haß, von Verbitterung sich ansammeln konnte? Wie feindlich standen die Gegensätze auf, und wo ist — so fragt sich der Mann, dem das Vaterland die Wurzel der Kraft ist — wo ist der Ausweg aus Problemen, die tausendmal verwickelter sind, als die komplizierteste Maschine sie bietet? Stellt nicht heute unter Gerechtigkeit und gar unter Zweckmäßigkeit beinahe jeder in deutschen Landen sich etwas anderes vor als sein politisches oder wirtschaftliches Gegenüber, nein schon sein Nachbar? Kann nichts uns so weit zusammenbringen, daß wir einander geben und nehmen, miteinander auskommen, daß wir ungeachtet des Gegensatzes der Dogmen, bei aller Reibung der Interessen und trotz der in einem lebendigen Organismus nie abreißenden Kämpfe uns immer wieder vertragen? . . .

Sind wir nicht alle Deutsche, vor allem Deutsche? Und sind wir einzeln nicht jederzeit bereit, Eigenleben und Eigenart, Grenzen und Glauben jedem zu lassen? Sitzt uns der Respekt vor der Persönlichkeit nicht im Blute, und was treibt uns denn in feindliche Herden und Horden zusammen? Überzeugt man im Frieden durch Majoritäten, durch Bevormundung oder durch Beispiel? . . .

Digitized by Google

Außer der Kraft innerer Zufriedenheit ist uns, seit nationale Not uns nicht mehr bei der einen Fahne sah, noch etwas anderes verloren gegangen — die seelische Großheit, die läßlich macht gegen Brüder und Nachbarn, mit dem ihr entstammenden Humor, der Herrschaft verleiht über eigene Wünsche und eigene Schmerzen und nicht zu ersetzen ist durch bloße intelligente Herzensnüchternheit, auch nicht durch pharisäische Selbstgerechtigkeit, und erst recht nicht durch den Taumel materieller Genüsse. Hier ist der wunde Punkt, auf den nach langjähriger Beobachtung im europäischen und überseeischen Ausland der Verfasser freimütig den Finger legen möchte. In materialistischer, sagen wir ruhig, in vulgärer Lebensauffassung stehen wir heute geradezu tiefer als vor 1870, und an Humorlosigkeit sucht nachgerade unsere deutsche Welt ihresgleichen. Den Humor aber nennen wir das Öl des Herzens. Es beschützt uns vor dem Heißlaufen ins Superlative, verhütet rasche Verletzungen, hält ruhig die Temperatur und erträglich die Luft beim Streit der Meinungen, dem Gegensatz der Interessen, sichert Stand und Bestand dem Menschen in uns gegen das Raubtier blindwütiger Leidenschaft. Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir den Humor ein erstes Erfordernis heißen für das Gedeihen irgendwelcher Gemeinschaft — Familie oder Freundschaft, Geschäft oder Gesellschaft, Parlament oder Staat —, wenn wir ihn weder durch Gesetze noch durch Garantien ersetzbar achten.

Im gediegenen Sinn Humor hat ja nur der, der sich Herr weiß eines sicheren inneren, eines unverlierbaren Besitzes, der einem inneren Gesetz gehorcht. Ohne Angst zu verarmen wird er geben, wird Leutseligkeit üben, Sonnenschein, allseitiges Behagen um sich breiten, und sein Beispiel, in Staat oder Bergwerk gleichmäßig gepflegt, läßt Wolken und graue Verbitterung nicht aufkommen. Im Norden, im kälteren Norden, in Skandinavien, in England, den Vereinigten Staaten, da ist noch zu Hause der warmblütige Sonnensohn, der lieber gibt als nimmt, der auch dem Geringsten den Spiegel und Stempel des Gentleman vorhält als ungeschriebenes Gesetz — der nur Herren kennt und keine Knechte. Einfacher, mit wenig Ausnahme einfacher leben dort die Menschen, leiser ist die Geselligkeit, ruhiger die Gastfreundschaft, überzeugender die behagliche, ungeschraubte Natürlichkeit im Verkehr aller Grade, weniger bissig der Spott als bei uns. Statt soziale oder berufliche Unterschiede, wie in unserem etwas verknöcherten, sonst ja ganz gesunden europäischen China, als Wichtigstes festzuhalten und klirrend zu unterstreichen, bemüht der Charaktergebildete dort sich um Gewinnung und passionierte Pflege eines Zartgefühls, das ihn in allen Lagen als Mensch mit Menschen auskommen läßt. Unmusikalisch nennt man bei uns vielfach die Engländer — aber den großen Händel haben sie sich doch geholt und die Musik des Umgangs mit anderen, den sozialen Ton, beherrschen sie meisterhaft. Die ernstesten Kämpfe — im Sport, in der Politik, zwischen Kapital und Arbeit — spielen sich ruhig, so sehr viel ruhiger, spielen sich zwischen Gentlemen und geachteten Gegnern ab, die sich, wenn's Streit gibt, an einen Tisch setzen und Aug' in Auge sich höflich aussprechen, während bei uns sofort Todfeinde aneinander vorbeischimpfen, an die Adresse von Publikum und Polizei.

Da oben im Norden achtet man sich noch, man bevormundet einander in der Form unter keinen Umständen, hält zurück, wahrt allseitigen Gleichmut, man leiht jedem sein Ohr, und immer und überall steht dem Humor der Zutritt offen — ein einziger seiner Sonnenstrahlen löst oft genug, ohne daß ein Stachel sitzen bliebe, die schwierigste, rettet die verfahrenste Situation.

Herrlicher germanischer Humor, der du Sieger und Besiegte sich die Hände schütteln heißest, wohin bist du entschwunden? Wir haben doch früher dich geschätzt; ist gar kein Platz mehr in unseren Herzen für deine göttliche Spur? Können wir dich tatsächlich nicht mehr heben, hellstrahlender Schatz? Heben zum Licht unserer suchenden Volksseele? Können nichts tun die Schulen, schon die Kinder mehr in Freimut und Frohsinn zu führen aus Schatten und enger Lehre? Wird unser Philister mit seiner kraftlosen Gesundheit und passiven Jugend,

Digitized by Google

seinem hämischen saueren Urteil und versäuerten Pessimismus, den ewigen, innerer Müdigkeit entspringenden Schmerzen — wird er nicht in unseren Schulstuben geboren?

Wir sind hoffentlich beigekommen dem Geschwür unserer selbstgerechten Enge, das uns den nationalen Atem und unseren sozialen Humor versetzt, das, wenn es nicht geschnitten wird, uns noch einmal gefährlich erkranken lassen möchte, bei all unserem außen anwachsenden Wohlstand. Der einzelne sonnige Wille ist es schließlich allein, der es fertig bringen muß ...

Die Schicksale einer Adresse

Mit Rücksicht auf die gescheiterte Absicht, dem Kaiser aus Anlaß des bekannten „Interviews" eine Adresse des Reichstages zu überreichen, frischt die Berliner Wochenschrift „Die Standarte" eine sehr beredte geschichtliche Erinnerung auf: Es war im Jahre 1862. Durch das Land ging damals eine große Verstimmung, weil man glaubte, der neue König, Wilhelm I., sei von einer Kamarilla umgeben, die ihm die Wünsche des Volkes falsch oder gar nicht vermittele. Leitartikel von jener Zeit lesen sich so, als seien sie heute geschrieben. Und im Landtag herrschte die Meinung vor, daß das Ministerium (Fürst Hohenlohe) nicht seine Schuldigkeit tue, und ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz stand zur Debatte. In dieser Stimmung überreichte das Abgeordnetenhaus eine Adresse an den König, in der um Entlassung des Ministeriums gebeten und darauf hingewiesen wurde, der König sei über die Stimmung des Volkes nicht genügend unterrichtet.

Diese Adresse wurde — nicht mit Stimmeneinheit — angenommen, und dem Präsidenten fiel die fatale Aufgabe zu, das Schriftstück dem König im Berliner Schlosse zu überreichen. Der Präsident war ein Herr Grabow, der seines Zeichens Bürgermeister von Prenzlau war. Ein Demokrat von reinstem Wasser, aber ein etwas ängstlicher, freundlicher alter Herr. Er setzte sich an die Spitze einer Deputation und begab sich vor das Palais, wo die Herren in einen Saal geführt wurden und auf das Erscheinen des Königs warteten. Sie gruppierten sich im Halbkreis vor die Tür, durch die der Monarch kommen mußte, und schon da sah man dem Präsidenten an, wie wenig er seiner schweren Aufgabe gewachsen war. Er war in Schweiß gebadet und wurde bald rot, bald blaß.

Da sprangen die Flügeltüren auf, und der König trat ein, begleitet von seinem Flügeladjutanten (Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der uns die merkwürdige Szene geschildert hat) und dem Minister v. d. Heydt. Wilhelm I. war ein imponierender Mann und stand damals auf der Höhe seiner Kraft. Er maß die ganze Deputation mit einem Blick, grüßte militärisch und wandte dann seinen vollen Blick auf den Präsidenten, der die ominöse Adresse in den schwachen Händen hielt.

Der arme Grabow aus Prenzlau war kein Mirabeau: er knickte zusammen. Mit zitternder und weinerlicher Stimme begann er die Adresse zu verlesen, und die Hand bebte ihm so, daß er die Zeilen nicht mehr fand und einmal über das andere stecken blieb. Wenn er aber das Auge erhob und dem Blicke des Königs begegnete, war es ganz um seine Fassung geschehen. Schließlich konnte der König sich das Lächeln nicht mehr verbeißen, und allen Umstehenden war es klar, daß für eine große und sehr ernst zu nehmende Mission der denkbar untauglichste Mann gewählt worden war.

Das Schlimmste aber kam noch. Als Grabow mit seiner Vorlesung zu Ende war, antwortete der König ruhig und sicher. Er widersprach dem Gerücht, daß er von einer Kamarilla umgeben sei, und erklärte mit Nachdruck, das Ministerium habe sein volles Vertrauen und werde im Amte bleiben. Dann grüßte er wieder kurz, drehte sich um und verließ das Zimmer, ohne die Adresse, die ihm feierlich überreicht werden sollte, erhalten zu haben.

Digitized by Google

Grabow war in schrecklicher Verlegenheit. Während die Deputation, höchst unzufrieden mit ihrem Sprecher, das Palais verließ, begab er sich in das Zimmer des Flügeladjutanten und bat, die Adresse dem König überreichen zu dürfen. Und als der Adjutant ihm sagte, dazu sei er ja schon einmal empfangen worden, antwortete er kleinlaut: „Ja, da habe ich es vergessen.“ Nun ging der Adjutant zum König und klagte dem die neue Not. Wilhelm I. lachte und sagte: „Wenn der Herr sich mit der Adresse unter dem Arm zurückzieht, kann er doch nicht erwarten, daß ich hinter ihm dreinlaufen werde und ihn um das Schriftstück bitte.“ Und als der Offizier fragte, was denn nun geschehen sollte, sagte der Monarch: „Na, nehmen Sie ihm doch das Ding ab und bringen Sie es her!“

Preßlakaien

In einem politisch-satirischen Zeitroman „Hurra-Schreier“ (Dresden, Karl Reißner) widmet V. E. Teranus auch der „gutgesinnten“ Presse das wohlverdiente eigene Kapitel:

Dietrich Lederhose, Mitarbeiter des Residenzanzeigers, ist zu einer Informations-Audienz bei dem Kammerherrn Baron von Falkenberg erschienen.

Dietrich Lederhose kannte die Leser des Residenzanzeigers. Das rein Politische hatte eigentlich nur für einen geringen Bruchteil der Abonnenten Interesse, die große Menge, besonders aber der wohl überwiegende weibliche Teil der Leser interessierte sich mehr für persönliche Dinge, für intime Mitteilungen aus dem Leben in den höchsten Kreisen. Nichts spornte ihr Interesse so sehr, nichts begeisterte und entflammte sie so wie Berichte über persönliche Gewohnheiten, über das Alltagsleben fürstlicher Personen, über die Frage, wie sie sich kleideten, was sie aßen, wie sie sich räusperten und wie sie spuckten. Solche Mitteilungen wurden immer mit wahrem Heißhunger, mit wahrem Enthusiasmus verschlungen.

Mit einem verlegenen Lächeln, hinter dem sich seine geheime Spannung verbarg, trug der Journalist seinen Wunsch vor. Der Kammerherr ging mit großer Liebenswürdigkeit darauf ein.

„Gewiß! Sehr gern!“ entgegnete er. „Ich begreife. Dem Publikum ist eben alles wichtig, was die erhabene Person seines Herrschers angeht. Ich schätze diese rührende patriotische Gesinnung und trage nicht das mindeste Bedenken, sie zu stärken.“ Darauf dachte er ein paar Sekunden nach, bis plötzlich ein Aufleuchten seine Züge erhellte. „Da fällt mir eben ein hübsches Geschichtchen ein. Sie könnten es ‚Der Teckel Seiner Majestät‘ betiteln.“

Der Journalist horchte hoch auf; das ehrerbietigste Interesse, die höchste Spannung, eine fast feierliche Andacht malte sich in seinen Zügen.

„Also“ — begann der Kammerherr — „es mögen etwa acht Tage her sein, da entstand eine grenzenlose Verwirrung, ein großes Entsetzen im Schloß. Einer der Lieblingsteckel Seiner Majestät war verschwunden. Wie das Unerhörte geschehen, konnte nicht festgestellt werden. Kurz, der Teckel war fort. Natürlich begaben sich alle zurzeit im Schloß weilenden Persönlichkeiten: Adjutanten, Kammerherren und das Heer der Lakaien auf die Suche nach dem Deserteur. Man suchte alle Räume, alle Piecen und Korridore des Riesengebäudes ab. Vergebens! Man lockte, man pfiff. Alles umsonst. Schon dauerte die Jagd nach dem Ausreißer zwei Stunden, zwei furchtbare, qualvolle Stunden. Wenn Seine Majestät, der auf seinem täglichen Spaziergang im Tiergarten weilte und von da sich zu einer Konferenz in das Reichskanzlerpalais begeben wollte, zurückkehrte und nach seinem Liebling fragen würde, — was dann? Sie können sich denken, wie bang uns allen das Herz schlug, welch ein Schauder uns alle durchrann. Da endlich —“ der Kammerherr lächelte — „Sie ahnen wohl kaum, auf welchen Wegen sich der Ausreißer in all der Zeit befand?“

Digitized by Google

„Nun?“ platzte der Journalist, der in atemloser Spannung, mit lebhafter Anteilnahme gefolgt war, rot vor Aufregung heraus. „Wirklich, ich habe nicht die mindeste Ahnung.“

Des Barons Lippen zuckten sarkastisch.

„Das ist ja eben die Pointe“, versetzte er. „Der Schelm war auf Liebesabenteuer ausgegangen. Man fand ihn endlich im Keller der alten Schloßapotheke, wo er sich mit dem Hunde des Hausdieners der Apotheke vergnügte, enkanaillierte — denken Sie, mit einem ganz gemeinen, ordinären Bauernköter, der Teckel Seiner Majestät! Aber“ — der Erzählende unterbrach sich, als er die verblüffte Miene des Journalisten bemerkte — „der Schluß des Geschichtchens eignet sich wohl nicht recht für Ihre Zwecke?“

„Doch — doch, Herr Baron,“ beeilte sich Dietrich Lederhose zu versichern, „ganz ausgezeichnet, ganz brillant! Das gibt der Begebenheit einen unwiderstehlichen, gewissermaßen unbeschreiblich intimen, ich möchte sagen, hinreißend natürlichen Zug. Das elementare Gefühl der Liebe hebt eben alle Standesunterschiede auf. Jawohl“ — die ehrlichste Überzeugung strahlte von dem rotwangigen Gesicht Dietrich Lederhoses — „ich verspreche mir eine sehr eindringliche, geradezu begeisternde Wirkung von der reizenden kleinen Geschichte. Als Einleitung meiner Mitteilung werde ich von dem gnädigen Interesse, von der tierfreundlichen Fürsorge Seiner Majestät für allerhöchstihren Teckel erzählen und auch von der treuen Anhänglichkeit des Tieres an die allerhöchste Person ein paar kleine Züge berichten, besonderen Wert aber werde ich auf die packende Schilderung der Verzweiflung legen, die alle im Schloß bei Entdeckung des Verlustes erfüllte. Der Leser wird mitfühlen, er wird leiden mit den Hofbeamten und alle Phasen des Schreckens, des Entsetzens, des Schmerzes mitempfinden. Ja, ja“ — der Sprechende rieb sich enthusiastisch die Hände —, „das kleine Ereignis aus dem Hofleben wird bei unsern Lesern Furore machen, und ich weiß nicht, wie ich dem Herrn Baron danken soll.“

„O bitte, bitte,“ lehnte der Kammerherr verbindlich ab, „im Gegenteil, ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, zur Kräftigung der guten Gesinnung im Publikum durch Ihre gütige Vermittlung indirekt ein wenig beitragen zu können. Übrigens da fällt mir gerade noch ein, ich kann wohl sagen herziger Zug von Seiner Kaiserlichen H o h e i t d e m K r o n p r i n z e n ein. Vielleicht haben Sie auch dafür Verwendung?“

„Aber selbstverständlich! Wer könnte nach der allerhöchsten Person unsern Leserkreis mehr interessieren als Seine Kaiserliche Hoheit?“

„Schön! Also dann hören Sie! Es war während eines Besuches, den der Thronfolger der Automobilausstellung vor kurzem abstattete —“

Dietrich Lederhose machte sich wieder eifrigst Notizen, und im „Residenz-Anzeiger“ war am nächsten Tage zu lesen:

„Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz bewies vor kurzem bei Gelegenheit eines Besuches der Automobilausstellung, daß er nicht umsonst drei Semester Korpsstudent gewesen und daß er nach alter guter deutscher Sitte einen kühlen Trunk zu schätzen weiß und unter Umständen den schlichten braunen Gerstensaft kostbarem feurigen Weine vorzieht. Zwei volle Stunden war Seine Kaiserliche Hoheit unermüdlich auf der Ausstellung hin und her gegangen, überall sein lebhaftes Interesse an den Fortschritten des Automobilsports in sachverständigster Weise bekundend. Das viele Gehen und Sprechen hatte den hohen Herrn durstig gemacht, und so äußerte er den Wunsch, sich ein wenig zu restaurieren. Die Herren vom Komitee geleiteten ihren hohen Gast natürlich sofort zu einem der aufgestellten Büfetts und wollten Seiner Kaiserlichen Hoheit einen Römer goldigen edlen Rheinweins kredenzen. Aber der Kronprinz lehnte dankend ab. ‚Nein, meine Herren,‘ sagte Seine Kaiserliche Hoheit launig, ‚mein durstiges Gemüt verlangt nach einem Glase Bier.‘ Der Büfettier beeilte sich, dem Verlangen des hohen Herrn zu willfahren. ‚Aber einen ordentlichen Schoppen, wenn ich bitten darf!‘ rief ihm der Kronprinz zu. Man reichte Seiner Kaiserlichen Hoheit einen bis zum Rande gefüllten halben Liter echtes Münchener. Seine Kaiserliche Hoheit hob das Deckelglas und rief seinem

Digitized by Google

Gefolge, den Herren vom Komitee und dem Publikum, das sich natürlich in dichten Scharen interessiert herzugedrängt hatte, mit lauter Stimme zu: ‚Auf das Gedeihen des deutschen Automobilsports! Prosit!' Er setzte an und trank in langen Zügen, von der entzückten Menge ehrfurchtsvoll beobachtet. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit setzte er das Glas wieder ab, drehte es vergnügt um — nur wenige Tropfen rannen heraus — und klappte befriedigt, fröhlich lächelnd, den Deckel zu.

‚Das hat aber mal prächtig geschmeckt!'

Da brach das Publikum angesichts dieser respektablen Leistung in stürmische Begeisterung aus. Enthusiastische Bewunderung spiegelte sich in aller Mienen, und mit lauten Hochrufen und brausenden Hurras feierte man diesen kernigen, echt deutschen ‚Zug' Seiner Kaiserlichen Hoheit, die die ehrwürdige vaterländische Tradition: ‚Die alten Deutschen tranken immer noch eins' in so tatkräftiger Weise hochzuhalten verstanden. Als der hohe Herr den Erfrischungsraum verlassen hatte, stürzte die Menge wie toll zu dem Büfett. Jeder wollte aus dem Glase trinken, das die Lippen Seiner Kaiserlichen Hoheit eben in so ausgiebiger Weise geweiht hatten. Es war ein förmliches Ringen und Kämpfen. In fast lebensgefährlicher Weise umdrängte man das Büfett, und der Büfettier mußte das Glas wieder und wieder füllen. Immer neue Scharen von durstigen Patrioten strömten heran, und wie wir hörten, sind an demselben Tag nicht weniger als zwei und eine halbe Tonne aus dem Deckelglas Seiner Kaiserlichen Hoheit geschenkt worden. Ein paar begeisterte Zeugen des denkwürdigen Vorfalles wollten das Glas käuflich erwerben, es begann ein wütendes Bieten und Feilschen; einer der Patrioten wollte sogar dreitausend Mark für das Glas bezahlen, aber der Büfettier gab auch um diesen Preis das Kleinod nicht her; er hat vielmehr das schlichte und doch so kostbar gewordene Gefäß pietätvoll unter einen Glassturz gestellt und den letzteren mit der Inschrift versehen: ‚Dieses Halbeliter-Glas leerte am 19. Oktober 190. Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen binnen 6½ Sekunden in einem Zuge.'"

Was ist die Börse?

Die Frage ist nicht so einfach, wie es vielleicht den Anschein hat. Auch in fachmännischen Kreisen gehen die Meinungen noch gründlich auseinander. In kaufmännischen tritt nach dem „Berliner Tageblatt" immer wieder die Auffassung hervor, daß die Börse „kein öffentlicher Markt, sondern eine private Interessentenvereinigung sei. Praktische Bedeutung gewinnt diese Ansicht bei der Berichterstattung der Presse über die Börse — in welchem Maße, hat sich vor nicht langer Zeit in einem Ehrengerichtsverfahren gezeigt, das aus Anlaß einer Interessenkollision zwischen Börse und Presse gegen einen Börsenjournalisten angestrengt wurde.

Im Verlaufe der erstinstanzlichen Verhandlung dieses Verfahrens präzisierte der Verhandlungsleiter, Dr. v. Schwabach, den Begriff der Börse dahin, daß er sie einen Verein nannte. Von kaufmännischer Seite kann diese Definition des Beifalls versichert sein. Bei näherem Zusehen ergibt sich aber, daß eine derartige Begriffsbestimmung, so einfach sie aussieht, durchaus irrig ist. Volkswirtschaftlich wie rechtlich. Volkswirtschaftlich ist die Börse unbedingt ein öffentlicher Markt, der sich nur dadurch von anderen Märkten unterscheidet, daß er sich in den einfachsten Formen abwickelt, das heißt dem Wesen der höchsten Fluktuation im Handel näherkommt oder doch zustrebt. Unter gewissen Kautelen können hier prinzipiell Wertpapiere aller Gattungen und Waren einfacher Formen zusammenlaufen, das heißt der Zweck der Börse ist volkswirtschaftlich ein so universeller, daß von einem wirtschaftlichen Verein,

Digitized by Google

dessen Zweck einen konkreten Charakter tragen und dessen Ziel ein einheitliches, leicht erkennbares sein soll, nicht mehr die Rede sein kann. Das ist ja gerade das Wesen des wirtschaftlichen Zusammenschlusses, des Syndikates, der Interessengemeinschaft, der Konzerne usw., daß sie einen einheitlichen Willen mit bestimmter Tendenz erkennen lassen. Ein solches einheitliches Moment fehlt jedoch der Börse vollkommen, es sei denn, daß man die Möglichkeit des Handels mit Effekten und mit Produkten an einer Zentralstelle überhaupt als Vereinselement bezeichnen will. Doch diese Möglichkeit ist an sich eine so unbegrenzte, daß nur die Zentralisierung als eine der Wesenseigentümlichkeiten des Vereins übrigbliebe, eine Eigentümlichkeit, auf der allein der wirtschaftliche Vereinsbegriff sich nicht aufbauen kann. Juristisch ist die Auffassung, daß die Börse ein Verein sei, mit noch schlagenderen Gründen als irrig zurückzuweisen. Zunächst hat jeder Verein eine Satzung, die er sich selbst gibt. Dadurch wird seine Verfassung bestimmt (§ 25 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Die Börse jedoch erhält ihre Satzungen, die Normen, nach denen sich ihre innere Organisation abwickelt, von der Gesetzgebung oder administrativ vorgeschrieben. Zwar wird zum Beispiel der Vorstand der Börse durch Beschluß der Mitgliederversammlung bestimmt, aber dieser Vorstand untersteht doch auch der Börsengesetzgebung, respektive Börsenordnung, auf deren Fassungen die Börsenmitglieder keinen direkten Einfluß haben. Im Gegenteil, wie ja gerade die Börsengesetzgebung der neuesten Zeit und die Kämpfe um sie gezeigt haben, die Gesetzgebung und Börsenordnung können dem Willen der Börsenmitglieder diametral entgegengesetzt sein, und während sonst ein Verein aktiv im Rahmen der generellen Gesetzgebung seinen Willen selbst bestimmt, wird die Börse zum Instrument politischer Streitigkeiten, bei denen sie in passiver Ängstlichkeit warten muß, was Parlament und Regierung über ihr Geschick bestimmen. Daß die Mitgliederversammlung der Börse auf deren Schicksal ohne positiven Einfluß ist, ergibt sich auch aus der Nichtanwendbarkeit des § 41 des Bürgerlichen Gesetzbuches. Dieser Paragraph bestimmt nämlich, daß der Verein durch Beschluß der Mitgliederversammlung aufgelöst werden kann. Die Börse kann jedoch wohl durch Obstruktion der Mitglieder wirtschaftlich ausgeschaltet, aber durch Mitgliederbeschluß nicht rechtsunwirksam gemacht werden. Ferner ist es fraglich, wer die Börse rechtskräftig vertreten, ob sie überhaupt rechtskräftig vertreten werden kann, d. h. ob sie den Charakter einer juristischen Person trägt. ...“

Prager Abschreckungsbilder

Politische Vorgänge lassen sich erst richtig aus ihrem Milieu heraus verstehen. Ein guter persönlicher Beobachter trägt da mehr zu unserer Aufklärung bei als der beste Leitartikel des „ernsthaften Politikers“. Und sei's auch, daß der Beobachter seine Wahrnehmungen „unter dem Strich“ wiedergibt. Das tut Katsch (Prag) in einer Reihe fein abgetönter „Prager Bilder“ der „Frankf. Ztg.“ Auf jeden Fall, meint er, seien die Prager Revolten die häßlichsten Revolten, die man sich denken kann. „Nicht einmal das Auge kommt auf seine Kosten, und wer es etwa versuchen wollte, Prager Exzeßbilder festzuhalten, könnte es allenfalls nur mit der Nadel des Radierers tun. Gesten und Gebärden gibt's zu sehen, wutverzerrte Gesichter, bewegte Massen, aber diese Massen selbst sind ganz farblos und uniform. Ein Typus kommt tausendmal vor, die Menge ist nur die Multiplikation dieses Typus. Wer im Süden einmal bewegte Massen gesehen, emotionierte Menschen, die von einer gemeinsamen Freude oder Wut beherrscht waren, wird angesichts der Prager Zusammenrottungen die Empfindung nicht los, daß diese Menschen durch einen großen Automaten bewegt werden. Ästhetisch ausgedrückt, müßte man sagen, die Prager Revolte sei eine ungemein schäbige Revolte; groß zwar in der Entfaltung der Massen, groß in ihrer zerstörenden Kraft,

Digitized by Google

aber dürftig, abstoßend, phantasielos und uninteressant in ihrem Gehaben. Eine petit bourgeois-Revolte, eine Revolte der Lehrbuben, Schneider- und Schustergehilfen, eine Empörung bäuerlichen Studentenproletariats. Und diese äußerlichen Merkmale sind kein Zufall: die Prager Revolte ist äußerlich so dürftig, weil sie auch innerlich dürftig ist, keinen Kern echter Leidenschaft in sich, keine lebendig schaffenden Volkskräfte, keine bewegende Idee hinter sich hat. Ihr fehlt jede sittliche Gewalt und das Pathos wirklicher Volkserhebungen, sie kennt nur kalte Bosheit und feige Brutalität. Hätte sie elementare Kraft und eine lebendige Idee besessen, dann wären ihr auch vor dem Bild des Scharfrichters die Knie nicht eingeknickt.

*

Den Prager Hauptkriegsschauplatz bildet der Graben, die eleganteste Straße der Stadt. Hier stehen die deutschen Bank-Palais, hier sind die größeren Geschäfte, und hier ist auch das vielgenannte ‚Deutsche Haus', ein alter, schöner Barockbau, der dem ‚Kasino', dem größten deutschen Verein Prags, gehört. Sonntags nun wird auf dem Graben promeniert, oder, wie man in Österreich sagt, ‚gebummelt'. Und zwar bummeln auf dem Graben fast ausschließlich die Deutschen. Wie alles in dieser Stadt, ist nämlich auch der ‚Bummel' geschieden; die tschechischen Spaziergänger lieben den Graben nicht, sie ziehen die Ferdinandstraße, die Fortsetzung des Grabens, die zum tschechischen Nationaltheater und zur Moldau führt, vor. Es ist nun selbstverständlich, daß an dem Sonntagvormittags-Spaziergang, der einen großen Teil der Prager deutschen Jugend auf dem Graben vereint, auch die deutschen Studenten teilnehmen. Die Couleurstudenten rücken da gewöhnlich ziemlich zahlreich aus, weil jede ‚Couleur' der andern zeigen will, wie stark sie ist. Dieser ganz harmlose, ganz interne Spaziergang der deutschen Couleurstudenten, der keinem Menschen etwas wegnimmt, niemanden stört, soll nun — so behaupten die Anwälte der rebellierenden Gasse — eine ‚Provokation' des tschechischen Volkes sein. Und wegen dieses Spaziergangs der deutschen Studenten ist Prag in Brand gesetzt worden! Der Europäer glaubt es nicht, und auch hier glaubt man es nicht. Aber die Prager Demagogie mußte ein Angriffsobjekt haben, weil sie Exzesse haben wollte ...

*

Es ist Sonntagvormittag. Wer etwa gegen neun Uhr über den Graben geht, wird sofort auf eigenartige Vorgänge aufmerksam: beim alten Pulverturm, bei der Landesbank und an den Einmündungen der Seitengassen stehen Gendarmerie- und Polizeiabteilungen. Die Straße wird von wenig Passanten belebt. Nur an den Ecken stehen kleine Häuflein Neugieriger umher. Nach und nach wird der Graben belebter. Um zehn Uhr ist er bereits gesteckt voll. Er hat aber ein ganz ungewöhnliches Aussehen: sonst promenieren deutsche Bürger hier, heute sieht man nur Leute aus den Vorstädten. Gehilfen mit blau-weiß-roten Kokarden und Schleifen, Lehrbuben in blauen Blusen, kleine Beamte, tschechische Studenten, auch junge Mädchen, Näherinnen, Ladenmädel, ab und zu taucht sogar ein Zylinder in der Menge auf. Die Polizeileute und Gendarmen fordern die enganeinandergepreßt auf und ab ziehende Menge von Zeit zu Zeit auf, nicht stehen zu bleiben. Plötzlich kommt Bewegung in die Massen, die bisher ziemlich geordneten Reihen der Promenierenden lösen sich auf, alles drängt zum Deutschen Haus. Die Vornstehenden hatten ein Aviso gegeben: die deutschen Studenten kommen. Kaum hat die Menge die farbigen Kappen erblickt, so geht ein tausendstimmiges Geschrei los: ‚Kappen herunter!', ‚Schlagt sie!', ‚Steinigt sie!' Die jungen Elemente beginnen zu singen. Am beliebtesten ist das Lied von ‚Donner und Hölle' (hrom a peklo), die auf die Deutschen herabfahren sollen, ein Lied, das mit dem Refrain schließt: ‚Der Russe ist mit uns, und wer gegen uns ist, den wird der Franzose zerschmettern!' Etwas muß man den Tschechen lassen: sie sind ein musikalisches Volk, und die Menge, die Musik macht, wird sogleich von der Macht der Musik gefesselt. Nach dem ‚Donner und Hölle'-Lied steigt die Temperatur sichtbar um etliche Grade ... Die deutschen Studenten versuchen nun, von Polizeileuten flankiert, aus dem Kasino herauszukommen und auf dem Graben in geschlossener Reihe vorzudringen. Das ohrenbetäubende

Digitized by Google

Geschrei der Menge wächst, und kaum hat sich hinter den Studenten das Tor geschlossen, so sieht man auch schon hochgehobene Stöcke auf die Kappen herabsausen. Die Menge hat nämlich im Laufe der acht Wochen währenden Exzesse eine gewisse Technik sich angeeignet. Wer von einem Fenster aus die Vorgänge beobachtet, wird stets Leute mit Pfeifchen sehen, Gruppenführer, die auf die anwesenden Abgeordneten der tschechischen Nationalsozialisten aufpassen und zum Angriff das Zeichen geben. Der Abgeordnete ist nämlich ‚immun', und bei uns geht nämlich die Immunität so weit, daß er die Polizei zur Rede stellen und dirigieren darf. Das Gesetz gibt ihm natürlich kein Recht dazu, aber er nimmt es sich. Während nun die Abgeordneten die Polizei in Schach halten, werden auf die Pfiffe der Gruppenführer die Reihen der Studenten durchbrochen und die Studenten selbst mit Stöcken, Eisenstücken und Messern mißhandelt. Natürlich setzen sie sich zur Wehr. Aber die ungeheure Übermacht erdrückt sie. Die Polizeileute, die seit acht Wochen Tag und Nacht auf den Beinen sind, taumeln mehr, als sie gehen; übermüdet, abgehetzt, nervös und im Innern voller Zorn gegen die deutschen Studenten, in denen sie ja doch die Urheber der Mehrarbeit sehen, können sie gar nichts mehr ausrichten. Die schreiende Menge, durch die Energielosigkeit der Polizei noch mutiger gemacht, beginnt mit Steinen zu werfen. In diesem Moment rückt die bereitgehaltene Gendarmerie vor und versucht, mit gefälltem Bajonett den Graben zu räumen. Die deutschen Studenten sind inzwischen längst gezwungen worden, in das Kasino zu fliehen. Und wehe, wenn einer in der Masse zurückgeblieben! ...

*

Dieser Vorgang ist während der acht Wochen geradezu zum Schema geworden. Er wiederholte sich Sonntag für Sonntag. In der letzten Woche auch an den Werktagen. Nur kam in der letzten Zeit eine neue Nuance hinzu. Man wußte nämlich in der Stadt ganz genau, daß der Statthalter ‚nichts tun werde'. Graf Coudenhove, der Statthalter Böhmens, ist nämlich ein Mann, der nur ein Prinzip kennt: glatt durchzukommen, und namentlich jetzt hatte er das Ziel vor sich, ja nur den 2. Dezember durch keine Ausnahmeverfügung zu stören. Das Bestreben war ja sehr löblich, aber es ging auf Kosten der Deutschen. Die Sprache der Hetzblätter wurde von Tag zu Tag maßloser. Das Blatt des ehemaligen tschechischen Landsmannministers, des Geheimen Rates Praschek, zum Beispiel, der Venhov, veröffentlichte täglich Proskriptionslisten von Personen, die deutsche Zeitungen abonnieren. Die Blätter des Abgeordneten Klofatsch aber, das Ceshé Slovo und Lid, brachten fettgedruckte geifernde Artikel gegen die Person des Kaisers. Man wird nun fragen, ob denn die alte — so oft geschmähte — österreichische Konfiskationspraxis so ganz ausgestorben sei? In Prag ja. Der Staatsanwalt fürchtet die Gasse. Jeder Beamte fürchtet hier die Gasse, weil er die Abgeordneten fürchtet. Man mag das parlamentarische System loben, wie man will — und es gibt für Österreich wahrscheinlich kein anderes System —, aber die eine Schattenseite hat es momentan noch, daß die Verwaltung des Staates allzusehr vom Parlament in Abhängigkeit gerät. Die Beamten zittern vor den Demagogen, und es ist nicht ein mal vorgekommen, daß der Ministerpräsident, um im Parlament Ruhe zu haben, diesen oder jenen Beamten geopfert hat. Und selbst auf die Offiziere der österreichischen Armee hat sich schon diese Unsicherheit übertragen. Jeder Offizier, der mit der Gasse in Konflikt kommt, fürchtet, im Parlament keinen Schutz zu finden. Auch vom Landesverteidigungsminister nicht. Und das alles weiß die Menge, das wird ihr täglich in so und so viel Hetzblättern gesagt und auseinandergesetzt. Die Logik ist auch sehr plausibel. Der Kaiser will vor allem Ruhe und wünscht ein parlamentarisches Kabinett. Um das zu erreichen, muß man aber den Abgeordneten in weitestem Maße entgegenkommen, auch den letzten Demagogen. Die Prager Demagogie wünscht nun nichts anderes als volle Bewegungsfreiheit und Herrschaft über die Verwaltung. Und die Verwaltung wagt nicht aufzumucken. So kam's denn zum Letzten. Am vorletzten Sonntag sah man bereits, wie einzelne Rotten in der inneren Stadt die schwarz-gelben Jubiläumsfahnen herabrissen, das alte schöne Denkmal

Digitized by Google

des Feldmarschalls Radetzky mit Steinen bewarfen und sogar einzeln gehende Offiziere attackierten. Ein solcher Fall spielte sich auf der Karlsbrücke ab. Zwei Offiziere des 75. Infanterie-Regiments wurden gestellt und an die Wand gedrückt. Sie packten wohl einen der Angreifer beim Kragen und hielten ihn fest, aber die Säbel blieben in der Scheide ... Eine hübsche Szene ereignete sich an diesem Tage auch auf dem Graben. Ein kleines Bildchen: An die Gendarmen, die Wache stehen, kommen ein paar Studenten heran und apostrophieren die Wache: ‚Ihr seid doch Tschechen?!, was steht ihr da und bewacht die Preußenfeuchler? Ihr habt doch 1866 von Preußen Schläge bekommen. Laßt uns doch die Kerle zerreißen!' — Und die Gendarmen zuckten nicht, tun so, als ob sie nichts gehört hätten ...

*

Dienstagabend, am Vorabend des Kaiserjubiläums. Auf dem Wenzelsplatz wird die Menge, die diesmal mindestens an zwanzigtausend Menschen umfaßte, von Dragonern aus der innern Stadt gejagt. Es sind tschechische Dragoner, die diesen traurigen Dienst versehen, die Lothringischen Dragoner, denen der Enkel des Kaisers, der junge Erzherzog Karl Franz Joseph, als Oberleutnant zugeteilt ist, aber sie schlagen mit den flachen Klingen kräftig in die Menge ein. ... Nicht allzuweit davon aber, in ‚Weinberge', der Nachbarstadt Prags, werden in einer der elegantesten Gassen Kaufläden erbrochen. Erst springen junge Burschen auf die Laternen hinauf, löschen die Lichter aus, und dann geht's mit Eisenstangen an die Arbeit. Einer deutschen Druckerei wurden die Tore gesprengt und sogar Maschinen devastiert. Bei einem Delikatessengeschäft versuchte die Rotte fast eine halbe Stunde, den Rolladen aufzureißen; es gelang ihr indes nicht, in das Innere des Ladens zu kommen. Die Bewohner dieser Gasse aber, der Jungmannsgasse, darunter sehr viele Deutsche, die den Lärm hörten, wagten nicht, sich zu rühren. Die Deutschen löschten zu Hause die Lampen aus und sahen hinter verschlossenen Fenstern schaudernd auf die Gasse. ... Die Anführerin dieser Einbrecherrotte aber war eine junge tschechische Dienstmagd, die 19jährige Marie Machatschek, die von der, freilich etwas post festum gekommenen Polizei festgenommen wurde. Diese tschechische Jeanne d'Arc ist heute im Polizeibureau photographiert worden; ein hübsches slawisches Bauernmädel, vor dessen naiven Augen man vergebens sich fragt, woher wohl diese verbrecherischen Instinkte kommen mögen ...

*

Eine Szene, die sich während der Schreckenstage immer wiederholt hat, ist diese: Die ‚Elektrische', die in der inneren Stadt verkehrt, gerät in einen Riesenknäuel johlender Menschen und wird plötzlich angehalten. Ein paar Individuen schreien in gebieterischem Ton: ‚Halten!' Die Menge stellt sich auf das Geleise und weicht nicht. Der Wagenführer muß halten. In den Wagen aber steigt ein Strolch ein, dem fünf, sechs Burschen folgen, und ruft dem Kondukteur im Kommandoton zu: ‚Ich fordere Sie auf, uns die mitfahrenden Deutschen auszuliefern!' Der Kondukteur steht verlegen da, weiß nicht, was er machen soll, schon aber zeigen mehrere Passagiere auf einen jungen Mann, der beim Einsteigen so unvorsichtig war, die Karte in deutscher Sprache zu verlangen. Der Strolch geht auf den jungen Mann zu und brüllt: ‚Aussteigen!' Hilfesuchend schaut sich der Deutsche um, appelliert mit den Augen an die Gesittung der Mitfahrenden, appelliert mit den Augen — denn zu sprechen würde er, da er nicht Tschechisch kann, gar nicht wagen — an das Kulturgefühl dieser europäisch gekleideten Menschen; vergebens. Keine Hand rührt sich. Der Strolch reißt ihn aus dem Wagen, und mit frenetischem Geheul empfängt ihn die Menge ... Solches geschah einem jungen Arzt, einem Assistenten der deutschen Universität, am Mittwoch, nachdem bereits das Standrecht verhängt worden war. Daß er schließlich mit ein paar Beulen davonkam, hat er einem Offizier zu danken, der sich seiner annahm.

Seitdem der Wiener Scharfrichter hier weilt, hat sich nichts weiter ereignet. Die Haustore müssen um acht Uhr abends gesperrt werden, und die Lehrburschen, Gehilfen und

Digitized by Google

ihre Intelligenz-Genossen bleiben zu Hause. Es stellt sich nämlich — so komisch es klingt — tatsächlich heraus, daß der Hausmeister stärker ist als die Polizei, daß er die größere Macht hat. Die Prager Polizei? Die verhöhnt der Exzedent; den Hausmeister fürchtet er. So ruht denn der Friede momentan auf dem Scharfrichter und Hausmeister ...“

Über Stiftungen

Stifter gehören mit zu den ersten Wohltätern der Menschheit, indem sie durch ihre Vermächtnisse den Geeigneten Hindernisse hinwegräumen wollen, die trotz Talent und Fleiß unübersteigbar blieben, oder indem sie Würdige auf irgendeine Weise fortzuhelfen und sie zu unterstützen beabsichtigen. Leider steht nun die so gute Absicht der Stifter (die gewöhnlich schlecht beraten sind) mit der Ausführung ihrer Wünsche in einem scharfen Mißverhältnis. Die meisten Stiftungen dienen eben, durch die hergebrachten gutgemeinten Arten, wie sie verwirklicht werden sollen, zu nichts anderem, als den altehrwürdigen Bureaukratismus mit seinem staunenswürdigen Formenreichtum nur ja nicht aussterben zu lassen, ihn auch hierin immer aufs neue zu immortalisieren. Die lebensvollsten Vermächtnisse, deren Urheber sicher ihren Lohn dafür im voraus in dem Gedanken fanden, daß ihre Intentionen mit demselben Geist und Urteil ausgeführt würden, von denen sie selber beseelt waren, verknöchern in den Händen jener Herren und ihrer Geistesverwandten (kindred spirits) zu den ödesten, wenig Denkkraft erfordernden Paragraphen, zu langweiligst gedehnten Formeln — natürlich zu ihrem wohlbegriffenen Vorteil. Auf diese Weise nun stehen die zum lebendigen Wirken bestimmten Summen, schön und deutlich registriert, in fünfundzwanzig Folianten, in sechsundsiebenzig ganz richtig geordneten Akten mit ebenso vielen sauberen Schwänzen, genau numeriert und bemalt; die Zinsen gehen pünktlich ein, vermehren sich, neue Beamte müssen eingestellt werden wegen der stärkeren Arbeitslast — was will man denn mehr? Der arme Laie versteht davon nichts! — So kann denn ein Unschuldiger schwer getäuscht werden, der glaubt, Stiftungen und Stipendien seien für diejenigen da, an welche bei ihrer Vermachung gedacht war. Sie bieten ganz gute Versorgungsstellen für brave Leute dar, untereinander hierarchisch abgestuft, die pflicht- und gesetzmäßig ihren Posten auszufüllen wissen. Kommt ein Bedürftiger mit einem Gesuch, so wird es erst haarfein mit dem Buchstaben, dem Blutfreund des Herrn Beamten, gemessen, dann geht's durch so viele wichtige Hände und Instanzen, bis es vor lauter Unrichtigkeit und Unwürdigkeit in sich selber zusammensinkt und der Auflösung entgegenharrt. Besonders bei den Studienvermächtnissen, sodann den Stiftungen für arme Schriftsteller ist dies der Fall. (So sind für letztere in Köln, wo ein Orden jener Zimmerheiligen noch in seiner ganzen Gloriosität und Vollkommenheit blüht, kürzlich 30 000 ℳ vermacht worden; es wäre sehr interessant, ein wenig Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, in welcher Weise diese Summe wieder das Licht der Welt erblickt.)

Wenn ich sage, daß die Verwaltung von Stiftungen in den Händen von einigen tüchtigen, gründlich gebildeten und vor allem vorurteilslosen Männern liegen müsse, so ist damit einer Folgerung, als ob jene Gelder jedwedem Ankömmling zugeworfen werden sollten, schon entgegengetreten. Und solche werden sich immer finden. Ihnen wird vor allem Geist und Herz die Hauptsache sein, mit denen derartige gute Werke geschaffen werden, ohne sich von Formelkrämereien einpappen zu lassen oder mit klingenden Titeln den Mangel zu verdecken an psychologischem Scharfblick für die einzelnen besonderen Verhältnisse. Dann kann es wirklich licht in manchem Dunkel werden, das ungünstige Zustände gesponnen, schnell auch, nach dem Grundsatz: Bis dat, qui cito dat. Inzwischen freilich kann sich noch manche Herde fett weiden.

H. Lemmerz

Digitized by Google

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Schwester Helvetia

Die sogenannte „alldeutsche Bewegung" hat im Südwesten, unter dem hochalemannischen Sprachstamme bisher am wenigsten Erfolge gehabt. Während nämlich die Holländer im Hinblick auf ihre Kolonien, in Erinnerung an Englands Burenkrieg, einen starken festländischen Nachbar nicht ungerne sehen, während die zum Volksbewußtsein erwachenden Flamen, die niederdeutschen Belgier, trotz eines strammen, niederfränkisch-nationalen Sonderbewußtseins im Grunde ganz froh sind, der wallonischen Sprachentrechtungspartei und dem französischen Bildungsschwindel mit dem pangermanischen Gespenst drohen zu können, um flämische Sprachrechte zu erlangen, während die Deutschen in Österreich, Ungarn und überall, wo sie wegen ihres Volkstums Bedrängnis leiden müssen, mit hilfeflehendem Blick auf die Deutschen im Reiche schauen, stoßen sich die Deutsch-Schweizer, die in ihrer Gutmütigkeit nicht merken, wie sehr sie von dem „feineren" Franzosentum ausgenützt und hintergangen werden, gar sehr und mit vollem Recht an den am „Alldeutschtum" festklebenden rückschrittlichen, wahlrechts- und freiheitsfeindlichen Gedanken und Forderungen. Wenn z. B. in der alldeutschen Zeitschrift „Heimdall" (Leipzig-Borsdorf, A. Hasert, 1908, S. 19) der Vorschlag, das Wahlrecht auf die drei Millionen Mitglieder der „langköpfigen Rasse" (Mindestmaß: 19 cm!) zu beschränken, „scharfsinnig" genannt und dem „Nachdenken" empfohlen wird, so müssen derartige, an und für sich ja dankenswerte Offenherzigkeiten bei allen freiheitlich und vernünftig Gestimmten deutscher Zunge Mißtrauen erwecken, auch gegen die nicht lächerlichen, sondern verdienstvollen Bestrebungen, die germanischen Völker zu einem lebhaften Gemeinschaftsbewußtsein zu erwecken. Der starke Glaube an die sittliche Höhe und die politische Kraft zorniger Zwangspolitik, der für die „Alldeutschen" so kennzeichnend ist, bewirkt die Ablehnung vieler ganz vernünftiger Gedanken deutscher Gemeinschaftlichkeit in der Schweiz, die auf der Burg zu Rapperswyl ein polnisches Museum stehen hat, mit einem Denkmal, das die Gastfreundschaft der freien Helvetia rühmt.

Der Rassengegensatz zwischen den das Reich beherrschenden Ostelbiern und den stark mit alpischem Blute gemischten Hochalemannen ist besonders groß. So kann man in der Schweiz die feinsinnigste Erklärung für Goethes „Kosaken"-Furcht, für seine freundliche Stellung zum Napoleonismus zu hören bekommen. Ein Norddeutscher, der uns vor ein paar Jahren auf der Gotthardstraße morgens begegnete, wurde wegen seines schnüffelnd-unzufriedenen Gesichtsausdrucks von meinem Schweizer Gastfreunde sofort als Angehöriger des preußischen „Wehrherrn"-Standes bezeichnet. Österreicher, die ja allerdings von dem hochalemannischen

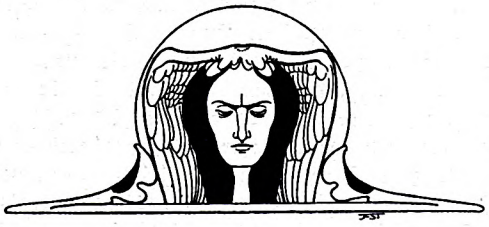
Digitized by Google

Selbstbewußtsein vielfach etwas von oben herab behandelt werden, vor allem aber Norddeutsche, welche die Schweiz bereist haben, erzählen denn auch gewöhnlich, die Schweizer seien „deutschfeindlich“. Wer die Schillerfeier 1905 in Zürich mitgemacht hat — die reichsdeutschen Studenten führten sich da übrigens in ihren „Kürassier-Pekeschen“ unangenehm preußisch auf —, wer die Zeitungsberichte über Zeppelins Luftfahrten zur Hand nimmt, wird ganz anderer Ansicht. Von Metz nach Paris hätte Zeppelin nicht fahren dürfen. Aber die Schweizer dankten dem großen Stammesgenossen in reiner Freude für die menschlich-erhabenen Augenblicke. Der Schweizer liebt nicht die ostelbische Bürgerentrechtung; aber das Verständnis für deutschen Geist und deutsche Leistung fehlt ihm durchaus nicht. Mit mitleidig-wohlwollendem Bedauern sieht er die „Schwaben“ nördlich des Oberrheins in den Fesseln konfessioneller Gegensätze und politischer Reaktion.

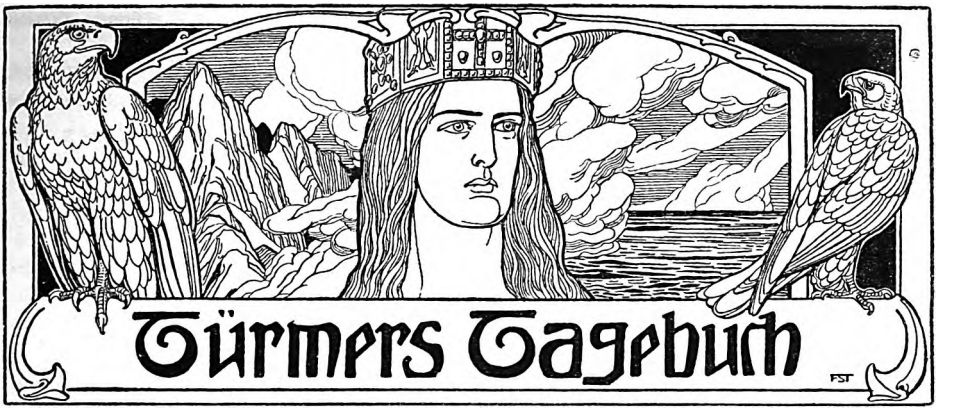
Die Schweiz war früher der „Nationalstaat“ des hochalemannischen Sprachstammes, der sich um ein Haar eine selbständige Schriftsprache gebildet hätte. Durch die Folgen der französischen Revolution wurden die welschen Untertanen und Verbündeten der echten Schweizer zu gleichberechtigten Mitbürgern erhoben. Daher das feste Zusammenhalten der 3 oder 4 Volksstämme, dieses starke Vaterlandsgefühl, das jede schärfere Regung von Sprachgemeinschaftsgegensatz niederdrückt.

Die Ablösung der Schweizer aus dem deutschen Reichsverbande war eine Folge der habsburgischen Ländergier, noch mehr vielleicht jenes urgermanischen Drangs nach freier Entwickelung der Stammeseigenart, den man an den Norwegern und neuerdings an den von Dänemark losstrebenden Isländern gut beobachten kann. Der Sprachenkampf in Norwegen um „landsmaal“ und „rigsmaal“ erinnert ja sehr an ähnliche Stimmungen in der früheren Schweiz. Vorarlberg und Liechtenstein sind 1866 mit Österreich von uns gegangen. So sind heute die Allgäuer die einzigen Alpenbewohner alemannischen Stammes, die zum Deutschen Reiche gehören, die Allgäuer, deren Milchverwertung so peinlich geregelt ist, daß man das Ländchen durchradeln kann, ohne ein ordentliches Glas Milch aufzutreiben. Die Allgäuer, die einzigen! Das Krächzen der „alldeutschen“ Sprachenteignungs- und Rückschrittsraben tönt nicht als Lockruf an das Ohr Schwester Helvetias. Flieg du auf, Wieland von Buchhorn! Dein Bruder Egil schoß dir die Vögel für dein „Federgewand“: Deine Nachbarn, Egil — Tells Volksgenossen, die Bauern von Emmishofen, auch sie halfen dir, ein neues „Federkleid“ zu bauen. Zeppelin, du siehst das Land, den Fjord von Uri so schön von oben. Grüße Schwester Helvetia!

Otto Seidl



Digitized by Google



Wie wir kämpfen — Der Mut der Masse — Die Signatur der Stunde — Der Informationsfonds — Soweit die deutsche Zunge klingt!

Wir kämpfen. Gegen das persönliche Regiment für ein parlamentarisches Regierungssystem, für Reichskanzler- und Ministerverantwortlichkeiten, für erweiterte Volksrechte. Wir kämpfen. Und es ist ein grausam schöner Anblick, wie wir kämpfen. Grausam, weil uns der ganze Kampf im Grunde contre cœur geht, weil wir im innersten Gemüte davor zurückbeben, daß mit all diesen schönen Dingen wirklich Ernst gemacht werden könnte. Liegt aber nicht gerade darin etwas antik Heroisches, eine gewisse tragische Größe?

Der Reichstag sollte die Gunst der Stunde dazu ausnützen, seine Machtgrenzen zu erweitern? — Ja, er will das, er kämpft um die Macht, und es ist ein grausam schöner Anblick, wie er kämpft. Aber nie, nie auf Kosten der Krone. Das sei ferne! Die Rechte der Krone dürfen unter keinen Umständen geschmälert werden. Auch nicht um Haaresbreite.

Der Reichstag sollte die 500 Millionen-Forderung der Regierung nur bewilligen, wenn ihm dafür längst fällige politische Rechte zugestanden werden? — Aber das wäre ja schwarze Niedertracht, schmählicher „Kuhhandel", schlimmeres: „Erpresserpolitik"!

So bleibt zuletzt doch alles der Gnade des „Monarchen" anheimgestellt. Vorausgesetzt, daß ihr nicht die pietätlose — Zeit zuvorkommt.

Wissen, die in der Forderung politischer Garantien für die Zustimmung zu der Finanzreform eine Todsünde erblicken, wirklich nicht, „daß zu allen Zeiten die Völker ihre Freiheiten den Regierenden dann entrissen haben, wenn diese sich in schwerer Verlegenheit befanden und die Völker gebrauchten?" fragt die „Berliner Volkszeitung": „Hat etwa England die Grundlage seiner Verfassung einer Großmutsanwandlung seiner Fürsten zu verdanken? Ach nein; das englische Volk hat die magna charta dem König Johann ohne Land im Jahre 1215 abgenötigt, abgetrotzt, als dieser sich in schwerer Verlegenheit befand. Für nichts ist nichts; dieser Spruch war jederzeit in der Geschichte oberstes Leitmotiv. . . ."

Digitized by Google

Die Brandenburgische Geschichte, insbesondere vom 14.—16. Jahrhundert, biete geradezu ein Schulbeispiel dafür dar, wie — nicht etwa das Volk —, sondern die einzelnen Stände mit den Landesherren fortdauernd Transaktionen vornahmen, die vom Standpunkte jener Tugendhaften als dreimal gesiebte „Erpresserpolitik“ bezeichnet werden müßten.

„Der Ausgangspunkt war bei allen diesen uns aktenmäßig überlieferten Handlungen das Geldbedürfnis der Landesfürsten, die damals den Staat darstellten. Schon unter den letzten Askaniern am Ausgange des 13. Jahrhunderts fing es an. Geld fanden sie aber nur in den Städten, die schnell zu großem Wohlstand gelangt waren. Diese ließen sich für jede Geldsumme, die sie hergaben, immer neue Gerechtsame und Freiheiten verschreiben und benutzten die Gelegenheit, sich von vielen Leistungen und Verpflichtungen gegen den Fürsten loszukaufen. Natürlich führten diese Erwerbungen die Städte zu immer größerer Bedeutung und Selbständigkeit. Aber das gedieh dem Lande zum Heile. In den wilden Zeiten des 14. Jahrhunderts, unter den Wittelsbachern und Luxemburgern, bildeten die kräftigen märkischen Städte, im Städtebund geeinigt und in festen Beziehungen zur Hanse, das einzige staatserhaltende Element im Lande, das von seinen Fürsten nur als Versatzobjekt benutzt wurde und dessen Ritterschaft, mit wenigen Ausnahmen aus Buschkleppern und Mordbrennern bestehend (na, na! D. T.), sich der wildesten Anarchie hingab.

Als der erste Hohenzoller erschien, fand er bei der Durchführung seiner Absicht, wieder geordnete Zustände im Lande herzustellen, den einzigen festen Rückhalt bei den Städten, und mancher märkische Bürger hat in den Kämpfen gegen die Pommern und die Raubritter, auf dem Kremmener Damme und vor Friesack und Plauen sein Blut verspritzt. Was war der Dank? Des Kurfürsten Nachfolger, der ‚Eisenzahn‘, hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit seinen Standesgenossen im Reiche gemeinsame Sache zu machen und an dem allgemeinen Kesseltreiben der Fürsten gegen die Städte teilzunehmen. Er unterwarf sie, er demütigte Berlin und Kölln, die stolzesten von allen, und brach ihren Roland. Aber haben er und seine Nachfolger Segen davon gehabt? Die Städte lagen am Boden, an der Spree erhob sich das Zwing-Berlin, die kurfürstliche Burg. Und als man den Schaden besah, ergab sich, daß der Kurfürst allein dem Adel, dem Todfeinde der Städte, wieder auf die Beine geholfen hatte. Nach Friedrich II. setzte eine ständische Adelsherrschaft ein, die über ein Jahrhundert hindurch dauerte und den Landesfürsten buchstäblich zum Untergebenen des Adels gemacht, der so durch eine kurzsichtige fürstliche Politik nach der Knebelung des Bürger- und Bauernstandes, nach der Ausscheidung des Klerus infolge der Reformation als einziger regierender Stand im Lande übrig blieb. Und der Adel hat es verstanden, den Kurfürsten den Daumen aufs Auge zu setzen. Wenn irgendwo ‚Erpresserpolitik‘ betrieben wurde, so im 16. Jahrhundert in Brandenburg.

Der Ausgangspunkt waren, wie immer, die finanziellen Nöte der Landesherren, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ärger wurden. Denn selbstverständlich bewilligten die Stände immer nur das Notwendigste, um den Fürsten desto sicherer am Gängelbande zu haben, und in der äußersten Not waren es immer wieder die

Digitized by Google

Städte, die den leeren kurfürstlichen Geldbeutel füllen mußten. Das Berliner Stadtarchiv enthält die Beweise hierfür.

Schon mit Albrecht Achilles fing es an. Sein Bruder Friedrich der Eisenzahn hinterließ 100 000 Reichsgulden ungedeckter Schulden. Albrecht akkordierte mit den Ständen, und diese übernahmen vier Fünftel der Summe, die Städte 50 000, Geistlichkeit und Landschaft 30 000 Gulden. Dafür mußte der Kurfürst große Zugeständnisse machen, das Bewilligungsrecht der Stände ausdrücklich anerkennen und sie von der Landbede, den von Friedrich I. eingeführten Steuerleistungen, befreien. Um seinen Anteil zu decken, versuchte Albrecht in — den Städten, die schon 50 000 Gulden übernommen hatten, eine indirekte Abgabe von Wein und Bier zu erhalten! Die Folge war eine allgemeine Steuerverweigerung der Städte; mit Hilfe des Adels blieb der Kurfürst schließlich Sieger. Aber er geriet immer tiefer in dessen Ketten. Er schloß mit ihm ein Kompromiß. Gegen die Bewilligung einer neuen Landbede, zu der auch die Städte herangezogen wurden, machte er dem Landadel das weitgehende Zugeständnis, daß den Städten nicht mehr gestattet wurde, adelige Friedensbrecher zu fangen und zu richten. Die Folge war ein neues Aufblühen des zügellosen Raubrittertums. Es trieb seine feinsten Blüten in den Lindenberg und Otterstedt, die an des Kurfürsten Joachim Kammertür schrieben:

‚Jochimken, Jochimken, höde di,
Fangen wi di, so hangen wi di!‘

Die nächste Erpressung, die der märkische Adel gegen das Land übte, bestand in der vom Kurfürsten erkauften Aufhebung der Bauernfreizügigkeit. Für den so an der Scholle gebundenen, zum Leibeigenen seines adeligen Herrn gewordenen Bauern begann nun eine furchtbare Zeit der Knechtschaft, die einigermaßen erst am Anfang des 19. Jahrhunderts durch Stein beseitigt wurde, sehr zum Leidwesen unserer heutigen Agrarier. Endlich ließen sich die Ritter für ihre Höfe Steuerfreiheit zusichern; ihre ganze Steuerlast schoben diese Edeln ... auf das arbeitende Volk ab. So sah die Erpresserpolitik aus, die der märkische Adel gegen den Kurfürsten Albrecht übte.

Sein Nachfolger Johann zwackte die Städte immer ärger. Mit dem Henkerbeil führte er in der Altmark die Biersteuer ein, von der der Adel natürlich wieder befreit war, der sich überhaupt der größten Nachsicht seitens des Kurfürsten zu erfreuen hatte. Johanns Sohn, Joachim I., hatte am meisten unter den Frechheiten des zügellosen Adels zu leiden. Trotzdem engte er die Städte immer mehr ein, zog er dem kommunalen Leben immer kürzere Grenzen. Der Grund: er konnte neue Steuerbewilligungen bei den Ständen nur durch neue, und zum Teil städtefeindliche Zugeständnisse erlangen. Im Jahre 1534 erlitt die landesherrliche Autorität eine neue Niederlage durch die Junker. Den in diesem Jahre bewilligten ‚allgemeinen‘ Hufenschoß legte die Ritterschaft wieder nur den Bauern auf. Die tollste Demütigung aber fügte sie dem Kurfürsten durch die Bestimmung zu, daß die direkten Steuern nicht mehr an die landesherrlichen Beamten, sondern an die Vertreter der Landschaft abzuliefern seien. So wurde die lan-

Digitized by Google

desherrliche Steuer in eine ständische verwandelt. Und der ewig geldbedürftige Kurfürst mußte sich diese Erpressung gefallen lassen.

Unter Joachim II., dessen liederlicher Hofhalt ungeheure Summen verschlang und dem daher, nebenbei gesagt, die Einführung der Reformation mit der Einziehung der Klostergüter sehr gelegen kam, vollendeten die Landstände ihre Herrschaft. Die Rechte der Steuerverwaltung kamen vollständig in ihre Hände. 1540 machte Joachim dem Landtage das zarte Geständnis, daß er 100 000 Taler ungedeckte Schulden habe. Die Stände erklärten sich bereit, die Deckung — natürlich aus anderer Leute Taschen — zu bewilligen. Sie forderten und erhielten vom Kurfürsten zugebilligt die Anerkennung ihrer Mitwirkung bei allen Regierungshandlungen, die Erhebung und Verwaltung der Steuern, den Verzicht des Kurfürsten auf eine selbständige auswärtige Politik. Und sie ließen in demselben Jahre dem Kurfürsten eine ebenso derbe wie liebevolle Ermahnung zukommen, gefälligst in Zukunft sparsamer zu wirtschaften. Was den Kurfürsten nicht hinderte, auf allen Landtagen neue Schulden anzukündigen, teils die Folgen seiner Verschwendungssucht, teils der raffinierten Finanzpolitik der Stände, die immer nur einen Teil des Geforderten bewilligten. Erst ganz allmählich bewilligten sie Mittel für die Deckung der laufenden Ausgaben, immer wieder unter Befreiung des ritterlichen Besitzes. Dieser Zustand währte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. . . ."

Es war eben Machtpolitik. Sicherlich keine schöne, sicherlich aber auch tausendmal eher „Erpresserpolitik", als das berechtigte, ja gebotene Widerstreben, einer Regierung, die sich zu nichts verpflichten will, ungemessene Kredite zu gewähren. Und das auf die Erfahrung hin, daß diese Kredite der Aufrechterhaltung und Stärkung eines Systems dienen, das den Absichten des Gebers stracks zuwiderläuft.

Heute stehen doch die Dinge in der Tat so, daß Deutschland, wie das „B. T." ohne Übertreibung feststellt, „ziemlich das einzige Land in Europa ist, wo das parlamentarische System noch nicht existiert, und wo die Mitglieder der Regierung nicht aus der Parlamentsmehrheit entnommen werden." Es unterliege zwar gar keinem Zweifel, daß wir gleichfalls, etwas früher oder später, zu diesem System gelangen müssen: „Mit jener zwingenden Notwendigkeit, welche den Gesetzen der Entwicklung so gut wie den physikalischen Gesetzen innewohnt, wird sich dieser Wandel vollziehen, und dann werden auch neue und bessere Parteigruppierungen entstehen, und neue Talente werden der politischen Karriere sich widmen. Aber solange wir dieses System nicht haben, ernennt bei uns der Monarch den Reichskanzler und die Minister, und es hängt allein von ihm ab, ob er die Wahrung unserer Interessen einem Genie oder einem Pfuscher, einem liberalen oder einem erzreaktionären Manne anvertrauen will. Weder der Reichstag noch der Bundesrat wissen gewöhnlich am Abend vor der Ernennung den Namen des Erkorenen. Und erst aus den Extrablättern, welche die Lösung der Krisis melden, ersehen sie das Resultat dieser königlich preußischen Lotterie."

„Dieses arme Parlament," schreibt der „Vorwärts", „hat nicht einmal die Möglichkeit, die wichtigsten politischen Angelegenheiten zur Besprechung zu

Digitized by Google

bringen — geschweige denn über sie Beschluß zu fassen — ohne gnädige Erlaubnis des Herrn Kanzlers. Es ist ja ein purer Zufall gewesen, daß die Veröffentlichung des ‚Daily Telegraph' einige Tage vor dem Zusammentritt des Reichstags erfolgte. Wäre das Malheur im Sommer passiert, es hätte Monate dauern können, bis der deutsche Reichstag sein Sprüchlein über das Ereignis hätte hersagen können. Wird es doch immer mehr zum Regierungsprinzip, den Reichstag so kurz als möglich tagen zu lassen, ihm gerade nur soviel Zeit zu gönnen, um die von der Regierung bestimmten Vorlagen erledigen zu können. Ist das geschehen, hat die Regierung ihren Etat, ihre Steuervorlagen, ihre Marine- und Kolonialforderungen bewilligt bekommen, ist noch das eine oder das andere unschuldige Reförmchen erledigt, dann werden die ‚Diätenkerls' nach Hause geschickt und das Intermezzo des Scheinparlamentarismus ist zu Ende. Das Initiativrecht der Abgeordneten, ihre gesetzgebende Funktion ist schon längst nichts mehr als elende Fiktion, während in Wirklichkeit das Recht der Gesetzgebung von der Regierung usurpiert wird.

Aber auch während der kurzen Zeit, wo der Reichstag versammelt ist, liefert ihn seine Geschäftsordnung, die man so miserabel kaum in einer zweiten parlamentarischen Körperschaft wiederfinden wird, gebunden der Regierung aus. Während der stärksten politischen Erregung trat diesmal der Reichstag zusammen. Aber über das politisch Wichtigste durfte er zunächst nichts sagen. Er verhandelte über Petitionen, über die Haftpflicht der Automobile und wartete unterdessen geduldig, bis es dem Kanzler belieben werde, die Verhandlung über die brennende Tagesfrage zu gestatten. Im Gegensatz zu allen Parlamenten hat der deutsche Reichstag überhaupt nicht die Macht, die Minister zur Rede und Antwort zu zwingen. Sein ganzes Kontrollrecht ist illusorisch und unwirksam, da seine Ausübung nicht vom Reichstag und schon gar nicht von der Opposition, sondern von der Regierung abhängt, die kontrolliert werden soll. So zeigt sich das Interpellationsrecht des Reichstages als eine völlig stumpfe Waffe, die gerade dann versagt, wenn sie am dringendsten gebraucht wird.

Es ist nur natürlich, daß ein Parlament, das die Regierung nicht einmal fragen kann, schon gar nicht in der Lage ist, der Regierung rechtzeitig die Antwort zu erteilen. Der Kanzler braucht sich vor keiner Interpellation zu scheuen, die Geschäftsordnung des Reichstages sorgt dafür, daß jede Interpellationsdebatte ausgehen muß wie das Hornberger Schießen; denn an die Beratung der Interpellation darf sich keine Beschlußfassung anschließen. Jedes selbständige Vorgehen des Parlaments ist damit verhindert. . . ."

Nun scheint ja der Reichstag seine Befugnisse, insbesondere das Interpellationsrecht, ein Weniges ausdehnen zu wollen. Ob es aber auf mehr als eine „bessere" Appretur hinauslaufen wird, ist nach den bisherigen Zurüstungen der maßgebenden Herren noch recht zweifelhaft. Vorläufig sind die dahin zielenden Anträge einer Kommission überwiesen worden, die der Sache mit Gründlichkeit zu Leibe geht. „Gut Ding will Weile haben", sagte die Kommission, da — vertagte sie sich auf sechs Wochen. Das war ihre erste bahnbrechende Tat. Aber sie wird die Sache schon machen.

Digitized by Google

Wo der Wille zur Macht fehlt, da ist eben nicht viel zu wollen. Der Kaiser erscheint zur Jahrhundertfeier der preußischen Städteordnung im Rathause zu Berlin. Es ist das erstemal, daß er sich nach der „Krisis“ in der Öffentlichkeit zeigt. Er, der Kaiser, ist sich dessen auch bewußt. Bewußt, daß „ein Schatten zwischen ihm und seinem Volke“ gelegen hat. Auf seinen Zügen ruht tiefer Ernst. Nur an dem Vertreter der Reichshauptstadt, an dem Herrn Oberbürgermeister Kirschner, ist die Erschütterung, die das deutsche Volk in allen Gemütstiefen bewegt hat, spurlos vorübergegangen. Als stände er mit dem Hute in der Hand am Brandenburger Tore vor dem Kutschenschlage eines Fürstenbesuchs, ergießt er sich vor dem Kaiser in einem Schwall byzantinischen Öles, das nicht zuletzt den Spott — konservativer Blätter herausgefordert hat. „Will man einen konstitutionellen Kaiser,“ betont mit Recht die „B. Z. a. M.“, „so muß man sich auch danach benehmen, daß dem Kaiser der Konstitutionismus nicht nur als eine gesetzliche Pflicht erscheint, sondern als die moralische Frucht eines bürgerlichen Selbstbewußtseins, das etwas zu prästieren versteht. Für Asiaten sind Verfassungsbestimmungen am Ende nur ein Stück beschriebenes Papier. Der Oberbürgermeister Kirschner hat sich mit Worten an den Kaiser gewendet, die fast asiatisch anmuten. ‚Ew. Majestät haben die Gnade gehabt, hier zu erscheinen‘ — ‚Ew. Majestät wolle uns eine gnädige Gesinnung bewahren‘ — ‚Ew. Majestät haben in huldvollen, gnädigen Worten zu uns gesprochen‘. Und in diesem Stile bis zu Ende. Daß Herr Kirschner die Städteordnung gleichfalls ‚mit inniger Dankbarkeit‘ als das ‚unsterbliche Verdienst von Ew. Majestät erlauchten Vorfahren‘ darstellt, mag als ein Testimonium dafür gelten, wie stark der byzantinische Stil die historische Sachwürdigung beeinträchtigt.

Wenn er aber zum Schluß von dem ‚Herzensbedürfnis‘ der Bürgerschaft spricht, das ‚Gelübde‘ zu erneuern, sich dauernd des Vertrauens des Kaisers würdig zu zeigen, so kann vorab nicht unterdrückt werden, daß dieses Vertrauen offenbar nicht immer obgewaltet hat, und daß auch in Zukunft das Vertrauen der Bürgerschaft lediglich als Gegengabe für das Vertrauen zu erwarten ist, das der Kaiser der Bürgerschaft entgegenbringt.

Es ist nicht das erstemal, daß konservative Blätter die asiatischen Umgangsformen liberaler Bürgermeister gegenüber dem Kaiser verhöhnen. ... Was soll denn eigentlich der ganze Lärm von dem Männerstolz usw., wenn bei jeder Gelegenheit, wo gar nicht einmal etwas zu trutzen ist, jedes Augenmaß für die Stellung des Bürgers zum Fürsten verloren geht. Hat der Bürger einen Anspruch darauf, daß der Fürst ihn achtet, so hat er auch die Pflicht, sich so zu benehmen, daß der Fürst ihn achten kann. Achtung muß erworben, unter Umständen erzwungen werden, auch von den Fürsten. In einem Verfassungsstaate gedeiht das Verhältnis zwischen Fürst und Volk am besten durch den gegenseitigen Austausch von Achtung und Vertrauen. Jedes Volk hat die konstitutionellen Fürsten, die es verdient.“

Ohne etwas Geschichtsfälschung, sagen wir nur ruhig: bewußte Entstellung geschichtlicher Tatsachen geht's ja bei solchen Gelegenheiten nie ab. Die preußische Städteordnung soll nun gar „das unsterbliche Verdienst Ew. Majestät erlauchten

Digitized by Google

Vorfahren, des Königs weiland Friedrich Wilhelm III." sein. Tatsächlich belehrt uns die preußische Geschichte, wie die „Berl. Volkszeitung" sehr richtig bemerkt, „daß dem König Friedrich Wilhelm III. die Städteordnung förmlich abgequält und abgerungen werden mußte, und daß Stein, der Schöpfer der Städteordnung, über dessen ‚halsstarrigen Trotz' sich der König, um in der Sprache des Herrn Kirschner zu reden, höchst ‚ungnädig' äußerte, bald darauf kaltgestellt wurde. Von ‚inniger Dankbarkeit' könnte man daher nur reden, wenn man sie auf Stein, also auf den Mann bezieht, dem es mit unsäglicher Mühe gelungen war, den Widerstand des Königs gegen die Reform zu brechen."

In der Tat: was soll der ganze „Lärm", was sollen auch die kläglichen Jeremiaden über Beeinträchtigung und Vergewaltigung der städtischen Gemeinwesen durch Regierung und Verwaltung, wenn man sich selbst in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, in Prästierung von Unterwürfigkeit und Inferiorität nicht genug tun kann? Da meint z. B. die „Freisinnige Zeitung" in einem Artikel „Preußenwetter" sich wunder was für tapfere Anklagen gegen „Oben" zu leisten, und es ist für jeden, der die Dinge auch nur einigermaßen kennt, nur eine einzige Kette von Selbstbezichtigungen. Das Organ für „Männerstolz" an verschwiegenen Örtchen winselt — nicht doch! — tobt:

„Die städtischen Behörden von Berlin haben jahrzehntelang mit dem Unmut des Kaisers zu rechnen und bis auf den heutigen Tag mit dem Widerstand der Staatsbehörden zu kämpfen gehabt, wo sie auf Entgegenkommen rechnen zu können glaubten. Als im trüben Dreikaiserjahr die Vertreter der Stadt dem jungen Herrscher alsbald nach seinem Regierungsantritt die Versicherung ihrer treuen Gesinnung aussprachen, wurden sie mit der ungnädigen Mahnung entlassen: ‚Sorgen Sie dafür, daß in Berlin Kirchen gebaut werden'. Wenige Monate später kehrte der Kaiser von seinem ersten Besuche an den Höfen von Wien und Rom nach Berlin zurück. Die städtischen Behörden gedachten ihm eine Freude zu bereiten durch das Geschenk des Neptunbrunnens von Begas für den Schloßplatz, eines Kunstwerks, an dem Kaiser Friedrich ganz besonderes Gefallen gefunden hatte. Der Empfang der Vertreter der Stadt war aber derart, daß, wenn später jemand unerwartet in Privatverkehr mit einem gutgemeinten Vorschlag nicht freundlich behandelt, sondern schroff abgewiesen wurde, fast allgemein in Berlin die Antwort volkstümlich wurde: ‚Ich habe dir doch keinen Brunnen geschenkt!' Wer erinnert sich nicht auch der Verstimmungen wegen der Niederlegung der Schloßfreiheit, wegen des ‚Ententeichprojekts', der Ablehnung des städtischen Angebots, dem Kaiser Friedrich ein Denkmal in Berlin zu errichten usw. Ein freundlicheres Verhältnis schien sich zwischen dem Schloß an der Spree und dem Rathause anzubahnen, als Anfang der 90er Jahre Forckenbeck in Zelle einen würdigen Nachfolger erhalten hatte. Noch niemals ist die Bestätigung eines freisinnigen Mannes in Preußen so schnell vollzogen worden als nach Zelles Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin. Er war kaum von den Stadtverordneten gewählt, als er am nächsten Morgen schon durch den Kaiser in herzlicher Form die Bestätigung erfuhr. Doch das Preußenwetter ist wechselvoll. Dem hellen Sonnenschein folgten gar bald wieder trübe Tage. Als der Begasbrunnen, das ‚Forkenbecken', auf dem Schloßplatz enthüllt wurde,

Digitized by Google

deutete der Kaiser im Gespräch mit dem Oberbürgermeister an, wie sehr er darauf rechne, daß die Stadt auf ihre Kosten die den Schloßplatz nach Süden begrenzenden Häuser zwischen Breitestraße und Brüderstraße niederlegen werde. Die Aufnahme, die die Antwort fand, daß hierzu die Stadt nicht reich genug sei, ließ dem Oberbürgermeister keinen Zweifel, daß er in Ungnade gefallen sei. Die Weigerung der Stadt Berlin, 400 000 Mark für den Turm der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche aus städtischen Mitteln zu stiften, die Kamelinschrift in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, die Orangsalierungen der Stadt mit der ‚kostbaren Ordnung', der vergilbten alten Konsistorialordnung von 1573 (sprich: Eintausendfünfhundertunddreiundsiebzig!), das die städtischen Behörden hofmeisternde Schreiben des Oberhofmeisters der Kaiserin als Antwort auf einen Geburtstagswunsch, der Streit um das Portal im Friedrichshain (‚Aber die Inschrift, die Inschrift!'), die den Witzblättern unerschöpflichen Stoff bietende, viele Monate währende Verzögerung der Bestätigung Kirschners zum Oberbürgermeister (‚Ich kann warten!'), die Nichtbestätigung des Bürgermeisters Kaufmann und andere Vorkommnisse, insbesondere auch die Haltung der Staats- und militärischen Behörden in der Frage des Aufmarschterrains am Kreuzberg, der Verlängerung der Konzession für die Berliner Straßenbahngesellschaft, verrieten deutlich, daß die Beziehungen zwischen Krone und Stadtverwaltung von Berlin bei weitem nicht so waren, wie sie hätten sein sollen. Es hätte gar nicht mehr der Weigerung zur Aufstellung des Märchenbrunnens im Friedrichshain und der Antwort auf das Gesuch der Stadt um die Erlaubnis, die Straße unter den Linden durch eine Straßenbahn westlich von der Friedrichsstraße im Zuge der Mauerstraße durchqueren zu dürfen, bedurft: ‚Unten durch, nicht drüber weg!' Erst in den letzten Jahren hat das Preußen-Wetter den Behörden wieder ein freundlicheres Gesicht gezeigt. Welche Gründe diesen Umschwung herbeigeführt haben, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls ist er erfreulich, hoffentlich auch von recht langer Dauer. Der Kaiser hat ... unter Anspielung auf Vorgänge der letzten Wochen auch dem Wunsche Ausdruck verliehen, daß aufsteigende Wolken ihren Schatten niemals trennend zwischen den Herrscher und das Volk werfen sollen. Die Erfüllung dieses Wunsches wird wesentlich erleichtert werden, wenn die freimütigen Worte, die der Bürgermeister Dr. Reicke in seiner Festrede sprach und zitierte, nicht bloß am Samstag williges Gehör gefunden haben, sondern auch fernerhin beachtet werden: ‚Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen.' ... ‚Die ganze Einwirkung des Staates beschränkt sich auf die bloße Aufsicht, daß nichts gegen den Zweck des Staates vorgenommen werde und die bestehenden Gesetze befolgt werden.' ... ‚Wo ist der Unterschied dafür begründet, daß eine Stadtregierung durch eine halb aus Laien gebildete Behörde gut funktionieren kann und eine Bezirksregierung nicht?' ... ‚Wie zu Zeiten Steins, nur in anderer Weise gilt es auch heute wieder, jenen Abwehrkampf zu führen, den er auch geführt hat; denn der Geist der Bureaukratie geht mehr und mehr wieder um in unserm lieben Vaterland' ... ‚Schreibseligkeit und Formenreichtum sind wieder wie einst mehr und mehr ein Kennzeichen der Behörde geworden'. Wenn solche Ansichten von dem Vertreter der Krone und auch von den

Digitized by Google

leitenden Staatsmännern geteilt werden, dann wird es leicht sein, aufsteigende Wolken des Mißverständnisses zu zerstreuen."

Ja, du lieber Himmel, warum fordert Ihr denn das alles heraus? Warum heischet Ihr Antwort, wo Ihr nicht zu fragen braucht? Warum drängt Ihr Euch mit Geschenken auf, wo Euch keiner drum gebeten hat? Warum stellt Ihr gratis Lakaien, wo's doch so viele bezahlte gibt? Ist das nicht schon unlauterer Wettbewerb?

Ja, wir kämpfen. Und es ist ein grausam schöner Anblick, wie wir kämpfen.

* * *

Mit dem bloßen Herumpauken auf dem „persönlichen Regiment" ist's auch nicht getan. Das könnte der deutschbürgerlichen politischen Trägheit und Schlafmützigkeit gerade so passen. So billig tun wir's nicht. Aber auch ein Rückblick über die Zeit Kaiser Wilhelms II. hinaus tut not. „Man muß doch in die Erinnerung zurückrufen," schreibt das „Freie Wort", „daß Bismarck bereits ein autokratisches Regiment geführt hatte, daß er bereits mit selbständigen Männern nicht arbeiten wollte, so daß nach seinem Ausscheiden aus dem Amte aufrechte Persönlichkeiten kaum mehr in der Regierung zu finden waren — alles war verödet. Bismarcks ungeheures Genie, sein wunderbarer Scharfblick, sein feines Gefühl für Menschen und Dinge hatte aber ausgereicht, um den Mangel an Persönlichkeiten in der Regierung zu verdecken. Er war wirklich ein Atlas, der eine ganze Welt auf seinen Schultern zu tragen vermochte. Nach seiner Entlassung glaubte Wilhelm II., er könne die Last einfach übernehmen und ‚sein eigener Kanzler' sein. Daß der Kaiser nicht sofort erkannte, ein solches Beginnen müsse unbedingt mit einem Mißerfolge enden, war der Grundfehler, aus dem alle weiteren resultierten. Das Schlimmste war, daß dem jungen Kaiser gerade die Eigenschaft absolut fehlte, welche Bismarcks größte Kraft gebildet hatte — Menschenkenntnis. Man denke an alle Personen, in denen sich Wilhelm II. getäuscht hat: an Waldersee und Mirbach, an Podbielski und Benzler, an Moltke und Eulenburg — um nur die bekanntesten Fälle herauszugreifen. Regieren ist eine Kunst, und wem die Begabung dazu nicht in die Wiege gelegt worden ist, kann niemals auf diesem schwierigsten aller Gebiete Erfolge erzielen. Es ist das Unglück des Kaisers gewesen, daß ihm von Anfang an zu viel Weihrauch gestreut worden ist von eigensüchtigen Personen, welche hofften, dadurch Vorteile zu erlangen. Er wurde planmäßig von seiner Umgebung getäuscht, und das ist die schwere Schuld der großen ‚Patrioten', welche bekanntlich die Vaterlandsliebe in Erbpacht genommen haben. Vom Kardinal Fischer in Köln, der Wilhelm II. mit Karl dem Großen verglich, bis zu August Scherl, der das ganze Tagewerk des Kaisers in den Bildern der ‚Woche' und ähnlichen Zeitschriften festhielt, haben alle diese Stützen von Thron und Altar ihr vollgerütteltes Maß verschuldet an der peinlichen Lage, in die der Kaiser seinem Volke gegenüber gekommen ist. . . . Wo hörte man Proteste, als der Kaiser die Berliner Stadtverordneten barsch anfuhr, die ihm einen Brunnen zum Geschenk anboten? Was hatten diese klugen Leute zu sagen, als der Kaiser die Nörgler aufforderte, den Staub von den Pantoffeln zu schütteln,

Digitized by Google

als das Wort fiel, der Soldat müsse auf Vater und Mutter schießen? Was hatten sie zu sagen, als der Kaiser niemals Neigung zeigte, von seinem herrlichsten Rechte Gebrauch zu machen und Amnestien zu erlassen? Alles schwieg, — schwieg aus Angst, sich einen Orden vierter Güte oder einen Hoftitel zu verscherzen. Die Lakaieninstinkte der oberen Klassen des herrlichen deutschen Volkes blieben in solchen Konflikten immer siegreich. Die Ordenssehnsucht legte Papageno-Schlösser vor jeden Mund, der berufen gewesen wäre zu reden und dem Kaiser reinen Wein einzuschenken. Jetzt, wo diese Unterlassungen sich so bitter rächen, stellen sich Abgeordnete der hurra-schreienden Parteien hin und bringen ihre Vorwürfe tränenreich vor. Wer gerecht sein will, muß heute laut bekennen: der Kaiser ist schwer getäuscht worden von Männern, die er für aufrichtige Patrioten und Paladine der Dynastie hielt. Die Selbstherrlichkeit des Kaisers wurde von diesen Pseudopatrioten gegen ihre Überzeugung heuchlerisch unterstützt. Man erinnere sich der Beifallskundgebungen beim Erscheinen des Sanges an Ägir, an das Ausbleiben der Proteste gegen die ‚Puppenallee' im Tiergarten; man erinnere sich der Ordensverleihungen an Eulenburg und Stöcker, an die zahlreichen mißlungenen Inszenierungen bis zum Sardanapal. Die Personen, mit denen der Kaiser in Berührung kam, heuchelten Begeisterung — ist es da zu verwundern, daß der impulsive Herrscher schließlich glauben mußte, daß er alles besser verstünde als gewöhnliche Sterbliche? Im Grunde ist es eine Beleidigung gegen die Majestät des höchsten Repräsentanten des deutschen Volkes, wenn man ihn unablässig methodisch über wichtigste Dinge täuscht. Gegen solche Lügenbande sollte man den Majestätsbeleidigungsparagraphen mobil machen, denn es ist eine Beleidigung, wenn man sich nicht entblödet, die Leistungen eines Mannes ihm ins Gesicht zu verhimmeln und hinter seinem Rücken die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen.

Der Kaiser ist leider in vielen Dingen so schlecht beraten, daß man als ehrlicher Mensch doch fragen muß: wie viele an seiner Stelle würden solchem Weihrauchdunst gegenüber, solcher Vergottung gegenüber den klaren Blick für die Realitäten des Lebens und Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit bei Durchschnittsbegabung bewahren? Man nehme einen Fall aus den letzten Tagen: Kaiser Wilhelm war beim Grafen Zeppelin, sah das Luftschiff manövrieren und verlieh dem Erfinder den Orden vom Schwarzen Adler, bei welcher Gelegenheit er den Grafen Zeppelin das edelste Kleinod nannte, das unser Volk gegenwärtig besitzt. Wenn der Kaiser ehrliche Ratgeber besäße, hätten sie ihn längst darauf aufmerksam machen müssen, daß sein ablehnendes Verhalten gegen Zeppelins Werk, über welches die Nation sich ihr abschließendes Urteil gebildet hatte, sehr ungünstigen Eindruck machen mußte. Man kennt ja die Verhältnisse nachgerade genau genug, um zu wissen, daß der Kriegsminister v. Einem und untergeordnete Instanzen, wie der Major Groß, sich Zeppelin gegenüber anders benommen haben würden, wenn der Kaiser sich anders zu dem süddeutschen Erfinder gestellt hätte. Die offizielle Abnahme des Luftschiffes für das Reich wurde immer wieder hinausgeschoben, bis es gelang, dem Kaiser bei einem zufälligen Jagdausflug in Donau-

Digitized by Google

eschingen mit Hilfe des Kronprinzen das Luftschiff vorzuführen und so den Widerstand des obersten Kriegsherrn zu brechen. Sicherlich meint der Kaiser, durch die überschwenglichen Lobeserhebungen und die Verleihung des Schwarzen Adlerordens alles wieder gutgemacht zu haben. Das ist ein Schulfall für die Art und Weise, wie die Dinge nicht gemacht werden sollten. Ein Berater, wie ihn ein Monarch von Rechts wegen haben müßte, hätte schon vor Jahren den Kaiser auf die Bedeutung der Versuche Zeppelins hinweisen müssen, damit er in der Lage gewesen wäre, den Erfinder in schweren Krisen zu stützen, wie es etwa König Ludwig von Bayern mit Richard Wagner getan hatte. Wäre Wilhelm II. richtig beraten gewesen, hätte er seinen Namen unauflöslich verknüpfen können mit der Lösung des Problems der Luftschiffahrt. So aber, nachdem andere alles getan haben, nachdem das deutsche Volk trotz der Quertreibereien der Berliner ‚Patrioten' dem edeln Erfinder seine Millionen-Spende übergeben hatte, macht auch die höchste Lobeserhebung des Kaisers keinen Eindruck mehr, denn für die Sache ist es jetzt absolut gleichgültig, ob der Kaiser eine Rede hält oder nicht.

Wir nennen das einen Schulfall, weil er charakteristisch ist für Wilhelm II., der alles Große, das sich während seiner Regierung ans Licht gerungen hat, gar nicht erkannte und so immer auf der falschen Seite stand in Kunst und Literatur, in Baukunst und Wissenschaft, in Sozialpolitik und in der Behandlung der großen Fragen der Weltpolitik.

Im Reichstag fiel das Wort ‚wir brauchen keinen Sonnenkönig'! Wie schief ausgedrückt! Ludwig XIV. verkörperte trotz aller seiner Fehler die Gesamtkultur seines Zeitalters in geradezu unerreichter Weise, während Wilhelm II. jeder neuen Kulturbewegung direkt ablehnend gegenüberstand. Die Namen Stuck und Holle genügen, um das für Jahrtausende festzuhalten!

Die Frage liegt nahe: wie hätte es besser werden können unter der Regierung dieses Kaisers? Die Antwort kann nur lauten, daß es jeweilig in der Hand des Reichskanzlers, als der verantwortlichen Instanz gelegen hätte, definitiv Wandel zu schaffen. Wenn stets nach kurzer Amtstätigkeit der Reichskanzler erklärt hätte, daß er die Verantwortung nicht mehr tragen könne für das persönliche Eingreifen des Monarchen, und um seinen Abschied gebeten hätte, dann wäre das Ziel spielend leicht erreicht worden. Aber jeder Reichskanzler wiegte sich in dem Wahne, daß er ‚Schlimmeres verhüten' könne. Als ob nicht immer ein Ende mit Schrecken tausendmal besser gewesen wäre, als dieser Schrecken ohne Ende. Es wäre durchaus ungerecht, zu verschweigen, daß sich Fürst Bülow große Verdienste erworben hat. Er ist ein ungemein fähiger und tüchtiger Mann, aber er hat zu oft nachgegeben und damit das Übel immer schlimmer werden lassen. Er konnte auch nicht verhindern, daß befähigte aufrechte Persönlichkeiten es vorzogen, in anderen Stellungen zu wirken, als in der Regierung, weil die Art und Weise, wie die verdienstvollsten Staatsmänner — man denke nur an Miquel und Posadowsky — hinausgeworfen wurden, jeden zurückscheuchte, der etwas auf sich hielt.

Die wichtigste Aufgabe, die jetzt in Preußen-Deutschland zu leisten ist, besteht darin, in der Regierung und am Hofe ein Milieu zu schaffen, in

Digitized by Google

dem aufrechte Männer existieren können. Wenn das nicht gelingt und der Standard der Regierung immer tiefer sinkt, dann kann Deutschland ... mit den Ländern nicht mehr den Wettbewerb bestehen, wo die Tüchtigsten regieren, also speziell mit Frankreich, England und den Vereinigten Staaten. Allmählich dämmert es doch in den meisten Köpfen, daß die Diplomaten der konkurrierenden Staaten vielleicht gar nicht so tüchtig sind, wie es den Anschein hat, daß vielmehr nur die Art und Weise, wie bei uns gepfuscht wird, Leute wie Delcassé, King Eduard und Aehrenthal als Meister erscheinen läßt. Die ausländischen Diplomaten sind wirklich zu beneiden, weil sie einen Gegner haben, der ihnen alle Trümpfe in die Hand spielt. Bei einem solchen Gegenspieler hat es natürlich jeder leicht, auf dem Schachbrette der großen Politik zu gewinnen. Was nützt es den tüchtigsten deutschen Diplomaten, in fremden Ländern Tag und Nacht für Deutschlands Wohl zu wirken, wenn von Berlin aus in einer Stunde das ganze Penelope-Gewebe wieder aufgetrennt wird, für das sie den Schweiß von Jahren geopfert haben? Ein Telegramm an Krüger oder Goluchowsky, ein Interview, in dem Rußland und Frankreich, Holland und die Buren, China und Japan gleichzeitig vor den Kopf gestoßen werden, macht alles zunichte, was kluge Männer in Petersburg und Paris, in Amsterdam und in Tokio für Deutschlands Größe gewirkt haben.

Die Reichstagsverhandlungen werden noch lange nachklingen. Wenigstens weiß man jetzt im Auslande, daß das gesamte deutsche Volk nichts vom persönlichen Regiment wissen will, weder in der inneren noch in der äußeren Politik, daß es besonders in der auswärtigen Politik nur noch einen Mann geben soll, der sagt, wie gesteuert wird — der Reichskanzler. Und damit ist eine ganze Ära zu Grabe gegangen — denn jetzt ist freie Bahn geschafft für ein streng konstitutionelles Regiment, wie es allein einem kulturell so hoch entwickelten Volke wie dem deutschen ansteht. Mögen auch manche Blätter Zweifel darüber aussprechen, ob sich der Kaiser dem einmütigen Votum der Nation fügen wird — sicher ist doch, daß es anders werden muß. Die Dinge sind eben mächtiger als die Menschen. ...“

Was muß sich alles in jenen langen Jahrzehnten hinter den Kulissen abgespielt haben. Man beschaue sich nur mit Andacht das Idyll, das der Führer der Freikonservativen, der Freiherr Oktavio von Zedlitz, — früher konnte auch er anders — von der „Leitung“ unserer Angelegenheiten unter dem Ministerium Hohenlohe zeichnet: „Die Minister ließen sich mehr und mehr zu bloßen Handlangern des Landesherrn herabdrücken. Minister gingen und kamen ohne erkennbaren sachlichen oder politischen Grund. Nachdem schließlich Miquel in Ungnade gefallen war, hörte die persönliche Beziehung zwischen dem König und dem Staatsministerium nahezu ganz auf, die Regierungsmaschine wurde durch Vermittlung des Zivilkabinetts im Gange erhalten.“

Und einer, der es wissen muß, der kaiserliche Gesandte z. D. Raschdau, erklärte in der Generalversammlung eines sehr staatserhaltenden Wahlvereins: „Nicht unserer Geschicklichkeit, — dem Glück, daß auch die anderen Völker ihre

Digitized by Google

großen Sorgen haben, verdanken wir es, wenn unsere auswärtige Lage heute noch den Anschein einer Sicherheit gewährt. Aber die Gefahren wachsen, und dabei peinigt uns das grausame Gefühl, daß wir nicht an unserem Frieden, sondern an unserem Verderben arbeiten. Vielleicht ist es noch ein Glück, daß uns diese große und schwere Verwarnung zuteil geworden, die uns anmutet wie ein zweites Ölmütz. Verstehen wir sie nicht zu nutzen, dann klagen wir nicht die Götter, sondern uns selbst an."

Im Ausschuß des Bundesrats für auswärtige Angelegenheiten, so erzählte Harden in einem Vortrag zu Frankfurt a. M., sind Worte gefallen, wie: „Wir wollen uns das Reich nicht ruinieren lassen." In Wirklichkeit seien sie aber noch etwas deutlicher gewesen.

Wohl die schonungsloseste Kritik an dem „persönlichen Regiment" haben nicht etwa sozialdemokratische Blätter geübt, sondern u. a. das Organ der rheinisch-westfälischen Großindustrie, die „Rheinisch-Westfälische Zeitung". In einer Charakteristik Kaiser Wilhelms II. sagt sie u. a. von ihm: „Was ihm fehlt, ist der nüchterne, klare, hausbackene Verstand, der ohne weiteres und instinktiv zwischen allem Nebenbeiwerk, Phrasen und Verzierungen den Kern der Sache logisch begreift und danach handelt. Schließlich scheint er von englisch-welfischer Seite das Selbstbewußtsein Georgs III. (von England) und Georgs V. (von Hannover) geerbt zu haben, das sich mit dem 20. Jahrhundert nicht verträgt. Bei einem solchen Charakter setzte nun die Erziehungsmethode Hinzpeters ein. Dieser Lehrer, den Wilhelm II. augenscheinlich für einen Genius hielt und ihn mit sympathievoller Dankbarkeit behandelte, hat zu einem unserer Bekannten einmal geäußert: ‚Diesen Jungen (Wilhelm II.) habe ich gut erzogen. Ich habe ihn gezwungen, sich sofort über alles ein Urteil zu bilden. Den habe ich geschult.' Wilhelm II. wurde also als Knabe von seinem Lehrer veranlaßt, alles, was überhaupt in der Welt um ihn sich ereignete, sofort zu beurteilen, sei es nun ein fliegender Vogel oder eine Lokomotive, ein historisches Ereignis oder ein Charakter. ...

Zunächst brach sich das Innenleben des Kaisers in Äußerungen selbstherrlicher Natur dem eigenen Volke gegenüber durch: ‚Ich allein bin der Herr; wem es nicht paßt, mag den Staub von seinen Pantoffeln schütteln, ich habe von meinem Ahnen, dem Großen Kurfürsten, die Gabe der Stetigkeit. Ich werde die Sozialdemokratie zermalmen. Des Königs Wille ist das oberste Gesetz.' Das Volk wurde offiziös darüber beruhigt mit dem Bemerken, noch niemals habe Wilhelm II. die Verfassung verletzt. Das ist richtig; aber ebenso richtig, daß das Volk einerseits unnötig gereizt wurde, und daß das Ausland durch solche in die Welt gedrahteten Aussprüche des kaiserlichen Wollens eine ganz falsche Ansicht über den Kulturstand Deutschlands erhielt. ..."

Und was beweist das alles? Doch nur die Begrenztheit und Bedingtheit alles Menschlichen. Das ist die wuchtende, die kaum wieder gutzumachende Schuld aller jener bewußten oder unbewußten Pseudopatrioten, daß sie sich und anderen die Wahnvorstellung suggerierten, als sei Kaiser Wilhelm II. eine inkommensurable Größe, eine ganz einziggeartete Säkularerschei-

Digitized by Google

nung für sich, an die man mit den sonst gültigen Maßstäben der geschichtlichen Erfahrung und der nüchternen Vernunft sich gar nicht erst heranwagen dürfe. Daß sie alles, aber auch alles, was von dieser Stelle kam, mit Jubelhymnen und verzücktem Augenaufschlag begrüßten, als Offenbarung, als Mehrung unserer nationalen Güter in das ganze deutsche Leben, bis in die Schulen und auf die Kanzeln trugen, von den zahllosen Zeitungen, Zeitschriften usw. gar nicht erst zu reden. In diesem und in manchem anderen Stücke war es noch ein wahres Glück, daß wir eine Sozialdemokratie hatten, sonst wäre die geistige nationale Epidemie eine komplette gewesen. Mochte dann aber doch die eine oder andere jener Kundgebungen dem einen oder anderen gar zu schwer eingehen, ihn für den Augenblick stutzig machen —: dafür gab es ja die famose Bülowsche Formel: „Der Kaiser ist eben kein Philister"! Die löste auch das unmöglichste Exempel restlos in Wohlgefallen auf. Als langjähriger standhafter Schildhalter dieses „Systems" ist Bülow von einer schweren Mitschuld n i c h t freizusprechen. Nun hat er's an sich selbst erleben müssen.

Man mußte sich ja schon ordentlich schäbig vorkommen, wenn man da nicht „mit patriotischer Begeisterung" unentwegt mitmachte; man wurde mit geradezu fanatischem Haß begeifert, bis in seine persönliche wirtschaftliche Existenz verfolgt, wenn man zur Selbstbesinnung mahnte, auf die drohenden schweren Gefahren dieser suggerierten „nationalen" Ekstasen aufmerksam machte und die Dinge aus dem magischen Dunstkreise einer raffinierten Theatertechnik in das nüchterne Licht der Tatsachen rückte. Bald hätte kein Hund mehr ein Stück Brot von einem solchen „sozialdemokratisch verseuchten Nörgler", „Schwarzseher", „Pessimisten" genommen, der mit seiner „zersetzenden" Kritik einzig und allein den schnöden Zweck verfolgte, dem „Volke" die „Freude am Vaterlande" zu vergällen und es dem „Umsturz" in die Arme zu treiben.

Die Türmerleser wissen, daß ich hier aus eigenster persönlicher Erfahrung sprechen darf. Da man auch dem Blödesten nicht damit kommen konnte, als seien mit einer Haltung, wie sie der Türmer einnahm, „Geschäfte" zu machen gewesen, so blieb nur übrig, ihn in den mit Recht so beliebten Topf der Sozialdemokratie zu tun und dort zum abschreckenden Exempel, aber auch zur Erbauung und Ergetzung aller Brav- und Gutgesinnten schmoren zu lassen. „Sie erleben doch jetzt", schreibt mir ein treuer Leser, „einen großartigen Triumph. Denn Sie haben als der Türmer ... längst alles vorausgesehen und vorausgesagt, was n u n alle Welt sieht, bisher aber nicht gesehen hatte und nicht wahr haben wollte. Ich beglückwünsche Sie daher aufs herzlichste. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, den Leuten die Augen zu öffnen. Es war mir, als hörte ich Ihre Reden, als wären sie dem Türmer buchstäblich entnommen. Nun wird's hoffentlich Frühling im Deutschen Reich, und das Volk wird sich seines Kaisers freuen. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Ich habe dafür gesorgt, daß wir den Türmer in unserer Pastorenmappe haben. E s h i e l t s c h w e r, i h n d a r i n z u b e h a l t e n, aber j e t z t ist es a n d e r s geworden."

Jetzt! — Es ist in der Tat ein Schauspiel für Götter, diese plötzliche Metamorphose, diese totale Umkrempelung über Nacht! Ich bewundere diese Ver-

Digitized by Google

wandlungskünstler, aber ich beneide sie nicht. Den Seinen gibt's der Herr ja freilich im Schlaf, aber an eine solche divinatorische Erleuchtung über Nacht glaube ich nicht recht. Was sie heute, des Geistes so voll, ach so voll, vortragen, das *mußten* sie schon gestern und vorgestern wissen. Und sie haben's ja auch *verraten*, indem sie plötzlich so lückenlos genau das ganze Sündenregister des „persönlichen Regiments" aufzuzählen wußten, die ganzen Jahre und Jahrzehnte zurück. Und gestern abend war das ja alles noch gar nicht mal wahr; war's Ausgeburt boshafter, „sozialdemokratisch verseuchter" Nörgelei, günstigsten Falles „maßlose Übertreibung". So schnell kann man eine „gefestigte", „ernsthafte" politische Überzeugung umwenden. Es war *der Mut der Masse*, der das Wunder gewirkt hat, liebe Herren.

Bekannte Blätter, die den Türmer wegen einer Kritik anfeindeten, die zum größten Teil auf der objektiven Aneinanderreihung und Gegenüberstellung einwandfreier, *nie angefochtener Tatsachen* beruhte, leisten sich heute subjektive Urteile und Ausdrücke über die Person des Herrschers, wie sie *im Türmer nie* zu finden waren. Er hat es nicht nötig, seine Haltung einer Revision oder Korrektur zu unterziehen. Da er sich stets von der kritiklosen Überschätzung und hündischen Umhudelung ferngehalten, den Kaiser wie jeden Sterblichen menschlich gewertet, aber auch menschlich zu verstehen gesucht hat, so fühlt er sich heute auch frei von dem allgemeinen Furor der Überrumpelten und braucht sich nicht erst den Mut der Masse anzutrinken ...

* * *

Bei alledem wäre aber nichts törichter und leichtfertiger, als nun einen dicken Strich unter das Ganze zu ziehen und die Gefahr für endgültig beseitigt anzusehen. Nur bei uns gibt es solche politische Kindsköpfe, um nicht zu sagen Narren. Der Kaiser soll noch immer in großer Zurückhaltung verharren. Den Fürsten Bülow hat er seit dem 17. November, also bis zum Tage, wo diese Zeilen geschrieben werden, reichlich drei Wochen lang nicht gesehen. Der „Hamburger Korrespondent", der diese Tatsache feststellt, bezeichnet dann einen „vermutlich von der Schwester des Kaisers aus Athen eingeschickten, wenn nicht gar inspirierten Artikel" des Blattes Estia als *symptomatisch*. Dieser Artikel vergleicht den Kaiser mit — *Aristides*.

„*Je größer sich das Ich Wilhelms* II. zeigt, desto mehr saugt es die Tätigkeit des Reichstages und den kleinlichen Parteigeist auf. Und je mehr die kaiserliche Tätigkeit das Vertrauen der Nation auf sich konzentriert (!), desto mehr erregt sie die Eifersucht des konstitutionellen Prinzips. Diejenigen, welche in sich den Drang fühlten, ihre Stimmen zu erheben für den großen Lenker des deutschen Kaiserreiches, der es zu Macht, zu Kultur, zu materiellem und moralischem Fortschritt von unvergleichlicher Höhe gebracht hat, würden alles, was die deutsche Geschichte der letzten zwanzig Jahre zu erzählen hat, anführen können. Aber der alte Athener, der die Verbannung des Aristides beantragte, steht nicht allein da in der Welt. Diejenigen, welche es nicht ertragen können, beständig zu hören von der unermüdlichen Tätigkeit und von dem Vorwärtsdrängen einer Persönlichkeit hin zur Macht, zum Recht und zur Größe des Vaterlandes, sind, wie es scheint,

Digitized by Google

zahlreicher als die, welche das Lob eines Mannes nicht ertragen können, der zwar ständig in der Zurückgezogenheit (!) bleibt, aber doch der Gerechte heißt."

Dreister lassen sich die Tatsachen kaum auf den Kopf stellen — würde ich sagen, wenn ich dem Verfasser nicht den guten Glauben zubilligen möchte. Nun aber lese man in der „Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz":

„Ein angesehener Deutscher im Auslande hatte vor kaum zwei Wochen einem befreundeten Diplomaten voll freudiger Erregung geschildert, einen wie großen Eindruck das politische Erwachen des deutschen Volkes, das von nun an seine Schicksale selbst bestimmen wolle, überall hervorgerufen habe. In der Antwort des Diplomaten ist der Satz zu lesen: ‚Mahnen Sie, keine voreilige Freude zu zeigen, die Reaktionäre arbeiten mit aller Kraft und mit allen Mitteln!"

„Das", bemerkt dazu die „Köln. Ztg.", Bülows Leibblatt, „ist die Signatur der Stunde. In der Tat sind Bestrebungen im Gange, um den Kaiser von der Nützlichkeit des bisher geübten persönlichen Regiments und davon zu überzeugen, daß er, der Kaiser selbst, keinerlei Schuld an der Erregung des Volkes trug. Vielmehr wird den hervorragenden politischen Fähigkeiten des Monarchen ein hohes Lied gesungen, und man versucht, den Schein zu erwecken, als seien durch die Erklärung des ‚Reichsanzeigers' vom 17. November Macht und Recht des Monarchen beschränkt worden. Daß dies gewissenlose Lügen sind, braucht nur noch wenigen auseinandergesetzt zu werden. Der 17. November 1908 hat der Nation einiges, was ihr vom Selbstbestimmungsrecht genommen war, wiedergebracht und hat in erster Linie die Krone, erst in zweiter das Land vor drohenden schweren Zeiten bewahrt. Die Handlungsweise des Kaisers, die ja völlig selbständig erfolgte, war ein Akt der Besonnenheit und der Klugheit. Die Hetzer, die jetzt die Reaktion ‚mit allen Kräften und mit allen Mitteln' betreiben, gehören zu jener gewissenlosen Sorte von Männern, die fürchten, der Ernst des Herrscherberufs könnte von Zukunft ab sie und ihr inhaltloses, aber glänzendes Leben, wie verdient, in den Hintergrund schieben und ihre Rolle verkleinern. Kaiser Wilhelm dürfte, besonders nach den jüngsten Erfahrungen, sich hüten, den Reaktionären, die niemals ihre Zeit, nur ihre eigensten Interessen verstehen, sein Ohr zu leihen. Das wäre der Bankerott der Krone."

Den „Vorwärts" erinnert diese Veröffentlichung in Form und Inhalt an jene anderen, die wir vor der Eulenburg-Kampagne so häufig zu lesen bekamen. „Sie bestätigt, daß nach dem Sturz der einen Kamarilla sich bereits eine neue gebildet hat, die der Existenz Bülows gefährlich zu werden beginnt. Der siegreiche Hausmeier kann seines Sieges nicht froh werden. Eben glaubte er in Eulenburg seinen gefährlichsten Gegner mit Hilfe Hardens und des Kronprinzen zur Strecke gebracht zu haben, eben war es ihm gelungen, das persönliche Regiment, soweit es ihm die eigenen Kreise störte, zu bändigen, da sieht er sich von neuem vor die gleiche Aufgabe gestellt. Vergebens hat er seine stärksten Mittel angewandt, indem er so weit ging, als ein Minister des bureaukratischen Absolutismus eben gehen konnte. Er hat im Reichstag auf die hageldichten Angriffe

Digitized by Google

gegen Seine Majestät geschwiegen, bei den Debatten über die Ministerverantwortlichkeit durch Herrn v. Bethmann-Hollweg eine wenn auch zu nichts verbindende, so doch verbindliche Erklärung abgeben lassen. Bülow benutzte eben den Reichstag als ein Werkzeug der Intrige in dem Kampf des Hausmeiertums gegen das Kaisertum. Er rechnete mit Sicherheit darauf, daß sich der Reichstag zu seinem Instrumente würde gebrauchen lassen, und diese Rechnung hat ihn nicht betrogen.

Aber die Gefahr, die ihn bedroht, ist dauernd. Persönliches Regiment und Kamarilla sind einander ergänzende Institutionen, und so geht der Kampf weiter, und diese Veröffentlichung der ‚Köln. Ztg.' ist der Schuß, der gegen das persönliche Regiment von sorgenden Freunden des Kanzlers abgefeuert wird. Auch muß die Gefahr groß sein, denn sonst würde das nationalliberal-offiziöse Blatt kaum so starke Mittel anwenden. Spricht doch die Notiz zum Schlusse von der Möglichkeit eines Bankrotts der Krone — für so leidenschaftliche Monarchisten wirklich alles mögliche. Es ist eine Drohung, die lebhaft an die Umtaufung der letzten Kanzler- in eine Kaiserkrise erinnert."

Der Alarmschuß der „Köln. Ztg." sei aber nicht das einzige Mittel, mit dem gearbeitet wird. Kürzlich brachten einige Blätter folgende auffällige Meldung über den Gesundheitszustand des Kaisers:

„In hiesigen dem kaiserlichen Hause nahestehenden Kreisen kann man sich dem starken Eindruck nicht entziehen, der sich in einer auffälligen Depression in der Gemütsstimmung des Kaisers äußert. Wie berichtet, bringt der Kaiser auch während des Tages mehrere Stunden im Bett zu, und zwar ist dies nicht durch körperliches Kranksein bestimmt. Die für das Frühjahr ins Auge gefaßte Mittelmeerfahrt wird voraussichtlich nicht stattfinden. Die Gemütsstimmung des Kaisers äußert sich auch in einer stärker noch als sonst hervortretenden Religiosität."

Die Nachricht sei natürlich dementiert worden. Aber das Charakteristische, daß sie verbreitet wurde, und Interesse an der Verbreitung könnten „nur Leute haben, die den Gesundheitszustand des Kaisers so darstellen wollten, daß der Schluß gezogen werden muß, der Kaiser sei zur Vornahme eingreifender Regierungshandlungen, wie sie etwa die Entlassung des Kanzlers wäre, nicht in der Lage".

Aber diese Treibereien hätten noch einen anderen Zweck: „Wenn Bülow Gefahr läuft, der Ungnade des Kaisers zu erliegen, dann darf das Gemüt des Kaisers nicht noch gereizt werden durch ‚übereilte' oder ‚taktlose' Reden oder Handlungen der Volksvertreter. Der Reichstag soll eingeschüchtert und verhindert werden, irgend etwas Ernstliches durchzusetzen. Auf die Freisinnigen vor allem, die für den Blockvater zittern, soll Eindruck gemacht werden. Das Hausmeiertum darf eben nicht nur von oben, es soll auch nicht von unten, durch den Reichstag, beschränkt werden. Und so erscheint das feige und zage Verhalten der bürgerlichen Parteien, die die Verfassungsaktion auf die lange Bank geschoben haben, in neuer, noch jämmerlicherer Beleuchtung: es erscheint diktiert von den persönlichen Interessen Bülows im Kampfe um die Erhaltung seiner Macht gegen den Kaiser wie gegen den Reichstag. ...[a]

Digitized by Google

In der Hauptfrage, der nach der „Signatur der Stunde", begegnen sich Organe grundverschiedener Richtung. Der „Hammer" meint sogar, daß wir über kurz oder lang „noch viel Ärgeres" erleben werden. „Die Urteile über die Haltung des Kaisers im ganzen Verlauf der Angelegenheit werden in dem Grade verschieden sein, in welchem deutsches Gefühl und Empfinden sich verletzt fühlt. Dies gilt wohl auch von der ganzen Regierungszeit des Kaisers. Man wird ihm Verstöße gegen Recht und Verfassung selten oder nie nachweisen können. Der Kaiser war sachlich im Recht, als er Bismarck davonjagte; er hat das unantastbare Recht, an deutsche Fürsten grobe Telegramme zu senden, an Roberts, Stössel und Nogi hohe Orden zu geben, Krüger zu gratulieren, gleichzeitig die Mittel zu seiner Besiegung anzugeben ..., zu reden und zu telegraphieren, an wen und wohin es ihm beliebt. ... Für unser deutsches Empfinden sind alle diese Dinge völlig fremd und unverständlich. Wenn nun auch die Geschichte die Regierungszeit eines Monarchen nicht danach beurteilen wird, ob seine Handlungen von seinem Volke verstanden worden sind, sondern vielmehr nach den Folgen und Erfolgen — so ist um so klarer, daß das Urteil der Geschichte außerordentlich hart sein muß; denn den ganzen Schaden dieser 20 Jahre können wir kaum übersehen, unsere Enkel aber werden ihn noch am eigenen Leibe spüren. ...

Das weibische Lamentieren über die Angriffe gegen den Kaiser war das unerfreulichste Symptom an der ganzen Bewegung der letzten Wochen. 20 Jahre lang haben wir fast stumm zugesehen, wie wir durch Reden, Reisen und Feste um Macht, Ehre und Ansehen gebracht wurden. Wir hielten es für Königstreue, die Hand in der Tasche zu ballen. Die falsch verstandene Treue gegen die Person eines Herrschers hat die Macht der preußischen Krone auf Jahrzehnte, vielleicht für immer, zerbrechen helfen. Wenn wir erkannt haben, daß seit 20 Jahren die Tätigkeit des Monarchen die Monarchie gefährdet, so war es in der Theorie und Praxis verfehlt, sich hinter einem Begriff zu verstecken, der nur praktischen Wert besaß, solange es eine Verfassung nicht gab. Wir haben Königstreue das genannt, was in Wahrheit die größte Untreue gegen den König und sein Haus bedeutet. Und darin hat Scherl uns unterwiesen! Bismarck war uns nichts, seine Königstreue wurde ja von Scherl bezweifelt; Yorck, der mit eigener Verantwortung in die Geschicke des Vaterlandes eingriff, gab uns kein Beispiel, Stein, der ‚widerspenstige und hartnäckige Staatsdiener', hat uns nichts gelehrt, und Blüchers Königstreue, der einst sogar dem alten Fritz den Degen vor die Füße warf, — sie alle sind überholt von Scherl und seinen Trabanten. Die Lehren der Geschichte waren nutzlos für unser Geschlecht; wir haben größere Lehrmeister gefunden. Wenn einst die preußische Monarchie im Todeskampf liegt, wird es für uns alle ein geringer Trost sein, daß diese Lehrmeister, Scherl, Friedländer und Wenckstern, von einem kleinen Teil des deutschen Volkes rechtzeitig erkannt wurden. Wenn diese heute schon von uns verlangen, wir sollten nun an den Kaiser und an eine Wendung zum Besseren glauben, so unterschätzen sie uns. In den Tagen der größten Erregung lesen wir, daß sich die ‚illustre Gesellschaft' in Donaueschingen an den Darbietungen einer ... Kabarettgesellschaft ‚höchlichst belustigen' konnte. Das nannte die ‚gutgesinnte'

Digitized by Google

Presse ‚deutsches Empfinden'. — Und vor acht Tagen lesen wir, daß der Kaiser in einer Rede im Rathaus den Schöpfer der Städteordnung nicht einmal erwähnt habe. — Wir hofften auf eine stille aber ernste Umkehr, und lesen — der Hofbericht solle in Zukunft kürzer und weniger ausführlich abgefaßt werden.

Wenn Scherl solche Nachrichten bringt und gleichzeitig verlangt, wir sollten an eine Änderung unserer Zustände glauben, so verlangt er mehr, als der größte Teil unseres Volkes leisten kann. Viele mögen diese ganze Angelegenheit zu einer hochwillkommenen feindlichen Kundgebung gegen das Institut der Monarchie benutzt haben. Wer das Königtum mit Kopf und Herz verteidigt, der muß jeden ‚Schaden und Nachteil', den der Monarch erleidet, persönlich tief empfinden. ..."

Es sei traurig, aber kaum zu bezweifeln, behauptet Gustav Landauer im „Morgen", daß nicht die Parlamentarier und die Journalisten, die so tun möchten, als seien sie die Führer einer entschiedenen Volksbewegung, an der Spitze dieser seltsamen Umwälzung stehen, sondern Fürst Bülow und die, die ihm Halt geben. Das aber seien die Regierungen der deutschen Bundesstaaten. „Die wissen mehr und die wollen mehr als das Volk der Parlamentsredner, Zeitungsschreiber und Zeitungsleser. Die sagen deutlich genug, auch jetzt wieder in ihrer ernsten, schwer würdevollen Haltung in der Verfassungsdebatte: Treibt uns nur weiter, wir warten euch auf, wir brauchen euch, seid eine entschlossene, überwältigende Mehrheit; schiebt uns, gebt uns Halt! ... Preußen-Deutschland ist ein unleidliches, unangenehm wirkendes Zwitterding; die politischen Zustände stehen in peinlichem Gegensatz zur übrigen geistigen Bedeutung des Volkes, und darum, jawohl, darum ist es in der Welt hintendran, wird mehr und mehr isoliert und fühlt sich verlassen und eingekreist. Mit Rußland steht es anders; man hat Nachsicht und Geduld mit seiner Jugend, seiner Mischung aus Barbarei und Zivilisationstünche; man läßt es gelten als ein großes, schweres Kind, das langsam nachkommt; man verkehrt respektvoll mit seinen vorzüglichen Diplomaten, unterstützt aber dabei ganz unverhohlen die russischen Revolutionäre, wo es irgend geht, selbst wenn man, wie Frankreich, mit dem offiziellen Rußland verbündet ist. Uns aber will man so, wie wir sind, nicht mehr haben; die andern haben allesamt Zivilisation und Gesittung und Klugheit genug, ihre Unkulturwünsche friedlich zu erfüllen und die Erde unter sich zu teilen; was soll dazwischen der plumpe Ritter mit der schweren Rüstung, der immer mit dem Schwert fuchtelt und zu den ungeeignetsten Zeiten und an den unmöglichsten Plätzen dazwischen schreit: ‚Mir auch was! Mir auch was!' Was soll ein Volk zwischen diesen Freistaaten, das in diesen Jahrhunderten der Welt tiefe Denker, harmonische Weise, den unsagbaren Reichtum und die Tiefe der Musik gegeben hat, und das doch immer noch wie aus dem Schlafe erwacht, wenn es in der Zeitung liest, ‚es', nämlich seine Regierenden, auf die es keinen Einfluß hat, hätten wieder einmal dem oder jenem Staat auf die Hühneraugen getreten? Die gar nicht genug zu sagende Unbeliebtheit des Deutschen im Ausland kommt daher: wir sind ein unberechenbares Volk, weil wir folgsam sind, weil wir nicht Volk, sondern Gefolge sind. Die Ausländer wissen,

Digitized by Google

daß ein paar Millionen Deutsche bereit wären, sofort über sie herzufallen, wenn es einmal ein paar Regierenden belieben sollte, es zu befehlen. Es fehlt also den Ausländern die Sicherheit, die sie untereinander bis zu weitaus höherem Grade haben: die Öffentlichkeit, die Kontrollierbarkeit, die Berechenbarkeit der Zustände. Was die Geschicke, die Entschließungen, die Taten dieses ungeheuren deutschen Volkes lenkt, ist ein geheimes Konventikel, sind einige wenige Regierende, die für die Befürchtungen der Ausländer unberechenbar sind, die, theoretisch gesprochen, auch für uns gewiß unberechenbar sind. Was jetzt den ungeheuren Aufruhr im Ausland verursacht hat, einen Aufruhr, ohne den es nie zu einer tiefgehenden Bewegung in Deutschland selbst hätte kommen können, das ist die Tatsache, die man immer schon gefürchtet hatte, die aber sich noch nie vorher mit solcher fast blendenden Deutlichkeit gezeigt hatte: daß nicht nur unsere Zustände die Marke der Unberechenbarkeit an sich tragen, sondern daß infolge dieser unsrer Zustände jetzt gerade ein einzelner von entscheidendstem Einfluß auf unser Schicksal und unser Handeln ist, der persönlich den Eindruck der Unberechenbarkeit machen mußte.

Es hat sich nun also gezeigt, daß der Kaiser, vor allem unter Bülows Einwirkung, entschlossen scheint, diese Befürchtungen, im letzten Moment beinahe, zu zerstreuen, soweit es an ihm liegt: er hat Vorsätze gefaßt, er hat — wir müssen es so deuten — Versprechungen gegeben. Das soll anerkannt werden; wer weiß, ob es ihn nicht eine fast übermenschliche Überwindung gekostet hat, ihn, der den Glauben an sein Gottesgnadentum so oft ausgesprochen hat!

Bleibt aber noch die Unberechenbarkeit der Zustände; bleibt die Unfreiheit im Innern. Wie sieht diese innere Unfreiheit dem Ausländer aus? In welcher Gestalt erblickt er sie? Unsere innere Unfreiheit, unsere Zurückgebliebenheit strahlt nach außen aus unserer Rüstung hervor. Unsere Unfreiheit wirkt nach außen als Ungeschliffenheit, als Roheit; wir machen den Eindruck eines tölpligen Riesenbengels, der nicht weiß, was er will, dieses Nichtwollen aber mit einer schweren Keule verteidigt und so als gewaltsam und angriffslustig erscheint. Bismarck hat seinem Volk und damit allen andern Völkern die furchtbare Rüstung auferlegt, weil er behaupten wollte, was da war: das Reich und die eroberten Provinzen. Ist denn eine Möglichkeit und eine Notwendigkeit, daß dieser Kriegszustand so weiter geht? Wären denn nicht längst Möglichkeiten in Hülle und Fülle gewesen zu einer Verständigung? Ist auch nur eine gesucht, ist eine benutzt worden? Das fragt man uns; aber wie können wir antworten, da wir so gut wie nichts wissen und so gut wie keinen Einfluß haben auf das, was wir selber tun oder lassen! Sicher ist nur, daß dieser Zustand der immer zunehmenden Rüstungen den anderen Völkern mehr und mehr unerträglich geworden ist. Sicher ist, daß sie alle andere Allüren haben als wir. Von der Friedensbewegung der Regierenden hat sich gerade wieder Deutschland abseits gehalten. Auch Kaiser und Könige und Präsidenten haben ihren persönlichen Einfluß aufgeboten, um neuen Methoden der Politik Eingang zu verschaffen: lassen wir Nikolaus beiseite, der ein Kapitel für sich ist, so doch sicher der König von England und Roosevelt. Auch hier wieder hat sich der Repräsentant des Deutschen Reiches auf die Seite der Methode ge-

Digitized by Google

stellt, die jene Völker und Politiker für veraltet halten. Ich weiß, daß im Ausland vielfach gesagt wird: der schwerste Sieg, den Bülow über den Kaiser davongetragen habe, sei nicht des Kaisers Versprechen gewesen und nicht sein Ertragen dessen, was Bülow im Reichstag gesagt und geschwiegen hat, sondern seine Zustimmung zu der schiedsgerichtlichen Einigung im Casablancastreit ohne vorhergehende Entschuldigung der französischen Regierung. Ob das so ist, können wir nicht wissen; was wissen wir denn überhaupt? Wir wissen freilich, daß Reden und Haltung unserer Vertreter im Haag und manches andere Wort diesen Eindruck machen mußten, als ob wir — natürlich immer wir sind es, wir Volk, was jene andern tun! —, als ob wir über die neuen Methoden mit hochgemuter Geringschätzung die Achsel zuckten.

Daß wir nun seit so langer Zeit den Frieden gehalten haben, mildert den Eindruck im Ausland, das die Rüstungen fast nicht mehr erträgt, durchaus nicht, sondern verschlimmert ihn. Sie haben die Meinung von uns, daß wir mit dem Feuer spielen, oft genug hört man es von den Ausländern, wie sie uns beurteilen: Ihr seid frech, sagen sie uns, ihr Deutschen; man merkt euch an, daß ihr gar zu gerne Brand stiften möchtet; aber im letzten Augenblick traut ihr euch immer nicht und weicht zurück. Er ist wahr und nicht zu leugnen: wir machen den Eindruck zugleich des Provozierenden und des Feigen, vor allem aber des gänzlich Unzuverlässigen und — wiederum! — des Unberechenbaren. Was hilft es uns, daß dieser Eindruck nun freilich falsch ist? In der Politik ist der Schein eine Wirklichkeit.

Und nun sind wir wieder bei dem Wort Fichtes ...: ‚Jeder, der sich für einen Herrn andrer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele, und vor dem ersten Stärkeren, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen. — Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum freimachen will und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frei macht. Unter seinem Auge atmen wir freier: wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu sein und zu tun, was nicht die Achtung für uns selbst verbietet.‘

Es ist die Aufgabe des deutschen Volkes, Freiheit zu schaffen, alles um uns herum dadurch zu befreien, daß wir Freie sind. Zu befreien vor allem die andern Völker von der unerträglichen Last der unsäglichen Rüstungen. England, das Volk der Kaufleute und damit der zivilisierten Methoden der Unkultur, will sich diese Last, die schon für die nächste Zukunft noch Schwereres fordert, nicht gefallen lassen; wir haben Winke genug bekommen, peinliche und deutliche erst in der allerletzten Zeit. Und so überall. Kaum haben wir, hat alle Welt die Meinung des Kaisers mit Staunen vernommen, wir brauchten eine immer stärkere Flotte, um uns für die Auseinandersetzungen vorzubereiten, die im Stillen Ozean, gegen Japan und China, nötig wären, da hören wir, daß sich die Vereinigten Staaten und Japan, vorerst die entscheidenden Länder des Stillen Ozeans, über ihre Interessen friedlich, schiedlich verständigt haben. Kaum haben wir aller Welt erzählt, wir gingen mit Österreich durch dick und dünn der Balkanhändel, so reißt Italien

Digitized by Google

die Geduld, und es tritt aus dem Dreibund de facto aus (das ist nun ganz unvermeidlich geworden).

Vor der Verachtung und dem Haß des Auslands kann uns nur retten, daß wir die Freiheit um uns verbreiten, daß wir, die wir ohne Frage mit dieser Methode des Volks in Waffen begonnen haben, mit entscheidenden und bestimmten Vorschlägen zur Befreiung von den Rüstungen hervortreten.

Freiheit und Gesittung, Aufatmen und Vertrauen um uns herum können wir nur schaffen, wenn wir selbst so frei sind, frei zu sein.

Was unsere Parlamentarier zurzeit mit ihren Verfassungs- und Geschäftsordnungsdebatten tun, ist eine beschämende Winzigkeit und ein falscher Weg. Besonders weil man gar nicht sich enthalten kann, den Eindruck zu bekommen, es handle sich nur um Scheingefechte, um die Meinung zu erregen, es geschehe etwas. Diesen Leuten ist nämlich das Gefühl ihrer Wichtigkeit und Irrelevanz nicht mehr auszutreiben. Verfassungsänderungen erlangt man, wenn man die schon bestehenden Verfassungsmöglichkeiten bis zum Äußersten anspannt. Eine Verfassungsänderung schafft man, indem man die verfassungsmäßige Unmöglichkeit des Weiterregierens auf den bisherigen Wegen schafft. Eine Verfassungsänderung auf parlamentarischem Wege wird erlangt durch den Konflikt. Der Einfluß darauf, daß man Europa die zivilisierte Methode der internationalen Verständigung schafft, wird dadurch erlangt, daß man den Militäretat ablehnt, und das wäre auch die beste, das ist die einzig mögliche Finanzreform.

Dann wäre der Konflikt da und die Auflösung des Reichstags, und das Volk hätte zu sprechen.

Dahin aber müßte es in der Situation, in der wir sind, kommen. Und vor allem würde jedes einzelne Mitglied des Reichstags mit jedem Tage mehr fühlen: wir als Gesamtheit sind nicht die rechten Männer für diesen Zeitpunkt.

Für die große Wiederaufrichtung des deutschen Volkes tut unter anderem auch ein neues Parlament not, das unter dieser Losung gewählt wird. ..."

Man müsse den Dingen doch einmal ins Gesicht sehen und das Kind beim rechten Namen nennen, fordert das „Freie Wort": „Die Souveräne haben sich und ihrer Diplomatie das Gebiet der äußeren Politik als Domäne vorbehalten, und auch der Konstitutionelle von Windsor hat sich auf seine alten Tage eine persönliche Aktivität angewöhnt, die sich kaum mehr von dem Privileg der Kontinentalfürsten unterscheidet. Das Talent und der Takt der Herren seien bei der Diskussion einmal ganz ausgeschaltet, die Frage aber muß aufgeworfen werden: entspricht es dem wirtschaftlichen und kulturellen Stand der Nationen, entspricht es vor allem ihren Interessen, daß Personen, oberste Kriegsherrn von Millionenheeren, und in ihrem Denken beeinflußt durch dynastische Empfindungen, Situationen schaffen können, von denen die betroffenen Nationen erst erfahren, wenn es viel zu spät ist? Auch die Frage berühren wir nicht, ob die ganze monarchische Institution noch zeitgemäß ist, weil der Hauptübelstand, auf den wir noch kommen wollen, in Republiken ebenso anzutreffen ist wie in Monarchien. Nur die Grundfrage sei zur Diskussion gestellt: Liegen die Interessen der großen Kulturnationen

Digitized by Google

überhaupt noch so, daß in geheimen Zusammenkünften, Gesprächen und Aktenstücken irgend etwas Entscheidendes verhandelt oder vorbereitet werden darf?

Wenn man ein halbes Menschenalter den Diplomaten und damit den Souveränen aus der Nähe in die Karten geguckt hat, kommt man zu der unwiderruflichen Erkenntnis, daß alles, was die Herren machen können und dürfen, im besten Falle Begleitmusik der nationalen Bedürfnisse und immer schlecht ist, wenn es etwas anderes ist. Mit anderen Worten: Die Diplomatie kann und darf, wenn sie gut ist, den Geschäftsgang zwischen den Staaten ein wenig erleichtern, sie darf Vermittelungsorgan zwischen den Völkern sein, in dem Moment aber, wo sie sich eine selbständige Rolle anmaßt, wo sie Pläne hat, wo sie Ehrgeiz — Spielerehrgeiz — besitzt, richtet sie Unheil an und vergeht sich an den Interessen der Völker, die ihr in viel zu hohem Maße anvertraut oder richtiger ausgeliefert sind. Denn das große Geheimnis, das man nirgends ausspricht, ist: Die Völker wollen überhaupt keine auswärtige Politik, sie wollen keine und brauchen keine; sie wollen schlechtweg den Frieden, der nie gestört werden könnte, wenn es keine Kabinette mit gelernten Kartenmischern gäbe. Alles, was man äußere Politik nennt, ist nichts als dynastischer oder persönlicher Ehrgeiz von sogenannten Staatsmännern, die eine Rolle in der Weltgeschichte spielen wollen.

Den Beweis kann man positiv und negativ führen. Die sogenannten Großtaten der Diplomatie im vorigen Jahrhundert waren die Einigung Deutschlands und Italiens. Sie entsprachen der Sehnsucht der Völker und wären unter demokratischem Regime durch eine einzige Volksabstimmung gelöst worden. Wo waren die Hindernisse, die überwunden werden mußten? In den Dynastien und ihren Kabinetten. Ein demokratisches Regime hätte auch die deutsche Frage anders und besser gelöst als Bismarck, der schließlich nur ein Großpreußen schaffen konnte. Was aber hat die Diplomatie außerdem geleistet? ... Sie hat Fragen geschaffen, die bei Licht gesehen, keinen Menschen etwas angehen, wie die Balkanfrage und die Marokkofrage; sie hat Spiele gespielt, wie die berühmte Einkreisung des Duetts Eduard-Delcassé, die zu einem fürchterlichen Finale führen können. Was haben die Völker unterdes getan? Sie haben gearbeitet, Erfindungen gemacht, den Güterverkehr gesteigert, die allgemeine Lebenshaltung gehoben und zittern nur vor einem: daß sie in dieser gedeihlichen Arbeit einmal durch diplomatische Genies gestört werden können. Erzähle uns doch niemand, daß ohne die Wachsamkeit oder die Fürsorge der Diplomaten diese Friedensarbeit gefährdet oder nicht zustande gekommen wäre. Haben etwa die Diplomaten die deutsche Industrie geschaffen? Verdanken wir ihnen den Milliardenexport und Import des Reichs? Nichts haben sie getan, als beunruhigt. Die naive Friedensweisheit der Völker hat das Wohl der Völker instinktiv viel besser getroffen, als die Kunst der Zünftigen. Überlebte Fetischgefühle stecken in dem ganzen Vorstellungskomplex, der den Dynastien und Diplomatien irgendeine Funktion für die Wohlfahrt der Völker zuweist. Ein paar gute Kaufleute hüben und drüben als wirkliche Geschäftsführer würden für das wahrhafte Interesse der Staaten hundertmal mehr leisten, als das ganze Heer der hochgeborenen Repräsentanten.

Digitized by Google

Nur darum, und nicht etwa, weil der einzelne geehrte Wähler einsichtiger wäre als ein gelernter Diplomat, müssen die Völker den Dynasten und Diplomaten das Handwerk legen und das gefährliche Spielzeug der äußeren Politik aus der Hand nehmen. Dies Spielzeug gehört überhaupt nicht in die Hand einzelner Personen und wären sie noch so wohlmeinend und so genial, wie sie sich's manchmal einbilden. Die großen Fragen der auswärtigen Politik gehören vor das Forum der Völker selbst, die in ihrer Breite nie etwas anderes wollen können als den Frieden, und sich in Bewegung setzen nur, wenn wirklich ihre Existenz bedroht ist.... Es ist endlich Zeit, in die Dunkelkammern hineinzuleuchten und ausschließlich für die Volksvertretungen das Recht auf die Bestimmung der Beziehungen zu den Völkern in Anspruch zu nehmen. Die Regierungen und Diplomaten seien die Willensvollstrecker, die Ausführungsorgane der Volksvertretungen, und jede Initiative auf diesem Gebiete muß ihnen untersagt sein. So nur können die Völker den Frieden haben, der ihr einziges und oberstes Interesse ist, und so nur können sie das Recht ausüben, das ihr indiskutabelstes sein sollte, das über ihr eigenes Gut und Blut."

* * *

Einen pikanten Reiz, wenn auch keineswegs den der Neuheit, hatte für den Kenner in den letzten Wochen die Gebarung unserer öffentlichen Meinung. Da konnte er noch einen anderen Triumph Bülows erleben, den über die Unabhängigkeit der „anständigen" bürgerlichen Presse. „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!" hätte der Fürst, angesichts des brünstigen Eifers ausrufen dürfen — mit dem sich seine Trabanten von der Feder für die ihnen in Gestalt von Informationen und anderen liebenswürdigen Aufmerksamkeiten in die Hand gedrückten Trinkgelder dankbar erwiesen. „Die Beeinflussung der Presse durch offizielle oder offiziöse Informationsbureaus," schreibt der „Vorwärts", „gehört zu den schönsten Usancen neuzeitlicher Staatskunst. Seit es eine Presse als Mittel zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung gibt, haben auch die Leiter der offiziellen Politik sich dieser Presse für ihre Zwecke zu bedienen versucht. Es ist höchst interessant, daß bereits der ehrsame Roland de la Platière, als er mit seinen girondistischen Parteifreunden nach dem Sturz des Königtums am 10. August 1792 ein neues Girondisten-Ministerium in Frankreich bildete, daran ging, ein offizielles Preßbureau einzurichten, um durch dieses die seit Beginn der Revolution mächtig angewachsene französische Zeitungspresse im Sinne seiner Partei zu beeinflussen. Doch betrieb dieses Preßbureau die Zeitungskorruption so arg, daß selbst ein Teil der Anhänger des girondistischen Parteiregiments sich gegen das offiziöse Preßtreiben wandte, und im März 1793 das Bureau durch Beschluß des Konvents aufgehoben wurde. Seitdem ist von den Kabinetten, mochten sie liberal oder konservativ sein, immer wieder versucht worden, durch offiziöse Preß- und Telegraphenbureaus die Zeitungen ihren Zwecken entsprechend zu beeinflussen. Freilich in parlamentarisch regierten Ländern ist man jetzt meist darüber hinausgelangt, öffentliche Regierungspreßbureaus zu unterhalten. Dafür informiert aber gewöhnlich jedes Ministerium durch bestimmte Beamte oder Zeitungskorrespondenzbureaus die willfährigen Blätter um so gründlicher über die zur Veröffentlichung geeig-

Digitized by Google

neten Angelegenheiten seines Ressorts. Und außerdem pflegt der Herr Minister zu einigen begünstigten Blättern noch ganz besonders gute Beziehungen. Er empfängt ihre Vertreter persönlich und instruiert sie selbst. Nur Länder von halb- oder ganz feudalem Charakter, wie Deutschland, Österreich, Rußland, haben ihre offiziellen Preßbureaus.

Trotzdem es dem großen Bismarck weder in der liberalen Korruptionsära Bleichröder—Delbrück—Camphausen, noch in der folgenden schutzzöllnerischen Ära Kardorff—Stumm an gefügigen Blättern zur Unterstützung seiner Maßnahmen und Pläne fehlte, vermochte er eines ihm unterstellten offiziösen Preßbureaus zur öffentlichen, politischen Stimmungsmache nicht zu entbehren. Weder die Willfährigkeit der freiwillig gouvernementalen Blätter, noch die Leistungen der 1861 gegründeten ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' genügten seinen Ansprüchen. Das offiziöse Preßbureau wurde daher nach und nach immer mehr ausgestaltet.

Caprivi vermeinte, ohne das offiziöse Preßbureau auskommen zu können, aber die Methode der Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch eine gefügige Presse bot so große Vorteile, daß auch er sich zur Fortsetzung des Bismarckschen Preßkorrumpierungssystems entschloß. Das offiziöse Preßbureau wurde also rekonstruiert und zu seiner Leitung Herr Dr. jur. Hammann berufen. Für das Preßbureau eine sehr wertvolle Erwerbung. Um das Wissen des Herrn Dr. Hammann war es allerdings nicht gerade hervorragend bestellt; aber er besaß eine gewisse Schneidigkeit nach unten, Gefügigkeit nach oben und hatte ein feines Verständnis für die Wissensbegierde jener Journalistenspezies, die ihre Hauptaufgabe darin findet, in ministeriellen Vorzimmern zu antichambrieren. Zudem hatte sich Herr Dr. Hammann bereits schriftstellerisch recht nützlich betätigt. Er hatte für antisemitische und konservative Blätter Artikel geschrieben, 1888 eine Schrift über die deutschen Standesherren und ihre Sonderrechte veröffentlicht, 1889 in einer ‚Was nun?' betitelten Schrift die sozialistische Arbeiterpartei bekämpft und darauf sich 1899 sogar an eine Vernichtung der Marxschen Theorien herangewagt in der Schrift ‚Die kommunistische Gesellschaft'. Die letzte Arbeit bekam ihm zwar etwas übel, denn Genosse Cunow zerzauste sie gründlich in der ‚Neuen Zeit', doch in den sogenannten maßgebenden Kreisen ist man in puncto Marxvernichtung ziemlich bescheiden und läßt den guten Willen für die Tat gelten. Herr Dr. Hammann wurde aus einem Journalisten dritten Ranges zum Leiter des offiziösen Preßbureaus und avancierte schließlich zum Wirklichen Geheimen Legationsrat.

Von Caprivi übernahm ihn und sein Preßbureau Fürst Hohenlohe, und von diesem wieder erhielt ihn der vierte Kanzler. Erst unter diesem großen Staatsmann entfaltete sich Hammanns Talent zu schönster Blüte. Bülow wurde für Herrn Hammann zur Tatendrang weckenden, lebenspendenden Sonne. Meisterhaft verstand es Herr Hammann, sich den Intentionen des genialen Kanzlers anzupassen, dessen staatsmännischer Eitelkeit zu schmeicheln und in der gutgesinnten Presse das Verständnis für Bülows weltmännisch-diplomatische Staatskunst zu fördern. Und in gleichem Maße, wie sich Bülow ihm als Gönner erwies, zeigte sich Herr Hammann als Gönner der gutgesinnten Journalisten. Er enthob sie

Digitized by Google

der Mühe, sich selbst Gedanken über die in- und ausländische Politik machen zu müssen, versorgte sie mit bereits vollständig zum Abdruck fertigen politischen Ideen und Kritiken und ließ manchen, der es sonst höchstens zum Zeilenschinder vierter Güte gebracht hätte, soviel ‚verdienen', daß er sich in den westlichen Vororten Berlins ein komfortables Landhaus zu erwerben vermochte."

Kein Wunder sei es daher, daß, als verlautete, Herr Hammann müsse wegen allerlei kleiner Unvorsichtigkeiten gehen, manche Journalisten etwas ängstlich wurden und in dieser Besorgtheit allzu frei das große Verdienst Hammanns um die deutsche Journalistik ausplauderten. So zum Beispiel das nationalliberale „Leipziger Tageblatt". Herr Hammann habe mit der Presse ein förmliches „Tauschgeschäft" betrieben und für Informationen, die er den Zeitungen zukommen ließ, eine wohlwollende Beurteilung der Regierung eingetauscht. Es sei eine Tatsache, daß nie ein Kanzler eine so vorzügliche Presse gehabt habe, wie Fürst Bülow, und doch werde man schwerlich behaupten wollen, daß dies Wohlwollen der Presse sich rein sachlich aus der Inkommensurabilität der zu kritisierenden Leistungen erkläre. In den letzten Jahren habe Deutschland auf dem Gebiete der auswärtigen Politik Schlappe auf Schlappe erlitten; trotzdem gelte Bülow bis in die letzte Zeit in der Presse als unerreichter Meister der Diplomatie. Das sei Hammanns Verdienst, der es verstanden habe, die Presse, vor allem die Berliner Presse, in enge Abhängigkeit vom Auswärtigen Amte zu bringen.

„Mit großer Naivität", bemerkt die „Köln. Volksztg.", „wird hier die schmutzige Wäsche der deutschen Presse öffentlich gewaschen. Auch die Verteidigung Hammanns ist etwas eigenartig. An sich kann ihm ja nicht verdacht werden, daß er als politischer Beamter die Presse zu beeinflussen suchte. Das ist ja ein allgemeiner Brauch. Aber die Mittel, die er gebrauchte, sind nicht die feinsten; freilich trifft das ihn selbst viel weniger als die Zeitungen, die sich so beeinflussen lassen. Wenn eine Regierung einer Zeitung 10 000 ℳ gäbe und dafür eine ‚wohlwollende Beurteilung' verlangte, so würde alle Welt dies als Bestechung brandmarken. Aber muß es denn gerade Geld sein? Für eine politisch bedeutsame Nachricht gibt eine große Zeitung gerne 1000 ℳ und noch mehr. Also ist der Unterschied groß, ob man eine Zeitung mit Geld oder mit Informationen be — einflußt?

Wenn es sich um Einzelfälle handelte, so könnte man sagen, überall gäbe es Sünder, aber sie bildeten, Gott sei Dank, nur Ausnahmen. Vor einigen Jahren war in englischen Blättern zu lesen, die Kölnische Volkszeitung und der Vorwärts seien die einzigen Preßorgane in Deutschland, die in Fragen der Auslandspolitik unabhängig vom Auswärtigen Amt daständen. Das war eine arge Übertreibung; aber keine derjenigen Zeitungen, die es besonders anging, hat damals ‚reagiert'. Das tat das böse Gewissen. Auch das Leipz. Tagebl. konstatiert ja die ‚enge Abhängigkeit' der deutschen Presse vom Auswärtigen Amt. Hin und wieder haben die Inkulpaten zur Verteidigung ihrer ‚Informationen' ja schon leise geflüstert, sie benutzten sie nach Gutdünken und

Digitized by Google

genierten sich als freie und unabhängige Männer trotzdem nicht, der Regierung ungeschminkt die ‚Wahrheit' zu sagen. Aber das Leipz. Tagebl. sagt, Blätter, die der Regierung grundsätzlich opponierten, bekämen solche Informationen überhaupt nicht. Das sagt wohl genug.

So viel ist sicher: das System der ‚Informationen' wirkt mehr als seinerzeit der Reptilienfonds. Bismarck hatte längst keine so gute Presse wie Bülow; darin hat das Leipz. Tagebl. ganz recht. Tatsache ist auch, daß man in keiner Hauptstadt es so versteht, die Presse am Gängelbande zu führen, wie in Berlin. Neidisch blicken die Machthaber in St. Petersburg, London, Paris und Wien auf die große Kunst der Berliner Herren im allgemeinen und des Geheimen Rates Hammann im besonderen. Vielen Herren von der Presse scheint das Gefühl für die Eigenart des Austausches von ‚wohlwollender Beurteilung' und ‚Informationen' ganz abzugehen. Ein Journalist, der keine ‚Informationen' hat, wird von den ‚Kollegen' mitleidig belächelt. Dafür gibt es unter den Journalisten mit ‚Informationen' mehrfach solche, die einen dürftigen Stil schreiben, über mäßige Bildung und sehr wenige oder gar keine Gedanken verfügen, aber trotzdem ein hohes Jahreseinkommen haben und sich große Luxusausgaben gestatten können. Mit ‚Informationen' kann man sich zuweilen eine prächtige Villa in Halensee oder in der Grunewaldkolonie bauen. Komisch ist der Stolz auf ein aus solcher Tätigkeit erwachsenes Vermögen, den man bei manchen findet. Große Künstler können nicht eitler und anspruchsvoller sein.

Um ungerechten Verwechselungen vorzubeugen, sei hier ausdrücklich betont, daß es zwei Klassen von Journalisten gibt, die ‚Informationen' empfangen, die erste, die bescheidenere, bilden die ‚diplomatischen Rechercheure', Herren, die bei irgend einer Zeitung fest angestellt sind und dafür Gehalt beziehen. Sie haben von den ‚Informationen' keinen persönlichen Vorteil, sondern arbeiten für den Nutzen des Verlegers, in dessen Dienst sie stehen. Gegen diese Persönlichkeiten kann man nichts sagen. Ihre Tätigkeit ist vollständig einwandfrei, denn wenn ihre Zeitung sich für die von ihnen gebrachten ‚Informationen' durch wohlwollende Beurteilung der Regierung revanchiert, so können sie nichts dafür. Das Odium trifft die leitenden Redakteure und die Verleger.

Die zweite Klasse betreibt das ‚Geschäft' mit Informationen selbständig. Einzelne erfreuen sich auch der Protektion dieses oder jenes Ministers. Sie verhilft ihnen zur Mitarbeiterschaft an einer großen Zeitung — denn Mitarbeiter mit ‚Informationen' werden überall gerne genommen — aber umgekehrt kann man auch leicht die Protektion eines Ministers erwerben, wenn man eine große Zeitung ‚an der Hand' hat. Dieses wechselseitige Verhältniswissen manche Leute mit großer Raffiniertheit auszunutzen. Bald haben sie heraus, welche Zeitungen für Informationen am meisten zahlen, und dann können sie stolz auf die ‚diplomatischen Rechercheure' herabsehen, die ihre ‚Kenntnisse' im Dienst ihres Verlegers ausnützen müssen.

Erfreulich ist das Bild eines großen Teiles der deutschen Presse, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sicher nicht. Gleichwohl hat diese ‚enge Abhängigkeit

Digitized by Google

der Presse' von der Regierung auch ihre Nachteile für die letztere. Sie wird im Auslande nicht nur für die Auslassungen verantwortlich gemacht, die über auswärtige Politik in der Nordd. Allg. Ztg. oder der Köln. Ztg. erscheinen, sondern auch Blätter wie die Voss. Ztg., die Post, die Neuest. Nachr., die Tägl. Rundschau usw., sieht man dort als offiziös an und legt alle Dementis lächelnd beiseite."

Bis zu einem gewissen Grade, meint der „Vorwärts" nicht ganz mit Unrecht, könne man sogar behaupten, „daß, je bestimmter ein Blatt sich zu der sogenannten ‚anständigen' Presse im ordnungsparteilichen Sinne zählt, es desto mehr unter dem Einfluß der Meinungsfabrikation in der Wilhelmstraße steht".

Früher sprach man ehrlich von einem „Reptilienfonds". Heute tut's ein Informationsfonds. Und die Zucht schlägt noch besser ein.

* * *

Zu den Dienstleistungen des heutigen Offiziosentums gehört nicht so sehr der berühmte „kalte Wasserstrahl" Bismarckischen Angedenkens gegen ausländische Anmaßungen, als vielmehr der kalte Guß auf berechtigte nationale Wallungen im Reiche. Wir leiden ja auch so furchtbaren Überfluß daran! War es denn nötig, jeden, der sich für seine beschimpften, brutal gemißhandelten deutschen Brüder in Prag etwas vorwagte, gleich an den Rockschößen zurückzuziehen und inständigst zu ermahnen, nur ja nicht „politisch" zu werden? Selbst die Professoren, die an der letzten großen Studentenkundgebung für das deutsche Prag in der Philharmonie zu Berlin teilnahmen, hat man für nötig gehalten in ergreifenden Tönen zu beschwören, um alles in der Welt nicht „politisch" zu werden. Politischer Takt ist ja selbstverständlich, aber diese blasse, schlotternde Angst ist einfach kläglich. Um so erfreulicher waren manche Töne, die von den Rednern trotzdem gefunden wurden. Aus der Seele gesprochen hat mir Professor Adolf Wagner, als er energisch dagegen protestierte, daß Deutsches Reich und Deutschland gleichbedeutend sein sollten. „Wir können nicht darüber hinwegkommen," sagte er unter anderem, „daß nicht viel weniger als ein Dutzend Millionen bester Deutscher jenseits unserer Grenzen wohnen, weit verstreut über die habsburgische Monarchie, aber doch in großen kompakten Massen sitzend in den alten deutschen Erblanden. Wir haben sie wohl öfter schon vergessen. Wiederholt ist mir aufgefallen, daß unsere Jugend, wenn von Deutsch-Österreich die Rede ist, die Dinge so ansieht, als ob das nicht zu uns gehörte. Was? Das soll nicht zu uns gehören? Auch nicht das Land Tirol, das im nächsten Jahre die Jahrhundertfeier einer der herrlichsten und größten Bewegungen gezeitigt hat, die man während der Franzosenkriege erlebt hat? Wir sollen Andreas Hofer nicht als Deutschen ansehen, weil die Provinz, in der er geboren wurde und wirkte, nicht mehr zum Deutschen Reich gehört? Ich protestiere dagegen, daß Deutschreich und Deutschland ein und dieselbe Bedeutung haben sollen. Deutschreich ist nur ein Teil von Deutschland. Aus meiner frühesten Jugend erinnere ich mich, in der Geographiestunde gelernt zu haben: Wien, Berlin, Hamburg und Prag sind die vier größten Städte Deutschlands — und

Digitized by Google

jetzt sollen Wien und Prag nicht mehr deutsche Städte heißen dürfen? Gewiß, wir wollen keine Einmischungen in innerösterreichisch-politische Verhältnisse, aber wärmste Sympathie wollen wir unserem dortigen deutschen Volkstum entgegenbringen.... Waren es denn deutsche Studenten, die in den jüngsten Prager Straßenkämpfen die österreichische Fahne zerrissen und in den Kot und in die Moldau warfen? Waren es Deutsche, die ‚Hoch Serbien!' riefen? Wir rufen umgekehrt: ‚Nieder mit Serbien! Hoch Österreich!' Für uns handelt es sich überall nur darum, das zu erhalten, was wir seit Jahrhunderten besessen haben. Wir sind nicht die Angreifer, sondern die Verteidiger. Wir wollen niemand seinen Boden fortnehmen. Was sind denn die Slawen Österreichs und die Slawen der anderen Welt anderes, als die Schüler der Deutschen? Warum ist denn Herr Kramarz hier nach Berlin studieren gekommen? Warum bleiben solche Männer nicht bei sich daheim und lernen dort, was ihnen richtig erscheint? Das gilt von den österreichischen Nationalitäten außer den Deutschen, das gilt auch von den Magyaren, die ähnliche Prätentionen erheben. Und da will man uns verdenken, daß wir Partei ergreifen für unsere Landsleute? Hochverrat ist es, was in der Prager Bewegung auf tschechischer Seite zutage tritt, und uns warnt man, unsere wärmste Sympathie für den deutschen Namen in ganz Österreich auszudrükken?... Wenn die Deutsch-Österreicher weniger Erfolg gehabt haben als die übrigen Deutschen, so haben sie auch andere Schwierigkeiten gehabt, und wenn sie Fehler haben — es sind dieselben Fehler wie bei uns. Warum ist die slawische und magyarische Welle so hoch gestiegen? Weil die Deutschen in Österreich das alte, unerträgliche Laster der Zänkerei haben. Ist es bei uns anders? Bieten wir nicht durch unsere Parteizersplitterung der ganzen Welt einen Gegenstand des Hohnes und Spottes! ... Die Deutschen sind die einzigen, die in Österreich ein Staatswesen moderner Kultur entwickeln, festhalten und zur Blüte bringen können. Indem wir das anerkennen, nehmen wir die Pflicht auf uns, den deutschen Brüdern in Österreich im Interesse der gesamten deutschen Kultur und der ganzen Weltkultur an die Seite zu treten — nicht in politischem Sinne, sondern in kulturlichem Sinne."

„Niemals", sagte Professor D. Lenz, „hat ganz Deutschland, Norddeutschland wie Süddeutschland, Katholiken wie Protestanten, herzlicher und inniger mit Österreich verbunden zu sein gewünscht als wir. Und ich glaube, daß wir dieses Band nicht nur um des politischen Vorteils willen so hoch einschätzen, sondern auch aus sittlicher Notwendigkeit. Das ist die Schuld, die wir abzuzahlen haben dafür, daß wir unser Reich gründeten und gründen mußten auf Kosten dieses Hauses Habsburg, dafür, daß wir 12 Millionen deutsche Volksgenossen hinausstoßen mußten aus unserer politischen Gemeinschaft. Diese ungeheure Wunde mußte dem deutschen Volkskörper geschlagen werden, daß wir endlich zu einer deutschen Einheit, zu dem Anfang einer deutschen Einheit kommen. Sonst wäre das Blut umsonst geflossen, das auf den böhmischen Schlachtfeldern von Deutschen gegen Deutsche vergossen wurde. Aus dem Blute springt unsere sittliche Verpflichtung empor, und unsere Nachkommen

Digitized by Google

würden uns fluchen, wenn sie nach Jahrhunderten oder vielleicht schon nach Generationen wahrnehmen würden, daß wir jene 12 Millionen hinausgestoßen haben, auf daß sie vernichtet und geknechtet werden unter slawischen Willen. Das ist das Vermächtnis, das der Gründer unseres Reiches, Bismarck, uns hinterlassen hat. Er hat sich das schon gelobt auf dem Schlachtfelde von Königgrätz, und der Donner der Schlacht war kaum verhallt, als er in diesem Sinne die Hand weit ausstreckte dem edlen Besiegten. Es ist Blut von unserm Blut, es ist unser Herzschlag, der jenseits der böhmischen Berge ebenso hörbar, vielleicht noch kräftiger schlägt als bei uns befriedigten Menschen. ...“

Und mit Recht erklärte Professor von Liszt es für „Verrat am deutschen Volkstum, die Prager Universität feige aufzugeben“.

Nochmals: Wenn etwas den schönen Eindruck der Kundgebungen beeinträchtigte, so waren es die immer wieder abgegebenen Versicherungen an die österreichische Regierung, daß man ganz, ganz artig sein werde. Diese eifrige Beflissenheit, Loyalität zu prästieren, hatte eine fatale Ähnlichkeit mit Entschuldigungen, daß man sich überhaupt erdreiste, die österreichischen Stammesgenossen als solche anzuerkennen und für sie zu fühlen.

Den Slawen muß solche schlotternde Angstmeierei ebenso lächerlich wie verächtlich erscheinen. Denen fällt es nicht im Traume ein, irgendwelche zarte Rücksichten auf uns zu nehmen. Im Gegenteil! „Schon seit langem“, so kann man in der „Frankf. Ztg.“ lesen, „hat der Panslawismus, das Bestreben, alle Slawen zu einigen, bestanden, und von jeher ist seine natürliche Spitze gegen alles Deutsche gerichtet gewesen. Bald schwächer, bald stärker ist er zum Ausdruck gekommen. Die historischen Gründe für diese deutschfeindliche Bewegung in Rußland erkennen, heißt noch nicht sie beilegen können. Im Gegenteil: will man sie durch den Gegensatz der beiden Volkscharaktere erklären, der deutschen Pflichttreue und Pedanterie gegenüber der slawischen Weichherzigkeit auch in Fragen der Pflicht, der deutschen Emsigkeit gegenüber der slawischen Lässigkeit, dem männlichen Charakter des Deutschen gegenüber der weiblichen Psyche des Slawen — so hieße das den Gegensatz eher verschärfen als ihn überbrücken. Denn diese Widersprüche in den beiden Volkscharakteren aufzuheben, müßten vor allem die Slawen an sich selbst arbeiten, das aber scheint ihnen nicht gerade vonnöten zu sein. Das zeigt schon die Stellung der dritten Reichsduma zu allen inneren Reformprojekten. Genug, der Panslawismus ist in Rußland wieder einmal zu neuer Blüte gelangt und muß als etwas Gegebenes hingenommen werden. Und doch liegt ein gewaltiger Unterschied zwischen der Betätigungsform der alten und neuen Panslawisten vor und nach dem Oktobermanifeste, das Rußland eine parlamentarische Vertretung sicherte. Was immer auch die Panslawisten des alten Rußland zu reden und zu schreiben wußten, konnte in seiner äußeren Bedeutung lediglich nach der Größe der Auflage beurteilt werden, die ihre Werke erlebten. Denn politisch waren sie, die völlig Rechtlosen, im vollsten Sinne des Wortes unverantwortlich für ihr Tun. Heute liegt es anders. Jetzt, wo die parlamen-

Digitized by Google

tarische Regierungsform auch in Rußland eingeführt worden ist, erhält das Wort der neuen Panslawisten eine stärkere Bedeutung und Nachhaltigkeit, die, wie die Schwenkung der Regierung in der Orientfrage beweist, auch ihren Einfluß auf die verantwortlichen Leiter der Geschicke Rußlands auszuüben vermag. Der Dichter Chomjäkow konnte ruhig seine Verse gegen die Deutschen singen, ohne daß sich jemand darüber erregte, und sein Sohn, der von der erdrückenden Mehrheit der russischen Volksvertretung zu ihrem Präsidenten gewählt worden ist, kann nicht mehr von ‚Einigung aller Slawen zum Kampfe gegen die Germanen' reden, ohne daß seine Worte die Bedeutung beanspruchen dürfen, die dem ersten Vorsitzenden eines Parlaments und Mitglied der ausschlaggebenden parlamentarischen Fraktion gebühren. Denkt so die weitaus größte Mehrzahl aller russischen Parlamentarier — und daß das der Fall ist, zeigen die wiederholten Reden der Oktobristen, Kadetten und gemäßigten Rechten über die slawische Frage in Klubs und Versammlungen —, so stutzt man unwillkürlich und fragt sich: Wohin wollen die Russen es noch treiben? Schon haben es die Panslawisten erreicht, daß die Regierung ihrer stürmischen Forderung, sich der Annexion Bosniens und Herzegowinas zu widersetzen, teilweise nachgekommen ist, — schon wetzen die Serben und Montenegriner ihre Messer und nur ungeduldig halten sie noch still. Das Standrecht in Prag erscheint als direkte Folge des panslawistischen Kongresses im Sommer — sehr viel weiter kann das frivole Spiel nicht getrieben werden, ohne daß blutiger Ernst aus ihm wird. ..."

Immer ernster tritt an uns die Frage heran, was ein Österreich-Ungarn, in dem die Deutschen nicht mehr das den Staat zusammenhaltende Element sind, die Staatsgewalt vielmehr ersichtlich in deutschfeindliche Hände hinübergleitet, als Bundesgenosse noch für einen Wert für uns haben kann. Das Bündnis mit Italien vollends wird von diesem nur noch auf dem Papier geduldet. Der römische Korrespondent des „Berliner Tageblattes" behauptet schlankweg, daß heute in Italien kein Gebildeter, kein Intellektueller anzutreffen sei, der nicht von tiefstem Grimm gegen Österreich erfüllt ist. „Da war die ewige unerquickliche Geschichte mit der italienischen Universität. Diese heikle Sache wurde — wer weiß, durch welche geheimnisvollen Umtriebe — in einem Augenblicke akut, da Italien durch die bekannten Mißerfolge in der Balkanfrage besonders sensibel war. Und das Unglück wollte, daß die italienischen Studenten in Wien (wie der dreibundfeindliche ‚Secolo' schon am Tage vorher anzukündigen wußte) sich zu leidenschaftlichen Szenen hinreißen ließen, die — zur Freude alter Dreibundgegner, auch in Rom — in blutige Gewalttätigkeit ausarteten. Hätte die österreichische Regierung — wie sie seit Jahren verspricht — den berechtigten Wunsch ihrer italienischen Staatsbürger nach einer eigenen Hochschule erfüllt, es wäre nicht so weit gekommen, und vor allem — der arme Dreibund hätte kein neues Loch. . . . Die akademischen Senate, die Stadtverwaltungen usw. erlassen Sympathieadressen an die ‚Opfer der deutschen Brutalität' (!), die Zeitungen drücken sich in einer Weise aus, als stünden die beiden Staaten sich als Feinde gegenüber, und bei den jüngsten Straßen-

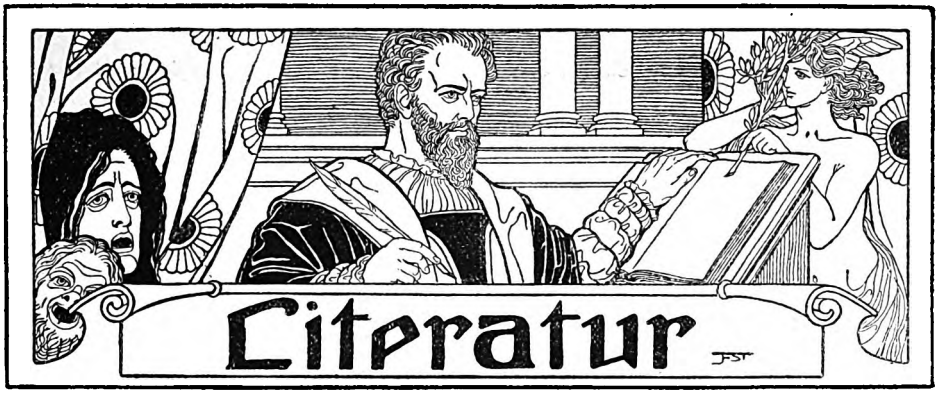
Digitized by Google

tumulten war es nicht geraten, in Rom deutsch zu sprechen. Einige Finnländer wurden ihrer blonden Haare wegen sogar wiederholt angehalten, und der eine (ein Korrespondent finnischer Blätter) verstand sich sogar in seiner Todesangst dazu, ‚abbasso l'Austria!' zu rufen. Aber, wie gesagt, es sind nicht nur die Studenten, die ihrer jugendlichen Entrüstung freien Lauf lassen — ich kenne Gelehrte, die aufrichtige Bewunderer deutschen Wesens sind, ich kenne hohe Ministerialbeamte, keine konservativen Politiker, und alle äußern sich in einer Weise, die dem Dreibundfreund jedes Vertrauen in die Zukunft benimmt. Was hilft ein Vertrag, der auf dem Papier steht, und den die Regierung sicherlich aufs gewissenhafteste einzuhalten gedenkt — was hilft er, wenn das Volk von ihm nichts mehr wissen will? So etwa sagt die ‚Tribuna' — die offiziöse ‚Tribuna!' — und wir müssen ihr recht geben.

Österreich und auch andere Faktoren, die wir nicht nennen wollen, haben das italienische Milieu so systematisch bearbeitet, daß von einer Stimmung für den Dreibund heute kaum mehr die Rede ist. Man nimmt ihn vielleicht noch hin, und die Kammer wird wohl Tittoni ein Vertrauensvotum geben, weil sie den allmächtigen Premier Giolitti am Vorabend der Neuwahlen nicht ärgern will — aber kein Diogenes vermöchte mit seiner Laterne noch irgendwo die einstigen Dreibundsympathien zu entdecken. . . ."

Schöne Aussichten für uns. Nach alledem muß uns die Erhaltung eines kraftvollen volkstreuen Deutschtums in Österreich tatsächlich auch politisch wertvoller erscheinen, als die immer kühler werdenden Freundschaftsphrasen glatter Dreibundkünstler. Am Ende müssen wir doch einmal auf die eigene Volkskraft zurückgreifen, „soweit die deutsche Zunge klingt".

Digitized by Google



Der neue Schillerpreis

Von

Max Koch

Seit zwanzig Jahren hat die Verleihung wie die Versagung des offiziellen Schillerpreises Ärgernis erregt. Die Unzufriedenheit drängte sogar zu einer positiven Betätigung. Im Jahre 1904 wurde in ausgesprochenem Gegensatze zu dem 1859 vom Prinzregenten von Preußen gestifteten königlichen Schillerpreise ein Volks-Schillerpreis geschaffen, der dann an Beer-Hofmann für seine Umdichtung eines altenglischen Dramas und an die beiden Brüder Hauptmann verliehen wurde. Wenn nun die Preisrichter beider Stiftungen unabhängig voneinander sich auf einen und denselben Dichter einigten, so wird dies zweifellos vielen als unanfechtbare Gewähr für die Richtigkeit des gefällten und auch bereits vollzogenen Urteils gelten. Daß der König von Preußen diesmal das Urteil bestätigt und sich nicht in Widerspruch mit den Richtern des Volks-Schillerpreises gesetzt hat, ist in manchen Tageszeitungen als besonders erfreuliche Tatsache gepriesen und im Gegensatze zu der langen Reihe Widerspruch weckender kaiserlicher Kunsturteile gefeiert worden. Ist es nun erlaubt, in diese seltene Einigkeit einen Mißton zu bringen, eine abweichende Meinung zu vertreten, „wo Deutschland entzückt gerichtet“? Ich habe nicht leichten Herzens mich dazu entschlossen, aber mir schien bequemes Schweigen die Verletzung einer heiligen Pflicht. Wer aus langer, immer erneuter Beschäftigung mit Schillers Werken und Persönlichkeit fromme Verehrung für unseren größten Dramatiker gelernt hat, der fühlt sich in seinem Gewissen dazu gedrängt, Protest dagegen zu erheben, daß unter dem Schutz und Schirm von Friedrich Schillers heiligem Namen dem autoritätsgläubigen deutschen Volke Ernst Hardts fünfaktiges Drama „Tantris der Narr“ als Betätigung echter deutscher Kunst empfohlen werde. Im vorangehenden Türmerhefte hat Fritz Lienhard, der in seiner „Wartburgtrilogie“ ein Schillers Geist wohl verwandteres Drama geschaffen hat, auf den Verfall der deutschen Literatur hingewiesen, wie er vor allem in der

Digitized by Google

modernen Auffassung des Weibes Ausdruck findet: von Klopstocks Idealisierung der Liebe in seinen Fanny-Dichtungen bis zu Hofmannsthals tierischer Elektra, deren Vertonung zum Mißbrauch der Dichtung auch den ihrer Schwesterkunst gesellen soll. Aber zu den erschreckendsten Beispielen dieser modernen Entartung der Dichtung gehört das durch den Schillerpreis ausgezeichnete Drama.

Nach Sprache und Bilderschmuck, die man an Hardts Dichtung ja besonders gerühmt hat, gehört das Werk zu der von Stefan George ausgehenden Ästhetenschule, deren zweifellos begabtester Vertreter Hofmannsthal ist. Hofmannsthal ist ein wirklicher Dichter, der sich selbst wie seine Leser und Hörer an Klang und Bild berauscht, wenn er die Zauber Venedigs, die Lebenslust und -kraft der Renaissance, die im Tode aufsteigenden Schatten töricht verlorener Lebensfreuden an uns vorüberführt. Aber schon sein Nachahmer Vollmöller hat gezeigt, wie irreleitend diese poetische Ausstattungspracht für den Dramatiker werden kann. Hardt sucht seine Verse mit den gesuchten Reizen Hofmannsthalscher Mittel auszuzieren; aber er bleibt dabei weit hinter seinem Vorbilde zurück. Legt man auf diese Kunst, die keineswegs als dramatischer Stil, sondern nur als Manier gespreizten Ästhetentums gelten kann, besonderen Wert, so erscheint jedenfalls Hofmannsthal trotz seiner nervös schwächlichen Art des Preises zehnmal würdiger als sein Nachahmer. Aber diese ganze Überwertung der hohlen Form ist ein Symptom des Verfalls. Gewiß muß der Dichter in Vers wie Prosa die Sprache nicht bloß charakteristisch und kraftvoll gestalten, sondern auch seine Rede schmücken. So hat Schiller, der nur vom Unverstande als Rhetoriker verklagte, den stolzen Königsmantel seiner Sprache um seine Helden geschlagen. Aber die blinkenden Reden, „in denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt", kommen und gehen nicht von Herz zu Herzen. Das ist der überladene, gesuchte Bilderschmuck, mit dem im 17. Jahrhundert die zweite schlesische Schule Bewunderung suchte und fand, für kurze Zeit ob ihres Stiles Süßigkeit fand, um dann, sobald die eingeschläferte Sehnsucht nach Natur und Wahrheit wieder erwachte, der allgemeinen Mißbilligung zu verfallen. Die unnatürlich gesuchte und geschraubte Sprache in Hardts Drama ist mit allen Fehlern des Prezieusentums behaftet. Aber wie einstens im 17. Jahrhundert, so stellt sich jederzeit diese gekünstelte und gekräuselte Schreibart ein, um den Mangel an wirklichem Gefühl und großen Gedanken zu verbergen. Hardts Vers und Sprache mag dem Geschmack des einzelnen zusagen oder widersprechen, das soll Geschmackssache sein. Entscheidend für den Wert des Dramas ist sein Inhalt, die Prägung, die der Mensch und Künstler dem erfundenen oder überlieferten Stoffe gibt.

Hardt hat alte Überlieferung neu zu gestalten versucht. Erst vor kurzem hat Wolfgang Golther die über Jahrtausende sich erstreckenden Umgestaltungen der Sage und Dichtungen von der schuldigen Liebe des Neffen und Vasallen zu seines königlichen Oheims goldhaariger Braut („Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit", Leipzig, S. Hirzel, 1907. 465 S.) einer liebe- und verständnisvollen Musterung unterzogen. Von Hans Sachs' „Tragedia von der strengen Lieb Herr Tristrant mit der schönen Königin Isalden" (7. Februar 1553) bis zu Eddy Marix „Tragédie de Tristan et Iseult" (1905) zieht sich die lange

Digitized by Google

Reihe der Tristandramen. Sie alle führen uns das Erwachen der Liebe, die Szene des zauberkräftigen Liebestrankes, vor und enden fast alle mit dem Tode des unzertrennlichen Liebespaares. Man mag Hardt vielleicht dafür Anerkennung zollen, daß er von den Beispielen seiner zahlreichen Vorgänger, auch Richard Wagners, abgewichen ist. Seine Tragödie schöpft nicht aus Gottfried von Straßburg, an dessen Epos — es ist in Wilhelm Hertz meisterhafter Neubearbeitung (4. Auflage. Stuttgart, Cotta, 1904) auch den des Mittelhochdeutschen unkundigen Lesern im vollen Zauber seiner Reize zugänglich gemacht — wir beim Namen Tristan zuerst denken. Hardts Drama setzt erst zu einem Zeitpunkte der Liebeswirren ein, die Meister Gottfrieds unvollendeter Sang nicht mehr aus seiner französischen Vorlage in deutsche Reime gebracht hat.

Wilhelm Grimm hat gerade aus seiner tiefschöpfenden Kenntnis der Sagenwelt heraus den deutschen Dichtern den Vorwurf gemacht, daß ihre Dramatisierungen der mittelalterlichen Sagen unfrei geblieben seien. Sie pflegten, wie dies ja auch Friedrich Hebbel in seinen „Nibelungen", dem ersten (1863) mit dem Schillerpreis gekrönten Werke getan hatte, sich zu enge an eine epische Bearbeitung anzuschließen. Aber nicht aus den festen Stücken läßt sich das neue Siegesschwert schmieden. „Zersponnen muß ich in Späne es sehn, was entzwei ist, schmied' ich mir ganz." Das war eben die Bewährung der echten dramatischen Kraft Richard Wagners, daß er über das mittelhochdeutsche Epos hinaus überall zu den Grundelementen der Sage vorzudringen wußte, aus ihnen neu geschaffen hat, wo die andern an dem Versuch, das Epos ins Drama umzuformen, scheiterten. Wenn Hardt aus den verschiedenen Fassungen der Tristansage, Golther spricht von gesonderten Tristannovellen, Züge entlehnte, um in eigener Komposition daraus ein Ganzes zu machen, so konnten die Preisrichter ihm mit vollem Rechte solches Verfahren zum Lobe anrechnen. Aber wenn der Erneuerer alter Stoffe einerseits danach streben muß, sie in die Gefühlswelt seiner Leser einzufügen, nicht bloß als Antiquitäten anstaunen zu lassen, so muß andererseits sein Auge so treu und klug sein, um das tiefste Wesen, den Kern von Mythos und Sage nicht zu verletzen. Und hier muß ich Klage gegen Hardts Drama erheben.

Hardt hat das Beste und Tiefste der alten Sage verletzt, ihr geradezu das Herz ausgebrochen und dafür den übelsten Strömungen der Tagesliteratur die Herrschaft eingeräumt, so daß seinem Drama gegenüber Fausts Verdammungswort „schlecht und modern!" uneingeschränkt nach Inhalt wie Form zutrifft.

Die keltische Sage, wie sie durch französische Vermittlung zu den deutschen Dichtern und Lesern kam, ist gewiß sittlich nicht einwandsfrei. Man hat die alten Tristanepen wohl schlankweg als Ehebruchsgeschichte bezeichnet und mit Staunen vernommen, wie Meister Gottfried Isoldens Überlistung des Gottesgerichtes mit der lächelnden Bemerkung begleitet, da sei es vor aller Augen offenbar geworden,

„Daß unsern lieben Herrgott man
Wie einen Ärmel wenden kann."

Aber der würde der Sage und ihren epischen Erzählern doch arges Unrecht tun, der das Frivole oder lüstern Erotische als den Grundzug ansehen würde. Wenn

Digitized by Google

es in einer französischen Fassung einmal heißt, die Kraft des Zaubertrankes habe mit der Zeit nachgelassen, so widerspricht dies dem ganzen Verlauf der Liebesgeschichte. Ihr Wesenszug ist vielmehr, daß in Leben und Tod die beiden niemals mehr voneinander lassen können. Es ist nicht Zufall, wenn Gottfried, und nach seinem Vorgang auch seine beiden deutschen Fortsetzer Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, mit Vorliebe Isolde als das reine Weib bezeichnen. Die elementare Leidenschaft, die beide in ihren Bann zieht und allen Gefahren zum Trotz immer wieder einander in die Arme treibt, soll als unentrinnbar grausames Verhängnis, nicht als eigentliche Schuld erscheinen. Zwei edle Herzen, „die Liebe trugen echt und wahr, ein sehnend junges Menschenpaar", nennt Gottfried den Neffen und die Gattin König Markes. Der Art sind sie eins geworden, daß der Tod des einen auch den des andern zur notwendigen Folge hat.

In Hardts Drama dagegen naht Tristan zweimal verkleidet der ersehnten Herrin, und diese, obwohl sie von des Geliebten Rückkehr ins Land weiß, erkennt ihn nicht. Ihre kleinliche Eifersucht auf Tristans Eheweib ist größer als ihre Liebe. Wohl weist auch in der Sage die blonde Isolde einmal den als Aussätzigen zu ihr gekommenen und von ihr sofort erkannten Tristan schnöde zurück; aber sie bereut das sofort aufs tiefste, bittet um seine Wiederkehr und erweist dem ihr von Tristan geschenkten Hündchen mehr Zärtlichkeit als die andere Isolde (Weißhand) ihrem Gatten Tristan selbst. Tristan seinerseits hat aus Liebe zur blonden Isolde es nicht über sich gewinnen können, seiner angetrauten Frau als Gatte zu nahen. Die Verkleidung Tristans als Aussätziger und als Narr, welch letztere bereits Hans Sachs in einem eigenen Meistergesang im blauen Regenbogenton erzählt hat, nimmt Hardt aus der Sage in sein Drama herüber. Nur nennt sich sein Tristan nicht wie der des Epos dabei Peilnetosi (= Isotenlieb), sondern wie einstens auf der Fahrt nach Irland Tantris (= Tristan). Und trotzdem erkennt ihn Hardts Isolde nicht! Was ist da von der Not und Tod besiegenden elementaren Liebeskraft Isoldens übrig geblieben? Tristans gefangener Hund erkennt seinen Herrn, das liebende Weib aber ahnt trotz aller deutlichen, ja überdeutlichen Anspielungen nicht des Geliebten Nähe, und im Groll scheidet Tristan auf Nimmerwiedersehen von der durch des Hundes Treue beschämten Isolde. Hardt hat das Anekdotenhafte der Sage beibehalten, das Groteske der Verkleidungen gesteigert, aber das Wesentliche, das Seelische völlig zerstört. Er hat also das gerade Gegenteil von dem getan, was nach Hebbels Ausspruch erst den tragischen Dichter ausmacht.

In verschiedenen Fassungen der Sage wird erzählt, daß Isolde und Tristan zum Tode verurteilt wurden, Tristan aber, nachdem er sich selbst durch einen kühnen Sprung aus der Kapelle geflüchtet hat, die bereits am Scheiterhaufen stehende Isolde mit dem Schwerte rettet und mit ihr flieht. Abweichend davon wird einmal erzählt, daß auf dem Wege zum Richtplatz Isolde von einer Schar Aussätziger aufgehalten wurde. Ihr Führer verlangte, die Königin solle ihnen ausgeliefert werden, um in ihren Umarmungen eines langsamen und qualvollen Todes zu sterben. Der erbitterte Marke gewährte den Wunsch. Die Siechen führten Isolde mit sich fort, aber Tristan kam mit Gorvenal hinzu, befreite die Geliebte und floh mit ihr und dem Freunde in den Wald von Morrois. Dieses Eingreifen der Aisel-

Digitized by Google

süchtigen berührt schon beim Lesen peinlich. Aber ein Dramatiker, der diese ekelhafte Scheußlichkeit zum Hauptinhalte seines Stückes macht, sollte im Volke Schillers und Wagners — trotz Gerhart Hauptmanns miselsüchtigem Bühnenhelden Heinrich — unmöglich sein. Nicht zufällig, wie in der französischen Erzählung, läßt Hardt seinen Marke mit den Aussätzigen zusammenkommen, sondern er ändert die Überlieferung dahin ab, daß Marke in der Gerichtssitzung, nachdem seine Barone die Königin freigesprochen haben, in ruhig überlegender Gemeinheit seine Frau als sein Eigentum den Elenden schenkt. Etwas verwunderlich erscheint, daß der Führer der Aussätzigen gerade Herzog Iwein heißen muß. Für die Masse der Theaterbesucher wäre jeder andere Name ebensogut. Freunde von Hartmanns Epos muß es aber peinlichst berühren, daß Hardt den edlen Löwenritter der Tafelrunde so unverdienterweise herabwürdigt. Weiter aber hat Hardt erfunden: Völlig nackt soll Isolde der geilen, kranken Rotte ausgeliefert werden, wie sie — ebenfalls nach Hardts freier Erfindung — schon einmal ganz nackt vor allem Volke zur Strafe ausgestellt war. Auf der Bühne nimmt der Henker Isolde Krone und Mantel ab. „Sie steht, von ihrem blonden Haar umflossen, nackt mit geschlossenen Augen regungslos da." Es wird ja leider auf den gewöhnlichen Bühnen heute noch nicht möglich sein, diesen Clou des Stückes, der Monna Vannas berühmtem Mantel gegenüber doch einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, vollkommen darzustellen. Aber vielleicht ließe sich diese Hauptszene des mit dem Schillerpreis gekrönten Dramas für die „Schönheitsabende", diese neueste herrliche Errungenschaft berlinischer Kultur, verwerten. Sie wäre dessen würdig.

Die zum Feuertod verurteilte Isolde der Sage flieht mit Tristan in die Wildnis und söhnt sich erst nach langer Zeit mit Marke aus. Die in niederträchtigster Weise von ihrem Gatten zur Schändung, wie ein Tier den wilden Tieren zum Fraße hingeworfene Isolde Hardts kommt am Abend desselben Tages, als wäre nichts geschehen, zu Marke und seinen Rittern, um mit ihnen Schach zu spielen, und Marke befiehlt seinem Hofnarren, seine Frau zum Lachen zu bringen. Nein, ich habe nicht genau berichtet. Das Geschehene wird dabei fortwährend erwähnt. Bei dieser Abendunterhaltung, wie fast in jeder Szene von Hardts Drama, wird immer das Bild von der zweimal allem Volke völlig nackt hingegebenen Isolde dem Leser und Zuschauer in Erinnerung gebracht. Ob es jemals eine so barbarische Zeit und so tierisch rohen Fürstenhof in Europa gegeben hat, wo dieses Verhalten Isoldens und ihrer Umgebung wahrscheinlich sein könnte? Aber wenn die Sage solche widerliche Züge aufweisen würde, der Dramatiker dürfte niemals vor Augen führen, was immer auch der Erzähler — keiner hat es in dieser verletzenden Weise getan — sich gestatten mochte. Hardt hat aber diese sadistischen Vorstellungen zum größten Teile frei erfunden, zum kleineren Teile absichtlich verstärkt und in den Vordergrund gestellt.

Johannes Volkelt hat in seinen gesammelten Aufsätzen „Zwischen Dichtung und Philosophie" (München, Beckesche Verlagsbuchhandlung, 1908) die moderne Dichtung beschuldigt, daß selbst bei ihren talentvollsten und besten Vertretern „die Verherrlichung des Geschlechtlichen als solchen, die Sehnsucht nach dem heißen Dunst geschlechtlicher Erregungen, ja die Freude an erotisch Zerfres-

Digitized by Google

ſ e n e m“ vorherrſche. Mit Recht ſieht Volkelt darin eine ſchwere Gefahr für unſer ganzes Volksleben. Wie weit das Übel bereits gediehen iſt und das Unterſcheidungsvermögen zwiſchen freier Schönheit und Gemeinem verloren zu gehen droht, das zeigt der Erfolg eines pornographiſchen Romans wie Bierbaums „Prinz Kukkuck“, die tief beſchämende Tatſache, daß Schalom Aſchs „Gott der Rache“ auf deutſchen Bühnen geſpielt und ein Frank Wedekind in Hinſicht auf pädagogiſche Probleme als Aufklärer angeſehen werden kann. Ich bin weit davon entfernt, Hardts ernſt gemeintes Drama mit jenen Machwerken auf dieſelbe Stufe zu ſtellen. Aber die Vorliebe für das Perverſe und Sadiſtiſche, von der die Erfolge des Dramas und der Oper „Salome“, die faſzinierende Wirkung der Hofmannsthalſchen „Elektra“ im Berliner Kleinen Theater am deutlichſten Zeugnis ablegen, dieſe üble Richtung der modernen Literatur beſtimmt auch den ganzen Charakter von Hardts Triſtandrama. Es würde an ſich nur als ein völlig mißlungener Verſuch, aus der alten Dichtung eine neue zu geſtalten, neben ſo vielen anderen ſchweigend zur Seite gelegt werden können. Wenn aber ein Stück, das mit ſolchen grob erotiſch-ſadiſtiſchen Mitteln zu wirken ſucht, mit dem doppelten Schillerpreis gekrönt wird, dann wird es Pflicht, offen auszuſprechen, daß es in Deutſchland neben den lauten Wortführern der Mode doch auch noch eine nicht ganz kleine Zahl von Freunden der dramatiſchen Dichtkunſt gibt, die dieſe Preisverteilung als eine Entweihung von Schillers Namen und Werk, als eine grobe Verkennung des Weſens von „deutſcher Art und Kunſt“ empfinden und mit Entrüſtung als einen bedauerlichen Fehlgriff und ſchlimmſtes Zeichen allgemeinen Verfalls ſchelten.

Das Hohe Lied

Kein Zweifel — Sudermanns „Hohes Lied“ wird das Buch der Saiſon werden oder iſt vielmehr bereits dazu geſtempelt. Ein Roman, von dem die Zeitungen vergnüglich zu berichten wiſſen, daß der Autor dafür das fabelhafte Honorar von 60 000 ℳ eingeſtrichen hat! Liegt nicht allein ſchon darin die Bürgſchaft für einen ſenſationellen Inhalt? Aber man brauchte noch lange nicht ſolcher Suggeſtion zugänglich zu ſein, um dem Werke mit einer gewiſſen Spannung entgegenzuſehen. Nach jahrelangem Schweigen hat der Romandichter Sudermann mit geſammelter Kraft zu einem großen Schlage ausgeholt. Und Sudermann bleibt immerhin Sudermann. Eine Größe in der modernen Literatur, mit der man rechnen muß, wenngleich widerwillig. Spielt er auch auf keinem Inſtrument, das edle Klänge hergibt, ſo handhabt er es doch mit einer Virtuoſität, um die ihn Hunderte ſeiner Kollegen mit gutem Grund beneiden.

Das Hohe Lied iſt ein Oratorium, das der Kapellmeiſter Kilian Czepanek komponiert hat, und von deſſen zukunftsmuſikaliſcher Kraft er und die Seinen Wunder träumen. Aber eines Tages regt ſich in ihm das böhmiſche Vagabundenblut, und er verläßt ſein ſicheres Brot in der Provinzialſtadt, verläßt Weib und Kind ſamt dem geprieſenen Manuſkript, um heimlich in die weite Welt hinauszuziehen und dort verſchollen zu bleiben. Als nach einiger Friſt bei der verratenen Gattin unheilbarer Irrſinn ausbricht, da iſt Lilly Czepanek die unbeſtrittene

Digitized by Google

Erbin des Hohen Liedes, das sie fortan körperlich und symbolisch durch ihr abenteuerliches Dasein schleppt. Es wird ihr zum Sinnbild ihres ganzen Tuns und Treibens: es schweigt, wenn ihr Leben in Wirrsal und Nichtigkeit dahinfließt, es erklingt, sobald ihre Seele wieder einen Aufschwung nimmt; es vermag sie nicht vor Schuld und Schande zu bewahren, aber wenigstens innerlich frei und empfängnisfähig zu erhalten für die Stunden, die das Gute in ihr wecken.

Vor dreierlei Arten von Liebe warnt der junge schwindsüchtige Kunstgeschichtslehrer, für den die Selektanerin zum ersten Male in unschuldsvoller Schwärmerei erglüht, seine Schülerin: vor Herzens-, Sinnen- und Mitleidsliebe. Ach, und gegen alle drei ist sie so ungewappnet und wehrlos, Lilly mit dem großen, gläubigen Herzen, das sie an die Menschen und an die Männer wie ein Opferlamm überliefert, Lilly „mit den unwahrscheinlichen Augen", die von der Natur keine gefährlichere Mitgift als ihre unbeschützte Schönheit hätte erhalten können. Ja, wenn sie braven, ehrbaren Menschen in die Hände gefallen wäre! Aber die gibt es leider in der Welt, wenigstens in der Sudermannschen Welt nicht. Der ihr zum Vormund gesetzte Rechtsanwalt, ein diabolischer Zyniker, bringt Lilly in einer Leihbibliothek unter. Die Besitzerin dieser Bildungsanstalt und ihre beiden von Grund aus verderbten Töchter geben Sudermann zu Hautgout-Schilderungen erster Güte Gelegenheit. Und der Aufenthalt der Heldin in der Leihbibliothek ist zugleich ein technischer Meisterstreich. Denn die Romane, mit denen Lilly ihren hungrigen Geist vollpfropft und ihre lechzende Phantasie vergiftet, bieten nun für die romanhafte Entwicklung ihres Charakters die denkbar schönste Ausrede. Das erste Objekt, an dem sie ihre neuerworbenen Kenntnisse in Wirklichkeit umzusetzen versucht, ist der Feldwebelssohn von gegenüber, der Oberprimaner Fritz Redlich, ein armseliges Philisterlein, das sie sich mit ihrer unreifen Einbildungskraft zum Halbgott potenziert. Dann schäkert sie in aller Harmlosigkeit mit den Leutnants des Ulanenregiments, die ihre Märchenschönheit scharenweise in die Leihbibliothek lockt. Und die Leutnants ziehen ihren Kommandeur nach sich. Da Oberst von Mertzbach ihrer Unschuld nicht anders beikommen kann, entschließt er sich kurzweg, seinen Abschied zu nehmen und das Ladenmädel zur Frau Baronin zu erheben. Diese merkwürdige Tatsache müssen wir einfach auf Treu und Glauben hinnehmen. Überhaupt ist der Oberst, bei Licht besehen, ein ganz unmöglicher Charakter oder wäre es wenigstens, wenn nicht die Naturgeschichte des Menschen lehren würde, daß es unmögliche Charaktere überhaupt nicht gibt. Was ein unleugbares Glück für die Dichter ist. Die neugebackene Baronin frönt in kindlicher Dankbarkeit der erfinderischen Sinnengier ihres Gemahls gleich einer Haremssklavin und pflegt mit rührender Geduld den erschlafften Halbgreis. Trotzdem bleibt sie von den begehrlichen Blicken der Männerwelt nicht ganz unberührt, und der eifersüchtige Oberst vergräbt sich mit ihr in die Einsamkeit seines westpreußischen Guts, das früher die Stätte der wüstesten geschlechtlichen Orgien gewesen ist. Dort wird sie unter den Auspizien eines Fräulein von Schwertfeger, natürlich einer verflossenen Geliebten des Obersten, zur großen Dame umgebildet. Zu ihrem Unheil weilt ein um die Ecke gegangener Leutnant, Walter von Prell, als Landwirtschaftseleve auf dem Gute. Sie fühlt das Bedürfnis, den unverbesserlichen Taugenichts moralisch zu heben und wird — kaum weiß sie selbst, wie — seine Mätresse. Eines Tages fährt der längst mißtrauisch gewordene Oberst dazwischen und jagt Lilly mit Schimpf und Schande davon.

Lilly hat als Baronin ausgespielt, ihre Berliner Dirnenlaufbahn beginnt. Walter von Prell, der mit lahmgeschossenem Arm über den großen Teich gefahren ist, um nie mehr etwas von sich hören zu lassen, hat seine Geliebte als Vermächtnis einem ehemaligen Kameraden von der Reserve, dem reichen Zinkgußwarenfabrikanten Richard Oehnicke, hinterlassen. Und nicht plötzlich, aber allmählich wird sie seine Beute. Nun führt sie ein glänzendes Lasterleben in der anrüchigen Lebewelt. Ihr Verhältnis zu Richard erlegt ihr keinen Zwang auf, und sie verschenkt ihre Gunst nach freier Wahl und Laune. Mußte der Dichter seine Heldin so tief in den Schmutz hinabziehen? Die Schilderungen dieses Lebensabschnittes sind zu breit geraten und langweilen

Digitized by Google

stellenweise. Etwas wie befreiende Wirkung übt die saftig humoristische Episode mit dem als hungernden und frierenden Theologiekandidaten wiedergefundenen Fritz Redlich, den sie füttert, mit Richards abgelegter Garderobe kleidet und mit einer hinterpommerschen Hauslehrerstelle beglückt, und der ihr zum Lohn mit Splitterrichterei aufwartet, alldieweil er ihre Zofe schwängert. O über diese dumme Mitleidsliebe! Aber dann kommt endlich die große Herzensliebe, und mit dem Auftreten des ersehnten Idealhelden wird das schon erlahmte Interesse des Lesers wieder mächtig aufgerüttelt. Dr. Konrad Rennschmidt heißt er, Kunsthistoriker ist er, erst fünfundzwanzig Jahre alt; zwei Jahre hat er in Italien gelebt, und jetzt schreibt er an seinem Lebenswerke, einer „Geschichte der Affekte". Sie wird die Seelenfreundin, die Gehilfin des reinen Toren, der ihre schmähliche Lage nicht durchschaut und sich von ihr leichtgläubig Märchen vorflunkern läßt. Wieder erwacht das Hohe Lied, das so lange geschlummert hat, und bei nächtiger Kahnfahrt auf einem Spreewaldsee singt sie für ihn die süßen Melodien, die einst ihr verschollener Vater ersonnen hat. In diesen Liebesszenen verschafft sich das leidenschaftliche Temperament des Dichters energische Geltung. — Längst ist die überirdische Freundschaft von der Sinnenglut aufgezehrt; Konrad begehrt Lilly zum Weibe, und sie muß beichten. Eine Beichte, bei der die Wahrheit unter der romantischen Schminke nur notdürftig hervorschaut. Fortan nimmt er ihr Schicksal in seine Hände. Aber schon kann sie nicht mehr das träge Behagen einer sumpfigen Existenz entbehren noch dem Geliebten zulieb von Lug und Trug lassen. Konrad hängt von einem reichen Onkel ab, der mit allen Hunden gehetzt ist. Er will Lilly kennen lernen, prüfen und entscheiden. In einer kecken, lebensprühenden Szene geschieht es. Wo sie, um den alten Sünder zu gewinnen, beim Gelage alle Künste ihres Dirnentums spielen läßt, im Rausche tanzt und singt und mimt, ohne zu fühlen, wie tief sie sich vor Konrad entwürdigt. Den hat nun der Onkel, wo er ihn haben wollte, und die Ernüchterte rafft am andern Morgen ihren letzten Rest von Seelenadel zusammen, um blutenden Herzens auf den zu einer Reise nach Indien gerüsteten Geliebten zu verzichten. Den nötigen Mut zum Freitod kann sie nicht auftreiben; nur das Hohe Lied muß dran glauben, und die ohnehin befleckten, beschmutzten, zerfetzten Notenblätter finden in der Spree ihr Ende. Ihre Besitzerin aber hat damit für immer ihr besseres Ich ertötet und wird Richard Oehnickes rechtmäßige Gattin.

Was uns Sudermann da bietet, ist eine bunt bewegte, an Abenteuern überreiche Handlung mitten in der Wirklichkeitswelt der Gegenwart, der er mit einer erstaunlichen Schärfe und Sicherheit der Beobachtungsgabe nahegerückt ist, eine Handlung, die rastlos fortschreitet und den Zustandsschilderungen kein allzulanges Verweilen gestattet, diese vielmehr der fortschreitenden Entwicklung dienstbar zu machen weiß. Was er uns bietet, ist eine Überfülle heftig flutenden, leidenschaftlich pulsierenden Lebens. Aber ein Leben, das uns bei aller unbestreitbaren Realität der Einzelbilder doch als Ganzes nur mit entstellten und verzerrten Zügen wie aus einem Hohlspiegel entgegenblickt. Alles ist eben nur einseitig erschaut und wiedergegeben, wir bewegen uns ausschließlich in den Niederungen, in den Sümpfen, gleichviel, ob es sich um legitime oder illegitime Verhältnisse, um adelige Schlösser oder zweifelhafte Großstadtlokale handelt. Natürlich liegt das bis zu einem gewissen Grad im Stoff begründet. Aber ist denn der Dichter nicht verantwortlich für seine Stoffwahl? Und Sudermann scheint überhaupt die Fähigkeit verloren zu haben, andere Lebenskreise abzuschildern als solche, die starke Entladungen schwüler Sinnlichkeit zulassen. Eine Phantasie, die mit solchem Behagen im Schlamm wühlt, ist mit sittlichem Ernst und sittlicher Kraft nicht vereinbar. Die Sentimentalität aber ist ein Surrogat, mit dem bloß die ganz Naiven vorlieb nehmen.

Sudermann selbst ist keineswegs so vorurteilslos, als daß er in sich das Gefühl innerer Empörung der Welt gegenüber, die er darstellt, völlig ertöten könnte. Über diesen Zwiespalt hilft er sich durch ironische Akzente hinweg, durch eine übertreibende Charakteristik, die stellenweise bis zur Karikatur gedeiht. Die schwankende Haltung zwischen leisem Spott und bitterem Ernst ist der inneren Einheit der Dichtung nicht gerade förderlich. An Temperament und Leiden-

Digitized by Google

schaftlichkeit fehlt es der Darstellung gewiß nicht. Aber es ist ein Dahinrasen ohne bedächtige Ruhepunkte, ein derbes Zupacken ohne sanftes Nachlassen, ein forsches Draufgängertum ohne keusches Zurückhalten. Überall sind die Linien dick gezogen, die Farben grell aufgetragen; man vermißt die halben und leisen Töne, die zarten und verhaltenen Klänge. Sudermann schreibt einen Stil, in dem gleichsam des Lebens drängende Fülle komprimiert erscheint, redet in einer massigen, derb wuchtigen Sprache, die oft mit wenigen Worten viel ausdrückt. Aber Adel, Würde, Anmut bleiben seiner Darstellung versagt. Sein „Hohes Lied" ist trotz aller glänzenden Virtuosität der Mache ein unerquickliches, seelisch rohes Buch, das niederdrückt, statt zu erheben, das unfroh stimmt, ohne zu ergreifen oder zu erschüttern, ein Buch, das zwar Tausende und aber Tausende mit glühenden Wangen und verhaltenem Atem und wohl auch mit aufgestachelter Sinnengier verschlingen werden, das aber kaum e i n e m ein lieber Freund werden wird, bei dem er sich in Stunden geistiger Leere oder innerer Anfechtung Rat und Trost holen kann.

Rudolf Krauß

Kalender

Eine der schönsten Wirkungen der Heimatkunstbewegung offenbart sich in unserer Kalenderliteratur. Statt der früheren Charakterlosigkeit in Inhalt und Ausstattung dieser für die Volksbildung so außerordentlich wichtigen Bücher erscheint jetzt eine von Jahr zu Jahr wachsende Zahl in Bild und Wort als wohl bedaute und sicher auch segensreich wirkende P f l e g e s t ä t t e d e s H e i m a t l i c h e n. Noch ist nicht überall die rechte Form gefunden. Manche unter diesen Kalendern sind fürs Volk zu „hoch". Mit ihrer einseitig wissenschaftlichen Behandlung des alten heimatlichen Kunstbesitzes können sie nur dem Gebildeten etwas geben. Fürs Volk bringen sie auch zu wenig Lesestoff. Ich denke da, ohne gegen die Gediegenheit und Schönheit des Veröffentlichten an sich etwas sagen zu wollen, an den bereits im letzten Heft besprochenen „Kalender fränkischer und schwäbischer Kunst", an den Jahre hindurch von Barlösius illustrierten „Berliner Kalender" oder den „Thüringer Kalender". Ich glaube, auch diese Hefte ließen sich leicht zu echt volkstümlichen Gaben erweitern.

Einen Schritt näher dahin kommt schon „D e r H e i d j e r", ein niedersächsisches Kalenderbuch, herausgegeben von Hans M ü l l e r - B r a u e l, mit Zeichnungen von Frido Witte. (Hannover, Dr. Max Jänecke, Verlag, 1 *M*.) Was der Kalender enthält, ist ausgezeichnet, nur bringt er eben nicht genug, um ein Volksbuch werden zu können. Den Namen Frido Wittes mag man sich als eines ganz besonders charakteristischen Heideschilderers merken, da er nicht, wie die meisten anderen, die Heide lediglich nach ihren landschaftlichen Werten ausbeutet, sondern den Schwerpunkt auf die Darstellung des Menschen in der Heide verlegt und uns zeigt, wie der Heidjer mit seiner Heimatscholle in seinem ganzen Gehaben aufs engste verwachsen, in seiner Körperlichkeit geradezu ein Gewächs dieses Bodens ist. Freude haben mir auch die Bilder von Gebrauchsgegenständen und Möbeln gemacht, die zeigen, wie eine neue gewerbliche Kunst, durchaus den Bedürfnissen des heutigen Lebens angepaßt, sich aus den heimischen Kräften und den bodenständigen Vorbildern heraus entwickelt hat.

Viel mehr dem Charakter des alten Volkskalenders angepaßt ist „D e r S c h ü t t i n g", der sich ebenfalls die niedersächsische Heimatpflege in Wort und Bild, in Poesie und Prosa zur Aufgabe gemacht hat. (Hannover, Verlag von Ad. Sponholtz.) Die Monatsbilder sind hier nach Gemälden aus Natur und Leben der Heimat von verschiedenen Künstlern gegeben. Die literarischen Beiträge stammen von trefflichen Mitarbeitern. Ich nenne die Namen Hermann Löns, Sohnrey, Börries von Münchhausen. Fesselnd ist der Aufsatz über die Lüneburger

Digitized by Google

Giebelhäuser. Auf diese Weise wird die Freude an der alten Bauweise wachgehalten. Sonst scheint mir der Kalender noch etwas sehr in der Literatur stecken geblieben zu sein, bietet nicht genug Praktisches, blickt auch zu wenig über die Grenzen der Heimat hinaus in das gesamte Getriebe des Volkes und der Welt. Der Kalender ist doch auch das Weltgeschichtsbuch des gemeinen Mannes.

Der im vierten Jahrgang stehende, von Dr. Christian Rauch herausgegebene Kalender für Kunst- und Denkmalpflege „Hessen-Kunst" (Verlag Marburg, Ad. Ebel, 1.50 ℳ), kennzeichnet sich schon durch den Namen. Der Herausgeber schreibt zum Eingang: „Unsere Lande am Mittelrhein nehmen eine besondere Stellung im deutschen Kunstleben ein. Inmitten einer gewaltigen Fülle alten Kunstbesitzes von der Römerzeit bis zum Biedermeier, blüht durch die Initiative eines modernen Fürsten die neue Kunst einer großen Zukunft entgegen. — Der lebenden Kunst soll der erste Teil unseres Kalenders dienen. Die Aufsätze des zweiten Teils bemühen sich auch, die Kenntnis unserer älteren Kunst zu verbreiten. Steht doch selbst innerhalb unserer solange und schmählich vernachlässigten deutschen Kunstgeschichte wohl kein Gebiet im Verhältnis zur Fülle und zum Glanz der erhaltenen Kunstdenkmäler in der Erforschung seiner älteren Kunst so weit zurück, als die Lande am Mittelrhein." Die neuzeitlichen Bilder des vorliegenden Jahrganges stammen alle von Walter Wäntig, einem noch jungen Schüler Karl Bantzers, der aber vor allen Dingen in den dunkel belichteten Stücken den Einfluß seines Lehrers bereits überwunden hat und eine hervorragend malerische Kraft ist. Für die Volkskunst ist besonders der Aufsatz „Schmuck und Dekoration an Hinterländer Bauernhäusern" wertvoll. Landschaftlich nahe steht der „Alt-nassauische Kalender" (Wiesbaden, Schellenbergsche Hofbuchdruckerei), der für einen 50 Pfennigpreis überraschend schön ausgestattet ist. Der cremefarbene Umschlag ist sogar „zu schön", da unser Landvolk seinen Kalender nicht mit Handschuhen anzufassen pflegt. Gute Bilder nach Bleistiftzeichnungen Wilh. Tielemanns und schöner Lesestoff in Geschichten Philippis, Fr. W. Riehls und H. Diefenbachs, dazu heimatliche Anekdoten und Sprüche machen einen willkommenen Hausfreund aus dem Büchlein.

Für den Osten liegt ein Ostpreußen-Almanach auf das Jahr 1909 vor, ein Kalenderbuch der illustrierten Wochenschrift „Fürs traute Heim", herausgegeben von Paul Sohr (Königsberg i. Pr., Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt, Akt.-Ges., 0,50 ℳ) mit Gedichten und Geschichten von Sudermann, Arno Holz, Georg Reicke, Agnes Miegel, A. K. T. Tielo, Frieda Jung, Edela Rüst, Laura Frost, Agnes Harder, Klara Nast, Karl Bulcke, Heinrich Spiero usw.

Sehr reichhaltig ist der von Georg Merseburger herausgegebene „Leipziger Kalender" (Leipzig, Georg Merseburger, 2 ℳ), der vor allem auch aus der Universitätsgeschichte Leipzigs reiches Material beibringt. Der Bildschmuck ist sehr ausgiebig und zeigt auch manches seltene Stück. Auffällig ist, daß im Jubeljahre Felix Mendelssohns dieses für das Leipziger Musikleben so hochbedeutenden Künstlers weder in Wort noch Bild gedacht wird, wo doch sonst der kleinste Anlaß zu Gedenkfeiern nicht unbenutzt bleibt. Im allgemeinen aber ist der Kalender, der jetzt bereits im 6. Jahrgange vorliegt, eine ganz ausgezeichnete Sammelstätte für Geschichte und Leben dieser Stadt.

Am nächsten kommt meinem Leitbilde der „Schweizer Heim-Kalender", der zu Recht den Untertitel „Volkstümliches Jahrbuch" führt. Der Inhalt ist außerordentlich reichhaltig und vielseitig, bringt Geschichten von Jakob Boßhardt und Isabelle Kaiser, Gedichte in großer Zahl, eine ausgezeichnete Totenschau, einen gediegenen Aufsatz über neue schweizer Plastik, eine gute Übersicht über die schweizerischen Dichtungen der letzten Jahre und sehr ernste Aufsätze allgemeineren Inhalts, unter denen ich die Gedanken über Heimatschutz und über das Verhältnis zu den Fremden besonders hervorheben möchte. Auch der Begriff volkstümlich ist richtig aufgefaßt. Es ist auf einfache, allgemeinverständliche Schreib-

Digitized by Google

weise gedrungen, aber alle Trivialität vermieden. Man weiß, daß im Volke geistige Interessen leben, die es dadurch anzuregen gilt, daß man dem Verstande auch Arbeit anbietet. Der Kalender, der auch außerhalb der Schweiz Beachtung verdient, kostet nur 80 ₰ und ist bei Arnold Bopp in Zürich erschienen.

An Musikfreunde wendet sich der Brahms-Kalender der Halbmonatsschrift „Musik" (Berlin, Schuster & Löffler, 1 ℳ). Zahlreiche Bilder von Brahms und denen, die ihm nahestanden, Briefe des Musikers und biographische Beiträge bilden den Inhalt. — In der Buntheit des Inhalts sucht dagegen der „Harmonie-Kalender" (Berlin, Harmonieverlag, 1 ℳ) sein Heil. Er würde sein Ziel, ein „musikalischer Haus- und Familienalmanach" zu werden, eher erreichen, wenn das Kalendarium nicht so eng zusammengedrückt und durch die Gegenüberstellung von Reklame entstellt wäre. Im Inhalt fallen Aufsätze von Paul Bekker und Dr. Wilh. Altmann, sowie Musikstücke von Leo Blech und Max Schillings angenehm auf.

Ein Prachtstück ist wieder der von O. J. Bierbaum herausgegebene „Goethe-Kalender". Der Text versucht aus Goethes Gesprächsäußerungen und aus den dabei mit überkommenen Schilderungen seines Wesens eine Art Umrißbild von Goethe in der Unterhaltung zu gestalten. Als Bildschmuck sind 12 Nachbildungen von Steinzeichnungen Karl Bauers beigegeben, in denen dieser geniale Bildniskünstler das Ergebnis seiner tiefeindringenden Goethestudien festlegte. Wer diesen Kalender richtig benutzt, d. h. als eine Art Tagebuch ihn zur Hand nimmt, wird wirklich Goethe nahekommen. (Dietrich'sche Verlagshandlung [Theodor Weicher] Leipzig, 1 ℳ, geb. 2 ℳ).

An Abreißkalendern liegen mir fünf vor, alle in beträchtlichem Oktavformat. Aus dem Verlage von Wilh. Knapp in Halle stammt der „Photographische Abreißkalender" (2 ℳ), der vor allem den Liebhabern dieser Kunst wertvoll sein wird, da auf jedem Abreißblatte Winke gebracht werden, die in ihrer Gesamtheit ein Lehrbuch der Photographie bedeuten. Jedes der Blätter zeigt auch ein Photographiebild, unter diesen manches sehr schöne Blatt. Nicht befreunden kann ich mich dagegen damit, daß auf jedem Blatte das Datum dreier Tage vermerkt ist. Es mag das noch angehen, wenn die Druckanordnung so geschieht, daß ein Raum für Notizen gewonnen wird. — Jedenfalls wirkt das ganz geschickt auf dem im Verlag von Fritz Heyder, Berlin, erschienenen Kalender „Kunst und Leben", wo immer dem Sonntag ein besonderes Blatt eingeräumt ist, während die Wochentage in Form eines Notizkalenders auch wieder auf einem Blatt untergebracht sind. Seine Eigenart erhält dieser Kalender dadurch, daß die Sonntagsblätter Zeichnungen deutscher Künstler tragen. Es sind so 53 Originalarbeiten vereinigt, durchweg gute Schwarz-weiß-Kunst, so daß der Kalender in der Tat imstande ist, als künstlerischer Begleiter und Anreger durchs Jahr zu dienen. Der Preis von 3 ℳ ist für einen Abreißkalender etwas hoch gegriffen. Allerdings ist die Einrichtung getroffen, daß die Bilder in eine beigegebene Mappe gesammelt werden können.

Unter den künstlerisch illustrierten Kalendern ist Spemanns „Kunstkalender" (Berlin, W. Spemann, 2 ℳ) ein guter Bekannter. Auch der neue Jahrgang bringt aus der unerschöpflichen Schatzkammer der Kunst auf jeden Tag ein Blatt zur Schau. Manches Entlegene und fast Unbekannte ist dabei ausgegraben und steht neben Altvertrautem. Das Titelblatt, ein sehr weichlich-süßer Thumann darf nicht abschrecken; der Geschmack, der die Kalenderbilder wählte, ist gesund und kräftig.

Dem gleichen Verlag entstammt „Spemanns Alpenkalender" (2 ℳ), der in erster Linie für Bergsteiger bestimmt ist, aber jedem Alpenfreunde — und wer wäre nicht ein solcher? — Freude machen wird. Sehr gute photographische Aufnahmen bringen Bilder aus der Hochgebirgswelt und vermitteln einen Einblick in die Hochtouristik. Der beigegebene Text wahrt die gleiche Stimmung.

„Natur und Kunst" in enger Verbindung zeigt der so betitelte, von der Vereinigung der deutschen Pestalozzivereine herausgegebene Abreißkalender (Stuttgart, Holland & Jo-

Digitized by Google

senhans, 2 M). Es steckt gediegene Arbeit und guter Geschmack in der Auswahl der Bilder und Naturansichten und der beigefügten Erläuterungen und die Stimmung ausdeutenden Gedichten und Sprüchen.

Dann warten der Verlag Alfred Janssen in Hamburg mit einem „Jahrbuch", der Insel-Verlag in Leipzig mit einem „Almanach" auf, je 1 M. Beide Bücher bringen aus den Verlagswerken der betreffenden Firmen belletristische und wissenschaftliche Beiträge. Im Insel-Almanach hat einen besonderen Wert der Abdruck des vom Weimarer Verleger Bertuch 1809 herausgegebenen Berichtes über Napoleons Besuch in Weimar und Jena. Von den alten Kupfern sind die drei wichtigsten hier neu gedruckt. — In Janssens „Jahrbuch" ist lehrreich die Nebeneinanderstellung der Kinderzeichnungen des köstlichen Otto Speckter in der ersten und in den späteren Auflagen. Der weit höhere Wert der ursprünglichen Bilder ist so augenfällig, daß auf diese Weise am besten für die billige Neuausgabe dieser ausgezeichneten Bilderbücher durch den genannten Verlag geworben wird. — Einen besonders feinen Almanach aber bringt die Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften (Bielefeld, Velhagen & Klasing), der u. a. Beiträge (Erzählungen, Gedichte, Lebenserinnerungen, Aufsätze) von Otto von Leitgeb, Marie Ebner-Eschenbach, Hermann Hesse, Georg von Oepteda, Hugo von Hofmannsthal, Börries von Münchhausen, Isolde Kurz, Clara Viebig, Richard Voß, Berthold Litzmann, Ernst Heilborn, Eduard Heyck, Emil von Schönaich-Carolath, Paul Heyse, Karl Busse, Frieda Schanz, Ludwig Fulda, Johannes Schlaf, Gustav Falke usw. enthält, dazu farbige Kunstblätter von Fr. A. v. Kaulbach, P. A. László, John Lavery u. a., Porträts und sonstige Tondruckblätter. St.

Digitized by Google

Karl Buchholz

Persönliche Erinnerungen von F. Hoffmann-Fallersleben

In Weimar, der berühmten Stätte unserer klassischen Literatur, war unter dem feinsinnigen Großherzog Karl Alexander eine neue Blütezeit auf allen Gebieten der Kunst zur Entfaltung gekommen.

Liszts hinreißende Persönlichkeit versammelte bald um sich, was irgend von musikalischen Größen in Deutschland und weit darüber hinaus in der Welt der Töne einen Namen hatte. Gelehrte und Dichter machten wieder in Weimar von sich reden, das Theater stand auf der Höhe, unter Dingelstedts Leitung, Friedrich Preller arbeitete an den Kartons zur Odyssee, Moritz von Schwind, vom Großherzog berufen, führte auf der Wartburg, die durch den genialen Ritgen glänzend restauriert war, seine berühmten Wandgemälde aus, Liszt selbst begann 1858 die Komposition der Legende der heiligen Elisabeth — überall waren die Geister tätig, Weimars altem Ruhmeskranze neue Blätter hinzuzufügen. In das Jahr 58 fällt auch die Gründung der Weimarischen Kunstschule, die der Großherzog aus eigenen Mitteln erhielt. Unter Graf Stanislaus von Kalckreuth's Leitung wurden A. v. Ramberg, Lenbach, Verlat, Karl Gussow, Pauwels, Th. Hagen, Albert Baur, Brendel und viele andere bedeutende Meister an die Anstalt berufen, die bald eine ganze Reihe von Jahren die Führung unter den Akademien Deutschlands hatte. Um diese Zeit, nach dem Kriege von 66, kam Karl Buchholz nach Weimar. Er war 1849 in Schloßvippach, einem kleinen weimarischen Orte, geboren, wo sein Vater auf einem eigenen Bauerngute Landwirtschaft betrieb. Buchholz ward Schüler von Max Schmidt. Durch Vermögensverluste seines Vaters wurde er gezwungen, sich bald selbständig zu machen, nun eigene Wege wandelnd.

Ich ward mit ihm 1875 bekannt. Er forderte mich auf, ihn zu besuchen, und schnell entwickelte sich eine Freundschaft, wie sie herzlicher nicht gedacht werden kann.

Buchholz hatte damals, ehe er später wieder ein Atelier in der Kunstschule mietete, seine Arbeitsstatt in einem kleinen Haus hinter der Belvedere-Allee. Der Raum war eng, aber gemütlich. Außer den primitiven Staffeleien, denen er ob ihrer Haltbarkeit immer mißtraute, zumal sein Vergolder in die Rahmen unglaub-

Digitized by Google

liche Massen von Holz und Stuck hineinarbeitete, so daß schon mäßig große Goldrahmen leicht einen Menschen erschlagen konnten, stand dort ein vorsintflutlicher Maltisch. Auf diesem waren die üblichen hundert verstaubten, leeren, vollen und halbverbrauchten Flaschen versammelt, gefüllt mit jenen Malmitteln, die nach dem Geschmack der Zeit so häufig wechselten, und dem unglücklichen Besitzer ebensoviel Geld kosteten, wie sie den Bildern meistens nicht von Vorteil waren. Der Malkasten, immer fertig, um damit draußen arbeiten zu können, hatte seinen Platz auf einem Stuhle. Letzterer selbst, wie die fünf dazu gehörigen, alle vollgepackt, waren ein auffallender Luxus in dem einfachen Heim. Ein Tischler hatte sie ihm „im Renaissancegeschmack gebaut", wofür er ein Bild in Zahlung genommen — ein beliebter Tauschhandel. Genau so verhielt es sich mit einem Fayencekrug, in dem die Pinsel steckten, einer Anzahl Radierungen nach alten Meistern und einigen weiteren Zeichnungen von A. Michaelis und Preller. Die schönen Braunschen Photographien aber — sein Stolz, nach Hobbema, Ruysdael und van Goyen, hatte er sich für sein sauer verdientes Geld nach und nach angeschafft. Sie waren alle gerahmt und entgingen so dem Schicksal, dem fast alle seine Studien, Zeichnungen und Skizzenbücher verfielen. Er war damit wenig sorgfältig.

Auf dem Boden umher, auf allen Stühlen lagen diese Schätze, oft vor Staub völlig unkenntlich, mit Firniß, Terpentin und Ölflecken bedeckt, waren sie, wenn nicht aufgezogen, oft durch Knicke und Brüche verdorben, oft aber hatten sie, aufeinandergeschichtet, durch lange Lichtentziehung so gelitten, daß sie, nachgedunkelt, aneinanderklebend, kaum wieder in einen guten Zustand gebracht werden konnten.

Er ärgerte sich selbst oft genug darüber. Mitunter packte er einen ganzen Stoß zusammen und brachte sie einem Buchbinder zum Aufziehen. Der klebte sie auf eine märchenhaft dicke Pappe, versah sie mit einem dünnen, schwarzen Bändchen, das eine Öse bildete zum Aufhängen, und so kamen sie wieder. Buchholz versuchte sie zu reinigen, schimpfte, firnißte sie und hing eine stattliche Reihe an die grauen, schmucklosen Wände. Doch nach wenigen Tagen war alles beim alten. Er „brauchte die Studien", die Henkel rissen ab, da sie zu dünn, die Pappen zu schwer waren, die Nägel fielen aus der schlechten Mörtelwand, und er hieb jetzt, um der Sache Herr zu werden, der Einfachheit halber oben mitten durch die Studien einen Riesennagel ein, so alles neuerdings an der Wand befestigend. Vergebliches Beginnen! Nach einigen Tagen sah man nur noch große Löcher in der Wand. „Ich muß die Dinger neben den Bildern haben." Sie lagen bald nach wie vor wieder auf dem Boden! Den Zeichnungen und Skizzenbüchern, die sich nicht reinigen ließen, erging es am schlimmsten. Schade, was für ein kostbarer Besitz auf diese Weise direkt zerstört ist. Buchholz gab wenig darauf. Eine gewisse Wurschtigkeit hatte er vielen Dingen gegenüber. Toilettefragen behandelte er mit beneidenswerter Einfachheit — er richtete sich in erster Linie nach dem Wetter. War es warm, ging er in einfacher Joppe, regnete es, oder trat strenge Kälte ein, trug er einen merkwürdig langen Überzieher, hohe Stiefel und immer einen dicken, weichen, schwarzen Filzhut. Sehr eigentümlich wirkten der aus seiner äußeren Joppenbrusttasche herausragende gelbe Zentimeterstab, ein dicker Bleistift und eine Papierhülse mit wenigen Zigarren. Nie habe ich diese Leidenschaft für das Zentimetermaß be-

Digitized by Google

greifen können. Es trat eigentlich nur beim Ausmessen der Goldrahmen in Aktion. Trotzdem er, wie der Vergolder, immer doppelt die Bilder ausmaßen, waren die Rahmen doch unzählige Male verpaßt. Buchholz tröstete sich und nahm sie trotzdem, er wußte, der ganzen Kollegenschaft ging es nicht anders. Man malte eher ein neues Bild in den verpaßten Rahmen, als man einen neuen Rahmen bekam. Die Zigarren waren viel eher berechtigt, Buchholz rauchte gern, im Atelier meistens eine kurze Pfeife, die mit einem sonderbaren, süß duftenden Tabak gefüllt war; die Marke nannte er, glaube ich, schwarzer Reiter. Oft habe ich mich später daran erinnert, wenn auf der Studienreise mir der Dampf aus der Pfeife eines Holzfällers oder Jägers in die Nase stieg. Etwas Sonderbares muß ich noch erwähnen, das einem modernen Menschen unfaßbar erscheint: Buchholz besaß keine Uhr! Und doch war er der pünktlichste Mensch, den man sich denken konnte. Die Zeit bestimmte er allerdings merkwürdig genug: „Der Ehringsdorfer Milchwagen ist noch nicht vorbei", da war's vor 5. Oder „die ‚Alten' gehn vorne in der Allee ja noch gar nicht, da kann's noch keine 4 sein", „Da kommt der Jena'sche Zug, Donner, is schon so spät?"

War Buchholz gezwungen, irgend einen Besuch machen zu müssen, was selten genug vorkam, oder ging er in das Theater, oder war es hoher Feiertag, so verwandelte er sich nicht zum Wiedererkennen. Ein schwarzer Anzug, in dem er sehr aufrecht einherschritt, hob seine ganze Erscheinung. Sein feiner Künstlerkopf mit den herrlichen, braunen Augen wirkte auf jeden, der ihn sah, unvergeßlich.

Er arbeitete fleißig. Bald im Atelier, bald vor der Natur war er unablässig tätig. Ja, draußen konnte er, der sonst so Schweigsame, geradezu begeistert vor einem Motiv oder bei einer Stimmung merkwürdig beredt werden.

Der Mond war seine Schwärmerei; er ist unzählige Male auf seinen Bildern, aber nur wenige eigentliche nächtliche Mondscheine hat er gemalt. Immer interessierte ihn die Natur mehr, „wenn mer noch etwas Farbe sehn konnte".

Wir wanderten tagtäglich, viele Jahre lang zusammen, zeichnend und beobachtend in die Umgebungen Weimars; mitunter malten wir auch miteinander. Da er aber so unglaublich schnell mit seinen Studien fertig war, hatte dies etwas Bedrückendes für mich. Zudem war auch der Apparat viel umständlicher mitzunehmen als ein Skizzenbuch. Aus letzterem, sowie nach seinen Studien sind sehr viele seiner Bilder entstanden. Er hat aber auch eine ganze Anzahl davon direkt vor der Natur gemalt. Nicht leiden konnte er es, wenn jemand darüber feste Regeln aufstellen wollte, wie er überhaupt kein großer Freund vom „Kunstgegähre" war.

Was er da zu sagen hatte, faßte er in wenige Sätze zusammen: „Lassen Se doch nur de Leute reden, machen Se ruhig Ihre Sache! Sehn Se, was die Kollegen sind, die meisten haben doch mit ihrem eigenen Kram zu tun, und sind froh, wenn se den durchwürgen. Halten Se sich an die Natur und an die alten Meister, da haben Se, was Se brauchen, mehr kann Ihnen von der ganzen Gesellschaft doch keiner sagen.

„Das Streichen geht schon gut, aber hernachen 's Fertigmachen! Ja, wissen Se, die Tonmalerei, wovon se immer reden, das hört sich schön an. Aber da wo die aufhören, da geht's meiner Meinung nach erst recht los; wo die aufhören,

Digitized by Google

da fange i ch erst an, und ich glaube, ich hab' a u ch Ton in meinen Bildern, mehr vielleicht, als viele von denen, die da den Mund so furchtbar weit aufmachen! Aber da dermit erreichen se mehr, als unsereiner mit seiner stillen Arbeit. Mer wird eben einfach an die Wand gedrückt! Se sollen aber schon noch sehn, daß mer was macht und ‚schafft'!" Buchholz war der erste, der die charakteristischen Waldbilder aus dem „Webicht", einem Gehölz bei Weimar, mit gemischtem Laubbestand, malte. Seitdem hat dieser Wald ungezählten weimarischen Malern als Fundgrube für ihre Motive gedient. Aber noch viel früher, als irgend ein anderer Weimarer Künstler malte er schon die weiten Fernen und Felder, die er in seiner Heimat, hinter dem Ettersberge, fand, wo sie sich in unabsehbarer Weite bis zum Kyffhäuser und zur Hainleite erstrecken.

Nicht minder dienten ihm die thüringischen Dörfer als Motive — wohnte er doch selbst in dem der Residenz benachbarten kleinen Oberweimar, in einem bescheidenen Häuschen, wo er die Natur immer vor Augen hatte.

Reisen hat er nur wenige gemacht — über die Grenzen Deutschlands ist er gar nicht gekommen. Einmal ging er auf eine kurze Studienreise nach Oberbayern, die aber ganz unergiebig war. Den Kyffhäuser und die Wartburg hat er mehrfach aufgesucht und viel von dort gemalt.

Im übrigen war ihm Weimar mit seiner malerischen Umgegend, dem schönen Park und den Wäldern ringsum völlig genug. Die Ausstellungen in Berlin und München hat er je zweimal, das Dresdener Museum wohl ebensooft besucht. Begeistert kam er von diesen Ausflügen nicht immer zurück. Ich weiß, daß er einmal nach Berlin fuhr, schnell wiederkam und mir dann sagte: „Hören Se, da malen se auch nur mit Ölfarbe, es war da nur wenig, was zu Herzen ging un' mit 'n Herzen gemalt war!" „Erst bei den Alten im Museum, da — Donner, was sind das für Kerle gewesen!" In München sah er 1881 den ersten Franzosen, Daubigny, der ihm einen gewaltigen Eindruck machte. Den Brief, in dem er mir davon erzählte, besitze ich. Er ist mit einer ungeübten Hand in steilen, stakigen Buchstaben geschrieben und schließt: „Bin sehr hungrig geworden vom Schreiben, denn das Will gemacht sein. Gesegnete Mahlzeit Karl Buchholz."

Einen prächtigen, trockenen Humor besaß er, der nie verletzte. Niemals hörte ich von ihm ein rohes Wort. Sein gerades Wesen und seine Offenheit konnten aber nur wenige Kollegen vertragen. Wenn er sich z. B. geäußert hatte: „Zu dem geh' ich nicht, was ich da sehe, da dervon kann ich nichts lernen, und sagen kann er mir auch nichts" — oder er war widerstrebend in das Atelier eines Figurenmalers genötigt, und hatte, dazu gedrängt, schließlich seiner Meinung in der Gestalt Ausdruck gegeben: „Hören Se, die Töppe, ja, d i e können Se, aber die K ö p p e, wenn d i e ebenso wären! Aber die — ne, da liegt nichts drin!" das war Grund genug, daß er sich wütende Feinde machte.

So lebte er ziemlich isoliert auf dem schon erwähnten kleinen Besitz in einer versteckten Seitengasse des hochgelegenen Teils von Oberweimar mit seiner 80jährigen Mutter zusammen. Das Haus hielt er hermetisch verschlossen. Ein grauer, eigentlich weiß sein sollender Spitz bewachte es. Buchholz war sehr stolz auf ihn: „Der läßt keinen rein."

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit besuchte er einmal seine Verwandten „hinter'm Ettersberge". Dann war sein Atelier verschlossen, draußen lehnte ein Pappdeckel, auf dem mit Kohle stand: „Bin auf 2 Tage verreist, Ofen nicht anmachen, Fenster zulassen!"

Wenn nämlich die Luftscheibe im Atelier geöffnet war, so bedeutete das, ich sollte zu ihm kommen. Hing ich aber aus meinem Fenster eine Zeitung, so wußte er, daß er mich aufsuchen sollte.

Buchholz arbeitete mit staunenswerter Schnelligkeit. Ich habe es erlebt, daß er große Waldbilder in, sage und schreibe, drei Tagen vollendete! Und nie auf Kosten der Sache. Sie waren von einer wunderbaren Durchführung und weder manieriert noch flüchtig in der Behandlung.

Gutmütig verschenkte er von seinen Bildern, ob sie groß oder klein waren, in wahrhaft unglaublicher Weise. Daneben gab er aber auch, wahrscheinlich von der Not des Augenblicks gedrängt, oftmals große Bilder, an denen er lange gearbeitet hatte, für einen Spottpreis fort. Daß er Goldrahmen, Konzertbillette, Zigarren, sogar Stiefel, wie landesüblich, mit Werken seiner Hand honorierte, nahm niemand weiter wunder. So hatten, zumal die Zeiten schlecht und schlechter wurden, seine Bilder in Weimar nur geringen Marktpreis. Und es kam zuletzt soweit, daß er nicht für 50 Mark ein Bild verkaufen konnte!

Er wurde zweifelhaft an sich und seiner Kunst.

In seinen Briefen an mich kehrt jener Satz hinter fest abgegebenen Urteilen immer wieder: „Man kann ('s) nicht wissen —"

Zuletzt, öfters aus Zufall oder mit Absicht, schwer gekränkt, ohne Aussicht auf Erfolg irgendwelcher Art, muß wohl ganz plötzlich der furchtbare Entschluß in ihm gereift sein, freiwillig aus dem Leben zu scheiden.

Wenige Stunden vorher noch heiter erscheinend, hat er sich in seiner Wohnung die Pulsadern geöffnet und einen tödlichen Messerstich versetzt, dem er erlag, eben erst 40 Jahr alt geworden.

Sein jähes Ende rief allgemeine Teilnahme hervor. Das Weimarische Museum veranstaltete eine Gedächtnisausstellung. Über 100 Studien und fertige Bilder, eine Menge Zeichnungen, sowie einige Aquarelle waren dort zu sehen — und wurden im Laufe eines einzigen Tages verkauft! Der Erlös betrug noch nicht 1700 Mark!

Leider sind seine Werke in alle Welt zerstreut. Ein ziemlicher Teil blieb aber doch in Weimar. Das dortige Museum erwarb damals eine ganze Anzahl seiner prächtigen Zeichnungen und mehrere seiner ungemein seltenen Aquarelle. Ein Ölbild schenkte die greise Mutter des Künstlers dem Museum.

Ein Versuch, den Künstler in das Gedächtnis unserer schnellebigen Zeit zurückzurufen, wurde 1898 im Hause der Berliner Künstler ohne weiteren Erfolg unternommen.

Erst auf der Landschafterausstellung 1905, die von Professor Kallmorgen auf der Großen Berliner Kunstausstellung veranstaltet wurde, konnte ich mit Genugtuung feststellen, daß die von mir mit größter Schwierigkeit zusammengebrachten 15 Bilder Buchholz's einen durchschlagenden Erfolg hatten und eine

Digitized by Google

allgemeine Anerkennung fanden, wie sie für Berlin beispiellos war. Von diesem Tage an ward die Bedeutung des Meisters mehr und mehr gewürdigt. Die Jahrhundert-Ausstellung brachte neue Werke von ihm mit gleichem Erfolge. Die „Retrospektive“ reihte sich an, der Kunstsalon Rabl zeigte im Jahre darauf in mehr wie 100 Werken eine Übersicht über den Entwicklungsgang des Künstlers, der allgemein interessierte. Dresden, Frankfurt folgten mit guten Sonderausstellungen Buchholz'scher Werke. Mehrere Museen erstanden jetzt Bilder und Studien seiner Hand.

Die Nationalgalerie erwarb den einzig schönen „Frühling in Ehringsdorf“ und eine Harzlandschaft, beides Bilder aus seiner früheren Zeit. Das hier wiedergegebene „Verschneite Dorf“ (Ehringsdorf), das im Privatbesitz in Weimar ist, schlug der Direktor der Nationalgalerie, Herr von Tschudi, im vorigen Jahre noch zum Ankauf vor, drang jedoch damit leider nicht durch.

Buchholz ist ein zu später Nachruhm zuteil geworden. Seine Kunst aber, die den Zauber und die Poesie unserer deutschen Landschaft in solch wunderbarer Weise zum Ausdruck brachte, beruht auf dem ehrlichsten und gewissenhaftesten Naturstudium, und darum wird sie nie dem Wechsel der Mode und des Geschmacks unterworfen sein und sicher immer mehr gewürdigt werden.

Unsere kunstgeschichtlichen Handbücher

Eine Flut kunstgeschichtlicher Werke wälzt sich alljährlich über den deutschen Büchermarkt. Wo früher die peinliche Verlegenheit der Armut vorhanden war, erleiden wir jetzt die Qual des Zuviel. Des Zuviel in mehrfacher Hinsicht. Beredte Zeugen dessen sind vor allem unsere sogenannten kunstgeschichtlichen Handbücher. Diese Kunstgeschichten wenden sich ausgesprochenermaßen an die breiteren Schichten der Kunstliebhaber. Sie haben also vor allen Dingen die Aufgabe, dieses Liebhaben der Kunst bei dem einzelnen zu begründen und zu festigen. Denn nur jene Beschäftigung mit Kunstgeschichte führt wirklich zur Kunstbildung, die aus Liebe zur Kunst aufgenommen wird. Dann freilich wird die Beschäftigung mit Kunstgeschichte diese Liebe außerordentlich steigern, einmal indem sich die ungeheure Masse der vorhandenen Schätze dem staunenden Auge auftut, dann vor allem, weil dadurch, daß wir Künstler und Kunstwerke im Rahmen ihrer Zeit in den großen Zusammenhängen mit der Gesamtkultur sehen lernen, unsere Anteilnahme tieferen Grund erhält, menschlich reicher wird. Des weiteren schärft diese Beschäftigung mit Kunstgeschichte unser Empfinden für technische und Stilwerte; auch das erhöht den Genuß an Kunstwerken.

Erfüllen unsere landläufigen Kunstgeschichten diese Aufgabe? frägt ein Aufsatz im „Christl. Kunstblatt“. Und die Frage wird zu Recht nicht bejaht. Eine Unzahl geringwertiger Namen von kleinen Talenten, von wenig bedeutenden Werken tritt uns entgegen. Kaum reicht die Geduld zu, einen der Gipfel zu ersteigen, wo wir dann kaum mehr zum Überblick fähig sind. Doch das ist noch nicht das Schlimmste. „Aber ein anderer Mißstand erwächst aus der dargebotenen Stoffmenge, die in keine inneren Beziehungen zu unsren sonstigen künstlerischen Interessen tritt. Man verliert allmählich den Maßstab für die Beurteilung des Gewaltigen und Einzigartigen. Echte Kunst ist Kunst des Genies, sagt Kant. Wenn aber der Kunsthistoriker, hypnotisiert von dem Dogma, daß alle ästhetischen Erscheinungen zeitgeschichtlich bedingt sind,

Digitized by Google

uns vorrechnet, wieviel Vorläufer ein Rembrandt hatte, wenn er uns auf dem Wege zum Heiligtum Raffaelscher Kunst in einer Reihe von sehr beachtenswerten Vorzimmern aufhält oder wenn er uns zu verstehen gibt, daß Tizian und Velasquez nimmermehr so einsam auf ihren Höhen stehen, sondern die Entwicklung zu ihnen hintrieb, dann überkommt den Leser das matte Gefühl: Wie relativ ist alles doch auch auf dem Gebiete der Kunst! Die Begeisterung wird gedämpft und an Stelle der rückhaltlosen Bewunderung tritt die historische Kritik und in ihrem Gefolge kommt leider nur zu oft die nörgelnde Krittelei! Statt daß die Geschichte eine ästhetische Erzieherin geworden ist, hat sie nur die unselige, mit so viel Einbildung durchtränkte Konversationslexikonbildung gemehrt."

In Wirklichkeit wird man durch alle diese Vorläufergeschichten dem Verständnis der Großen nicht um einen Schritt näher gebracht. „Jedes Ereignis ist einzig in seiner Art, jede Erscheinung ein unwiederholbares, in sich geschlossenes Ganzes, das nicht aufzulösen ist wie ein Rechenexempel. Wie muß erst jede Persönlichkeit in ihrem Sein und Werden ein undurchdringliches Geheimnis bilden, das jeder rationalistischen Erklärung und überklugen Auseinanderfaltung Trotz bietet! Auf dem Gebiet der Kunstgeschichte müßte von dieser Erkenntnis der vornehmste Gebrauch gemacht werden; denn sie hat es mehr denn andere mit Individualitäten zu tun."

Aber gerade unsere für die breite Masse der Gebildeten bestimmten Kunstgeschichten wachsen sich immer mehr zu dickleibigen Kompendien aus. Die zahlreichen Spezialstudien der letzten Jahrzehnte liefern ein kaum unterzubringendes Material. Jede folgende Auflage wird dicker und unübersichtlicher.

Demgegenüber ergibt sich die Forderung nach Büchern, die den Nachdruck auf den großen Gang der Entwicklung und auf die eingehende Darstellung der wichtigsten Persönlichkeiten legen. Von diesen Großmeistern aus findet sich leicht ein Weg zu den kleinen, niemals aber umgekehrt. Das Bekanntmachen mit den kleineren Meistern aber überweise man volkstümlichen „Museumsführern". Erstens erhält dadurch der Kunstfreund eine wirklich gute Führung durch die Museen; zweitens bleiben dann die Namen nicht Schall und Rauch, weil wir sie in dem Augenblick vernehmen, in dem wir dem lebendigen Werke gegenübertreten. Sagt uns dieses etwas, so bleibt auch das kunstgeschichtliche Verhältnis im Geiste haften.

In einem ist ja durchweg ein großer Fortschritt festzustellen: im Bildschmuck. Die hohe Vollendung, die die mechanischen Wiedergabeverfahren erhalten haben, gewährt eine von persönlicher Willkür freie Wiedergabe der Kunstwerke. Auch der Vierfarbendruck ist so weit, daß er wenigstens eine brauchbare Vorstellung vom Original vermitteln kann. Erst so kann überhaupt der Farbensinn in weiteren Kreisen geweckt werden. Was half es, wenn die Kunstgeschichten immer von den malerischen Werten der Bilder sprachen, wo doch die einfarbige Wiedergabe nur Linie, Komposition und allenfalls Lichtbehandlung veranschaulicht? Freilich liegt nun gerade hier wieder die Gefahr, daß man zu billig arbeitet. Das verträgt die farbige Wiedergabe noch weniger als die einfarbige. Und so meine ich überhaupt, unsere kunstgeschichtlichen Handbücher sollten im allgemeinen lieber ein *Weniger an Bildern* geben und diese *in besseren Verfahren* herstellen. Es wird heute auf allen möglichen Wegen dem Publikum an Bildern so viel geboten, daß das kunstgeschichtliche Handbuch längst nicht mehr die einzige, ja kaum die Hauptquelle für die Kenntnis von Bildern darstellt.

Ich glaube freilich, daß man mit diesen Ratschlägen tauben Ohren predigt, denn sie widerstreben der Systematik, und diese genießt nun einmal in unserem wissenschaftlichen Betriebe das höchste Ansehen. Daß man auch bei solchen kunstgeschichtlichen Handbüchern sich den Leser gewissermaßen als Hörer vergegenwärtigen sollte und sich nun in eine Unterhaltung mit ihm einließe, das fällt den hochgelahrten Verfassern dieser Bücher nie ein. Und doch könnte man bei diesem Verhältnis gewissermaßen einen Vertrag mit dem Publikum eingehen. Man könnte diesem darlegen, daß bei den verschiedenen Abschnitten des Buches verschiedenes in den

Digitized by Google

Vordergrund treten soll; daß man etwa bei den alten Deutschen die Zeichnung, bei den Italienern die Komposition, bei einem Rembrandt das Lichtproblem, bei neueren Franzosen das Gestalten in und durch Farbe zum Kern der Betrachtung mache usw. Man könnte an einer Stelle zeigen, wie langsam durch die Arbeit Hunderter an einem künstlerischen Problem der eine vorbereitet wird, der es dann in abschließender Lösung gestaltete. Dafür eignet sich ein Mann wie Raffael, während umgekehrt bei einem Michelangelo darzustellen wäre, wie selbst dort, wo die Überlieferung scheinbar unverrückliche Gesetze geschaffen hatte, die persönliche Selbstherrlichkeit triumphierte.

Gewiß, man würde auf diese Weise sehr subjektive Bücher erhalten; und heute hat das kunstgeschichtliche Handbuch einen sehr objektiven Dienst zu leisten. Denn wir dürfen die Augen vor der Tatsache nicht verschließen, daß außer Studierenden und berufsmäßig mit Kunst sich Beschäftigenden es nur ganz wenig Menschen gibt, die eine unserer großen Kunstgeschichten tatsächlich von Anfang bis zu Ende durchgearbeitet haben. Fast überall dienen diese Werke lediglich als Nachschlagebücher. Sie erfüllen im Grunde keine andere Aufgabe als die Konversationslexika. Der Fall ist selten, daß der Verfasser so persönlich dem Leser entgegentritt, ihn sofort in ein Gespräch verwickelt, so daß er nun nicht so rasch wegkommt und infolge der weit umspannenden und sofort große Beziehungen herstellenden Darstellung ins zusammenhängende Lesen gerät.

Mit diesen Ausführungen sollte natürlich die Tüchtigkeit, ja Trefflichkeit einer ganzen Reihe unserer kunstgeschichtlichen Handbücher nicht angegriffen werden. Ich wollte nur auf eine Lücke hinweisen, die jeder empfindet, wenn er gerade Kunstliebhabern zu raten hat, für die der fruchtbarste Standpunkt doch immer der ästhetisch-psychologische bleibt. Gerade dieser ist aber außerordentlich schwer zu gewinnen, wenn eine solche unübersehbare Fülle geschichtlichen und stofflichen Materials auf einen einstürmt.

Wir brauchen neben diesen Materialkompendien Bücher, die mehr die inneren und äußeren Lebensbedingungen des künstlerischen Schaffens zu den verschiedenen Zeiten darlegen und so auch das Vergangene mehr ins Bewußtsein des heutigen Lebens hereinholen. Gerade die bildende Kunst hat ja so viel dauernde Lebenskraft, da ihr stoffliches und gegenständliches Material zu allen Zeiten ziemlich dasselbe ist. St.

Digitized by Google

Stoff und Musikdrama

Zur Aufführung von Debussys „Pelleas und Melisande"

Von

Dr. Karl Storck

Auch im Leben der Künste beobachten wir den Kreislauf der Dinge. Man möchte sagen, die Entwicklung vollziehe sich in der Form einer Spirale, so daß auch bei höherem Gesamtstande die Schnittpunkte der Querlinie ganz dicht beieinander liegen. Die Geschichte der Oper bietet für diese Erscheinung mannigfache Belege.

Man hat wiederholt die theoretischen Bekenntnisse der alten Florentiner, die um 1600 die Gattung der Oper ins Leben riefen, die anderthalb Jahrhunderte später liegenden Grundsätze Glucks und die wieder ein Jahrhundert späteren Forderungen Richard Wagners nebeneinandergestellt und dabei eine überraschende Übereinstimmung im Gesamtgedankengang, oft sogar in den Worten nachweisen können. Dennoch ist das „Dramma per musica" der alten Florentiner etwas ganz anderes als die Oper Glucks, und beide stehen im Wesen gleich weit ab vom Musikdrama Richard Wagners. Kann sich der Unterschied der Zeiten und die unwiderstehliche Gewalt der allgemeinen Entwicklung schärfer offenbaren, als wenn bei gleichem Wollen ein ganz Verschiedenes entsteht?

Umgekehrt kann nun auch der Fall eintreten, daß bei ganz verschiedenen Kunstabsichten einander verwandte Kunstwerke entstehen. Was von vielen Leuten als das „musikdramatische Kunstwerk der Zukunft" gepriesen wird, nämlich das von Claude Debussy in „Pelleas und Melisande" Geschaffene, kann ebenso leicht zu einer dem alten Melodrama ganz wesensverwandten Kunstgattung werden. Beide verdanken ja auch ihr Dasein dem Gefühl, daß schier in jeder Dichtung auch etwas Musikalisches eingeschlossen ist: Kräfte des Gefühls- und Seelenlebens, die durch das bloße Wort nicht ausreichend stark ausgedrückt werden können. In der älteren tatkräftigeren Zeit, in der die Sprache nach Deut-

Digitized by Google

lichkeit und Sachlichkeit strebte, verzichtete sie aus der Überzeugung heraus, daß mit dem Worte ein Begriffliches verbunden sein müsse, auf die Darstellung jener seelischen Empfindungen, denen eben dieses Klare, dieses in Begriffe zu Fassende abgeht. Hier setzte im Melodrama die Musik ein. Die neuere Dichtung hat in steigendem Maße sich bemüht, das Instrument der Sprache so modulationsfähig zu machen, daß auch die geheimsten Regungen der Seele auf ihm sich ausklingen können. Erst hat die Lyrik, danach auch das Drama sehr oft auf Bestimmtheit und Klarheit des Wortes verzichtet und dafür nach Wort- und Klangverbindungen gesucht, die mit ihren Schallwellen an die Nervenperipherien rühren und sie zu einem mehr gefühlsmäßigen Schwingen bringen sollten.

Die Sprache ist damit in den Wirkungsbereich der Musik eingebrochen, und wenn nun die Musik solcher Dichtung sich verbindet, so stehen nur zwei Wege offen: entweder muß sie sich ganz mit der dienenden Rolle begnügen, nur verstärken und vermehren, was die Dichtung bereits vollbringt; oder aber sie muß sich einer Aufgabe zuwenden, die uns zunächst nicht als eigentlich musikalisch anmuten will: sie muß für ein von der Dichtung gegebenes Geistiges und Seelisches die Umwelt schildern, damit der Hörer und Schauer eingestimmt und damit empfangsfähig werde für die Dichtung.

Diese Schilderungsfähigkeit der Musik ist, obwohl man in ihr im Verhältnis zum reinen „Spiel tönend bewegter Form" oder dem Ausdruck seelischen Lebens immer das Untergeordnete sah, von jeher ausgenutzt worden. Die Programmmusik ist so alt wie die Musik selbst und die Stimmungsmache ist nur ein Ableger der Programmusik, wenn auch viel feiner als etwa die bloße stilisierte Nachahmung von Geräuschen. Gerade bei der Verbindung der Musik mit der Dichtung, zumal wenn es sich um etwas Dramatisches handelte, ist die Musik immer nach dieser Seite stark benutzt worden. Die Charakterisierungsfähigkeit der Instrumente wurde aus dem Bestreben, mit ihrer Hilfe zu verdeutlichen oder zu verschärfen, entdeckt und entwickelt. Gröber, als das Musikdrama, hat das Melodrama diese Schilderungsfähigkeit der Musik nutzbar gemacht; äußerlich zeigt sich das darin, daß fast alle älteren Melodramen Gewitter- und Sturmschilderungen bringen. Da die Musik für ihre Wirkung stärker als irgend eine andere Kunst auf den Gehörsinn angewiesen ist, darum naturgemäß auch eine ganz andere Macht über diesen Sinn besitzt als irgend eine andere Kunst, so wäre es auch verwunderlich, wenn ihr nicht die Fähigkeit innewohnte, die sinnliche Umwelt des Menschen, soweit sie auf das Gehör einwirkt, einzufangen und künstlerisch zu gestalten. Das ist die einfache Parallele zu der Betätigungsweise aller anderen Künste. Nur daß, was Millionen als das Wesentliche der bildenden Künste erscheint — nämlich daß diese nichts anderes zu tun hätten, als die Sinnenwelt für die Kunst einzufangen —, in der Musik nur eine untergeordnete Rolle spielt. Aber vorhanden ist auch bei ihr diese Fähigkeit und mit ihr das Bestreben nach dieser Tätigkeit, sowie die Berechtigung derselben.

Daß die Musik der Dichtung, mit der sie sich verbindet, dienen solle, ist in der Theorie von allen jenen Musikdramatikern ausgesprochen worden, die wir als eigentliche Dramatiker empfinden, ausgenommen von Mozart, der

Digitized by Google

ebenso scharf das Gegenteil behauptete. Ich sage in der Theorie! Denn bei näherem Zusehen erkennen wir, daß, was Gluck und Wagner unter „Dichtung" verstanden, nicht das ist, was wir gewöhnlich unter diesem Worte begreifen. Dieses „Dichten" liegt vor der Formgebung und bedeutet das innere Gestalten eines Stoffes. Bei Gluck, der nicht Dichtermusiker war, sondern ausgesprochener Opernkomponist, offenbart sich das darin, daß er in längst vertrauten dramatischen Stoffen ein bis dahin vernachlässigtes Dichterisches suchte und in der breiten Entwicklung von Seelenzuständen fand. Der Dichterkomponist Richard Wagner ergriff vermöge seiner eigentümlichen Anlage Stoffe, deren Ausdruck überhaupt nur durch dieses organische Zusammenwirken von Musik und Dichtung möglich war. Es ist unschwer nachzuweisen, daß die Form des Musikdramas nur unter diesen Umständen einmal naturnotwendig entstehen mußte, daß darum auch erst mit Richard Wagner ein wirkliches Musikdrama entstanden ist.

Es ist begreiflich, daß unter dieser überwältigenden Erscheinung das Gefühl sich verbreiten mußte, daß nun endlich die Lösung gefunden sei.

Wer dagegen ruhig die Gesamtentwicklung der Verbindung von Drama und Musik ansieht, wer das Gesamtbild des unter diesen Begriff eingestellten Opernschaffens seit Richard Wagner betrachtet, muß zur Einsicht kommen, daß das Kunstwerk Richard Wagners mehr als irgend ein anderes Kunstwerk der Welt nur sein, nur das Kunstwerk des einen Künstlers war; daß es überhaupt nur unter diesen in der Geschichte der Kunst vorher nicht dagewesenen Ausnahmebedingungen einer ganz merkwürdigen Anlage entstehen konnte; daß es darum auch nicht in dem erhofften Sinne vorbildlich wirken konnte. Das Wesen des Wagnerschen Musikdramas ist nicht nachzuahmen, es kann in dieser Form nur dem Dichtermusiker gelingen. So stehen wir vor der im ersten Augenblick niederschmetternden Tatsache, daß trotz Richard Wagner das Opernschaffen im allgemeinen genau dasselbe Problem geblieben ist wie zuvor. Wir haben außer von Richard Wagner von keinem ein Musikdrama erhalten, wenigstens nicht das, was Wagner darunter verstand, sondern wir erhielten in Musik gesetzte Dramen. Und so stehen wir vor dem alten Streit zwischen Dichtung und Musik. Für die Praxis drückt sich die Lage genau wie früher aus in dem einen Wort: Textbuch!

Freilich, daß alle Erfahrungen aus der Geschichte der Oper, daß auch die fürs Kunsttheoretische ungeheuren Lebenswerke Richard Wagners für unser neueres Opernschaffen so unfruchtbar bleiben würden, wie es nun in der Tat der Fall ist, das hätte man doch für unmöglich gehalten. Man könnte die Ursache dieser Erscheinung darin sehen, daß seither der Schwerpunkt des Opernschaffens unverkennbar aus Deutschland weggerückt ist. Ein Blick in unseren Spielplan beweist, daß französische und italienische Werke in den letzten Jahren in steigendem Maße wieder auf unseren Bühnen heimisch geworden sind. Allgemein ist die Klage über diese Fremdländerei auf unseren Opernbühnen. Es erhebt sich aber doch die Frage, ob diese Fremdländerei nicht bereits eine Folgeerscheinung ist, die darin ihre Ursache hat, daß unsere Bühnenpraktiker, die Theaterdirektoren, von diesen Ausländern eher bühnenwirksame Werke erwarten als von den Deutschen.

Digitized by Google

Da liegt der Schluß nicht fern, daß unsere deutschen Komponisten, gerade weil sie viel stärker von Wagner beeinflußt sind, weil sie mit viel heißerem Bemühen nach dem Musikdrama streben als jene Fremden, viel schwerer zu brauchbaren Opern gelangen als diese. Das Musikdrama vermögen sie nicht zu erreichen. Aber unter dem ungeheuren Druck des Beispiels von Richard Wagner können sie auch nicht mehr auf dem reinen Musikerstandpunkt beharren, den die frühere Zeit als selbstverständlich annahm. Das hat uns die merkwürdigen Verhältnisse gebracht, unter denen unser Opernspielplan leidet.

Die seltsamste aller Erscheinungen liegt aber zweifellos darin, wenn Musiker dadurch ein Musikdrama schaffen zu können glauben, daß sie einfach ein als Wortdichtung geschaffenes Drama in Musik setzen oder, wie man wohl treffender sagen würde, wenn sie zu diesem Drama, um es herum, eine Musik schreiben.

Es läßt sich natürlich alles vertonen, es läßt sich sogar alles charakteristisch vertonen. Das ist dann eine *Musik des Äußeren*. Da die Sprache artikuliert und mit demselben Klangmaterial arbeitet, dessen höchste Form der musikalische Ton ist, kann aus jeder Wortverbindung eine musikalische Melodielinie entwickelt werden, die rein sinnlich genommen als Steigerung des Sprachlichen immer ihre Daseinsberechtigung hat. Der erregte Mensch spricht in viel weiteren Tonabständen als der ruhige. Halten wir die Tonhöhen seiner Sprechweise genau fest, so ergibt auch das eine Melodielinie, erst recht, wenn wir die geringeren Tonabstände bis zu Vierteltönen in Betracht ziehen.

Aber noch viel weiter als diese aus dem erregten Sprechen sich ergebende Aneinanderreihung der Töne von der aus musikalischen Elementen gebauten Melodie, ist dieses ganze Tongeräusch von Musik entfernt. Wie alle Kunst Ausdruck ist einer besonderen Lebensbetätigung und nur überzeugend wirken kann, wenn sie als solche vor uns tritt, so hat auch die Musik *Vorbedingungen ihres Daseins*. Sie stellt sich nur unter gewissen Umständen natürlich und damit notwendig ein. Infolgedessen wird auch der Widerspruch, der in der Vertonung einer nach Musik nicht verlangenden, einer eben innerlich unmusikalischen Wortreihe liegt, zu *komischen* Zwecken ausgenutzt. Die Komik von komponierten Speisekarten oder Steuerzetteln liegt zunächst in der Unsinnigkeit dieser ganzen Kunsttätigkeit, im steten Widerspruch der gefühlvollen Form mit dem nüchternen Inhalt; allerdings aber auch in der positiven Eigenschaft, daß jedes einzelne Wort dieser unmusikalischen Sätze in seinem Lautgehalt wie auch nach Stimmungswerten in der Musik viel charakteristischer ausgedrückt werden kann, als in der bloßen Rede.

Ich mußte diesen in den Bereich der *Karikatur* gehörigen Fall behandeln, weil er notwendigerweise für einzelne Abschnitte immer eintreten muß, wenn ein *ganzes Wortdrama*, das als solches gedacht ist, in Musik gesetzt wird. Wir sind für diese Tatsache durch die Opernentwicklung der letzten zwanzig Jahre reichlich abgestumpft worden. Wir sehen schon nichts mehr darin, wenn die gewöhnlichsten Phrasen des Alltags vertont werden; empfinden kaum mehr den Widerspruch, wenn politische Angelegenheiten, Geldgeschäfte, die nüchternsten Beratungen, bei denen auch nicht die Spur innerer Erregtheit vorhanden zu sein braucht, uns vorgesungen werden. So ungeheuer ist die Macht des „Stils", denn

Digitized by Google

alles das ist nur die Folge des Durchkomponierten in der Oper. Es gibt Leute, — auch viele berufsmäßige Kritiker gehören dazu —, die Zeter und Mordio schreien über die „Stillosigkeit", wenn heute ein Komponist in einem Musikdrama eine Sprechrolle verwertet; die gar eine ganze gesprochene Szene als schlimmsten Rückfall in den alten Opernschlendrian bezeichnen würden. Dieselben Leute vertragen es aber in aller Ruhe, daß die elendeste Prosa des nüchternsten Lebens im gesteigerten Tonausdruck vor uns hintritt. Diesem Fall gegenüber bedeutete es dann natürlich einen viel höheren künstlerischen Standpunkt, wenn ein Künstler den in diesem Verhältnisse liegenden Widerspruch zu *ironischen* Wirkungen ausnutzt, wie es *Richard Strauß* in der „Feuersnot" getan hat. Ein musikalisches Karikaturbild hat er dann im Quintett der zankenden Juden in der „Salome" geschaffen. Immerhin wird man nicht leugnen können, daß das im besten Fall eine *verkappte Form* der *Nummernoper* ist; denn von einer *inneren* Notwendigkeit dieser musikalischen Entwicklung im ganzen wie im einzelnen kann natürlich nicht die Rede sein. Noch viel weniger von einem Musikdrama in dem hohen Sinne, den Richard Wagner verwirklicht hat.

Das bereits zum Wortgedicht gestaltete Drama ist, seitdem es eine Oper gibt, eine ausgiebig benutzte Quelle für Textbücher gewesen. Wenn man die kaum übersehbaren Listen der italienischen Opern durchgeht, wird man kaum ein wichtigeres Drama der Weltliteratur nicht zur Oper verarbeitet finden. Freilich wird man im allgemeinen die Beobachtung machen können, daß bei jedem Volke mit Vorliebe die fremdländischen Dramen für diesen Zweck verarbeitet wurden. So haben z. B. die Franzosen eine große Zahl wirksamer Opernstoffe aus germanischen Sprachen gewonnen, was bei deutschen Komponisten nicht der Fall ist. Diese Tatsache ist lehrreich. Sie hat ihren natürlichen Grund darin, daß die Schöpfer der Opern nicht in Wettbewerb mit vorhandenen Gefühlswerten treten mögen. Sie wollen nicht die Gefahr laufen, daß man ihnen alles aufzählt, was ihrer Oper im Vergleich zum Drama *fehlt*. Denn alle Komponisten bis zu Richard Strauß haben immer nur einen *Auszug* aus jenen Dramen gebracht, ein neugeschaffenes Poem, das nur jene Elemente der dramatischen Dichtung verwertete, die dem Textdichter und Komponisten als „musikalisch" erschienen. Das war natürlich in der Regel die Liebeshandlung, die ja schließlich in jedem Drama vorkommt. Aller Liebesausdruck ist musikalisch. Es hat aber schon früher einzelne Komponisten gegeben, denen das Unkünstlerische dieser Verarbeitung von Dramen so stark zum Bewußtsein kam, daß sie nach einem Ausweg suchten. Der schien sich zeitweilig darin zu zeigen, daß man eine *Charakterfigur* in den Mittelpunkt stellte. Auf diese Weise konnte *Boito* in seinem „Mephistofele" lange Reihen Goethescher Verse unverletzt hinübernehmen, konnte derselbe Italiener als Textdichter für Verdis „Falstaff" aus den verschiedenen Shakespeareschen Dramen alles episodische Auftreten Falstaffs so zusammentragen, daß in der Oper die Gestalt des dicken Ritters voller, lebendiger und allseitiger erscheint, als in einem der Dramen Shakespeares. Berlioz hat in „Fausts Verdammung" einfach einige geschlossene Szenen aus Goethe herübergenommen. Daß er sich so schwer gegen den Grundgedanken Goethes verging, spielt hier keine Rolle.

Digitized by Google

Wenn nun ein Künstler von dem musikalischen Vermögen eines Richard Strauß hingeht und unbeirrt durch noch so viele widerstrebende Einzelstellen ein ganzes Drama in Musik setzt; wenn er bald darauf ein zweites Mal den gleichen Versuch unternimmt (mit der bevorstehenden „Elektra"); wenn schier gleichzeitig damit in Frankreich Claude Debussy Maeterlincks „Pelleas und Melisande" als Ganzes in Musik setzt, so darf man sich darüber nicht in der bequemen Weise hinwegsetzen, daß man diese beiden an hervorragender Stelle stehenden Künstler einfach als Sensationsmacher abtut. Die Sensation läßt sich bequemer erreichen. Es wäre z. B. keine geringere Sensation gewesen, wenn Richard Strauß, der Schöpfer des „Guntram", der Hauptvertreter der sinfonischen Dichtung, eine rechte Nummernoper alten Stils mit dazwischen gesetztem Dialog geschaffen hätte.

Ich habe an dieser Stelle früher ausführlich auseinandergesetzt, was nach meiner Ansicht Richard Strauß fehlt. Ich halte ihn, um das noch einmal zu wiederholen, bei aller Bewunderung seines fabelhaften Könnens, seines hinreißenden Temperaments, seines nach etlichen Richtungen hin glutvollen Empfindens, nicht für einen Starken, nicht für einen Treibenden, sondern für einen Getriebenen; nicht für einen Führer seiner Zeit, sondern für einen von dieser Zeit Getragenen. Also auch nicht für einen machtvollen *Gestalter* des Lebens, sondern für eine *Gestaltung* desselben. Einen Journalisten habe ich ihn genannt: er wird von den Erscheinungen des Tages ungeheuer gepackt und fühlt sich gedrängt, in diesem Tag und für diesen Tag mitzusprechen, mitzuschaffen. Das hat notwendigerweise äußerlich immer etwas Sensationelles an sich. Aber von da bis zur bewußten Sensationsmache ist ein riesiger Abstand. Jene journalistische Natur kann eben Natur sein und damit persönlich wahrhaftig; die bewußte Sensationsmache aber wäre Lüge. Ich halte Strauß — das möchte ich immer wieder betonen — für einen durch und durch ehrlichen Künstler. Überhaupt wenn ich Werken gegenüberstehe, die von einer so ungeheuren Arbeitsleistung zeugen, wie die „Salome" oder Debussys „Pelleas und Melisande", die an sich beide durchaus nicht Publikumswerke sind, jedenfalls dem seichten Verlangen des Publikums nirgendwo entgegenkommen, so sage ich mir, daß ein derartiges Werk, mag noch so viel einzelnes dagegen zu sprechen scheinen, *für den betreffenden Künstler eine notwendige Tat* war.

Ich kann diese Werke trotzdem ablehnen; ich tue es in beiden Fällen als *Kunstpolitiker* und mit gewissen Einschränkungen auch als *Kunstgenießer*. Aber eine derartig einfach ablehnende Kritik ist recht unfruchtbar, wenn wir uns nicht gleichzeitig über die Frage klar werden: *Wie* kam es, daß dieser hochbegabte *Künstler* sich *diese Aufgabe* überhaupt *gestellt* hat?

Richard Wagner hat sein Musikdrama als die logische Fortsetzung der Beethovenschen Sinfonie bezeichnet. In der Tat ist dieses Musikdrama nur möglich geworden durch Beethovens „Dichten in Tönen", sagen wir schärfer: „Dichten durch Töne", oder: „Vermittlung einer Dichtung an die Außenwelt durch Töne". Denn hier ergibt sich uns die Bedeutung des Begriffes „Dichtung" als ein vor der Formgebung, vor der Mitteilung liegendes Gestalten eines Erlebens. Richard Wagners Drama ist im Gegensatz zum *lyrischen* Dichten *Beethovens*

Digitized by Google

ein dramatisches, also Abspiegelung des Weltgeschehens. Aber er dichtete — immer in diesem Sinne vom Gestalten, nicht vom Formgeben — solche Stoffe, die nur durch das Ineinander von Wort und Ton zu vollkommenem Ausdruck gelangen konnten.

So wie Richard Wagners Musikdrama aus der Beethovenschen Sinfonie geboren wurde, so sind die Musikdramen eines Richard Strauß und Debussy geboren aus der sinfonischen Dichtung. Gewöhnlich wird diese sinfonische Dichtung, wie sie von Liszt begründet und von Richard Strauß aufs stärkste ausgebildet wurde, auch als natürliche Weiterentwicklung der Beethovenschen Sinfonie betrachtet. Das stimmt für einige Werke von Liszt und Richard Strauß. In anderen Werken, die schärfer unter den Begriff der Programmusik fallen, vor allen Dingen aber in den späteren Tonschöpfungen von Richard Strauß, ist das zugrunde liegende Verhältnis von Dichtung und Musik ein anderes. Wie beim Musikdrama Richard Wagners der springende Punkt darin liegt, daß Weltbilder gestaltet wurden, die nur mit Hilfe der Musik ihren vollen Ausdruck finden konnten, die darum auch von vornherein mit der Formgebung in Musik rechnen, so ist das auch beim „Dichten" der Beethovenschen Sinfonie der Fall. Die sinfonische Dichtung der zuletzt erwähnten Art dagegen gibt die musikalische Aussprache eines bereits anderswie Gedichteten und Ausgesprochenen. Ob das dann eine Wortdichtung ist, wie in zahllosen Fällen, ob ein Gemälde, eine Sage, eine Charaktergestalt, ein Vorgang aus Geschichte und Leben, bleibt sich gleichgültig. In allen Fällen ist die Musik nicht mitgestaltende Urkraft. Der musikalische Wert dieser sinfonischen Dichtung, wir können's noch schärfer sagen: die Lebenskraft des betreffenden dichterischen Gehalts in der musikalischen Mitteilungsform, hängt von dem Grade ab, in dem es gelungen ist, der Musik ihr und nur ihr eigene Ausdrucksmöglichkeiten in dem betreffenden Stoffe zu schaffen. Richard Strauß ist das z. B. in „Till Eulenspiegel" in höchstem Maße gelungen, indem er die Neckseite der menschlichen Natur, das durch List siegreiche Spiel eines einzelnen gegenüber den Einrichtungen der Welt, auf die typische Grundform zurückführte, so daß der einzelne Eulenspiegelstreich vollkommen gleichgültig ist, und lediglich der seelische und geistige Untergrund der gesamten Welt, in der diese Streiche möglich sind, zum Ausdruck gelangt. So ergaben sich hier die Grundlagen zu einer echt musikalischen Nachdichtung.

Freilich ist ein derartiges Verhältnis bei der sinfonischen Dichtung eher möglich als für ein Musikdrama, weil dort das Wort und das sichtbare Geschehen fehlen und nicht ihre, unter Umständen musikfeindlichen Kräfte gegen die Vertonung geltend machen. Aber trotzdem muß es auch bei manchen Dramen gelingen, zu einem Punkte vorzudringen, von dem aus die Einkleidung des Ganzen in Musik begreiflich wird. Jedenfalls ist das in Richard Strauß' „Salome" der Fall. Im Vertrauen auf die sinnlichen Kräfte der Musik, ihre unvergleichliche Fähigkeit der Nervenerregung, ihre berauschende Farbigkeit, ihre sinnliche Glut, unternahm es Richard Strauß als Musiker, das Milieu zu geben, in dem die vom Drama geschilderten Menschen und Geschehnisse möglich sind. So gewiß in der Vertonung zahlreiche Wertkräfte der Dichtung verloren gehen, so wider-

Digitized by Google

sinnig für eine scharf zugreifende Analyse die musikalische Gestaltung mancher Abschnitte ist, — das eine ist nicht zu leugnen, daß wir von Anfang bis zu Ende in so unwiderstehlicher Weise in dieser betäubenden Atmosphäre einer nervenzerfressenden Sinnlichkeit festgehalten werden, wie es dem gesprochenen Schauspiel unmöglich ist. Ob man in dieser Eigenschaft ein Gutes oder Schlechtes sehen will, ist völlig gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß der Musiker hier eine in dieser Art nur durch ihn zu lösende Aufgabe gefunden hat, daß gerade vom Standpunkte des Orchestermalers aus das Ergreifen dieser Aufgabe künstlerisch begreiflich wird. Und Tatsache ist auch, daß, trotzdem das ganze Tonbild aus tausend einzelnen Pünktchen zusammengesetzt zu sein scheint, trotzdem der Komponist in den Gesangstimmen Wort für Wort charakterisierend wiederzugeben bestrebt ist, aus diesem musikalischen Pointillismus doch eine große einheitlich wirkende Farbensinfonie entsteht, weil eben das Ganze aus diesem Untergrunde raffiniertester exotischer Sinnlichkeit herauswächst. So ergibt sich dann rein musikalisch genommen eine ungemein verästelte, aber doch innerlich logische Polyphonie und damit ein musikalisch in sich geschlossenes folgerichtiges Gebilde.

Viel schwieriger liegt der Fall bei des Franzosen Claude Debussy „Pelleas und Melisande". Vielleicht auch einfacher, indem wir dieses Werk ruhig ablehnen können. Maeterlincks Märchendrama, das hier Wort für Wort in Musik gesetzt ist, ist der Urtypus jener Dramen, die ohne Zuhilfenahme der Musik Wirkungen auslösen möchten, die im Grunde musikalisch sind. Eine möglichst wenig individualisierte Handlung wird von Personen vollbracht, die in sich Typen sind. Der Dichter schaltet das verstandesmäßige Ergrübeln, die psychologische Zerfaserung der Charaktere und Handlungen aus. Sie sind da und werden darum widerspruchslos hingenommen. All dieses sichtbare Geschehen ist dem Dichter eigentlich nur Gelegenheit, um dabei jene nicht in Begriffe zu fassenden seelischen Stimmungen, die wir sonst als das der Musik ureigentümliche Gebiet betrachten, sich in Worten ausklingen zu lassen. Der Dichter arbeitet da notgedrungen mit vielen Worten, die man als ein „Stammeln der Seele" bezeichnen kann. Denn es sind nicht aus geistiger Logik gebaute Sätze, sondern wie das Gerede des Kindes naive Äußerungen einer allherrschenden Empfindungswelt, der sich jeder ohne Überlegung hingibt. Es scheint mir sehr bezeichnend, daß diese Dichtungsart wohl in Lyrik und Drama, aber niemals im erzählenden Roman angewendet worden ist. Das Drama hat eben ein außerordentliches Hilfsmittel der Verdeutlichung für den Zuschauer im Bühnenbild. Gerade die Maeterlincksche Dichtung, über die wir sprechen, ist auf eine Reihe vom Dichter ganz deutlich gesehener Gemälde gestellt worden.

Was soll nun die Musik in einem solchen Werke tun, wo die Dichtung bereits sich bemüht, alles Seelische auszudrücken; wo die bildende Kunst im Bühnenbilde ihr ganzes Vermögen aufbietet, die Stimmung der Umwelt auszuschöpfen? Die Musik kann da doch nur etwas in bestem Sinne künstlerischer Ökonomie Überflüssiges hinzufügen! In der Tat wirkt die Musik in diesem Werke häufig störend. Es entstehen schwer erträgliche Längen, da natürlich durch den musikalischen Ausdruck alles viel langsamer wird, als beim Sprechen. Es ist aber

Digitized by Google

auch bei der Klangfülle der Musik nicht möglich, jene Tonlosigkeit zu erreichen, jenes gewissermaßen mit sich selber und in sich Hineinreden, das bei Maeterlinck ein so wichtiges Kunstmittel ist. Im übrigen verzichtete der Komponist, und zwar hier im Zwang der Notwendigkeit, auf jedes geschlossene musikalische Gebilde. Es gibt in dieser Musik weder Architektur noch Zeichnung, nichts als Farben: ein Fleck neben dem anderen, Pointillismus, Lichterspiel. Geräusche aus der Natur werden aufgefangen, ein merkwürdiges Hinschleichen von Tonfolgen übt auf den Hörer jenen eigentümlich bannenden Zwang, wie wir ihn häufig auch gegenüber Geräuschen in der Natur erfahren; wenn man etwa in der Nähe eines fließenden Wassers wohnt, wenn man im Wald das Rauschen der Bäume oder auf freier Halde die silbrigen Stimmen der in der Luft schwimmenden Insekten hört. Ich will diese Fähigkeit eines gewissen Stimmungszwanges dieser Musik nicht ableugnen, muß andererseits gestehen, daß ich die feste Überzeugung habe, daß wenigstens bei der prachtvollen Inszenierung, die die Komische Oper diesem Werke angedeihen ließ, für mich die stärkste Wirkung gewesen wäre, wenn man lediglich die Bühnenbilder von Professor Heinrich Leffler in Wien gezeigt hätte. Auch von der in diesem Rahmen nur gesprochenen Maeterlinckschen Dichtung hätte ich einen stärkeren und nachhaltigeren Eindruck mitgenommen, als von diesem als Musikdrama bezeichneten Nebeneinander der verschiedenen Künste. Wozu also ein solches Schaffen?

Balalaika

Immer wieder erlebt man ungeahnte Überraschungen, wenn man Volksmusik massig vortragen hört. Ich meine nicht, „in Massen“, sondern in gehäufter Verstärkung. Wenn man sich vorstellt, wie wohl Musik zuerst entsteht, so denken wir Heutigen gern an den Einzelnen. Da liegt aber doch mehr unser heutiges aus einer langen Kulturentwicklung herausgewachsenes Verhältnis zugrunde. Uns ist die Musik Genossin der Einsamkeit, Vertraute heimlichster Stunden: so sehen wir den schöpferischen Meister in Einsamkeit sein großes Werk gestalten; so sucht sich wohl der bescheidene Spieler in Dämmerstunden Akkordfolgen, Melodien zusammen, die ihn von einer inneren Spannung erlösen. Auch die Naturmusik kennt diesen Fall. Die Mutter weiß kein besseres Beruhigungsmittel für ihr Kind, als ein Lied. Zahllose „Volkslieder“ offenbaren Stimmungen eines einzelnen Herzens — diese freilich schon so typisch gefaßt, daß sie allgemein werden. Oder wir denken des einsam auf der Weide flötenden Schäfers, des für sich jodelnden Geißbuben.

Immerhin, es muß nachdenklich stimmen, daß diese „Einzelmusiker“ sich so in engster Verbindung mit der umgebenden Natur vor unser inneres Auge stellen. In der Tat: das Volk singt und spielt seine ihm eigene, von ihm geschaffene Musik so gut wie gar nicht einzeln. Der Hirte singt und spielt hauptsächlich aus geselligem Bedürfnis, oft ist's eine Art von Unterhaltung mit andern ebenso zur Einsamkeit Verurteilten. Im allgemeinen ist alle Volksmusik Gesellschaftskunst. Für Tanz und Geselligkeit, auch zur Rhythmisierung der Arbeit sind die alten Lieder entstanden; das gesellige Beisammensein in Spinnstuben, bei Festen, auf Spaziergängen bietet den Anlaß zum Singen. Noch mehr gilt das von der Instrumentalmusik.

Digitized by Google

Eng damit zusammen hängt die ganz außerordentliche Steigerung, die die Wirkung aller Volksmusik durch vielfache Besetzung erfährt. Das zeigt jedes Volkslied — man darf da freilich nicht an den geradezu als Karikatur wirkenden Vortrag ganz einfacher Volkslieder durch riesige Männerchöre denken. Jeder aber hat wohl bereits in einem Falle die gar nicht zu ahnende Steigerung kennen gelernt, die im Einzelauftreten ziemlich wirkungsschwache Volksmusik durch die Vervielfachung erfährt: beim Trommelschlag, der ganz merkwürdige Stimmungen etwa durch Dumpfheit oder durch seltsam abgehackte Rhythmik erzwingen kann; bei den seltsamen Fischerrufen, mit denen die Barken ans Land gezogen werden; bei Tambourin- und Kastagnettenspiel oder auch bei der Mandoline. Mir persönlich war einer der stärksten und urgewaltigsten musikalischen Eindrücke, die ich überhaupt erlebt habe, das gemeinsame Jodeln von über zweihundert Appenzellern.

Bei solchem Massenvortrag offenbart sich eine zuvor gar nicht geahnte *sinnliche* Kraft dieser Musik.

Ein ähnliches Erlebnis brachten mir die Konzerte des „*großrussischen Balalaika-Orchesters*“, die in dem reichlich abstumpfenden Massenbetrieb des dieswinterlichen Berliner Konzertlebens eine allgemein überraschende, ja aufregende Wirkung ausübten.

Es liegt in der Natur der meisten Instrumente, daß sie zu einer Abwandlung nach Größen reizen, die in etwa der in der Natur begründeten Mehrstimmigkeit der Menschen entsprechen. Die verschiedenen Größenformen und damit Stimmenabstufungen, die unser Orchester für einzelne Instrumentengruppen zeigt, sind keineswegs eine erst aus der kunstmäßigen Pflege der Instrumentalmusik hervorgegangene Bereicherung. Vielmehr war überall die Zahl der nach Form und Größe verschiedenen Instrumente, solange sie vor allem Volksbesitz waren, viel größer, und für die Kunstmusik ist die Fülle mit der Zeit immer mehr auf einige Grundtypen verringert worden. Das liegt schon daran, daß durch den kunstmäßigen Bau der Zufall ausgeschaltet wurde.

Für eine wirklich kunstmäßige Pflege eines instrumentalen Zusammenspiels ist diese Regelung des Instrumentbaues Vorbedingung. Damit hat auch Wassil Wassiljewitsch *Andreeff* vor zwanzig Jahren seine bedeutsame *Reformation der russischen Volksmusik* begonnen. Auch in Rußland drohte die alte, bodenständige Musikpflege zum guten Teil wegen der geringen Entwicklung der einzelnen Volksinstrumente, der Einfuhr internationaler Fabrikware zu erliegen. Selbst der starke Aufschwung der nationalen russischen Kunstmusik, mit dem ein reges Sammeln der Volksmusik einsetzte, kam wohl den Volks*melodien*, nicht aber den doch damit im Wesen verbundenen *Instrumenten* zugute.

Daß dem heute anders ist, ist das Verdienst eines einzigen Mannes, des zu Beschetzk (Gouv. Twer) als Sohn einer adligen Familie geborenen W. W. Andreeff, der schon als Jüngling in der Rettung und Reform der instrumentalen Volksmusik seine Lebensaufgabe erkannte und nun das seltene Glück genießt, nach schweren Kämpfen seine Bemühungen von herrlichstem Erfolge gekrönt zu sehen. Denn er hat seinem Volke die ihm *eingeborene musikalische Kunst zur bewußten Kultur* erhoben; ein solches, in seinem Werte erkanntes Besitztum kann nicht mehr verloren gehen.

Aus der Erkenntnis, daß nur ein *orchestrales* Zusammenspiel eine starke Überlieferung erzielen und weite Kreise erfassende Spiellust wachhalten könne, widerstand Andreeff den Verlockungen eines nur Einzelnen zu erreichenden Virtuosentums, das hier obendrein nach der ganzen Art der Instrumente sicher der Variétéspezialität verfallen wäre. Er faßte also von Anfang an den Plan der Gründung eines Orchesters. Dieses mußte, des volkstümlichen Zweckes wegen, aus leicht spielbaren und im Volke bereits heimischen Instrumenten zusammengestellt werden.

Andreeff griff drei Typen von Saiteninstrumenten auf, deren volkstümliche Grundform durchaus beibehalten wurde. Aber durch die Verbesserung des Materials und des heute

Digitized by Google

in Fabriken sachverständig geleiteten Baues wurde die Tonkraft und Klangfülle der im ursprünglichen Zustande meist sehr dürftigen Instrumente sehr gesteigert. Die drei Typen sind die Balalaika, die Domra und die Gußli.

Die dreieckige Balalaika mag man unserer Gitarre vergleichen, vor der sie größere Leichtigkeit des Spiels und höhere Klangfülle voraushat. Sie ist mit drei Darmsaiten bespannt, die mit den Fingern gezupft werden. In fünf Größen sind sie im Orchester, jede mit zwei Oktaven Tonumfang, der bis zum tiefen Kontra-E unserer Kontrabässe hinabreicht. — In sechs Größen ist die mandolinenartige Domra vertreten, deren drei Metallsaiten mit einem Plektron gerissen werden. Die Gußli, die äußerlich dem Zigeuner-Zymbal ähnlich sieht, ist eine liegende Harfe. Die eine Abart besitzt eine sehr sinnreiche, von der linken Hand bediente Tastenmechanik, mit deren Hilfe ein beliebiger Akkord durch alle fünf Oktaven hergestellt wird, so daß die Rechte mit einem Gleiten über den Saitenbezug prachtvoll rauschende Arpeggien erzeugt.

Aus diesem, dank der Verwandtschaft herrlich ineinander übergehenden und doch im Klang verschiedenen Instrumentenkörper ertönt eine ganz wunderbare Klangfülle. Etwas Dionysisches, Berauschendes von Naturmusik erzeugen diese hunderte gezupfter und geschlagener Saiten. Vom Brausen des Sturmes bis zum Geflüster zitternden Schilfes, vom Rauschen des dichtlaubigen Waldes bis zum dünnen Geharfe vom Wind gestrichener, trockener Gräserhalme reicht diese Tonwelt, nicht etwa bloß in schroffen Gegensätzen, sondern in einem auch von unsern besten Orchestern nicht zu erreichenden An- und Abschwellen. Und während der gerissene Ton an sich kurz und scharf ist, darum auch eine messerscharfe Rhythmisierung ermöglicht, wird durch das schnell wiederholte Anschlagen desselben Tones aus dem sehr beweglichen Handgelenk in ganz idealer Form jenes Beben erreicht, das auch der Violinist durch die Bebung des die Saite niederdrückenden Fingers erstrebt.

Die Instrumente sind natürlich besonders geeignet zu der mit ihnen verwachsenen, auf ihnen gewachsenen russischen Volksmusik, insbesondere für Tänze, in denen die Seele naiver Völker sich am besten auslebt. Trauer und Lust, melancholisches Sichgehenlassen und tatgierige Wildheit liegen dicht beisammen. Wir haben hier im letzten Jahre vom Petersburger Ballett viele russische Volkstänze gesehen. Da erschien manches als ein mehr körperliches Austoben, allerlei Gegensätze standen unvermittelt nebeneinander. Erst wenn sie auf diesen Volksinstrumenten ausgeführt wird, schließt die Musik alles zur Einheit zusammen und offenbart, daß auch diese Tänze die Sprache einer Volksseele sind, die anders nicht zum freien Ausdruck gelangen kann. Seltsam ergriff mich die unvergeßliche Weise des Liedes der Arbeiter, die die Wolgabarken ziehen. Wenige Töne, aber von seltsam charakterisierendem Tonfall und einzigartigem Rhythmus. Man meint das Janken in den Gliedern der mühsam Ziehenden zu sehen. Ein Lied stumpf-trauriger Sklaven; aber es glimmt ein Feuer darin, das plötzlich zur hellen Flamme aufschlagen kann: nicht zum empörten Abschütteln des drückenden Joches, nein! aber zu wilder Lustigkeit, in der man alle Mühen betäubt. Jetzt erst verstehe ich, warum Gorki so oft den Ruf dieser fernhinziehenden Flößer als Stimmungsmittel verwertet.

Storck

Digitized by Google

Louis Schneiders Hofbericht

Der Hofbericht, den seit länger als einem halben Jahrhundert täglich fast alle im loyalen Fahrwasser schwimmenden deutschen Zeitungen bringen, ist auf eine Anregung des seinerzeit viel genannten ehemaligen Hofschauspielers Louis Schneider zurückzuführen, der bei König Friedrich Wilhelm IV. das Amt eines Vorlesers versah. Von Leuten, die es gern mit den Machthabern halten, ist ihm diese Anregung als eine patriotische Tat gutgeschrieben worden. Durch den täglich erscheinenden Hofbericht würden Herrscher und „Untertanen" persönlich einander näher gebracht. Das Interesse dieser für den Monarchen müsse beständig sich heben und an Wärme gewinnen, wenn sie ununterbrochen über sein und der Seinen Ergehen und Handeln auf dem Laufenden erhalten würden. Von den vortrefflichen Diensten, die ein richtig abgefaßter Hofbericht der Dynastie leisten könne, sind unsere maßgebenden Kreise noch vor kurzem überzeugt gewesen. Während er unter Kaiser Wilhelm I. noch verhältnismäßig knapp gehalten wurde, ist er unter Wilhelm II. dermaßen erweitert worden, daß die „Untertanen" Stunde für Stunde aufs genaueste verfolgen konnten, was der Herrscher und die anderen Mitglieder seines Hauses sprachen und unternahmen. Erst nach den politisch stürmischen Tagen im November des verflossenen Jahres ist die Bewertung des Hofberichts eine andere geworden. Man hatte mit ihm des Guten zuviel getan; und nun ging man daran, ihn einzuschränken. Die Redseligkeit der Hofberichterstatter über den Besuch des Kaisers bei seinem Freunde, dem Fürsten von Fürstenberg, in Donaueschingen hatten den Herren oben die Augen geöffnet. Durch sie war das deutsche Volk fast noch mehr gegen Wilhelm II. eingenommen worden als durch den mit seiner besonderen Zustimmung im „Daily Telegraph" veröffentlichten Kaiserinterviewartikel. Hatte es nicht aus den Hofberichten ersehen, daß der deutsche Kaiser zu der Zeit, wo es selber von schwerer Kümmernis erfüllt war, „frohe", an Kurzweil überreiche Tage in Donaueschingen hatte verleben können?

Die verhängnisvolle Wirkung der allzu mitteilsamen Hofberichterstattung über die glücklichen Tage unter dem gastfreien Dache des Fürsten von Fürstenberg hätte aber vermieden werden können, wenn die dazu Verpflichteten es für der Mühe wert gehalten haben würden, derselben Berichterstattung über die ebenfalls „frohen" Tage, die der deutsche Kaiser unmittelbar vorher als Gast des österreichischen Thronfolgers in Eckartsau verlebt hatte, und über das, was diesen frohen Tagen vorausgegangen war, ein wenig auf die Finger zu sehen.

Das führende Blatt der hoffähigen Scherlpresse ist der „Berliner Lokalanzeiger". Während der letzten Kaisermanöver, die bekanntlich in Lothringen stattfanden, hatte Kaiser Wilhelm mit dem diesen Manövern beiwohnenden Erzherzog Franz Ferdinand sein Quartier im Schlosse Urville aufgeschlagen. Von dort meldete das Berliner Lokalblatt, der österreichische Thronfolger wäre auf das bereitwilligste auf den Wunsch seines erlauchten Wirtes ein-

Digitized by Google

gegangen, mit ihm in den ersten Tagen des November in seinem wildreichen Revier von Eckartsau zu jagen. Die getroffene Verabredung erschien nichts weniger als glaubhaft. Nicht etwa, daß der Erzherzog nicht von der Ehre durchdrungen gewesen wäre, den deutschen Kaiser bei sich als Gast zu sehen. Aber derselbe Hofbericht des Scherlblattes enthielt auch die Mitteilung, daß gerade um die für den Jagdausflug gewählte Zeit die Fürstin Hohenberg, des Erzherzogs Gemahlin, ihre Niederkunft erwarte. Wenige Tage, bevor der Kaiser sich tatsächlich auf die Reise nach Eckartsau begab, strafte sich der „Berliner Lokalanzeiger" gewissermaßen auch selber Lügen. In seinem Hofbericht hieß es, der Monarch würde dort von der Fürstin Hohenberg empfangen werden. Indessen, bald sollte es sich herausstellen, welche Bewandtnis es mit diesem indirekten Widerruf der zweiten, so befremdlichen Meldung aus Urville hatte. Unter dem 5. November erfuhren die Leser des Scherlblattes, daß sich der deutsche Kaiser in Eckartsau am 4. November mit dem Belvederepalais in Wien habe telephonisch verbinden lassen, um sich angelegentlich nach dem Befinden der Gemahlin des Erzherzogs zu erkundigen, da dieser ihm gesagt habe, „sie sehe unmittelbar ihrer Entbindung entgegen". Die befremdliche Meldung aus Urville war also doch richtig gewesen. Sie scheint aber von Wilhelm II. selber, der doch ein sehr gewissenhafter Leser des „Berliner Lokalanzeigers" sein soll, und seiner nächsten Umgebung, die ihn hätte orientieren müssen, vollkommen übersehen worden zu sein. Doch sei dem, wie ihm wolle. In wie peinlicher Lage befand sich der deutsche Kaiser, als er in Eckartsau am Telephon stand! Wie peinlich mußte diese Lage ihm nachträglich noch dadurch werden, daß sie durch den Hofbericht des Lokalanzeigers in die Öffentlichkeit gebracht wurde! Wie peinlich endlich mußte sich für alle vom Scherlblatt Eingeweihten die Erinnerung an den Besuch in Eckartsau gestalten, als bekannt wurde, daß die Fürstin Hohenberg während der Kaisertage in Eckartsau an Influenza schwer niedergelegen und infolgedessen ein totes Kind zur Welt gebracht habe!

Aber damit noch nicht genug der unverzeihlichsten Taktlosigkeiten. Unbedingt mußte die Lesewelt des „Berliner Lokalanzeigers" auch erfahren, daß das Militärlastenautomobil, das des Kaisers Gepäck von der Bahnstation nach Eckartsau zu bringen hatte, auf halbem Wege stecken geblieben war und der Monarch daher zum ersten Diner im Jagdanzuge hatte erscheinen müssen, und daß ferner an einem der nächsten Tage während eines von den beiden hohen Herren abgehaltenen Cercles das elektrische Licht auf dreiviertel Stunden versagt habe. Sicherlich sind dem Hausherrn diese Störungen sehr unangenehm gewesen. Wie taktlos und gleichzeitig wie undankbar, daß man von preußischer Seite dafür Sorge trug, daß sie allgemein bekannt wurden! Es ließe sich verstehen, wenn der Erzherzog Thronfolger für seine Person diesesmal in Eckartsau keine frohen Tage verlebt haben sollte. Unbegreiflich will es aber erscheinen, daß der dort von der preußischen Hofberichterstattung getriebene empörende Unfug noch nicht ausgereicht hat, ihr einen gründlichen Dämpfer aufzusetzen, und daß es noch zu den von ihr in Donaueschingen begangenen verhängnisvollen Indiskretionen kommen konnte.

Vielleicht wird sich dieser und jener den Kopf darüber zerbrechen, wie es denn den in der Scherlpresse Angestellten gelingen kann, genaue Kenntnis von den intimsten Vorgängen zu erhalten, wie z. B. von dem überaus peinlichen von Eckartsau aus geführten telephonischen Gespräch. Nun, charakteristisch sind in dieser Hinsicht Begebenheiten, die vor etlichen Jahren festgestellt worden sind. Es war um die Zeit des Welfenkultus, also um jene Zeit, in der nur etwas zu gelten schien, wer im Jahre 1866 bei Langensalza gegen Preußen im Feuer gestanden hat. Eines Morgens brachte der „Berliner Lokalanzeiger" einen Artikel „Der Kaiser in Hannover". In der Abendausgabe vom Tage zuvor war die Absicht des Monarchen, sich nach Hannover zu begeben, mit keiner Silbe erwähnt worden. Es wäre auch schlechterdings nicht möglich gewesen. Denn zu der Stunde, in der das Abendblatt bereits gedruckt wurde, hatte sich Wilhelm II. überhaupt erst zu der Reise entschlossen. Außerdem hatte er die alten Hannoverschen Offiziere, die er an jenem Abend zur Pflege ihrer Traditionen vereinigt wähnte, durch sein Erscheinen unter ihnen überraschen wollen und für alle Vorbereitungen hierzu die

Digitized by Google

größte Heimlichkeit anbefohlen. So wußte nicht einmal der Stationsvorsteher in Hannover, wer aus dem angemeldeten Sonderzuge steigen würde. Dies alles erzählte uns die Morgenausgabe des „Berliner Lokalanzeigers“. Außerdem aber noch vieles andere; so, daß der Kaiser sich bei den alten Offizieren nicht lange aufgehalten habe, weil ihrer gar zu wenige gewesen seien, vielmehr alsbald nach dem Offizierkasino der Königsulanen gefahren sei, wo er heitere Stunden zugebracht und dann und wann Telegramme abgeschickt und erhalten habe. Auch den Inhalt dieser Telegramme erfuhr der Leser der Morgenausgabe. Gegen Mitternacht sei die Rückkehr nach Berlin erfolgt. Die Schilderung des Aufenthaltes in Hannover hatte bei der Kürze der Zeit von dort nach Berlin nur telegraphiert werden können. Da der Artikel aber auch über die Hinfahrt sehr genaue Angaben brachte, so gab es nur die eine Lösung, daß in den kaiserlichen Sonderzug nach Hannover auch der Reporter des Scherlblattes Einlaß gefunden hatte, was wiederum für äußerst kurze Fäden zwischen der allernächsten Umgebung des Monarchen und der Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers“ sprach. Zweifellos wird diese auch in Eckartsau und in Donaueschingen ein Angestellter des „Berliner Lokalblattes“ aufrecht erhalten haben. Und wie er in Hannover die telegraphische Korrespondenz des Kaisers lesen durfte, so war es ihm wahrscheinlich in Eckartsau vergönnt gewesen, als „Mäuschen“ das nach dem Belvederepalais in Wien geführte telephonische Gespräch mitanzuhören.

Herr Scherl konnte sich aber bisher der ungewöhnlichen Bevorzugung seines führenden Blattes erfreuen, weil er es bald nach seiner Gründung fast ausschließlich der unbegrenzten Verherrlichung der Person des Kaisers und des preußischen Herrscherhauses gewidmet hatte. Es war nicht entgangen, daß der „Berliner Lokalanzeiger“ in jeder Spalte seiner Ausgaben mindestens dreimal deren Ruhm pries. Diese Art, der Aufgabe des Hofberichts gerecht zu werden, erschien als die wirksamste; und Herr Scherl wurde durch häufige Verleihung von Orden und anderen Auszeichnungen beständig ermuntert, damit fortzufahren. Welche Torheit! Was erfuhren denn die Untertanen aus diesen Hofberichten? Eigentlich doch nur, daß die „Kaisertage“ mit ihren rauschenden, glänzenden Festen innerhalb wie außerhalb des Reiches kein Ende nehmen wollten. Nur noch umherreisend und Feste feiernd konnte sich das deutsche Volk den ihm durch die Verfassung gegebenen Vertrauensmann und sein Haus vorstellen, als wenn es nicht wahr wäre, was Friedrich der Große gesagt hat, daß die Erfüllung der Pflicht unser alleiniger Lebenszweck ist. Was Wunder daher, wenn der Unmut über die gemachten Wahrnehmungen bei sich bietender Gelegenheit durchbrach, wenn bei der jüngsten Auseinandersetzung zwischen dem Träger der Kaiserkrone und dem Volke das ewige Umherreisen und das ewige Feiern von Festen zum Gegenstand ernster Beschwerden gemacht wurde. Nachdem der Hofbericht des „Berliner Lokalanzeigers“ wesentlich dazu beigetragen hatte, Dynastie und „Untertanen“ in sehr bedenklicher Weise einander zu entfremden, blieb nur übrig, ihn erheblich einzuschränken und so die im Grunde von vornherein sehr verdächtige und morsche Stütze des Thrones beiseite zu schieben. Und nicht unwahrscheinlich, daß das Haupt der Scherlpresse jetzt dort, wo es noch unlängst mit Ehrungen und Auszeichnungen überschüttet worden war, mit Louis Schneider, dem verstorbenen Lektor Friedrich Wilhelms IV., dessen Spuren es gar zu tief ausgetreten hat, für einen schlechten Patrioten gilt. Es fragt sich nur, wie lange.

Günther v. Vielrogge.

Reichsregentschaft

Eine vorsorgliche Gesetzgebung, so wird der „Münchener Post“, dem Organ des Herrn von Vollmar, von einem Staatsrechtslehrer geschrieben, muß mit der Möglichkeit rechnen, daß der deutsche Kaiser durch lange Abwesenheit oder durch Krankheit dauernd verhindert ist, zu regieren. Tritt ein solcher Fall ein — und man kann nie wissen,

Digitized by Google

wie bald er vielleicht schon eintritt —, so muß die größte Verwirrung entstehen, wenn es an klaren gesetzlichen Bestimmungen fehlt, die von einem unhaltbar gewordenen Zustande der Regierung zu einem festeren, gesünderen auf sicheren Wegen hinüberführen. Die Reichsverfassung ist in dieser Beziehung wenig vorsorglich gewesen, vielleicht weil im optimistischen Überschwang ihrer Entstehungszeit kein Mensch an die Möglichkeit denken wollte, daß ein deutscher Kaiser einmal kriegsgefangen oder geisteskrank werden könnte, vielleicht aber auch, weil die Verfasser der Reichsverfassung in der einfachen Übergehung der Regentschaftsfrage die ihnen angenehmste, weil der preußischen Hegemonie dienlichste Lösung fanden.

So kommt es, daß die deutsche Reichsverfassung ganz von dem Standpunkt der vollkommenen Identität von Reichs- und preußischen Interessen ausgeht. Über die Frage der Regentschaft sagt sie gar nichts, sondern sie überläßt es den preußischen Staatsrechtslehrern, aus ihrem Artikel 11, der den König von Preußen zum Bundespräsidenten mit dem Namen Deutscher Kaiser bestimmt, den Schluß zu ziehen, daß auch der jeweilige Regent Preußens zugleich Regent des Deutschen Reiches sein müsse. Die Frage der Regentschaft aber ist durch den Artikel 56 der preußischen Verfassung geregelt, die ein Produkt preußischer Gesetzgebung ist und nur durch Zusammenwirken der drei preußischen Faktoren der Gesetzgebung abgeändert werden kann, solange die Reichsgesetzgebung es unterläßt, regulierend einzugreifen. Nach Artikel 56 der preußischen Verfassung ist die Frage, ob eine dauernde „Verhinderung des Königs, selber zu regieren", vorliegt, in den beiden Häusern des Landtags zu erledigen. In dieser Bestimmung liegt die Quelle möglicher schwerster Interessenkonflikte zwischen Preußen und dem Reich. Es ist bei der Verschiedenartigkeit der Zusammensetzung der beiderseitigen Faktoren der Gesetzgebung und der Verschiedenheit der Funktionen, die dem Familienhaupt der Hohenzollern als König von Preußen und als Deutschem Kaiser zukommen, sehr wohl möglich, daß die beiden Häuser des Landtags die „Notwendigkeit einer Regentschaft" nicht anerkennen wollen, während diese Notwendigkeit von Bundesrat und Reichstag als im Reichsinteresse dringend angesehen wird. Als im Jahre 1857 für den an Gehirnerweichung erkrankten, damals 62jährigen König Friedrich Wilhelm IV. eine Regentschaft eingesetzt werden mußte, da war es die „kleine, aber mächtige Partei" der Junkerkamarilla, die sich der Einsetzung der Regentschaft aufs hartnäckigste widersetzte. Sie war es ja auch gewesen, die den tatsächlich längst eingetretenen und vom Volke erkannten Krankheitszustand des Monarchen mit allen Mitteln zu vertuschen und zu verheimlichen gesucht hatte. Wenn es trotzdem zur Einsetzung der Regentschaft kam, so war es, weil weder die Dynastie noch die Kammern sich der Einsicht verschließen konnten, daß die künstliche Erhaltung eines unmöglichen, innerlich längst zusammengebrochenen Zustandes die auswärtige Politik des Staates aufs unheilvollste beeinflussen müßte. Der Gedanke an Olmütz, der dauernde Beweis, daß Preußen unter dem kranken Regime seine europäische Stellung nicht aufrechterhalten konnte, bot den ausschlaggebenden Grund für die immer doch allzu späte Einsetzung der Regentschaft.

Gesetzt, daß sich das Trauerspiel von 1857 eines Tages wiederholte, so wäre die Entscheidung, ob die Einsetzung einer Reichsregentschaft notwendig ist, in die Hände des preußischen Landtags gelegt; die egoistische Klassenvertretung des preußischen Junkertums hätte über die Lebensfrage des Deutschen Reiches zu entscheiden, und ihr ist allerdings zuzutrauen, daß sie jederzeit bereit wäre, das Verbrechen der fünfziger Jahre zu wiederholen, um so mehr, als Fragen der auswärtigen Politik jetzt gänzlich aus dem Kreise ihrer Interessen und Kompetenzen ausgeschaltet sind.

Zudem, es gibt leichte Formen der geistigen Erkrankung, die in einem konstitutionell regierten Staate noch keinen Anlaß zur Abdankung des Monarchen bilden, während sie unter absolutistischen Regierungsformen zur furchtbarsten Gefahr für den Staat werden können, wenn man sie nicht früh erkennt und durch rechtzeitige Einsetzung einer Regentschaft den schlimm-

Digitized by Google

sten Schaden verhütet. Nun liegen die Dinge in Preußen-Deutschland tatsächlich so, daß der König von Preußen in der inneren Politik seines Landes durch Gesetz und Verfassung erheblich beschränkt ist und auf alle Fälle nichts ohne oder gar gegen die mitregierende Junkerkaste tun kann, während auf dem Gebiete der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches durch die hemmungslosen Einfälle eines kranken Kaisers furchtbarer Schaden angerichtet würde. So könnte der preußische Klassenlandtag im Interesse seiner herrschenden Kaste das deutsche Sechzigmillionenvolk unter die Führung eines Irrsinnigen zwingen und so lange in diesem unwürdigen und gefährlichen Zustande erhalten, als das preußische Junkertum selbst dabei seinen Vorteil findet.

Es liegt auf der Hand, daß die gesetzgebenden Faktoren des Reiches in einem solchen Falle politisch verpflichtet wären, sich im Notfall sogar über die Verfassung hinwegzusetzen, weil schließlich die Existenz des Reiches wichtiger ist als die eines einzelnen Reichsgesetzes. Überdies wird jeder loyale Ausleger der Reichsverfassung zugeben, daß aus ihr die Verpflichtung Preußens, dem Reiche einen geschäftsfähigen Bundespräsidenten zu stellen, klar ersichtlich ist. Wenn es in den einleitenden Sätzen der Verfassung heißt: „Seine Majestät der König von Preußen im Namen des Norddeutschen Bundes, Seine Majestät der König von Bayern usw. schließen einen ewigen Bund ...", so ist als selbstverständlich anzunehmen, daß ein solches staatsrechtliches Bundesverhältnis ebenso wie ein gewöhnliches Vertragsverhältnis die Geschäftsfähigkeit der Kompaniszenten zur Voraussetzung hat. Ein etwaiger Versuch Preußens, dem Reich einen geisteskranken König als Kaiser aufzudrängen, würde zweifellos einen schweren Verstoß gegen die Bundestreue und gegen die Reichsverfassung bedeuten. Der Anspruch des Bundesrats und des Reichstags, im Zweifelsfalle Bericht über den Geisteszustand des Kaisers zu erhalten, würde ernstlich nicht bestritten werden können.

Es ist sicherlich kein gedeihlicher Zustand, wenn sich das Reich im gegebenen Falle das Recht, über seine eigene Schicksalsfrage zu entscheiden, erst durch mehr oder minder naheliegende Interpretationen erstreiten muß, statt auf dem festen Boden eines unbestreitbaren verfassungsmäßigen Anspruches zu stehen. Vorsorgliche Freunde des Reiches müßten sich daher beeilen, eine Änderung der deutschen Reichsverfassung herbeizuführen, dahingehend, daß im Falle der dauernden Verhinderung des preußischen Königs, seine bundespräsidialen Funktionen zu erfüllen, durch Beschluß des Bundesrats und Reichstags die Einsetzung einer Reichsregentschaft zu erfolgen hat. Es ist noch gar nicht ausgemacht, daß zum Reichsregenten dieselbe Person berufen werden müßte, die in Preußen nach der dortigen Verfassungsurkunde zur Übernahme der Regentschaft berechtigt ist.

Nach der preußischen Verfassung regelt sich die Frage der Regentschaft nach dem Recht zur Thronfolge; der dem Thron am nächsten stehende volljährige Agnat ist berufener Regent. Ist kein volljähriger Agnat vorhanden, so ist der preußische Regent durch die Kammern zu wählen. Es kann nun keinesfalls die Absicht der Reichsverfassung sein, die Wahl eines Reichsregenten einfach den preußischen Kammern zu überlassen, und es wird auch, wenn ein volljähriger preußischer Agnat vorhanden ist, fraglich bleiben, ob gerade dieser berufen ist, als Regent in einem Augenblick einzutreten, in dem das Reichsschiff der Steuerung durch starke und erfahrene Hände vielleicht dringender als je bedarf.

Aus all dem, so schließt der Gewährsmann des sozialdemokratischen Blattes, gehe hervor, daß die mangelnde Regelung der Regentschaftsfrage im Reiche eine schwere Lücke in der Reichsverfassung darstellt, die man schließen sollte, solange noch Zeit ist. Wie lange noch Zeit ist: — wer wisse es? Es sei besser, vorzubauen, als sich von Ereignissen überraschen zu lassen, die das Reich in die schwersten Wirren stürzen könnten. Und niemand werde dann zu seiner Entschuldigung behaupten dürfen, es sei ihm nicht möglich gewesen, sie vorauszusehen.

Digitized by Google

Politische Sentimentalität

Gegen den „Dankbarkeitsdusel“ wendet sich Eduard Goldbeck in der „Welt am Montag“. Schon Bismarck habe sein ganzes Leben lang gegen die politische Sentimentalität, dieses „Erblaster der Deutschen“, gekämpft. Auch Goethe habe seine Wirkung auf die Deutschen überschätzt, als er einst rühmend von sich sagte, er habe sie „von Philisternetzen“ befreit.

Nun die Erlebnisse der letzten Zeit. Hier habe Herr Bassermann, der Führer der Nationalliberalen, den Chorus begonnen: „Er erklärte in der Schuttablagerungsstätte, die August Scherl im ‚Tag‘ für Abgeordnete und Generäle geschaffen hat, alle Herzen schlügen dem deutschen Kaiser entgegen. Dann lasen wir in einem nationalliberalen Blatte, der Kaiser setze die Größe, die ihm innewohne, bei anderen mit Unrecht voraus, und der Leitartikel schluchzte förmlich vor Weh bei der Vorstellung, wie ‚dem geistvollen Monarchen‘ während der Krisis zu Mute gewesen sein müsse. Ein führendes Zentrumsblatt erklärte, wir hätten allen Grund, dem Kaiser dankbar zu sein, und in einem ‚unabhängigen‘ Blatte hieß es: ‚Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der Kanzler niemals so beliebt in allen Schichten des deutschen Volkes gewesen ist, wie gerade jetzt. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Herrscher vor nunmehr acht Jahren einen befähigten und außerordentlich geeigneten Staatsmann zum ersten Reichsbeamten auserwählt hat‘. Dieser befähigte Staatsmann erkannte rasch die Gunst der Konjunktur und telegraphierte an den konservativen Verein in Halle: ‚Mit dem deutschen Volke freue ich mich des Ergebnisses des gestrigen Tages, der uns dem edlen Sinne unseres Kaisers aufs neue zu innigem Dank verpflichtet‘.“

Demgegenüber will uns Goldbeck „in der Nüchternheit den Tatbestand feststellen“:

„Fürst Bülow hatte in seinen Ausführungen über das Kaiserinterview im Reichstage gesagt, er betrachte dieses Interview als ein Unglück, indessen müsse man danach streben, es nicht zur Katastrophe werden zu lassen. Er hielt den Schaden, der durch die Veröffentlichung angerichtet worden war, für so groß, daß er sein Amt in die Hände des Kaisers zurücklegte. Er sprach die Hoffnung aus, daß der Kaiser künftig im Interesse einer einheitlichen Politik und der Autorität der Krone sich mehr Zurückhaltung in seinen Privatgesprächen auferlegen werde. Mit anderen Worten hieß das, der Mangel an Zurückhaltung, den der Kaiser bisher bewiesen habe, sei geeignet gewesen, die Einheitlichkeit der Politik und die Autorität der Krone zu schädigen oder mindestens zu gefährden. In der offiziösen Mitteilung, die nach der Audienz im Neuen Palais gegeben wurde, ist ausdrücklich gesagt worden, daß der Kaiser die Ausführungen des Fürsten Bülow gebilligt habe. Der Kaiser hat demnach auch den erwähnten Passus gebilligt; er hat anerkannt, daß sein bisheriges Verhalten dem Interesse einer einheitlichen Politik und der Autorität der Krone nicht entsprochen habe, und hat sich bereit erklärt, es in Zukunft zu ändern. Ist es nun möglich, dieses Verhalten des Kaisers als ein ‚hochherziges‘ zu bezeichnen, ist es angezeigt, ihm dafür Hymnen zu singen? Das Wohl des Kaisers und seines Hauses ist mit dem des Reiches unlöslich verbunden. Er hat, wie man nach dem Kommuniqué annehmen muß, nun erkannt, daß sein Auftreten dem Wohle des Reiches, das heißt, seinem eigenen Wohle und dem Wohle seines Hauses, nicht förderlich gewesen sei. Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich, daß er sein Verhalten in Zukunft so einrichtet, wie es dem Interesse des Reiches, das heißt seinem eigenen Interesse, entspricht. Wenn er es nicht täte, so müßte man annehmen, daß — nach dem Warnwort der Antike — die Götter ihn geblendet hätten, um ihn zu verderben. Weil sich Wilhelm II. der Forderung der Stunde nicht entzogen, weil er eine Pflicht erfüllt hat, deren Nichterfüllung eine Torheit, ja, geradezu ein Verbrechen an ihm selbst und an der Dynastie Hohenzollern gewesen wäre, deshalb soll ein mündiges Volk, das zwanzig Jahre lang unter unerhörten Mißgriffen gelitten hat, jetzt ‚dankbar‘ sein? Nein, diese Komödie spielen wir nicht mit. Die Royalisten haben allen Grund, den Herrscher dazu

Digitized by Google

zu beglückwünschen, daß er ihren Einflüsterungen nicht nachgegeben und daß er nicht mit Hilfe eines politischen Athleten aus der Generalspartei den Kampf mit dem Volke aufgenommen hat. Wir aber sehen uns nicht genötigt, uns für eine Resignation noch besonders zu bedanken, die schließlich das Mindeste war, was wir erwarten durften.

Auch der Kanzler wird jetzt angehimmelt. Was hat er eigentlich getan? Er hat dem Monarchen die Situation geschildert, wie sie ist. (Wir nehmen an, daß er es wirklich getan und daß er diesmal nicht jedes Wort höfisch wattiert hat.) Die Audienz mag nicht angenehm gewesen sein: der Kaiser ist eben in all diesen Jahren von seinen ersten Ratgebern so sehr geschont, so sehr verwöhnt worden, daß es nun nicht gerade bequem ist, diesem Manne, der ja schließlich auch im Reichskanzler nicht mehr sieht als einen mehr oder minder brauchbaren Diener, unangenehme Wahrheiten zu sagen. Daß dem aber so ist, daran trägt Fürst Bülow nicht in letzter Linie die Schuld. Er war es ja, der stets bereit war, alle ‚Impulsivitäten' des Monarchen zu decken; er übernahm immer — und immer nachträglich — die Verantwortung, hatte für jede Äußerung und jede Handlung eine authentische Interpretation, wußte vor dem Parlament alle Falten auszuplätten und vertrat unbedenklich auch das Bedenklichste. Einmal mußte sich dieses System an ihm selbst rächen, und so ist es geschehen. Wenn Fürst Bülow seit dem Beginn seiner Laufbahn die Pflicht erfüllt hätte, dem Kaiser ehrerbietig und schonungslos die Wahrheit zu sagen, so wäre ihm jetzt die Pflichterfüllung nicht so sauer geworden. Gewiß, er hat endlich Mut gefaßt, aber es war der Mut der Verzweiflung. Er glich einem Cortez wider Willen; nur freilich hatte er seine Schiffe nicht selbst verbrannt. Glaubt irgend ein Unbefangener, daß Fürst Bülow nicht auch das Interview und die in ihm enthaltenen Tatsachen gedeckt hätte, wenn nicht die nationale Erregung ihm seine Haltung aufgezwungen hätte? Er fühlte, daß das Maß voll war, und nun ging er mutig zum Kaiser, weil ihm nichts anderes übrig blieb. Sollen wir uns dafür bedanken, daß der Kanzler nach elf Jahren das getan hat, was er im ersten Jahre tun mußte? Sollen wir uns dafür bedanken, daß er jetzt das gezwungen getan hat, was er aus freiem Willen tun mußte? Nichts ist geschehen als das Selbstverständliche. . . ."

Es gibt aber doch Lagen und Zeiten, in denen man auch für das Selbstverständliche dankbar sein muß. Und übrigens: was ist — „selbstverständlich"?

Muß es kommen?

„Bußtag" überschreibt Karl Scheffler eine tief pessimistische Betrachtung in der „Zukunft". Da sie in gewissem Sinne geeignet ist, unseren Aufsatz „Massenkultur" (S. 479) von einem anderen Ende aus zu beleuchten, so sei hier das Wesentliche wiedergegeben. Nicht zum Nachbeten. Zum Nachdenken. Es braucht ja nicht immer an — — „Bußtagen" zu sein. . . .

„Seit einigen Jahrzehnten hört das deutsche Volk die innere Stimme höher gearteter Menschlichkeit nur ungern; darum ist es auch so unwillig immer über die von außen kommende Mahnung. . . .

Alle Fehler fast, die dem Kaiser nun mit Recht vorgeworfen wurden, sind Nationalfehler geworden. Unser Volk hat sich selbst die Bitterkeit der eben erlebten Tage bereitet. Es ist seit fünfzehn Jahren mit der Politik zufrieden, die uns den Katastrophen immer näher führt; es wollte diesen Weg geführt sein, will es noch heute. Wäre vom ersten Tage der Regierung Wilhelms II. ab die Nation anderen Sinnes gewesen als er, so hätte er nie die Macht gehabt, uns dahin zu leiten, wo wir nun stehen. Nur wenige haben widersprochen; viele haben es gehen lassen, wie es ging; die meisten aber waren überzeugt, gut regiert zu wer-

Digitized by Google

den. Die Opposition hat sich immer darauf beschränkt, Einzelnes, Zufälliges und Nebensächliches nach den Leitsätzen der Parteidogmen zu bemängeln. Eben diesen Kaiser wollte die unendlich arbeitsame, aber in kalten Erwerbsinstinkten täglich tiefer versinkende neudeutsche Nation. Ihrem rastlosen Materialismus entspricht der ruhelose Materialismus Wilhelms II. Fürst und Volk sind gleichmäßig den Suggestionen der Quantitäten unterlegen und beide verstehen gleich schlecht den Adel der Qualität; beide begeistern sich für Expansion, für die Anhäufung von Machtmitteln, für den Besitz an Arbeit, Geld, Wissenschaft oder Kunst, nur um des Besitzes willen; beide verwechseln fortgesetzt Zivilisierungswerte mit Kulturgütern, überschätzen die Phänomene des sichtbaren Erfolges und sind ganz einig in der Abwehr der still wirkenden aristokratischen Geistesgewalten. Diese Zeit ist ganz unfaustisch. Es ist eine Zeit ungeheurer Güteranhäufung und kühnen Unternehmertumes, *glückloser Emsigkeit und eiliger Genußgier*. Das deutsche Volk dieser Jahrzehnte ist stark, ja, beinahe groß im Materiellen und nicht eine Spur von Trägheit ist in ihm; aber es ist *ohne Tiefe*. Kühn ist es ohne Grazie, kräftig ohne Schönheit, klug ohne Weisheit, tugendhaft ohne schöpferische Sittlichkeit, *gehorsam ohne freidienende Ehrfurcht*. Immer sind wir noch in Gründerjahren und schon darum gefällt der Nation die Gründerpolitik, der *Parvenu-Imperialismus*. Wilhelm II. ist der Kaiser der merkantilen Interessen, materialistisch trotz seiner Romantik, unpersönlich trotz seiner ‚Impulsivität', ein Wille und ein Selbstgefühl, doch ohne höheres kritisches Bewußtsein und darum ohne festes Ziel, ein Mensch des Augenblicks ohne geniale Instinkte und ein Genußtemperament ohne Geschmackskultur. Ein Kaiser des allgemeinen Industrie-Illusionismus, ein Fürst aller Fehler des Überganges. Der im Lande heute allmächtige Kaufmann hat ihn mit beleidigender Zärtlichkeit seinen ‚besten Geschäftsreisenden' genannt. Dieser gekrönte ‚Geschäftsreisende' ist es, dem *die geschäftlich gewordene Nation* so lange zugejubelt hat, denn unter seinem Regime ist sie reich geworden; ihn schilt sie jetzt, da sein Fehler die Geschäfte zu schädigen droht.

Aber Individuen und Völker leben zugleich zwei Leben. Hinter all diesen Sichtbarkeiten ist ein Gebiet, wo der kategorische Imperativ unumschränkt herrscht. Er, eine göttliche Gewalt, steht, verkleidet als Gewissen, als Gesundheitsinstinkt, als höherer Selbsterhaltungstrieb, wie ein transzendentales Subjekt hinter dem Lebenswandel der einzelnen und der Allgemeinheiten. Auch hinter dem Leben und Treiben unserer Nation steht er in dieser Stunde. Das Gewissen des deutschen Volkes beginnt merkbarer wieder, sich zu regen. Wieder meldet sich die Ahnung, daß ein Fürst der Nation zur Zuchtrute werden kann. Man beginnt, zu fühlen, wie arm in all unserem Reichtum wir den Manen unserer Vergangenheit gegenüberstehen, und daß nur aufwühlende, nach innen weisende Leiden den Deutschen wieder sich selbst zurückgeben können; der Genius der Rasse flüstert uns zu, daß die Tage der Wiedergeburt nur nach schweren Katastrophen kommen werden. Denn am größten war der Deutsche stets im Unglück. Nie zögerte er dann, zur eigenen Lebensbürde noch die Verantwortung für die ganze Menschheit auf sich zu nehmen. Es mag nun vorkommen, daß das Individuum auf einem lange beschrittenen Weg innehält, um ‚ein neues Leben' zu beginnen. Niemals kommt das aber bei ganzen Völkern vor, weil die dazu notwendige Übereinkunft nicht zustande kommen kann. Zum Lehrmeister der Nationen wird nur das aus der Notwendigkeit geborene Ereignis, die ursächlich herbeigeführte Katastrophe. Eben jetzt wurde uns eine Warnung; schnell aber ist das furchtbare Symptom wieder zum Guten gedeutet worden. Denn die Nation weiß in ihrem ihr selbst unverständlichen Gefühl, daß sie mehr braucht als eine Warnung, Stärkeres als nur Wetterleuchten. Sie will *das große, reinigende Gewitter*.

Das wird kommen. Ein furchtbarer Krieg wahrscheinlich und schwere Niederlagen. Die Prädestination des Kaisers ist noch nicht in allen Teilen erfüllt. Unsere Söhne werden, eben in dem Moment, wo sie die Früchte dieser Zeiten genießen wollen, für die Sünden der Väter mit Leben oder Gesundheit, unsere Töchter mit Unfruchtbarkeit bezahlen müssen. Auch

Digitized by Google

weiterhin wird sich die Verkündigung des alten Vischer erfüllen, wie sie sich zur Hälfte schon erfüllt hat: ‚Sehen Sie, die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie es einmal haben und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: Unsere Heere haben's ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge. Aber nehmen wir's auch nicht zu schwer; eine anständige Minorität wird bleiben, eine Nation kann so was überdauern; es bedarf dann eines großen Unglücks, und das wird kommen in einem neuen Krieg, dann werden wir uns aufraffen müssen, die letzte Faser daran setzen und dann wird's wieder besser und recht werden.'

Lache jeder solcher Betrachtungen, der noch Heiterkeit in sich hat, dem ein freies Gelächter noch glückt in dieser Zeit, die zu äußerster Tätigkeit zwingt, den Starken wie den Schwachen, über deren Arbeit aber kein Himmel blaut und die die Guten und Reinen nicht kennen will. Wo ist der heilige Segen dieser Wert auf Wert häufenden Arbeit? Es ist, als wäre ein Fluch über sie gesprochen. Und auch ich glaube: den kann nur Blut und Eisen lösen."

Quod dei bene vertant.

„Nicht mißbrauchen!"

Allerlei Widerspruch, den ich doch nicht ohne weiteres verschweigen kann, hat in mir der Farbendruck nach dem Bilde „Pflege sein" von Rudolf Schäfer erweckt, den Gustav Schlößmann in Hamburg zum Preise von 2 ℳ in den Handel bringt. Nach den Ausführungen des Verlages handelt es sich hier freilich um ein für besondere Anlässe bestimmtes Bild. Man wollte ein Blatt schaffen, das den Diakonissinnen als Erinnerungszeichen an den Tag ihrer Einsegnung dienen kann. Daß man dafür die Lehrerzählung vom „barmherzigen Samariter" wählte, lag nahe; auch die Verlegung des Schauplatzes in die deutsche Landschaft wird niemand tadeln. Daß das Wirtshaus als Schild die weiße Diakonissentaube im blauen Feld zeigt, daß die Wirtin eine Diakonissin mit den Zügen Gertrud Reichardts, der Wirt der Begründer des Diakonissenamts Theodor Fliedner ist, möchte noch angehen, wenn die beiden nicht im Bilde neben die Gestalt Christi, der hier als barmherziger Samariter auftritt, zu stehen kämen. Das erweckt mir jenes Unbehagen, das ich geistlicher Selbstgefälligkeit gegenüber nie loswerde. Wenn es immer ein gefährliches Wagnis bleibt, die Gestalt Christi symbolisch in die Gegenwart hineinzustellen, so wird der Versuch nach meinem Gefühl verhängnisvoll, wenn man historische Menschen dieser Gegenwart porträtähnlich neben Christus stellt. Man muß darin etwas sparsamer sein. Übrigens scheint mir auch in diesem Zusammenhang die Deutung des barmherzigen Samariters auf Christus nicht logisch zu sein. Ich weiß, daß diese Deutung auf Luther und andere hervorragende Gottesgelehrte zurückgeht, und würde diesen gegenüber mit einem Widerspruch zurückhalten, auch wenn ich deren Deutung nicht für richtig hielte. Aber es ist etwas ganz anderes, wenn Luther in Christus den Samariter der Menschheit sieht: „Der Mensch, der hier halbtot liegt, verwundet, geschlagen und ausgezogen, das ist Adam und wir Menschen alle. Die Mörder sind die Teufel, die haben uns verwundet und beraubt und halbtot liegen lassen." Damit ist das ganze Gleichnis ins Reich des Geistigen hinübergerückt. Hier aber bleibt das ganze Drumherum durchaus im Bereich des Irdischen haften. Da lasse man dann die in solchem Zusammenhang doch nur symbolisch zu verwertende Gestalt Christi draußen! Auch aus Übereifer soll man Gestalt und Namen des Göttlichen nicht mißbrauchen. St.

Digitized by Google

Berliner Theaterchronik

(Satire und Moralität. Schillerpreisdramatiker. Shaws neueste Teufelei)

Die Zeit schreit nach der Satire, aber es ist keine Zeit der Geister, und träge rollt das Blut. Sehr bezeichnend scheint's, daß ein alter Nestroyschwank „Die Revolution in Krähwinkel" hervorgesucht, mit einigen für die Not der Stunde pointierten Couplets auffrisiert wurde, nicht einmal von Berlinern, sondern von Wienern, von Polgar und Fridell, und daß dies stillose Gemisch nun die Rolle als ironischer Gegenwartsspiegel übernahm. Das Publikum ist aber so ausgehungert, es lauert so darauf, daß man ihm ein auslösendes Wort zum befreienden Gelächter hinwirft, daß dies scheckige Mosaik im Deutschen Theater einen riesigen Erfolg hat, und das Volk rast vor Vergnügen über die Parodien fürstlicher Empfänge durch den Kotau machenden Bürgermeister, über die sehr deutlichen Unverantwortlichkeitsspäße, über die Block-Anulkung. Und wenig verwöhnt nimmt es diesen Versuch, die Szene zum öffentlichen Tribunal zu machen, dankbar an, und politisch Lied ist nun nichts weniger als garstig Lied.

Noch eine andere Satire gab's, und zwar eine neu gewachsene, Kreszenz Simplizissimus: die Komödie „Moral" von Ludwig Thoma im Kleinen Theater.

Auch sie eroberte sich starken Beifall durch eine Fülle sehr ulkig pointierter Situationen, die in ihrem Augenblickseffekt von drastischer Komik sind. Sonst aber erscheint mir das spottgeistige Niveau des Spaßes nicht überlegen genug, und der Stoff ist zwar dankbar, aber billig, naheliegend und nicht sehr originell. Das Ganze hat überhaupt eine bequeme und recht geradlinig direkte Haltung, keine Spur von schillernder Dämonie oder blitzender schwefelnder Teufelei' die mit den Dingen nach dem irregulären Hexeneinmaleins umspringt und das Verwirrende und Changierende der vieldeutig wechselnden Vorstellungsbegriffe ahnen läßt.

Thoma ist einfach organisiert und hackt sich den Stoff in große, übersichtliche, klar etikettierte Portionen zusammen. Er arbeitet mit den Begriffen privater und öffentlicher Moral und macht mit großem Aufwand die nicht übermäßig frappierende Entdeckung, daß sie in einem unliebsamen Kontrast zueinander stehn. Das wird teils durch Räsonnementsausgeführt, wobei sich konstatieren läßt, daß solche Versammlungs-Brusttönerei immer etwas Fatal-Aufdringliches hat, ganz gleich, ob sie sittenbündlerisch sich gebärdet, oder ob sie die Freizügigkeit verkündet.

Faustdick spielt sich auch die Handlung ab. Bei der Aufhebung eines allzu freudigen Hauses wird das Tagebuch der gastfreundlichen Besitzerin aufgegriffen, und in ihm paradieren als sehr geehrte Gäste gerade die Hauptmitglieder des neugegründeten Sittlichkeitsvereins, und zur weiteren Komplikation gerät durch die Razzia des voreiligen, allzu strebsamen jungen Assessors auch noch eine königliche Hoheit in die Kompromittierungsgefahr. Thoma führt den Stoff auf allerlei im einzelnen oft witzig beleuchteten Schlängelwegen zu dem Trumpfziel, daß die Polizei die Angelegenheit vertuschen und daß die gefällige Dame sogar noch für ihr lautloses Verschwinden von der Schaubühne eine ausgiebige Abstandssumme bekommen muß. Und der zahlende leidtragende Teil ist der Sittlichkeitsverein, der sich somit in eine Art bußfertigen maskulinen Magdalenenbund gefallener Männer verwandelt hat.

Das ist derb und grob hingehauen und machte vielen Spaß. Mir aber kam das, trotz der Freiheitlichkeit, etwas spießig in seiner platten, unzweifelhaften Unbedingtheit, in seinem Veralgemeinern und seinem Typisieren vor.

* * *

Der Schillerpreis hat sich seit langem einmal wieder aus der Imperiumshöhe in Dichterbörsen herabgesenkt; auf Schriftsteller diesmal, die nicht in vorderer Reihe stehen, auf den Österreicher Schönherr und den in Weimar lebenden Ernst Hardt. Ernst Hardt bekam ihn für sein dramatisch-lyrisches Gewebe aus Tristanmotiven „Tantris der Narr", darin die

Digitized by Google

einst so strahlende Tristanliebe als Passion, verstellt und im Elendsgewande umgeht, eine unendliche Melodie, eine klagende Weise, schmerzensreich und zitternd wehevoll. Komponiert übrigens mehr mit einem subtilen Kunstgeschmack und einem feinwittrigen Wissen um alle Nerven- und Gefühlsschauer, als mit voller Gefühlskraft und einem dem Erlebnis ganz gewachsenen Temperament.

Tantris (Buchausgabe im Inselverlag, Leipzig) wurde in Köln und in Wien aufgeführt. In Berlin fand es keine Bühne bisher. Dagegen kam gerade auf das Stichwort der Preisentscheidung Schönherrs Stück im Hebbeltheater heraus. Es heißt „Erde“ und liegt schon seit einigen Jahren in der Buchausgabe vor (S. Fischer, Verlag).

Schönherr wird meist auf seine literarische Abstammung von Anzengruber hin angesprochen. In der Idee, dem Antischwärzlerischen, dem Kirchfelderisch-Protestierenden, auch in der Verwandtschaft des Stofflich-Rustikalen trifft das wohl zu. Doch in Saft und Erdgeruch, an der blutvollen Lebigkeit der Gestaltung ist Schönherr kaum mit dem so viel eigenpersönlicheren Vorbild zu messen.

Diese Komödie Erde zeigt die Schönherrsche Art charakteristisch auf. Sie ist viel mehr ausdenkend, arrangierend als illusionskräftig gestaltend. Aus dem Buch wächst uns kein zwingendes Lebensabbild entgegen, auf der Bühne freilich werden in guter Darstellung die Züge plastischer und die papierene Bauern- und Gebirgswelt erwacht zu einer Scheinexistenz von Augenblickswirkung, doch eben nur durch die Hilfe des Schauspielerischen. Prüft man dann wieder das Buch nach, so versinkt diese Welt zurück in den Schatten und das Illusorisch-Lebendige enthüllt sich als nur aufgeschminkt.

Wenig originell ist das Motiv: der Kampf um die Vorherrschaft auf dem Bauernhof zwischen dem zähen alten Großbauern, der nicht sterben will, und dem alternden Sohn, dem sein Dasein hoffnungslos verrinnt und der stumpfsinnig sein Knechtstum schleppt.

Das steht am Anfang, das steht wieder am Ausgang des Stückes. In der Mitte aber begibt sich eine Änderung der Situation. Der alte Bauer wird vom Tode heftig angepackt, alle, auch er selbst, geben ihn auf, der Sohn erwacht aus der Gedrücktheit zum Herrengefühl. Aber der Alte schlägt den Feind noch einmal, und nun ist er wieder Alleinherrscher und alles steht nun wieder wie zu Beginn.

Schönherr schwebte bei der Zeichnung des bäurischen Machthabers etwas von elementarer Dämonie, von einer Personifikation erdhafter Urkraft, von la Terre-Symbolik vor. Gewiß ganz gut, aber gestaltet hätte das werden müssen, gewaltig, von tiefem Wesenshauch umschauert. Bei Schönherr gibt es statt dessen eine peinliche prahlende Renommiercharakteristik mit fast parodistisch wirkender Kraftmeierei.

Gleich im Anfang heißt's, daß der Alte sich selbst mit dem Stemmeisen den großen Zehen wegoperiert habe und danach seine gewöhnliche Kartenpartie gemacht.

Später wird Totentanzhumor markiert: der Alte läßt sich seinen eigenen Sarg und zwar „hübsch kommod“ vom Tischler anmessen. Und zum Schluß als letzte Nummer seiner Produktion zerhackt er ihn.

Das sind dicke, aufdringliche Theaterspektakel, doppelt unecht wirkend, weil sie für ein menschliches Klima verwandt werden, das besonders die Simplizität der Linien, das Instinkthafte und die Bescheidenheit der Natur verlangt.

Solche Eigenschaften erwartet man bei Shaw natürlich nicht. Er ladet bewußt und offen in ein Reich überlegen gaukelnden Gehirnspiels und er muß daher auch mit den Maßstäben aus solcher Sphäre gewertet werden.

Seine neueste dramatische Spiegelung nennt sich der „Arzt am Scheidewege“ und sie wurde in den Kammerspielen zu menschlich starker Erscheinung gebracht.

Der nachdenkliche Narrenbeschwörer versammelt auf dem Eitelkeitsmarkte seines Theaters diesmal die Medizinmänner.

Digitized by Google

In scharf erfaßten und differenzierten Typen fängt er sie sich ein, jongliert und karambboliert mit ihnen voll behendem geistigen Handgelenk. Er wirft sie sich gegenseitig an den Kopf. Und in diesem funkensprühenden Durcheinander werden die heimlichsten Gedanken wach und lugen durch die wohltemperierte Hülle von Würde und Unfehlbarkeit hindurch. Und Wahrheit an der Grenze des Furchtbaren wird ausgesprochen, und ein Wort fällt in der Disputation über die Impfexperimente voll Meinungsverschiedenheit und Widerspruch, das Wort von den „konzessionierten Mördern".

Ein „Mord" geschieht dann hier auch, in einer unangreifbaren Form. Der Dr. Ridgeon tötet den schwindsüchtigen Maler Dubedat dadurch, daß er seine Behandlung nicht übernimmt, sondern sie einem Kollegen überweist, der, wie er ganz genau weiß, mit der heikelen Anwendungstechnik des von Ridgeon erfundenen Serums nicht vertraut genug ist, aber in seinem Selbstbewußtsein weder von Skrupel noch Zweifel geplagt wird. Ridgeon tut das in klarer Erkenntnis, er hält den verlumpten Maler für einen Schädling und will lieber einen Würdigeren retten; er will ferner die noch ahnungslose Frau Dubedats, Jennifer, vor der unausbleiblichen Enttäuschung bewahren, aber hinter all diesen ethischen Hilfsgründen lauert der Hauptgrund: seine eigene Leidenschaft für diese bezaubernde Frau.

Shaws Kunst liegt hier in dem Sichtbarmachen der verschlungenen psychischen Fäden und in der erkenntnisvollen Charakteristik des Künstlermenschen, der in allen bürgerlichen Dingen miserabel minderwertig — was nicht etwa verherrlicht wird —, ja gefährlich, und der doch in seiner eigenen Welt künstlerischen Fühlens, im Bann der Schwingung seiner guten Stunde etwas Erlesenes, Bestrickendes, voll überwältigenden Fluidums in sich trägt.

Zum Ausgang bringt Shaw die ironische Lebenskurve: Jennifer hat sich niemals für Ridgeon interessiert, wie der glaubte. Sie ist nun von neuem und zwar glänzend verheiratet, dazu pflegt sie wie einen Fetisch den Berühmtheitskultus des ersten Mannes. Für Ridgeon hat sie nur Geringschätzung, und der macht nun mit dem Epigramm den Schluß: „dann habe ich einen ganz uneigennützigen Mord begangen". **Felix Poppenberg**

Stephan Zweigs Trauerspiel „Thersites"

Bis zur Grenze der Empfindungsfähigkeit gesteigerte seelische Verfeinerung in einem Menschen, dessen widerliches Äußere ihn zum Ekel aller Mitgebornen macht; seine verzehrende Sehnsucht nach allem, was in Licht und Schönheit wandelt und ihn stetig zurückstößt in Nacht und Vereinsamung; sein grenzenloses Leiden am Leben: das versucht Stephan Zweig in seinem Trauerspiel Thersites zu gestalten, das Ende November im Königlichen Schauspielhaus zu Dresden seine Uraufführung erlebte. Er hob darum den mißgestalteten, schlau und boshaft redseligen Thersites aus der Dichtung Homers empor und rückte sein Seelisches in die offenbarende Beleuchtung moderner psychologischer Analyse. Thersites wird zum Märtyrer; ein Glückloser, ein ewig Verspotteter und Verstoßener, dessen Sehnsucht sich jedoch gleichsam triebmäßig anketten muß an die sieghafte Kraft und Schönheit des Götterlieblings Achill. Die rein äußeren Vorgänge, die dem Drama Anfang und Abschluß geben, sind des Achilles Groll über den Raub der Briseis, sein Fernbleiben vom Kampf; die Entsendung des Patroklus an seiner Statt und endlich des Freundes Tod. Das eigentliche innere Drama zeigt uns Thersites im Suchen nach des Helden Freundschaft und den Umschlag seiner Liebe in tödlichen Haß, nachdem er sich verachtet sieht. Daneben, um Achill und Thersites in dauernde Konflikte zu verwirren, des Achilles Verschmähen der schönen Amazonenkönigin Teleia. Sie, die sich dem edelsten Griechenhelden als freies Weib ergeben möchte, sieht sich von ihm als Sklavin behandelt, dem Patroklus zum Lohn für künftige Siege verheißen. Ther-

Digitized by Google

sites, den Häßlichsten im Lager, ruft sie nun herbei, bereit, ihm als Rache an Achill ihr Magdtum zu opfern. Aber der Verachtete läßt „das einzige Weib, dem er einmal allein gegenüberstand“ so tief in den Abgrund seines Leidens am Leben blicken, daß Teleia, von Mitgefühl ergriffen, ihm ihr furchtbares Spielen mit ihm gesteht. Schlicht erwidert darauf der Elende: „Ich hab' es längst gewußt.“ Ein Funke tiefst menschlichen Verstehens flammt in beiden auf, und von innerem Licht erleuchtet gehen sie in das ewige Dunkel ein, in das sie bald darauf der rasende Achilles sendet.

Wir l e s e n dieses Werk, berückt von der blendenden Schönheit seiner Verse; ein Füllhorn von Kleinodien wird vor uns ausgeschüttet, unter denen sich echte Perlen befinden. Thersites, dieses Wunder an Feinfühligkeit und Hellhörigkeit für alles Menschenleid, das er erlauscht, als Ausgestoßener vor den Toren des Lebens stehend, ergreift uns so tief, daß uns die widerspruchsvolle Verschmelzung modernen Gefühlslebens mit dem Barbarentum der Tage Homers nicht sofort auffällt. Nun aber wollen die Gestalten eines Dramas auf die Bühne; nur sie wird sie zu wirklichem Leben erwecken. Und da geschieht ein Seltsames: eben im Leben versagen Stephan Zweigs Gestalten fast völlig. Wie die Nornen das Seil, werfen sie sich prachtvolle Reden und Gegenreden zu, deren Zuviel an Reflexion den Eindruck abschwächt. Statt uns die Entwicklung ihres Innenlebens folgerichtig miterleben zu lassen, ergehen sie sich in endlosen Selbstexplikationen. Wo sie sich allmählich offenbaren sollten als sich selbständig, organisch entwickelnde Schöpfungen nach dem Leben, finden wir den Dichter immer einflüsternd neben ihnen stehen. Es ist etwas allzu Bewußtes in ihnen; etwas vom Wissen des Dichters selbst um ihre Kämpfe und Schicksale und deren Wirkung auf sie und andere. Das Werk krankt an viel zu viel Selbstanalyse fast aller Träger der dadurch in ihrem dramatischen Nerv stetig mehr und mehr abgeschwächten Handlung. Vor allem leidet der modern dekadent fühlende und doch entsetzlich barbarisch gefühllos handelnde Achill darunter. Das Werk ist dramatisch geplant und episch durchgeführt worden; aber selbst als episches Werk bietet es keine unmittelbar vom Leben inspirierte Kunst, sondern Luxuskunst aus zweiter Hand. Schade um seine wundervollen alten Schönheiten, die dieser Richterspruch zwar nicht mit trifft, die aber bei der allgemeinen Verurteilung des Stückes als Bühnenwerk uns mit verloren gehen, denn man prophezeit ihm nur eine kurze Laufbahn; auch stellt es an die Schauspieler allzu innerlich widerspruchsvolle, kaum erfüllbare Aufgaben.

Und doch ragen ein paar Momente schlichtester Gefühlsausbrüche daraus hervor, die wir nicht verloren geben möchten; vor allem des Thersites erschütterndes: „Ich wußte alles.“ Diese erhabene Einfachheit wiegt viele Stellen glänzender Rhetorik auf, und das gibt zu denken und spricht der glitzernden, sprachlich und empfindungsmäßig feinen, allzu feinen Epigonenkunst der jungen österreichischen Dichter, zu denen Stephan Zweig gehört, das Urteil: trotz ihrer an Gefühlsinhalten so schweren Verse fehlt dieser Kunst das Leben, das allein ihr bleibendes Leben sichern kann. Ganz und gar unentbehrlich ist es auf der Bühne, und wenn diese Dichtergruppe dort um Lorbeeren ringt, muß sie noch andere Wege einschlagen.

A. Brunnemann

Karlsruher Hoftheater

Uraufführung „Das Weib des Uria“ ein biblisch Spiel in 5 Aufzügen von Albert Geiger

Es steht in der Bibel: „und es begab sich, daß David um den Abend aufstand von seinem Lager und wandelte auf dem Dache des Königshauses und sah ein Weib sich waschen, und das Weib war sehr schöner Gestalt. Und David sandte hin und ließ nach dem Weib fragen, und man sprach: Es ist Bath-Seba, die Tochter Eliams, das Weib Urias, des Hathiters. — Und David sandte Boten hin und ließ sie holen. . . .“ (2. Sam. 11, 2—5.)

Digitized by Google

In der Bibel wird Bath-Seba die Mutter Salomos, nachdem das erste Kind des Ehebruchs gestorben war, und David für seinen Mord an Uria Buße getan und Reue empfunden. Doch nur die oben zitierten Anfangsworte nahm Albert Geiger als Grundakkorde zu seinem biblischen Spiel.

Der erste Akt, auf dem Dache der Zionsburg, hält sich noch ganz an die Bibel. Nur hört König David Bath-Seba zuerst singen, (und ihre Stimme war lieblich) und dann erblickt er sie (und ihre Gestalt war schön ...). Doch der junge Freund Davids, Asahel, sah sie heimlich mit an in jener Mondscheinnacht, und gerade er muß Bote sein und ihr sagen, daß der König sein Wohlgefallen an ihr gefunden. —

Der zweite Akt bringt Bath-Seba, die dem Befehle des Königs gehorcht und in sein Landhaus kommt.

In keuscher, kindlicher Reinheit widersteht sie der werbenden Leidenschaft, ja der entfesselten Drohung des Königs. Von Uria, ihrem Gatten, der ihr den Vater ersetzt, soll sie nur der Tod scheiden. Außer sich gibt der liebeswütende König seinen Feldherrn Schlachtpläne, die den Uria dahin berufen, wo er fallen muß.

Im dritten Akt sagt der König seinem stolzen und frommen Weibe Abigail, daß sie den Scheidebrief bekomme, und sie, die ihm den Sohn Absalon entfremdete, kündet ihm nun Streit und Krieg an um ihrer Königswürde willen.

Asahel, der den geliebten König vor doppeltem Verbrechen bewahren will, beschwört den König vergeblich; er verrät schließlich, daß David nicht der einzige Mensch ist, der damals Bath-Sebas strahlende göttliche Nacktheit gesehen. Der König raunt ihm, ehe er ihn fesseln läßt, nur zu: „So bete, daß sie mir hold sei!", und mit einem jubelnden „Niemals!" ersticht sich Asahel. An ihm vorbei stürzt die bange Bath-Seba, die den König bittet, die reichen Geschenke zurückzunehmen. In tiefste seelische Erschütterung versetzt sie Asahels Tod, der um ihretwillen starb. Sie fleht den König an: „Laß mich zurück in meine Berge. Wohin mein Fuß tritt, ist Unheil. Mein Angedenken soll verlöscht sein vom Erdboden!"

Der König gibt sie frei. Sie aber, gebrochen, sinkt schamvoll in die Knie und beichtet: „Ewig gebunden — König — ich — ich kann dich nicht hassen, — ich —"

König David (jauchzend): „Bath-Seba, die Krone auf dein Haupt!"

Der vierte Akt zeigt David und Bath-Seba in einer entzückenden liebestrunkenen Szene, hoch in den Bergen, als einfache Liebende. Doch die kluge Abigail findet den Weg und spricht harte Worte zu dem lieblichen Kinde. Alles prallt an der stolzen und seligen Bath-Seba ab, bis die Königin ihr den Mord Urias berichtet. Das trifft ins Herz. Obwohl Abigail nicht leugnet, daß sie es war, die den Boten gefangennahm, der den Befehl Davids, Uria zu retten, ins Lager bringen sollte, bricht Bath-Seba zusammen. Abigail spricht ernst und verstehend: „Ihr Männer Jerusalems, hebe keiner den Stein gegen sie. Oder schmähe sie mit bösen Worten. Sie trägt ihr Gericht in sich."

Im fünften Akte kauert Bath-Seba neben der Bahre Urias in seinem Hause. König David tröstet, bittet, fleht umsonst. Die empörten Volksstimmen dringen ins Gemach: „Gib uns die Buhlerin heraus, gib uns Bath-Seba, oder Absalon wird König."

Bath-Seba weist den König, der ohne sie nicht mehr leben will, zurück, er soll sich reinigen, er soll büßen, indem er König bleibt. Immer fordernder schreit das Volk, immer fester und größer wird der Wille der Reuigen, die büßen will.

„Sage mir, daß ich dich glücklich gemacht. Sage mir, König, daß ich deiner würdig war ... Wir waren glücklich, darum mußte — der dort sterben ... Weil wir zu groß und zu glücklich waren, um klein und kläglich enden zu können! Sühnen müssen wir. Ich, wie ich es kann, du, wie du es mußt — als König!"

Und mit dem Messer Urias ersticht sie sich. —

Dies der Inhalt. Das Drama ist gut gegliedert, von klarem, straffem Aufbau und trotz

Digitized by Google

mancher rein lyrischer Stellen voll äußerer wie innerer Bewegtheit. Die Sprache ist einfach, schwungvoll und schön und versteht es, sich der Stimmung der dramatischen und lyrischen Momente wie Musik anzupassen. Nur ein *Dichter*, der mit ehrfürchtiger Liebe große alte Gestalten ansah, konnte sie so mit Leben erfüllen, daß sie wirklich wie großzügige, schicksalsschwere schlichte Menschen vor uns leben und sterben.

Dies Spiel entweiht die Bibel keineswegs, auch dann nicht, wenn die dichterische Phantasie einen anderen David und eine gewiß unbiblische Bath-Seba erschuf; denn der Dichter macht uns liebgewordene Gestalten durchaus nicht zu kleinen Gebilden psychologischer Spielerei! Das war ja gerade die schwerste Aufgabe, die Herzenswirrnis eines großen Königs zu schildern, *ohne* das Bild des Helden in uns zu zertrümmern.

Albert Geiger hat das Übermenschliche Davids nicht zerstört.

Wenn wir den alten Recken hier auch nur als Liebenden sehen, so wirkt doch sein Übermaß kraftvoll-königlich und niemals kläglich.

Und weiterhin wird dies Übermaß zum Symbol des Herbstes; denn tiefer und farbiger ist die Glut des Herbstes als die Schönheit des Frühlings; gewaltiger wirkt die Hingerissenheit des Alternden denn die Frühlingsstürme der Jugend ...

In Bath-Sebas holdseliger Frauengestalt klingt mancherlei an, nicht nur ihr Menschenschicksal bewegt; auch das Schicksal der Schönheit auf Erden, das Leid der Schönheit, das tragisch ist, weil die Schönheit vernichtet, Todbringerin für sich und andere wird ...

Es war klug vom Dichter, Bath-Seba als *einfaches* Hirtenkind zu schildern, das vom Reue- und Schuldgefühl in der *eigenen* Brust bezwungen wird. Denn für uns (moderne Menschen) ist sie rein und schuldlos ...

Albert Geigers frühere Dramen lassen sich nicht mit dem biblischen Spiel vergleichen. Es waren tiefgefühlte dramatisierte Gedichte; dies aber ist ein Drama.

Darstellung und Inszenierung waren gleich wundervoll.

Der Dichter erntete ehrlichen und herzlichen Beifall und wurde oftmals gerufen.

Johanna Wolff-Friedberg

Stuttgarter Hoftheater

Die *Stuttgarter Hofoper* hat als erste Neuheit dieser Spielzeit auf Anregung und unter Leitung ihres neuen Oberkapellmeisters Max Schillings in trefflich abgerundeter Wiedergabe das vieraktige lyrische Musikdrama „Misé Brun“ des in München lebenden Waadtländers Pierre Maurice am 15. November zur Uraufführung gebracht. Der Komponist hat sich sein Textbuch nach einem Abenteurerroman der Madame Reybaud selbst zurechtgemacht. Die Handlung spielt in der Provence ums Jahr 1780 und hat die Liebe einer Goldschmiedsfrau, Misé (provençalisch für Madame) Rose Brun, zu einem geheimnisvollen Beschützer zum Inhalt, der sich als ein geächteter Edelmann entpuppt; in dem Augenblick, da er zur Hinrichtung geführt wird, erkennt sie ihn, und die ohnehin Kränkelnde haucht im jähen Schreck ihre Seele aus. Das alles vollzieht sich im Rahmen bunt bewegter szenischer Bilder. Das nicht allzu geschmackvolle Libretto gibt wenigstens dem Tonsetzer Gelegenheit, sein Können nach den verschiedensten Seiten zu zeigen. Der erste Akt ist ganz der musikalischen Schilderung übermütigen Karnevalstreibens gewidmet. Im weiteren Verlaufe verdichtet sich die Handlung und erhält die lyrische Stimmungsmalerei das Übergewicht. Von Wagner, mehr noch von den Neufranzosen und Neuitalienern, namentlich von Puccini beeinflußt, zeigt Maurice ein beträchtliches Charakterisierungsvermögen und erhebt sich in den Monologen zu schönem lyrischen Pathos. Alles ineinandergerechnet ist sein Musikdrama eine hochachtbare, wenn auch nicht gerade überwältigende Leistung.

Digitized by Google

Auch im Schauspiel geht das Stuttgarter Hoftheater gerne seine eigenen Wege. Unter den vier in dem laufenden Spieljahre bereits zur Uraufführung gelangten Dramen gebührt Julius Babs vieraktiger Versdichtung „Das Blut“ der erste Preis. Das bekannte Grimmsche Märchen „Die Gänsemagd“ wird aus dem Nirgendland und der Nirgendzeit in zwei nordische Königreiche, an die Schwelle einer frühmittelalterlichen Kultur verlegt und zu einer phantasievollen, an malerischen Szenenbildern reichen Handlung, zugleich aber auch zu einem politischen Gedankendrama mit demokratischer Nutzanwendung umgewandelt. Der falschen Königsbraut verbleibt der Thron, den sie sich durch echte Königstaten verdient, und die legitime Prinzessin, wider die ihre eigene Mutter entscheidet, kann nur durch einen edeln Tod beweisen, daß ihr Glaube an ihr uraltes Königsblut doch kein ganz leerer Wahn gewesen ist. Die Geschehnisse werden mit großem dramaturgischen Geschick bis zu diesem Ziele geführt, und auch das weniger Wahrscheinliche ist wenigstens sehr sorgsam motiviert. Mitunter wünschte man sich mehr fortreißendes Temperament, weniger klügelnden und tüftelnden Verstand: aber das Ganze ist doch eine groß angelegte und edel stilisierte Dichtung, an der hoffentlich die übrigen großen Bühnen nicht achtlos vorübergehen werden. R. Kr.

Neues von Bruno Paul

Gleichzeitig sieht man jetzt in Berlin in anregenden und fruchtbaren Ausstellungen die Bemühungen um das kostbare Interieur und die Bestrebungen, die darauf ausgehen, für bescheidene Mittel anständige, in sich vollendete, geschmacksreine Möbel zu schaffen. Ein Name umfaßt beide, der Name Bruno Pauls, des Direktors unseres Kunstgewerbemuseums.

Seine Übersiedlung von München nach Berlin hat auch ein kunstgewerbliches Unternehmen mit hierher übergeführt: die Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk. Ein Bündnis zwischen den Dresdener und den Münchener Werkstätten wurde geschlossen, und diese Vereinigung stellt sich nun in sehr repräsentativen Räumen Bellevue- und Lennéstraßenecke dar.

Schimmerndes Weiß strahlt von ihnen aus und das Lichterspiel von schwebenden Beleuchtungskörpern und Vitrinen mit Gläsern, Porzellanen und mattem Silberschmuck.

Die Interieure dieser Ausstellung sind meist von Bruno Paul. Am gelungensten die Halle mit der großen Fensterbucht, eine moderne Variation für den Salon.

Das Hauptstück ist hier die erlesen komponierte Kaminwand aus tieftonigem, flammig geadertem Marmor, Bronzegitterwerk und den flankierenden in die Wand eingelassenen Schauschränken mit facettiertem Kristall und schwarzer Leistenteilung.

Zu dieser Wand stimmt gut der Schauschrein, der in der Fensterbucht lichtumflossen dasteht. Er ist achteckig, ganz aus Glas in Holzstabwerk schwarz-weiß gefaßt und ruht rhythmisch auf großen schwarzen Kugelfüßen. Dies gibt gute Anregung für Sammler, die Auslese ihrer Schätze wirksam und dabei durchaus interieurgemäß im Zusammenhang der Raumgliederung sichtbar zu machen. Schmeichlerisch in Farbe und Linie ist dazu das Sitzmobiliar: das Sofa mit seinen weich ausgeschwungenen Flanken, die etwas Ruhewiegendes haben auf dem symphonisch gestimmten lilarosazarten moosweichen Teppich.

In den Bewegungen des Sofas erkennt man übrigens Bruno Pauls Neigung, sich an Vergangenheitsstile anzulehnen. In den anderen Räumen zeigt sich das noch ausgesprochener. Ein besonders gutes Beispiel für die Aufnahme und Fortentwicklung alter Stilmotive ist das Arbeitszimmer, das im Material und in der Formensprache die Art von 1830 sich zum Muster nimmt: flammiges Birkenholz, dunkelbraungelb, die Schreibtischwangen herausgebuchtet, daß auf den gewölbten Flächen ein schönes Lichtspiel über der lebendigen Holzmaserung sich ent-

Digitized by Google

wickelt; am verglasten Bücherschrank eine bewegte Teilung der Scheibenwand durch die Verschleifung von Holzbandwerk in Oval- und Karoform. Die Geschmackszusammenhänge der Gegenwart mit jener Zeit stellen sich hier zwanglos dar: die Freude am Material, das durch sich selbst ohne hinzugefügten Zierat in natürlicher Schönheit wirken soll, der Sinn für die feinen schwingenden Proportionen im Aufbau, für die „Linie". Dagegen ist alles spielerig Archaisierende, alles tändelnd Empfindsame der Biedermeierperiode durchaus vermieden, diese Formen sind aus den stillen Großelternstuben vielmehr zu großzügigeren Komfort-Formaten entwickelt, so daß man zu diesen Stücken ohne Stilverletzung bequeme englische Klubsessel gesellen kann.

Mit Verwunderung bemerkt man dann aber in einigen anderen Zimmern, daß Bruno Paul auch die Vergangenheitsphysiognomien der fünfziger und sechziger Jahre aufnimmt, die Möbeltracht, in der die wohlhabenden Interieure des Tiergartenviertels jener Periode sich kleideten. Das scheint nun aber doch ein recht langweiliger Charakter von verwaschner, unbestimmter Art, ein haltloser, sich auflösender, verflatternder Stil. Und in einem hellrötlichen Mahagonisalon auf hellgrünem Tapetenhintergrund kommt sogar etwas wieder, was an die glücklich überwundene „Gute Stube" bedenklich anklingt. Caveant consules ...

Viel wertvoller und ergebnisvoller scheint das andere Reich Bruno Pauls, die Ausstellung in der Königgrätzer Straße, in der Nachbarschaft des Kunstgewerbemuseums.

Hier stehen in sehr wohnlich komponierten Innenräumen die sogenannten Typenmöbel aus, die auf einer außerordentlich sinnvollen Berechnung beruhen und in ihrer sachlich schlichten Anmut zu billigen Preisen zu erschwingen sind.

Massenherstellung auf der Grundlage einer wirtschaftlich wie ästhetisch sehr geistvollen Rechnung ermöglicht den billigen Preis.

Folgende Prinzipien sind hierbei maßgebend. Maschinenarbeit ist die für diesen Zweck einzig mögliche Technik, so wird denn auch der Entwurf und der Aufbau dieser Möbel aus den Bedingungen der Maschine abgeleitet. Es kommt nun darauf an, mit möglichst gleichgearteten Einzelteilen, die von der Maschine in Massenauflage hergestellt werden, möglichst viele Kombinationen zu variieren. Solche Einzelteile und zugleich Maßeinheiten, die in präziser Gleichförmigkeit durch die Maschine geliefert werden, sind das Schubfach, der Kasten, das entsprechende Rahmenwerk für eine Vielheit solcher Schübe, die Tragstollen für Schränke. Die Kombination dieser Grundtypen kann nun äußerst mannigfaltig sein.

Ein Herrenschreibtisch baut sich auf zwei Schrankfockeln auf, die aus solchen Schubfach-Dreiheiten bestehen. Genau die gleiche Holzumrahmung dieser drei Schübe kann aber auch ohne die Schübe mit einer Tür als Schränkchen angewendet werden. Derselbe Teil kann mit einem Schub und Marmorplatte als Belag zum Nachttisch werden, und zwei solcher Tischchen zusammengerückt, durch eine Platte verbunden, ergeben die Waschtoilette. Ein Damenschreibtisch kann sich so aufbauen, daß man ihm als linke Stütze solch Dreischubschränkchen gibt und ihn rechts in reizvoller Unsymmetrie nur frei durch Tischbeine tragen läßt.

Beliebig viel Schübe kann man aufeinanderschichten und ihren Aufbau durch ein verglastes Schränkchen von dem Dreischubmaß bekrönen, so entsteht ein zweckmäßiges, gut proportioniertes Sammler-Archiv.

Auch Kredenzen lassen sich so kombinieren und kommodenartige Möbel. Und so entstehen Einheitsgruppen: Schreibtisch-Kredenz-Waschtisch-Bücherschrank-Vitrine (genau in gleichen Maßen, nur mit dem Unterschied der offenen und der verglasten Fassade), und diese Gruppe hat besonders viel Möglichkeiten, denn durch die glatte Gradlinigkeit läßt sich Schrank an Schrank zu ausgedehnten Bibliothekwänden anpassen. Ein sehr willkommenes Vermittlungsglied ist dabei ein zierlicher, natürlich auch für sich allein verwendbarer Eckschrank, der die rechten Winkel des Zimmers angenehm abschrägt und als Scheitelpunkt nach den Seiten die Schenkel der Regale ausschickt. Mit diesen schmucklosen Bücherständern kann man in solcher Ensemble-

Digitized by Google

Regie, vorausgesetzt, daß sie mit gutgebundenen Bänden bestellt sind, eine geschlossene und behagliche Raumarchitektur herstellen und die langweilige Öde der vier Wände überwinden.

Eine andere Gruppe, die gleichfalls unter sich ihre Metamorphosen wechselnd abspielt, ist die Familie: Kommode—Schubfachschrank—Kleiderschrank. Und gerade hier ist durch Zusammenfassung und Addition der Einzelglieder, Kombination zu dreiteiligen Schränken, ein Teil mit Schüben, zwei mit großen Türen für Garderoben die weiteste Disposition gestattet.

Es ist noch ein Wort über Material und Ausstattung zu sagen. Diese Typenmöbel sind in den verschiedensten Holzarten zu liefern. In edlen Qualitäten, gebeizt und poliert, in Eiche, Birke, Mahagoni, aber auch in der primitiven Form der angestrichenen Fichte. So lernte man sie in den Landhäusern von Neu-Finkenkrug und am Wandlitzsee kennen. Bei den Edelhölzern wird die schmuckhafte Wirkung der Flächen durch die Zusammenstellung festgefügter, besonders schön gezeichneter Maserungsplatten, deren Strahlungen sich nun diagonal zueinander stellen, in einem natürlichen Ornament, bewirkt.

Ein weiterer Schmuck sind noch die eingelegten helleren Holzstäbchen, die den Rand und die Kanten der Flächen entlanglaufen und sie begrenzen. Die Intarsiastäbe werden durch die Maschine in Massenmetern produziert, und so wird diese vordem so luxuriöse Schmucktechnik hier anwendungsmöglich.

Felix Poppenberg

Künstlerische Namenskarten

Wie die alte Kultur des Exlibris, des sinnvollen und dekorativen Bücherzeichens, in unseren Tagen neue Belebung erfahren, so nimmt sich die angewandte Kunst heut' auch einer verwandten graphischen Nippsache an, die ehedem mit besonderer Liebe behandelt und ausgestattet wurde, dann aber in die alltägliche Banalität versank: der Namenskarte.

Ein Preisausschreiben, dessen Hauptaufgaben die Karten für zwei fürstliche Damen, für die deutsche Kronprinzessin und die Prinzessin Johann Georg zu Sachsen waren, regte Interesse und Betätigung an, und die Resultate wurden im Salon von Amsler & Ruthardt ausgestellt. Es ist bezeichnend, daß diese Resultate überwiegend negativer Natur sind, weil sie statt einer wesensvollen sachlichen Ausbildung der Aufgabe nachzugehen, nur im Ausschmücken um jeden Preis schwelgen. Aber gerade am Gegenbeispiel kann man oft am besten demonstrieren und klarlegen, worauf es bei einem Thema ankommt.

Auf einem Blatt nicht zu großen Formates soll ein Name in geschmackvoller Form angebracht werden. Das ist also zunächst ein typographisches Motiv: auf Buchstaben, auf den Schriftsatz, auf seine Einstellung in den Raum kommt es an, auf die Tönung, und dann erst darf man daran denken, eine gewisse ornamentale Steigerung zu geben. Aber sie muß gewiß aus dem Charakter des Typographischen heraus gewonnen werden, sie kann heraldisches oder Initial-Zierat sein, ähnlich den Künsten des Buchschmucks, sie kann mit Umrahmungen arbeiten und mit Vignetten. Das ist ihr Stil-Bereich, und einige gute Muster dafür sind auch vorhanden und sollen noch beschrieben werden. Zuvor aber zeigen einige Exempel, wie man es nicht macht.

Manche Entwürfe mißverstehen ihr Amt gründlich, statt als Namenskarten produzieren sie sich als Ansichtskarten mit Landschafts-, Park- und Schloßillustrationen, und der Name steht nur beiläufig, zusammenhanglos, ohne jede organische Einkomposition daneben.

Andere haben wohl das Gefühl dafür, daß sie auf eine zusammenhangvolle Disposition von Namenszug und Ornament zu achten hätten, doch ihre Regie verfällt in peinliche Geschmacklosigkeit bei dem Zusammenstimmen der Beziehungen.

Platte Rebusspielerei läuft dabei unter, wenn dem Namen Hugo Licht ein Leuchter beigegeben wird oder dem Namen „Blumengart" ein Gartenzaun.

Digitized by Google

Peinlich vergriffen scheint auch die Aufschrift Adolf Hildebrandts auf einem Sarkophag, der Name der Kronprinzessin als Füllung eines von Engeln gehaltenen Altarblattes, der Name eines Geistlichen im Zeichen des Kruzifixes und der Passionswerkzeuge. Das hat etwas Aufdringliches, Indiskretes, und verstößt gegen die erste gesellschaftliche Sitte — und zum gesellschaftlichen Ressort gehören doch die Besuchskarten —, gegen die Reserviertheit.

Den Trumpf solchen Ungeschmacks stellt die Karte dar, die einen liegenden weiblichen Akt weist und darunter einen Damennamen setzt.

Selbst die preisgekrönten Entwürfe finde ich nicht einwandfrei. Heinrich Vogelers Prinzessinkarte hat in silbrigem Duft des Tones und der graziösen Feingliedrigkeit des Striches Anmut. Aber das Motiv des Ovalmedaillons mit der danebenstehenden Grazie ist doch recht einfallslos und eine bequeme Abschrift der Formen des achtzehnten Jahrhunderts.

Daneben lernt man jedoch Lösungen kennen, die folgerichtig und wesenserkenntnisvoll gelangen.

Am konsequentesten wirken die Karten von Hans Heyer. Sie verzichten auf jeden Aufputz und streben nur nach der reinen graphischen Schönheit, nach dem handschriftlich individuellen Duktus. Diese Handschrift hat den Reiz schlanker rassiger Führung, sie ahmt keine Vergangenheitszüge nach, weder schweifige Kanzlei- oder Mönchsfraktur noch die galant kapriziöse Rokokokursiv. Sie hat in dem sehnig herben gestreckten Körper etwas Modernes, an technische Präzision Erinnerndes. Und nahestehend erscheint sie einem englischen Schriftkomponisten, dem wir neulich in der dekorativen Bücherschau begegneten, Eric Gill von der Society of Kalligraphers, der die steilen, eleganten, strebigen Aufschriften zu der Wilhelm-Ernst-Ausgabe der „Insel" entwarf.

Auf die Schrift stellt auch Rudolf Koch seine Sache. Er aber liebt die archaisierende Note. Den Namen der Prinzessin Johann Georg von Sachsen malt er in breiter Pergamenthandschrift zwischen roten Zeilen; er gibt dem Satz einen Eckpfeiler aus dem energisch gesetzten Initial, und von ihm hängt, wie von einem Balken, das Miniaturwappen herab. Das ist in sich ganz stilgerecht und zweckästhetisch.

Und nicht weniger gelungen wirkt die kräftige Goldprägung der Schriftzeile von Johannes Graf mit dem Allianzwappen darüber, ebenfalls für die Kronprinzessin.

Man trifft dann auch reicher verzierte Karten, die aber durch den Takt, mit dem sie ihr Ornament der Schrift dienstbar machen, ganz annehmbar sind. So umzieht Walter Matthes den Satz seiner Fürstinnenkarte mit einer goldenen lebhaft bewegten Volutenumrahmung, so daß das Ganze wie eine heraldische Kartusche sich ansieht.

Und daß auch eine üppigere Schmuckausstattung möglich ist, wenn nur die Gesamtanlage taktsicher überlegt ist, das beweisen die Karten von Alexander Liebmann und Th. Gengnagel.

Der erste stellt als Basis der Schriftzeile einen jener Sockel mit Kranzgewinden hin, wie sie als Postament alter Porträtkupfer verwendet wurden, und darauf gräbt er stichelnd in stilgerechtem Zug den Namen.

Gengnagel aber nimmt sich zum Vorbild die Titelseiten von William Morris. Aus schwarzem Grunde hebt er weißes Kräusel- und Rankenwerk heraus, und von ihnen umspielt liegt der Name gleichfalls weiß ausgespart in der dunklen Fläche.

Das hält sich auch streng in den Grenzen des Typographischen und kann die Stilkontrolle unangezweifelt passieren. Den Vorzug aber würde ich einer der distinguierten, nur auf die Schrift gestellten und auf den Schmuck verzichtenden Karten geben.

Felix Poppenberg

Digitized by Google

Litauische Hausindustrie

Landschaftliches Kunstgewerbe einer bisher wenig gekannten Gegend stellte sich lebensvoll und frisch vor in einer Ausstellung litauischer Hausindustrie, die im Ministerium des Inneren unter dem Protektorat der Dame des Hauses, Frau von Moltke, stattfand.

Wer die Dainos, die Volkslieder der Litauer, und die robusten Bauernpoesien des wackeren Pfarrherrn Donalitius kennt, der eine Art litauischer Voß war oder ein östlicher Bruder des Werneuchener Pastor Schmidt, der wurde hier lebhaft angesprochen, wenn er Gerät und Gewandung, die dort so resolut und tüchtig beschrieben werden, nun leibhaftig sah: die Bastschuhe, das dreieckig gefaltete Leintuch, das in der Weise der indischen Schulterschals getragen wurde, ausgeziert mit breiten gestickten reliefkräftigen Bahnen, die Hemdjacken mit den bestickten Schulterteilen, mattorange und mattrosa getönt.

Weiter dann die zum Zusammenhalten der Tücher, der „Drabulle" bestimmten Greif- und Klammerringe, gehämmert, gebuckelt und knaufig an den ausgebogenen Enden.

Einen besonderen Teil der Tracht bilden die farbigen gestrickten Wollhandschuhe. Sie sind nicht nur Gebrauchsstücke, sie haben auch eine Bedeutung. Liebespfänder der Mädchen für ihre Burschen sind es und auch Huldigungsgaben der Gemeinde für ihre Vorstände. Die Handschuhe sind phantasievoll gemustert und farbenfroh gemischt, oft sehr harmonisch grün und weiß gegittert oder schwarzgrau gewürfelt mit Initialen, Daten und Sprüchen durchwirkt. Und immer gehören dazu die langen Bortenbänder, buntstreifig, zickzackig geflammt, an denen die Handschuhe über den Achseln hängend getragen werden. F. P.

Eine komische Oper

Endlich erhalten wir wieder einmal eine komische Oper, die nicht mehr sein will als ein feines Unterhaltungsstück; die auf Ewigkeitswerte von vornherein verzichtet, aber im Bühnenspielplan eine feste Stelle sucht. Leo Blech, ein geschätzter Kapellmeister der Berliner Hofoper, hat dank künstlerischer Klugheit und sorgfältiger Kunstarbeit mit dem Einakter „Versiegelt" sein Ziel erreicht. Jenen, die dieses Ziel nicht hoch genug gesteckt finden, ist zu sagen, daß ein so voller und unwidersprochener Sieg in der Oper seit anderthalb Jahrzehnten nicht gewonnen wurde. Wenn nicht alles täuscht, haben wir eine Bereicherung des gerade an deutschen komischen Opern so mageren Spielplans zu verzeichnen. Das ist ein unbestreitbarer Wert. Die Hauptperson in dem nach Raupach von R. Batka und Pordes in flüssige Reime gebrachten Stückchens ist — ein Schrank. Altererbtes Gut der Frau Willmers, ist dieser Schrank bei ihr gefährdet durch den Gerichtsvollzieher, den unglaublich dreisten Ratsdiener Lampe. So bringt Frau Willmers selbigen Schrank in Sicherheit bei ihrer Nachbarin, der jungen und also nach Bühnenregel heiratslustigen Witwe Gertrud. Ihre kühnsten Traumgedanken versteigen sich zur Bürgermeisterin, da ihr das Stadtoberhaupt offenkundig den Hof macht. So will sie auch gern bei ihm ihren Einfluß zugunsten der Verbindung von Bürgermeisters Else mit dem Ratsschreiber Bertel, der armen Frau Nachbarin und Schrankbesitzerin, Willmers Sohn, den der Bürgermeister infolge der ja ebenfalls altbekannten Geschmacksverrohung der Väter nicht ausstehen kann.

Frau Gertrud erhält alsbald Gelegenheit zu ihrer Fürsprache, da der Herr Bürgermeister zu Besuch kommt. Sie weiß so geschickt dem Gestrengen beizubringen, daß er kein Herz von Stein habe, daß dieses bereits angealterte Herz nach wenig Augenblicken in lichten Flammen steht und den Herrn Bürgermeister zu einer jugendlich glühenden Liebeserklärung hin-

Digitized by Google

reißt. Er steht gerade davor, seine Beteuerungen mit einem Kuß zu besiegeln, als es an der Türe klopft. Der Bürgermeister versteckt sich in dem Schrank, der nebst Inhalt vom Ratsdiener Lampe, der das Wertstück aufgestöbert hat, versiegelt wird. Wenn man seinen Liebhaber, zumal, wenn er Bürgermeister ist, so unter amtlichem Siegel hat, kann's einem nicht fehlen. Um so höher lebt die heiratsstifterische Evanatur in Gertrud auf. Während sie mit ihrer Nachbarin von dannen eilt, benutzt das junge Liebespaar die Gelegenheit, dem gefangenen Vater so gründlich zuzusetzen, bis er als Gegengabe für die Befreiung sich entschließt, Bertels Schwiegervater zu werden. Damit aber der Schrank einen Inhalt habe, muß jetzt das junge Liebespaar hinein, das dagegen nichts einzuwenden hat, da sich zu zweien nach Belieben jene Besiegelung der Liebe vornehmen läßt, in der der Bürgermeister durch die Versiegelung verhindert worden. Es zwitschert denn auch bald aus dem vom Bürgermeister neu versiegelten Schrank, wie aus einem Taubenhaus.

Inzwischen hat Frau Gertrud — offenbar weil sie mit einer Bloßstellung des Bürgermeisters ihn um so sicherer für sich zu erobern hofft — Leute vom Schützenfestplatz geholt, daß sie Zeugen bei der Eröffnung des Schrankes seien. Aber als nun Lampe die große Handlung vollzieht, sitzen andere Vögel drinnen. Der Bürgermeister erscheint dann selbst, Frau Gertrud ist klug genug, um eine gute Ausrede zu finden; der Bürgermeister ist so dumm oder — was auf eins hinausläuft — so verliebt, um sie zu glauben. Das Ende sind zwei Liebespaare.

Man erkennt aus der Erzählung sofort die sehr schwache Stelle des Textbuches. Daß Frau Gertrud die ganze Stadt herbeiruft, um ihr den versiegelten Bürgermeister zu zeigen, ist eigentlich ein gemeiner Streich, der auf keinen Fall so harmlos zugedeckt werden dürfte, wie es hier geschieht. Es würde ja auch die Anwesenheit der Nachbarin genügen, um Zeuge bei der Besiegelung des Doppelbundes zu werden, und wenn alle zum Schluß auf das Geschehnis noch das Siegel des Geheimnisses drücken, so ist ver- und gesiegelt genug.

Auch für die musikalische Einheitlichkeit des Stückes, für die Wahrung des Stils war es viel besser, wenn die Volksmenge wegblieb. Durch die Massigkeit des Chores kommt eine so klangwuchtige Szene in das Werk, wie sie ein kurzes Spieloperchen nicht verträgt. In der Tat wirkte auch diese Szene ungünstig operettenhaft, und über die Peinlichkeit gegenüber dem unfeinen Verhalten der sonst sehr sympathisch gehaltenen Gertrud kommt man auch trotz aller Lustigkeit nicht restlos hinweg.

Eine Umarbeitung wäre hier sehr erwünscht und würde dem Operchen nach meinem Gefühl den Dauererfolg sichern. Denn Blech hat sehr feine Arbeit geleistet. Es ist kein künstlerisches Lebensbekenntnis, kein von persönlicher Eigenart erfülltes Kunstwerk, was hier vor uns steht, aber eine sehr feine, von ausgezeichnetem Können und vollendetem musikalischen Geschmack zeugende Schöpfung, die sich in einer so hübschen und „stilechten" Anspruchslosigkeit gibt, wie seit langem kein Opernwerk.

Man hat hervorgehoben, daß der Kunstverstand, das technische Können an dem Erfolg mehr Anteil habe, als das eigentlich musikalische Vermögen. Zuzugeben ist, daß die Komik mehr im raschen Geplapper, als in eigenartiger Melodik liegt; aber wie reich an feinen Zügen ist die Orchestration, in der es von geistreich aufgesetzten Lichtern einer übermütigen Charakteristik nur so funkelt. Im übrigen habe ich selber schon vor Jahren hervorgehoben, daß gerade für das Gedeihen der Spieloper zurzeit ein scharfer Kunstverstand vor allem not tut, der deutlich erkennt, was diese Kunstgattung braucht. Auch Lessing war kein aus ursprünglichen Tiefen unter Naturzwang schaffender Dichter und doch dankt ihm unser Lustspiel die erlösende Tat. Wer den außerordentlichen Fortschritt sieht, den Blech gerade in stilistischer Hinsicht mit diesem Werke gegenüber seinem früheren Einakter „Das war ich" gemacht hat, wird von ihm zuversichtlich noch manche schöne Gabe erwarten. St.

Digitized by Google

Notizbuch

Die Sensationssucht des Publikums, die sich jetzt wieder beim Fall Steinheil in wahren Orgien austobt, wird von einem belgischen Blatt unter der Spitzmarke „Der Krach der Tugend“ verspottet. Die Satire ist voll so echter „gauloiserie“, daß wir sie hierhersetzen wollen.

„Die französische Akademie hat soeben wieder einmal gezeigt, wie wenig Takt und Urteilsvermögen sie besitzt: Sie hat als Zeitpunkt zur Verteilung der Tugendpreise den Tag gewählt, an dem wir uns um die Zeitungen aus Paris rissen, um darin Neuigkeiten über die Steinheil zu finden. Kann man sich mehr verhauen? Man muß in der Tat unter einer Kuppel stumpf dahinleben, in krasser Unkenntnis unserer herrlichen Zeiten, um auch nur einen Augenblick zu glauben, wir könnten uns für Helden der Aufopferung und Treue interessieren, während doch aller Augen nach dem Weibergefängnis von Saint-Lazare gerichtet sind. Die Tugend! Na ja, es handelt sich allerdings um Tugend. Aber es wird dem Herrn Marquis de Ségur nichts helfen, wenn er uns nach rührender Methode von dem bewundernswerten Leben einer jungen Celina Leclerc erzählt, einer Arbeiterin mit drei Franken Tagelohn bei zwölfstündiger Arbeitszeit, die dabei doch noch Gelegenheit nimmt, auf der Straße verlassene Kinder aufzusammeln, und den Mut besitzt, sich die Nahrung für ihre Erhaltung abzuzwacken. Wieviel Liebhaber hatte Frau Steinheil? Das ist die Frage, auf die es ankommt. Was schert uns die Hirtin Viktorine Durand, die beinahe in einem Brande umkam, als sie zwei lahme Greise rettete, und bald von den Eisschollen der Loire zerquetscht wurde, als sie ein Kind aus der Strömung rettete! Wir wollen nur wissen, ob die Frau Steinheil den Präsidenten Faure ermordet hat oder nicht. Wir sind ja allerdings nicht so und werden bei Gelegenheit gerne unseren Beifall dem Badewart Soubusse in Arcachon schenken, der elend im Hospital liegt, nachdem er hundertmal sein Leben für seinesgleichen aufs Spiel gesetzt, und wenn wir den Braven treffen, werden wir ihm gewiß mit Vergnügen die Hand schütteln. Aber in diesem Augenblick verschone man uns damit. Wir zittern vor Ungeduld bei der Eröffnung der Möglichkeit, daß Frau Steinheil wirklich selber Gatten und Mutter erwürgt habe.“

Leider fehlt der Satire der zweite Teil, der sich gegen die Presse wenden müßte. Denn sie ist der schuldigere Teil. Sie hat im Publikum diese Sensationssucht großgezogen und scheut keine Opfer, das ihr so dienliche Laster zu nähren. Ist es doch tausendmal leichter, mit solcher Kost die Massen anzulocken, als sie mit ernsthafter Geistesnahrung zu erziehen. Man sehe sich doch unsere gelesensten Zeitungen an. Sie, die immer über Raummangel klagen, wenn es ernste Fragen zu behandeln gilt, bringen spaltenlange Telegramme und Sonderberichte, nur um möglichst ausführlich zu melden, daß nichts Neues zu melden ist. Und an Bildnissen der „berückenden“ Frau Steinheil wäre leicht aus Berliner Blättern ein volles Dutzend zusammenzubringen, von der „phantasievollen“ Strichzeichnung eines Spezialzeichners bis zu dem unsagbar widerwärtigen Doppelbildnis der Frau Steinheil mit ihrer Tochter in tiefster Trauermiene, das der „Zeitspiegel“ des „Berliner Tageblattes“ dem Pariser „Matin“ entnommen hat.

* * *

Zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre, ist es, diese gleichen Blätter dann in dem jetzt zum guten Ton gehörenden Kampf gegen die Schundliteratur mächtig das Horn sittlicher Entrüstung blasen zu hören. Als ob sie nicht genau dieselbe Geistesvergiftung trieben und man sich wundern dürfte, wenn die Jugend dieselbe Nahrung verlangt, die die Alten mit schmatzendem Behagen verschlingen. Allerdings, höchste Zeit ist es, daß hier die Bekämpfung allgemein werde; vielleicht kommen dabei auch die Älteren zur Besinnung. In wie

Digitized by Google

erschreckender Menge die Jugend dieses Gift aufnimmt, zeigt die Schrift „Die stillen Freunde unserer Jugend", deren Verfasser, Dr. Breuer, in kurzer Zeit in einer Schulklasse 61 Bände Detektivgeschichten, 40 Bände Abenteurerhefte, 72 Bände Indianergeschichten sammelte und feststellte, daß noch etwa 200 weitere Hefte im Besitz der Schüler seien. Zugegeben, daß unter diesen 373 Heften auch viel Harmloses gewesen sein mag, wie entsetzlich traurig bleibt trotzdem der Ausblick, der sich hier auf die geistige Nahrung der Jugend öffnet?!

Was ist zu tun? Allgemein ruft man nach der Schule. Am weitesten ging bislang das bayrische Kultusministerium, das im verflossenen Sommer an die Vorstände sämtlicher höherer Unterrichts- und Erziehungsanstalten folgende „Ministerialentschließung" erließ: „In den Schaufenstern der Läden von Buchhändlern, Buchbindern, Schreibwarenhändlern und ähnlichen Gewerbetreibenden findet man nicht selten in reklamehafter Weise Druckschriften mit verfänglichen Aufdrucken und Titelbildern, anstößige Ansichtskarten und sonstige bildliche Darstellungen ausgestellt, welche geeignet sind, das sittliche Empfinden der Jugend zu verletzen. Dabei handelt es sich in der Regel nicht um künstlerische Erzeugnisse, auch nicht um Nachbildungen solcher, sondern lediglich um Machwerke, welche auf die geschäftliche Ausnützung der Sinnlichkeit berechnet sind. Es erscheint notwendig, der aus diesem Geschäftsgebaren für die heranwachsende Jugend entstehenden Gefahr mit allen zulässigen Mitteln entgegenzutreten. Die Anstaltsvorstände werden deshalb angewiesen, die hier in Betracht kommenden Geschäfte, soweit sie im Schulbezirke liegen und von Schülern oder Schülerinnen bei Einkäufen für Schulzwecke in Anspruch genommen werden, sorgfältig im Auge zu behalten und auf die Beseitigung der zu beanstandenden Gegenstände aus den Schaufenstern sowie aus den offenen Geschäftsräumen hinzuwirken. Die Geschäftsinhaber sind hierbei darauf aufmerksam zu machen, daß im Falle der Nichterfüllung des gestellten Ansinnens den Schulen aus schuldisziplinaren Gründen verboten werden müßte, weiterhin ihren Bedarf in den betreffenden Geschäften zu decken. Erforderlichenfalls wäre dieses Verbot nach geeignetem Benehmen mit der Polizeibehörde durch Bekanntgabe an die Schüler zu erlassen und unter Anwendung der Schuldisziplin zur entsprechenden Durchführung zu bringen. Falls ein Geschäft für die Schüler mehrerer Anstalten in Betracht kommt, werden die beteiligten Anstaltsvorstände im Interesse eines gleichmäßigen Verfahrens miteinander ins Benehmen zu treten haben. Hiernach ist das Weitere zu verfügen."

Ich stimme den „Münch. Neuest. Nachr." bei, die zu diesem Erlasse bemerken: „Die Absichten des Erlasses sind gut. Aber der Weg, der zur Beseitigung dieser oft beklagten Übelstände beschritten werden soll, ist in mancher Hinsicht bedenklich und nicht zu billigen. Das Ansehen des Schulmannes wird nicht dadurch gefördert, daß er Geschäftsleuten gegenüber den Polizeibüttel spielen muß. Und in die Grenzen der Schundliteratur und anstößigen Darstellung werden von gewissen Leuten unter Umständen Dinge hereingezogen, die bei sachlich urteilenden Gerichten nicht den geringsten Anstoß erregen. Da kann also z. B. ein eifriger Rektor oder Oberlehrer, der über eine Buchhandlung kraft des ihm übertragenen Schergenamtes den Schulboykott verhängt hat, auf dem zivilgerichtlichen Wege zum Schadenersatz angehalten werden. Die Münchener Lokalschulkommission hat unseres Wissens in einem Streitfalle bereits einmal dahin erkannt, daß es nicht Sache eines Oberlehrers sei, die Auslagen der Buchhändler und Buchbinder zu zensurieren."

Es ist jedenfalls höchst unbedachtsam, die Schule in Konflikte mit der Geschäftswelt zu bringen. Zur Überwachung der Schaufenster ist die Polizei da. Die Polizei soll für dieses Gebiet gebildete Leute anstellen; dann wird sie vor groben Mißgriffen geschützt sein. Denn solche Mißgriffe sind sehr verhängnisvoll; ein einziger kann der ganzen Bewegung mehr schaden, als viele gute Arbeit ihr nützt.

* * *

Digitized by Google

Die Schule kann im Kampf gegen die Schundliteratur am besten wirken durch Erziehung zum Guten. „Es genügt nicht," bemerkt ein Schulmann in der „Frankf. Zeitg.", „den Schülern ein deutsches Lesebuch in die Hand zu drücken oder eine Schülerbibliothek zu halten, über deren oft recht kärgliche Ausstattung hier nicht geredet werden soll; der Lesehunger der heranwachsenden Jugend wird hierdurch keineswegs befriedigt. Wo das Elternhaus nicht die Privatlektüre sorgfältig ergänzt, werden die billigen bunten und aufregenden Hefte gekauft, die gerade bei der exaltierten, zu Extremen neigenden Gemütsart im Pubertätsalter so gefährlich sind. Auch die Aufstellung von Katalogen guter Jugendlektüre genügt noch nicht. Man sollte auch an die praktische Übung im Lesen und Verbreiten guter Volksbücher, so der Wiesbadener Volksbücher und ähnlicher, im Rahmen der Schule herantreten. Was verschlüge es, ab und zu eine ganze Unterrichtsstunde zum einfachen Vorlesen durch die Schüler untereinander zu verwenden, und zwar nicht aus dem Lesebuch, sondern aus guten Jugendbüchern. Es fehlt eben doch an der rechten Anleitung in der Privatlektüre unserer Jugend, die Schule hat angeblich keine Zeit dazu, das Haus gelegentlich oder oft kein Verständnis. Von solchen einfachen Lesestunden, in denen sich die Schüler gegenseitig anregende Bücher vorlesen, als häufigen Ruhepausen in der ewigen Tretmühlenarbeit des Tages, verspreche ich mir viel Gutes. Daß sie der Jugend sehr angenehm sind, wird jeder Schüler bestätigen, der zu Semesterschluß einmal so eine Stunde mitgemacht hat. Andererseits gibt sie der Schule Gelegenheit, für die Verbreitung guter Jugendlektüre zu wirken, für den Austausch der Bücher unter den Schülern einzutreten und sich schließlich ein Mitbestimmungsrecht über die Privatlektüre zu erwerben, da das Haus sich, wenn der Brauch Anklang findet, bei Geschenken und Bücheranschaffungen gern den kundigen Beirat der Schule einholen wird. Vielleicht kann eine verständige Wechselwirkung zwischen Schule und Haus auf diesem Gebiet Ersprießliches leisten, wo jedes Mittel, das Erfolg verspricht, recht sein muß."

* * *

Jedes Erfolg versprechende Mittel soll uns im Kampf gegen das Schlechte recht sein. Ich finde, daß man in der Wahl der Mittel oft recht ungeschickt ist, daß man gerade die nächstliegenden nicht ergreift. Der Verfasser des oben mitgeteilten Besserungsvorschlages nennt verschiedene gute Büchereien, die wir auch oft empfohlen haben. Aber können diese Heftchen als Auslage im Schaufenster als Lockmittel wetteifern mit den bunten Heften der Schundlektüre? Warum ruft man nicht auch für inhaltlich gute Volksbücher das bunte Bild zu Hilfe? Warum wählt man nicht dieselben Verbreitungsmittel wie die Schundverleger? Gebt den Kolporteuren und Straßenhändlern den gleichen, nein, einen größeren Verdienst, als die Schundwarenfabrikanten, und sie werden für euch ihre Werbekraft einsetzen.

In Locarno ging ich über den Markt und traf in Massen bei italienischen Händlern unser altes „fliegendes" Blatt. Es gab auch Schund darunter. Aber es überwog die gute Poesie, vieles war sogar „sehr hoch". Der Verkäufer versicherte mir, daß diese Blätter (2 Stück für 5 C.) nicht schlechter gekauft würden. Warum macht man bei uns nicht Ähnliches? Pfennigblätter könnte man bieten, obendrein mit guten Bildern. Aber dann ja nicht gleich mit „frommen" Dingen kommen. Nur wer die Weltfreude liebt, kann sie veredeln.

* * *

Ach ja, die praktische Tat! Was hilft alles Reden und Schreiben, wenn die Anwendung ausbleibt! Daß diese nicht so schwer ist, bewies im letzten Sommer der Kunstgewerbeverein zu Iserlohn. Indem er von der Erkenntnis ausging, daß alles Reden und Schreiben nichts hilft, solange den Leuten nicht wirklich die Kunst unmittelbar vors Gesicht gehängt wird, ließ er kurzerhand von den verschiedensten Verlegern Proben ihrer Drucke kommen und stellte sie in den Räumen der Königlichen Fachschule aus. Da hingen nun die edlen, farbenprächtigen Bilder und lagen die Blätter unter Glasscheiben und in Mappen, etwa 300 in allen Größen und Preisen, vom kleinen bescheidenen Druck zu 1 ℳ bis zum ausgesuchten Vorzugsdrucke zu 20,

Digitized by Google

30 und mehr Mark, zumeist jedoch die bekannten Blätter zu 2.50—6 ℳ. Auch die gefälligeren und leichteren Blätter französischer Künstler waren zum Vergleich herangezogen worden, vermochten jedoch trotz ihres unleugbaren technischen Wertes nicht gegen die Gründlichkeit und den schweren Ernst der deutschen Blätter aufzukommen. Und nun wurde das Publikum eingeladen: Kommt und seht! Und es kam anfangs zögernd, aber dann willig und freudig. Und das Ergebnis? — Das Iserlohner Bürgertum kaufte fast 300 Bilder. Der Erfolg war doch recht erfreulich: 300 schlechte Bilder werden nun verschwinden und 300 guten Platz machen. Und das in einer kleinen Stadt innerhalb einer Woche. Wieviel derartige Erfolge ließen sich nicht erzielen, wenn wir nur mehr mit der Tat vorgehen wollten und nicht so viel über die Köpfe der Leute hinwegredeten.

* * *

Gewiß, es wird nicht nur viel von Kunst über die Köpfe derer, die es angeht, hinweggeredet, auch *über* die Kunst, über Kunstwerke wird zuviel und oft recht schlimm geredet. Dann nennt man's Kritik. Unsereins ist da viel gewohnt, aber so hat mir doch schon lange nichts mehr die Galle ins Blut getrieben wie die Art, in der im *Deutschen Reichstag* den dafür bestimmten Bildern *Angelo Janks* mitgespielt wurde. Es ist anzunehmen, daß der Deutsche Reichstag nicht dem Erstbesten den Auftrag erteilt, den Sitzungssaal mit Bildern zu schmücken. In der Tat ist Angelo Jank zum mindesten einer der besten Könner unserer Tage. Ich gehe hier nicht auf die Bilder ein, die mir in unserer zeitgenössischen, im Staatsauftrag geschaffenen Wandmalerei ganz vorne zu stehen scheinen. Auch um die Stoffe handelt es sich hier nicht, so gewiß die Rücksicht auf Frankreich ein Sedanbild nicht verbietet, denn die öffentlichen französischen Gebäude zeigen hundertfach Siegesbilder. Hier handelt es sich nur um die *Tonart* der Kritik. Und wäre Herr Dr. *Pfeiffer* der erste Kunstkritiker unserer Zeit, er hätte kein Recht, in dieser Weise von der ehrlichen Arbeit eines als tüchtig anerkannten Künstlers zu sprechen. Unbewiesene Vorwürfe aneinanderreihen, beckmesserisch unwesentliche Einzelheiten betonen, mit Witzeleien das ihm nicht Gefallende lächerlich machen — das ist eine *Anmaßung*, die sich in Kunstdingen vor allem jene Leute zuschulden kommen lassen, die nichts davon verstehen. Wer an so hervorragender Stelle über Fragen der künstlerischen Kultur reden, an Kunstwerken Kritik üben will, der muß vor allen Dingen zeigen, daß er selber künstlerische Kultur besitzt. Diese offenbart sich in der Erziehung, zeigt sich darin, daß man selbst für den Tadel eine Form findet, die wenigstens den gesellschaftlichen Anstand wahrt.

* * *

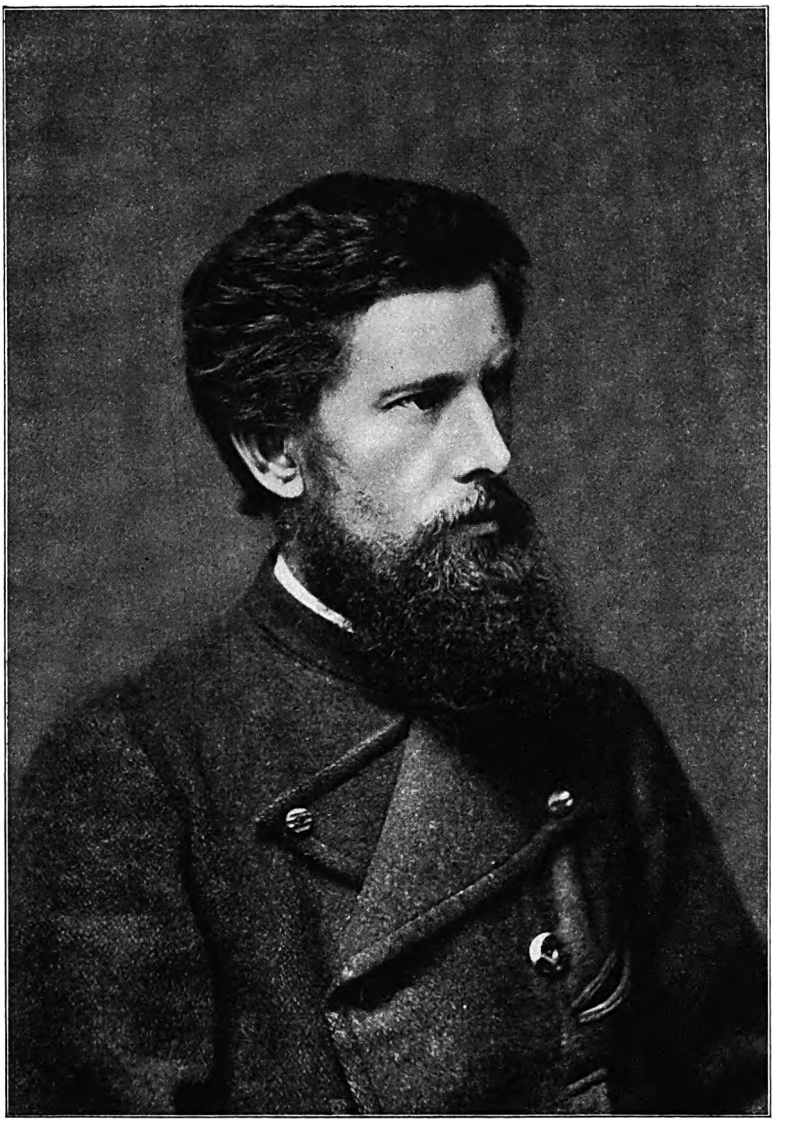
Ach ja, die Kritik! Sie ist ein böses Handwerk, und die Kritiker werden im Tadel leicht griesgrämige Leute. Glücklicherweise gibt es auch andere; solche, die aus lauter Begeisterung in einen Taumelwahn verfallen. So erging es beim russischen Balalaikakonzert dem Kritiker des „Morgens". Wenigstens die letzten Zuckungen seines Wonnedeliriums seien auch den Türmerlesern vorgeführt:

„In der Balalaika spielt alles mit, was es an greifbaren Dingen gibt. Dieser Ton ist die Melodie menschlichen Röchelns hinter roten Samtvorhängen. — Wenn die Balalaika in Europa spielt, werden die Männer rot und unruhig, und die Frauen lehnen sich zurück und verdrehen die Augen. Das Balalaika-Orchester erotisiert einen Wiener Walzer aus einer geheimniskrämerischen Galanterie zu fleischlichen Grimassen. Ein einziger Geigenstrich hinein in das katzenhaft schleichende Brustdunkel dieses Naturklanges müßte wirken wie das weiße Lächeln eines verkitschten Heiligen."

Das ist ergreifend schön! K. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google



K. Buchholz

Nach einer Photographie

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

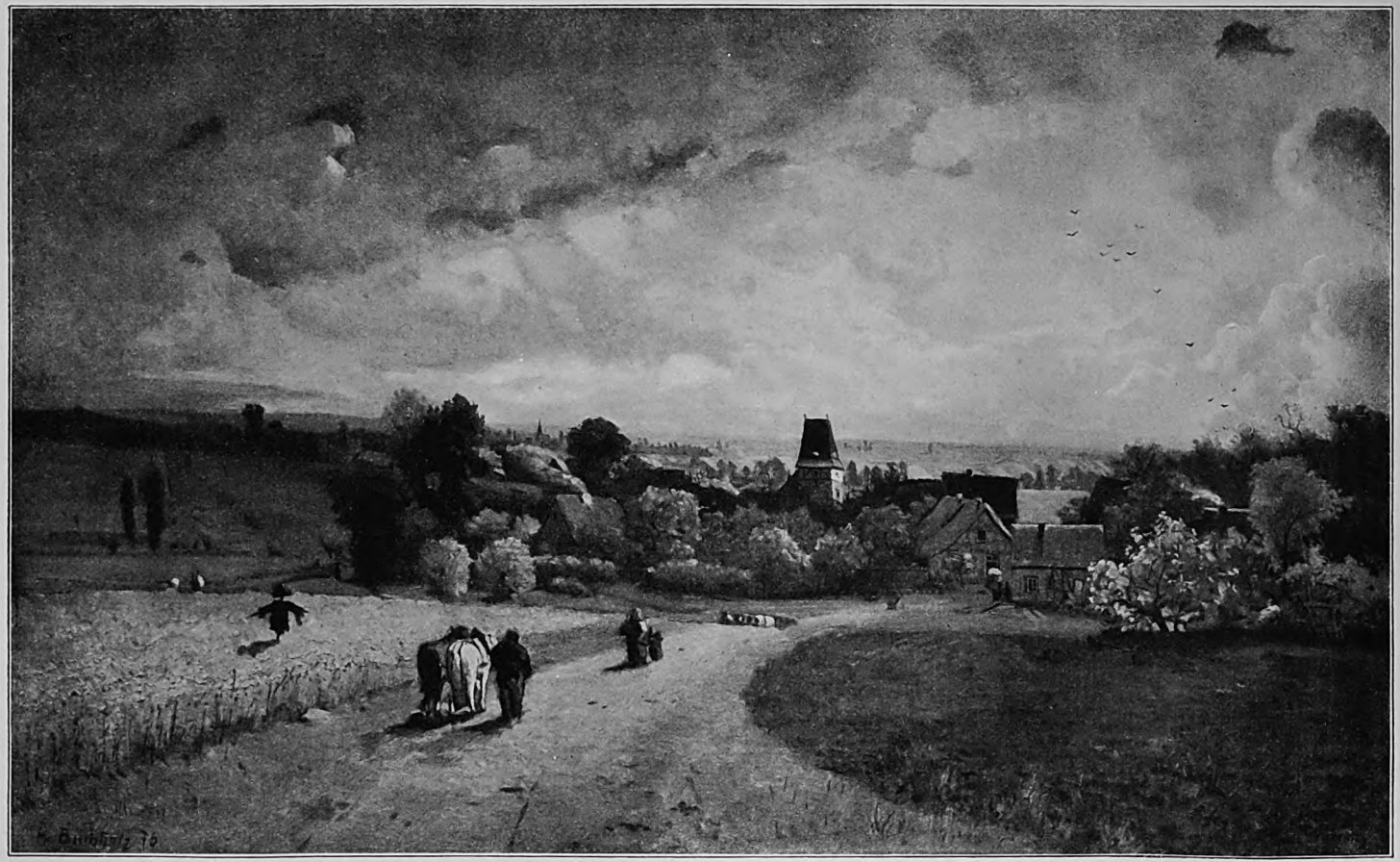
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Aufkommendes Gewitter

K. Buchholz

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sommerlicher Garten

Carlo Böcklin

Digitized by Google

XI. Jahrg. [illegible] [illegible]

Die monarchische Gesinnung

Von

[illegible]

[illegible]

Sommerlicher Garten

Carlo Böcklin

Digitized by Google

XI. Jahrg. Februar 1909 Heft 5

Die monarchische Gesinnung

Von

Ed. Heyck

Im einundzwanzigsten Jahre seiner Regierung, im neunzehnten nach der Entlassung Bismarcks, ist dem Kaiser Wilhelm II. im Namen seines Volkes ein vernehmliches „Vorsicht!“ zugerufen worden. Treuherzige Monarchisten, liebe Menschen, waren entsetzt darüber. Bei alledem, der lang anstehende Kaiserspott vorher war schlimmer, der fraß an der Monarchie wie ein schleichendes Geschwür. Dies jetzt war der befreiende, hoffnunggebende Schnitt. Und nun müssen wir nach so viel Verspätung zu einem würdigen Verhältnis zwischen dem Kaiser und der Nation kommen. Sonst waren die Novembereignisse auch umsonst, Episode, wie so vieles.

Es ist ergreifend und schüttelt die Seele, den Ikarussturz des Einzigen, der dabei überrascht wurde, sich vorzustellen. Kein Sturz aus der Sonnennähe einer höheren Weisheit von Gottes Gnaden. Den Prozentsatz Friedrich Wilhelm IV. in ihm, wenn er jemals war, hat Wilhelm II. längst überwunden und abgetan. Nein, der Sturz aus den Lichtnebeln der Überzeugung, rastlos für die Nation das Beste zu tun, in einer Weise zu tun, die dankbar begriffen werden müsse.

Und da wir solchem nachsinnen, fällt es uns heißer denn je auf die Seele: läßt man ihn nicht alles allein tun? drängt man ihn nicht dahin? Wo ist die Nation, die ihrerseits weiß, was sie will, die Antrieb und politischen Takt hat, aus dem

Digitized by Google

Duo mit dem Kaiser eine Harmonie, aus dem Zusammengehen mit seinem Betätigungsdrang ein geistiges Kartell zu machen? Man darf es ruhig sagen: Deutschland ist wie eine Frau, die zwar den konstitutionellen Ehebund erreicht hat, aber unfruchtbar bleibt. Was die Nation bewundernswert entfaltet, ist Technik und Kaufmannsgeist. Hier zeigt sich, was sie vermag. Und sofort ist der Kaiser dabei, setzt alle Differenzierungen des persönlichen Geschmacks beiseite, hat die Augen auf regsame Männer gerichtet, auf Ergebnisse, und hilft zu diesen, treibt an, treibt nach. Fragt einmal die hier beteiligten Leute, die sehr nüchtern sind, ob sie an diesem Zusammenwirken etwas auszusetzen haben. Auszusetzen ist nur das, daß solches Zusammenwirken nicht wichtigeren Gütern des Ganzen zu Nutzen kommt.

Es ist eine alte Behauptung, die Deutschen seien zu allem möglichen geschickt, nur nicht dazu, ein politisches Volk zu sein. Das stimmt, und stimmt auch nicht. Jedenfalls ist auf dem Wege, daß sie es jemals werden, der deutsche Norden noch am weitesten zurück. Es kann einem denkenden und freien Menschen nichts Wunderlicheres geschehen, als wenn er etwa bis zu seinem vierzigsten Jahre hauptsächlich aus Büchern den preußischen Staat erfaßt zu haben glaubt und dann persönlich nach Preußen kommt, sich umblickt, wohl die äußeren Spuren der Steinschen und Scharnhorstschen Zeit findet, aber in der Fläche und dahinter so gar nichts, gar nichts von ihrem Geist. Wir finden eine etwas modernisierte und sehr materialisierte Zuständlichkeit, die noch immer vom Unteroffizier und Kanzlisten als den positiven Kräften zusammengehalten wird. Wo ist die gebildete Öffentlichkeit, die den Staat als sittlich vereinigende Selbständigkeit auffaßt und hiernach Verhalten, Entschlüsse, Mitverantwortlichkeit ableitet? Wo zeigt sich der kategorische Imperativ, den man doch zur Voraussetzung befreit hat, im Bürger von jetzt? Und wo gar zeigt er sich im Beamtentum?

Die Bureaukratie ist nicht anders Selbstzweck, als sie sich früher dafür gehalten hat, wenn sie auch etwas urbaner überlackiert sein mag. Inwendig ist die alte Maschine eingefrorener als je. Der Einfluß, den auf sie das eingeführte Verfassungswesen geübt hat, ist, daß alle Räder „Kompetenz" knarren. So schwerfällig, als ob der Steuerapparat des Staatsschiffes voll Blei gegossen wäre, ist es geworden, alles wird gelähmt durch diese organisch moderne Ausgeburt der alten römischen Begriffsklauberei, die behutsame „Zuständigkeit". Was hat selbst das nur eine schädliche Zeit gedauert, bis endlich die Lüge über die kaiserliche Neujahrsvorlesung wieder beseitigt werden konnte! Jedes sitzt auf seinem Stühlchen Kompetenz, hat im Leibe (oder Geiste) den kleinen Katechismus der vorsichtigen Korrektheit und hält sich an den Buchstaben, der da tötet. Ein unzuständiger guter Wille, wo er vorhanden sein sollte, läuft sich an den Verhältnissen tot und bringt seinen Mann um den Hals; ganz abgesehen von den nervösen und ambitiösen Nebenumständen, vor denen jedermann gewohnheitsmäßig Sorge trägt. Die Maschine war für den Absolutismus gemacht; seit die Unruhe der Willkür aus dem Gangwerk herausgenommen ist, ist die Hemmung, die Zylindervorrichtung zur Hauptsache geworden. Gewiß, die Kompetenz ist logisch und unerläßlich. Es hilft auch gar nichts, als daß durch eine neue ungeheure Arbeit, durch eine gewaltige und geduldige Leistung aus kombiniertem Steinschen Geist und Bismarckschen

Digitized by Google

Schöpfergenie ex fundo eine ganz neue Einrichtung aufgebaut wird. Eine solche, die dann die gegenseitige Feindseligkeit aller lebendigen Kräfte im Staat — diesen Urquell der Behutsamkeit, der Negation — aufhebt und in Fühlung verwandelt. Die das Neue hervorgehen läßt aus der deutschen Gegenwartsanforderung, der Schicksalsverbundenheit von Volk, Beamtenschaft, Monarchie, aus der seit hundert Jahren theoretisch anerkannten gemeinsamen Verantwortung der genannten Trias in Idee und Ziel, in Recht und Pflicht. Wir sind das Prinzip des ancien régime losgeworden, aber nicht seine Ränke und Intrigenängste, seine Auffassung von Ämtern als Pfründen, seinen Privilegiensinn und seine geistige Trägheit, überhaupt noch nicht seine Menschen.

Auch außerhalb der Ämter nicht. Der Bedientensinn ist verbreiteter als unter dem Absolutismus. Der eine mit „Sehr wohl!", und der andere der Frechheit, der hinter dem Rücken tuschelt, klatscht, Grimassen schneidet. Zur Zeit des echten Absolutismus hielt sich von diesem unbehelligt, wer konnte. Seine Einwirkung blieb eine materielle und umgrenzte, nie sind innerlich freiere Menschen gesehen worden als im 18. Jahrhundert. Hinzugetretene wertvolle Errungenschaften haben die Lage geändert: die gedrillte Massendisziplin und die freiwillige monarchische Treue, die erst seit dem 19. Jahrhundert möglich — oder wieder möglich — geworden sind. Aber die Frucht davon ist noch immer nicht ein selbstachtungsvolles Staatsbürgerwesen. Sondern es zeigt sich erst das unreife Bild einer verstärkten Untertanengesinnung mit ihren guten und üblen Seiten. Politisch betrachtet haben ihre Tugenden nicht viel mehr als passiven Wert; aktiv und begehrend zeigt sich vor allem das persönliche Interesse, Eitelkeit, Materialismus, Geschäft. Daher zieht nicht der Staatsgedanke die Individuen an sich, sondern der Kaiser. Er ist tatsächlich suprema lex, was er zwar einmal gesagt hat wie so vieles, aber nach seinem tatsächlichen Handeln gar nicht sein will, er s u c h t Mitwirkung und macht überall Stichproben, um sie zu finden.

Wo er nun sachlich wirkt und antreibt, Heer, Flotte, Verkehr und Industrie, bleibt man ohne Würdigung für ihn. Dagegen auf Gebiete, die selbst zu Zeiten der Autokratie von der Maßgeblichkeit des Herrschers freiblieben, dehnt man die seinige aus. Man schmeichelt ihm nicht bloß — das tat auch das ancien régime —, man tut mehr, man macht ihn zum Richter, zum zuständigen Impresario. Zu jedem Blumen- oder Krautgarten, den einer hat, werden beeiferungsvoll die Tore aufgerissen, auf daß pro ratione stehe regis voluntas. Antwortet der Kaiser, Köln solle mit C geschrieben werden, worüber sich zur Not reden läßt, weil Köln von Colonia herkommt, wie Kaiser von Caesar, so muß nun auch Cottbus und Calau richtig sein. Immer steht die Devotion bereit, aus der Aphorisme eine Sentenz, aus der Einzelheit eine unmögliche Schablone zu machen. Wichtigtuerei und Streberei fragen ihn aus unnötigen Anlässen, tragen ihm hundert Rechte und Qualitäten an, drängen sie ihm auf. Er könnte ja freilich auch den Bescheid geben, wie Kaiser Karl VI., dem ein schlaudummes Musikerlein sagte: „Ew. Majestät würden selber ein Virtuose sein!" und der die seelenruhige Antwort gab: „I steh' mi holt besser!" Diese Trockenheit der Seele fehlt hier, und dafür ist es eben doch unvergleichlich Besseres, was vorhanden ist. Dieser gute Betätigungsdrang ist in der Tat die

Digitized by Google

wichtigste Initiative, die das deutsche Leben umtreibt und für das Notwendige sorgt. Sie lockt man dann aber weit über das von selbst gegebene Maß hinaus, in Kunst und anderen Dingen, wo jeder weiß, daß die Entscheidung nur eine subjektive sein kann. Man beutet sie aus, wo sie dem Einzelnen zugute kommt; wenn sie aber unbequem ausfällt oder dritte lachen, so hat sie die Schuld. Der Kaiser muß gefragt werden, wenn man in Dingskirchen ein Denkmal errichten will; will er dann anders, so ist's auf einmal Übergriff. Er soll überall die Trompete für Interessen der persönlichen Geltung, des Geschäfts oder der Eitelkeit sein. Des Kaisers Majestät steht auf Reklameplakaten gedruckt, sie darf zahlreichen Männern der freien Berufe das Aushängeschild bilden. Als einstmals Edwin Manteuffel von dem Präsidenten der französischen Republik ein sehr schmeichelhaftes Telegramm erhielt, ließ er es Leopold v. Ranke lesen, aber er schrieb dazu: „Zeigen Sie das Ding nicht, es gibt nur unnützes Gerede." Wer hätte in jüngster Zeit jemals die Einsicht, die Selbstüberwindung geübt, ein kaiserliches Wort bei sich zu behalten, das unnützes Gerede gibt?

Es müßte grauenhaft sein, von den Zinnen des Königtums herabzublicken auf die Fläche, wie man von dort sie sieht. Und eine entsetzliche Versuchung darin liegen zu Empfindungen eines Tiberius, viel viel warmes Blut und Hochgesinnung nötig, um ihnen zu entgehen.

Vieltausendgestalt läuft der Musikus Karls VI. im freiheitlichen Deutschland herum. Geschäftshuberei aller Art verzerrt und mißbraucht das monarchische Gefühl, perfide bedachter Byzantinismus verwirrt sich mit gläubig unbedachtem, unreife Bildung schwankt zwischen Überschätzung und Überdruß haltlos hin und her. Wie hat man allein, da wir nun wieder einen redenden Herrscher hatten, diese Gabe kritiklos übertreibend gepriesen, den bilderreichen Schwung der Empfindung mit der Klarheit des Gedankens verwechselt, die zum Sachsinn zugemengte Phantasie mit der harten Logik des Entschlusses! Wo aber bleibt die Fähigkeit, sich einmal gutsinnig in die Momente eines frei Redenden zu versetzen und ein am Sinn vorbeigehendes, unglücklich gegriffenes Wort aus dem schöner Gewollten zu verstehen? Dann lacht man plebejisch, im Banne einer parodistisch gestimmten Zeit, auf das Stichwort einer lauernden Journalistik, die immer nur das zur Verdeutung Geeignete herausgepflückt, wenn nicht erfunden hat, die immer nur auf Sensationen, im besten Falle auf Informationen jagt, die so bitterwenig den Sinn der schöneren Aufgabe des Verbindens, Helfens, des selbständigen Wollens und Zieldeutens zeigt. Wie selten macht sich jemand klar, daß dem auf steiler Höhe Umhegten so unvermeidlich vieles in Fata Morganen oder in Potemkinschen Dörfern der Idee seines Vollbringens sich vorspiegeln muß, im Gegensatz zu unsereins, der sich mit nackter Haut durchs schonungslose Leben kämpft.

Etwas mehr innere Loyalität! Dafür weniger äußerliche. Und etwas mehr Würde! Als ob das nicht möglich wäre!

Da steht eine Berliner Künstlerschar in der Reihe aufgestellt, und jeder, dem der Kaiser sagt, was er am Entwurf geändert wünscht, beugt sich tief gehorsamend zur Erde. Einer antwortet: „Eure Majestät, das wird sich nicht gut machen lassen!" Ein scharfes: „Wie meinen Sie das?" So und so. Zwei Blicke stehen ineinander,

Digitized by Google

ein paar Sekunden lang. Ein Blick wie eines Aars und das ruhige Auge eines naiven, wahrhaften Menschen, dem es heilig mit seinem Auftrag ist, daß etwas Rechtes wird. „Gut", sagt der Kaiser. „Machen Sie, was Sie wollen."

Mehr brauchen wir gar nicht. — Etwas mehr Würde, etwas weniger tagtägliches Reden von der Person des Herrschers, anstatt daß nun all die langen Jahre die Anhimmelung, die Klatschsucht, die Witzelei sie im Cakewalk umtanzten und unser politisches Leben vor dem Ausland und vor dem eigenen Gewissen zur Groteske erniedrigten. Ich meine darum nicht, daß wir nach englischer Anstandssitte gar nicht kritisieren sollen. Wir müssen und sollen die Kritik haben, die bei uns der Aktionsfreiheit des Herrschertums innerhalb der Verfassung natürlich entspricht. Aber wir können lernen davon, wie man in England die Herrscherfamilie im höchsten Sinne als our family nimmt, auf die man die eigne Selbstachtung ausdehnt und den privaten Takt. Wir stehen zu so leidig großen Teilen noch vor 1848, ja vor 1789: der Fürst soll mir was schenken, und im übrigen ist er mein Feind.

Daß den Fürsten immer nur die erfreute Resonanz entgegentöne, der Spiegel der Kritik ihnen entzogen werde, hat nicht einmal die Zeit der Autokratie gewünscht. Selbst die Louis XIV. haben nach den Boileaus gelauscht. Auch Gentz schrieb: „Es gibt nur eine einzige echt schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren, daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen." Aber die Stimme der ehrlichen Wahrheit kann nicht beachtet werden, wenn sie sich unter dem endlosen Geschnatter verliert, das nicht mehr angehört, das nur noch als Überdruß erregendes Geräusch vernommen wird.

Das ist das eine, und das Weitere, Wichtigste ist, daß wir als staatsbürgerliche Gesamtheit, als Volk erst wirklich ein solcher klarer und aufrichtiger Fürstenspiegel werden: daß unsere Ernstlichkeit, unsere Anschauung von echten Lebenswerten ein Maßstab wird für das Verhalten und die Würde dessen, der uns führt.

Ein Arndt-Gymnasium erbaut man soeben in einem der Vororte der Reichshauptstadt. Das ist der rechte Name dessen, was not tut und erzogen werden, leitend und sich ausbreitend werden muß. Arndtscher Geist, das ganze Volk durchdringend, vertreten von einer jüngeren Generation, die das Arndtsche aus der eignen Zeit begreift und der künftigen bewahren hilft, was zeitlos von den Wahrheiten dieses Treuesten und Mannhaftesten ist. „Es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn."

Männer zu sein, mit Schwung der Seele und wertvollen Inhalten, und als solche mitmühend, mitopfernd, mitverantwortlich am Staate zu sein, das hat uns die Zeit der Kant und Fichte, der Stein und Arndt als Deutung gewiesen, haben uns die Jahrzehnte danach als Recht erkämpft und zugestanden. Nun gilt es, dieses Rechtes würdig zu sein, die hinanführende Pflicht darin zu lesen und dadurch überhaupt so heiliges Recht der Freien erst zu üben.

Digitized by Google

Passiflora

Eine Geschichte

von

Albert Geiger

(Fortsetzung)

Ein leiser Geigenton.

Der Fiedler spielte. Ein altes Liebeslied in einigen kunstlosen Tönen.

Er spielte es der Tochter des Verwalters vor.

Dazu sang er in langgezogenen Klängen:

Ich bin dein.
Du bist mein.
Des solt du gewisse sein.

Adal hörte diesen langgezogenen Lauten eine Weile zu.

Er war aufgewacht, dieweil Frene ihn für Augenblicke verlassen hatte.

Erwacht mit hellen Augen und klarem Verstand.

Er hob den noch immer schmerzenden Kopf ein wenig und ließ ihn zurücksinken. Er bewegte die Hand. Auch sie schmerzte. Er schaute sich um, so gut er es vermochte.

War er so nicht schon einmal erwacht? Vor langer, langer Zeit?

Er schloß die Augen wieder.

Und immer wieder der langgezogene Ton. Und nun eine helle Mädchenstimme, die mitsang:

Ich bin dein.
Du bist mein.
Des solt du gewisse sein. . . .

Er lauschte diesen Klängen. Mit einer seligen Müdigkeit. Und allmählich ordneten sich die verwirrten Bilder zum geschlossenen Zug der Erinnerung. Und dann —

Da ging die Türe.

Frene stand auf der Schwelle.

Digitized by Google

Adal wandte das Haupt nach ihr. Und ihre Augen begegneten einander. Und wie errötende Liebende blieben ihre Blicke auf halbem Wege stehen.

Frene hatte die Hand auf die Brust gepreßt. Die seidigen Wimpern fielen wie im Erschrecken über ihre Augensterne. Und Adal lag mit geschlossenen Augen, durch deren Lider er die Sonne des herrlichen Sommerabends fühlte.

Sein Herz pochte heftig.

„Wo bin ich?“ fragte er endlich mit schwacher Stimme.

„Daheim!“ erwiderte sie bebend.

„Daheim!“

Er wiederholte das Wort wie eine Botschaft, die er noch nicht zu glauben vermochte.

„Wo bin ich?“ fragte er abermals.

„Bei mir.“

Es lag eine unendliche Süßigkeit in diesen zwei Worten. Ein scheues Versprechen. Eine grenzenlose Hingabe. Eine verhalten selige Bitte: Nimm alles, alles, was ich habe.

„Bei dir!“

Adal sprach dieses Wort mit einem Staunen, das ihn durchschauerte. Das holde Du fand sich auf seine Lippen, er wußte nicht wie. Aber es klang so, als könne es nicht anders klingen.

„Und bei dir ist die Heimat?“ fragte er nach einer Weile des Schweigens mit leiser Stimme.

„Wenn du willst, o Herr!“

Und mit feierlicher Stimme fügte sie hinzu:

„Alles, was du willst, will ich. Denn du bist der Herr meines Lebens und meines Todes.“

Nun sah er auf, und sie sah ihn an. Und nun ruhte ihr Blick heiß und voll in dem seinigen.

Dann, wie in Scham über ihre Worte und ihre Blicke, deckte sie die Augen mit der Hand und lehnte sich an die Tür.

„Komm zu mir, die du mir Heimat bietest!“ sagte er langsam. „Gib mir deine Hand, daß ich sie halte. Ich ahne, daß ich dir Dank schuldig bin.“

Wie im Traum unter einem Zwang näherte sie sich seinem Lager. Er machte eine schwache Bewegung, ihre Hand zu ergreifen. Da barg sie ihr erglühtes Antlitz in seiner Hand.

Er aber machte seine Hand ganz sanft los, daß ihr Haupt mit den schwarzblau seidig glänzenden Haaren auf das weiße Linnen sank. Und dann streichelte er ihre Haare leise, langsam, zärtlich. So wie ihn einst der Mutter Hand im Heimatgarten gestreichelt hatte vor langer, langer Zeit. Die Abendsonne lag auf der Hand und dem Haar.

Das währte eine ganze Weile.

Und den beiden war es, als brauche man sonst nichts in der Welt, um glücklich zu sein.

Ja, wenn sie jetzt hätten sterben können.

Digitized by Google

Wenn Gott es so gewollt hätte.

Endlich begann er wieder zu sprechen:

„Es ist mir so, als wär' ich daheim."

Diese Worte hörte sie in einem namenlosen Entzücken.

War es möglich?

Und sie begann zu weinen. Leise. Langsam netzten ihre Tränen sein Lager.

„Warum weinst du?"

„Weil ich so glücklich bin."

„Machen meine Worte dich so glücklich?"

„Gott könnte nicht herrlichere Worte sprechen."

„Sag mir deinen Namen, du liebes Wunder du!"

„Frene heiß' ich."

„Frene! Das ist wie eine Liebkosung: Frene!"

Und Adal streichelte aufs neue ihr Haupt. Er dachte an den alten Fluch. Aber es war ihm seltsam. Die Scheu vor ihm zerfloß in dieser weichen Abenddämmerung wie ein wesenloser Schatten. Er selbst in seiner Schwäche erschien sich wie ein Kind. Wie ein Knabe. Schlachtgetös und Siegesgeschrei — sie hallten kaum noch zu diesem Lager, das ihm eines Mädchens liebende Hand bereitet hatte, und an dem die Engel der Kindheit zu wachen schienen mit silbernen Flügeln.

Und in der Dämmerung strömten trunkene Worte über ihre Lippen. Sie wußten nicht, was sie sprachen. Sie wußten nicht, wo sie waren.

„Es ist mir, als kenne ich dich schon lange."

„Ich habe dich immer gekannt."

„Ich will dir sagen, wo ich dich gesehen habe."

„Sag mir's!"

„Einst in einem Dom hab' ich ein Madonnenbild gesehen: das warst du."

„Ich hab' dich in tausend Büchern und Geschichten gelesen und gesehen. Aber du bist mehr als dies alles. Du bist die Erfüllung. Mein armes Leben ist in deine Hand gegeben. O behalte es! Behalte es! Denn es ist nicht mehr mein!"

Er ist erschöpft und ruht sich aus in ihrer Liebe.

Und sie schweigt stille und lauscht seinem Atemzug und dem Pochen seines Herzens.

„Sag mir," beginnt er nach einer neuen Weile des Stilleliegens: „ist es nur ein Traum oder — du hast mich geküßt? Damals?"

Und sie flüstert halb erstickt mit brennenden Wangen:

„Ja! Damals ..."

Er fühlt die Glut ihres Hauptes bis in seine Hand.

Und er streichelt sie wieder. Ganz leise. Ganz zärtlich. Mit einer wundersamen Kraft der Liebkosung.

„Du brauchst dich nicht zu schämen. Aber ich fürchte mich, dir zu sagen: es ruht ein Fluch auf meinen Lippen."

Sie hebt ihr Haupt und sieht ihm nun in die Augen.

„Eine vor langer Zeit hat sie verflucht. Fürchtest du dich nicht?"

„Passiflora ..." sagte sie leise und bebend.

Digitized by Google

„Nein! Paſſiflora nicht! Aber wie kommſt du zu dieſem — Namen?“

„Du — als du krank warſt —“

Paſſiflora!

Und mit dem Klang dieſes Namens iſt es ihm, als durchſchüttere ihn aus unbekannten Weiten her eine Ahnung, eine Mahnung, ein rätſelhaftes Gebot:

Du ſollſt nicht!

All der Schauer ſeiner Unglücksjahre fließt ihm in dieſes Wort „Paſſiflora“ zuſammen wie drohend ſich ballende Gewitternacht in einen heitern Sommertag.

Fliehe! Zum Wandern und Kämpfen biſt du beſtimmt.

Dir iſt kein Glück, dir iſt keine Heimat beſchieden. —

Eine Kälte rinnt durch ſeinen Körper.

Seine Hand ſinkt von ihrem Haupt. Als ſei ſie tot. So eiſig.

Er atmet ſchwer.

Was hat er getan?

Darf er eines Weibes gedenken?

Frene aber hebt ſich langſam empor. Sie ſieht in ſein Antlitz. Sie fühlt auch hier die Kälte, die aus ſeiner Hand in ihre Wange geſtrömt iſt. Und ſie weiß: der furchtbare Augenblick iſt gekommen.

„Wer iſt — Paſſiflora?“ fragt ſie bebend.

„Geh! Laß mich!“ ſtöhnt er mit letzter Kraft.

Da rafft ſie ſich zuſammen.

Ein Schaudern fliegt durch ihren Leib.

Langſam geht ſie. Und in dieſem Gehen liegt eine unnennbare Verzweiflung der Gewißheit.

* * *

Mit wirrem, ſchmerzendem Haupt liegt Adal.

Aber aus dem ſtürmenden Wirrwarr ringt ſich der eine klare, harte und dennoch einzig erlöſende Gedanke:

Du darfſt nicht hier bleiben!

Ein ſchweres, ſchmerzvolles Stöhnen entringt ſich ſeiner Bruſt.

Fortſchleichen wie der Dieb in der Nacht. Und wenn ſie an ſein Lager tritt, iſt das Lager leer, und er iſt gegangen ohne Dank, ohne ein armes einziges liebes Wort.

So beſſer! Sie wird ihn haſſen. Ihn verachten. Und ſo raſcher wird ſie ihn vergeſſen.

Der Mann ſtrafft ſich in Adal, der eben noch weich wie ein Knabe war.

Zu lange iſt er müßig gelegen.

Hinaus in die Schlacht. Ein Schwert ſchwingen. Ein Feindeshaupt zerſpellen. Vergeſſen finden in Sturm und Not.

Als Narre der Prophet kommt, nach ihm zu ſehen, findet er ihn wach im Dunkeln.

Seine Freude iſt groß. Als er aber Licht entzündet und Adals fieberndes Antlitz ſieht, da wird er bedenklich.

Digitized by Google

Er bereitet Adal einen Schlaftrunk. Den soll er nehmen. Und ganz ruhig sein. Nichts denken. Nur so hindämmern. Das ist das beste Verhalten, wenn sich ein Kranker erholen soll.

Adal lächelt. Er drückt Narre die Hand. Dann kehrt er sich nach der Wand und tut, als ob er schliefe.

Narre wacht eine Weile am Lager. Dann sucht er sein Lager im Nebengemach auf.

Die Nacht geht langsam ihre sternenfunkelnden Schritte. Adal liegt wach mit brütendem Haupt.

Elf Schläge tut der Turmwächter am Stundenbrett.

Da erhebt er sich. Eine Schwäche überfällt ihn. Aber er beißt sich die Lippen wund und stellt sich auf die Füße. Der Mond sieht herein und zeigt ihm seine Gewänder. Und sein Schwert, das man am Fußende des Bettes aufgehängt hat.

Halber Wahnwitz ist sein Beginnen. Dieweil er aber seine Gewänder umtut, hält er jählings inne.

Wäre es nicht besser, morgen vor sie hinzutreten und zu sagen:

Du hast wohl an mir getan. Siehe, ich danke dir aus tiefstem Herzen. Und ich bin zeitlebens in deiner Schuld. Huld und Güte, wie du sie mir gespendet hast, mögen jedem Wanderer auf der Lebensstraße beschieden sein. Aber nun lasse mich meines Weges ziehen, auf daß dir nicht Unheil werde von mir!

Also sann Adal eine Weile.

Aber dann warf er den Kopf hoch.

Nein! Gar nicht mehr wiedersehen! Gar nicht mehr wiedersehen!

Er sprach diese Worte zweimal, dreimal vor sich hin.

Dann gürtete er sein Schwert um.

Und leise, leise ging er hinaus. An dem schlafenden Narre vorbei. Er betrachtete ihn einen Augenblick. Nun, wie er ging, war er so heimat- und freudelos wie in der Nacht, da er die drei gefunden hatte.

Nun wohl! War es nicht für ihn, gerade für ihn am besten so?

Dachte er denn nicht daran, daß vielleicht ein ihm verwandtes Wesen in derselben Not und Einsamkeit umherirrte wie er?

Sollte er es besser haben als die Schwester?

Behutsam tastet er sich durch die Gänge. Er steht nun in dem von den beiden Riesen bewachten Portal. Er sieht hinaus in die halbverschleierte Mondnacht. Er atmet tief auf. Tief aufatmend saugt er die würzige Nachtluft ein. Und zugleich beklemmt ein jäher Schmerz seine Brust.

Welch eine wundersame Sommernacht webt über Schloß und Garten ihr flimmerndes Duftgewand! Springbrunnen rieseln und leuchten schwach im Monddämmer. Götterbilder sprechen ihre magische Sprache durch das silberne Nachtschweigen. Weiße Rosen heben wie Silberkelche ihre vollen Blüten zum Mondbild empor. Der graue Vogel der Nacht singt ein seufzendes Lied aus den Myrtenbüschen. Er singt: meine dämmerschöne Freundin, o Sommernacht, wiege zu meinem Lied und im Duft meiner tausend Freundinnen, der blühenden Rosen, deine holde Seele, deine lieblichen Glieder. Laß uns der Düfte und der Töne selig

Digitized by Google

sein, bis der Tau deine zarte Stirne netzt und der blasse Stern des Morgens über Berge und Wälder sieht. Jetzt ist Sommer, die lachende Zeit der Liebe.

Adal sieht die Entzückung rings um sich. Ist das ein Märchen um ihn her? Ach, in solch berauschender Sommernacht Aug' in Auge tauchen und den Glanz des Mondes und der Sterne darin suchen. Mund auf Mund pressen und die Düfte der Sommernacht von den bebenden Lippen trinken. Brust an Brust drängen und das Geheimnis des Glückes belauschen in pochender Brust.

Und er sendet seine fragenden Blicke zum Nachthimmel hinauf. Dort steht die Venus. Ein grünliches, unruhiges Licht.

Mit harter Hand wischt Adal den Zauber von Stirne und Antlitz. Er reißt sich zusammen.

Fort!

Langsam und vorsichtig schreitet er durch den Garten. Unter einem gewaltigen Nußbaum auf einer Steinbank rastet er erschöpft einen Augenblick. Auf dieser Steinbank wollte Frene mit ihm sitzen, wenn er genesen wäre. Neben ihm sitzen, seine Hand halten, ihre Wange schüchtern an die seine schmiegen, ihm lächelnd das lachende Reich ihrer jungen Liebe zeigen und ihm bittend sagen: Sieh, das ist mein. Nimm es alles, alles hin! Er steht auf und geht weiter. Die Säulengänge durch und sieht sich erschrocken um, als sein Schritt einen leisen, geisterhaften Widerhall erweckt. Folgt man ihm? Er geht hinab in die Gärten. Staunend ob all der Fülle der Natur um ihn her. Schweigend und dunkel ragen die Zypressen in die Mondnacht. Durch das Laub dichtbehangener Kastanienbäume streut der Mond sein Licht. Feigen reifen dem Gepflücktwerden entgegen. Glänzender Efeu und Lorbeer, im Mondlicht wie getriebene Silberarbeit einer Künstlerhand, bekränzen Adals Schritte.

Rosenhecken wuchern um die Wege. Wie hohe stumme Wächter stehen verstreute Pappeln. Trauerweiden rieseln mit kühler Flut über Steingewölbe. Edle Früchte wachsen an Spalieren und die freundliche Rebe überdacht die Gärten mit schwellenden Trauben und fügt sich zu Lauben heimlichen Glückes. Alles in einer märchenhaft wuchernden Verwilderung. Und alles das wollte Frene ihm schenken als Morgengabe ihrer Liebe, als Königreich ihrer jungen Seligkeit.

Adals Brust hebt ein leiser Seufzer. Er geht tiefer hinab. Hier hängt die Gartenpracht wie ein Vogelnest über einem Abgrund. Steil geht es da hinunter, gäh in die Tiefe. Keines Menschen Fuß hat diesen Fels berührt.

Adal beugt sich vor. Er mißt die Tiefe. Er prüft den Felsen.

Die alte Wageluſt überkommt ihn. Soll es nicht im Gestein Spalten geben, da der Fuß sich einklemmen kann?

Mit scharfem Aug' erspäht er da ein Band und dort wieder ein Band. Er denkt an die Felsenfeste, die sie im Toskanischen erstiegen haben. Ein Dutzend hat den Hals gebrochen. Aber erklettert haben sie den Felsen.

Nur fühlt er die Schwäche der Krankheit.

Und wieder rafft er sich zusammen. Ein eigensinniger Trotz strafft seine Züge.

„Ich wag's!“ murmelt er.

Er schickt sich an, hinunterzusteigen.

Digitized by Google

Da wird er jählings von bebenden Armen unschlungen und zurückgerissen auf den Rasengrund. Das kommt mit einer so bestimmenden, befehlshaberischen Gewalt, daß er einen Augenblick halb betäubt daliegt.

Dann sieht er auf und sieht in Frenes Augen. Zwei angstvolle, zürnende, flehende, vom Elend verzweifelnder Liebe schwimmende Augen. In einem geisterhaft blassen und so himmlisch schönen Antlitz.

Etwas wie Beschämung erfaßt ihn. Er senkt die Wimpern.

„Du!“ murmelt er.

In der Stille der Nacht hier in den Gärten hatte die Schlaflose ihre Qual geborgen. Da hatte sie Adal kommen sehen. Und da hatte sie ihn festgehalten.

„So hast du gehen wollen?“ stammelt sie. „So? Da hinab? In den Tod! In den kalten, furchtbaren Tod? Nur um mich zu fliehen? So verhaßt bin ich dir? Wehe mir, daß eine Mutter mich geboren hat. Was ich liebe, das muß mich hassen!“

Ein leises langes Schluchzen tönt durch die Stille der Gärten und mischt sich mit dem Schluchzen der Nachtigall.

Adal weiß diesem Schmerzensausbruch nichts zu erwidern.

Eine neue Beschämung überkommt ihn. Und zugleich ein stärkerer Trotz. Er fühlt den Zwang, der von Frene ausgeht. Und er empört sich gegen diesen Zwang. Fest muß er bleiben. Nur jetzt festbleiben!

„Lasse mich!“ bittet er rauh.

„Nein! Nein! Nein! So nicht!“

Auch in ihr erwacht nun die Leidenschaft. Was hat sie ihm getan? Nichts als Liebes hat sie ihm getan.

„Lasse mich! Närrin!“

Sie erbebt. Rauhe, böse Worte kommen von seinen Lippen, wie sie nie in ihrem Leben vernommen hat.

Aber sie hält ihn fest mit der Kraft der Verzweiflung.

„Mit dir! Mit dir . . .“ flüstert sie.

Es ist ihm, als wäre Stahl in diesen zarten Mädchenarmen. Unerbittlich festhaltender Stahl. Er sucht diese Arme von sich los zu machen. Aber hat er den einen weggedrängt, so faßt der andere mit um so festerem Griff.

Er knirscht unter diesem Zwang. Nun herrscht nur der Mann in ihm, der des Weibes Willen nicht dulden mag. Endlich stößt er ihre erlahmende Kraft mit einer wilden Gewalt von sich. Halb Fieber, halb Wahnwitz wogt es in ihm.

Mit einem leisen Schrei sinkt sie zurück. Sie sieht das Furchtbarste schon geschehen.

Aber da überfällt ihn die lange zurückgezwungene Schwäche und wirft ihn auf den Rasen in taumelnder Ohnmacht.

Mit großen, entsetzten Augen sieht Frene ihn zusammenbrechen.

Über ihn sinkt sie hin. Sie betastet ihn zitternd. Sie horcht fiebernd an seinem Herzen. Es schlägt noch. Wild. Als wolle das jagende Blut das enge Gefäß zersprengen. Doch langsam wird es ruhiger. Und gleichmäßiger. In tiefster Betäubung liegt er. Machtlos zu seinem furchtbaren Tun.

Da sendet Frene einen Blick des heißesten Dankes zum Himmel.

Digitized by Google

Sie kann niemanden rufen. Denn sie fürchtet: ihre Stimme könne ihn aus der Ohnmacht wecken.

Sie kann niemanden holen. Denn sie darf ihn nicht allein lassen.

Neben ihn gekauert verwacht sie die Stunden der Nacht.

Zuweilen flüstern ihre Lippen:

„Er ist mein. Ich hab' ihn mir behalten."

Weiter denkt sie nicht und will sie nicht denken.

Hoch am Himmel schimmert und flimmert der Venusstern.

* * *

Der Blüte fünftes Blatt

Das Fieber hatte Adal wieder aufs Lager gezwungen. Mit rasender Gewalt. Tagelang mußten die drei Getreuen mit ihm ringen, wenn er in seinem Fieberwahn vom Lager aufspringen wollte. „Fort! Ich will fort!" schrie er dann, bis er bewußtlos zurücksank. Frene sah mit unendlichen Qualen dieses Ringen, und sein verzweifeltes: Fort! Ich will fort! klang wie die Totenglocken ihrer Liebe noch in ihren kurzen, unruhigen Schlummer. Dann fuhr sie entsetzt auf und eilte zum Lager des Kranken, gemartert von der furchtbaren Angst: er könne seinen Wächtern entsprungen sein und den verhängnisvollen Weg doch angetreten haben. Da lag er blaß, eingefallen, kalten Schweiß auf der Stirne. Die Hände tasteten unruhig um sich und die zuckenden Lippen schienen noch immer das: Fort! Ich will fort! zu flüstern.

Jeden Tag betete Frene:

„Lieber Gott, lasse ihn genesen. Dann soll er gehen, und kein armes Wörtlein will ich ihm sagen, daß er bleiben soll. Geh' es mit mir, wie es wolle. Wenn nur er gesund wird. Dann soll er nur ruhig gehen zu — Passiflora."

Das war ihr nun eine tödlich schmerzende Gewißheit geworden: Passiflora war das Wesen, das zwischen ihrer Liebe und Adal stand.

Aber wer war dieses Wesen? Von dem nicht einmal seine getreuesten Diener wußten?

Denn sie hatte eines Tages Narre den Propheten gefragt:

„Sag mir, so wahr du selig zu werden hoffst: wer ist Passiflora?"

Narre sah die Arme mit seinen ehrlichen bekümmerten Augen erstaunt an und sagte, den Kopf schüttelnd:

„Herrin, ich weiß es nicht. Ich habe diesen Namen nie gehört."

Sie blickte ihm mit ihren blauen Kinderaugen bis ins Tiefste des Herzens hinab. Es war kein Falsch an ihm.

Und Narre fügte hinzu: „Es mag wohl ein Name aus irgendeiner Geschichte sein, der ihm da im Fieberwahn wieder auf die Lippen gekommen ist."

Da überwand sich Frene und fragte, eine so große Scham ihr das war, mit stockender Stimme und erglühenden Wangen:

„Kann es nicht der Name eines Weibes sein, das dein Herr geliebt hat?"

Digitized by Google

Und Narre sah sie abermals mit seinen großen klugen Augen an und erwiderte mit einem merkwürdigen Klang in der Stimme:

„Mein Herr hat nie ein Weib geliebt."

Wer war Passiflora?

Dieser Gedanke zermarterte Frenes Haupt.

— Dieweil ward es mit Adal besser. Er sprach nicht mehr im Fieberwahn vom Fortgehn. Seine Augen wurden heller. Aber je näher der Augenblick kam, da er sich wieder des vollen Bewußtseins erfreuen würde, desto quälender wurde Frenens Angst. Denn dann galt es ja den Abschied. Und dann war ihr Leben vernichtet.

Endlich rang sich ein verzweifelter Entschluß aus ihrer gepeinigten Seele.

Sie rief die drei Getreuen zu sich und sprach zu ihnen:

„Euer Herr wird nun bald zum klaren Tageslicht der Genesung erwachen. Da ich aber fürchte, daß mein Anblick ihm schaden möchte, so will ich lieber für eine Weile von hier fortgehn. Euer Herr mag alles, was hier ist, als sein Eigen ansehen und bleiben oder gehen, wie ihm beliebt. Und wenn er scheiden will, so mag er scheiden in Gottes Namen."

Als sie so sprach, konnte sie sich nicht erwehren, daß ihr langsam schwere Tränen über die bleichen Wangen flossen. Die drei sahen das wehvolle Kind mit den traurigen Augen wortlos an. Endlich sprach Narre der Prophet:

„Herrin, es wäre nicht wohlgetan von Euch, also zu handeln. Wir ahnen, daß viel schweres Leid über Eure junge Seele gekommen ist. Aber wir meinen: unser Herr wird uns schelten, wenn er aufwacht. Und er wird uns fragen: Warum habt ihr die gehen lassen, der ich zu Dank verpflichtet bin? Ist sie nicht die Herrin, und soll ich sie vertrieben haben? Was würden wir dann sagen können? Bleibet also da! Was da kommen muß, wird ja doch kommen nach dem unveränderlichen Ratschluß und wie es die Gestirne vorschreiben. Seid aber versichert, daß wir Euch allezeit ergeben und untertan sind."

Er hatte diese Worte mit großer Feierlichkeit gesprochen. Nun verbeugte er sich ehrerbietig und führte den Saum ihres Gewandes an den Mund. Ein großes Erbarmen war in seinem Herzen.

Dennoch aber vollführte Frene ihren Vorsatz. Sie zog am Nachmittag desselben Tages aus, begleitet von Ursula und einem Diener. Niemand sagte sie: wohin.

Und zur selbigen Zeit erwachte Adal zum Bewußtsein.

O welch ein anderes Erwachen war es, denn in jener Nachmittagsstunde, da Frene zu dem Erwachten getreten war und gesagt hatte:

„Du bist daheim."

Des Schlosses Herrin war nicht mehr da.

Nur allmählich und zögernd erfragte er sich diese Kunde.

Als er sie aber vernommen hatte, verfiel er in eine tiefe Schwermut.

Er also hatte die arme Frene vertrieben. Die holde Getreue, die stille Gütige war fortgegangen. Still und traurig. Wie ein mißhandeltes Kind.

Und eine Sehnsucht, eine schmerzlich gewaltige Sehnsucht fiel über ihn. Nur noch einmal ihr schwarzes seidiges Haar streicheln. Nur noch einmal das blasse

Digitized by Google

ſtille Geſicht und die blauen ſorgenden Augen und ihr geheimnisdämmerndes Licht über ſich ſehen. Noch einmal die leiſe ſüße Stimme ſagen hören:

„Du biſt daheim.“

Da kehrte er in großer Bitterkeit und Schwermut ſein Antlitz gegen die Wand und ſprach kein Wort mehr. Er ſchloß die Augen. Und krampfte die Hände ineinander. Aber durch die geſchloſſenen Lider fühlte er die Gewalt ihrer Augen, ihres Antlitzes, ihrer Geſtalt, ihrer Hände. Ihre leiſe ſüße Stimme tönte ihm und lockte ihn. Schauer durchzitterten ſeinen Leib. Alſo lag er krank an der ſchwerſten Krankheit.

Die dreie aber umſtanden ihn bekümmert, und Narre der Prophet redete ihm zu.

Und endlich ſprach Adal mit ſchwacher Stimme:

„Ihr habt ſie fortgehen laſſen. Holet ſie. Ich will nicht eſſen noch trinken, bis ſie wieder da iſt.“

Da entſandte Narre der Prophet mit bitterem Herzen Ratte und Hinketakt, nach Frene zu forſchen und ſie herzubringen. Und ſein Herz war bitter, weil er, der dem Unheil hätte wehren ſollen, nun dem Unheil helfen und ihm die Hände reichen mußte.

Zuſammengeduckt kauerte er ſich neben das Lager ſeines kranken Herrn.

* * *

In einer Mühle weit hinten im Tal hatte Hinketakt, der Findige, die ſchöne Frene aufgeſpürt.

Sie war am Fenſter geſtanden mit traurigen Gedanken. Und wie ſein Herz in der Ferne mit jedem Schlag nur Frene! Frene! Frene! pochte, ſo klopfte das ihre dagegen: Adal! Adal! Adal!

So ſah ſie Hinketakt. Er ſtieß einen Jauchzer aus, daß Frene erſchrak. Dann machte er die tiefſte Verbeugung ſeines Lebens und beſtellte ihr die Botſchaft genau mit den Worten, wie Narre ſie ihm und Ratte aufgetragen hatte:

„Kommet alſogleich, Herrin! Unſer Herr wird ſterben, wenn Ihr nicht kommet.“

Da machte Frene in Haſt ſich auf den Weg.

Und wieder in der Dämmerſtunde war es, da trat ſie zu ihm.

Ein langer, langer Blick zweier Augenpaare.

Nicht ſie, nicht er dachten mehr an Paſſiflora.

Die ſchmerzliche Seligkeit ihrer Augen überſtrahlte das Dunkel dieſes Namens.

Narre ging ſtill hinaus.

* * *

Es kam eine Nacht.

Der überreife Sommer und der kommende Herbſt reichten ſich in dieſer Nacht die Hände.

Die Roſen dufteten mit ſtärkerem Begehren, ihre flüchtige Seele zu verhauchen.

Und über ſie fiel ſchwer das erſte Herbſtblatt eines Baumes.

Einſam brannte im Schloſſe ein Licht.

Digitized by Google

Im Brautgemach.

Wie Kinder blind in verzücktem, besinnungslosem Taumel waren die beiden diesem Tag, dieser Nacht entgegengegangen.

Sie waren sich wie ein Wunder erschienen, nach dessen Wesen man nicht forschen darf aus Furcht, es mit plumpen Händen zu zerstören.

Adal trat auf Frene zu, faßte ihre schmalen, heißen Hände, drückte sie an seine Brust und küßte diese Hände.

Und er sprach leise:

„Mein geliebtes Wunder du!

Diesen Händen habe ich einst wehe getan. Ich will sie um Vergebung anflehen."

Da nahm Frene Adals Hände mit ihren schmalen, heißen Händen und legte sie um ihren Hals. Und sie sprach:

„So üben meine Hände Vergebung und so tilgen sie die Gewalt, die ihnen angetan ward."

„Aber vermagst du auch den Fluch von meinen Lippen zu bannen?"

Sie küßte ihn mit ihrem heißen, roten, sehnsüchtigen und doch keuschen Kindermund:

„So banne ich den Fluch von deinen Lippen."

Das Dunkel der Nacht umfing sie.

Sie lagen in verzückten Schauern.

Und trunkene Worte flossen von ihren Lippen.

„Wo bin ich?"

„Du bist daheim!"

„Wo bin ich?"

„Bei mir!"

Es war Adal und es war Frene wie beim Erwachen Adals auf dem Krankenlager.

Es war ihnen wie Kindern, die sich zusammengefunden haben in der weiten, großen Welt. Irrende, schweifende Kinder, die nicht wissen, woher sie kommen.

Sie küßten sich nicht mehr. Sie verschränkten ihre Hände ganz still im Gefühl einer unendlichen Glückseligkeit.

Und so sehr ihre Herzen brannten, sie fürchteten sich, diese heißen Hände voneinander zu lösen.

Es war etwas, das sie fürchten machte in aller Seligkeit.

So lagen sie gebunden von seliger Furcht. Voll Bangen nach der Erfüllung und voll Angst vor der Erfüllung.

* * *

Die Nacht trieb ihr Wolken- und Sternenheer über die Erde. Der Fluß rauschte unten dumpf, tief, wie eine ferne Drohung. In den Myrtenbüschen unter dem Brautgemach sangen die Nachtigallen. Stärker und schmelzender. Zuweilen zuckte die Luft von geheimen Feuern. Ein Gewitter kündigte sich an.

Gegen Morgen war Adal entschlummert. Und er träumte:

Digitized by Google

Seine Schweſter Paſſiflora käme ins Brautgemach gegangen, einen Kranz von weißen Roſen auf dem Haupt. Sie trug die Züge Frenens. Sie trat zum Lager und neigte ſich auf Adal und Frene herab. Dann reichte ſie Frene die Hand, und die erhob ſich, und die beiden gingen ſtumm ohne einen Blick des Scheidens hinaus.

Frene und Paſſiflora.

Und er war allein.

Da erwachte er von der Gewalt dieſes ſtummen Gehens.

Das Frühlicht ſah herein. Fahl dämmernd. Blitze miſchten ſich hinein. Immer noch ſang die Nachtigall ihr Hochzeitslied.

Wenn nun der Morgen der Nacht enttaucht, dieſer rätſelhafte, ſcheue, wiſſende Morgen.

Wenn man nun wach wird und ſieht und nicht weiß: ſieht man Wirklichkeit oder Träume.

Und wenn man aufatmend denkt: es iſt Traum und keine Wirklichkeit.

Und wenn dann der erwachende Tag mit ſeinem Finger darauf zeigt, und wenn man dann ſieht:

Ja. Dieſes iſt kein Traum. Es iſt Wirklichkeit.

Furchtbare, unbarmherzige, gleichgültige, mit dem Weckruf der Ewigkeit hereindröhnende Wirklichkeit:

Ja, Menſch. Es iſt ſo. Du mußt es glauben.

Und wenn man dann ſieht und erkennt, und die Seele das Grauſen erſchüttert wie ein donnernder Widerhall:

Es iſt ſo ...

Alſo war Adals Erwachen.

Er ſah herab auf die Schlummernde.

Und er dachte:

Nein. Dieſes iſt noch Traum. Es iſt nicht Wirklichkeit.

Alſo mußte er ſehen und glauben lernen:

Es iſt ſo ...

Alſo ſah er auf der Schlummernden Bruſt das Zeichen der geheimnisvollen Blüte hingeſchrieben:

Paſſiflora.

Er ſah es und taumelte auf und ſah wieder.

Und dann ſchlug ſein Haupt auf den Boden des Gemaches.

Braut und Schweſter.

Der Ring des Geſchehens war vollendet.

Lange lag er. Sein Atem ging wie in ſchweren Stößen der Wetteratem einer gewitterſchwülen Nacht. Seine Fäuſte waren geballt. Er rang mit unſichtbaren Mächten. Er lag ſtumm wie ein Geknebelter. Hatte das Schickſal nicht Mitleid mit dieſem Kampf eines Edeln?

Es hatte ſein Werk hier vollbracht, und ſchon ging es mit den ehernen Schritten weiter. Seine Schritte wuchteten durch den Weltenraum. Die Wucht erſchütterte die Sterne. Mit blinden Augen ſchritt es ſehend. Unbekümmert. Neuen Zielen, neuen Opfern zu.

Digitized by Google

Da erhob sich Adal.

Wie lag sie so lieblich. Eine schlummernde Rose, die der Morgen, dieser Morgen, noch nicht geweckt hatte. Die schuldlose Süßigkeit des Kindes webte über ihren geschlossenen Lidern. Aber auf dem roten Munde schlief der Glückstraum des Weibes.

Adal betrachtete sie lange. Ein dumpfes Stöhnen kam langsam aus seiner Brust. Wie eine neue unerhörte Qual, die zögert, die Welt zu betreten.

Warum hatte er sich gescheut in kindischer Furcht?

Warum hatte er sein Glück nicht genommen mit unbekümmerter Faust?

Minder furchtbar wäre dann dies Erwachen gewesen.

Aber nun, das ungestillte bäumende schreiende Verlangen im Herzen, nun hängen zwischen Sehnsucht und Sünde, festgeschmiedet in das Nichts des Entbehrens?

Sein Blick irrte nach seinem Schwert. Über dem Lager hing es. Ein Blitz huschte aus dem fahlen Morgen darüber hin. Und drohend sprach sein Leuchten:

„Ich kann zerschneiden, was nicht zusammen gehören darf. Nimm mich! Ich bin ein guter Trost!

Ich kann dir helfen."

Aber Adal nahm das Schwert nicht.

Wohl! Wenn sie Mann und Weib geworden wären! Nur eine Stunde der Erfüllung! Und das Schwert hätte seine eiserne Sprache sprechen dürfen. Sprechen müssen!

Doch nun . . . so . . .

Nein!

Seine Blicke fielen düster und drohend in den Morgen hinaus, der ihn geweckt hatte — zu diesem Erwachen.

Nein.

Er wollte nicht töten. Das war der Ausweg und Endweg aller Knechte, die ratlos waren und dann nichts wußten als sterben.

Nein, das war nicht seine Art.

Ein kalter verzweifelter Trotz erwachte in ihm.

Er lachte kurz.

Nun will ich mit Gott reden! sprach er zu sich.

Er küßte ihre Stirne. Sie murmelte Worte, die er nicht verstand. So trägt der plauderhafte Wind Worte der Glücklichen aus den Gärten der Wonne hinaus zum Bettler.

Zum Bettler, dem des Gastmahls Köstlichstes gezeigt wurde und der niemals, niemals eintreten sollte, davon zu genießen.

Nein.

Und dieses sein hartes trotziges Nein war wie ein Echo des Nein, das ihm aus dem Munde des Schicksals entgegengedonnert hatte.

Er stemmte sich wider die Hand des Schicksals.

Er, der schwache, schwache Mensch.

„Ich will mit Gott reden!" sprach er abermals halb irr vor sich hin.

Digitized by Google

Und noch einmal ruhte sein Blick auf dem Abbild der Blume auf ihrer Brust. Wie einst des Knaben Auge staunend darauf geruht hatte.

„Ich habe dich gesucht, Passiflora. Ich habe dich gefunden. Ich will dich behalten." (Schluß folgt)

Gestern in der Abendstunde

Von

Heinrich Scharrelmann

Gestern in der Abendstunde,
Als ich mit dem Buche in der Hand
An das offne Fenster lehnte,
Fuhr unten vorbei eine Droschke.
Silberbeschlagen die Pferde!
Gummireifen!
Und der Kutscher in neuer Livree!
Und zurückgelehnt in den Wagen
Ein liebliches Mädchen.
Es hob seine Augen von ungefähr
Und sah mich an.
Da huschte ein seltsam Erkennen ihm übers Gesicht.
Und mit den großen, braunen Augen fragt es:
Kennst du mich nicht?
Da zog auch mir ein wirr Erinnern durch den Sinn:
Nicht wahr, ich hab' dich schon gesehen, süßes Kind?
Nicht wahr, wir sind ein Stücklein Leben schon vereint gepilgert?
Doch nicht auf dieser Erde.
Ja richtig! — Ja, ganz recht! — Ja, damals waren wir ...
Und lebten wir nicht auf blumigen
Wiesen, ein Märchen des Glücks?
Ach ja, ganz recht! —
Nein, was man doch alles vergißt im Leben!
Immer nur denken wir dieser Erde
Und sinnen nicht nach den Tagen auf anderen Sternen .....

Digitized by Google

Charles Darwin

Zu seinem hundertsten Geburtstag

Von

J. Reinke

Charles Darwin erblickte zu Shrewsbury in England am 12. Februar 1809 das Licht der Welt. Sein Vater war Arzt. Schon frühzeitig regte sich in dem Knaben Neigung zu Naturbeobachtungen. In der Schule, die er bis zum 16. Jahre besuchte, fand er wenig Gelegenheit, diesen Neigungen zu folgen; sie wurden im Gegenteil von den philologischen Lehrern übel vermerkt. Um den Sohn dieser Zwangslage zu entziehen, sandte sein Vater ihn auf die Universität Edinburg zum Studium der Medizin. Doch diese Wissenschaft behagte ihm nicht; immer wieder wandte er sich zoologischen Beobachtungen zu. Weil er hoffte, als Landgeistlicher Zeit und Gelegenheit für seine Lieblingsbeschäftigung zu finden, entschloß er sich unter Zustimmung des Vaters, Theologie zu studieren, womit er 1827 zu Cambridge begann. Nach Ablauf von drei Jahren bestand er daselbst das Baccalaureatsexamen in der Theologie. Zugleich aber ward er in Cambridge durch den Botaniker Henslow zum Studium der Pflanzenkunde angeregt und in diese eingeführt. Von Henslow dem Geologen Sedgwick empfohlen, begleitete er diesen auf seinen geologischen Ausflügen, so daß des jungen Darwin schon vorher für die Tierwelt geschärfter Blick nunmehr auch zu eigenen botanischen und geologischen Wahrnehmungen befähigt wurde. Als Darwin aus Cambridge nach Shrewsbury heimgekehrt war, wurde er durch Henslow zur Teilnahme an einer Weltreise in Vorschlag gebracht, die auf Veranlassung der englischen Regierung von dem Kapitän Fitz Roy mit dem Segelschiffe „Beagle“ ausgeführt werden sollte. Am Ende des Jahrs 1831 verließ der „Beagle“, nachdem sich Darwin als Naturforscher auf ihm eingerichtet hatte, die englischen Küsten, um erst nach viereinhalb Jahren zurückzukehren. Die Fahrt ging zunächst nach Amerika, wo der junge Forscher an der brasilianischen Küste die tropische Vegetation kennen lernte. In langsamer Reise nach Süden wurde Feuerland umschifft; überall wurde ausreichender Aufenthalt genommen, und Darwin fand reiche Gelegenheit zu geologischen, botanischen und zoologischen Ausflügen in die Länder der Ostküste und der Westküste von Südamerika. Von Peru aus führte die Reise über die Galapagosinseln, die Koralleninseln des Stillen

Digitized by Google

Ozeans und Neuseeland nach dem Festlande von Australien; dann ging es über Mauritius zum Kap der guten Hoffnung und endlich über St. Helena nach England zurück, dessen Küste der junge Naturforscher zu Anfang Oktober 1836 wieder betrat.

Diese Reise auf dem „Beagle" war ein großes und entscheidendes Ereignis in Darwins Leben. Er verzichtete fortan auf die Theologie und widmete sich endgültig der Naturforschung. Eine ungeheure Fülle von Beobachtungsmaterial war auf der Weltreise gesammelt worden, das der Bearbeitung bedurfte. Aber in der Stille des Bordlebens waren auch bereits Darwins naturphilosophische Ideen emporgekeimt. Kurz vor der Reise war Lyells Lehrbuch der Geologie erschienen und mit an Bord des „Beagle" gegangen, wo es Darwins Interesse in hohem Maße gefangen nahm; und als er in den Pampas die fossilen Reste des Glyptodon, des Mastodon und des Megatherium entdeckte, reifte in ihm der Gedanke, daß die Welt der Lebewesen auf unserm Erdball sich in ähnlicher Weise Schritt für Schritt umgestaltet habe, wie Lyell dies für die Aufeinanderfolge der geologischen Perioden gelehrt hatte. Doch erst im Jahre 1859 entschloß sich Darwin, seine Gedanken über die Umbildung der Arten in ausführlicher und systematisch abgerundeter Form den Naturforschern bekannt zu geben.

Zunächst lag ihm am Herzen, die tatsächlichen Ergebnisse der Reise zu bearbeiten und zu veröffentlichen, und zu diesem Zwecke verweilte er von 1837—1842 in London, dessen Museen und Bibliotheken ihm für seine Arbeit unentbehrlich waren.

Darwins höchst anziehend geschriebener Bericht über seine Weltreise erschien 1839; in den nächsten Jahren folgte die Herausgabe der zoologischen Ergebnisse, an der sich verschiedene namhafte Zoologen beteiligten, und gleich darauf in drei Bänden die von Darwin allein bearbeiteten geologischen Forschungen, unter denen die Darstellung der Korallenriffe besondere Aufmerksamkeit erregte.

Im Jahre 1839 hatte sich Darwin mit Fräulein Wegdwood vermählt. Bald darauf wurde er von einem ernsten Magenübel ergriffen, das eine schwere Bürde für sein ganzes späteres Leben wurde, und das er sich vielleicht durch Überarbeitung zugezogen hatte. Er verließ 1842 London und nahm von da an seinen ständigen Wohnsitz in einem Landhause zu Down in der Grafschaft Kent. Zahlreiche wertvolle monographische Arbeiten aus den Gebieten der Zoologie und der Botanik sind diesem Landleben entsprungen, unter denen zunächst ein großes Werk über Rankenfüßer zu nennen ist. Hier schrieb er auch das Buch über den Ursprung der Arten, das im Jahre 1859 erschien, nachdem kurz zuvor der Biologe Alfred Russel Wallace ganz unabhängig von Darwin ähnliche Ideen gewonnen und diese der Linnean Society mitgeteilt hatte.

Darwins Buch über den Ursprung der Arten ist von gewaltigem Einfluß auf die biologischen Wissenschaften geworden, indem es den Entwicklungsgedanken von der tatsächlichen Individualentwicklung zu einer hypothetischen Artentwicklung erweiterte und umprägte. Gleich nach dem Erscheinen dieses epochemachenden Werkes ging Darwin an eine tiefere Begründung und Weiterführung seiner Ideen; die erste Frucht dieser fortgesetzten Arbeit ist das 1868 erschienene zweibändige

Digitized by Google

Werk „Über das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation“. Ihren Abschluß fanden diese teils beobachtenden, teils theoretischen Studien in dem 1871 erschienenen Buche „Über die Abstammung des Menschen“ und 1872 durch die Schrift „Über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren“.

Neben diesen deszendenztheoretischen Arbeiten liefen botanische Untersuchungen her, die durch ihren positiven Inhalt zu dem bedeutendsten gehören, was Darwin geleistet hat, und die ihm einen hervorragenden Platz unter den Pflanzenphysiologen erobert haben. So erschienen 1862 eine Schrift über die Befruchtungseinrichtungen britischer und ausländischer Orchideen, 1876 ein Buch über die Wirkungen der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreich, sowie ein anderes über die verschiedenen Blütenformen an Pflanzen der gleichen Art. Seine berühmtesten botanischen Werke sind: „Die insektenfressenden Pflanzen“ (1875), „Bewegungen und Lebensweise der Kletterpflanzen“ (1875) und das „Bewegungsvermögen der Pflanzen“ (1880), bei dem er sich der Hilfe seines Sohnes Francis erfreuen durfte. Die letzte aus Darwins Feder hervorgegangene Schrift handelt von der Bildung der Ackererde durch die Tätigkeit der Regenwürmer (1881). Am 19. April 1882 schloß der große Naturforscher die Augen für immer; er fand sein Grab in der Westminsterabtei neben so vielen andern großen Söhnen Alt-Englands.

Durch seine zoologischen, geologischen und botanischen Schriften ist Darwin unzweifelhaft in die Reihe der größten Naturforscher eingetreten. Aber diese Werke würden seinen Namen nicht jedem gebildeten Menschen des Erdballs geläufig gemacht haben, wenn nicht in seiner Theorie über den Ursprung und die Wandelbarkeit der Arten ein so heller Glanz entzündet worden wäre, daß er fast bis in jede Hütte hinein erstrahlte. Es ist das ein Erfolg und ein Triumph seines Geistes, den Darwin beim Erscheinen seines Buches über die Entstehung der Spezies schwerlich geahnt hat, und der auch nur dadurch erreicht werden konnte, daß geschickte Populariſatoren seiner Ideen, die mit großer Gewandtheit die weitestgehenden Konsequenzen aus diesen zu ziehen wußten, seinen Gedanken, zumal in Deutschland, Verbreitung gaben. Vor allen ist hier E. Haeckel zu nennen.

Die Darwinsche Theorie oder Abstammungslehre ist darum als eine naturphilosophische Idee zu kennzeichnen, weil sich bis auf den heutigen Tag keine derartig exakten Beweise für sie haben erbringen lassen, daß sie jedermann von ihrer Richtigkeit überzeugt hätten; das aber ist der Unterschied zwischen einer naturphilosophischen und einer naturwissenschaftlichen Theorie, daß letztere widerspruchslos hingenommen werden muß, wie z. B. Newtons Theorie der Gravitation. Darwins Theorie wird in vielen Teilen bis in die Gegenwart hinein hart umstritten und besitzt in einem ihrer wichtigsten Stücke, der Selektionslehre, heute vielleicht mehr Gegner als Anhänger. Durch das alles wird aber ihr ungeheurer wissenschaftlicher Wert nicht im mindesten beeinträchtigt, weil Darwin in seinen Ideen den biologischen Wissenschaften ein Arbeitsprogramm für Jahrhunderte geschenkt hat, und weil bereits außerordentlich fruchtbare Spezialforschungen der von ihm ausgestreuten geistigen Saat entkeimt sind.

Digitized by Google

Es kann hier nicht der Ort sein, eine Darstellung der vielfach recht komplizierten Lehren Darwins zu geben. Nur auf einige Hauptpunkte mag in Kürze hingewiesen sein. Die Grundlage seiner Gedanken bildet sein Widerspruch gegen die bis dahin überwiegend angenommene Unveränderlichkeit der Arten. Weil die Arten variieren, schloß er auf ihre Inkonstanz, und er stellte sich vor, daß durch Summierung der kleinen Abänderungen, die wir bei jeder neuen Generation von Pflanzen und Tieren wahrnehmen, in langen Zeiten jene größeren Abweichungen entstanden sind, die wir durch den Begriff der Arten oder Spezies heute unterscheiden. Indem er ferner für den Lauf der Erdgeschichte ein Aufsteigen von einfacheren zu höher, d. h. komplizierter organisierten Formen annahm, und indem er voraussetzte, daß früher weniger Arten da waren als heute (Prinzip der Divergenz), gelangte Darwin zu dem Ergebnis, daß im Beginn, also beim ersten Auftreten von Lebewesen auf unserm Planeten nur einige wenige Urformen, vielleicht nur eine einzige, ganz einfache, dagewesen wären; für diese Erstlinge des Lebens nahm er eine Erschaffung an.

Neben der Hypothese der Pangenesis, die das Problem der Vererbung veranschaulichen will, ist die Selektionslehre Darwins ureigenster Gedanke, wenn auch sein Landsmann Wallace gleichzeitig denselben genialen Einfall gehabt hat.

Die Selektionslehre nimmt die der Beobachtung zugängliche Abänderung oder Variation zum Ausgang. Aus welchen Ursachen die Variation erfolgt, läßt sie dahingestellt. Unter den zahlreichen Varianten, die z. B. bei Aussaat des Samens einer Pflanze entstehen, werden solche sein, die den gegebenen Lebensbedingungen besser entsprechen (angepaßt sind) als andere; die ersteren haben daher mehr Aussicht, zur Fortpflanzung zu gelangen als die letzteren, und dieser Vorgang wiederholt sich in zahllosen Generationen, so daß schließlich durch Summierung kleinster Verschiedenheiten große Artunterschiede entstehen. Auf die Kritik, die an diesem Gedankengange geübt worden ist, will ich hier nicht eingehen; Darwin glaubt, daß durch dieses Prinzip einer natürlichen Auslese im Kampfe ums Dasein die ganze Fülle der heute lebenden Arten erklärt werden könne. Allein er ist weitblickend genug anzuerkennen, daß die Natur den Lebewesen gegenüber nicht nach einem so einfachen Schema verfahren dürfte, und er nimmt ferner an, daß auch seitens der Organismen durch Reizwirkung äußerer Einflüsse auf sie Eigenschaften neuerworben werden können, die sich dann in der Vererbung von einer Generation auf die andere erhalten. Das Prinzip des „Überlebens des Passendsten" hat aber noch eine andere wichtige Konsequenz, die gleichfalls von Darwin gezogen wurde. Indem er den hohen Grad von Zweckmäßigkeit anerkennt, der in der Anpassung aller Organe der Tiere und Pflanzen an ihre Lebensbedingungen zutage tritt, sucht er auch diese Zweckmäßigkeit durch Naturzüchtung zu erklären und somit auf mechanisch wirkende Faktoren als ihre Ursache zurückzuführen. Er hält sich damit streng im Rahmen der namentlich durch Baco von Verulam aufgestellten Forschungsmaxime, alle Naturerscheinungen, soweit irgend tunlich, auf mechanisches Geschehen zurückzuführen. Ob die Selektionstheorie wirklich zur Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit, d. h. der Anpassungen ausreicht, mag hier gleichfalls unerörtert bleiben; nur das eine sei noch betont, daß wohl jeder Biologe, der die Erklärung zweckmäßiger

Digitized by Google

Einrichtungen bei Tieren und Pflanzen zu finden sucht, davon überzeugt ist, daß die Bildung zweckmäßiger Organe wie der ganzen Körpergestalt durch mechanische Mittel, d. h. durch physikalisch-chemische Vorgänge im Protoplasma, erreicht wird.

Weil wir weder für die Entstehung eines zweckmäßigen Organs noch für die Entstehung einer neuen Art nach den Prinzipien der Selektionslehre ein einziges tatsächliches, d. h. durch die Erfahrung sicher festgestelltes Beispiel kennen, so vermochte auch Darwin für die Richtigkeit seiner Gedanken keine Beweise, sondern nur Argumente beizubringen. Solchen Argumenten lassen sich aber meistens andere Argumente gegenüberstellen, die gleichfalls ihre Überzeugungskraft in sich tragen, und daher bildet die Selektionslehre heute wohl ein vielumstrittenes Problem, doch keine gesicherte naturwissenschaftliche Theorie.

Das alles soll aber der Größe der Darwinschen Gedanken und der Bedeutung seiner Lebensarbeit keinen Eintrag tun. Und wenn hinzugefügt werden darf, daß Charles Darwin als Mensch wie als Naturforscher die edelsten Charaktereigenschaften zeigte, daß er nur die Wahrheit zu finden suchte, nichts als die Wahrheit, daß ihm jede Propaganda fernlag, die seine Person in den Vordergrund rückte, oder die gar unstatthafter Mittel sich bedient hätte, so haben wir bei Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages Grund genug, seiner in Verehrung und Dankbarkeit zu gedenken.

Winter über Masuren

Von

Elimar v. Monsterberg

Schneebelastet ächzen die Tannen
Und neigen bedrückt
Ihre Zweige zur Erde,
Der stillgewordenen.
Und die Krähen, die wetterharten,
Flattern im ängstlichen, matten Flug —
Umwirbelt vom Schneestaub,
Von Ast zu Ast,
Um den schnürenden Totenfingern,
Den grausamen, kalten,
Des blauen Frostes rasch zu entkommen.
Starrendes Schweigen
Hockt unter den Büschen.
An den Wacholderbäumen
Die zähen Nadeln
Krümmen sich lautlos vor Winternot.

Dicht hinter dem Strauchwerk,
Dem bläulichschwarzen,
Streckt sich die Ebene.
Endelos — Wegeleer.
Und selbst die Bäume sind wohl erschrocken
Aus ihr geflohen.
Schnee, tiefer Schnee und fressende Stille
Lasten erdrückend über der Fläche.
Da aber wandelt,
Lautlos,
In stummem Brüten
Von irgendwoher
Aus Fernen — die keinen Anfang haben —
Über die Ebene, die weite, stumme,
Der Tod.
Der Abendwind aber erhebt sich erschrocken.

Digitized by Google

Die rechte Brille

Von

Toni Harten-Hoencke

„Ihr Schicksal, gnädige Frau — — Es kommt nur auf die Brille an, durch die Sie es betrachten. Man hat Brillen mit schwarzen, aber auch mit roten und grünen Gläsern, mit vergrößernden, auch mit verkleinernden. Probieren Sie einmal alle durch, dann werden Sie schon ein Glas finden, das für Ihre Augen paßt."

Das sagte mein Arzt. Und er sagte es, während sich seine Mundwinkel wie gewöhnlich ironisch nach oben verzogen, während sich seine Brauen ein wenig krampfhaft hoben, wodurch auf seiner feindurchfurchten Stirn die Linie der Denkereitelkeit verschärft ward — und während aus seinen Augen ein ernsthaftes Mitleid sprach.

Ich habe seinen Rat befolgt und alle Brillen, die es gibt, probiert; alle. Die mit den grünen Gläsern zuerst, denn von Wald und Wiesen weiß ich's, daß die grüne Farbe beruhigend wirkt. Sie tat mir auch wohl. Die rote Farbe weniger; auch die verkleinernden Gläser setzte ich bald ab, denn die Welt und mein Schicksal en miniature: das ertrug ich nicht. Das Schlimmste bei allen den verschiedenen Brillen war, daß die Nacht dem Tage folgt. Was nützen in der Nacht Brillen? Die Nacht ist dunkel, und Abend und Nacht können zehntausendmal länger sein als der längste Tag. Was nützten mir alle roten, grünen, bunten Gläser?

Ich setzte auch am Tage die Brillen nicht mehr auf. Ich war ihrer müde. Ich sah gar nicht mehr um mich herum.

Als ich eines Morgens saß und dumpf vor mich hinstarrte und mir war, als ob mein großer, großer Schmerz wie ein tiefer, dunkler Abgrund um mich her lagerte, trat einer auf mich zu und reichte mir eine neue Brille hin. Er sah mich dabei an; ich kannte ihn wohl. Und ich nahm mechanisch die Brille und setzte sie auf und schaute gradeaus.

Was ich sah, war die ganz gewöhnliche, bekannte Tageswelt ohne jede Färbung oder Größenverschiebung. Ich nahm die Brille ab, putzte sie, beschaute sie hin und her, setzte sie wieder auf —: kein Zweifel, die Gläser waren von einfachem Fensterglas!

Was sollte mir diese Brille?

Digitized by Google

Ich schaute und schaute. Ringsum. In die Nähe, in die Ferne. Natürlich war jener Abgrund, den ich im Gefühl gehabt hatte, nicht da. Weithin lag das Land, wie ich es seither gekannt, mit grünen Wiesen, gelben Kornfeldern, blanken Wasserbändern, mit Dörfern und Kirchtürmen und arbeitenden Menschen und Tieren.

Und während ich das alles sah und bedachte, wurde es mir klar, was mir die Brille mit Fensterglas sollte.

Ich sah wieder die Welt, wie sie war; und mir kam sie so, wie sie war, richtig, gut und — ja, und schön vor! Mit Weite und Nähe, mit Licht und mit Schatten.

Dankbar wollte ich mich zu dem Einen wenden, der mir die Brille gereicht.

„Hier hast du deine gute Brille, die beste, die es gibt, denn sie macht schnell alle Gläser entbehrlich; und den Augen, wie sie geschaffen sind, ersteht des Schöpfers Welt in ihrer echten und rechten Weisheit, Güte und Schönheit neu, wieder neu, immer neu."

Ich wandte mich, aber jene Gestalt war fort.

Als nach längerer Zeit mein Arzt sich nach meinem Befinden erkundigte, mußte ich lächeln. Stumm hielt ich ihm die Brille mit dem Fensterglas hin.

Er nahm sie, besah sie und vergaß dabei ganz, seine Mundwinkel ein wenig spöttisch heraufzuziehen und die Brauen zu heben.

Seinem ohne alle Beimischung verwunderten Blick antwortete ich: „Diese Brille hatten Sie zu erwähnen vergessen, als Sie mir die Gläserprobe verordneten; aber diese ist die allein richtige, alle anderen verderben die Augen nur noch mehr. Empfehlen Sie diese einzige Brille doch recht oft, lieber Doktor!"

Dichter

Von

Robert Walter-Freyr

Wir sind des Lebens freie Gäste.
Wir setzen uns froh zum tönenden Feste

Und heben mit trunkener Gebärde
Die köstlichen goldenen Gaben der Erde

Und schlürfen, jungen Mutes schwer,
Die schimmernde Schale Sehnsucht leer.

Wir tragen die Nacken wie heldische Sieger.
Trophäengeschmückte, bekränzte Krieger.

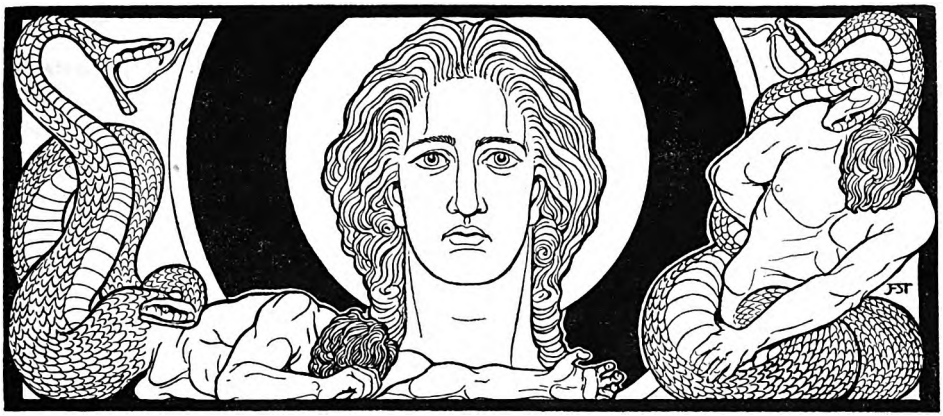
Und lose die Schwerter. Zuckende Hände.
Und Schmerz und Tod. Und lodernde Brände.

Und Rosen duften über die Welt,
Wohin unsrer Saiten Glücksklang fällt.

So Kinder der Erde, auf die wir treten —
So Kinder der Sterne, zu denen wir beten.

Wir kommen und gehen — und nimmer vergebens.
Wir freien, stolzen Gäste des Lebens.

Digitized by Google



Parteien und Männer

Von

Ph. Stauff

Jede Partei vertritt berechtigte Interessen, aber nicht nur berechtigte. Parteien müssen sein; aber nicht, damit die eine oder andere ihr Programm restlos verwirklicht, sondern damit die Interessen, die hinter den verschiedenen Parteien stehen, eine ihrer Stärke entsprechende Vertretung finden und aus dem Widerstreit der verschiedenen Interessen ein Gleichgewicht hergestellt werde, das dem Durchschnitt am nächsten kommt. Für uns aber sind die Parteien noch immer mehr oder minder Selbstzweck, nicht, was sie allein uns sein sollten: notwendige Übel, Mittel zum Zweck, und auch das nur von Fall zu Fall ...“

Diese Sätze sind vom Freiherrn von Grotthuß, und ich entlehne sie, weil ich nicht besser und knapper sagen kann, was sie ausdrücken.

Das Parteiwesen ist stark auf den Unwert gekommen, da es sich zum Selbstzweck erhoben hat. Jede Partei ist eine Bureaukratie mit all der Engherzigkeit und Kleingeistigkeit, die einer solchen anzuhängen pflegen. Vom Konservatismus bis herüber zur Sozialdemokratie zeigen sich die Merkmale der Verknöcherung. Ich würde diese Behauptung besonders belegen, wenn ich annehmen müßte, daß sie bezweifelt würde. Und einen gewissen Beleg stellt ja auch das Verhältnis der Parteien zu den Männern dar, von dem mit einigen Worten die Rede sein soll.

Unter den Männern verstehe ich die Persönlichkeiten. Diejenigen, die mehr sind als eine Nummer, mehr in sich tragen als halb- oder ganzverdaute Parteiprogramme, die das Werden um sie mit eigenen Sinnen gewahren und sich ihre Beobachtungen und Gedanken zu eigenem Bilde zu schließen vermögen, und die deshalb in keine Parteischablone passen. Ich möchte sie die wissenschaftlichen Politiker nennen gegenüber den dogmatischen Politikern. Die letzteren unterstehen — wie z. B. theologische Professoren katholischer Fakul-

Digitized by Google

täten — einem Dogma, das im Parteiprogramm gegeben erscheint. Sie erklären alles, was sie sehen, mit Hilfe dieses Programms, das gewissermaßen die Lösung aller politischen und wirtschaftlichen Fragen im Keime enthält. Ganze Persönlichkeiten werden immer „voraussetzungslose" Politiker sein; aus Beobachtung und Nachdenken entsteht in jedem dieser Männer ein eigenes politisches System. Haben sie hinreichend agitatorische Kraft, so versuchen sie sich an der Gründung einer neuen Partei. Das braucht aber nicht immer der Fall zu sein und kann auch aus opportunistischen Gründen unterlassen werden.

Einer, der es versuchte von diesen Männern, heißt Friedrich Naumann und ist jetzt Reichstagsabgeordneter des Heilbronner Wahlkreises. An ihm kann man Studien machen für das Thema „Parteien und Männer". Als der Mann mit seinen grundlegenden Gedanken an die Öffentlichkeit trat, ward er vom Parteitum als Einspänner, als Schwärmer mit Hohn behandelt. Als seine nationalsoziale Richtung bei gebildeten Männern viel Gefolgschaft fand, ward er unbequem, und das Parteitum setzte sich gegen ihn zur Wehre. Da wurden seine Stränge verwirrt; auf der einen Seite beschuldigte man ihn des versteckten sozialistischen Kommunismus, auf der anderen ward er als „uferloser Militär- und Marinekonfusionist" der Rückwärtserei beschuldigt.

Die richtige Tribüne für eine Persönlichkeit mit Neugedanken ist der Reichstagssitz. Aber den Anhängern Naumanns ist es in sieben Jahren nicht gelungen, ihrem Führer einen solchen zu verschaffen. Da stellte er sich bei der Freisinnigen Vereinigung unter und ward nun in Heilbronn glatt gewählt. Die Lehre? Naumanns Tugend besteht darin, daß er Mitglied der Partei ist. Seine Neugedanken, seine Grundidee „Kaisertum und Demokratie" sind ohne Wert. Erst da er sich am Parteiprogramm hat eichen lassen auf seine Qualität, ward er Abgeordneter. Und da wohl nur, weil man in einem sozialistisch stark bedrohten Wahlkreise eine Person voll suggestiver Kraft — einen Naumann — gebraucht hat. Sonst hätten sich jedenfalls die von diesem Manne in den Schatten gestellten Größen der Parteibureaukratie gegen das neue Blut noch lange gewehrt.

Im Reichstage ist Friedrich Naumann einer anderen Persönlichkeit entgegengetreten, die ihm fürder nicht mehr von gleicher Stelle erwidern wird: dem Grafen Posadowsky. Dieser Mann genießt die Hochachtung aller vernünftigen Leute in unserem Reich, und im Auslande hat man uns um ihn beneidet. Es hat doch niemand bezweifelt, daß Posadowsky, dessen staatsmännisches Tun wie das eines Überlebensgroßen, eines Weltweisen vor uns steht, alsbald nach seiner Entlassung in den Reichstag gewählt werden würde? O, fast alle Blätter haben ihn damals schon als künftigen Reichstagsabgeordneten begrüßt, und es wäre ja auch diesem verknöcherten Parlament so nötig, daß ihm einmal frisches Blut zugeführt würde, daß einmal frisches, schablonenfreies Denken in ihm einen Einzug hielte zugleich mit der Autorität eines Mannes, der lange Zeit am Steuerruder der Gesellschaftsverschiebungen unserer Zeit gestanden und sich als sicherer, allen Stürmen gewachsener Steuermann erwiesen hat!

Nun, bisher sitzt Graf Posadowsky noch nicht im Reichstag. Wie könnte es auch anders sein? Die Parteien haben die Wählerschaft unter sich aufgeteilt.

Digitized by Google

Und Posadowsky ist kein Parteimann Eine Parteinull in den Reichstag zu bringen, scheint jeder Partei unendlich mehr wert, als einem Manne ein Mandat zu überlassen. In Speyer-Ludwigshafen, wo der sozialistische Pfalzgraf Ehrhart durch den Tod abberufen worden ist und wo die bürgerlichen Parteien nur minimale Aussicht auf Erlangung des Mandats hatten — dort haben die Nationalliberalen dem Grafen den Antrag gemacht. Sie glaubten, das Zentrum würde mittun.

Aber das Zentrum lehnte ab. Die Gründe sind hier nicht zu erörtern. Nationalliberale und Zentrumsmannen steckten Parteihüte auf die Stange, und der Durchfall konnte nicht wohl schlimmer erwartet werden, als er ausgefallen ist. Wenigstens war mittlerweile an diesem Feuer das nationalliberale Parteiwasser siedend geworden, und die Suppe wurde mit viel Salz in ganz Deutschland verteilt. Das Zentrum — ja, das antinationale Zentrum. . . .

Aber in den unheiligen Hallen der Gegenwartsgeschichte kennt man die Rache. Es steht für den kürzlich verstorbenen Gutsbesitzer Keller, den Vertreter des Wahlkreises Bingen-Alzey, eine Neuwahl zum Reichstage bevor. Da will nach gewissen Verlautbarungen jetzt das Zentrum als „gesamtnationalen Kandidaten" den Grafen Posadowsky aufstellen. Das ist boshaft, nicht?

In diesem Wahlkreise spielt nun freilich das Zentrum fast gar keine Rolle. Auch ist es da nicht mit den Sozialisten verbündet, und einem nationalliberalen Landwirtebündler — wie es Herr Keller war — ist dieses Mandat ziemlich sicher — allerdings mit Stichwahlhilfe des Zentrums gegen den Freisinn.

Man lese jetzt die Parteiorgane des Freisinns! Jetzt ist es auf einmal keine nationale Pflicht mehr, den Grafen Posadowsky in den Reichstag zu bringen. Jetzt ist es geradezu selbstverständlich, daß man an ausgesprochene Parteileute herantritt. Denn hier ist ja nichts zu erobern, was sich nicht die nächstbeste Parteigröße auch zu erobern getraute! Ein Posadowsky kann nur an die Reihe kommen, wenn die Bemühungen jedes anderen vollkommen aussichtslos sind.

Schlecht gewählt ist der Ort für die kleine Zentrumsrache aber doch. Denn diese Partei wird nicht geltend machen können, Nationalliberale und Freisinnige und Bündler hätten sich antinational gezeigt. Denn national — nicht wahr — das kann ein jeder sein? Dazu braucht man keinen Grafen Posadowsky!

Wenn irgend etwas zeigt, wie recht Freiherr von Grotthuß mit den Eingangsworten hat, so zeigen es die Wahlschicksale zweier unserer besten Persönlichkeiten: Friedrich Naumanns und des Grafen Posadowsky. Der erstere hat dem Parteihute seine Reverenz gemacht; denn sein Feuergeist brauchte die parlamentarische Betätigung. Graf Posadowsky wird vermutlich über solche Mittel nicht in den Reichstag streben. Und darum kommt er auch nicht hinein. Wir brauchen Parteinummern — keine Männer.

Digitized by Google

Pflanzenpsychologie

Versuche mit sprechenden Pflanzen wurden soeben im Botanischen Garten zu Dahlem bei Berlin gemacht. Diese phantastische Nachricht durchlief vor kurzem das „Kleine Feuilleton" der deutschen Tagesblätter. Die Pflanzen haben Augen wie die Insekten und Professor Wager hat mit ihren Linsen photographiert. So stand etwas früher an gleicher Stelle zu lesen. Angesehene Zeitungen brachten einen Bericht über einen Vortrag Sir Francis Darwins, des berühmtesten englischen Botanikers, worin dieser von einem Gedächtnis der Pflanzen sprach. Hat die Pflanze eine Seele? ist ein beliebtes Thema der Gegenwart, das in zahllosen Journalen aller Richtungen abgehandelt wird.

Was ist an diesen offenkundig übertriebenen, unglaubwürdigen Sensationsnachrichten wahr? Man wird vielleicht dankbar sein, positive Angaben zu erfahren, die es gestatten, sich ein Urteil zu bilden, das deswegen über den Parteien stehen kann, weil ihm hier keine Hypothesen und naturphilosophische Voraussetzungen, sondern reine Naturtatsachen zur Verfügung gestellt werden sollen.

Es ist wahr, daß die Durchforschung des Pflanzenkörpers mit den neueren vervollkommneten Methoden Organe gezeigt hat, die zur Aufnahme von Reizen ebenso geeignet sein müssen, wie unsere eigenen Sinnesorgane. Die Ranken von kletternden Pflanzen sind Berührungen gegenüber nicht gleichgültig. Sie schlingen sich um einen festen Stab. Die allbekannte Mimose bewegt ihre Blätter, wenn sie unsanft berührt wird. Es hat sich herausgestellt, daß diese Bewegungen nur dann eintreten, wenn gewisse Dornen und kleine Warzen berührt werden, welche die Pflanze an passender Stelle ausbildet. Krebse und Insekten haben, ja sogar die menschliche Haut hat ganz entsprechende Tastvorrichtungen, und die Botaniker mußten sich wohl oder übel einigen, gewissen Gewächsen Tastsinnesorgane zuzuerkennen.

Auch das Pflanzenauge ist kein Hirngespinst müßiger Zeitungsschreiber. Nur darf man bei dem Ausdruck nicht an das Auge des Menschen, sondern muß an das der einfacheren Tiere denken. Das einfachste tierische Lichtsinnesorgan, wie es sich etwa an einem Wurm findet oder an einem der Krebschen, die den Fischen zur Nahrung dienen, besteht aus einem lichtbrechenden Körper und einer Anhäufung von Farbstoff, die einen Lichtschirm darstellt. Genau so gestaltet ist auch das Lichtsinnesorgan der einfacheren Pflanzen, wie ich schon vor vielen Jahren nachgewiesen habe. Hochentwickelte Pflanzen benützen zu gleichem Zweck eine andere Vorrichtung. Die Oberfläche ihrer Laubblätter ist so facettiert, wie das zusammengesetzte Auge einer Fliege, und daß sich damit wirklich Bilder erzeugen, haben die verschiedensten Forscher einfach dadurch nachgewiesen, daß sie durch eine solche „Lichtsinnesepidermis" Bilder

Digitized by Google

von Gegenständen photographisch aufnahmen. Haberlandt hat sogar zwei Pflanzen der Tropen entdeckt, die sich auf ihren Lichtsinneszellen noch eine kleine Linse aus Kieselsäure (Bergkristall!) aufsetzen, was eine nicht unerhebliche Vervollkommnung bedeutet.

Daß die Pflanze auch noch sonstige Sinnesorgane hat, wollen wir deshalb nicht erwähnen, weil über deren Bau noch nicht Übereinstimmung erzielt wurde.

Nun sind aber bei dem Menschen alle Sinnesorgane mit Nerven in Verbindung. Das muß uns denn sehr nachdenklich stimmen, daß sich neuerdings etwas ganz Entsprechendes auch im Pflanzenkörper nachweisen ließ. Die Nerven dienen zur Leitung der Reize. Reizleitung ist aber auch von den Gewächsen längst bekannt. Die merkwürdigste der einheimischen Pflanzen, der Insekten und Fleisch verdauende Sonnentau, fängt Insekten bekanntlich dadurch, daß solche auf seinen klebrigen Blättern hängen bleiben, worauf sich das Blatt um den Bissen wickelt und ihn verdaut. Man hat daher treffend gesagt, diese Wesen strecken ihren Magen an Stielen in die Luft. Der Sonnentau verzehrt gewöhnlich Mücken. Zuweilen ereignet es sich jedoch, daß ihm eine mattgewordene Libelle oder ein Schmetterling zum Opfer fällt. Dann fassen mehrere Blätter zu, um die ausgiebige Mahlzeit zu bewältigen. Auch solche, die nicht in Berührung mit dem Opfer kamen, schweben durch kleine, plötzliche Wachstumsrucke heran und beugen sich nach der Nahrung. Sie verraten dadurch, daß der Reiz im Pflanzenkörper geleitet wurde.

Eine andere insektenverdauende Pflanze, das in Alpenmooren häufige Fettkraut, hat eine prächtige Teilung der Arbeiten eingerichtet. Langstielige Drüsen an seinen Blättern sondern einen Klebstoff ab. Kurzgestielte andere Drüsen, die zwischen ihnen stehen, bilden einen Verdauungssaft, der übrigens mit dem des menschlichen Magens viel Ähnlichkeit hat. Die Verdauungsdrüsen arbeiten aber nur dann, wenn die Klebedrüsen gereizt werden. Es muß also eine Leitung des Reizes zwischen ihnen existieren. Wo hat sie ihre Drähte? Ein jüngerer Schweizer Botaniker, C. Fenner, hat solche reizleitende Fäden entdeckt, welche die zweierlei Drüsen des Fettkrautes verbinden, und hat damit die vielbezweifelten Angaben des Prager Forschers Nemec wahrscheinlicher gemacht, nach denen auch in den Wurzeln der Hyazinthen, Schwertlilien, Farnkräuter und anderer Pflanzen solche „fibrilläre Strukturen" vorkommen sollen.

Die neuere Pflanzenforschung hat uns jedoch noch ganz andere Überraschungen beschert. Sie hat nachgewiesen, daß gewisse Gesetze der menschlichen Psychologie auch für die Gewächse gültig sind, und je mehr Aufmerksamkeit man dieser Frage zuwendet, desto mehr erweist sich eine durchgängige Übereinstimmung in den Gesetzen, welche das Seelenleben des Menschen und die Tätigkeit der Pflanzen regeln. Schon seit längerem weiß man, daß das sogen. Webersche Gesetz auch für die Sinnestätigkeit der Pflanze gilt. Dieses Gesetz besagt, daß bei den Empfindungen des Menschen die Ursache nicht als Äquivalent der Wirkung angesehen werden kann. Das Psychische wächst in anderem Verhältnis als das Physische und zwar ist die Empfindungsintensität dem Logarithmus der Reizintensität proportional. Bei den anderen Lebewesen können wir nun Empfindung nur aus ihren Handlungen erschließen und da ergab sich — durch den berühmten Leipziger Botaniker W. Pfeffer zuerst nachgewiesen — daß für die Antworten der Pflanzen durch Bewegungen auf Reizung hin dieselbe mathematische Formel, also das gleiche Gesetz gültig ist.

Neuerdings ließ sich feststellen, daß eine Gesetzmäßigkeit, die man bei Erforschung der subjektiven Lichtempfindungen des Menschen entdeckt hat, das sogen. Talbotsche Gesetz, auch für die Antworten der Haferpflanze, Sonnenblumen und anderer Gewächse auf Lichtreize zutrifft. Man hat Zahlenwerte ermitteln können, welche die Empfindlichkeit der Pflanze zu vergleichen gestatten, und hat sich dadurch überzeugt, daß sie die der menschlichen Nerven sogar noch übertrifft. Der österreichische Physiologe Steinach hat neuestens eine Eigenschaft, die man bisher nur für eine Besonderheit der menschlichen Nervenzellen hielt, auch bei ganz einfachen Pflanzen und bei der Mimose und dem Sauerdorn unserer Felder wiedergefunden. Es handelt sich hierbei um das Gesetz der Summation einzeln unwirksamer Reize. Alle die

Digitized by Google

genannten Lebewesen sind befähigt, für so kleine Reize, daß sie einzeln keine Wirkung hervorbringen, bei oftmaliger Wiederholung dennoch empfindlich zu sein. Und da sich bei solchen Versuchen am sichersten Ermüdungserscheinungen nachweisen lassen, wurde auf ganz exakte Weise hierdurch bewiesen, daß auch Pflanzen nach gleichem Gesetz ermüden wie der menschliche Muskel oder des Menschen Hirn.

So entstand gewissermaßen wider Willen der Forscher von selbst eine Pflanzenpsychologie. Es ist hier natürlich nicht möglich, ihren Umfang, ihre Bedeutung und ihr Beweismaterial auch nur im Umriß anzudeuten, ich muß diesbezüglich auf meine demnächst erscheinende „Pflanzenpsychologie" verweisen. Ein ganz großes Schrifttum hierüber ist erschienen, das seinen Mittelpunkt in der „Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre" gefunden hat. Eine merkwürdige neue Art von Naturforschung ist dadurch entstanden, die an die Pflanzen Fragen stellt und von ihnen sinnvolle Antworten erwartet. Man versetzt — um einige der merkwürdigsten Ergebnisse aus der obengenannten Zeitschrift vorzuführen — Pflanzenwurzeln in eine Zwangslage, läßt sie durch einen engen Spalt hindurchwachsen, um zu sehen, wie sie sich helfen, oder man bringt die Pflanze unter ungewohnte Verhältnisse, zwingt sie, statt auf ebener Erde, an einem Abhang zu wachsen, bringt rankende Pflanzen in die kuriose Lage, untätig zu sein, da man ihr künstliche Stützen verschafft, verurteilt Wasserpflanzen dazu, sich die Mittel zum Leben in feuchter oder trockener Luft zu verschaffen u. dgl. mehr. Mit anderen Worten: man reizt die Pflanzen, uns zu verraten, wie weit ihre Fähigkeiten reichen. Und da tun sich Blicke in eine fremde, verzauberte Welt auf, die doch immer wieder an Menschliches erinnert. Die Wurzel tut etwas, was ihr nicht einmal ein Märchenerzähler zugetraut hätte; sie spaltet sich entzwei, um so verjüngt besser ihrer fatalen Lage entrinnen zu können; sie verändert selbsttätig und in einer unbeschreiblich sinnvollen Weise ihren ganzen inneren Bau, verlagert edle und wichtige Organe so, daß ihnen später kein Leid zugefügt wird, wenn sie den Spalt durchkriecht. Die an ihrer Wurzel am Abhang freihängende Geranie stirbt nicht, sondern baut sich aus den Stielen ihrer Blätter ein stützendes Gerüst, vollführt aus sich selbst ungewohnte Bewegungen, um den neuen Stand zu sichern. Die rankende Clematis, die sich sonst mit Blattstielen anbindet, bleibt wieder untätig, wenn ihre gewohnte Lage künstlich gesichert ist; sie greift aber zu, wenn es wieder sein muß! Das im Wasser flutende Tausendblatt verändert sich bis zur Unkenntlichkeit, wenn man es zwingt, eine Landpflanze zu werden. Organe, die es nie hatte, aber nun dringend bedarf, um sein Leben im Gleichgewicht zu erhalten, schafft es sich auf noch unbegreifliche Weise selbst.

Durch solche Erfahrungen gerät eine so altehrwürdige und in ihrer großen Vergangenheit gleichsam erstarrte Wissenschaft wie die Botanik in neuen Fluß. Vieles in ihr muß neugestaltet werden; sie verjüngt sich zu etwas, das mit dem alten Begriffe eines pflanzensammelnden Botanikus nur mehr den Namen gemeinsam hat. Sie führt den Geist in ungeahnte Fernen und zeigt ihm Möglichkeiten dort, wo alles Wissen abgeschlossen zu sein schien. Freilich schrecken die Wege damit, daß sie in das Dunkel neuer Welten führen. Aber hat das noch je einen der großen Entdecker abgeschreckt? Ja, wir Botaniker sind heute sogar in der gefahrvollen Lage der Nordpolfahrer, die ihr Zelt auf vermeintlichem Festland aufschlugen, aber dann mit Bangen und heimlicher Freude gewahr werden, daß sie dennoch wider Willen treiben, auf mächtiger Scholle ins Unbekannte. Doch schließlich ist das ein Symbol für die ganze Menschheit.

Um uns flattern jetzt die phantastischen Histörchen auf. Das beweist nur, daß sich etwas Neues und Großes mit unserer stillen Wissenschaft vollzieht, die so lange für eine harmlose Tändelei galt. Man kann es von der Ferne gar nicht beurteilen, wieviel Bedeutsames im Gemüte man erleben kann, wenn man sich in diese neue Pflanzenkunde vertieft. Man kann es nur erraten aus dem erhobenen Ton, der Begeisterung und dem Eifer aller, die von dort aus zu uns sprechen. Botanik ist heute vielleicht das lockendste Neuland des Wissens. R. Francé

Digitized by Google

Rudolf Eucken über die Wahrheit der Religion

Der Materialismus des vorigen Jahrhunderts ist heute eine abgetane Sache; er wuchert zwar noch in vielen Schichten unseres Volkslebens fort, hat aber seine wissenschaftliche Bedeutung verloren. Dennoch darf man nicht glauben, daß nun alle materialistischen Gedanken überhaupt im wissenschaftlichen Leben zurückgewichen sind; o nein, sie suchen auch heute noch unter Namen wie Realismus, Positivismus, Monismus usw. weite Kreise zu gewinnen. Den deutlichsten Beweis dafür bilden Ernst Haeckels „Welträtsel" und „Lebenswunder", zwei Bücher, mit denen er allem Idealismus den Todesstoß gegeben zu haben wähnte Da ist es nun ein wunderbares Zusammentreffen, daß dieselbe Universität Jena, von welcher aus Ernst Haeckel den Monismus oder richtiger den materialistischen Pantheismus als einzig berechtigte Weltanschauung proklamiert hat, der Ausgangspunkt einer gerade entgegengesetzten Bewegung geworden ist. Es ist der geniale, soeben mit dem Nobelpreis gekrönte Philosoph Rudolf Eucken, der in hochbedeutenden Schriften eine neue Fundamentierung der Religion versucht hat. Die Arbeit Euckens ist eine so tiefgehende, und seine Gedanken sind so tief begründet, daß sie unmöglich wirkungslos verhallen konnten. Er wendet sich mit seiner Arbeit an alle die, welche die gegenwärtige Verflachung und Verflüchtigung des Geisteslebens als einen nicht länger erträglichen Notstand empfinden und nicht davor zurückscheuen, auch in schroffem Widerspruch zur breiten Zeitoberfläche eine Erneuerung des Lebens zu suchen. Ich habe in richtiger Erkenntnis dieser Sachlage schon 1898 in meiner „Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel" (2. Aufl., Göttingen 1905, Vandenhoeck & Ruprecht) und in meinem Buche „Rudolf Euckens Welt- und Lebensanschauung" (Langensalza 1903, Herm. Beyer & Söhne), ebenso in einer großen Anzahl von Aufsätzen in Zeitschriften der verschiedensten Färbung und Richtung auf die hohe Bedeutung dieser Philosophie hingewiesen, und die philosophiegeschichtliche Entwicklung der Neuzeit hat mir recht gegeben. Nicht bloß Philosophen, sondern auch Theologen und Pädagogen haben sich Eucken heute angeschlossen und suchen ihre Gedanken durch Rückgang auf die Fundamente seiner Philosophie zu befestigen. Kürzlich ist sein „Wahrheitsgehalt der Religion" in 2. Auflage erschienen (Verlag von Veit & Ko., Leipzig), ein Buch, das in seiner ersten Auflage gewaltige Bewegungen sowohl im Inland als auch im Ausland wachgerufen hat. Wir möchten Euckens Gedanken daher hier etwas eingehender vorführen.

Wer den Wahrheitsgehalt der Religion ergründen möchte, der braucht weder ihre verschwindenden zeitlichen Anfänge aufzuspüren, noch ihr langsames Aufsteigen zu verfolgen, er darf sich sofort auf ihre Höhe versetzen; denn erst hier erlangt das Wahrheitsproblem volle Klarheit und zugleich eine zwingende Kraft. Ein Blick auf diese Höhe erhellt, daß die Religion sowohl die stärkste Macht der Welt als auch das größte Zeichen darstellt, dem stets hart widersprochen wurde. Immer von neuem erhob sich die Frage, ob eine Erschließung des Göttlichen für den Menschen, eine Erhebung des Menschen zu göttlichem Leben irgend möglich sei, ob sich nicht alle Behauptung dessen schließlich als ein Wahn erweise. Den Höhepunkt der religionsgeschichtlichen Entwicklung bildet das Christentum; die christliche Kirche wurde der Halt des versinkenden Altertums und die Erzieherin neu aufsteigender Völker. Durch alle Wandlungen der Zeiten, inmitten harter Anfechtungen von draußen und arger Schäden im eigenen Innern, hat sie sich als die gewaltigste Erscheinung des weltgeschichtlichen Lebens bis zur Gegenwart behauptet. Aber zugleich enthält das Christentum weit mehr Probleme und gerät in weit mehr Verwicklungen, hat es eine irrationalere Art als alle übrigen Religionen, so daß die Neuzeit in den härtesten Konflikt gerade mit ihm geraten ist. Deutlich greifbar war hier zunächst der Zusammenstoß mit der Naturwissenschaft; sie hat eine neue Denkweise aufgebracht, durch welche die Grundlagen der Religion für immer zerstört zu werden schienen. Ebenso gesellte sich zu den Gegnern der Religion die Geschichte; wie die räumliche, so ist auch die zeitliche Ausdehnung der Welt ins Unermeßliche gewachsen. Am sichtbarsten aber war der Konflikt mit der

Digitized by Google

modernen Kultur; zwischen dem, was die Religionen und unter ihnen besonders das Christentum lehren, und dem, was die moderne Kultur durch das Ganze ihrer Entwicklung behauptete, tat sich eine so tiefe Kluft auf, daß sich alles in Schein und Nichts zu verwandeln drohte, was bisher als Kern aller Wahrheit gegolten hatte. Die Bewegung der Neuzeit hat den Menschen immer weiter von der Religion entfernt und immer fester an die sichtbare Welt gebunden: einem Nebeneinander von Religion und Weltkultur folgte eine Kultur, die sich selbst zu einer Art Religion erhöhte, folgte endlich eine Kultur ohne Religion. Immer stärker wurde der Zug zur Welt, immer mehr wurde diese aller übersinnlichen Zusammenhänge entkleidet, aber zugleich hat sie selbst dem Menschen für Erkennen und Handeln immer mehr zu tun gegeben, ist sie im eigenen Kreise so gehaltreich geworden, daß sie unser ganzes Leben und Streben ausfüllen zu können schien.

Trotzdem hat sich die Religion im 19. Jahrhundert mit neuer Kraft erhoben und erweist in eindringlichen Wirkungen die Fortdauer ihres Lebens. Das zeigt nicht nur das Wachstum der Kirchen, sondern auch ihr Einfluß im ganzen Geistesleben der Gegenwart. Die Philosophie, die alte Gegnerin der Religion, zeigt sich eifrig beflissen, ihr freien Platz zu schaffen; die schöne Literatur behandelt die religiösen Fragen in Ja und Nein mit wachsendem Ernst; die bildenden Künste suchen die religiösen Gestalten durch neue Darstellungsformen der modernen Empfindung anzunähern, und jenseit aller besonderen Gebiete geht das religiöse Problem wieder mächtig durch die Geister. Kein Wunder! Die moderne Kultur hat das nicht geleistet, was man von ihr erwartet hatte; ihr Gold hat sich als Flittergold erwiesen; sie wollte den Menschen reich machen und hat ihn arm gemacht; statt ihn innerlich zu befreien und zu erhöhen, hat sie ihn immer mehr zum Sklaven, ja nicht selten zum Tier degradiert. Wenn trotzdem die Bewegung gegen die Religion heute noch weite Massen ergriffen hat, so bringt ihr ihr Erstarken bei Beharren des alten Gegensatzes eine große Aufgabe: sie hat ihr Recht auch der Kultur gegenüber durchzusetzen. Da nun aber Religion und Kultur in gleicher Weise Probleme sind und als Partei kein gemeinsames Maß besitzen, so bleibt nach Eucken zur Lösung der Fragen nach dem Recht oder Unrecht der Religion nichts anderes übrig als eine Untersuchung der letzten Fundamente des Lebens und seines Gesamtaufbaues, um so festzustellen, ob seine Bewegung mit Notwendigkeit zur Religion führt oder nicht; denn entweder ist die Religion bloß ein durch Tradition und gesellschaftliche Ordnung sanktioniertes Erzeugnis menschlicher Wünsche und Vorstellungen, — dann kann keine Kunst, keine Macht oder List verhindern, daß der Fortgang der geistigen Bewegung ein solches Machwerk zerstöre, oder die Religion ist in übermenschlichen Tatsachen gegründet, dann kann auch der härteste Angriff sie nicht erschüttern, vielmehr muß er endlich durch alle Not und Mühe des Menschen hindurch ihr dazu dienlich sein, auf den Punkt ihrer wahren Stärke zu kommen und ihre ewige Wahrheit reiner zu entfalten.

Eine Durchforschung des Lebensprozesses in der Richtung auf das religiöse Problem hat vor allem danach zu fragen, ob jener ein einziges, fortlaufendes Ganzes bildet, oder ob er wesentliche Unterschiede, ob er im besonderen eine durchgehende Zweiheit aufweist. Das letztere ist der Fall. Unser Leben zerfällt in zwei Stufen: Natur und Geist. Ihr Zusammentreffen innerhalb der Sphäre unseres Daseins ist allerdings an sich noch kein Widerspruch. Der entsteht erst, wenn zwischen ihnen Verwicklungen ausbrächen. Und diese entstehen in der Tat. Das geistige Leben gibt sich als das Überlegene und zur Herrschaft Berufene und ist dabei doch in Wahrheit an die Natur gebunden, scheint sie als bloßer Anhang zu begleiten. Sollen wir nun deshalb auf einen Sinn unseres Daseins verzichten und uns in diesen Gegensatz ergeben? Keineswegs! Es gibt einen Ausweg in dem Aufweis einer neuen Wirklichkeit. In Verfolgung dieses Weges gelangt Eucken unter Nachweis der sich in der Moral sowie im ganzen geistigen Leben, in Kunst und Wissenschaft, in politischem und sozialem Wirken vollziehenden Befreiung und Erweiterung des Lebens, unter weiterem Nachweis der Auseinandersetzung dieses neuen Lebens mit dem alten durch Arbeit und Schaffen und der Verkörperung beider

Digitized by Google

Mächte im Lebenswerk zur notwendigen Voraussetzung eines der Natur gegenüber *selbständigen* Geisteslebens. Ohne diese Selbständigkeit bricht das geistige Leben zweifellos in sich selbst zusammen. Die Anerkennung aber dieser Tatsache führt zwingend zu der Annahme, daß das Geistesleben dem äußeren Erfahrungsleben gegenüber eine selbständige Wirklichkeit, ja einen übermenschlichen und überweltlichen Charakter in sich trägt.

Das führt Eucken hinüber zum religiösen Problem. Bei der Wendung zur Religion gilt es vor allem festzustellen, was wesentlich zur Religion gehört. Es ist dieses, daß sie der uns zunächst umfangenden Welt eine neue überlegene Ordnung der Dinge entgegenhält. Die bloße Anerkennung einer höheren Ordnung ergibt jedoch keineswegs schon Religion. Jene Ordnung muß nicht bloß an sich vorhanden, sie muß auch für uns wirksam sein, in unser Leben hineintragen, unser Dasein auf eine neue Grundlage stellen, auch von uns selbst als eine Hauptsache ergriffen werden. Solches Hineintragen aber einer neuen Welt in unsere Wirklichkeit ist eine Frage tatsächlicher Art, es will aufgewiesen, nicht aus bloßer Begriffsklügelei hervorgesponnen sein. Es frägt sich also, ob das menschliche Leben eine Fortbildung in der Richtung einer ursprünglichen Geistigkeit zeigt oder nicht. Die Frage ist zu bejahen; denn trotz alles Gegendruckes der Außenwelt, der Gesellschaft, der eigenen Seele regt sich im Menschen ein selbständiges Geistesleben. Ein Zeugnis dafür ist schon der stille, aber zähe Widerstand, den das Durchschnittsleben mit seiner untergeordneten und bloß anhangenden Geistigkeit im eigenen Kreise des Menschen findet. Eine Sehnsucht nach einer höheren, reineren Art des Seins läßt sich bei uns nicht unterdrücken, sie gewinnt um so mehr Macht, je mehr Verwicklungen und Leiden das Leben uns auferlegt. Solche Verneinung aber verrät auch irgendwelche Bejahung, die sich dem Dunkel entringt und nach selbständiger Wirkung strebt; sie kann das aber nicht, ohne daß das neue Leben sich irgend zur Einheit zusammenschließt und am besonderen Punkt die Kraft eines Ganzen einsetzt. Ein solcher Zusammenschluß erfolgt tatsächlich in der Erhebung des Menschen zur Persönlichkeit, in dem Aufsteigen eines persönlichen Lebens. Soll dieser schwankende und vielumstrittene Begriff irgendeinen präzisen Sinn haben, so kann es kein anderer sein, als daß hier eine Verbindung echtgeistigen Lebens zur Einheit erfolgt, daß dies Leben auch im menschlichen Dasein einen festen Kern enthält und sich mit seiner Entwicklung mehr und mehr zu einem eigenen Kreise ausbaut. Auch die Form, wie sich unser Leben in geistigen Dingen bewegt, bezeugt den Eintritt emporziehender Kräfte. Jene Bewegung ist kein ruhiges und sicheres Vorwärtsgehen, sondern ein Kämpfen und Ringen, ein Bilden von Höhepunkten und ein Sichemporringen zu ihnen, oft auch ein Zurücksinken, sie ist ein Hervortreiben und Überwinden von Gegensätzen. Woher anders kann das kommen als daher, daß in unser Leben ein neuer großer Antrieb gesetzt ist, der sich nicht mit einem beschränkten Raume begnügt, sondern das Ganze beherrschen will, und der daher mit dem übrigen zusammenstoßen muß? Der Erfahrung des einzelnen aber entspricht die Erfahrung der Menschheit. Die Bildung einer Kultur, die Abhebung und Entgegensetzung eines Kulturstandes gegenüber dem Naturstand ist unbegreiflich ohne eine Erzeugung selbständigen Geisteslebens im eigenen Kreise der Menschheit. Auch die Geschichte der Menschheit, auf ihren geistigen Kern angesehen, erscheint nicht als eine ruhige Ansammlung, sondern als ein Steigen und Fallen, und echtgeistiges Leben ist im Bereich der Menschheit kein Wahn und Traum, sondern tatsächliche Wirklichkeit. So bezeugt die Entwicklung des Menschen wie der Menschheit eine so eingreifende Umwälzung, zeigt nach ihrer geistigen Seite hin so deutlich eine eigene Basis und einen sebständigen Ausgangspunkt, daß hier notwendig der Beginn einer andern Weltordnung und das Wirken einer allem menschlichen Vermögen überlegenen Macht anzuerkennen ist. So wird Eucken zu einem Theismus geführt, welcher infolge der Weltüberlegenheit des absoluten Lebens einerseits, seiner Wirksamkeit innerhalb der Welt andrerseits sowohl den Dualismus als auch den Pantheismus überwindet.

Leider wird uns nun aber das Bild, das wir demnach in der Welt erwarten müssen,

Digitized by Google

durch die Erfahrung nicht bestätigt. Es erheben sich mächtige Widersprüche gegen die Religion, die nicht zu leugnen sind. Da ist zunächst der Widerspruch der Natur; die Werte des Geisteslebens scheinen für das blinde Getriebe der Naturgewalten nicht vorhanden, sie kennen keinen Unterschied von gut und böse, Naturkatastrophen vernichten geistiges Leben wie im Spiel. Da ist weiter der Widerspruch der Kultur; für die gesellschaftliche Kultur ist in die Leistung wie alles übrige, so auch die Gesinnung mit eingeschlossen, so daß das Leben die Kraft und Wahrhaftigkeit ursprünglichen Schaffens verliert. Der Schein wird auf den Thron gehoben; wo alles an der Anerkennung der Leute liegt, da tut der Schein oft bessere Dienste als die Wahrheit. Aber der Widerstand geht noch weiter, er geht bis ins eigenste Gebiet des Geisteslebens hinein. Das Geistesleben durchdringt gewiß unser ganzes Dasein mit großer Gewalt, indem es sich in Kunst, Moral, Wissenschaft usw. zu großen Komplexen zusammenschließt, die über das eigene Gebiet hinaus auf das Ganze des Lebens wirken. Aber statt daß diese Gebiete nun dem Ganzen dienen sollen, ist es bald dieses, bald jenes, welches sich zum Mittelpunkt des Lebens macht und alles Streben in seine besondere Bahn ziehen möchte. Daraus aber entsteht eine Entzweiung der Geistigkeit bei sich selbst. Und sehen wir nicht ähnliche Verwicklungen im Blick auf die Gestaltung der Geschicke des Menschen? Zweifellos gibt es auch hier viele Vorgänge und Ereignisse, die den Eindruck einer planmäßigen Leitung machen. Aber zwischen den lichten Vorgängen klafft doch nur allzuoft der Widerspruch, wir gewahren Verkettungen des Geschehens, welche auf die Erzeugung schweren Elends abzuzielen scheinen, die den Menschen mit unbarmherziger Notwendigkeit dem Abgrund zutreiben. So bringen übermächtige Widerstände alles geistige Leben ins Stocken und drohen alles in Traum und Leere zu verwandeln.

Eine Errettung aus dieser Lage ist nur möglich durch eine weitere Erschließung der Gottheit. Ist diese in Wahrheit vorhanden? Der Glaube an eine solche Wendung hat nach Eucken in der Menschheit tiefe Wurzeln geschlagen, er tritt uns aus allen Religionen entgegen, die mehr waren als ein Stück der Volkskultur, die sich zu einem selbständigen Reiche entwickelten, aus den sog. historischen oder positiven Religionen. Sie kamen der kritischen Lage zu Hilfe durch die bei aller Entzweiung ihnen doch gemeinsame Vorhaltung eines neuen Lebens aus einer innigeren Gemeinschaft mit Gott. Gibt es nun tatsächlich einen Punkt, der uns auf eine solche Erschließung mit Notwendigkeit führt? Eucken beantwortet die Frage mit ja. Wo aber liegt nun der Ausgangspunkt, dessen eigentümliche Art eine neue Ordnung der Dinge ankündigt?

Als ein solcher Ausgangspunkt dient Eucken die Tatsache, daß auf einer gewissen Höhe des geschichtlichen Lebens der Gedanke und die Forderung der Feindesliebe erscheint. Sowohl die Höhe des Griechentums als auch Konfuzius schlossen damit ab, daß Freund Freund und Feind Feind ist, und daß wir diesem lediglich Gerechtigkeit schulden, unsere Liebe aber für jenen aufbewahren müssen. Diese Ansicht ist für uns heute unhaltbar geworden; das Gebiet des Gegensatzes und Kampfes kann unmöglich unsere letzte und ganze Welt sein, es steckt dem menschlichen Leben Grenzen, über die erschütternde Erfahrungen der innersten Seele hinausgetrieben haben. Wenn daher die Forderung der Feindesliebe auftaucht und auf echte Liebe, nicht auf bloßes Mitleid geht, so liegt dabei die Hoffnung einer neuen Ordnung der Dinge zugrunde, es wirkt darin das Sehnen der Menschheit nach Befreiung von den Maßen und Schranken der gegebenen Welt. Bildet nicht die Freudigkeit solcher Hoffnung, die Stärke der Sehnsucht selbst ein Zeugnis dafür, daß es sich hier nicht um ein bloßes Wahnbild handelt, sondern ein neues Leben in unserem Kreise aufstrebt? Das Problem der Feindesliebe ist aber nur der Ausschnitt eines allgemeineren Problems, ob nämlich die Leitung unseres Lebens letzthin der Gerechtigkeit oder der Liebe gebühre. Es hatte seinen guten Grund, daß die altgriechischen Denker für die Gerechtigkeit eintraten in dem Sinne einer Ordnung aller Verhältnisse gemäß dem Verdienst: jeder erhalte, was ihm zukommt, nicht weniger, aber auch nicht mehr, selbst die Liebe bemesse sich nach dem Grade der dargebotenen Liebe. Ein solches Ideal trieb zur Aufbietung aller Kraft, zur Umsetzung alles Vermögens in wirksame Tätigkeit, zum Aufbau eines geordne-

Digitized by Google

ten Reiches der Vernunft. Wie kommt es nun, daß trotzdem die Gerechtigkeit dem Menschen nicht genügte, daß die weltgeschichtliche Bewegung jenes Ideal der Gerechtigkeit hinter sich ließ? Doch aus schmerzlicher Erfahrung und Empfindung der Unzulänglichkeit des Menschen als Menschen, aus der Erkenntnis eines tiefen Zwiespalts in seinem eigenen Wesen. Solche Erfahrung und Erkenntnis wurde aber unabweisbar, sobald der Mensch nicht mehr innerhalb einer gegebenen Welt verblieb, sondern sich über alle Bindung hinaus zur Unendlichkeit erhob, sobald er sich nicht mehr an seinesgleichen, sondern an dem Ideal einer absoluten Vollkommenheit maß. Und sich so zu messen, dazu zwang ihn die wachsende Vertiefung des Lebens mit der Aufdeckung einer Unendlichkeit in seinem eigenen Wesen: sein Leben erschöpft sich nicht mit der Lösung dieser oder jener besonderen Aufgabe und begnügt sich nicht mit der Erreichung einer gewissen Höhe, sondern ihn treibt es von innen heraus nach dem Besitz des Ganzen, nach unbegrenzter Vollkommenheit, vor allem nach Vollkommenheit einer das Leben ins Ganze fassenden Gesinnung. Solches Ziel stecken, das heißt aber die völlige Unzulänglichkeit, ja die Hoffnungslosigkeit der tatsächlichen Leistung und Lage erkennen. Damit wird das Maß der Gerechtigkeit zu einer unerträglichen Härte, die Schätzung nach der Leistung bedroht den Menschen mit gänzlicher Verwerfung und Vernichtung. Dessen erwehrt sich der Mensch nach Kräften, und zwar keineswegs bloß aus einem selbstischen Lebensdrange, er fühlt sich vielmehr einer größeren Tiefe und mit ihr eines unverlierbaren Wertes gewiß, nur kann er sie nicht aus eigener Kraft beleben und wird daher für die Erreichung seines eigenen Wesens auf Hilfe und Liebe angewiesen. So erwacht denn eine starke Sehnsucht nach einer unendlichen Liebe, jenseit aller Frage des Verdienstes, nach einer neuen Ordnung jenseit alles Rechnens und Messens. Aber noch mehr! Wir sahen, daß das Leben voll ist von Hemmungen, Leiden und Schmerzen; die wissenschaftliche Forschung stößt auf unüberwindliche Schranken, schmerzlich empfinden wir unser Unvermögen gegenüber den tiefen Rätseln des Daseins. Und doch ist die Bejahung des Lebens geblieben. War das bloß eine Hartnäckigkeit des Naturtriebes, eine Unausrottbarkeit gemeiner Lebensgier? Schwerlich, denn die Bejahung selbst hat als geistige Selbsterhaltung so viel Mühe und Arbeit, Not und Sorge über die Menschen gebracht, daß vom natürlichen Glückverlangen aus sich weit eher eine Preisgebung des Lebens empfohlen hätte; es mußte eben in jenem Lebensdrange Tieferes wirken, der Mensch durch eine Kraft beim Leben festgehalten werden, die der nächste Lebensanblick nicht rechtfertigt. Nehmen wir dazu endlich die Weiterbildung der Innerlichkeit, sofern die Hemmungen des Lebens Ausgangspunkte eines neuen Lebens werden, ebenso die Weiterbildung der Moral, zu deren Schätzung die Menschheit trotz vieler Abweichung immer zurückkehrte, das Entstehen von Begriffen wie Verantwortung, Schuld, Gewissen usw., Begriffe höchst rätselhafter Art und dabei doch Mächte, die aller Geringachtung oder auch Wegdeutung zum Trotz immer neu aufgestiegen sind, — so wird klar, daß hier ein neues Leben sich zeigt, welches den Menschen über alle Verwicklungen hinaushebt, und die Wahrheit der Religion ist erwiesen.

Mit dem Gesagten ist auch das Urteil über die geschichtlichen Religionen gefällt. Alle sind nach Eucken Mitarbeiter an dem großen Werke, dem Menschen eine neue Stufe der Wirklichkeit zu eröffnen, aber sie sind ihrem Werte nach nicht alle gleich. Den Hauptunterschied macht besonders dies, ob eine völlige Umwälzung des alten Lebenskreises vollzogen wird oder nicht; denn damit entscheidet sich, ob die Religion nur eine Weiterbildung der ersten Welt oder ob sie eine ganz neue Welt bringt, ob sie schließlich wieder in das Gebiet der Verwicklungen zurückführt, oder ob sie endgültig über sie hinaushebt. Über den weiten Abstand des Christentums von den übrigen Religionen kann hier nach Eucken kein Zweifel sein. Hier verbindet sich zu einem großen Gesamtbilde, was aus der Gesamtbewegung des Geisteslebens als Forderung wie als Tatsache hervorgeht. Der von Christus verkündigte und in ihm lebendige Gott ist ein Gott der Macht und der Liebe, der eine neue Welt schafft und ein neues Wesen gibt, und der durch Eröffnung der eigenen Tiefe den Menschen zur Teilnahme am göttlichen Wesen beruft und ihm

Digitized by Google

dadurch einen unzerstörbaren Wert verleiht. Dieser Gott wird das neue Leben im Menschen behüten, seinen geistigen Kern erhalten und gegen alle Gefahren beschützen. Möge die Welt für den äußeren Anblick bleiben, wie sie sich darstellte, ein Reich des Widerstandes und des Dunkels, mögen die Hemmungen draußen und drinnen fortfahren, den Menschen mit seinem geistigen Vermögen einzuengen und anscheinend zu zerstören, — durch das Eintreten des neuen Lebens und einer neuen Welt ist alles von innen her verwandelt, alle Tiefe des Dunkels muß nun die Helle des Lichts nur um so stärker empfinden lassen. Das Christentum ist daher nicht eine besondere Religion neben anderen, sondern die Religion der Religionen, die Erfüllung eines Verlangens, das deutlich oder versteckt durch alles Menschenwesen und Menschenleben hindurchgeht.

Hoffentlich trägt diese Skizze dazu bei, viele Leser zum Studium eines Werkes zu führen, das zu den bedeutendsten Werken gehört, welche die Gegenwart erzeugt hat.

Dr. Otto Siebert

Willkür und Sachlichkeit

Wir können bei den wertvollen und interessanten Veröffentlichungen über die Probleme und Fragen der Zeit zweierlei Arten scharf unterscheiden: Die, die sich an streng sachliche Wissenschaftlichkeit binden, und denen dafür das Pathos, mithin auch die Popularität oft abgeht, und die andern, die sich auf nichts anderes als ein lebhaftes Temperament, starke Empfindung und guten Willen stützen, die sich aber gern hoher und eindringlicher Worte bedienen und daher im Publikum mit Vorliebe gelesen werden.

Auf welcher Seite der höhere und vor dem Gerichtshof der Zeit bestehende Wert liegt, ist sofort erkennbar. Dennoch soll den sogen. populären Schriften, falls sie dem Fortschritt und der heilsamen Aufklärung dienen, nicht jede Berechtigung abgesprochen werden. Es gibt noch zu viel Menschen, die weder ans Lesen noch ans Denken gewöhnt sind, die unter der Flagge: „Ich habe keine Zeit!“ jeder wirklichen Lesearbeit aus dem Wege gehen, und oft im Besitz der allerbesten Gesinnung und des allerbereitesten Willens nur imstande sind, eine Lektüre aufzunehmen, die ihnen gleichsam alle Lebensfragen schon fertig gekocht und gebraten mundgerecht serviert. Aus diesem Bedürfnis der Menge heraus entstehen die „populären“, oder um sie einmal am anderen Zipfel anzufassen: die bevormundenden Schriften. In ihnen wird dem Leser wenig Raum gelassen für eigenes Urteil, für den eigenen kühnen Ringkampf mit der Erkenntnis. Hier kommt es einzig darauf an, ihn von der Vortrefflichkeit dessen zu überzeugen, was für den Schreiber persönliche Wahrheit geworden ist. Zum Überzeugen von Lesern aber, die selber urteilslos sind und nur fertig gekochte Ware aufnehmen können, gehören Anziehungsmittel, die den Instinkten dieser Leser entsprechen. Zu solchen Mitteln gehört vor allem eine Sicherheit des Vortragenden, die sogar barbarisch sein kann, denn das Offenlassen einer Frage, ja auch nur die Erklärung, daß man hier die gegensätzlichsten Urteile fällen könnte, würde diese Leser enttäuschen und ihr Mißtrauen wecken. Es muß daher etwas Positives, Unfehlbares gegeben werden, auf das der Leser sich verlassen kann. Daher der große Augenblickserfolg der Fanatiker, überhaupt der starken Einseitigen. Ferner muß der Schreiber fesseln, durch Worte blenden, amüsieren können. Dafür kann die vorgetragene Weisheit auch banal sein, selbstverständlich, eine gute, brave Alltagsfrucht. Hinwiederum darf sie auch etwas „Neues“ sein, eine neue Ethik, neue Moral. Das Wort Neuland gehört mit zu den Schlagwörtern, die der Leser liebt, der „keine Zeit“ hat. Nur zündend, nur mitreißend, nur — bevormundend. Der Leser muß *wissen*, was er *glauben* soll.

Daher die Überfülle von populären Schriften, die sich um Lebensführung, Kindererziehung, Ehefrage und was noch sonst drehen. Es ist den Schriftstellern nicht zu verdenken, daß sie diesem

Digitized by Google

Massenbedürfnis entgegenkommen. Wer im lebhaften Temperament die Schäden der Zeit brennen fühlt und dabei die Schreibekunst versteht, will sich in begreiflicher Überschätzung der eigenen Erkenntnisse in der Öffentlichkeit aussprechen. Die besten Motive drängen ihn. Er sieht sich an die Spitze einer andächtigen und begeisterten Gemeinde gestellt. Er glaubt, alte Schäden an der Wurzel fassen und ausroden zu können. Das Weltverbeßrertum ist (auch bei reinster Gesinnung und ohne eigne Ruhmsucht) ein lockender Kranz. Er verführt und verblendet. Da schreibt die Kinderlose ein dickes Buch über das Kind, da predigen Leute, deren Söhnlein noch in den Windeln liegen, unfehlbare Maßregeln, wie der Vater die reifende Mannbarkeit zu regulieren hat. Da entwerfen Ehelose Eheprogramme und was dergleichen theoretische Spielereien mehr sind.

Aber wie gesagt, dies alles ist nicht rundweg zu verurteilen. Es kommt zuweilen bei der Beeinflussung von Menschen gar nicht darauf an, daß das Geforderte erfüllbar ist, sondern daß nur erst der Hörer auffaßt und begreift: es w i r d etwas gefordert, was über den Tagesgebrauch hinweggeht. Ferner wenn der Sonntagsleser sagt: Ich habe keine Zeit! so ist das oft wirklich nur allzu wahr. Es gibt auch im gebildeten Mittelstand Männer und Frauen, die so überbürdet sind von ihrer täglichen Kleinarbeit, daß sie — keine Zeit zur Bildung von Herz und Geist, von eignem Urteil haben. Nur ein Sehnen und Suchen ist ihnen geblieben, und sie haben tiefe Freude, wenn sie ein Buch finden, das ihr dunkles Empfinden in Worten ausspricht, das ihnen denken hilft, das ihr vages Fühlen und Meinen klärt und leitet. Wenn dies aber schon in dem gebildeten Mittelstand häufig ist, wo bleiben da die beiden anderen Stände? Die Pflichten der Geselligkeit, die Ketten der Armut binden oft so eng, daß schon die populären Bücher unerreichbar sind. Dann sättigt man den rätselvollen Hunger, der Mensch und Tier scheidet, an tiefstehender Lektüre.

Insofern sind die populären sittlich ernsten Bücher Freunde und Erlöser der Menschen. In eindrucksfähigen, unentwickelten Gemütern können sie schöne Erntezeiten feiern.

Aber sie sind wie Kinderkost. Nur Kindern an Geist und an der Seele können sie für die Dauer genügend Nährstoff geben. Wenn die Entwicklung fortschreitet, das Empfinden sich klärt, das Urteil sich festigt, dann tritt der Zeitpunkt ein, in dem die Willkürlichkeiten dieser Schriften den wachsenden Verstand ermüden. Und dann erfolgt grade bei den innerlich selbständigen und daher den besseren Lesern, die nur zur methodischen Ausbildung keine Zeit haben, ein Rückschlag, der ihnen mit dieser Lektüre leicht auch ihren guten Kern verleidet.

Diese Beispiele liegen auf der Straße, und grade sie illustrieren eine Gefahr dieser Art von Schriften, die nicht übersehen werden dürfte.

Der Überdruß an den gutgemeinten willkürlichen Büchern tritt so häufig ein, daß er fast ihre Vorteile wieder aufwiegt. Es ist das gerechte Gericht, das diese Schriften in sich selber tragen: Unsicherheit kann nur Unsicherheit gebären.

Wir stehen jetzt in der Frage um die Kinder.

Grade dies Feld bietet den weitesten Tummelplatz für die Schreibfeder. Wie ungeheuer leicht und dankbar ist es, am Schreibtisch Kinder zu erziehen! Und wieviel Phrase läuft dabei mit unter!

Ich habe öfter schon diese hochtrabenden Erziehungsschriften genannt, die die Backen voll nehmen und es doch nur dazu bringen, daß eine bedrängte, tief gewissenhafte Mutter, die nicht am sichren Schreibtisch sitzt, sondern inmitten all der starken, armseligen, übermächtigen Wirklichkeiten steht, verwirrt und geängstigt wird. Heute aber liegen mir drei Bücher vor, die das Beste sind, das wir in diesem Fache haben, und zwar das Beste je in ihrer Art.

Zu den willkürlichen Büchern gehört: „D a s n ä c h s t e G e s c h l e c h t“ von H a n s W e g e n e r (Verlag A. Töpelmann, Gießen). Es ist für alle die Erzieher zu empfehlen, deren guter Instinkt nach dieser Richtung hin angeregt werden muß, und denen das eigne sichre Urteil bisher abging. In durchaus empfehlenswerter Weise tritt der Verfasser für die Stärkung

Digitized by Google

des natürlich reinen Empfindens gegenüber dem Geschlechtsleben ein, betont die Familienkultur und den Wert der Gesundheit. Auch das Kapitel über die verfeinerte Ehewahl ist gut, ebenso wie die Ausführungen über die Erziehung einwandfrei sind. Allen Leuten, die hierin noch innere Schwierigkeiten haben, denen Prüderie oder Sorglosigkeit den Weg zu den Kinderherzen in entscheidender Zeit versperrt, und denen sonst die elterlichen Grundlagen mangeln, kann das Buch ein Ratgeber sein.

Doch tritt auch hier schon die Unsicherheit ein. Leute, die über das Abc hinaus sind, werden nicht viel in dem Buche finden. Für sie wimmelt es von Selbstverständlichkeiten. Dann wieder kommt eine leichtmütige Behandlung der schweren Scheidungsfrage, die von einer mangelnden Vertiefung des Verfassers spricht. Weiterhin treten wieder Sätze auf, die in ihrer apodiktischen Willkür beinah ins Gebiet der Phrase streifen. Das geschieht z. B., nachdem der Verfasser eine lange, an sich vorzügliche Rede hingesetzt hat, die der Vater dem mannbar werdenden Jungen hält. Hierauf heißt es: „Das müßte ein merkwürdiger Junge sein, der nach vorangegangener sorgfältiger Erziehung in dieser Stunde nicht überwältigt werden sollte von der Macht der Vaterliebe. Der nicht in den Armen des Vaters in dieser Stunde das Gefühl haben sollte, als sei ihm der lebendige Gott zum erstenmal begegnet."

Die Art dieser Behandlung ist einfach oberflächlich. Wie fern zeigt sich in ihr der Verfasser der lebendigen, vielgestaltigen, ach nicht immer so bequemen Wirklichkeit! Der „merkwürdigen" Jungen, die auf die schönsten Reden gar nicht reagieren und doch darum noch nicht als merkwürdig abgetan werden dürfen, gibt es wohl recht viele.

Und nun zu der anderen Art, den streng sachlichen Büchern!

Sie sind vor allem daran zu erkennen, daß sie sich in Meisterart beschränken. Wir fühlen plötzlich eine feste Hand, wir haben das Gefühl: Er weiß, was er will, er ist bei sich zu Hause. Keine unkontrollierten Behauptungen werden hingeworfen. Nicht unter Kling und Klang werden Binsenwahrheiten versteckt. Wir sehn den unbeirrten, ernsten, aufopfernden Forscher am Werk.

Hier sind die Quellen, zu denen wir zu gehen haben. Zwar es fehlt das Pathos, das Amüsante, das Erbauliche. Es weht ein scharfer Wind. Aber sind wir uns denn so wenig unsrer Menschennot, unsers edelsten Dranges bewußt, daß wir immer nur schlecken wollen, daß uns jedes Stück eigner Mitarbeit am Werk der wirklichen Führer, das ist: der wirklichen Kenner, schon zuviel ist? Die Mitarbeit, das Gegebene uns dienstbar und fruchtbar zu machen?

Es nützt den Müttern weniger, zwanzig schöne und rührende Bücher über verfeinerte Ehewahl und treffliche Kindererziehung zu lesen, als das eine praktisch ins Wirkliche eingreifende Büchlein: Unsre Lieblinge in Haus und Schule von A. Kanteleit (Verlag Reimer, Gumbinnen. Preis 1 ℳ). Es hat freilich seinen beschränkten Kreis, denn es redet nur davon, wie man seinen Kindern bei den Schularbeiten helfen soll, weiter nichts. Aber in diesem Thema steckt so viel Herzensangst unsers kleinen Volks, so viel unnötig verquälte Stunden, verlorene Kinderfreude, so viel Selbstqual der unbeholfenen Mama, so viel Mißverständnis und Verstimmung, daß es wie eine kleine Welt für sich ist. Wer hier die Ratschläge gibt, gibt sie aus eigener reicher Erfahrung, es ist alles ausführbar, weil alles durchgeprobt. Eine frohe Lebenskraft, ein inniges, starkes und zartes Liebhaben grade zu den Schwachen unter den Kindern klopft als ein lebendiger Herzschlag in den Seiten. Dies Buch ist wahrhaft zu empfehlen für jedes Haus, in dem kleine Schulkinder sind. Es ist sowohl für kluge wie für törichte Mütterlein zu gebrauchen. Auch die klügsten können daraus noch reichlich lernen, wie man manch böse Stunde vermeidet, wie man einen frischen Windzug in dumpfe, bange Stimmungen bringt. — Es sind kleine Schemata angegeben, schwierige Sätzchen einzulernen, es ist die Behandlung des Stotterers, des Krüppels mitgeteilt, es ist die Frage erörtert, ob Nachhilfestunden oder nicht, es ist auch darauf hingewiesen, wie man Lügen und andre Fehler nicht einfach schematisch beurteilen kann.

Digitized by Google

Dies Büchlein zu besitzen, kann ein Glück für Eltern werden, denn es bietet die Erleichterung, die aus dem Verständnis quillt.

Das hervorragendste Buch, das wir über Kindererforschung besitzen, ist das kürzlich erschienene Werk des bekannten Psychiaters Dr. Albert Moll: Das Sexualleben des Kindes (Berlin, Herm. Walther; geh. 5 ℳ, geb. 6.50 ℳ). Hier ist jede Willkür, jede nicht vollkommen begründete Behauptung unweigerlich ausgeschlossen. Wir fühlen den festen Boden sichrer und vorurteilsloser Forschung unter den Füßen. Wir stehen, abseits von Phrase und jeglicher Orakelei, die uns glauben machen will, was der jeweilige Verfasser glaubt, mitten in der ernsten und frohen, harten und erhebenden, unbequemen und beruhigenden Wirklichkeit. Wir werden wirklich zu unsern Kindern geführt, und das können selbst wir Mütter noch reichlich brauchen.

Es läßt sich nicht alles mit der Intuition begreifen, auch nicht mit der mütterlichen Intuition. Das weiß jede ehrliche Mutter, die nicht allzu beschränkt ist. Vor manchen Vorgängen bei unsren Kindern stehn wir ratlos, ja wir übersehn sie gradezu. Auch die Intuition ist ja kein ganz reiner Begriff, sie ist immer abgeleitet von Zeitumständen, von Bildung, von Charakter, die intuitiven Mütter von heute sehen und beobachten anders als die vor hundert Jahren. Das soll uns die Torheit austreiben, als brauchten wir nicht oft fremde Wegweiser bei unserm eignen Blut. Was uns not tut, ist die Wissenschaft, die, streng und unbeirrt durch eignes Wünschen, durch eigne Bequemlichkeit, durch die Phantasterei eines unerzogenen Verstandes, uns an die Quellen des Lebens führt, nicht orakelnd dem Gefälle, dem Strömen und Versanden der Flüsse nur zuschaut.

In der Gründlichkeit, der Ausgiebigkeit und Umfassung, mit der Moll sein Thema behandelt, erweist er sich als die erste Autorität, die wir auf diesem Gebiet besitzen. Eine Autorität, deren Meisterschaft sich dadurch zeigt, daß er hinter seinem Werk, seinen Forschungen zurücktritt Wir haben in diesem Buch kaum das Gefühl, daß ein einzelner zu uns spricht, sondern daß wir den Zusammenhängen des Lebens ins Gesicht sehen, der Wirklichkeit selbst in ihrer strengen Einfachheit, in die alle Kompliziertheiten sich lösen.

Moll will nicht als Zaubrer auftreten, der mit einem Wunderstabe Herz und Nieren des Kindes öffnet. Im Gegenteil weist er mit unerschütterlicher Objektivität beständig auf die Mannigfaltigkeit der Motive und Erscheinungen hin. Er drängt uns keine Annahmen auf, aber er lehrt uns finden. Und das ist der unvergleichliche Wert dieses Buches, dem keines, das dasselbe Thema behandelt, an die Seite zu stellen ist.

Für alle Leser ist es nicht. In erster Linie nicht für die Sonntagsleser, denn man muß Zeit und Gesammeltheit dazu mitbringen. Es „erbaut" auch nicht und ist nichts für jene Art von Seelen, die alles in zarte Schleier gehüllt sehen möchten. Denn es nennt die Dinge bei Namen, und wer die Natur, wie Gott sie geschaffen hat, nicht vertragen kann, wird auch dies Buch nicht vertragen. Denn geschont werden die Nerven des Lesers nicht darin.

Dann möchte ich auch noch bei diesem Buch vor einer Art von Lesen warnen, wie es manche Eltern an sich haben könnten, die zwar das Buch anschaffen, weil es Ehrensache ist, es zu haben, es dann aber nur durchblättern. Es sind viele einzelne Beispiele darin erzählt, wie dies und jenes Kind dies und jenes Erlebnis gehabt hat, wie sich diese und jene Perversion äußerte u. dgl. m. Das ist natürlich höchst interessant zu lesen. Auch einige Auslassungen des Verfassers nimmt man dann noch mit dazu, klappt dann das Buch zusammen und fühlt sich höchst befriedigt. Man weiß doch nun, was Moll gesagt hat. Man befolgt auch einige Ratschläge, läßt seine Jungen nicht mehr so enge Hosen tragen, beobachtet hin und wieder die Kinder im Schlaf und gibt sich vor den Bekannten sehr groß, daß man dies alles jetzt weiß.

Solche Art des Lesens ist vollkommen überflüssig. Man wird auch das mit den engen Hosen und den nächtlichen Beobachtungen bald wieder vergessen. Doch hier gibt es für treue Eltern und Lehrer nur einen Weg: den eines gesammelten, aufmerksamen und lückenlosen

Digitized by Google

Studiums des ganzen Buchs. Die herausgerissenen Beispiele nützen gar nichts, sie sind nur die Illustrationen zum Text. Man muß dem Verfasser folgen von physiologischen Erklärungen durch die Kapitel der Ursachen und Äußerungen, durch die Schwierigkeiten und Hemmnisse der Beobachtungen, durch die Wirkungen äußerer Einflüsse bis zum Schlußkapitel: Sexuelle Erziehung. Diese Wanderung durch das große Gebiet dieses Forschungsmaterials ist wie ein Bildungsgang für sich, der keine Lücken aufweisen darf.

Und zuletzt, wenn der echte Leser am Schluß nicht den Verfasser über seinem Werk vergessen hat, wird er ihm ein Gefühl starker Dankbarkeit entgegenbringen für diese Arbeit selbstloser, mühevoller Forschung, die ein Beitrag ist zu den besten Reichtümern der Menschheit.

Mein Wunsch aber an alle Leser ist, daß sie lesen lernen möchten. Daß dies spielerische Schmökern, das den Leser selbst zum Spielball beliebiger Verfasser macht, einer würdigeren, stolzeren und feineren Methode weichen möge. Nur auf diese Weise zwingt er die Schriftsteller, sachlich zu werden und ihn durch wirklich wertvolle Bücher zu ehren.

Marie Diers

Auch ein Kaiser

Der junge Kaiser von China, so erzählen die Lectures pour tous, das vierjährige Kind, das dereinst berufen sein wird, über das Vierhundertmillionenvolk des Ostens zu herrschen, lernt trotz seiner Jugend den schweren Druck einer Krone kennen: die Freiheit seiner Jugend ist dahin. Seit dem Tode seines kaiserlichen Onkels hält man den kleinen Prinzen Puyi in dem verschwiegensten Teil der Verbotenen Stadt verborgen, und hier ist er der Gefangene seiner Untertanen und der Sklave seiner Anhänger. Niemand weiß, in welchem der zahllosen Pavillons das Kind verborgen ist und wo es die harte Vorbereitung auf den Herrscherberuf erfährt. Der kleine Kaiser ist noch zu jung, um die Ehrungen, die seinem Rang gebühren, entgegenzunehmen, und auch dem Schatten des verblichenen Kaisers kann er nicht die traditionellen Ehren erweisen; hier vertritt ihn ein anderer Prinz, dem die Ehrung des Toten als Amt übertragen ist, und der wohl bald wieder in Vergessenheit zurücksinken wird. Trotzdem wird der kleine Puyi wohl bald einen der verantwortungsvollsten Regierungsakte vornehmen müssen. Von dem Augenblick an, wo seine kleinen Hände den Tuschpinsel halten können, werden ihm die Listen der zum Tode Verurteilten vorgelegt; auf dem großen Bogen mag dann der Kaiser mit dem Pinsel einen Kreis malen. Die Größe dieses Kreises aber und seine Stellung entscheiden über das Leben vieler: alle, deren Namen sich innerhalb des Kreises befinden, werden dann sofort hingerichtet. Auf Jahre hinaus wird dies die einzige Regierungshandlung Puyis sein, und erst später wird er die düstere Bedeutung dieses Pinselzuges ermessen lernen. Inzwischen wird die Erziehung des Kaisers ihren alten, durch die Tradition geheiligten Gang nehmen. Er wird die chinesischen Klassiker auswendig lernen — gegen 300 Bände — und jahrelang mag er daran arbeiten, die vielen tausend komplizierten und verschiedenartigen Schriftzeichen lesen und schreiben zu lernen, die ein gelehrter Chinese kennen muß. Denn es erscheint sehr zweifelhaft, ob man bei der Erziehung des künftigen Sohnes des Himmels modernen fremden Ideen einen Einfluß einräumen wird, ja die letzten Ereignisse weisen eher auf das Gegenteil hin. Der verstorbene Kaiser Kwang-si verdankte seine Schwächlichkeit und seinen frühen Tod nicht zum geringsten Teile dem angestrengten und harten Studium, durch das er die völlige Beherrschung der chinesischen Gelehrten- und Schriftsprachen sowie der alten klassischen Literatur zu erringen suchte.

Digitized by Google

Aus der Stadt des Schreckens

Krasses Entsetzen, an Wahnsinn grenzendes Grausen atmen die Berichte aus dem Erdbebengebiet in Italien. Und doch —: kann sich ein Mensch das ausmalen? — „Ich habe es gesehen," schreibt der Berichterstatter des „Vorwärts" aus Messina, der Stadt des Schreckens —: „ich erlebe es, ich habe die Trümmer vor Augen und den Leichengeruch in allen Poren — und fasse es nicht. Es übersteigt jede Grenze dessen, was wir seelisch verarbeiten können. Und ich fühle dunkel, daß ein Mensch, in dessen Hirn und Sinnen diese Wirklichkeit Leben hätte, nicht mehr leben könnte, nie mehr, weil ihm die Werte und Maße des Einzellebens unrettbar entglitten wären, jede Möglichkeit der Daseinsfreude für immer verdorrt. ...

Der Gang in die Stadt ist ein Gang auf Trümmern. Nicht etwa auf Ruinen, wie sie sich der vorstellt, der die Reste antiker Bauten gesehen hat. Ganze Gebäude sind zersplittert, wie zerstäubt. Dabei stehen noch einige Mauern; man sieht in Wohnungen, sieht Bilder an den Wänden, sieht Hausrat, menschliche Körper, Blut, Gliedmaßen. Von manchen Häuserfronten hängen die Balkongitter herab wie Fetzen von Vorhängen. Da stehen fünf Stock hohe Mauern und daneben Haufen Schutt. Der kleinste Erdstoß kann die Mauer herabwerfen — Schutt zum Schutt — und dazwischen die Soldaten begraben, die an den Bergungsarbeiten wirken! Tausende von Soldaten und Matrosen arbeiten, um dem Tode seine Beute streitig zu machen, aber die Vernichtung ist in der Übermacht, in der ungeheueren Übermacht. Die auf den Schutthaufen herumkletternden Soldaten sind wie Ameisen an einem Berge: winzige Kräfte an eine Riesenarbeit gesetzt: ein Symbol der Ohnmacht, bei dessen Anblick wir hoffnungslos die Arme sinken lassen.

Von manchen Häusern sind nur die Vordermauern eingestürzt; man sieht in sie hinein: Zimmer, in denen vor einer Woche Menschen wohnten, Hausrat, all die kleinen und großen Dinge, die der Mensch braucht für seines Lebens Notdurft und Genuß. Die Katastrophe ist hereingebrochen: blind, riesig, im Dunkel der Nacht.

Wenige sind mit Stricken gerettet worden, die meisten unter den Mauern begraben, andere haben im Sprung von der Höhe den Tod gefunden. Und die Häuser stehen noch, grinsen herunter, ein Zerrbild des Lebens über dem ungeheuren Meer des Todes. ...

Es öffnen sich Ausblicke auf Straßen, die einer Moräne gleichen. Eine Lawine scheint darüber hingegangen, alles zerstäubend und in kleine Trümmer verwandelnd, was Mauer war und Balken, und Eisenwerk und Säule. Das sieht nicht aus wie die Vernichtung des Sturzes, des Zusammenbruchs, nein, wie wenn ein Riese darüber weggestampft wäre oder die furchtbarsten Sprengstoffe ihre Kraft daran versucht hätten. Hier türmt sich ein Schutthaufen 25 Meter hoch, daneben ein Trümmerfeld, wie wenn eine Riesenwalze darüber weggegangen. Aber das Material ist das gleiche: Häuser, Möbel, menschliche Leiber, alles zusammengestampft in eine grauenhafte Masse, die nach Leichen riecht. Alles riecht nach Leichen: der Geruch ist in uns, in unseren Kleidern, in unseren Nüstern. Sogar die Verwundeten, die man ausgräbt, riechen leichenhaft. ...

Ach, diese Verwundeten, diese nach 6 Tagen dem Lebendigbegrabensein Entrissenen! Heute hat man noch ihrer 30 ausgegraben: junge Frauen, Kinder, Greise und Knaben. Mit verglasten Augen, von tiefen, schwarzen Ringen umgeben, schwarzen Furchen, die das halbe Gesicht verhüllen, schaumbedeckt, leichenfarben — so gräbt man sie aus. In ihren Haaren, auf ihren Gesichtern, in ihren Kleidern liegt der lichtgraue Staub der Trümmer, des Schuttes, der das Sinnbild Messinas ist, wie der Leichengeruch und die starre Verzweiflung."

Das Schreckliche sei, daß die Geretteten in der Mehrzahl Greise sind: „Alte Leute, die alle Ihren unter den Trümmern lassen, Menschentrümmer, auf die der Tod seine natürliche Anwartschaft bald geltend machen wird. Auch viele Kinder sind gerettet, die nun ganz

Digitized by Google

allein stehen, und Kranke. So viel blühendes, kräftiges Leben ruht unter den Trümmern und gerade auf Kranke und Greise stoßen die Retter. Fast die ganze Garnison, fast alle Grenzaufseher sind tot. In unzähligen Fällen sind Vater und Mutter tot, nur der alte Großvater ist am Leben geblieben. Beinahe, als ob noch Hohn im grausigen Spiele wäre."

Eines Abends hatten Feuerwehrleute dem Berichterstatter ein Lager hergerichtet. Obwohl das Lokal in den ersten Tagen ein Leichendepot war, stellte es doch ein Vorzugslager dar, und mit Rücksicht darauf vertraute ihm das Rote Kreuz ein tuberkulöses Kind an, das man von den anderen Kranken trennen wollte: „Als der Kleine — ein elendes Geschöpf, dem der Tod eine Wohltat gewesen wäre — installiert ist, gehe ich in das Rote Kreuz, um chirurgische Instrumente abzuliefern, die mir ein Genosse in Neapel gegeben hatte und an denen großer Mangel ist.

Man führte mich durch die Räume, in denen die Verwundeten liegen: wachsbleich mit den trockenen starren Augen. Es ist 10 Uhr abends. Da auf einmal geschieht es: ein neuer starker Erdstoß. Der Boden zittert uns unter den Füßen, und schwankt entsetzlich, er bebt. Kalk fällt uns auf den Kopf. Und durch mein Gehirn zuckt es: Jetzt kommt die Reihe an dich! Und noch blitzartig schnell ein Gedanke an die fernen Meinen. Wir steigen hinaus: Ärzte, Pfleger, alle, die sich rühren können, fort aus den Mauern, ans Meer, in Sicherheit. Es ist stockdunkel. Wir rufen um Licht. Der Panzer ‚Regina Elena' wendet seine Scheinwerfer auf uns, und so bringt man die Verwundeten an den Strand. ... Und ich habe noch stundenlang das Gefühl, als zittere der Boden unter meinen Füßen.

Ich habe mit dem mir anvertrauten Kinde am Strande kampiert, unter einem großen Schrank, 5 Meter vom Meere, 50 Meter von dem brennenden Palaste der Banca d'Italia, dessen Feuergarben die Nacht erleuchten. Um mich herum lagern die Bersaglieri. Das kranke Kind wird immer kälter, die wenigen Decken reichen nicht aus, es vor der Kälte des Bodens und vor dem Winde zu schützen. Ich bitte, daß man es an Bord eines der Kriegsschiffe unterbringt. Da nahm es die ‚Regina Elena', wo die Königin ein Hospital eingerichtet hat. Und da hat man auch mir hilfsbereit eine Kabine eingeräumt, so daß ich den Rest der Nacht an Bord verbringen kann und nur dumpf im Schlafe die neuen Erdstöße gewahr werde, die das Riesenpanzerschiff erschüttern und weitere Verwüstung zur Verwüstung des Fleckchens Erde hinzufügen, das wohl die größte Summe Menschenleids einschließt, die so wenig Raum fassen kann. ...

Man muß stumpf werden, um in dieser Stadt leben zu können, und nur stumpf und schemenhaft kann das sein, was sich jetzt hier über das Unerhörte schreiben läßt. Das Schreckliche kann uns packen, kann seine Krallen in unser Empfinden schlagen, so lange es vorstellbar ist, so lange es das Maß dessen nicht übersteigt, was an Leiderfahrung einem einzelnen beschert sein kann. Auf dem Trümmerfeld von Messina, in dem auch heute noch vielleicht Tausende von Menschen den Todeskampf kämpfen, lebendig begraben, verhungernd in endloser Todesqual, auf diesem Trümmerfeld kann man nur leben, wenn man seelisch blind geworden ist für sein Grauen. Und den Stempel dieser Unfähigkeit, lebendige Eindrücke zu empfangen, muß jeder Bericht über Messina tragen — man vermag nicht auf andere zu übertragen, was man selbst nicht hat, nicht haben kann. Merkwürdig ist nur, daß bei diesem Versiegen jeder Aufnahmefähigkeit, bei diesem Losgelöstsein von allem Lebenswerten des Alltags, der Lebensinstinkt in uns selbst noch so intensiv ist, daß jeder neue Erdstoß uns mit Entsetzen erfüllt ..."

Es sind wieder drei neue Erdstöße verspürt worden. Auch der Brand dauert noch fort: „Obwohl Tausende von Leichen bestattet sind, liegen noch Tausende herum, mit Decken belegt, aus denen hier ein Fuß und dort ein Arm herausguckt. Aus den Trümmern hervor zeigt der Geruch an, wo Leichen liegen, zu denen die Luft Zutritt hat. Wo der Schutt sehr dicht ist, wie unter dem Palast am Strande, der den Kommandanten des Panzerschiffes ‚Piemonte' und seine Familie begraben hat, ist kein Leichengeruch zu spüren. Lebende werden jetzt wenige geborgen. Gestern aber hat man ein zwanzigjähriges Mädchen ausgegraben, das noch atmete

Digitized by Google

und ein paar unverständliche Worte sprach. Das ganze Gesicht war mit Schaum bedeckt, die Augen voll Eiter. Sie schluckte noch ein paar Tropfen Milch, aber alle Versuche der Ärzte, das fliehende Leben zurückzuhalten, waren vergebens: das arme Geschöpf starb, nachdem es sieben volle Tage unter den Trümmern gelegen hatte, starb in dem Augenblick, wo menschliche Hilfe es der Luft wiedergegeben hatte ...

Unsere Genossen, die Feuerwehrleute von Imola, haben gestern eine ganze Familie lebend geborgen; ihr Kommandeur Gardelli war auf einen 12 Meter hohen Trümmerhaufen gestiegen und hatte dort eine noch gangbare Treppe entdeckt. Er stieg mit einer Lampe hinunter und rief: ‚Ist jemand da?' Es antwortete ein schwacher Laut, den er selbst für eine Sinnestäuschung hielt. ‚Seid still!' ruft er seinen Leuten zu. Aber auch die Verschütteten hören und verstehen die Worte und — schweigen. Nun ruft der Kommandant wieder: ‚Wo seid ihr?' Nur eine Mauer trennt ihn von der antwortenden Stimme. ‚Gebt uns ein Zeichen, wo wir durchbrechen sollen!' Ein deutliches Klopfen antwortet. Und jetzt gehen die Feuerwehrleute an die Arbeit, in beständiger Furcht, daß die Erschütterung die Reste des Baues zum Stürzen bringen und die Retter wie die zu Rettenden begraben. Kaum ist die Öffnung hergestellt, so schlägt den Rettern ein entsetzlicher Leichengeruch entgegen. ‚Habt ihr Tote?' ‚Zwei Kinder!' — Als das Loch so groß ist, daß sich ein Kopf durchzwängen läßt, sieht man, daß die einstürzenden Balken eine Art Zelt gebildet haben. Unter den rettenden Balken liegen die Leichen zweier Kinder. ... In dem kleinen dunklen Raum ein junger Mann, seine Frau und ein Säugling. Der Mann reicht das nackte, blühende Kind durch die Öffnung. Aber die Frau weigert sich herauszukommen. ‚Laßt mich nur hier, es ist besser so.' Der als Dolmetscher mitgebrachte sizilianische Offizier sagt zu ihr: ‚Willst du denn den Kleinen allein lassen?' Und sofort läßt sie sich mit herausziehen. So hat man alle drei gerettet und — wunderbar zu sagen — die Frau, die das Kind acht Tage gestillt hatte, ist noch imstande, dem Kinde die Brust zu reichen, obwohl sie im höchsten Grade erschöpft ist."

Die wunderbarste Rettung habe aber ein Soldat vom Train vollbracht. Der war aus Neapel hergekommen, um Nachrichten von seiner Braut zu holen: „Als er ihr Haus sah — einen großen Haufen von Schutt und Trümmern — gab er alle Hoffnung auf, die Gesuchte lebend zu finden. So blieb er zwei Tage in der Stadt der Qual, ohne auch nur den Versuch zu machen, Nachgrabungen anzustellen. Gestern nacht — gewiß unter der Einwirkung der anderen merkwürdigen Rettungen — träumte der Soldat, daß seine Braut ihm sagte: ‚Ich lebe noch! Suche mich unter den Trümmern.' Der Traum war so lebhaft, daß der junge Mann am nächsten Morgen seinen Offizier beschwor, ihm Leute zu Nachgrabungen zu geben. Es wurde sofort nachgegraben und man hat nach mehrstündiger Arbeit die Braut, Domenica Spadaro, noch lebend befreit. Das junge Mädchen wird leben bleiben: es hat keine schwere Verletzung. Dagegen konnte man einen Mann nur aus den Trümmern heben, nachdem man ihm ein unter einem Balken eingeklemmtes Bein amputiert hatte, und zwar mußte ein Teil des Schnittes von einem Feuerwehrmann gemacht werden. Der Unglückliche starb bald darauf....

Der Umstand, daß man gelegentlich noch kräftige und lebensfähige Menschen ausgräbt, ist es gerade, der die furchtbare Möglichkeit nahelegt, daß noch Tausende lebend unter den Trümmern liegen. Überall, wo die stürzenden Balken einen Stützpunkt gefunden haben, ehe sie alles zermalmten, wo das Dach auf ihnen ruhen kann, da können Menschen eingesperrt sein, mit Luft genug, um noch Tage zu leben, und ihr Verzweiflungsschrei verhallt ungehört, übertönt von dem Schritt der Soldaten, von den Kommandoworten und den Schlägen der Hacken. ..."

So unglaublich es scheint, so werde doch durch die Eigentumsverhältnisse das Rettungswerk ungeheuer erschwert: „Man sollte glauben, daß die zyklopische Furchtbarkeit des Geschehnisses den Geldwert gering erscheinen lassen sollte. Das ist aber nicht der Fall. Man hat die Feuerwehrleute von Bologna 6 Tage lang ausschließlich an der Bergung

Digitized by Google

des Schatzes der Banca d'Italia arbeiten lassen, welche Bergung man nicht — wie ich irrtümlich berichtet hatte — aufgab, sondern zu Ende führte. Da nun Geld doch nicht verhungert und in den Sicherheitskassen nicht verbrennt, war es geradezu frevelhaft, die tüchtigsten Arbeitskräfte — und das sind die Feuerwehrleute in diesem Falle — lahmzulegen, während Tausende von Menschen lebendig begraben sind. Die Feuerwehrleute von Imola wurden heute zum Ausgraben einer Kassette aufgefordert, die 600 000 Lire enthält, verweigerten aber jede derartige Hilfeleistung, so lange noch die Möglichkeit besteht, lebende Menschen zu finden."

Was wird nun, fragt der Verfasser zum Schluß, mit der toten Stadt geschehen, mit dem verwesenden Riesenkörper, der nach Leichen riecht? „So weit es möglich ist, gräbt man die Leichen jetzt an Ort und Stelle ein: wo man sie findet. Vier kolossale Massengräber hat man auf dem einzigen großen Platz außerhalb der Stadt, dem Collegio Militare, ausgehoben. Ins Meer darf man die Toten nicht werfen, weil das zu einer allgemeinen Infektion führen könnte. —

Doch was man auch an Bergungsarbeiten ausführen mag, immer bleiben Tausende und Abertausende von Kadavern, bleibt eine Stadt, in der jeder Schritt todbringend sein kann, weil die Mauern stürzen, die Säulenbalken herabfallen: es bleibt eine Stadt, die durch die begrabenen Schätze die Habgier anzieht — — was soll mit ihr geschehen? Man hat ja die Absicht ausgesprochen, Messina zu bombardieren, aber daran wäre erst zu denken, wenn die Hoffnung — oder richtiger die Befürchtung — erloschen ist, daß noch Lebende unter den Trümmern sind. Nun hat man bekanntlich nach dem Erdbeben von Ischia noch nach 25 Tagen lebende Menschen gefunden. ...

Also: wenn die Agonie Messinas überstanden ist, wenn nach menschlichem Ermessen die ewige Nacht auch die Letzten einhüllt, die da Tage und Wochen Höllenqualen litten, dann will man Messina in die Luft sprengen. Es sind für diesen Zweck schon 60 Tonnen Dynamit im Hafen! Man will sie über die Stadt verteilen und dann das Bombardement beginnen. Das wird das Begräbnis Messinas sein, das Begräbnis der Stadt, die die achte unter den Städten Italiens war. Die Sprengstoffe des eigenen Vaterlandes werden das Werk des Erdbebens vollenden. . . ."

Ein Rückblick

Es war in der Zeit des „Interviews": „Nie werde ich es vergessen", schreibt Hermann Bahr im „Berl. Tagebl.": „so habe ich Deutschland nie gesehen. Der Deutsche hat sonst nicht die Art, gesprächig zu sein. Auf Reisen schon gar nicht. Ohne Höflichkeit tritt er ins Coupé, mißt einen ärgerlich und bleibt mit finsterer Stirne stumm. Aber jetzt war es anders. Im Coupé, auf der Straßenbahn, im Café sprachen sich wildfremde Menschen an und knöpften ihre Sorgen, ihren Zorn, ihre Forderungen auf. Jahrelang hatte nur der Kaiser allein geredet, das Volk hatte geschwiegen. Nun aber nahm das Volk das Wort. Nie kann ich das vergessen: ein ganzes Volk, von seinen Sitzen erhoben, mit ausgestreckten Händen, und das große Schweigen ist aufgebrochen, und das ganze Volk spricht. Wie vor einem Krieg war's, oder in einer großen Not, Feuersnot oder Wassersnot, wenn jede Gewohnheit fällt, weil es jetzt ernst wird.

Ein ganzes Volk, in einer einzigen Leidenschaft erhoben. Leidenschaft? Ich weiß nicht, ob das Wort nicht zu stark ist. Es war doch eigentlich nicht ein Volk in Zorn. Es war ein Volk in Sorgen. Ein Volk in Ärger. Ein Volk, das plötzlich nervös wird. Ja, das ist das Wort. Ein ganzes Volk, plötzlich nervös geworden. Wie ein einzelner Mensch, nervös gemacht, plötz-

Digitized by Google

lich auffpringt und ſich ſchüttelt und nun ſelbſt gar nicht mehr weiß, was ihm entfahren wird und wohin er eigentlich will, er weiß nur noch, daß dies unerträglich iſt, daß etwas geſchehen muß, und daß er lieber alles wagen will, als noch länger zu ſchweigen! So war es. Wie nun aber in ſolchen Anfällen einer alles zerbrechenden Nervoſität der einzelne Menſch alle Gewohnheiten, alle Scham, ja gleichſam die Kleider abwirft, ſo ſtand auch dieſes ganze Volk plötzlich nackt da und zeigte ſich. Und man ſah ſeine ganz einzige Tüchtigkeit und Geduld, die jahrelang im ſtillen geſorgt hat, voll Vertrauen zur Zukunft, eigenem Gewinn entſagend, auf den Sohn und auf den Enkel bedacht, der ernten ſoll, und die plötzlich die Frucht aller treuen Arbeit und aller Entbehrungen und aller hoffenden Mühe durch die Willkür eines einzelnen bedroht ſieht, und dies gibt ihr einen ungeheuren Mut, nie Gewagtes zu wagen und jede Kraft einzuſetzen, weil es um den höchſten Preis geht, um das Leben ſelbſt.

Wer hätte den Deutſchen jemals einen ſolchen Ruck und Schuß zur Freiheit hin zugetraut? Wer aber auch, in eben dieſer Entſchließung zur Freiheit noch, wieder dieſe Macht des monarchiſchen Gefühls? Kein anderes Volk hätte, einmal ſo weit aufgebracht, vor der Revolution gehalten. Hier nirgends ein Zeichen. Das allgemeine Geſpräch über den Kaiſer war eigentlich immer wie in der Krankenſtube eines zärtlich geliebten Menſchen, um den die Anverwandten ſtehen. Seltſam iſt dieſes deutſche Bürgertum! Und halb gerührt, halb erſtaunt fragte ſich der Gaſt, ob es denn das wirklich heute noch gibt ..."

Ein Vortrag Hardens

Auf ſeiner Vortragsreiſe iſt Maximilian Harden auch in Köln gelandet. Dort hielt er, wie die Kölniſche Volkszeitung berichtet, in einem überfüllten, mit karnevaliſtiſchem Schmuck reichlich verſehenen großen Saal ſeinen Vortrag über die politiſche Lage, mit dem er ſchon in verſchiedenen anderen Städten Erfolg erzielt hatte. Auch die Kölner Zuhörerſchaft, die ſtark von Damen durchſetzt war, ſpendete ihm lauten Beifall, ſowohl an den Stellen ſeiner Rede, die er mit bewußter redneriſcher Akzentuierung vorbrachte und mit ſchauſpieleriſchen Geſten begleitete, wie auch am Schluſſe, ſo daß er noch einmal erſchien, um ſich zu bedanken.

Mehrere Umſtände erklären dieſen Erfolg; einmal hat er ſich für die Möglichkeit, ſeine Eigenart, die in der Behandlung der Dinge mit Satire und Ironie beſteht, an den Mann zu bringen, eine ſehr günſtige Zeit ausgewählt, und dann macht er ſich nur zum geſchickten Sprachrohr deſſen, was ſehr weite Kreiſe denken, die ſich freuen, ihre Gedanken in ſo pikanter Sauce ſerviert zu erhalten. Von einem früheren Vortrag kennt man in Köln ſeine Art, ſich zu geben. Sein bartloſes Schauſpielergeſicht mit den tiefliegenden Augen macht einen kränklichen Eindruck, aber zu poſieren verſteht er noch und oft läßt die auf den Effekt berechnete Redepauſe den Volksverſammlungsredner erkennen. Und wenn auch im großen Ganzen eine Dispoſition eingehalten wird, ſo gibt es doch leicht Abſchweifungen, die dann meiſt in einer Bosheit auslaufen.

Vor wenigen Tagen, führte er aus, habe der Kaiſer über die politiſche Lage ſehr peſſimiſtiſch geſprochen, und einige Wochen vorher habe ein anderer, der von Amts wegen dazu berufen ſei, der Reichskanzler, darüber ſehr optimiſtiſch ſich geäußert. Der Redner will verſuchen, die Frage zu beantworten, warum das Ausland mit einem Schein von Recht von einer Unklarheit und Wirrnis der deutſchen Politik ſpreche. Daß ein Dichter wie Ernſt v. Wildenbruch ein Gedicht wie Deutſches Neujahr 1909 veröffentlicht hat, in dem er wünſcht, daß die Wunde, die uns das verfloſſene Jahr geſchlagen habe, nicht verheilen

Digitized by Google

und vernarben möge, sei für einen, der doch auf Hoftheater angewiesen sei, eine anerkennenswerte Leistung. Es wird zu prüfen sein, durch welche Irrtümer wir in eine so schlechte Lage gekommen sind.

Ein deutscher Diplomat, der jahrelang das Deutsche Reich mit einer gewissen Geschicklichkeit am Hofe des Königs von Italien vertrat, hat einmal gesagt, sein Monarchenideal sei der Kaiser von China, weil man ihn nie sehe. Dieser Diplomat war Bernhard v. Bülow, der jetzt das Glück hat, Kanzler Wilhelms II. zu sein, dem seine Feinde nicht nachsagen können, daß man ihn nicht sehe. Der Kaiser von China, der bekanntlich seinem Volke als Sohn des Himmels gilt, ist der Monarchentypus der alten Welt, allwissend, allweise, allgegenwärtig, allsichtig, aber selbst unsichtbar. Das ist sehr klug, denn auch ein halbgöttlicher und ganz weiser Monarch kann nur bestehen, wenn er sich in der Entfernung hält, die den Respekt mehrt und die Prüfung mindert.

Dieser Typus ist im Laufe der Zeit nach Europa gelangt; da war der Basileus von Byzanz, der als Verkörperung des Heilandes über die Erde pilgerte, der an bestimmten Tagen gleichzeitig höchster Priester war; aber der Typus war stets an die Unsichtbarkeit geknüpft. Der erste, der diese Bedingung nicht erfüllte und übersah, daß die Zeit sich geändert hatte, war der Sohn Maria Stuarts, Jakob von England, der versuchte, den asiatischen Basileus in Verhältnissen zu spielen, wo es nicht mehr ging. Als sein Nachfolger die Rolle mit gesteigerter Wucht weiter spielen wollte, kostete es ihm Thron und Leben. Hundert Jahre später wiederholte sich das Schauspiel in Frankreich. Seitdem hat man keine Monarchen dieser Art mehr in Deutschland gesehen.

Ein neuer Typus war der empereur parvenu, von Genies Gnaden, Napoleon, der ein Fremdling blieb unter den legitimen Herren. Der österreichische Kaiser Franz Joseph, dem kein schweres Schicksal als Kaiser und Mensch erspart geblieben ist, besitzt gleichwohl die Liebe aller Volkskreise und aller Parteien seines Reiches. Irgendwie bedeutend ist er nicht, aber es fehlen bei ihm außer den großen Taten auch die großen und die geistvoll sein sollenden Worte. Er ist auf der Höhe geblieben und hat nicht versucht, seinen Willen und seine augenblicklichen Ansichten zur Geltung zu bringen, er ist nicht in die Arena, wo gekämpft wird, hinabgestiegen. Zu diesem Monarchentypus ist man durch schwere Kämpfe gekommen. In dem Augenblick, in dem dieser Kaiser sein 60. Regierungsjubiläum feierte, saß im Potsdamer Schloß Wilhelm II. und litt. Nicht physisch, aber seelisch leiden mußte er, denn ihm war geschehen, was noch keinem König und Kaiser je geschehen ist. Nach 20jähriger Regierung, in der er umjubelt, umheult war von der Begeisterung, war die Nation aufgestanden und hatte gesagt, alles, was du versucht, was du getan hast, hat uns geschadet. Und das war in Deutschland geschehen, in einem Lande, wo das Volk von einer Geduld, einer Regierbarkeit ist, die fast zu groß ist.

Bei den Herrschern hat sich stets am schwierigsten das Genie mit der Legitimität vertragen. Statt eines ehrlichen Freundes, der dem Kaiser gesagt hätte, tue dies oder jenes nicht, brachte ihm Waldersee die Meinung bei: Friedrich wäre nicht der Große geworden, wenn er einen vortrefflichen Minister neben sich gehabt hätte. Andere lagen vor ihm buchstäblich auf den Knien. Man muß an diese Zeit erinnern, weil einer der verhängnisvollsten Irrtümer aus diesen Tagen stammt. Der Kaiser hat vor der Geschichte beweisen wollen, daß er berechtigt ist, seinen Kanzler fortzuschicken, und berechtigt, sein Erbe zu sein. Ein König, der beweisen will, daß er berechtigt ist, König zu sein, hat schon halb verloren. Die Monarchie ist eine ehrwürdige Fiktion. Wer durch seine Geburt zu dem Platz des Regenten gekommen ist, der ist bewiesen; wehe ihm, wenn er beweisen will, daß er berufen ist, über alle Menschen zu thronen; das kann nur der, der nicht zu sehen ist. Bei den größten Menschen aller Zeiten finden die Mitmenschen die Punkte, wo sie sterblich sind, und dann ist es vorbei mit der ehrwürdigen Fiktion.

Es hat lange gedauert, bis eine Stimme das gesagt hat, aber gedacht haben es die meisten seit 20 Jahren. Äußerlich lebte man nach der Woche und innerlich

Digitized by Google

nach dem Simplizissimus. Das ist nicht würdig einer Nation von dieser Leistung, dieser Vergangenheit und dieser Gegenwart.

Man hat über die Reden, die Reisen und den Prunk des Kaisers gesprochen; das war ja berechtigt, aber schlimmer ist schon seine Neigung, uns eine Vielseitigkeit zu zeigen, die schwer in unsere Überzeugung eingehen will, um so weniger, als Bände von Reden vorliegen, in denen man die Genialität vergebens sucht. Besonders aber hätte er etwas leiser leben sollen, daß man nicht immer von dieser unmöglichen Genialität gehört hätte; in dieser Beziehung ist es in der letzten Zeit übrigens besser geworden.

Man hat die Mißerfolge der deutschen Auslandspolitik auf das Ausland schieben wollen. Was würde man aber zu einem Bankdirektor sagen, der sich für seine Unfähigkeit, Geschäfte zu machen, damit entschuldigen wollte, daß er sagt, die anderen seien zu klug? Daß der König von England so gute Geschäfte macht, schreibt Harden nicht seiner Klugheit, sondern dem Umstand zu, daß er mit den verschiedensten Arten von Leuten verkehrt habe, auch solchen, die nicht hoffähig waren. Auch habe er den deutschen Kaiser aufwachsen sehen und deshalb sehr genau in seinem Wesen kennen gelernt, so daß er nun genau wisse, wie er auf Anreizungen reagiert.

Am Neujahrstag habe der Kaiser den Generalen einen Artikel vorgelesen, der den früheren Generalstabschef Graf Schlieffen zum Verfasser hatte. Dieser Artikel hatte einen ‚politischen Teil, der nicht stark ist, aber dessen Veröffentlichung ich als mindestens unopportun betrachten muß. Immerhin hatte der ehemalige Chef des Generalstabs den Gedanken, das kannst du im Interesse des Reiches nicht mit deinem Namen zeichnen, aber da kam ein Höherer und sagte: Ich identifiziere mich mit dem Verfasser.' Der Artikel enthält eine ungeheure Verkennung der Situation, und wenn es darin heißt, das deutsche Nervensystem sei erschüttert durch wirtschaftliche und Geschäftskrisen, so kommt einem das vor, als ob die verschiedenen Schichten des deutschen Volkes auf verschiedenen Erdkugeln wohnten.

Vor einem Jahre oder einem halben Jahre hatte sich unsere ungünstige und schlechte Lage etwas gebessert dadurch, daß im Orient sich die heutige Entwicklung anbahnte und andere europäische Nationen beschäftigte. England konnte wohl wünschen, in den Türkengebieten eine Veränderung vorzunehmen, aber Frankreich nicht, weil es 18 Milliarden in diesen Ländern im Südosten stecken hat. Das bewirkt eine Interessentrennung zwischen beiden Mächten. Als nun die Situation für uns sich leidlich günstig gestaltete, warf man die Bombe mit unverdünntem Dynamit über den Kanal. Das war kein Zeitungsartikel, das war gesprochen, gelesen, gebilligt und das Originalmanuskript liegt in London. Da kam der Sturm und das Bewußtsein, daß der Kaiser zwanzig Jahre lang den verhängnisvollen Irrtum gehabt hat, er könne der politische Geschäftsführer des Deutschen Reiches sein. Das kann er nicht, erstens, weil er kein politisches, sondern das gerade entgegengesetzte, ein dramatisches Talent ist. Die Politik ist ein einfaches, nüchternes Geschäft, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse die Hauptrolle spielen; der Politiker wird nicht ankündigen, was er zu tun gedenkt. Wenn ein Geschäftsmann, der einem großen Unternehmen vorsteht, sagen würde, in ein paar Jahren werde ich etwas ganz Ungewöhnliches tun, was euch alle ruinieren wird, so werden sich ganz naturgemäß alle diese anderen gegen ihn koalieren.

Zweitens geht es überhaupt nicht und nirgends. Um das zu ändern, haben die Völker Verfassungskämpfe geführt. Wer die Geschäfte eines Landes führt, muß für große Fehler, die er macht, verantwortlich sein. Die Generalversammlung einer Aktiengesellschaft sagt über einen Direktor, der das Geschäft kompromittiert: mit dem geht es nicht mehr, er muß einfach entfernt werden. Das haben die Völker schon früher eingesehen. Ein König ist nicht entfernbar und kann deshalb nur der Repräsentant seines Landes sein und nicht das Recht haben, die Geschäfte des Landes zu binden und es zu schädigen. Der Kaiser glaubt, für die auswärtige Politik besonders begabt zu sein. Zu einer ausländischen Dame sagte er einmal, es gebe in Deutschland nur zwei, die etwas von auswärtiger Politik verständen. Der andere sei Bülow, aber viel versteht er auch nicht davon.

Digitized by Google

Der Redner streifte die Marokkopolitik, die durch eine ganz unerwartete kaiserliche Rede sehr ungünstig beeinflußt worden sei, ebenso wie die Reise nach Jerusalem mit ihren Reden England reizen mußte, weil sie glauben machte, das Deutsche Reich wolle eine Art von Patronat über die mohammedanischen Staaten übernehmen. Wenn England der 65 Millionen Mohammedaner in Indien nicht mehr unbedingt sicher ist, kann es Indien nicht mehr halten. Auch die Vergrößerung unserer Flotte bedroht England. Wir geben jetzt jährlich 800 Millionen für das Landheer und 400 Millionen für die Flotte aus. Vor 30 Jahren hatten wir in der Nordsee 6 Schlachtschiffe und jetzt sind es deren 38. Kann man es den Engländern verdenken, wenn sie glauben, es sei etwas gegen sie geplant? Das Halesche Interview ist in seinen Fundamenten unbestreitbar und beweisbar.

Eines der wenigen Geheimnisse deutscher Diplomatie war es, daß gewisse Verabredungen existierten mit Amerika, wonach unter gewissen Umständen eine Koalition zwischen Deutschland, Amerika und China zustande komme. Diese Sache erzählte der Kaiser einem amerikanischen Journalisten, den er zum erstenmal sah. „Das ist doch furchtbar traurig, wenn die Sachen so gehen." Die Folge war die Vereinbarung von Amerika und Japan. Es gibt heute zwei Leitungen der Politik bei uns: eine amtliche und eine kaiserliche.

Wir wollen, daß der Kaiser alle Rechte hat, die ihm zukommen, aber auch nicht das allergeringste mehr. Was im Oktober und November bei uns geschehen ist, war, so meint Harden, eine Revolution, ernsthafter als die von 1848, es war die anständigste aller Revolutionen; aber von dem, was sie bezweckt und erreicht hat, gibt es kein Zurück mehr. Wenn ausländische Blätter jetzt schreiben, der Kaiser mache nach wie vor, was er wolle im Reiche, so tun sie es, weil sie es wünschen, daß es so bleibt, wie es war. Daß der Kaiser jetzt noch ein anderes Leben beginnen könne, ist nicht zu erwarten, aber man muß dafür sorgen, daß nichts in die Öffentlichkeit kommt, was der Nation Schaden bringen könne. (Beifall.) Warum sollen wir schlechter daran sein als irgend ein anderes europäisches Volk einschließlich der Türken und Russen, die nicht mehr bevormundet werden als wir? Es muß dafür gesorgt werden, daß die Geschäfte des Reiches nicht dramatisch geführt werden, sondern von Personen, die, wenn sie sich als unfähig erweisen, respektvoll entfernt werden.

Deutschland wird jeden Krieg führen, der seinen Bedürfnissen entspricht, aber nicht einen, der durch dynastische Verstimmung und Fehler entsteht. (Stürmischer Beifall.) Die Ereignisse waren kein Unglück, sondern nötig für die Stellung des Deutschen Reiches, die dadurch erstarkt ist. Man weiß nun, daß es eine deutsche Nation gibt, die ihren Willen hat. Man weiß, daß, wer mit dem Deutschen Reich Geschäfte machen will, sich mit dem Volke stellen muß. Wer dem Reiche Schaden tun will, hat mit dem einmütigen Widerstand des Volkes zu rechnen; es genügt dazu nicht, wenn er den Kaiser in irgend einem Fjord mit Girlanden umwickelt. Wir führen unsere Geschäfte selbst.

Soweit Herr Harden nach dem Bericht der „Köln. Volkszeitung". Es wird viele Leser interessieren, den bekannten Publizisten einmal auch als Redner kennen zu lernen. Sein Urteil bilde sich jeder selbst.

Was wir von den Engländern wissen müssen

Wenn wir die Engländer kennten, würden wir uns z. B. nicht zu der ungeheuerlichen Behauptung versteigen, daß sie unsere „unversöhnlichen Feinde" seien. Gerade diese Unkenntnis, betont Hermann Goetz in der „Christlichen Welt", ist für uns vielleicht am allergefährlichsten. Er weist darum aus eigener langjähriger Erfahrung auf einige spezifische Eigenarten des Engländers hin, die wir berücksichtigen müssen, wenn wir mit Erfolg und ohne Enttäuschungen mit ihnen Politik treiben wollen:

Digitized by Google

„Es ist alles weniger als zufällig, daß der Engländer sein Wort für ‚ich' mit großem Anfangsbuchstaben schreibt. Von uns Deutschen wird das oft als lächerlich und anmaßend empfunden; es ist das aber beides nicht, stellt vielmehr nur die fast unbewußte Äußerung des in ihm lebenden hohen Bewußtseins vom Wert der Einzelpersönlichkeit dar. Es ist bemerkenswert, daß uns solche Persönlichkeitsschätzung als absonderlich erscheint; lebten wir in einer Zeit großer Persönlichkeiten, an denen es uns heute fast völlig mangelt, würde unsere Beurteilung wahrscheinlich ganz anders sein. Die Schätzung der Einzelpersönlichkeit wird aber getragen von der Zugehörigkeit zu diesem bestimmten Volke, und auch hier besteht eine Überlegenheit uns Deutschen gegenüber, die kein Kenner der Geschichte und der Verhältnisse dieses Volkes bestreiten wird.

Zu einer Zeit, wo wir als Volk noch kaum eine Rolle spielten auf den Brettern der Weltbühne, war England schon seit langem ein großes Volk. Eine glanzvolle Geschichte ist der tragende Stamm, große Persönlichkeiten sind die Blüten an diesem Baum. Und die einzelnen Phasen englischer Geschichte lassen erkennen, wie ganz anders als bei uns das Volk als bestimmende Kollektivpersönlichkeit in den Gang der Entwicklung eingegriffen hat. Neben der auch nicht gering einzuschätzenden weltoffenen Lage ihrer Heimat dürfte der Reichtum an Persönlichkeiten der Hauptgrund für Englands Größe sein. Das Wort ‚Realpolitiker' hat ja für manche deutsche Ohren einen etwas anrüchigen Klang. Es liegt etwas darin von brutaler Selbstsucht, vom Zweck, der die Mittel heiligt, und von der Macht, die vor Recht geht. Vom Standpunkt jedes christlich empfindenden Menschen aus bleibt es bedauerlich, daß die Weltbeziehungen der Völker noch nach Gesichtspunkten geregelt werden, die im Privatverkehr für jeden anständig denkenden Menschen als überwunden gelten; und wir geben die Hoffnung keineswegs auf, daß auch für die unter christlichen Einflüssen stehenden Kulturvölker einmal Zeiten anbrechen werden, wo der Völkerverkehr nach höheren Normen geregelt wird. Zurzeit bleibt uns nur die moralische Pflicht übrig, die Völker wenigstens mit gleichen Maßstäben zu messen. Und da möchte ich doch alles Ernstes einmal die Frage zur Diskussion stellen, ob wir Deutsche denn weniger Realpolitik treiben als jene; ob unsere leitenden Männer in ihrer Politik höhere Gesichtspunkte zur Geltung bringen, als man es jenseits des Kanals tut. Nur ein Unterschied ist allerdings deutlich erkennbar, daß die drüben das politische Handwerk gut verstehen, und wir verstehen es schlecht.

Unsern deutschen Idealismus wollen wir sicher nicht verkennen: er ist von jeher ein Ruhmestitel unseres Volkes gewesen. Aber er ist doch nur dann etwas wert, wenn er sich verdichtet zu Taten; und davon sieht man in der Führung unserer Politik noch nichts, und kann es wohl auch nach Lage der Dinge in der Gegenwart noch nicht. Eben darum muß dieses Argument bei der Betrachtung der Dinge bislang noch ausgeschaltet werden; wir haben unsere Vergleiche rein auf dem Boden der Realpolitik zu vollziehen. Und da allerdings ziehen wir ganz beträchtlich den kürzeren.

Auch hier hängt das nicht in erster Linie mit unserer geographischen Lage zusammen, viel eher mit unserer Geschichte in Deutschlands Vergangenheit. Denn sie hat uns enorm erschwert, in gleichem Maße wie drüben das zu erlangen, was der tiefste und letzte Grund für Englands Größe ist: Persönlichkeiten. Trotz unsres deutschen Idealismus haben wir es in diesem Punkte noch nicht so weit gebracht wie der Engländer mit seinem Realismus. Wohl deswegen, weil eben in diesem Realismus ein ganz kolossales Stück von Wahrheit und Wahrhaftigkeit steckt, weil Persönlichkeitsbildung nicht möglich ist ohne ein gut Teil Realismus, im besten Sinn des Worts.

Und das eben ist das hervorstechende Kennzeichen des besseren Engländers: er ist als Einzelmensch Persönlichkeit. Darin liegt beschlossen neben der Festigkeit des Charakters die ganze vornehme Denk- und Handlungsweise, die in dem Wort Gentleman liegt, für das uns ein gleichwertiger Ausdruck bezeichnenderweise völlig fehlt. Immer wieder habe ich diesen Unter-

Digitized by Google

schied bedauernd bemerkt; es klebt uns noch so sehr viel an von den Allüren des Emporkömmlings, der sich in seiner verbesserten Situation noch nicht recht zu benehmen versteht und nicht recht weiß, wie er seine neue Größe auch jedermann bemerklich machen soll. Daneben fehlen nicht die charakterlosen Erscheinungen des Strebertums, das den Maßstab für wahre Größe und für echte Werte verloren hat. Und demgegenüber dann die gefestigte Ruhe und innere Vornehmheit eines englischen und schottischen Charakters! Markanter kann der große Unterschied durchschnittlicher englischer und deutscher Art nicht aufgezeigt werden.

Wir Deutsche meinen noch immer, Bildung sei Macht; und so unrecht haben wir damit nicht. Aber Charakter ist m e h r Macht; und dafür sind uns die Augen noch völlig verschlossen. In England aber weiß man das und handelt danach: allerdings nicht nur aus Realpolitik, sondern nicht weniger um der Sache selbst willen. Die ganze Erziehung des englischen Volks in Schule und Kirche ist auf diesen Gesichtspunkt zugeschnitten; und man treibt hier nicht fruchtlose Arbeit. Das sollten diejenigen nicht länger übersehen, denen etwas liegt an der Kenntnis der Engländer und an der Erziehung des eigenen Volks. Hier liegen große Aufgaben für unsere Schule, der heute immer noch das Wissen mehr wert ist und wichtiger erscheint als der Mensch selbst. Gewiß sind wir die letzten, die den Wert eines soliden Wissens verkennen. Aber wirklich fruchtbringend für seinen Träger sowie fürs große Volksganze kann das doch nur dann werden, wenn es starke Charaktere sind, denen zum Reichtum ihrer inneren Persönlichkeit noch all diese Geistesschätze hinzukommen. Und hier bewährt sich auch wieder einmal, wie starke Religiosität der beste Mutterboden ist für das Erstarken gefestigter Charaktere. Es ist sicher kein zufälliges Zusammentreffen, daß gerade dieses Volk, dem seine Frömmigkeit so eminent im Mittelpunkt seines ganzen Lebens steht, auch zugleich einen Reichtum an Charakteren aufweist, an den wir nicht entfernt heranreichen. Diejenigen, die es bis heute bei uns immer noch hindern oder doch keinen Finger dazu rühren, daß unsere Kirche und durch sie starke Frömmigkeit endlich auch einmal für unser Volk eine Lebensmacht werde, sollen doch einmal ihre gehaltenen Augen etwas mehr öffnen und zusehen, wo die letzten Quellen der Kraft liegen für diejenigen Völker, die wir heute noch um vieler Dinge willen ehrlich bewundern. Unserm Volke könnte kein größerer Dienst erwiesen werden, als daß man ihm dazu verhilft, mehr Rückgrat zu bekommen und wieder Männer im Vollsinn des Worts zu besitzen. Unsre Politik ist nur deswegen so charakterlos, weil es eben in den leitenden Stellen an Charakteren fehlt ...“

Haeckels „Fälschungen“

Haeckel, der große Naturforscher von Jena, wird immer noch von vielen Halbgebildeten als Bannerträger einer modernen Weltanschauung verehrt. Und nun muß es ihm passieren, daß er, wie die „Standarte“ sich ausdrückt, „bei einem etwas eigentümlichen Handel ertappt“ wird: „Haeckel hat in irgendeinem Werke die Bilder von Affen- und Menschen-Embryonen (nach anderen Werken) publiziert und diese Bilder wesentlich und absichtlich abgeändert, um seine biogenetische Theorie besser beweisen zu können. Hat also beispielsweise dem Bilde eines menschlichen Embryo elf Wirbel ganz freihändig zugelegt, um dadurch zu beweisen, daß der Mensch als Embryo ein Fischstadium durchmache. Und so Ähnliches.

Auf diese schweren Anschuldigungen antwortete Haeckel am 29. Dezember in der ‚Berl. Volksztg.‘ Es ist eine lange Antwort, und sie klingt nicht eben lieblich, da sie von zahlreichen Verbalinjurien strotzt. Aber sie enthält einen Passus, der höchst bedeutsam ist für die Charakteristik des Jenenser Philosophen. Haeckel muß unumwunden zugeben, daß wirklich sechs bis neun vom Hundert seiner Embryonenbilder im Sinne seiner Gegner ‚gefälscht‘ seien. Er habe

Digitized by Google

wirklich, wie behauptet wurde, Wirbel hinzugefügt oder weggenommen, habe wirklich einen Makak für einen Gibbon angegeben; aber — so fügt er mit geradezu verblüffender Naivität hinzu —: er habe diese Abänderungen nur gemacht, um die Lücken der Beweisführung auszufüllen.

Also auf deutsch: Haeckel will beweisen, daß Affen und Menschen in ihrer embryonischen Entwickelung ein Fischstadium durchmachen. Zu diesem Zwecke legt er die Embryonenbilder von Affen und Menschen vor, und da darin von Fischstadium nicht viel zu entdecken ist, so korrigiert er dieses Fischstadium einfach hinein. Und wenn man ihm zuruft: Hallo! was machen Sie denn da? — so blickt er unschuldsvoll auf und sagt: Ja, wenn ich diese Korrekturen nicht anbringe, dann hat ja mein Beweis eine Lücke!

Man muß dem Leser klarmachen, um was es sich handelt. Der orthodoxe Radau-Monismus legt auf die Biogenese den größten Wert als auf den wichtigsten Beweis der Deszendenztheorie. Das biogenetische Dogma sagt: Jedes Individuum macht als Embryo die — jahrmillionenlange — Entwicklung seiner Art in kurzem noch einmal durch. Also zum Beispiel: der Mensch besitzt als Embryo überraschende Ähnlichkeiten mit dem Fisch. Er hat wie die Fische Kiemspalten, die selbe Anordnung des Herzens, einen langen Schwanz und so weiter. Oder die Frösche zeigen auf dem Kaulquappenstadium eine Organisation der tieferstehenden Amphibien. Und so weiter. Das haben die Zoologen schon vor Haeckel gewußt, aber erst Haeckel hat nun diese unschuldige Tatsache zu einem polemischen Beweismittel für die Deszendenztheorie, so wie er sie auffaßte, gemacht. Und da der Vorgang in der Natur (die sich um Theorien bekanntlich nicht kümmert) nur ein ziemlich vager ist, da die Ähnlichkeiten des Menschenembryos mit Amphibienformen nicht jedermann in die Augen springen, und da zahlreiche Lücken vorhanden sind, so wird eben das Beweismaterial ein wenig verbessert. Nach Haeckels fixer Idee muß das Fischstadium da sein, und wenn man es in der Natur nicht findet, nun so korrigiert man die Kleinigkeit ganz einfach hinein.

Bei alledem braucht Haeckels guter Glaube durchaus nicht in Zweifel gezogen zu werden. Der nüchterne Menschenverstand kann sich nur schwer in die Ekstase eines solchen feurigen Apostels versetzen, der eben felsenfest von seiner Lehre überzeugt ist und in seinem Feuereifer Hypothese und Schlußfolgerung verwechselt. Der psychologische Vorgang ist folgender: Haeckel will beweisen, daß Affen und Menschen von niederen Formen abstammen. Zu diesem Zwecke legt er nun die Embryonen vor, in denen die niederen Formen rekapituliert sein sollen. Und wenn er sie da nicht vorfindet, so sagt er: ja, nach meiner Theorie müssen sie da sein, sie fehlen also nur zufällig. Vergißt dabei aber nur, daß er diese Theorie, auf die er sich stützt, ja erst beweisen wollte, und daß demnach sich wieder einmal die Katze in den Schwanz beißt.

Man muß es nicht so genau mit ihm nehmen. Wer sich mit diesen Dingen auch nur einigermaßen beschäftigt hat, der weiß, wie oft dieser ganz in seiner Mission aufgehende Mann die schlimmsten Irrtümer in die Welt gesetzt hat. Und sicher ist es bei jedem Falle so gewesen wie jetzt mit den grausam zurechtgestutzten Affenembryonen: er hat sich einfach von seinem Gegenstande mit fortreißen lassen. Nur einige Beispiele: Haeckels Lehre, daß das Leben sich aus den denkbar einfachsten Anfängen entwickelt habe, und daß kein großer Unterschied zwischen organischer und anorganischer Welt klaffe, diese Lehre ist nicht zu halten, wenn nicht ganz einfache Wesen vorgezeigt werden können. Selbst die schlichte Zelle, die aus Kern und Plasma besteht, ist nicht einfach genug, es müssen Lebewesen aufgebracht werden, die nur formlose Plasmaklümpchen ohne Kern sind. Und siehe da, Haeckel entdeckt auch schon zur rechten Zeit eine ganze Serie solcher Wesen, die kernlosen Moneren, die er in seiner ‚Generellen Morphologie‘ eingehend beschreibt. Schade nur, daß die anderen Forscher von dieser Entdeckung nichts wissen wollen und bei fast all diesen kernlosen Tierchen hinterher das von Haeckel geleugnete Organ nachwiesen, so daß es mit den einfachsten ‚Organismen ohne Organe‘ nichts war.

Digitized by Google

Ebenso unrühmlich verlief die Angelegenheit des berühmten Bathybius Haeckeli. Dieses ungeheuerliche formlose Tier, das den Uranfang alles Lebens, den ersten Schritt vom Schlamme zum Organismus repräsentieren sollte, wurde von Haeckel bei Gelegenheit der ersten Kabellegungen im Atlantischen Ozean entdeckt. Auch hier mußte der Entdecker die traurige Wahrnehmung machen, daß außer ihm niemand an das neue Tier glauben wollte, und daß der Bathybius nachher niemals wieder gefunden wurde. Und so könnte man aus Haeckels Werken noch so manchen Beleg dafür erbringen, wie sehr ein Forscher, der mit aller Gewalt aus der Natur etwas herauslesen will, sich fortreißen lassen kann und die sonderbarsten Phantome sieht, von denen sonst kein Mensch etwas bemerkt.

Es ist nicht leicht und nicht unbedenklich, gegen Haeckel zu sprechen. Der Radau-Monismus hat die Sache geschickt und bequem so gedreht, als seien alle Leute, die an Haeckel und Boelsche nicht glauben, vertrottelte Pfaffen und Reaktionäre. Daß sämtliche großen Naturforscher des 19. Jahrhunderts: Helmholtz, Virchow, Dubois-Reymond, Baer, Johannes Müller, Lord Kelvin und vor allem Darwin erklärte Gegner des Monismus gewesen sind, das wird hübsch verschwiegen. Und die urteilslose Masse, die dem größten Schreier nachläuft, weiß es nicht, darf es nicht erfahren, daß der Monismus Haeckels nicht etwa ein Fortschritt ist, sondern die orthodoxe Reaktion, die aller freien Forschung nur im Wege steht ..."

Schon im Jahre 1875 hat der bekannte Embryologe Professor His ein bemerkenswertes Urteil über Haeckels wissenschaftliche Methode gefällt. Von His stammt das eine Bild eines Menschenembryo her, dem Haeckel durch Hinzufügen von elf Schwanzwirbeln usw. zu größerer Affenähnlichkeit verholfen hat. His schreibt 1875: „Es bleibt das Verfahren von Professor Haeckel eine leichtfertiges Spiel mit Tatsachen, gefährlicher noch als das früher gerügte Spiel mit Worten. Letzteres fällt der Kritik jedes verständigen Denkers anheim, jenes vermag aber nur vom speziellen Fachmann durchschaut zu werden, und es ist um so weniger zu verantworten, als Haeckel sich wohl des Einflusses bewußt ist, den er auf weite Kreise auszuüben vermag. Ich selbst bin im Glauben aufgewachsen, daß unter allen Qualifikationen eines Naturforschers Zuverlässigkeit und unbedingte Achtung vor der tatsächlichen Wahrheit die einzige ist, welche nicht entbehrt werden kann. Auch heute noch bin ich der Ansicht, daß mit Wegfall dieser einzigen Qualifikation alle übrigen, und sollten sie noch so glänzend sein, erbleichen. Mögen daher auch andere in Herrn Haeckel den tätigen und rücksichtslosen Parteiführer verehren, nach meinem Urteil hat er durch die Art seiner Kampfführung selbst auf das Recht verzichtet, im Kreise ernsthafter Forscher als Ebenbürtiger mitzuzählen."

Kriegskosten

Was sind Kriegskosten? Man versteht darunter, erklärt ein Sachverständiger in der „Berl. Volksztg.", die Mehrausgaben innerhalb des Gesamtetats eines Staates, die durch den Krieg entstanden sind. Ein Krieg verursacht direkte und indirekte Mehrausgaben. Die direkten gehen hervor aus Mobilmachung, Demobilmachung, Aufmarsch, Verpflegung des erhöhten Mannschaftsstandes und der zu zahlenden Kriegsentschädigung. Die indirekten Ausgaben bestehen in dem Arbeitsverlust des kriegführenden Volkes, der Schädigung der Industrie und des Handels, der Zerstörung des Eigentums und der geringeren Steuerkraft. Während sich die indirekten Mehrausgaben auch nicht annähernd schätzen lassen, gewähren Zahlen wenigstens einen Anhalt über die direkten Kriegskosten.

Digitized by Google

Der mit einem Mannschaftsstand von nur einigen Tausend geführte Chinafeldzug kostete uns 500 Millionen, die Kleinkämpfe in Südwestafrika 600 Millionen. Frankreich zahlte 1871/72, abgesehen von allen sonstigen direkten und indirekten Kriegskosten, die im eigenen Lande und Heere entstanden, bei 39 Millionen Einwohnern 5000 Millionen Francs Kriegsentschädigung an den Sieger. Der Japanische Krieg kostete Rußland insgesamt bis jetzt zirka 2322 Millionen Rubel. Japans Budget weist hierfür eine Zahlung von 5 Milliarden Francs nach.

Da der Unterhalt der Millionen Streiter Milliarden erfordert, selbst bei einer nur kurzen Kriegsdauer, könnte uns ein Krieg im glücklichsten Falle einer gelungenen feindlichen Abwehr sechs Milliarden oder mehr zu zahlen aufgeben.

Es würde hier zu weit führen, die Herkunft solcher Zahlenwerte nachzuweisen. Im Hinblick auf alle Unkosten des Kriegszustandes, die Verpflegungskosten, die Sanitäts-, Remonte-, Invaliden-, Relikten-, Materialkosten sei nur erwähnt, daß der Munitionsverbrauch eines einzigen Armeekorps von 30 000 Mann an Patronen etwa 4 Millionen Mark verschluckt. Serbien bestellte kürzlich für sein kleines Heer für 25 Millionen Mark Patronen. — Ein einziger Schuß aus einem Feldgeschütz kostet 55 Mark, aus einem 20 cm-Schnellfeuergeschütz 1050 Mark, aus einer schweren Festungs-, Küsten- und Schiffskanone (30,5 cm) 6000 Mark. Gegen Straßburg allein verschoß unsere Artillerie 202 099 Schuß, gegen Paris 110 286 Schuß.

Es ist heilsam, diese Zahlen sich von Zeit zu Zeit zu vergegenwärtigen, heilsam für die über Krieg und Frieden Entscheidenden, heilsam für die Vertreter des Volkes, heilsam für die Nationen.

Hundekultus

Nichts kann die so edeln und leider noch immer bitter notwendigen Bestrebungen der Tierschutzvereine in den Augen der Öffentlichkeit so tief herabwürdigen, wie die Karikatur dieses Schutzes. Es verdient darum ernste Beachtung, was Max Hesdörffer darüber in der Jagdzeitung „Wild und Hund“ mitteilt. „Man wird es ganz in der Ordnung finden,“ schreibt er, „wenn alle diejenigen, die sich als Gehilfen bei der Arbeit, als Wächter für Haus und Hof, oder auch nur aus besonderer Liebhaberei einen Hund halten, diesen in sachgemäßer Weise füttern und verpflegen. So geschieht es auch allgemein. Eine unrühmliche Ausnahme machen aber gewisse, in neuerer Zeit leider in starker Zunahme begriffene hysterische Weiber, die sich in überwiegender Zahl der sogenannten gebildeten Gesellschaftsklasse zurechnen. In Berlin W. beobachte ich jetzt täglich, wie derartige Vertreterinnen des sogenannten schönen Geschlechtes ihre eigentümlich kostümierten Zwerg- und Affenpintscher zum Gaudium vernünftiger Menschen spazieren führen. Jeder dieser Knirpse ist mit einem hochmodernen Mäntelchen behängt, das nach vorn in einen gewaltigen Stehkragen ausläuft und auf der rechten Brustseite eine Seitentasche zeigt, aus welcher das bei Dandys beliebte rosarote Taschentüchelchen hervorschaut. Zur Vervollständigung dieser Hundetoilette fehlen nur noch seidene Höschen, Spitzenfrack und die moderne Indianertasche mit Fransen. Wer weiß, vielleicht kommen wir auch noch so weit, denn einen mit wollenen Hosen bekleideten Fixköter, dessen hintere Körperverlängerung in einem gestrickten Futteral steckt, kann man heute schon in Berlin W. umherlaufen sehen.

Alles, was bisher an übertriebenem, die schärfste Kritik herausforderndem Hundekultus geleistet wurde, übertraf aber die Hektorausstellung in der Abteilung für Schoßhunde. Die kleinen Drahtboxen für diese Hundeknirpse gehörten hier zu den Ausnahmen. An ihre Stelle

Digitized by Google

waren kostbare Glaspaläste und imitierte Miniaturvillen getreten, im Innern in luxuriösester Weise mit persischen Teppichen, Vorhängen und Möbeln ausgestattet. ‚Fifi' und ‚Gipsy' lagen, ihren momentanen Launen entsprechend, entweder lang ausgestreckt auf der Chaiselongue oder bis an die Nase zugedeckt in weichen Federbetten, deren Kissen und Decken Seidenbezüge mit reichem Besatz aus Brüsseler Spitzen aufwiesen. Neben jedem dieser prunkvollen Hundepaläste saß von früh bis spät auf hartem Rohrstuhl die ‚Gnädige' zur Bewachung und Betreuung ihres Lieblings, so daß die Rollen vollständig vertauscht schienen. Der Hund wird zum Herrn und der Herr zum Hund. Wer Zeit hat, kann hier beobachten, wie die kleinen Köter mit Makronen und Schlagsahne gefüttert werden, wie die Hundemutter nach beendigter Fütterung ein blütenweißes Taschentuch hervorzieht, ins Wasser taucht, um dem Knirpschen die Zähne zu putzen, wie sie es abstaubt, kämmt, ihm Löckchen dreht, um ihm schließlich nach der Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses auch noch mit einem Pariser Schwämmchen das — — abzuwaschen. Aber nicht nur das kann man beobachten, man kann auch sehen, wie gebildete und gesittete Leute derartigem Treiben entrüstet den Rücken kehren, um sich einer anderen Abteilung der Ausstellung zuzuwenden. Man sollte es nicht für möglich halten, daß zu einer so ernsten Zeit wie der gegenwärtigen, zu welcher allein in Großberlin über 40 000 Arbeitslose gezählt wurden, die mit ihren Familien darben müssen, ein derartig abscheulicher Hundekultus der Öffentlichkeit widerspruchslos vorgeführt werden darf. Es muß Sache der Schoßhundvereine sein, hier erzieherisch zu wirken, damit nicht fernerhin durch ähnliche Schaustellungen der berechtigte Hundesport geschädigt wird."

Nicht nur Sache irgendwelcher Sportvereine muß das sein, sondern in erster Linie gerade der Tierschutzvereine, die sich keine schlimmere Schädigung ihrer Arbeit denken können als solche perversen Schaustellungen. Aber auch jeder normale und gesittete Mensch sollte jenen „Hundemüttern", wo immer nur sich ihm die Gelegenheit bietet, seine Meinung auf das allerdeutlichste zu verstehen geben.

Digitized by Google

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zum Kapitel vom „Storch"

Als ich den Artikel „Der Krieg gegen den Storch" in der Oktobernummer des „Türmers" las, kam mir wieder einmal aufs lebhafteste zum Bewußtsein, wie seltsam immer noch die Auffassung von der „Mütterlichkeit" und der „Ehe" — beides steht ja im engsten Zusammenhang — bei vielen unserer Frauen ist. Wie wäre sonst der Ausspruch einer Frau möglich, den wir in diesem Artikel finden: „Ich halte die Mutter für die ungeeignetste Person, dieser Pflicht (dem Kinde Aufklärung über seinen Ursprung zu geben) nachzukommen" Wie nur ist es möglich, diese Aufklärung als „eine Offenbarung des Geheimnisses des Ehebettes" zu kennzeichnen?! Wer stellt denn mit jener Forderung zugleich das Ansinnen an die Mutter, sie solle dem Kinde das „Geheimnis ihres Ehebettes" anvertrauen?!

Wenn die Mutter ihrem Kinde vertraut, daß es, wie jedes andere lebende Wesen, im Innern des Mutterleibes allmählich sich entwickelt bis zur vollendeten Gestalt und dann selbst verlangt, an das Licht gehoben zu werden, wenn sie ihm anvertraut, daß sie das Kind bis zu diesem Augenblick unter ihrem Herzen getragen und immer liebevoll besorgt gewesen ist, es zu schützen, dann wird das Kind bei dieser Antwort sich wahrlich eher beruhigen als bei der von K. v. R.s vermeintlichen: Der Storch hat das „Baby" gebracht.

Übrigens wird diese Beruhigung nach meiner aus der Erfahrung gewonnenen Meinung lediglich abhängen von der Eigenart und Reife des Kindes, auch viel von der Art, wie die Mutter die Belehrung gibt, und endlich auch, von der Innigkeit des Verhältnisses zwischen Mutter und Kind.

Welch eine Vorstellung: eine Mutter, die sich schämt, ihrem Kinde mitzuteilen, daß sie es geboren, daß sie somit seine Mutter ist. Welch eine Auffassung von Schamhaftigkeit!

Wenn die Damen der sogenannt besseren Gesellschaft den konventionellen Anforderungen gemäß sich nicht entblöden, fast den ganzen Oberkörper nackt zur Schau zu tragen, oder wenn die Mutter neben ihrer Tochter im Theater das unsauberste Gewäsch anhört — dann spricht man nicht von der Verletzung des Schamgefühls; wenn aber eine Mutter ihrem Kinde Aufklärung über seines Daseins Ursprung geben soll, dann „bindet Schamhaftigkeit ihre Zunge", das verstehe, wer es verstehen kann!! Die Mutter ist die einzig Berufene, ihrem Kinde zu sprechen von dem heiligen Vorgange des Werdens ihres Kindes. Eine Mutter, die sich dessen schämt, hätte besser getan, nicht Mutter zu werden! —

Digitized by Google

So weit mir die Literatur über die geschlechtliche Belehrung der Jugend bekannt — und es ist mir ein ganz beträchtlicher Teil davon zur Kenntnis gekommen, so ist darin diese Belehrung vorherrschend der Mutter zur Aufgabe gemacht, der Schule ist nur von einzelnen Vertretern und Vertreterinnen der sexuellen Aufklärung diese Verpflichtung zugewiesen. — Die Schule kann diese Aufgabe und soll sie meiner Meinung nach auch gar nicht erfüllen; sie wird die Forderung, daß die geschlechtliche Belehrung in den Schulunterricht eingegliedert werden solle — ablehnen, nicht weil den Lehrern und Lehrerinnen der „Mut fehlt, sich offen und ehrlich zur Wahrheit zu bekennen“, sondern weil sie fühlen und erkennen, daß sie nicht die für diese Belehrung berufenen Personen sind, weil ihre inneren Beziehungen zu den einzelnen Kindern in der Klasse nicht von der innigen Vertraulichkeit sind, auch nicht sein können, die als selbstverständlich vorausgesetzt wird bei einer solchen Belehrung, und die zwischen Mutter und Kind stattfindet — allerdings vorausgesetzt, daß die Mutter ihr Kind als die Frucht eines heiligen Bündnisses anerkennt, das auf jener Liebe gründet, die einzig und allein zu diesem Bündnis berechtigt.

Ich bin überzeugt, daß das Kind, welches einem solchen ehelichen Bündnis entstammt, von keinem anderen als von der Mutter diese Aufklärung würde empfangen wollen, von ihr sie erwarten, erbitten würde. Mit einem solchen Kinde wird die Mutter den Verkehr so zu gestalten wissen, daß nicht nur ein Mit-, sondern ein Ineinanderleben stattfindet und ein unbegrenztes Vertrauen dem Kinde wie der Mutter stets das Herz offen erhält und alles gesagt werden kann, wofür des Kindes Verständnis reif ist; keine Schamhaftigkeit bindet in einem solchen Verhältnis der Mutter die Zunge, wenn sie ihrem Kinde spricht von dem innigsten leiblichen Zusammenhange, von dem leiblichen Ineinanderleben mit ihrem Kinde, und das Kind nimmt solche Mitteilungen als etwas ganz Selbstverständliches, ihm Zukommendes entgegen.

K. v. R. fordert die geschlechtliche Belehrung der Jugend von der Schule, damit sie „das Geschlechtsleben in seiner Größe und Reinheit erfasse“. — Sie anerkennt also, daß das Geschlechtsleben an sich etwas „Reines“ ist — und dennoch spricht sie von Schamgefühl, das eine Mutter zu überwinden hätte, wenn sie ihr Kind über die Reinheit des Geschlechtslebens belehren sollte!!

Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, mit Müttern über diese ihnen zufallende Aufgabe zu sprechen, und ich habe mich gefreut, in den weitaus meisten Fällen Zustimmung zu finden. Die Frauen, welche dieser heiligen Mutterpflicht nachgekommen waren, teilten mir mit, daß die Aufnahme solcher Belehrung von den einzelnen Kindern, je nach ihrer Individualität, verschieden gewesen wäre; während die eine, die allem, was sie wahrnahm, denkend nachging sich nüchtern das Gehörte überlegte und schließlich meinte: nun ja, die Menschen gehören ja auch zu den Tieren und da ist es ja selbstverständlich, daß sie wie das Tier sich entwickeln und zur Welt kommen —, so war die andere, ein besonders zart besaitetes Gemüt, augenscheinlich tief ergriffen von dem Wunder, daß sie unter dem Herzen der Mutter geruht, und mit leuchtenden Augen hat sie die Mutter angeschaut und dann zärtlich sich an sie schmiegend hat sie gemeint, jetzt wüßte sie erst, warum sie die Mutter so lieb habe.

Solange wir nicht Mütter gewinnen, die ihre Kinder zu erziehen verstehen — zur Erziehung zähle ich auch die in Frage stehende Belehrung —, so lange werden die traurigen Erscheinungen alle, denen wir in allen Klassen der Gesellschaft in erschreckender Art und Zahl begegnen, sich nicht mindern, sondern mehren und das der Menschheit gesteckte Ziel wird ihr unerreichbar bleiben.

Die Erkenntnis dieser Wahrheit ist erwacht; davon zeugen alle unsere Reformbestrebungen auf dem Gebiete des weiblichen Bildungswesens, davon zeugt vor allem die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens, die in nächster Zeit ihre Verwirklichung finden soll.

Digitized by Google

In ihr ist die Hauptforderung: Die Bildung der Frau zu ihrer vornehmsten Aufgabe: Erzieherin zu sein des Menschengeschlechts. Mit dieser Bildung wird die Frau nicht in Zweifel sein, ob der Mutter oder der Schule die Aufgabe der geschlechtlichen Aufklärung zufällt.

M. Loeper-Houselle

Uniform und militärischer Geist

Der im Novemberheft erschienene Aufsatz „Die hechtgraue Uniform" fordert den Kenner militärischer Verhältnisse zum Widerspruch heraus.

Gewiß verkörpert sich in den bisherigen Uniformen eine gewisse Tradition. Die Uniform ist aber nicht der Kern der Tradition — die Überlieferung von den Taten der Armee wird auch nach Einführung der unscheinbareren Kleidung weiter gepflegt und der Soldatengeist unserer Vorfahren weiter gepflanzt werden. Davon, daß die moderne Technik das Prinzip der militärischen Tradition gebrochen habe, kann keine Rede sein.

Ein Heer, das nicht jeden Anspruch darauf, ernst genommen zu werden, aufgeben will, muß zum Angriffe erzogen werden. Diese aus den Kriegen aller Zeiten hervorgehende Erfahrung von der Überlegenheit des frischen, kraftvollen Angriffs über die zum Abwarten genötigte Verteidigung ist heute allgemein anerkannt.

Der Soldat soll daher auch nicht den Verfolgungen des Feindes entzogen werden, nein, seine Bekleidung soll es ihm erleichtern, sich an den Feind heranzukämpfen. Sie begünstigt vor allem den Angriff, und in diesem Sinne wollen wir unsere Leute erst recht für das Heldentum erziehen. Der Angriff aber ist heute eine langwierige, schwere Arbeit. Unter gewandter Benutzung des Geländes soll der Soldat bald springend, bald kriechend sich an den Feind „heranarbeiten", indem er durch sein Feuer sich die Möglichkeit immer weiteren Vordringens erkämpft. Die vom Erdboden schwerer zu unterscheidende graue Uniform ist der „Arbeitsanzug" für dieses mühevolle, die Nerven im höchsten Maße anspannende stundenlange Ringen.

In diesem Ringen ist mit dem baldigen Ausfall der Vorgesetzten zu rechnen; dann ist der Soldat, in den im Kampflärm schwer zu leitenden Schützenschwärmen liegend, sich mehr oder weniger selbst überlassen. Die Entscheidung hängt nun davon ab, ob die Leute „selbsttätig" zu handeln verstehen und ob sich unter ihnen genug „Helden" finden, die ruhig Blut behalten und wissen, daß sie vorwärts müssen, an den Feind heran. Von diesen „Helden", die ihre Kameraden mit sich vorzureißen vermögen, hängt das Schicksal des Tages ab.

Der Mann ist also nicht zum Maschinisten geworden, sondern er hat aufgehört, es zu sein.

Was nun das sexuelle Moment anbetrifft, so scheint mir die Uniform doch nicht allein die behauptete Wirkung zu verursachen. Auch hier liegt die Hauptsache tiefer. Das Soldatenhandwerk in Gottes freier Natur ist ein frisches, männliches, das äußert sich im Wesen des Soldaten, und dem gesunden, natürlichen Sinne der Mädchen gefällt eben frische Männlichkeit.

Die neue Uniform wird an dem Geiste des Heeres nicht allzuviel ändern. Sie ist wie das neue Exerzierreglement und anderes eine Folge gewandelter Kriegsanforderungen. Diese veränderten Kriegsanforderungen bedingen andere Formen, in denen wir fechten, sie stellen höhere Ansprüche an den Geist des Heeres, aber sie ändern das Wesen des Krieges nicht. Tapferkeit und hingebende Vaterlandsliebe, straffe Disziplin, gute Ausbildung, Kraft und Geduld zum Ertragen von Strapazen machen nach wie vor den guten Geist eines Heeres aus.

Ein Zukunftskrieg kann nur zu einem glücklichen Enderfolge führen, wenn der Staat nach „Bedürfnis über alle persönlichen Kräfte und alle Hilfsmittel des Landes verfügen kann" (v. Blume), deshalb kann das Heer nicht zur „Miliz" werden. Die durchdachte Leitung dieser

Digitized by Google

Massen und Kriegsmittel ist erst recht ohne straffe militärische Organisation und militärischen — nicht nur soldatischen — Geist undenkbar.

Daß zum Zusammenfassen dieser gesamten Volkskraft der Geist des Volkes selbst die erste Vorbedingung ist, ist eine Tatsache, die sich ganz natürlicherweise aus der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ergeben hat. Die Erörterungen, die Generaloberst v. d. Goltz (Unser Volk in Waffen) und General v. Blume in ihren leider in Laienkreisen zu wenig bekannten bezüglichen Werken an diesen Punkt knüpfen, sind sehr beherzigenswert.

Wir vermögen nicht zu ermessen, wohin die Entwicklung des menschlichen Geistes unsere Nachkommen führen wird — vielleicht auch zum ewigen Frieden. Wir müssen uns in unserem Handeln nach der Wirklichkeit richten.

Wir dürfen daher unserem Volke den militärischen und soldatischen Geist nicht nehmen — ohne ihn wird der zu den Waffen eilende Bürger sein Vaterland nicht erfolgreich verteidigen können. Wer will behaupten, daß wir keinen Krieg mehr haben werden, wer wollte das wagen angesichts unserer geographischen, politischen und wirtschaftlichen Lage?

Wenn wir „die nationale Wehrkraft im Volksleben nicht mit Verständnis, Hingebung und Opferwilligkeit pflegen" (Blume), und wenn die hechtgraue Uniform dem Deutschen zum Symbol des dauernden Friedens wird, so könnte das höchst verderbliche Folgen für unser Vaterland haben. S.

Katholisches: An Jung Siegfried!

Auf meinen Aufsatz im Septemberheft habe ich eine Antwort erwartet — von Herrn Joseph Müller. Statt seiner ist „Jung Siegfried" auf den Plan getreten und will Bescheid haben. Sein Wunsch sei mir Befehl — die Antwort folgt.

„Verunglimpfungen persönlichster Natur" nennt er meine Ausführungen. Herr Jung Siegfried hat aber mit keinem Wort meine Auslassungen über Pfarrer Grandinger widerlegt. Tatsachen haben eben gesprochen. Gegen sie ist auch ein Jung Siegfried machtlos.

Mit Emphase ruft Jung Siegfried aus: Hier sind die Beweise für die Unduldsamkeit des Ultramontanismus! Ich will nun diese „Beweise" einer Untersuchung unterziehen. Er spricht nur von der „Unduldsamkeit des Ultramontanismus gegen die eigenen Glaubensbrüder".

1. Jung Siegfried führt den Würzburger Theologenstreit an. Außenseiter haben allerdings in der katholischen Kirche bis jetzt — und zwar mit vollem Recht — nicht den Platz eingeräumt bekommen, den einzunehmen ihr sehnlichster Wunsch ist. Revolutionäre werden im Staate mit Recht nicht geduldet. Wenn eine Organisation wie die katholische Kirche solche Leute, die die Autorität zu untergraben suchen, möglichst fernhalten will, so ist das natürlich in den Augen eines Jung Siegfried „Unduldsamkeit". Herr Dr. Joseph Müller nun ist wieder eine Abzweigung dieser Außenseiter. Beweis: im Dezember 1907 schließt er sein Blatt, „der Reformagitation völlig entsagend", im Februar 1908 erklärt er, daß „Index und Proskription zu stumpfe Waffen gegen den Geist" seien.

Dann bringt Jung Siegfried die Affäre Hertling-Heim zur Sprache. Er geht dabei von völlig falschen Voraussetzungen aus. Es ist richtig, daß die süddeutsche Zentrumspresse bzw. ein Bruchteil derselben die Parole ausgegeben hat, daß kein bayerischer Zentrumsabgeordneter dem Baron Hertling bei der Wahl zum Reichstagspräsidium die Stimme geben dürfe. Das geschah aber nicht wegen der „Anspielung auf Dr. Heim, den er dunkel zwar, doch verständlich einen Hausknecht nannte", sondern aus einem ganz anderen Grunde. Hertling war einer der sieben, die sich bei der Reichstagsstichwahl 1907 mit dem taktischen Kompromiß zwischen Zentrum und Sozialdemokraten in Bayern öffentlich nicht einverstanden erklärten.

Digitized by Google

Da hierdurch die Partei schwer geschädigt wurde, so kann man es doch wohl begreifen, wenn die oder jene Zeitung sich nicht für eine eventuelle Wahl Hertlings zum Präsidenten erwärmen konnte. Jedenfalls kann von „Unduldsamkeit" keine Rede sein. Disziplin ist für das Gedeihen jeder Partei Vorbedingung.

2. Jung Siegfried regt sich noch heute sehr darüber auf, daß Pfarrer Grandinger infolge des Eingreifens des Erzbischofs nicht offiziell zur liberalen Landtagsfraktion in Bayern übertreten durfte. Soll ich an Tatsachenmaterial nachweisen, daß der Liberalismus kein Recht mehr hat, einen überzeugungstreuen katholischen Pfarrer zu den Seinen zählen zu dürfen? Wenn im Kampfe gegen Modernisten das eine oder andere Blatt einen Ausdruck gebraucht hat, der mit dem Strafgesetzbuch vielleicht nicht im vollen Einklange steht — ist deshalb ein Jung Siegfried berechtigt, die ganze katholische Kirche für unduldsam zu erklären? Schells „Christus" trägt auch heute noch das „imprimatur". Wo kann da von „gewaltsamer Unterdrückung" der Meinungsäußerung die Rede sein?

3. Die Enzyklika hat Herr Jung Siegfried nicht gelesen; denn sonst könnte er nicht behaupten, daß die Versammlungsfreiheit des katholischen Klerus aufgehoben sei. Ich rate ihm, in der autorisierten Ausgabe (Herdersche Verlagshandlung) Seite 113 den Passus V genau zu lesen. Bezüglich der etwas eigentümlichen Verquickung von Enzyklika und Vereinsgesetz habe ich ihm folgendes zu sagen: Das Zentrum ist keine konfessionelle Partei. Und so wenig sich das Zentrum die Einmischung kirchlicher Behörden in rein politischen Dingen (siehe Septennatswahlen) gefallen läßt, ebensowenig hat dieselbe Partei auch das Recht, in rein religiösen Fragen der Kurie Vorschriften zu machen.

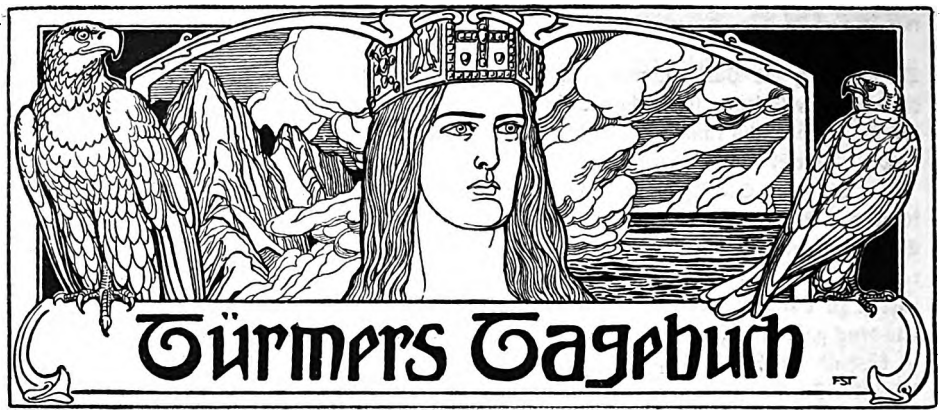
Was den Ausdruck „ultramontan" anbetrifft, so kann ich Herrn Jung Siegfried versichern, daß jeder überzeugungstreue Katholik diesen Ausdruck als Ehrentitel betrachtet.

Ich habe am Schlusse meines Artikels im Septemberheft des „Türmers" die Grundsätze der Zentrumsfraktion niedergelegt und diesen Artikel in eine Frage ausklingen lassen, auf deren Beantwortung durch Herrn Dr. Joseph Müller ich noch warte. Ich wiederhole diese Frage: Wann hat die Zentrumspartei jemals seit ihrem Bestehen gegen diese ihre Grundsätze verstoßen?

„Und nun, Herr Dr. Joseph Müller, haben Sie das Wort!" Grimmhagen

Nein, ist überflüssig. Weder Jung Siegfried noch Dr. Joseph Müller hat es nötig, sich in dieser Auseinandersetzung noch weiter zu bemühen. Denn sie wird nicht einen Schritt vorwärts führen. Für bloße Wiederholung subjektiver Behauptungen hat der Türmer keinen Raum. Solange noch Aussicht ist, daß Goldkörner herausfallen, läßt er gern die Geister aufeinanderplatzen. Aber — leeres Stroh dreschen? Nein. Mit dem Abdruck dieser letzten Replik hat der T. die Objektivität schon bis zur Selbstentäußerung getrieben. Grimmhagen behält ja „das letzte Wort" —: mehr kann er billig nicht verlangen. Und damit Schluß! D. T.

Digitized by Google



Deutsches, Allzudeutsches! — Fürst Bülow und seine Trabanten — Das monarchische Problem — Eine Bilanz — Kaisers Geburtstag

In der Veröffentlichung des „Reichsanzeigers“ vom 17. November vorigen Jahres hieß es:

Unbeirrt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik erblicke der Kaiser seine vornehmste Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit zu sichern.

Hat nun der Kaiser gehalten, was man nach dieser Erklärung von ihm erwarten durfte?

Ja, meint der „Vorwärts“ mephistophelisch. Denn „unbeirrt“ sei Wilhelm II. in der Tat geblieben. Die Neujahrsansprache an seine kommandierenden Generale übertreffe womöglich noch durch die Art der Behandlung unserer auswärtigen Politik die Veröffentlichung des bekannten Interviews, ergänze sie aber auf das wirkungsvollste „durch ihre Bedeutung für die innere Politik Deutschlands“. Es sei ein Vorgang, „wie man ihn seit den Tagen Friedrich Wilhelms IV. nicht mehr erlebt“ habe:

„Wilhelm II. appelliert im Kreise seiner Generale an deren Vertrauen, und der rangälteste General erteilt dem Kaiser das gewünschte Vertrauensvotum. Und diese Szene spielt sich ab nach Verlesung eines Artikels, mit dem sich der Kaiser identifiziert hat, und der, nachdem er die Schuld an der Kanzler- und Kaiserkrise einem kurzen Zeitungsartikel mit hinterlistig zusammengestellten verjährten Anklagen zugeschrieben hat, mit den Worten schließt: ‚Und doch ist für den ferneren Kampf, er mag mit den Waffen in der Hand oder mit anderen Mitteln geführt werden, wenigstens nach außen hin ein ‚einig Volk von Brüdern‘ nötig, sowie eine große, starke, mächtige Armee, die von einer festen Hand geführt wird und von unbedingtem Vertrauen erfüllt ist.‘

Der Kaiser im Kreise seiner Generale, die plötzlich in dem Verfassungskampf um das persönliche Regiment als aktive Politiker erscheinen, im Besitz

Digitized by Google

des Vertrauens der ‚großen, starken, mächtigen Armee' — er ist fürwahr ein ganz anderes Bild als das des deprimierten, im Gebet versunkenen, Einkehr mit sich haltenden Herrschers, das uns in den früheren Wochen vorgeführt worden ist. Der Kaiser hat die Generale aufgerufen, und diese haben geantwortet. Was will es dagegen besagen, daß Bülow seine Presse, seine Blockmajorität, sein Staatsministerium, den Bundesrat als getreue Gefolgschaft hinter sich hat? Der Kaiser verfügt über das Vertrauen der Generale, und käme es zum Konflikt, um Bülow wäre es geschehen. Aus der Versenkung ist das persönliche Regiment so unerschüttert, so ungebrochen als je wieder aufgetaucht; die Feigheit des Reichstages, der sich mit Reden begnügte und vor Taten zurückschreckte, hat sich so rasch als bitter gerächt."

Bliebe noch ein Zweifel übrig an dem Sinn der Kundgebung, die sicher nicht durch Indiskretion, sondern mit klug berechneter Absicht an die Öffentlichkeit gekommen sei, so werde dieser Zweifel durch den Kommentar des hochkonservativen „Reichsboten" in dankenswerter Weise behoben. Dieses Blatt, das angeblich mit dem Hofe die besten Beziehungen unterhält, knüpft nämlich an den Vorgang folgende Bemerkungen:

„Die militärische Lage Deutschlands erscheint hiernach eine sehr ernste, und gegenüber der Leitung unserer auswärtigen Politik erhebt sich die Frage: was sie getan hat, um diese Lage zu verhüten! Wir haben oft den Vorwurf erheben müssen, daß man die Dinge gewähren, die deutschfeindlichen Ententen zustande kommen ließ und sich dann damit begnügte, sie als ungefährlich für Deutschland hinzustellen.

Es stimmt mit einer in der Armee weitverbreiteten Auffassung zusammen, die uns schon vor einiger Zeit aus dem Munde einer hohen militärischen Persönlichkeit bekannt wurde, daß nämlich die Armee auf die Dauer nicht mehr imstande sei, die von der Diplomatie gemachten Fehler und erzeugten ungünstigen Momente der internationalen Lage durch ihre Macht allein wieder gut zu machen. Was das heißen will, mache man sich einmal vollständig klar; und glaubt man, daß diese Gefahr etwa durch innere Verfassungskämpfe und Zwistigkeiten zwischen Krone und Volk gebessert oder beseitigt wird? Der Schlieffensche (in der „Deutschen Revue" erschienene, vom Kaiser verlesene) Artikel ist die denkbar schärfste Kritik von militärischer Seite an den völlig negativen Ergebnissen unserer auswärtigen Staatskunst. Von diesem Artikel sagte der Kaiser, daß er seinen Ansichten entsprechend sei, und hielt ihn für so wichtig, daß er ihn an dieser Stelle verlas."

Die Frage, bemerkt hierzu der „Vorwärts", ob denn die Fehler unserer auswärtigen Politik immer von Bülow allein begangen werden, oder ob Wilhelm II. nicht einen großen Anteil an der Leitung der auswärtigen Politik beansprucht und genommen habe, existiere natürlich für das konservative Blatt nicht: „Sein Vorstoß richtet sich allein gegen den Kanzler, und es ist der denkbar schärfste Angriff, der gemacht werden konnte. Die Armee, das heißt die Generalität und

Digitized by Google

das Offizierkorps — wer denkt in jenen Kreisen an die Stimmung der Mannschaft? — werden in stärksten Gegensatz gestellt zu der Diplomatie und ihrem Chef, dem Kanzler. Und das Vertrauen der Generale besitzt Wilhelm II. und nicht Bülow ..."

Der Appell Wilhelms II. an seine Generale kennzeichne den Gegensatz zwischen dem persönlichen Regiment und den Verfassungsforderungen des Volkes, den Zwiespalt zwischen Kaiser und Kanzler schärfer und deutlicher als selbst die unaufhörlichen Preßtreibereien und Parteiintrigen, als alle gegenseitigen Beschuldigungen der Kamarillen: „Mit einigen Reden im Reichstag, mit einer mehr oder minder scharfen Preßkampagne haben die bürgerlichen Parteien Wilhelm II. nach so viel Jahren der Mißerfolge verhindern wollen, sein eigener Kanzler zu sein. Die Toren, die meinten, Machtkämpfe mit dem Maule ausfechten zu können! Jetzt haben sie die Antwort, die wir ihnen vorausgesagt haben: vor den Zitternden, die ihn verhindern wollten, Kanzler zu sein, erscheint jetzt Wilhelm II. drohend als oberster Kriegsherr. Dem Geschwätz der bürgerlichen Parlamentarier antwortet der Appell an die Macht."

Die „Antwort" treffe die bürgerlichen Parteien in voller Desorganisation. Die famose Blockpolitik habe ihnen allen jede Ruhe, jede Klarheit geraubt. Das Zentrum strebe mit allen Mitteln zur Macht zurück. In allen Fragen der inneren Politik, in der Finanz- wie in der Verfassungsfrage übe es größte Zurückhaltung, bereit, jede Opposition fahren zu lassen, wenn es wieder zur Majorität zugelassen wird. Seine hinterhältige Politik treibe den Liberalismus von Verrat zu Verrat, um den Block zu erhalten und den schmählichen Bankerott der so hoffnungsfroh begonnenen Politik nicht selbst eingestehen zu müssen. Sogar die Konservativen seien durch den Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler in Mitleidenschaft gezogen: „Ist's da ein Wunder, daß die Blockpresse die neue Phase in der Krise unserer gesamten Politik am liebsten totschweigen möchte, und da dies nicht möglich ist, mit kindischer Wut über die Zeitungen herfällt, die zuerst die Kundgebung der Generale veröffentlichten? Von der ‚Frankf. Ztg.' ... bis zur ‚Deutsch. Tageszig.' jammern sie alle ..., daß der Vorgang nicht geheim geblieben. Als ob der Vorgang und seine Bedeutung geringer würde, wenn das deutsche Volk nichts von ihm erfahren hätte! Als ob die Wirkung auf unsere politischen Verhältnisse nicht noch verhängnisvoller würde, wenn die Akte des persönlichen Regiments nicht ans Licht kämen! Und als ob nicht vielmehr die Flucht in die Öffentlichkeit das einzige Mittel wäre, um im Kampfe gegen das persönliche Regiment siegreich zu bleiben. Aber eben darum ist das erbärmliche Gewinsel so bezeichnend: sie wollen nicht kämpfen. Der Appell an die Macht läßt sie feig verzagen. Denn Macht kann nur durch Macht besiegt werden, und sie fürchten, den Ruf an die ergehen zu lassen, die allein die Kraft haben, in ausdauerndem Kampfe den Absolutismus zu schlagen, den Ruf an die breiten Massen des deutschen Volkes. Die ‚nationalen' Parteien fürchten den Appell an die Nation!"

Aber diese Politik sei so schlecht als feig: „Wilhelm II. ist unbeirrt. Aber unbeirrt ist auch der Wille des deutschen Volkes, die Herrschaft des persönlichen Regiments nicht fortdauern zu lassen... Wenn die Reaktionäre schon hofften, die Ver-

Digitized by Google

fassungsfrage versumpfen lassen zu können, Wilhelm II. selbst hat ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Reden des Reichstags haben nichts genützt, jetzt müssen Taten folgen, und das deutsche Volk, das endlich sich das Recht auf sein politisches Leben erobern muß, wird sie von dem Reichstag zu erzwingen haben.

Gegenüber der großen innerpolitischen Bedeutung der Kundgebung des Kaisers und der Generale tritt selbst die verheerende Wirkung, die wieder in unserer auswärtigen Politik angerichtet worden, etwas in den Hintergrund. Daß alle Mächte, gerade noch Österreich ausgenommen, als Feinde Deutschlands apostrophiert wurden, daß, nachdem der Kaiser im Interview so heiß um die englische Freundschaft geworben, jetzt England als Hauptfeind angesprochen wird, daß das ‚verbündete Italien' nichts weniger denn als Bundesgenosse betrachtet wird — daß all dies mit den optimistischen Kanzlerreden in schreiendstem Widerspruch steht und daher eine echt wilhelminische Illustration zu der Stetigkeit und Einheitlichkeit unserer Politik darstellt, hat uns natürlich im Auslande neuen Spott, neuen Hohn und neue Verachtung eingetragen. Freilich, viel konnten wir ja nicht mehr verlieren. Aber daß sich Fehler auf Fehler häufen, daß selbst die kritische Spannung der internationalen Beziehungen nicht die einfachsten Gebote der Vorsicht durchsetzen kann, zeigt eine stets sich steigernde Gefahr. Eine wahrhaft nationale Gefahr, denn die Sicherheit des Friedens, die ungestörte Entwicklung des deutschen Volkes steht auf dem Spiele. Wie lange soll, wie lange darf dieser Zustand währen? Seit zwanzig Jahren wird es in Deutschland schlimmer und schlimmer. Von Krise treiben wir zu Krise. Aus Furcht, unsere chronische Krise, die aus der Rückständigkeit unserer Verfassung, aus der Herrschaft der verjunkerten Bureaukratie, aus der Aufrechterhaltung eines unerträglichen und unfähigen Absolutismus entspringt, endlich durchzukämpfen, endlich durch Erringung demokratischer Selbstregierung die Bahn fortschreitender Entwickelung freizumachen, treiben wir einer äußeren Krise gefährlichster Art entgegen."

Aus Furcht vor der Demokratie, vor der Machterweiterung der Arbeiterklasse gebe das deutsche Bürgertum immer aufs neue die Interessen des deutschen Volkes preis. Selbstverständlich kann auch hier wieder, wie übrigens immer und überall, einzig und allein nur das „deutsche Proletariat" helfen. An ihm sei es, „die deutsche Nation vor den Folgen der politischen Verbrechen, die die Herrschenden begehen, zu bewahren".

Was die Bürgerlichen dem Absolutismus vorzuwerfen haben, sei *nicht das, daß er herrscht*, sondern daß er seine Herrschaft nicht besser zu *verheimlichen* versteht. Damit hätten sie der „amtlichen Schönfärberei" des Staatsanzeigers schon trefflich vorgearbeitet. Dessen Erklärung lautete:

„Seine Majestät der Kaiser und König hat am 2. Januar, wie alljährlich, eine Besprechung mit den hier zur Neujahrsgratulation versammelten kommandierenden Generalen abgehalten. Die Äußerungen Seiner Majestät waren *nicht für die Öffentlichkeit bestimmt* und hätten nicht den Gegenstand öffentlicher Kritik bilden dürfen. Trotzdem sind Nachrichten darüber in die Presse gelangt. Gegenüber den in ausländischen Blättern erschienenen Angriffen stellen

Digitized by Google

wir fest, daß sich die Besprechung lediglich auf militärische Fragen bezog. Im Anschluß an eine Betrachtung der bei den letzten Manövern gemachten taktischen Erfahrungen wies Seine Majestät der Kaiser auf eine kürzlich erschienene akademische Studie hin, in der die Gestaltung des modernen Krieges und die Einwirkung der neuzeitlichen Waffen auf das Gefecht entwickelt sind. Die in dieser militärischen Arbeit auch enthaltenen politischen Gedanken und Ausblicke kamen in den Ausführungen des obersten Kriegsherrn nicht in Betracht."

Diese Erklärung sage aber „zunächst nichts gegen die wichtigste und bezeichnendste Seite des Vorgangs". Sie stelle nicht in Abrede, daß die Generale dem Kaiser ein ausdrückliches Vertrauensvotum abgegeben haben: „Da dies jedenfalls eine ungewöhnliche Sache ist — denn in der Regel pflegen Generale, die ja den Treueid geschworen haben, keine Gelegenheit zu haben und zu nehmen, einem Monarchen ein Vertrauensvotum auszustellen —, so müssen sie dazu eben Gelegenheit bekommen haben. Dies bestätigt auch eine neuere Darstellung des Vorgangs. Danach habe der Kaiser nach der Verlesung des Artikels auf die Aufregung verwiesen, die das bekannte Interview in Deutschland verursacht, und die Generale gefragt, wie man in der Armee über die Angelegenheit denke, und ob auch in Offizierskreisen, wie behauptet worden sei, die Aufregung über seinen Fehler, wenn er überhaupt einen solchen gemacht habe, groß gewesen sei; ob die Generale etwas von einer Mißstimmung in der Armee bemerkt hätten. Übereinstimmend antworteten die Generale, davon könne gar keine Rede sein, daß die Offiziere sich mit Politik befaßten, geschweige denn mit der politischen Wirkung eines Artikels wie desjenigen des ‚Daily Telegraph'. Darauf habe der Kaiser erwidert, er freue sich, das zu hören, er vertraue auf seine Armee, daß sie zu ihm stehen werde auch dann, wenn alle anderen ihn verließen.

General v. Hahnke, als der rangälteste General, sprach darauf dem Kaiser das rückhaltlose Vertrauen und die unverbrüchliche Treue der Armee aus.

Man sieht, das offiziöse Dementi bestreitet mit keinem Worte diese hochpolitische Kundgebung. Es bemüht sich nur, die schlechte Wirkung, die im Ausland wieder angerichtet worden, abzuschwächen. Leider ein vergebliches Bemühen; denn die offiziöse Entschuldigung, daß die kaiserlichen Äußerungen nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen, kann auf das Ausland gar keinen Eindruck machen; damit wird ja die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß der Kaiser, dessen Einfluß auf die auswärtige Politik infolge der Feigheit der bürgerlichen Parteien noch immer nicht in dem für die Interessen der deutschen Nation notwendigen Maße ausgeschaltet ist, sich wieder mit der Politik der auswärtigen Staaten in einer Weise beschäftigt hat, die von diesen als verletzend und ungerecht empfunden worden ist. Aber auch die zweite, an sich wirksamere Entschuldigung, daß der Kaiser sich lediglich mit militärischen Fragen beschäftigt hat, dürfte ihre Absicht, die schädlichen Folgen abzuschwächen, nicht erfüllen. Einmal kommt sie zu spät, wie alle amtlichen Erklärungen der letzten Zeit, die sich mit Wilhelm II. befassen; begreiflicherweise, denn die Ausgleichungen und Schön-

Digitized by Google

färbereien verursachen immerhin einige Mühe und Schwierigkeit. Dann aber ist der Artikel Schlieffens derart, daß sich die politischen und militärischen Gesichtspunkte schwer sondern lassen und bei dem bekannten Temperament und der politischen Interessiertheit Wilhelms II. trotz der amtlichen Versicherung wohl nicht besonders scharf gesondert wurden."

Diese Unzulänglichkeit der offiziösen Entschuldigungen müsse sogar die „D. Tagesztg." zugeben. Da sie einsehe, daß ihr Wunsch, kaiserliche Reden und Taten der Öffentlichkeit vorzuenthalten, doch schwer erfüllbar ist, so fordere sie vor allem „eine gewisse Zurückhaltung". Dann aber bespreche auch sie den Artikel, mit dem Wilhelm II. sich identifiziert hat, recht abfällig. Sie meint:

„Der Artikel aber als solcher bleibt bedenklich. Die politischen Ausführungen nehmen einen so breiten Raum ein und waren auf einen derartigen Ton gestimmt, daß man sie vielleicht für die Hauptsache erachten konnte. Außerdem ermangelten sie in manchen Punkten der erforderlichen Klarheit. Man weiß manchmal nicht, ob der Verfasser nur Möglichkeiten erwägt und zur Grundlage seiner militärischen Ausführungen nimmt oder ob er die tatsächliche Lage schildern will. In dieser Schilderung schießt er ohne Zweifel über das Ziel hinaus. Und selbst wenn die Schilderungen in allen Punkten richtig wären, dann wäre es weder nötig noch nützlich, sie zu veröffentlichen und ihnen gewissermaßen den Schein einer starken Autorität zu geben."

Wenn dem aber so sei, meint der „Vorwärts", so ändere auch das amtliche Dementi nicht das geringste: „Die Tatsache bleibt bestehen, daß das persönliche Regiment mit all seinen Begleit- und Folgeerscheinungen sich wieder in alter Kraft emporreckt, wie das ja von uns immer vorausgesagt worden. Die Reden des Reichstags sind ins Leere verhallt, die Kämpfe des Kanzlers gegen die Eingriffe des persönlichen Regiments sind völlig vergeblich gewesen. Die deutsche Krise dauert fort."

Dadurch, daß die amtliche Erklärung politische Äußerungen des Kaisers in Abrede stellt und die Erklärungen der Generale völlig ignoriert, suche sie gleichzeitig den Fürsten Bülow zu decken: „Verschiedene Blätter hatten die indiskrete Frage gestellt, ob der Kanzler denn von dem doch politisch bedeutsamen Auftreten des Kaisers vorher verständigt worden sei. Daß dies nicht der Fall war, ging ja schon aus dem Bericht über die Vorgänge selbst hervor, deren Veröffentlichung auch abgesehen von dem Kommentar des ‚Reichsboten' sicher kein Liebesdienst für den Kanzler war."

In der „Neuen Badischen Landeszeitung", die mit dem Abg. Bassermann, dem Führer der Nationalliberalen, in Beziehungen stehen soll, wird die Veröffentlichung ganz im Sinne des „Vorwärts" als Intrige einer gegen den Kanzler minierenden Kamarilla ausgegeben. „Man muß wieder vom Kaiser sprechen", schreibt das badische Blatt. „Wieder ist es das Verhältnis Deutschlands zu den anderen Staaten, das vom Kaiser erörtert worden ist. Seine Ansicht ist aller Welt kund geworden. Es muß gerechterweise gesagt werden, daß es diesmal nicht des Kaisers Schuld ist, wenn bekannt wurde, was er über die internationale Lage denkt. Was ist geschehen? Der Kaiser hat beim Neujahrsempfang, der dies Jahr weniger geräusch- und glanzvoll war als sonst, zu den kommandierenden

Digitized by Google

Generalen gesprochen. Er gab ihnen zunächst das Ergebnis seiner Studien über die beiden letzten Manöver bekannt. Dann verlas er einen Artikel der Monatsschrift ‚Deutsche Revue' und fügte hinzu, daß dieser Artikel seinen eigenen Ansichten entspreche. Der Aufsatz ist die sehr beachtliche Studie eines militärischen Fachmannes, dessen Name nicht genannt, nicht einmal angedeutet wird, und wäre als solche geschätzt, doch ohne Sensation gelesen worden, wenn nicht zwei Tatsachen in die Öffentlichkeit gedrungen wären, die der Sache ein ganz anderes Gesicht geben. Der Kaiser identifiziert sich mit dem Verfasser, und als dieser Verfasser wird unwidersprochen Graf Schlieffen genannt, der frühere Generalstabschef. Das Bedenkliche und — wir stehen im Hinblick auf die Wirkung im Auslande nicht an zu sagen: das Gefährliche an der Affäre ist, daß diese beiden Tatsachen öffentlich bekannt geworden sind. An sich kann man dem Kaiser als dem obersten Kriegsherrn nach der Verfassung nicht verwehren, sich zu den versammelten kommandierenden Generalen über die jeweilige militärische und politische Lage auszusprechen. Dies um so weniger, wenn es, wie hier im Gegensatz zu früher, in einer Form geschieht, die den Vorzug der Klarheit und des fachmännischen Sachverständnisses hat. Der Kaiser muß annehmen und erwarten, daß solche Aussprachen zwischen ihm und den obersten Militärs streng behütetes Geheimnis bleiben. Für die Kommandierenden anderseits ist es wichtig zu wissen, was der oberste Kriegsherr über die militärische und politische Situation des Landes denkt. Den Kaiser also trifft keine Schuld. Ganz Deutschland aber fragt sich, wie war es möglich, daß dies Geheimnis nicht gewahrt wurde, in einer so prekären Situation, in der sich Deutschland im Augenblick befindet; und wer hat ein Interesse an dieser Veröffentlichung; und was für einen Zweck hat sie? Die Affäre ist geeignet, die Kriegsgefahr eher zu verstärken, denn zu vermindern. Wir sehen ganz ab davon, daß das, was hier in dem Revue-Artikel des Grafen Schlieffen als Ansicht des Kaisers mitgeteilt wird, nicht übereinstimmt mit der Anschauung, die in dem bekannten Kaiser-Interview des Daily Telegraph niedergelegt ist. Wichtiger ist, daß in dem Artikel Frankreich und England offenes Mißtrauen ausgedrückt wird. Deutschlands Lage gebietet gewiß vom militärischen Standpunkt aus die Vorsicht des Mißtrauens. Nicht klug und gefährlich ist der offene Ausdruck des Mißtrauens gegen den alten Erbfeind und den neuen ‚unversöhnlichen Gegner'. Die beiden so gekennzeichneten Staaten werden sich vorbereiten, wenn in dieser Weise der Krieg mit ihnen als gleichsam unvermeidlich hingestellt wird. Sie werden demgegenüber den Umstand nicht als starken Faktor in Rechnung stellen, daß das deutsche Volk an diese Unvermeidlichkeit nicht glaubt. Der frühere Generalstabschef und der Kaiser sind es ja, die andere Ansicht bekunden. Der Kaiser ist, obwohl man sagt, er sei unverantwortlich und nicht allein maßgebend, noch immer oberster Kriegsherr und entscheidet nach der Verfassung souverän über Krieg und Frieden. Graf Schlieffen gilt als der fähigste Soldat auch nach seinem Abgang. Was in dem Artikel der ‚Deutschen Revue' gesagt wird, kann also zum mindesten als Ansicht eines großen Teiles der hohen Militärs gelten. Kein Zweifel, daß sich England und Frankreich, daß sich auch Rußland, Italien, Holland und

Digitized by Google

Belgien diese Ansicht merken und sich auch danach richten werden. War diese Wirkung auf das Ausland beabsichtigt, und von wem war sie beabsichtigt? Nur ein kommandierender General kann die Mitteilung von den Vorgängen beim Neujahrsempfang weitergegeben haben, oder wohl mehrere Generale, so daß sie gleichzeitig dem ‚Berliner Tageblatt' und der ‚Täglichen Rundschau' bekannt werden konnten. Beide Blätter werden gewußt haben, daß die Angelegenheit kein Geheimnis mehr sei oder es nicht bleiben sollte, und sie haben sie infolgedessen zuerst in vorsichtiger, dann in bestimmterer Form veröffentlicht. Wir halten es für ausgeschlossen, daß Fürst Bülow, der verantwortliche Leiter der deutschen Politik, um die Preisgabe der geheimen Aussprache gewußt oder sie gar gebilligt habe. Es ist nicht nötig, anzunehmen, daß Graf Schlieffen selbst der Leiter hinter den Kulissen sei. Wie ist das Rätsel zu lösen? Man ist auf Vermutungen angewiesen. Folgende hat, wie man zugeben wird, einige Wahrscheinlichkeit für sich, wenn nicht statt einer bestimmten Absicht nur eine große Ungeschicklichkeit angenommen werden soll. Es gibt in höfischen und militärischen Kreisen eine Partei, die dem Fürsten Bülow nicht wohl will, die ihm Schwierigkeiten bereiten, ihn womöglich stürzen will. Sie arbeitet zugleich auf den Krieg hin, vielleicht in dem guten Glauben, daß er doch unvermeidlich ist, und daß man besser tut, das Prävenire zu spielen; vielleicht aber sucht sie nur in verabscheuenswürdiger Absicht auch in der auswärtigen Politik dem Fürsten Bülow Schwierigkeiten zu machen. Diese Clique findet natürlich Unterstützung in auswärtigen Preßorganen. ... Daß aber eine Clique besteht, die vielleicht verschiedene Absichten hegt, aber auf dasselbe Ziel hinarbeitet, nämlich auf den Sturz des Fürsten Bülow, das ist in der oft vom Kanzler benutzten ‚Süddeutschen Reichskorrespondenz' ... offen ausgesprochen worden. Täuschen wir uns nicht, so haben wir es also mit einer neuen Kamarilla zu tun, die vielleicht gefährlicher ist als die alte, gefährlicher, weil sie die auswärtige Politik zum Objekt ihrer Intrigen gewählt hat, gefährlicher vielleicht auch deshalb, weil von ihr noch geheime Fäden zur alten Kamarilla hinüberleiten. Wir haben es dann also mit den Nachwirkungen des ‚persönlichen Regiments' zu tun, das darum noch nicht tot ist, weil der Monarch sich selbst der gebotenen Zurückhaltung befleißigt. Das persönliche Regiment gab den Boden für die Bestrebungen ehrgeiziger Hofleute und Militärs. Sie können sich mit einer einflußlosen Rolle noch nicht abfinden. Darum suchen sie den Kaiser in eine Verstimmung gegenüber dem Kanzler zu bringen und ihn als das Opfer ungerechter Anklagen, die hinterlistig in einem Zeitungsartikel des ‚Daily Telegraph' zusammengetragen worden sind, hinzustellen. ..."

Gerade weil es jetzt klar geworden sei, meint wiederum der „Vorwärts", daß die schönen Reichstagsreden nichts genützt haben, daß der Absolutismus nicht mit bloßen Worten totgeredet werden kann, sondern in ernstem Kampfe niedergerungen werden muß, — deshalb wolle die bürgerliche Presse fast ausnahmslos von der Wiederaufnahme des Kampfes nichts wissen. Und so suche sie den Gegenstand des Streites völlig zu verschieben: „Aus der politischen Frage, ob die Eingriffe des persönlichen Regiments in den Gang der

Digitized by Google

Politik fortdauern, ob die Stellung des Absolutismus in alter Stärke bestehen bleiben soll, macht sie eine Frage der — Diskretion. Wilhelm II. soll weiter tun, was er will, aber die Öffentlichkeit soll davon nichts erfahren. Und wie die einzige Errungenschaft der entrüsteten Reichstagsverhandlungen die — Kürzung des Hofberichtes über die kaiserlichen Vergnügungen gewesen ist, so soll dasselbe Verfahren jetzt auch auf die politischen Akte des persönlichen Regiments ausgedehnt werden. Die ganze Entrüstung wird jetzt über den Urheber der Indiskretion ausgegossen, und von der ‚Frankf. Ztg.' bis zur ‚D. Tageszig.' sind alle Blätter einig in dem Ruf nach einer strengen Untersuchung ... gegen den Übeltäter, dem wir die Kenntnis dieses hochbedeutsamen Vorganges zu verdanken haben."

Die Entrüstung, die am lautesten in der Blockpresse tobe, habe ihre guten Gründe: „Die Veröffentlichung war ein Streich gegen Bülow, dem sein ‚Sieg' vom 17. November nun rasch in eine Niederlage verwandelt ist, und dieser Ruf nach einer Untersuchung ist die Antwort auf diesen Streich, den die Militärpartei dem Kanzler gespielt hat. Die Zurückhaltung der Bülowpresse, die in so auffälligem Gegensatz steht zu den schneidigen Attacken, die in derselben Presse im November gegen den Kaiser geritten wurden, beweist nur, daß in letzter Zeit eine Machtverschiebung zwischen dem Kaiser und Kanzler zu dessen Ungunsten eingetreten ist." Die „Kölnische Volkszeitung" habe schon recht, wenn sie annehme, daß der Novemberkompromiß zwischen Kaiser und Kanzler beseitigt und jetzt die Enttäuschung da sei. Wenn aber die Blockpresse so tue, als ob sie von dieser Enttäuschung nichts wüßte, so beweise das bloß, daß Fürst Bülow sich nicht mehr stark genug fühlt, den Kampf gegen die Eingriffe des persönlichen Regiments Wilhelms II. in sein eigenes Regiment in der früheren direkten Weise weiterzuführen und nun auf indirekte Weise, durch die Drohung mit strenger Untersuchung, die ihm feindliche Kamarilla einzuschüchtern sucht. So sehe das Spiel aus, zu dessen Unterstützung sich die bürgerliche Presse fast ausnahmslos bereit finde. So leihe diese Presse, statt an dem Falle die Notwendigkeit einer Machterweiterung des Reichstages aufzuzeigen, „einer Intrige ihre Unterstützung, die, wie immer sie ausläuft, die politische Macht der Volksvertretung so gering und ungenügend läßt wie bisher".

Treffe den Kaiser auch keine Schuld an der Veröffentlichung: ungemütlich und bedenklich, bemerkt der Stuttgarter „Beobachter", bleibe doch die ganze Situation, wenn man sich vergegenwärtige, daß nur die Äußerungen Kaiser Wilhelms II., selbst aus den vertrautesten Zirkeln der in Dienst und Ehren grau gewordenen Generale, in die Öffentlichkeit kommen:

„Wie oftmals werden König Eduard, Zar Nikolaus, Kaiser Franz Joseph, der Präsident der französischen Republik usw. im engeren Kreise ihre Meinungen geäußert haben, und niemals hat man davon etwas in der Öffentlichkeit erfahren oder gar daraus ein großes Aufsehen gemacht. Nur bei Kaiser Wilhelm II. wird jede Äußerung in die Öffentlichkeit geworfen."

Wie aber sei das zu erklären?

„Durch Wilhelm II. selbst. Auch sein Großvater hat manchmal sicherlich seiner Meinung Ausdruck verliehen. Aber die Öffentlichkeit hat auch

Digitized by Google

hier nicht weiter darauf geachtet; denn Wilhelm I. äußerte sich vorsichtig und selten.

Wilhelm II. aber war von Anfang an der Redner auf dem Thron. Er gefiel sich selbst im Reden; sie folgten sich immer häufiger und wurden immer prononcierter. Sie erregten Aufsehen und wurden zum Kampfobjekt der Parteien. Daran schien der Kaiser selbst Interesse, ja Gefallen zu haben. Denn in späteren Reden nahm er nicht allzuselten Bezug auf die Kritik, die frühere Reden gefunden hatten. So gewöhnte sich geradezu die Öffentlichkeit daran, bei jeder Gelegenheit auf eine Rede des Kaisers wie auf die eines Parteiführers zu warten. Und kam einmal keine Rede, so wurde sogar nach Vorgängen und den schon bekannten Gedankengängen und den beliebten Satzformen des Kaisers eine solche von irgendeinem eifrigen Reporter zurechtgemacht und in die Öffentlichkeit geworfen. Und darum wird heute noch bei jedem Anlaß danach gespäht, ob ‚Er' wieder gesprochen. Das wird erst mit der Zeit anders werden können. Unumgängliche Voraussetzung ist, daß sich Kaiser Wilhelm II. eine geraume Zeit jeder öffentlichen Kundgebung enthält — wie es andere Monarchen tun und wie es sein Großvater tat. Sieht man in ihm nicht mehr den Rhetoriker unter der Krone, dann erst wird sich die Öffentlichkeit abgewöhnen, seinen Reden aufzulauern."

„Auflauern" — das ist der rechte Ausdruck. Wir müssen uns überhaupt abgewöhnen, dem Kaiser auf Schritt und Tritt aufzulauern, jedes Wort und jede Gebärde von ihm zu erspähen und nach Bedientenart auszudeuten. Dieses Streben auf der einen Seite, dieses Versagen und Mißverstehen auf der anderen, dazwischen die abwartende Haltung der Regierung und der konservativen Kreise, all das, meint die „Standarte", seien Anzeichen, die auf einen nahenden Sturm hindeuten. Wir seien aus einem Jahr der Krisen und Katastrophen glücklich heraus, aber die Gefahr sei nur gewachsen, und alle hätten die Empfindung, als stünde uns ein Eclat oder doch wenigstens ein gründlicher Kurswechsel dicht bevor.

„Es ist im höchsten Grade beklagenswert," fährt das Blatt in scharfem Gegensatz zu den bisher von uns gehörten Wortführern fort, „daß die Vorgänge des Novembers kein erfreulicheres Resultat gebracht haben. Aber wenn wir alles gerecht und vorurteilslos betrachten wollen, so müssen wir eingestehen, daß die Schuld daran am allerwenigsten auf das Konto der Krone zu setzen ist. Der Kaiser hat damals alles getan, um was sein Volk ihn bat, und wenn sein guter Wille nun dadurch gelohnt wird, daß die einen ihn mißverstehen, die anderen einen Vorteil aus der neuen Lage herausschlagen wollen, so wird ihm kein Mensch seine bittere Stimmung verargen. Die Nation drang damals einmütig und einstimmig auf eine mehr konstitutionelle Führung des Regierungsgeschäftes, sprach von Sparsamkeit und streng gewahrter Reserve. Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Mit einer Bereitwilligkeit, die in der Verfassungsgeschichte der Welt noch nicht dagewesen, hat der Träger der Krone seinen Willen angekündigt, daß er mit dem Volke zusammen zu wirken gesonnen sei, und hat keine Gelegenheit seitdem vorübergehen lassen, diese Absicht deutlich zu bekunden. Und mußte es erleben, daß er jedesmal mißverstanden und beargwöhnt wurde.

Digitized by Google

Ein paar konkrete Beispiele: Man hatte gesagt, die der verantwortlichen Kontrolle entbehrenden Reden widersprächen dem Geiste der Reichsverfassung. Als der Kaiser zum ersten Male nach der Krisis, bei der Städtefeier im Berliner Rathaus, notwendig sprechen mußte, ließ er sich mit deutlicher Absichtlichkeit das Konzept von dem Reichskanzler überreichen, handelte also genau so, wie es in dem historischen Manifest vom 17. November versprochen worden war: unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten. Aber anstatt daß das als ein Fortschritt begrüßt wurde, las man überall nur kleinliche Betrachtungen darüber, der Vorgang beweise, daß der Kanzler seine Stellung wieder gefestigt und sich glänzend aus der Affäre gezogen habe. Als gäbe es in der Welt nichts anderes als persönliche Intrigen und erbärmliche Streberei. Und weiter: man hatte das Übermaß höfischer Festefeierei getadelt und weise Umkehr zu altpreußischer Einfachheit empfohlen. Wenige Wochen nach der Krisis baten nun die Berliner Studenten um die Erlaubnis, zum fünfzigsten Geburtstag des Kaisers einen Fackelzug veranstalten zu dürfen, wurden aber vom Hofe aus abschlägig beschieden, unzweifelhaft, weil eben dem Wunsche der Nation entsprochen werden sollte. Nun hätte man erwarten können, daß die Presse diese Umkehr und Einkehr als erstes Zeichen einer neuen Ära feiern würde; nein: es wurde ... hämisch gefragt, ob denn den jungen Leuten alle Freude am Vaterlande verdorben werden solle. Noch ein Fall: es war gefordert worden, daß der Monarch weniger vortreten möchte, weniger von sich reden machen sollte. Der Kaiser zieht sich nach Potsdam zurück und läßt den Hofbericht nur das Allernotwendigste melden ... und gleich tönt es von allen Seiten: Was soll das Schmollen, was diese Entfremdung zwischen Fürst und Volk? Und gleich schwirrt alberner Klatsch herum über Krankheit und Verstimmung, die am Hofe herrschen. Und schließlich: es wird zur Sparsamkeit ermahnt; die Krone befolgt diese Mahnung, indem sie ein halbes Dutzend überflüssiger Schlösser verkauft, und zum Dank dafür schreit die rheinisch-westfälische Presse wie auf Spießen, man wolle das historische Eigentum der Nation verschachern.

So daß man fragen müßte: Ja, wie macht man es euch denn schließlich recht, ihr Herrschaften? Und wie lange soll dieser Zwist zwischen oben und unten denn noch dauern? Soll durch das unaufhörliche Mißverstehen und Mißdeuten endlich wirklich einmal ein Konflikt herbeigeführt werden, gegen den die Novemberepisode von 1908 ein Kinderspiel gewesen wäre? ..."

Man könne sich hier des Eindrucks nicht erwehren, daß die Parteien, die am lautesten die politische Mitarbeit des Volkes erstreben, am wenigsten reif dafür seien: „Sie haben eben immer nur persönliche Politik gemacht ... und sind nun nicht mehr fähig, einen gewonnenen Vorteil positiv und aktiv zu verwerten. Und sehen nicht, welche Gefahren im Hintergrunde schlummern, wollen es nicht einsehen, daß sie durch ihr unfruchtbares Mißverstehen den Monarchen in die Arme der Paladine treiben, die zu allem bereit sein werden."

Auch von diesem Standpunkte aus, vom Standpunkte des Kaisers,

Digitized by Google

wollen die Dinge gesehen sein. Nicht nur, aber auch. Schon das genügt, um uns vor den ganzen Ernst der Frage zu stellen, welche von beiden „Parteien" den größeren Teil der Schuld an der nun einmal geschaffenen Lage trägt. Ist, was wir soeben aus den Stimmen der verschiedenen Parteien gehört haben, — mehr als kleinliches Intrigenspiel, mehr als „persönliche Politik" im engsten Sinne? Ich habe diesen Stimmen mit Absicht größeren Raum gewährt, als sie an sich zum Teil wohl verdienen mögen, um dem Leser die ganze Inferiorität unseres „politischen" Parteitreibens und Kulissenschiebens ad oculos zu demonstrieren. Daß sie auf gewisse Vorgänge und Zustände scharfe Lichter werfen, manche Zusammenhänge mit spürsamer Schnüffelnase aufstöbern, braucht darum nicht bestritten zu werden. Aber wieviel ist auch da an den Haaren herbeigezogen! Wieviel Wichtigtuerei, wieviel Bedientenklatsch! „Deutschland, die fromme Kinderstube", dichtete Heine einstmals. Heute müßte es heißen: „Deutschland, die große Bedientenstube". Nein, imponieren kann und braucht dem Kaiser dies Gebaren nicht! Denn von denen, die in wortkarger Tüchtigkeit und selbstbewußter Zurückhaltung noch heute den eigentlichen Kern der Nation, ihre besten Überlieferungen verkörpern, erfährt ja der Kaiser wenig genug. Sie drängten sich nicht in die Kohorten der Byzantiner; sie üben heute nicht straflos ein lange und tapfer geschontes Mundwerk.

Gerade in dem Gebrauch, den manche Preßerzeugnisse von der ihnen gewährten Freiheit des Wortes zu machen für ihrer würdig befinden, offenbart sich jene Disziplin- und Zügellosigkeit, die nicht dem „Freigebornen" zu eignen pflegt, wohl aber dem „befreiten Sklaven". Bis zu einem ganz bestimmten Zeitpunkte hüteten sich die deutschen Witzblätter fürsorglich, die Person des Kaisers dem Stift des Karikaturenzeichners zu überantworten. „Aber da gab" — die „Standarte" hat wieder das Wort — „eines Tages ein Franzose eine dem Kaiser gewidmete Karikaturensammlung heraus und erhielt von Wilhelm II. die großmütige Erlaubnis, diese Bilder mit deutschem Text auch in Deutschland zu edieren. Und mit diesem Augenblick ließ sich das Verbot — das übrigens nie auf dem Papier gestanden hatte — auch für die deutschen Witzblätter nicht mehr aufrechterhalten. Acht Tage, nachdem das Buch des Franzosen erschienen war, bildete der Simplizissimus auf seiner Titelseite den Kaiser ab. Es war keine bösartige Karikatur, es war eine liebenswürdige, launige Huldigung und vielleicht das Angenehmste, was das widerborstige Münchener Blatt je über den Träger der Kaiserkrone gebracht hat. Aber das Eis war doch gebrochen, und vor aller Welt war bewiesen, daß die Karikatur das Recht habe, auch dem Monarchen mit ihrem Spotte zu dienen.

In den letzten Wochen ist nun von diesem Rechte ein maßloser und, man kann wohl sagen, unedler Gebrauch gemacht worden. ‚Simplizissimus', ‚Kladderadatsch', ‚Lustige Blätter' und andere minder bedeutende, die immer mit dem größeren Haufen schreien, haben sich die gute Situation und die Stimmung der trüben Stunde zunutze gemacht und schwelgen nun darin, den Monarchen und sein Tun und Lassen zu begrinsen. Selbst persönliche Angelegenheiten, die niemanden etwas angehen sollten, wie etwa die Neujahrsfeier in der kaiserlichen Familie, werden angeulkt, und ein Ton wird dabei angeschlagen, der weder nutzbringend noch vornehm ist.

Digitized by Google

Denn darüber sind wir uns doch hoffentlich alle klar, daß diese sonderbare Hetze keinen Frieden stiftet, nur dazu angetan ist, bestehende Gegensätze zu verschärfen und die Wunden, die sich schließen möchten, immer wieder aufzureißen. Die Witzblätter werden bekanntlich mehr und eindringlicher gelesen als die ernste Presse, sie dringen weit ins Land hinein, liegen wochenlang in jeder Dorfschenke aus, und es gibt im Publikum weite Kreise, die sich nur aus der Karikatur ihre Informationen holen, ihre Meinung bilden. Welches Unheil müssen da diese aufhetzenden Bilder anrichten! Sie verwirren die Naiven und geben den Böswilligen, denen an innerem Frieden nichts liegt, das schönste Agitationsmaterial. Gerade den dunklen Mächten, die einer Harmonie zwischen Krone und Volk widerstreben, den Scharfmachern alten Schlages, liefern diese Witzblätter mit ihren unglaublichen Bildern den bequemen Beweis, daß zu der früheren Strenge zurückgekehrt, daß ein energischer Streich gewagt werden müsse.

Und würdelos ist der ganze Skandal im höchsten Maße. Die Herrschaften sind stets bereit, sich auf das Ausland zu berufen, in dem alles viel vollkommener und herrlicher sei als bei uns. Da möchten wir uns doch einmal die bescheidene Frage erlauben, in welchem Lande es denn Gebrauch ist, den Monarchen allwöchentlich einmal in komischen Verzeichnungen und possierlicher Situation dem Volke vorzuführen. In England, Österreich, Italien wagt kein Blatt solchen Spaß, und selbst in Frankreich, wo doch der Präsident von einer Mehrheit, also einer Partei erwählt wird, verstummt die Satire, wenn der Erkorene die ganze Nation vertritt. Und übel würde es einem Blatte ergehen, das absichtlich darauf ausgehen wollte, alle Schwächen und alles Unglück des ersten Beamten höhnend dem geschätzten Publikum aufzuweisen.

Unser Witzblattbetrieb beweist eben nur, daß wir doch noch nicht ganz reif sind. Die Engländer haben keinen Majestätsbeleidigungsparagraphen, und eben weil sie ihn nicht haben, wird es ihnen, als anständigen Männern, nicht einfallen, sich feige und billige Beleidigungen zu gönnen. In Deutschland wurden jetzt wenigstens die Witzblätter von dem kleinlichen Zwange und Verbote befreit. Aber anstatt daß sie Vornehmheit mit Vornehmheit vergalten, benahmen sie sich so munter wie die Schulknaben nach Schluß der Schule und streckten dem vorübergehenden Lehrer die Zunge heraus.

Wäre es nicht gut, daß man sich ... der Erbärmlichkeit dieser Übung bewußt würde? Die Institution des Kaisertums, die von den Vätern in großen Tagen errichtet wurde, sollte uns heilig bleiben wie alles Geschichtliche. Macht es uns einmal der Träger dieser Institution nicht recht, so wollen wir ernsthaft mit ihm verhandeln, wie es eines großen Zwistes würdig ist. Aber immer sollte uns der gewaltige politische Begriff ‚deutscher Kaiser' zu ehrwürdig sein, als daß wir ihn dem Jux oder Schalksnarren preisgeben möchten."

Was jahrzehntelang an ehrlicher Kritik, an „Zorn der freien Rede", versäumt worden ist, das soll jetzt, wie's scheint, durch knabenhafte Ungezogenheiten nachgeholt werden. Und wenn's nur das noch wäre! Aber dahinter steckt noch anderes, noch Widerwärtigeres als bloße Ungezogenheit. Dahinter steckt ein naiv-brutaler

Digitized by Google

Geschäftsgeist, der in den undisziplinierten Instinkten breiter Schichten seine unfehlbare Rechnung findet.

Offenbart sich aber in solchen und zahlreichen verwandten Erscheinungen nicht ein erschreckender Mangel an politischer Volkskultur? Und würde der — ausländische Beobachter über all dieses Unreife, Unerzogene, Naiv-Brutale in der modernen deutschen „Volksseele" zu hart urteilen, wenn er ausriefe: „Deutsches, Allzudeutsches!"?

Nach welchen Rücksichten wird denn bei uns Politik gemacht? Bei der Behandlung der Daily-Telegraph-Affäre — dies plauderte der Generalsekretär der nationalliberalen Partei, Dr. Breithaupt, in einem Vortrage aus der Schule — hatten die Führer der Blockparteien wohl wegen eines gemeinsamen Vorgehens miteinander Fühlung genommen. Es scheiterte jedoch an dem Widerstande der Konservativen. Das war am 2. November. Dann ist am 10. November die Bassermannsche Interpellation eingebracht worden: „Dies mußte geschehen, da man hier die Sozialdemokratie nicht vorgreifen lassen durfte. Die Zentrumspartei war allerdings geneigt, ein solches gemeinsames Vorgehen einzuleiten. Die Nationalliberalen waren hier parteipolitisch vor eine schwere Entscheidung gestellt. In diesem besonderen Falle wäre durch das Zusammengehen mit dem Zentrum der Block gesprengt worden, und das Zentrum hätte das erreicht, was es seit 1907 anstrebt, nämlich den Block zu zerreißen. Dies mußte verhindert werden."

Alles für den Block, alles durch den Block! Was hätte auch eine weltgeschichtliche Tat, wie sie eine solche einheitliche Aktion der Gesamtvertretung des deutschen Volkes gewesen wäre, gegen das Blockinteresse bedeutet! Was nicht durch den alleinseligmachenden Block erreicht werden kann, und seien's die größten, die längstersehnten Errungenschaften, soll überhaupt unterbleiben. Und das nennt sich dann — — „nationale Politik"! Deutsches, Allzudeutsches! ...

* * *

Ist es nicht merkwürdig? Was bei dem Kaiser — mit Recht — getadelt wird, das findet, wenn's Bülow passiert, bereitwillige, uneingeschränkte Anerkennung. „Mit Recht", erinnert die „Köln. Volksztg.", „hat ganz Deutschland die Veröffentlichung des Daily Telegraph bzw. das Halesche Kaiserinterview getadelt. Nun war aber kurz vorher das Gespräch des Reichskanzlers mit Herrn Sidney Whitman vorausgegangen, das an Umwerbung Englands, die man bei dem Kaiserinterview mit Recht so tadelte, auch das Menschenmögliche leistete. ... Aber die gutdisziplinierte deutsche Presse lobte Bülows Tat als ein großes diplomatisches und patriotisches Verdienst." Wenn dem so war — folgert das Blatt —, so konnte man doch den Kaiser von Rechts wegen nicht so herb kritisieren, weil er denselben Fehler begangen hat.

Der Unterschied sei aber der: der Kanzler habe Gewalt über die Presse, und der Kaiser habe diese Gewalt nicht. In kluger Erkenntnis der Bedeutung dieses Machtfaktors wolle der Kanzler nun die Ketten, die er um die „nationalgesinnte" Presse geschlungen hat, noch fester schmieden. Das System der deutschen Preßbeeinflussung, das in keinem anderen großen Kultur-

Digitized by Google

staate seinesgleichen habe, solle noch weiter ausgebaut werden. Zum Beweise dafür kann sich das Zentrumsorgan auf das in diesen Dingen offenbar sehr wohlinformierte „Leipziger Tageblatt" berufen:

„Man las in Blättern, die der Regierung nahestehen, es werde eine ‚Erweiterung des Preßdienstes' beabsichtigt, und diese Nachricht wird uns privatim bestätigt. Die Absicht scheint gefährlich, wenn die Meldung bedeutet, daß das bisherige System beibehalten, ja ausgestaltet werden soll. Dies System besteht in einem Handelsgeschäft, in dem Urteile gegen Informationen ausgetauscht werden. Ein Geheimrat gibt dem Vertreter eines führenden Blattes eine ‚Nachricht', eine ‚Information'; die Zeitung gewährt den Gegendienst einer wohlwollenden Beurteilung. Dies System ist seit Jahren geübt worden, hat zu einer völligen Verfälschung der öffentlichen Meinung geführt, und da bereits heute die Tätigkeit der meisten politischen Beamten ungefähr zur Hälfte im ‚Preßdienst' besteht, so begreift man nicht recht, wie dieser Dienst noch ‚erweitert' werden soll. Der Reichstag wird gut tun, sich gegen jeden solchen Versuch, die öffentliche Meinung insgeheim zu verstaatlichen, energisch zur Wehre zu setzen. Wie hat denn das System bisher gewirkt? Zum Ruhme der leitenden Männer, aber nicht immer zum Nutzen des Vaterlandes. Es kam nicht darauf an, daß die Wahrheit gesagt wurde; es kam nicht darauf an, das deutsche Publikum über die tatsächliche Lage des Reiches aufzuklären; es kam nur darauf an, für den jeweiligen Kurs Stimmung zu machen. Ein Beispiel: Als Graf Waldersee zum Weltmarschall ernannt wurde, behauptete die vom Auswärtigen Amte gespeiste Presse, die Anregung dazu sei von Rußland ausgegangen. Prompt erfolgte ein Dementi Rußlands. Man hatte natürlich erwartet, daß Rußland schweigen werde, und hatte die Nation dreist genasführt. Man hatte nicht einmal die Verschlechterung der Beziehungen gescheut, die aus einer solchen Desavouierung notwendig entstehen muß.

Nur sehr wenige Blätter haben sich diesem Joch entzogen. Wenn aber die politischen Verhältnisse sich bessern sollen, dann muß dies System beseitigt werden. Das ist nur dann möglich, wenn die Presse sich darauf besinnt, daß ihre Unabhängigkeit wichtiger ist als die Brosamen, die von des Reichen Tische fallen. Das Publikum ist ja längst argwöhnisch geworden: das beweist am besten die Tatsache, daß so viele Blätter sich heute als ‚unabhängige Blätter' bezeichnen. Wenn nur ihre Haltung dieser Etikette entspräche! Der Leser entsinnt sich jenes Spargedankens, dem das preußische Ministerium so viel Wohlwollen entgegenbrachte. Der Gedanke an sich war vielleicht gar nicht übel, aber seine Vortrefflichkeit allein hätte ihm die Gunst der Mächtigen schwerlich erworben. Mit dem Sparmodus war das Projekt einer Zeitungsgründung verbunden, und wie diese Zeitung ausgefallen wäre, das weiß ein jeder. Und wer es nicht weiß, dem ist nicht zu helfen. Die Abhilfe kann auch hier nicht von oben, sie kann nur aus der Nation kommen. Das Publikum muß sich aus seinem politischen Quietismus aufraffen, die Presse muß das Handelsgeschäft ablehnen. Sie muß sich die Freiheit der Meinung bewahren. Und die Regierung

Digitized by Google

muß dazu erzogen werden, ihre Gaben ohne Ansehen der Partei und der Gefügigkeit zu verteilen. Dann wird sie in gerechten Sachen auch die wirksame Unterstützung finden, die nur die Selbständigen ihr zu geben vermögen. Das Volk ist jahrelang düpiert worden; jetzt heißt es die Augen offen halten. Es heißt auch den Beutel zuhalten, wenn verdächtige ‚Ausgestaltungs- und Erweiterungspläne' auftauchen, deren Zweck die Uniformierung, die Nivellierung, zu deutsch die Vertrottelung der öffentlichen Meinung ist."

Wenn alle untreu werden, — seine Bedienten von der Feder bleiben dem Fürsten Bülow in allewege treu. Nach den Erfolgen, die sie ihm an- und ausdauernd bescheinigen, hätte er alles Recht, sich als den „fröhlichen Mann" zu fühlen, als welcher er von einem satirisch veranlagten Zeitgenossen im „Hammer" gefeiert wird. Der erklärt frischweg, es gebe wohl kaum einen vergnügteren Herrn in Europa als den Reichskanzler Bülow: „Alles, was anderen Leuten bange Sorgen bereitet, entlockt ihm nur ein freundliches Lächeln. Er sieht alles ringsum im rosigsten Lichte; alle Schachzüge seiner Gegner hat er in seiner weitschauenden Politik im voraus geahnt und ist nicht im mindesten von ihnen überrascht, keinen Augenblick aus seiner behaglichen Ruhe zu bringen. Wo unsere Gegner wieder bedenkliche Fortschritte machen und ihr Machtbereich auf unsere Kosten erweitern, da versichert er uns in verbindlichster Form, es sei alles in schönster Ordnung, und er sei von dieser Entwicklung der Dinge ganz besonders beglückt. In seinen Reden kehrt immer die Wendung wieder: ‚Ich freue mich ganz besonders . . .', ‚Es gereicht mir zur lebhaften Freude . . .' Na, wenn unsere Politik auch sonst nicht viel Erfolge zu verzeichnen hat, so macht sie doch wenigstens unserem Reichskanzler Vergnügen. Und das ist auch etwas. Der Mensch soll auch seinen Spaß haben.

Auch die Vorgänge in der Türkei sind lediglich ein Gegenstand der Fröhlichkeit für unseren Reichskanzler. Er hat nichts dagegen, daß Österreich Bosnien und die Herzegowina einsteckt . . ., ‚ja, wenn ich offen sein soll, bin ich ihm eigentlich recht dankbar dafür' — so klang es in seiner Rede vom 6. Dezember. In der Tat: eine selbstlose, glückselige Natur, dieser Reichskanzler! Er freut sich über alles, was die anderen bekommen; es fällt ihm gar nicht ein, für uns etwas zu begehren. ‚Eßt euch nur satt; ich will gerne Not leiden!'

Wirklich eine edle und großzügige Politik! Schade nur, daß manche kleine Seelen solch tiefen Geist noch immer nicht zu würdigen wissen. Sie meinen z. B., in der Politik sei es doch Sitte, daß man anderen rivalisierenden Mächten nichts zugesteht, ohne sich gewisse Gegenleistungen, sogenannte Kompensationen zu sichern. Darin bestehe — so meinen sie — doch das eigentliche Wesen der Diplomatie, daß sie einen friedlichen Austausch der Interessen betreibe. Denn irgendwelche Wünsche und Beschwernisse hat jeder Staat, und er sollte sie bei günstiger Gelegenheit anzubringen suchen. Darum konnte Bülow recht wohl den Absichten Österreichs auf Bosnien und Herzegowina zustimmen, aber in freundnachbarlicher Weise sagen: Sieh mal, liebes Österreich, ich gönne dir den schönsten Braten, aber du könntest mir auch eine kleine Gefälligkeit erweisen. Möchtest du nicht in Prag meinen lieben deutschen Stammesbrüdern ein klein wenig mehr Rechtsschutz angedeihen lassen? Deine tschechischen Jungens

Digitized by Google

hauen meine deutschen Jungens, und das ist doch unter guten Freunden und Bundesgenossen nicht schön. Also gib mir einige Garantien, daß solche garstigen Dinge nicht mehr vorkommen, dann will ich gern meinen Segen dazu geben, wenn du die Hammeldiebe in den Balkanländern ein wenig in die Kandare nimmst. — Aber nichts dergleichen ist Herrn v. Bülow eingefallen. Er will den tschechischen Österreichern durchaus das Vergnügen nicht verkümmert sehen, daß sie den Deutsch-Österreicher als Prügelknaben benutzen. (Manche halten den Zuwachs Österreichs am Balkan für besonders bedenklich, weil er eine Stärkung des slawischen Elements bedeutet.)

Und so geht es uns überall: Wir kommen allerwegen zu kurz. Unser Reichskanzler ist offenbar so sehr von der unerschöpflichen Größe und Herrlichkeit Deutschlands überzeugt, um zu meinen, daß wir überall die Gebenden und Höflich-beiseite-Rückenden spielen können. Der Mutige weicht tapfer einen Schritt zurück — und noch einen — und noch einen! Das Rückwärts-Avancieren ist eine besondere Finesse des neuesten Kurses. Das verstehen natürlich die kleinen Geister nicht, und sie sprechen dann wohl gar von einer ‚Politik der verpaßten Gelegenheiten'.

Einen Isegrimm von Reichsnörgler hörten wir neulich sogar fragen: ‚Haben wir denn irgendwelche Beweise dafür, daß Bülow ein deutscher Staatsmann ist? Kann er nicht ebensogut ein polnischer, italienischer oder englischer sein?' — Und derselbe Brummbär behauptete, wenn eines Tages fremde Regimenter in Berlin einzögen, würde dieser unverwüstlich höfliche Reichskanzler die Führer am Brandenburger Tor mit den Worten empfangen: ‚Es freut mich ganz besonders, Sie hier begrüßen zu können; ja ich bin Ihnen sogar besonders dankbar, da Sie mich der Mühe entheben, den Weg zu Ihnen anzutreten ...'"

Die Bank, auf der dieser Spötter sitzt, ist nicht so ganz uneben. Bei aller berechtigten Kritik wollen wir aber doch den großen Dienst nicht vergessen, den Fürst Bülow in jenen kritischen Novembertagen in der Tat und ohne allen Zweifel der deutschen Nation geleistet hat. Liest man heute in größerer Ruhe und Unbefangenheit, als sie damals möglich oder auch nur geboten war, was er über seinen kaiserlichen Herrn und zu ihm hinauf im Reichstage gesprochen hat, so muß man rückhaltlos anerkennen: es war viel; es war alles, was man von ihm erwarten, was die Stunde von ihm fordern durfte. Er hat in diesem entscheidenden Augenblicke *nicht* versagt. Und er hat weiter auch in der persönlichen Auseinandersetzung mit seinem Fürsten ganz gewiß seinen Mann gestanden. Das soll und wird ihm das deutsche Volk nicht vergessen. Und dafür darf ihm manches nachgesehen werden. Aber nicht alles ...

* * *

Welchen „Dank" hat der Kaiser geerntet! Gerade von denen, mit denen er es am besten gemeint hat, besser, als es mit den Interessen des eigenen Volkes zu vereinbaren war. In der „Review of Reviews" erzählt der bekannte Friedenspolitiker Stead: „Ich weiß genau, daß Kaiser Wilhelm während des südafrikanischen Krieges eine unabhängige *Aktion zugunsten Englands* geführt hat. Als ich eines Tages mit meinem alten Freunde Lassar, der damals Kanzler der russischen Botschaft in London war, frühstückte, bemerkte dieser: ‚Ich

Digitized by Google

bin neugierig, was der Kaiser für die Dienste, die er England während des Burenkrieges geleistet hat, erhalten wird.' — ‚Was für eine Belohnung? Für welche Dienste'?, fragte ich. — ‚Zweimal während des Krieges', antwortete Lassar, ‚hat der Kaiser ganz allein England vor einer feindlichen Koalition, die furchtbar hätte werden können, gerettet.' — ‚Meinen Sie Krieg?' — ‚Nicht notwendigerweise Krieg, aber England wäre in eine sehr schlimme Lage gekommen, aus der es sich wahrscheinlich ohne Krieg nicht hätte herausfinden können. Nur die Opposition, die der Kaiser machte, rettete es davor. Ich denke darüber nach, wie England je in der Lage sein soll, ihm dafür zu danken.'"

Ich bekenne offen, daß ich bei dieser Reminiszenz (obwohl sie in der Sache selbst ja nichts Neues sagt) ganz und gar keine „patriotischen" Gefühle aufbringen kann, und so wird's wohl den meisten Deutschen gehen. Eine Wiederholung solcher Dinge würden wir nur sehr schwer ertragen. Aber es ist verkehrt, sie als Personenfrage zu behandeln. Wir müssen das System einer Revision unterziehen. Und da eröffnet uns Naumann in der „Neuen Rundschau" (Berlin, S. Fischers Verlag) überzeugende Ein- und Ausblicke. Daß die Monarchie bei uns so hoch gestiegen ist, liege daran, daß wir bisher keine regierungsfähige Aristokratie und keine regierungsfähige Demokratie, sowie keine regierende Parlamentsmehrheit gehabt haben. Und doch sei es eine Illusion, daß ein einzelner Mensch so große Aufgaben bewältigen könne, wie sie im modernen Begriff einer Regierung durch das Volk enthalten seien. Die monarchische Frage könne nur mit Hilfe von verantwortlichen Ministern gelöst werden, deren Berufung sei aber davon abhängig, wer die obersten Beamten, den Reichskanzler an der Spitze, ein- und absetzt. Wo dies das uneingeschränkte Recht des Königs, sei er allein Herr; da könne auch eine Entpersönlichung der Krone nicht eintreten. „Solange nun", fährt Naumann fort, „der Kaiser sich als fähig erweist, die Riesenaufgabe des modernen Imperialismus persönlich zu erfüllen, wird keine Gewalt ihn nötigen können, von seinem souveränen Ernennungsrecht etwas aufzugeben. Deshalb erschienen bis vor wenigen Jahren alle derartige Forderungen ganz abenteuerlich, weil die Mehrheit der Nation noch an die Möglichkeit der persönlichen Ausfüllung der obersten Stelle glaubte. Dieser Irrtum ist heute als solcher eingesehen worden. Die Stelle ist da, die Aufgabe ist gewaltig, die Anforderung ist übermenschlich, aber es geht — über die Kraft. Das ist das Ergebnis der letzten Zeit, daß dieses allgemein und offen anerkannt wird. Jetzt also sind die Tage gekommen, in denen über die Entpersönlichung der Krone verhandelt werden muß, nicht als ob das ein Akt von heute auf morgen sei, aber so wie man schwere geschichtliche Aufgaben mit einem Stoßseufzer, aber doch mit Entschlossenheit aufnimmt. Es soll im Namen des Königs und Kaisers regiert werden, aber nicht von ihm. Es soll im Auftrage des Kaisers regiert werden, aber vom Vertrauensmann der Parlamentsmehrheit. Das bedeutet für den Kaiser eine große Entsagung, und wir werden uns nicht wundern, wenn er sich wehrt. Noch hat er starke Kräfte in seiner Hand, es fragt sich nur, ob seine Hand noch ruhig und fest genug ist. Er kann den Prozeß der Entpersönlichung hinausschieben bis zur nächsten Generation, wenn er der Mann des Erfolges ist. Aber die ersten 20 Jahre seines Regiments sprechen

Digitized by Google

trotz alles ihres persönlichen Glanzes und Schimmers nicht dafür, daß er das können wird. Einst sprach er: ich führe euch herrlichen Tagen entgegen! Wenn dieses sein Ich noch heute wie eine helle Trompete klingen würde, was könnte gegen ihn getan werden? Aber die Trompete klingt matt. Das Drama fängt an zur Tragödie zu werden, so wenigstens scheint es.

Der 10. November 1908, der Tag, an dem der Reichstag über die Regierungsweise des Kaisers verhandelte, war bedeutsam durch die volle Aufrollung dieses monarchischen Problems. Schon das allein ist viel wichtiger, als von den meisten unserer Zeitgenossen heute eingesehen wird. Von diesem Tage an gibt es in Deutschland die monarchische Frage als erste Staatsfrage. Daß dabei der Reichstag sich zu schwach zu entscheidenden Handlungen gezeigt hat, ist wahr, aber man kann von diesem Reichstage nichts anderes erwarten, solange er nur ein streitendes Kollegium konkurrierender Parteien ist und solange die organisatorischen Talente sich um Politik nicht kümmern. Nach beiden Richtungen aber kann ein Umschwung sich vorbereiten, wenn die Kaiserfrage sich weiterhin verschärft. Wir brauchen dann feste Mehrheitsbildung und organisatorische Kräfte. Sind diese da, so werden sich die staatsrechtlichen Formen von selbst finden. Carlyle sagt irgendwo, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient. Das antworten wir allen denen, die jetzt mit einem Male jammern und wehklagen, als sei es etwas ganz Neues, daß die deutsche Politik nicht vom deutschen Volke selber gemacht wird. Ihr Klageweiber, was habt ihr denn bisher getan? Wo waret ihr denn, wenn Volkspolitik gemacht werden sollte? Wo waren eure Gedanken und wohin flossen eure finanziellen Mittel? War euch nicht jede Tänzerin wichtiger als die Ausübung des obersten Regimentes? Wo waret ihr bei den Versammlungen der Staatsbürger? Ihr verlangt, daß der Kaiser euch nicht von oben herab behandeln soll? Ihr! Erst soll unsere Bildungsschicht etwas tun, ehe sie ein Recht hat zu räsonieren. Ihr werft dem Kaiser vor, daß er nicht methodisch politisch arbeitet. Ganz recht. Aber macht ihr es denn anders? Dem ‚impulsiven Regiment' entspricht eine Bildungsschicht, die ganz ebenso ist. Dieser Kaiser, über den ihr euch aufregt, ist euer Spiegelbild! Ihr werdet in demselben Maße von seinem persönlichen Regimente frei werden, als ihr selbst etwas Politisches tut! Ihr sagt, er redet zu viel! Gewiß! Aber was tun denn die anderen? Wer überlegt gründlich, wer studiert Politik, wer achtet die politische Geistesarbeit der Väter? Das Volk soll sagen: mea culpa, mea maxima culpa, wir selber sind schuld, daß alles so weit gekommen ist! Wir alle müssen den Staat neu begreifen lernen, den neuen Staat mit seinem Großbetriebscharakter, und müssen von vorn an lernen, für den neuen Staat ein neues Regiment zu schaffen, eine Form des Regimentes, die den Volksbedürfnissen entspricht in der Art des englischen Systems. Auch das englische System ist nur solange wirksam, als das englische Volk ein politisch tätiges Volk ist. Sobald es erschlafft, kommt entweder der Absolutismus oder die Niederlage, oder beides. In diesem Sinne brauchen wir eine politische Reformation an Haupt und Gliedern. Sie wird den Inhalt der politischen Kämpfe der nächsten Jahrzehnte ausmachen. ..."

* * *

Digitized by Google

Vorderhand üben wir uns im „Bilanzenziehen", und die — sind denn auch danach. Für das Jahr 1908 stellt ein bekannter Altliberaler in der „Neuen Gesellsch. Korrespondenz" die betrübliche, aber nicht eben zum Umfallen überraschende Tatsache fest, daß die Passiven beträchtlich die Aktiven überwiegen, in der inneren, wie in der äußeren Politik. „Wir haben durch widerspruchsvolles, unstetes Handeln den Ruf der Unzuverlässigkeit eigentlich bei allen Kulturstaaten uns erworben; wir haben günstige Gelegenheiten, zunächst einmal wieder bündnisfähig zu werden, verpaßt und haben es vor allem nicht verstanden, England richtig zu behandeln. Wer Wesen und Naturanlage der Angelsachsen kennt, der weiß, daß gerade das, was wir täten, falsch war: stürmische Freundschaftsbezeugungen, begleitet von forciertem Flottenbau. Wenn wir bei den Briten um Liebe werben wollen, dürfen wir nicht vier Dreadnoughts jährlich auf Stapel legen, und wenn wir letzteres tun, sollen wir die Liebeserklärungen lassen. Gegen England müssen wir verfahren, wie man es zuweilen im Privatleben üben muß, wenn man einen hartnäckigen Gegner ständig auf seinem Wege findet: Man stellt ihn vor die Alternative: schlagen oder vertragen. Schwerlich aber wird man richtig handeln, wenn man ihn jahraus, jahrein wissen läßt, daß man sich im Pistolenschießen übt, es darin schon recht weit gebracht hat, anderseits aber öffentlich sich beeifert, ihm ewige Treue zu schwören. Wer reisende Engländer, gerade die von guter Provenienz, beobachtet, der weiß, daß sie gegenüber bescheidener Zurückhaltung immer selbstbewußter werden, daß sie aber ruhiger, nicht lärmender Sicherheit sich alsbald fügen. Danach sollten wir auch in der Politik verfahren. Es ist aber das verhängnisvoll Fehlerhafte unserer Diplomatie, daß sie diese elementaren Lehren der angewandten Psychologie nie genügend beobachtet und Angelsachsen, Romanen, Slawen, Mongolen und Moslim ohne Differenzierung behandelt. Jede Nationalität oder gar Rasse lebt in bestimmten Ideenkreisen und Anschauungen; wer diesen nicht gerecht wird und in Tokio, Rom, St. Petersburg, London und Konstantinopel nach dem Pflichtgebot und der Konvenienz der Berliner Wilhelmstraße oder des Pariser Platzes agiert, wird sehr leicht scheitern. Zur unvergleichlichen Größe Bismarcks gehörte vor allem die Universalität des Geistes, die — wenn sie auch einmal über den einzelnen sich täuschte — Nationen und Völkern immer gerecht wurde. Wir aber, die Epigonen, haben sie alle falsch eingeschätzt: die Engländer und die Buren, die Japs und die Franzosen, die Russen und die Italiener. Die Romanen haben wir in ihrer Eitelkeit bei gleichgültigen Dingen verletzt, den Engländern in der obengeschilderten Weise unmotivierte Nachgiebigkeit gezeigt und ihr Mißtrauen erregt, und auch das Slaventum haben wir gründlich falsch traktiert. Die Resultate sehen wir vor uns: ‚sus à l'Allemagne', das ist die Losung des Universums.

Im Innern erblicken wir Ähnliches: eine tüchtige, durchaus achtbare, pflichtgetreue Bureaukratie, die vieles kann, nur nicht differenzieren, die nicht mit den Polen fertig wird, nicht mit den Sozis, nicht mit den Parteien, und die, ohne es eigentlich zu verdienen, im Lande herzlich unbeliebt ist. Alle die skandalösen Vorkommnisse des letzten Jahres ..., sie hätten bei etwas größerer Geschicklichkeit und Beweglichkeit die Öffentlichkeit nicht so zu erregen brauchen.

Digitized by Google

Man hätte die verbrecherischen Elemente, die sich an den Thron gedrängt, in aller Stille ausschwefeln können, nachdem die ersten leisen Warnungen ergangen waren. Es fehlt eben an dem politischen Flair, an richtigem Augenmaß, an jener inneren Selbständigkeit, die in kritischen Momenten sich richtig zu betätigen und Stellung zu nehmen weiß. An ihrer Stelle sehen wir Ängstlichkeit, Mangel an Takt wie an savoir faire, der selbst kluge Männer zu Fall bringt: man denke an Herrn v. Kiderlen. Zwischen den engherzigen Velleitäten einer sichtlich steril werdenden politischen Weltanschauung auf der einen und der abständig gewordenen Phraseologie der Linken auf der anderen Seite pendelt die Regierung hin und her; nicht Führerin und auch nicht eigentlich geführt. Unsere innere Politik steht unter dem Zeichen komplettester Langweiligkeit; sie ist ennuyant, weil die im Vordergrunde des politischen Lebens stehenden Männer — mit verschwindenden Ausnahmen — so unendlich uninteressant sind. Daraus erklärt sich auch die Hysterie, mit der sich die jahrelang eingepökelte Begeisterung der Menge urplötzlich auf einzelne Persönlichkeiten stürzt und sie acht bis vierzehn Tage lang als Heroen feiert — um dann plötzlich zu erkennen, daß die Übermenschen au fond doch recht mediokre Gesellen sind."

* * *

So ist's. Leider! — Während ich diese Zeilen schreibe, tobt ein heißer, ein erbitterter Kampf um die welterschütternde Frage, ob der Kaiser zur Jubiläumsfeier der „Franzer" (Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiment) wirklich und wahrhaftig gesagt hat: „Es können, was der Allmächtige verhüten wolle, noch schwerere Tage kommen." Und wenn: — ob das recht von ihm war? Und ob das nicht ein „Bruch" des Bülow gegebenen „Versprechens" sei? Der Draht spielt von der Berliner Wilhelmstraße nach allen Himmelsrichtungen hin, der ganze offizielle Apparat ist aufgeboten, die feindlichen Parteien schauen einander zähneknirschend ins Weiße des Auges und schleudern sich die schwersten Anklagen ins Gesicht. Das ist doch eine mehr als kindliche Übung. Und wenn schon der Kaiser die Worte gesprochen haben sollte, so ist es doch geradezu lächerlich, irgend etwas Verfängliches darin zu finden, etwas, das die politische Lage auch nur berühren könnte. Was liegt denn bei solcher Gelegenheit näher als der Hinweis auf solche Möglichkeit, die für jeden Soldaten doch einfach selbstverständlich ist? Die Leser sollten den betriebsamen Herren, die ihnen dergleichen als Haupt- und Staatsaktionen auftischen, mit dem Lineal eins auf die allzu fixen Finger geben, damit sie sich die Unart abgewöhnen. Es scheint wirklich, daß ein ganz Teil Biedermänner sich einbildet, der Kaiser habe sich dazu verurteilt, überhaupt den Mund zu halten oder doch kein Sterbenswörtchen zu verlautbaren, ohne zuvor Bülows allergnädigste Billigung eingeholt zu haben. Das heißt denn doch die Sachlage in einer geradezu grotesken Weise verkennen, aus tiefem Ernst ein albernes Possenspiel machen. Eklatanter konnte jener von der „N. G. K." gerügte Mangel an richtigem Augenmaß gar nicht bestätigt werden. Ja, man darf ihn direkt gemeingefährlich nennen, denn er kann eine ernsthafte und würdige Grenzregulierung zwischen dem Kaiser und den Bevollmächtigten des Volkes nur erschweren. Was soll sich denn der Kaiser denken, wenn er dergleichen hört oder liest?

Digitized by Google

Wenn er innewird, welche absurden Folgerungen aus seiner Bereitschaft zu größerer „Zurückhaltung“ gezogen werden? Aber wir wollen ihnen nicht zuviel Ehre antun. Sie sind kaum mehr als die „Strecke“ um Stoff verlegener und doch sensationshungriger Preßmache. Wenn die Annahme nicht vielleicht noch näher liegt, daß wir es mit den überzähligen Schweißtropfen allzugroßen und gewiß höchst unerwünschten Biereifers im Dienste des Herrn und Meisters zu tun haben. Die Beflissenheit, mit der die allzu Hitzigen von der maßgebenden Stelle zurückgepfiffen werden, ließe wohl darauf schließen ...

In die Zeit, da dieses Heft in die Hände des Lesers gelangt, fällt Kaisers Geburtstag. Sein fünfzigster! — „Jetzt, beim Herankommen des wichtigen Stufenjahres“, lese ich im „März“, „wird wohl ein jeder sich die Frage vorlegen, welche dauernde Folge die Krisis und die Erklärung vom November 1908 für die Regierung Wilhelms II. haben werden? Kein Zweifel, daß man im ersten Augenblick zuviel erhofft und auch zu viel gefordert hat! Es ist nicht zu fordern, daß der persönliche Charakter eines fünfzigjährigen Mannes sich in seinen Grundzügen ändere; es ist auch nicht zu erwarten; denn es ist eine Unmöglichkeit. Wohl können gewisse Äußerungsweisen durch den Willen unterdrückt werden, aber auch das hat nicht die Bedeutung, die man im Augenblick der Erregung dem zuschreiben wollte. Das Handeln eines Sanguinikers oder Cholerikers wird immer sanguinisch oder cholerisch bleiben, mag er auch die äußerliche Betätigung des Temperaments gewaltsam im Zaum halten.

Auch im Urteil und Geschmack über geistige und sinnenfällige Dinge wird bei einem Mann, der auf der Höhe des Lebens steht, keine Änderung mehr stattfinden. Wohl kann er selbst hier in manchen Fällen sich eine Beschränkung auferlegen, kann darauf verzichten, sein Urteil dort zur Geltung zu bringen, wo nach allgemein gültiger Anschauung die Willensmeinung des Königs nur eine formale Bedeutung hat und materiell das Urteil der Sachverständigen entscheidend sein muß; aber daß er überall, wo sein persönlicher Wille sachlich innerhalb der Grenzen der Verfassung den Ausschlag zu geben hat, seiner individuellen Geschmacksrichtung folge, das ist ein nicht anzutastendes Recht und wird immer eine Tatsache bleiben.

Durch das Hineinziehen aller dieser Dinge ist in dem Zeitpunkt der allgemeinen Erregung die Hauptfrage, die politische, nur verdunkelt worden. Auf politischem Gebiet liegt die Hoffnung des deutschen Volkes, daß das kommende Lebensjahr des Kaisers die dauernde Festigung dessen bringen möge, was das vergangene begründet hat: die Durchführung des konstitutionellen und parlamentarischen Regiments, die dem Volke die ihm gebührende, seiner Würde und seinem Kulturstand entsprechende Mitbestimmung an seinem Geschicke sichern würde. Wir wollen hier nicht in die verfassungsrechtlichen Fragen der Ministerverantwortlichkeit, des Verhältnisses der Minister zum Parlament, zum Reichskanzler und so weiter eintreten; — Fragen, die ..., wo wir des kaiserlichen Geburtstags gedenken, nicht die wesentlichen sind. — Hier handelt es sich um das unmittelbare Verhältnis des deutschen Volkes zu seinem Kaiser, um die Frage, ob das Volk in ihm den Erfüller seiner eigenen Forderungen, seines Entwicklungs- und Betäti-

Digitized by Google

gungsdranges, den repräsentativen Inbegriff seines eigenen Wesens anschauen und deshalb seiner Führung unbedingt vertrauen kann, oder ob es in ihm einen Machthaber sehen soll, der aus mystischen Quellen des Selbstbewußtseins das Recht, ja sogar die Verpflichtung ableitet, das Volk zu Zielen zu führen, die nicht die seinigen sind, die es nicht gutheißt, oder die es vielleicht nicht einmal kennen darf.

Das deutsche Volk ist zu einer solchen Stufe der Mündigkeit gelangt, daß es einem Herrschertum der letzten Art entwachsen ist. Freilich bestand jahrelang aus sehr verschiedenen zusammenwirkenden Ursachen eine gewisse Unklarheit der Stimmung, die das Reichsoberhaupt wohl irreführen konnte; die letzte Krisis aber hat mit um so größerer Gewalt die Klärung herbeigeführt, das Bewußtsein, daß ein Gebot der Selbsterhaltung das deutsche Volk dazu zwinge, für sich auch in Reichsangelegenheiten dasselbe Maß an politischer Selbstbestimmung zu fordern, wie es alle europäischen Kulturvölker jetzt besitzen. Denn ohne dies müßte es in Schlaffheit und Knechtsinn ersticken. Einen kleinen Kreis von Konservativen gibt es noch, die Deutschland als so rückständig hinstellen, daß kein kräftiger Volkswille sich darin hervortun dürfe, daß es gebunden sein müsse an die Gestaltung der Herrschaft, welche sie, die Konservativen, eine ‚starke' Krone nennen; aber ein jeder weiß, daß sie in Wirklichkeit ein schwaches Kaiser- und Königtum darunter verstehen, ein solches, das seine Aufgabe darin erkennt, die Tradition der konservativen Partei in allen Zweigen der Regierung in Geltung zu erhalten.

Das Entscheidende des historischen Moments liegt darin, daß der Kaiser die Wahl zu treffen hat, ob er im Einklang mit dem gesamten deutschen Volke oder nach den Weisungen und Einflüsterungen einer kleinen, bisher mächtig gewesenen Gruppe sein hohes Amt weiterführen will. Für jede Monarchie kommt einmal der historische Zeitpunkt, da sie sich von Kräften trennen muß, die bisher als ihre Stützen gegolten haben, doch für sie selbst bedrückend und hemmend wurden. Für die Dynastie der Hohenzollern ist dieser Augenblick da. Wenn sie die Mission, die ihr das deutsche Volk übertragen hat, lebendig und kräftig erfüllen will, so muß sie sich von dem Einfluß der höfisch-bureaukratischen Klasse befreien, die sich auf frühere Verdienste um Preußen beruft, aber den Aufgaben der Gegenwart fremd, wenn nicht böswillig, gegenübersteht.

Das deutsche Volk hat seine rechtmäßige vollgültige Vertretung in dem Reichstag. Zu ihm in ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens, gegenseitiger Achtung zu treten, das ist der Weg, auf dem der Kaiser im vollen Wortsinn der Vertrauensmann des deutschen Volkes werden könnte, vorausgesetzt, daß zugleich der Reichstag dieser hohen Forderung der Zeit gerecht würde.

Der Kaiser hat durch seine Erklärung im Reichsanzeiger, durch sein zurückhaltendes Benehmen seit diesem Zeitpunkt zu erkennen gegeben, daß er den konstitutionellen Bedingungen wenigstens nicht mehr widerstreben will. Es ist begreiflich, daß es ihm schwer geworden ist; denn es spukt in ihm unleugbar noch etwas von der alten mystischen Vorstellung der Monarchie, wonach der Herrscher kraft höherer Eingebung wohl für das Volk, aber nicht durch das Volk seine Wirksamkeit üben solle. Aber in Kaiser Wilhelm lebt zugleich ein starkes Verständnis für viele Forderungen der Gegenwart, für notwendige Entwicklungslinien unseres

Digitized by Google

Daseins. Daraus schöpfen wir die Hoffnung, daß seine bisher mehr passive Zustimmung zur Durchführung der konstitutionellen und parlamentarischen Regierungsweise sich zur freudigen und mittätigen Bewährung seines Herrschertums in diesen Formen erheben, daß das neue Lebensjahr des Kaisers den vollen Zusammenklang zwischen Kaisertum und Volksvertretung erzeugen, daß damit auch das gegenseitige Vertrauen zwischen dem Herrscher und dem Volk auf fester Grundlage sich erbauen möge."

Das ist wohl unser aller Wunsch und Hoffnung; keine schöneren können wir unserem Kaiser zu seinem Ehrentage darbringen. Der Türmer und seine Leser werden diesen Tag vielleicht weniger geräuschvoll feiern als andere, an den „patriotischen" Lärm Gewohnte, aber darum wahrlich nicht minder aufrichtig. Und freudiger vielleicht als in manchem der vorher verflossenen Jahre. Denn ein reinigendes Gewitter ist niedergegangen, und es blaut wieder ein klarerer Himmel. Nach ehrlicher Aussprache ein ehrlicher Friede und darüber hinaus die Hoffnung auf ein freudiges, fruchtbares Zusammenwirken von Fürst und Volk. Denn sie sind Eines und sollen Eines bleiben. Das walte Gott!

Richtigstellung

Der Königl. Landrat des Kreises Moers ersucht uns um Aufnahme des Folgenden:

„Im Novemberheft Ihrer Zeitschrift befindet sich ein Bericht über den Fall des Kreisausschuß-Sekretärs des Kreises Moers, der in einer Beschwerde eine Reihe von Fällen nachgewiesen habe, in denen der Landrat vorschriftswidrig über die Mittel des Kreises zu seinem eigenen Vorteil verfügt habe. Der Kreisausschuß-Sekretär sei im Disziplinarwege entlassen, aber durch Urteil des Oberverwaltungsgerichts glänzend rehabilitiert.

Der Bericht ist unrichtig. Derartige Vorgänge oder irgendwie ähnliche Vorkommnisse haben sich im Kreise Moers nicht ereignet.

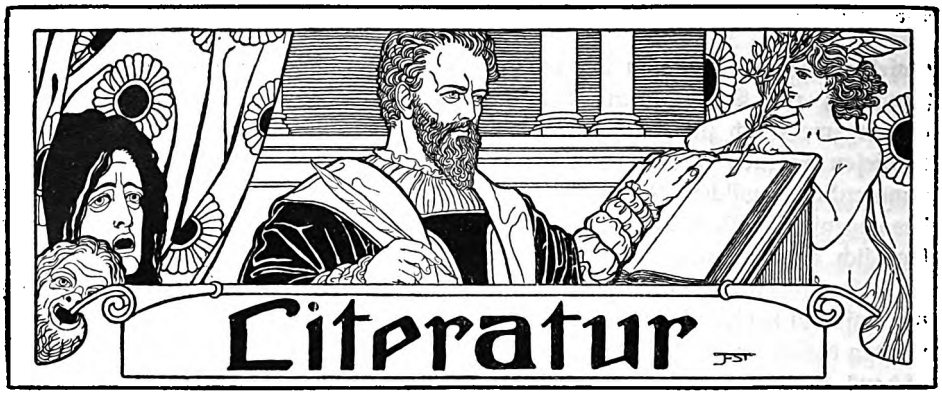
Auf Grund des § 11 des Preßgesetzes ersuche ich ergebenst um gefällige Aufnahme dieser Berichtigung. (gez.) v. Caer."

Es stimmt. Im Kreise Moers haben sich die erzählten Vorgänge nicht ereignet, — wohl aber im Kreise Ruhrort. Es handelt sich hier um eine Namensverwechslung. Die Stelle stammt aus dem „Berliner Tageblatt", dem sie der Türmer als Zitat mit Quellenangabe entnommen hatte. Verfasser ist der Abg. Gothein. Davon abgesehen, daß es sich nicht um den Kreis Moers, sondern um den Kreis Ruhrort handelt, hat sich alles genau so zugetragen, wie es der Abg. Gothein erzählt hat.

Auch ohne Berufung auf den Paragraphen des Preßgesetzes hätte der Türmer selbstverständlich dem Herrn Landrat des Kreises Moers mit Vergnügen bestätigt, daß er mit der ganzen Sache nichts zu tun hat. Durch besondere Umstände hat sich der Abdruck der Richtigstellung um ein Heft verzögert.

Der Türmer

Digitized by Google



Ernst von Wildenbruch

Von

Dr. Karl Storck

In der Mittagsstunde des 15. Januar ist Ernst von Wildenbruch gestorben. Der Tod trat plötzlich und unerwartet ein und wirkt gleich einer der folgenschweren Überraschungen in des hingeschiedenen Dichters Dramen.

Geben wir Goethes Wort, daß das höchste der Erdengüter die Persönlichkeit sei, die logische Ergänzung, daß der wertvollste Besitz eines Volkes starke Persönlichkeiten sind, so hat das deutsche Volk einen schweren Verlust erlitten. Und wir empfinden diesen Verlust um so schmerzreicher, als das Wesentlichste dieser Persönlichkeit sich in die Worte zusammenfassen läßt: Er war ein Mann. In unserer Zeit schwächlicher Nachgiebigkeit, in diesen Tagen wechselseitiger Kompromisse stand er als einer der wenigen da, die unbedingt tun, was sie nach den Innengesetzen ihres Wesens tun müssen. Es gab bei ihm keinen Zwiespalt zwischen Denken und Handeln, keinen Unterschied zwischen Überzeugung und Wort. Alles war bei ihm rasch; manche mögen sagen, vieles sei übereilt gewesen. Aber eines fühlten auch jene, die anderer Meinung waren, daß des Verstorbenen Handeln und Worte der unverfälschte Ausdruck einer heiligen Überzeugung, einer lauteren Gesinnung, eines edlen Menschentums waren. So gibt es wohl keinen ehrlichen Deutschen, der dem Verstorbenen als Mensch und Mann die Achtung versagt.

In einem anderen noch erwies er sich als Mann: in seinem Verantwortungsgefühl. Die Mahnung des Evangeliums, daß wir mit dem anvertrauten Pfunde wuchern müssen, hat er treu befolgt. Nicht nur durch rastlose Arbeit, sondern auch darin, daß er es als Pflicht fühlte, die ihm verliehenen Gaben für sein Volk zu nutzen. Und als Verpflichtung, die er mit heiligem Ernste auffaßte, empfand er die Erfolge, die ihm sein Volk bereitet hatte.

Er war Dichter, und so war sein Gewaffen das Wort. Das Dichtertum aber konnte ein Mann wie er nicht als einen im Ästhetischen aufgehenden Beruf auffassen,

Digitized by Google

sondern in jener Art der Alten, für die die Worte Dichter, Seher, Prophet fast einerlei Bedeutung hatten.

In dem Gedicht, das Wildenbruch vor vier Jahren zu seinem sechzigsten Geburtstage verfaßt hat

„Heute vom Gipfel von sechzig Jahren,
Blick ich zurück. Was hab' ich erfahren?"

schließt er die Aufzählung seiner Erlebnisse in der ruhig-stolzen Erinnerung an Deutschlands Einigung:

„Den Tag, den hab' ich mit angesehn,
Nun will ich in Frieden sterben gehn;
Ein Leben, so soll man von mir einst lesen,
Das solches erlebt, ist reich gewesen."

Diese Einigung des Reiches empfand er als stärkste Tat deutscher Volkskraft, als schönsten Ausdruck deutschen Volkstums. Von da ab hat er gewacht über diesen Besitzstand und immer, wenn er ihn gefährdet glaubte, erhob er seine mahnende Stimme. Das dröhnendste Pathos wirkte dann natürlich, denn es war der feierliche Ausdruck einer feierlich eingestimmten Seele.

Er war eine Edelmannsnatur im schönsten Sinne des Wortes. Königsblut, Heldenblut, floß in seinen Adern; aber auch Bürgerblut. Der Urenkel Friedrich Wilhelms II., der Enkel des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, aus dessen Liebesbunde mit Henriette Fromm. In ihm lebte die heldische Auffassung, die im einzelnen die Größe sieht, in der Form des echten Bürgerstolzes: daß nicht Geburt, sondern persönliche Tüchtigkeit zum Helden macht. So stand er aufrecht, wie wenige; nie hat er den Rücken gekrümmt nach oben, aber auch nie nach unten. Jene Leute, die es nicht begreifen können, daß es auch eines heutigen deutschen Dichters Herzenswunsch sein könne, mit gleicher Überzeugung in deutschen Königsdramen die Geschicke seines Vaterlandes al fresco vor die Augen der Mitlebenden zu zaubern, wie es für seine Zeit der gewaltige Brite getan hat, haben ihn einen Hofdichter gescholten. Aber, so wenig Höfling wie dieser Mann, sind nur wenige gewesen. Wohl mag er damals vor zwanzig Jahren gehofft haben, daß gerade unser Kaiser der rechte Mäcenas sei, um diese vaterländische Dichtung zu fördern. Als er bald erfahren mußte, daß die höfischen Rücksichten heute stärker sind, als im England vor dreihundert Jahren, da zog er sich stolz zurück; an der Art seines Schaffens änderte diese Erfahrung nichts. Es war nicht Groll, ebensowenig wie das Mitmachen einer Mode, daß er auch soziale Dramen schrieb. Er verstand diese Bewegung von unten, aber er selbst empfand sie auch in diesen Werken, treu seiner aristokratischen Natur. „Die Haubenlerche" gehört nicht zur Anklageliteratur, sondern ist eine Schöpfung des Mitleids; und dieses ist Mitleiden.

Höfische Gunst oder Ungunst hat nie auf sein Verhalten eingewirkt. Gute Beziehungen zum deutschen Kaiser, zum deutschen Fürsten hieß für ihn Übereinstimmung mit dem geliebten Herrscher. Diese muß seiner patriotischen Natur dringendes Bedürfnis gewesen sein. Aber in ihm lebte der Gedanke dieses deutschen Herrschertums; ihn hielt er heilig; um seinetwillen gab er die Beziehung

Digitized by Google

zum Träger der Würde unbedenklich preis, wo es ihm Gebot schien. So hat er, als ihm der Schillerpreis zum zweiten Male verliehen wurde, nachdem der Kaiser Gerhart Hauptmann von der Vorschlagsliste gestrichen hatte, öffentlich Partei genommen für seinen Rivalen, indem er die ursprünglich für Hauptmann bestimmte Hälfte des Preises der Schillerstiftung überwies. In aller Erinnerung ist die lebhafte Art, mit der er den vom Kaiser befürworteten Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses als eine Barbarei bezeichnete und die Niederlegung des Berliner Opernhauses als Vandalismus bekämpfte.

So wachte er scharf über alles, was ihm als Kulturgut seines Volkes erschien. Derartige Handlungen wiegen doppelt bei einem so königstreuen Manne, für den sicher jedes öffentliche Auftreten gegen seinen Monarchen ein persönlicher Schmerz war. Aber mutig sprang er allemal in die Bresche, wenn es galt, einen Kulturwert zu verteidigen. So damals, als die Weimarer Goethetage gefährdet erschienen. Diese Pfingsttage zu Weimar im Zeichen Goethes liebte Wildenbruch, dessen feurige Seele hier mehr das festlich Erhebende einer im Geiste unseres Größten versammelten Gemeinde, als eine Philologentagung empfand. Als daher der junge Weimarer Großherzog entgegen der Sitte Karl Alexanders die Teilnahme am Goethetage verschmähte, im Jahre 1903 die Gesellschaft wegen einer Hoffestlichkeit geradezu auslud, da machte Wildenbruch die Faust nicht nur in der Tasche, sondern sprang mit seiner geharnischten Schrift „ein Wort über Weimar" hervor. Mit einem in Deutschland sonst unerhörten Freimut stellte er den Großherzog zur Rede: Als Erbe der Krone sei er auch Erbe der Weimarer Überlieferung. Er habe kein Recht, diese als äußerliche Pflicht, als ein lästiges Hausgesetz zu empfinden. „Ja, es muß ihm gesagt werden, und wenn kein anderer es tut, so will ich es tun, daß es die Pflicht eines Großherzogs von Weimar ist, dafür zu sorgen, daß eine Institution wie der Goethetag nicht verkommt." Aber nicht minder, als mit dem Herrscher, rechnete er mit dem allzu gefügigen Vorstand der Gesellschaft ab, die „zwar dem Protektorate des Großherzogs unterstellt, von ihm aber nicht geschaffen sei, daß es also erforderlichenfalls auch ohne sie gehen kann und gehen muß." Damals hat dieser Protest rasch gewirkt, — einen fürstlichen Gönner freilich hatte Wildenbruch verloren. Das hielt ihn aber nicht ab, seinen alten Herzenswunsch, in Weimar in der Nähe des geliebten Dichterheroen zu wohnen, auszuführen. Dort hat er sich sein Haus gebaut. Der Spruch, der darüber steht, charakterisiert diesen Mann:

„Gott, laß dieses Haus bestehn
Und laß es Glück und Freude sehn,
Solange Deutschland steht und hält.
Wenn Deutschland aber sinkt und fällt,
Am selben Tag, zur selben Stund,
Schlag Gott dies Haus in Grab und Grund!"

* * *

„Nicht mir, noch Einem sing ich's zum Gewinne,
Dem Vaterlande ist mein Sieg geweiht.

Digitized by Google

Ernst v. Wildenbruch

Digitized by Google

Digitized by Google

Daß man nach diesen schönen stolzen Siegen
Nicht sprechen müsse einst zu tiefster Schmach:
Die Zeit war da, doch Deutschlands Sänger schwiegen,
Der Tat der Brüder jauchzte keiner nach!"

So bekannte Wildenbruch 1874 in seinem Heldensange „Vionville" es als Erfüllung einer Pflicht, daß er seine „junge Leier" hob. Es geschah damit nicht zum erstenmal, aber Beachtung hatte der nunmehr Dreißigjährige noch nicht gefunden. Über sein Leben bis zu dieser Zeit berichtet eine vor mehr als zwanzig Jahren geschriebene Selbstbiographie, die damals ohne des Dichters Willen den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hatte, folgendes: „Ernst Adam von Wildenbruch ist geboren am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien als Sohn des preußischen Generalkonsuls Ludwig von Wildenbruch daselbst. Seine Mutter war Ernestine, geb. von Lange, früher Hofdame der Prinzeß Luise von Preußen. Er ist der dritte von vier noch lebenden Geschwistern, eine ältere Schwester, Luise, ist in Schlesien mit dem Grafen Yorck von Wartenburg vermählt; ein älterer und ein jüngerer Bruder (Emin und Ludwig) gehören als Offiziere der preußischen Armee an. Im Alter von zwei Jahren siedelte Ernst mit den Eltern nach Berlin über und verblieb daselbst bis zu seinem fünften Lebensjahre." Dann geht es nach Athen. 1857 stirbt seine Mutter. „Ein schwerer, nie verwundener Verlust! Sie liegt begraben auf dem Kirchhof der Kleinen Rosenthaler Straße zu Berlin." Der Vater geht 1858 allein nach Konstantinopel. Ernst bleibt in Berlin. „Er macht nur geringe Fortschritte im Französischen Gymnasium. Wird für sehr dumm und faul gehalten und kann namentlich keine deutschen Aufsätze machen. Er zeigt gar keine Anlage zum Versetztwerden." Mai 1859 Kadettenschule in Potsdam, Mai 1863 Offizier im Ersten Garderegiment, 1865 Abschied. „Der militärische Beruf, die Engigkeit der Potsdamer Garnisonsverhältnisse wird dem jungen Wirbelkopf immer unerträglicher." Damals entstanden ernsthafte poetische Versuche, darunter „Die Schwestern", ein modernes fünfaktiges Trauerspiel, dessen Manuskript verloren ging. Dann ging Wildenbruch nach Burg bei Magdeburg, wo er sich privatim für das Abiturientenexamen vorbereitete. „Es waren die bis dahin glücklichsten Tage meines Lebens." 1866 macht Wildenbruch den Krieg bei der Garde-Landwehrdivision mit und befand sich am 3. Juli auf dem Schlachtfelde von Königgrätz. 1867 folgt das Abiturientenexamen, dann die Berliner Universität und der Beginn einer lebhaften poetischen Tätigkeit, die „wenig Resultate bringt". Nur ein Satyrspiel „Die Philologen am Parnaß" wurde gedruckt. 1870 nach dem Referendarexamen wird Wildenbruch zum Heere eingezogen und kommt zu Weihnachten auf den Kriegsschauplatz vor Paris. 1871 geht der Dichter nach Frankfurt a. O., um dort als Referendar am Gericht zu arbeiten. „Mit ziemlichem Eifer warf ich mich auf die Juristerei, mit noch größerem auf die Poesie. Es entstehen ‚Die Söhne der Sibyllen und Nornen' ... Ich lese das Gedicht 1873 in Frankfurt öffentlich vor. Es macht Aufsehen — die meisten halten mich aber für verrückt."

Wir können die weiteren wichtigen Lebensdaten gleichanfügen. Die Heldensänge „Vionville" (1874) und „Sedan" (1876) und „Gedichte" (1877) weckten die Teilnahme engerer Kreise. Von zahlreichen dramatischen Versuchen kam der eine

Digitized by Google

und andere zur gelegentlichen Aufführung in Weimar und Meiningen, ohne weiter Aufsehen zu erregen, bis eine Berliner Studentenaufführung des am 6. März 1881 zuerst im Meininger Hoftheater dargestellten Trauerspieles „Die Karolinger" die Bahn freilegte. Rasch folgten auf der Bühne die schon vorher geschaffenen Dramen „Harold", „Der Mennonit", „Väter und Söhne", denen sich dann die lange Reihe der seitherigen Dramen anschloß. Den „Christoph Marlow" (1884) stürzte die Berliner Kritik, die sich in der Gestalt des geifernden Rezensenten Nasch — zu ihrer eigenen Schande — getroffen fühlte.

1888 setzten dann mit den „Quitzows" die Hohenzollerndramen ein. Der Tod des alten Kaisers hatte den Plan zu diesen Werken reifen lassen, wie der Dichter selber schrieb: „Jetzt, wo das Schicksal mit so düsterm Auge auf Deutschland niederblickt, ist dies mein Werk mir tiefer und tiefer ins Herz gewachsen. Ich empfinde es wie ein Geschenk, das ich meinem Volk zu machen habe, ein Geschenk, zu dessen Empfängnis die Herzen durch den Schmerz, den großen Heilbringer für das deutsche Gemüt, aufgeackert sind. Wenn Gott mir Kraft verleiht, gedenke ich an dieses erste Hohenzollern-Stück noch eine Reihe anderer zu fügen, in denen ich dies mächtige Geschlecht zum Mittelpunkt setze. Es sollen keine Werke für die ‚Literatur', sondern für das lebendige ‚Volk' sein." Wildenbruch mußte erfahren, daß die Zeiten andere geworden sind, als sie dem großen Briten geblüht hatten. Schon das nächste Werk, „Der Generalfeldoberst" (1889) fiel der Diplomatie zum Opfer, da man die schroffe Stellung gegen Österreich, die der Stoff gebot, auf der Bühne scheute. „Der neue Herr" (1891) aber trug durch das Zusammentreffen mit Bismarcks Entlassung diesem immer aufrechten und aufrichtigen Manne gar den Vorwurf des Hofdichters ein, ihm, der aus seiner glühenden Verehrung Bismarcks nie ein Hehl gemacht und kurz zuvor dem aus dem Amte Gezwungenen die unvergeßlichen Strophen nachgerufen hatte:

„Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.

Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt —
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt."

Nein, liebedienerisch ist Wildenbruch nie gewesen; seine leidenschaftliche Natur gehorchte freilich dem Augenblick, der Stunde, die ihn stark packte, und so wird der bedächtig nachprüfende Kritiker nicht immer die Logik eines scharfen Geistes in des Dichters Schaffen finden. Wohl aber die Logik eines heißen Herzens. So hatte Wildenbruch 1890 die Reihe der Hohenzollerndramen mit seinem „naturalistischen" Drama „Die Haubenlerche" unterbrochen, die natürlich nicht naturalistisch ist, weder in der Form noch im Inhalt, sondern des Dichters Versuch, in seiner Art an einem Stoffe aus dem heutigen Leben seine Auffassung vom Verhältnis der Klassen zueinander auszusprechen. Die Schicksale seiner Hohenzollerndramen

Digitized by Google

hatten ihn tief innerlich verletzt; seine Natur war zu feierlich, zu priesterhaft, um mit einem „heiligen Lachen“ (1892) sich über diese Erfahrungen hinwegsetzen zu können. Auch seither hat Wildenbruch in raschem Wechsel Gunst und Mißgeschick der Bühne erfahren. Zwei starke Erfolge waren ihm noch beschieden: 1895 mit der großen Historie „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“, vor zwei Jahren mit dem romantischen Schauspiel „Die Rabensteinerin“. Der alte, immer jugendliche Wildenbruch hat damit alle jüngeren Mitbewerber, die in der letzten Zeit lauter Mißerfolge erfahren haben, geschlagen.

1900 war er aus dem Dienst des Auswärtigen Amtes, dem er seit 1877 angehört hatte, geschieden. Dem heiligen Bureaukratius zum Trotz hatte man ihm diesen Dienst leicht gemacht; andererseits bot ihm die Stellung die gesicherte materielle Grundlage für unabhängige künstlerische Arbeit. In den letzten Jahren hatte er sich infolge seiner Schwerhörigkeit immer mehr von der Öffentlichkeit zurückgezogen; wie hellhörig er aber bis zur letzten Stunde für das Leben seines Volkes geblieben ist, zeigte sein „Neujahrsgruß 1909“, in dem er den schweren Erfahrungen, die das vergangene Jahr Deutschland gebracht hat, tiefbetrübten Ausdruck lieh:

„Eine Stunde, unsres Lebens schlimme Stunde,
Geht mit dir zu Ende, altes Jahr.
Aber wann verheilt in uns die böse Wunde,
Die du uns geschlagen? Nimmerdar.“

* * *

Wie in diesem Falle hat Wildenbruch auch früher oftmals dem allgemeinen Volksempfinden den lauten Ausdruck gegeben. In solchen Stücken liegt das Beste seiner Lyrik; zu Recht hat man von ihr hervorgehoben, daß das Leise dem Dichter verschlossen sei, daß er nur geben könne, was man laut sagen könne. Man möchte hinzufügen: Und was alle s e h e n können. In dieser Sehfähigkeit liegt die andere volkstümliche oder doch aufs Volk wirkende Kraft dieser Lyrik: die Anschauung eines packenden Moments. Bertold Litzmann erzählt in seinen Vorlesungen über „Das deutsche Drama“, wie der damalige Assessor Wildenbruch bei einem Gesellschaftsabend im Sommer 1878, kurz nach dem Hödelschen Attentat auf den alten Kaiser, der allgemeinen Gedrücktheit den erlösenden Ausdruck fand: „Auch diesem Tage solle als Wahrzeichen und Mahnung ein Denkmal errichtet werden.

Nehmt nicht Metall und Marmor,
Nicht kunstgefügten Block,
Nehmt unsres Herrn und Kaisers
Zerschoßnen Waffenrock.

Und hängt ihn stumm und einsam
An dunkle Pfeilerwand,
Schreibt nichts dazu als dieses:
Getan von deutscher Hand.

Dann noch ein Beispiel für diese bei aller Rhetorik echte und innerliche Art in der „Totenklage“ um den heimgegangenen alten Kaiser:

Digitized by Google

„Seht ihr die schwarze Fahne,
Vom halben Maste wehn?
Mein Auge schwimmt in Tränen,
Ich seh' und kann nicht sehn.

Ich höre ein leises Reden,
Das aus dem Hause schallt,
Ein Flüstern und ein Seufzen
Das durch die Gassen wallt.

Ich hör' ein tiefes Schluchzen,
Ein Weinen ohne Wort,
Ich seh' die Menschen drängen
Alle nach einem Ort.

Ich sehe — sehe — sehe —
Nur eines seh' ich nicht:
Das teure, das geliebte,
Das heil'ge Angesicht.

Ich höre tausend Laute,
Sie schwirren um mich her —
Nur einen Laut, den einen,
Vernehm' ich nimmermehr:

Den Herzschlag meines Kaisers
Begräbt die ew'ge Nacht,
Gott nahm uns unsern Vater,
Gott hat uns arm gemacht." —

Dieses Erfassen einer Situation, die Fähigkeit der leidenschaftlichen Aussprache eines nach Mitteilung drängenden Empfindens sind Eigenschaften des echten Dramatikers. Wildenbruch ist freilich in noch höherem Maße echter Theatraliker. Das braucht keinen üblen Sinn zu haben. Das Drama ist nun einmal Theater und lebt nur auf dem Theater; vermag es andererseits diese Luft nicht zu ertragen, so hat es eine falsche Gestalt, und auch die stärksten dichterischen Innenwerte vermögen ihm nicht über ein Scheindasein hinwegzuhelfen. Freilich diese Theatralik hat ihre großen Gefahren, die wir erkennen, wenn wir in Wildenbruchs Vorwort zur zweiten Auflage der „Karolinger" das Bekenntnis lesen, daß erst mit der Stunde der Aufführung das eigentliche Werk des Dramatikers beginne, denn dann erst könne er die in seinem Werke schlummernde Wirkungsfähigkeit zum nachdrücklichen Leben hervorrufen. Darin liegt der Ausspruch, daß das Theater und nicht die im Problem und in der Persönlichkeit des Dichters beruhende Notwendigkeit Gesetzgeber sei. So stellt sich denn Fontanes Urteil richtig ein, wonach Wildenbruch „sich rascher Bühnenkenntnis als Lebenskenntnis erworben hatte". Aber auch dieser strenge Beurteiler, der seiner ganzen Natur nach Wildenbruch entgegengesetzt war, gab zu: „Dieser Dichter hält uns in einer starken Hand und reißt uns, indem er unser Staunen gegen unser Sträuben siegreich ins Feld zu führen weiß, auch durch die gewagteste Szene hin."

Das vermochte Wildenbruch, weil seine Kraft gerade in der einzelnen Szene lag; sie bevorzugte er gegenüber dem Ganzen und in stürmischem Draufgängertum kümmert er sich weniger um die psychologische Wahrheit, sondern verläßt sich auf die Wucht der Situation. Und in der Tat, bei der Aufführung selber hilft uns das Sträuben nichts, gegen unser Staunen, und wir werden hingerissen. Das ruhige Nachlesen vertragen die Dramen dann schlechter.

Allerdings würden diese Szenen nicht so packen können, wenn Wildenbruch es nicht so meisterhaft verstände, uns durch die Einführung in verwickelte Verhältnisse so zu spannen, daß wir jede Lösung als Erlösung hinnehmen. In seinen ersten Akten, als Meister der Exposition, braucht Wildenbruch keinen Vergleich zu scheuen.

Die andere Kraft aber, durch die Wildenbruch uns gewinnt oder meinetwegen überrennt, ist seine Jugendlichkeit. Wie oft hat man ihn als den „Dichter der Jugend" verspottet! Aber ist das nicht auch ein Ehrentitel?! Empfinden wir

Digitized by Google

nicht gerade in einer Zeit der müden Greisenhaftigkeit diese Jugendlichkeit als Befreiung, als Zukunftshoffnung: „Wenn Deutschland nicht mehr jung ist, wird Deutschland nicht mehr sein", hat er selber verkündet. Und ein andermal hat er sich selber mit dieser Rolle des Jugendherolds zufrieden gegeben, als ihn ein Wiener Kritiker dem Diomedes der Ilias verglich, als „tapferen Soldaten, Ritter ohne Furcht und Tadel, aber ohne den poetischen Nimbus des Peliden, des Ajax und des Odysseus". „Gut denn," schrieb er damals, „ich will nichts weiter sein als der Mann, der sich den einen Ruhm zuschreibt, daß er mitten in das Dunkel hineingestürmt ist und dem deutschen Volke zugerufen hat: Mir nach, hinter dem Dunkel kommt der Tag!"

Dieses Verdienst wird auch der künftige Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur Wildenbruch zugestehen müssen, zumal wenn er die Betonung auf das Wort „national" legt. Je relativer man die Beurteilung einstellt, um so mehr wird Wildenbruch gewinnen. Darin hat er selber am richtigsten über sich geurteilt: „Die große Zeit der nationalen Einigung fand auf dem Gebiete der nationalen Literatur nur ein kleines Geschlecht vor. Namentlich auf dem Gebiete des Schauspiels standen wir ganz im Bann des aus Frankreich importierten sogenannten Salondramas; die Vorgeschichte Deutschlands mit ihren Heldengestalten schien gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein. Diese Lücke drängte es mich auszufüllen, und alle die verschiedenen Schauspiele aus Deutschlands Vergangenheit, die ins Leben zu rufen mir vergönnt war, entstanden aus diesem mächtigen Empfinden."

Es ist ein Verdienst, in kleiner Umgebung das Große gewollt zu haben. Und Großes hat Wildenbruch doch auch erreicht, wenn auch nicht *das* Große. Vielleicht war es in einem Zeitalter, dessen Kennzeichen die *Entwicklung der Masse* ist, unmöglich, den Geist der Geschichte in voller Größe in den großen Einzelnen zu verdichten, so wie es Shakespeare, Schiller und Kleist getan. Freilich ist es bislang — Gerhart Hauptmanns Scheitern am „Florian Geyer" ist einer der Beweise — noch weniger gelungen, diese Vergangenheit als Geschichte der Masse darzustellen. So kam auch in Wildenbruchs historische Dramen etwas Ähnliches, wie in unsere historische Malerei: auf der einen Seite die große Dekoration und offizielle Aktion, auf der anderen das Genre, die Anekdote. Für Wildenbruchs Art war es günstiger, wenn er nicht die Großen der Geschichte selber darstellte, sondern am Schicksal starker Persönlichkeiten aus der Menge Licht und Schatten zeigte, die die großen Ereignisse werfen. So wirken „Harold", „Der Mennonit", „Väter und Söhne" reiner als die Hohenzollerndramen. Den ungetrübtesten Genuß auch in der Erinnerung aber lassen jene Werke, in denen er seine urromantische Natur auslebte. So des Dichters letztes Drama „Die Rabensteinerin" und vor allem jener „Christoph Marlow", dessen letzter Akt leider durch Rührseligkeit zerbröckelt. Der erste Akt aber ist von einer packenden Gewalt der raschen Entwicklung, von solcher Glut der Empfindung und rauschenden Pracht der Sprache, daß er allein ausreichen würde, den Dichter aus der Masse der Theaterschriftsteller des letzten Zeitalters auf einen Ehrenplatz hinauszuheben.

Wildenbruch war ein fleißiger Arbeiter. Neben der langen Reihe seiner Dramen steht eine nicht kürzere *erzählender* Werke. Die Romane schädigt die Überhitztheit des vorwärtsdrängenden Geschehens, das Nicht-verweilen-Können bei

Digitized by Google

den Übergängen. Meisterhaft aber sind viele der kleinen Erzählungen, unter ihnen sind dem kinderlos gebliebenen Manne am besten gelungen die Kindergeschichten. —

Schlägt so bei der rein literarischen Würdigung Ernst von Wildenbruchs das Zünglein der Wage hin und her, schwer senkt sich die Schale des Verdiensts, wenn wir des Mannes und des Menschen denken. Da dürfen wir ihm die Worte nachrufen, die Geibel einst von Uhland sang:

Ein Meister und ein Held wie Walter
Und rein sein Schild wie sein Gedicht.

Drei Österreicher

Drei bisher nur in engeren Kreisen geschätzte österreichische Dichter sind neuerdings in die weitverbreitete Max Hessesche Volksbücherei aufgenommen worden und haben so die Anwartschaft auf größere Beachtung erhalten. Da ist zunächst der schon im Jahre 1900 verstorbene Nordböhme Joseph Willomitzer, dem es mit seinem Deutschtum heiliger Ernst gewesen ist, der Schriftleiter der Prager „Bohemia". Wohl haben manche seine Humoresken in den „Fliegenden Blättern" und seine Scherzgedichte in der „Jugend" gelesen — aber wer merkt sich die Namen der Mitarbeiter von Witzblättern? Die kleine Auswahl, die jetzt Dr. Robert Reinhard unter dem Titel „Humoresken in Vers und Prosa" zusammengestellt und bevorwortet hat, zeigt Willomitzer als einen echten und liebenswürdigen Humoristen. Unter den Gedichten mußte ihrer zahlreichen aktuell-politischen Anspielungen halber vorsichtige Musterung gehalten werden. Den allgemeinsten Anklang werden wohl etliche unschuldig reizvolle finden, worin z. B „Zum lyrischen Saisonbeginn" der Satz „Vorher gereimt — nachher bedacht, Hat manchem schon Malheur gebracht!" durch Beispiese illustriert wird, oder die Leiden des Redaktionsbriefkasten-Manns geschildert sind oder die „Benehmität" bei Tische als Lehrgegenstand für hoffnungsvolle Jünglinge herhalten muß. Natürlich durfte das „Seelenbündnis" mit dem Kehrreim „Wie Goethe und die Frau von Stein" nicht fehlen — ein Liebling der Überbrettl-Rezitatoren, dessen Popularität jedoch den Namen des Verfassers wiederum nicht dem Publikum geläufig gemacht hat. Willomitzers Prosahumoresken, in denen er gerne die Erfahrungen des journalistischen und schriftstellerischen Berufs verwendet, haben einen phantastischen Einschlag, muten mitunter etwas amerikanisch-abenteuerlich an. Das Glanzstück „Alle neun!" steht an der Spitze. Da werden einem hartnäckig schweigenden Parlamentarier von einer gütigen Fee zehn Eloquenzpillen gespendet, deren erste er zu einer glänzenden Jungfernrede benutzt. Aber hinter den Rest der Schachtel gerät seine Ehehälfte, die alle neun vollends verschluckt und infolge davon eine nicht enden wollende Gardinenpredigt größten Stils von sich gibt. Gewiß wird mancher Leser dieses Bändchens nun auch zu den ursprünglichen Ausgaben greifen, aus denen die Auswahl entnommen ist.

In noch höherem Maß gilt diese Hoffnung von dem bedeutenderen Jakob Julius David. Auch er gehört nun schon über zwei Jahre zu den Toten. Das Leben des mährischen Bauernsohnes ist ein schweres Ringen mit einem unbarmherzigen Schicksal gewesen. Nach seinem Tod ist es ihm wenigstens so gut geworden, daß sich zahlreiche Freunde um sein literarisches Andenken eifrig bemüht und Berufene eine schöne Gesamtausgabe seiner Werke besorgt haben. „Stimmen der Dämmerung und andere Erzählungen" heißt das bei Max Hesse erschienene Büchlein, das Julius Berstl mit einer Einleitung und einer Bibliographie versehen hat, wäh-

Digitized by Google

rend beigegebene persönliche Erinnerungen an David aus der Feder von Robert Reinhard, dem Herausgeber der Humoresken Willomitzers, stammen. Die seltsamerweise als Titelstück verwertete Skizze „Stimmen der Dämmerung" ist zwar ein überaus feines Stimmungsbild, sagt aber dem großen Publikum nicht viel. Einen um so besseren Überblick über das Können des Dichters gewähren die vier übrigen Novellen. Zuerst „Der Talismann", eine tragische Idylle mitten im Wiener Großstadtleben. Sie ist bezeichnend für Davids Art, harten Schicksalen den Stachel zu nehmen. Den armen Philologen, der sich zu schwere Pflichten auferladen hat und schließlich verlöscht wie ein Lichtlein, tröstet im Sterben das Bewußtsein, daß eine Guttat von ihm für seine Familie Zinsen tragen wird. „Verstörte Zeit" darf als Muster gelten, wie der Dichter historische Stoffe anfaßt und behandelt. Er gibt sich nicht mit bestimmten Zahlen und Tatsachen ab und legt um den Kern auch keine schwer durchdringliche Schale kulturgeschichtlichen Beiwerks. Aber aus dem Gesamtcharakter des Zeitalters heraus läßt er Menschengeschicke erwachsen, wie sie eben durch jenen bedingt sind. Die „Verstörte Zeit" ist die des ausgehenden Dreißigjährigen Kriegs. Da mochte es geschehen, daß auf einem mährischen Hofe, auf dem durch des Bauern mit reicher Beute aus dem schwedischen Lager heimkehrenden Sohn Wohlstand einkehrt, zwei Halbgeschwister sich zu inniger Gemeinschaft zusammenfanden, ohne sich des Verbrecherischen ihres Tuns bewußt zu werden. „Ein ertötetes und ein niemals geweckte Gewissen war in ihnen. Gefunden und gesellt hatten sie sich, zwei Tieren des Waldes gleich, die nacheinander heiser und gurgelnd rufen, wann ihre Zeit gekommen ist. Nun aber hielten sie sich und wollten beisammen bleiben, und dadurch war nach allen ihren Begriffen gutgemacht, was an ihrer Begegnung etwa ungehörig sein konnte." Aber der fromme Vater, in dem sich mit der wiederkehrenden Ordnung im Lande das Rechtsbewußtsein entschiedener aufreckt, läßt den Hof samt dem sündigen Paare in Flammen aufgehen. In dieser Geschichte waltet eine gespannte Kraft der Darstellung, die aus dem Stoffe das Äußerste herausholt. In noch knapperem Rahmen wird ein zeitloses Motiv in „Stromabwärts" zu unheimlicher Wirkung gesteigert. Ein Donaufischer treibt bei nächtlicher Weile auf dem Strome ein lichtscheues Gewerbe: er fischt nach den Leichen von Selbstmördern, um sie zu berauben. Bis er den toten Körper seiner eigenen schönen Tochter heraufzieht, die einst aus dem Schutz seiner Hütte geflohen ist, um sich in den Großstadtstrudel zu stürzen. In der letzten Novelle, „Die Hanna", kommt der Heimatkünstler zu Wort. Die mährische Landschaft breitet sich vor uns aus, deren Reize erschöpft werden, sofern sie sich in Worten erschöpfen lassen. Als Mittelsmann hat David — mit großem technischen Geschick — den Führer der jungmährischen Schule der Landschafter eingeschoben, in dessen Bilder die Seele seiner Heimat gebannt ist. Und zugleich die Seele eines armen geopferten Weibes, seines eigenen Weibes. Der der Maler keine Ruhe ließ, bis sie die vollendete Schönheit ihres Körpers seinem Pinsel preisgab. Und deren Keuschheit den Gedanken nicht ertragen konnte, daß nun tausenderlei fremde Blicke an ihr herumtasten sollten. Darum hat die Hanna in den Fluß gehen müssen. Diese Tragödie der Schamhaftigkeit — der Schamhaftigkeit eines schlichten Naturkindes — ist von einer herben Schönheit eigentümlichen Gepräges. Und hier feiert die Kunst des Dichters, eine bestimmte Natur und die in ihr erwachsenen Menschen zu unlösbarer Einheit zu verschmelzen, den höchsten Triumph. Leider verunziert den Schluß der Erzählung eine bandwurmartige Periode, wie es David überhaupt Anstrengung verursachte, sich zum Meister über die Sprache aufzuwerfen.

Stephan Milow weilt noch unter den Lebenden. So konnte der bald Dreiundsiebenzigjährige eine Auswahl seiner Gedichte selbst besorgen, der Eduard Engel eine Würdigung des Dichters vorausgeschickt hat. Ein Neutöner ist Milow nicht; seine Lyrik trägt ein klassizistisches Gepräge. Aber er findet für das echteste Gefühl mehr als einmal vorbildlichen Ausdruck. In Form und Inhalt meidet er alles Künstelnde und Spielerische. Aus seiner milden, gelassenen Natur ist das Zwiespältige und Zerrissene ausgeschaltet. Man lese das Gedicht „Ausgleichung"!

Digitized by Google

Ich hab's gemach erkannt: ein jedes Bittre,
Das in dem Kampf des Lebens mir verhängt,
Weckt eine Kraft in mir, und ob ich zittre,
Ich klage nicht, wie vieles mich bedrängt.

Der böse Stich, der mich ins Herz getroffen,
Schließt, wie der Wunde reich mein Blut entquillt,
Mir wunderbar zugleich auch wider Hoffen
Den Quell auf, der mit Trost mein Wehe stillt.

Und wer mich anfällt rauh in meiner Stille,
In Drang und Not mich zu verstricken denkt,
Ahnt nimmermehr, daß, da sein frevler Wille
Den Arm zum Raub erhebt, er mich beschenkt.

Er erwartet nicht zuviel von der Welt und ist deshalb mit dem wenigen zufrieden, was sie ihm bietet. Er preist des Herzens ungestilltes Sehnen als sein bestes Teil. Er ist sich bewußt, daß dem Dichter die rührendsten Töne fehlen, wenn nicht die Welt in ihm jubelt und klagt. Darum liegt es ihm ferne, sich vom Leben abzuwenden.

O Leben, Leben, preisen muß ich dich!
Und wüßt' ich Besseres, deiner wert zu sein,
Als in dir aufzugehn, dir hingegeben
So voll, so ganz, wie du dich offenbarst?

In seiner Spruchdichtung steckt viel abgeklärte Lebensweisheit, wenig satirische Schärfe. Nur wenn er auf sein Poetenlos zu sprechen kommt, steigt die Galle in ihm auf. Seinen Söhnen deckt er einmal des Herzens schwere Wunde auf, und den einen von ihnen warnt er, die gefahrvolle Wandrung inmitten zwischen Unverstand und Stumpfheit zu wagen, um die rechte Stätte in Menschenherzen für das in stillen Stunden Ersonnene zu finden.

Gefühlslyrik und Gedankenpoesie halten sich in der Sammlung ungefähr die Wage. Im saugbaren Lied hat Milow nicht ohne Glück das Goethe-Mörikesche Erbe zu mehren getrachtet. Ganz an die Art des gefeierten schwäbischen Lyrikers erinnert das herrliche Gedicht „In der Frühe".

Leis erglühn der Berge Gipfel,
Und am bleichen Himmel fern
Über eines Baumes Wipfel
Flimmert noch ein später Stern.

Wie verhaltnen Odems rauscht es,
Hörbar, ob auch heimlich still,
Und mein Herz, beklommen lauscht es,
Was da mählich werden will.

Schatten ziehen noch im Tale,
Webend streitet noch die Nacht
Mit dem ersten Sonnenstrahle,
Und ein Windhauch fächelt sacht.

Welch ein Regen, welch ein Dehnen —
Kommst du endlich, lichter Tag?
Welch ein Hoffen, Zagen, Sehnen —
Wag' ich einen Flügelschlag?

Das Träumerische und Versonnene ist Milows Element. Von seiner Liebeslyrik sagt Engel mit Recht, daß ihr Grundzug nicht brausende Leidenschaft, sondern die innige Versenkung in das eigene volle Herz, mehr die sehnende als die in der Sättigung schwelgende Liebe sei.

Stets am tiefsten wird sie binden
Und sie ist in stärksten Banden,
Wenn die Herzen still sich finden,
Ahnungslos, uneingestanden.

Aufs innigste fühlt der Dichter sich an die Natur gefesselt, in der er das Walten geheimnisvoller Kräfte verspürt (vgl. namentlich das Gedicht „Die Geister des Waldes"). Die Verherrlichung und Betrachtung der Natur schlägt ihm die Brücke von der Stimmungslyrik zur Gedankendichtung. Für diese hat er sich in dem „Das Dunkle in der Dichtung" überschriebenen Epigramm selbst den Weg vorgezeichnet.

Ist dunkel, was der Dichter uns gebracht,
Dann sei's geheimnisvoll so wie das Leben;
Doch soll er nimmermehr uns Rätsel geben,
Die grübelnd er sich selber ausgedacht.

R. Krauß

Digitized by Google

Eine neue Schillerbiographie

Im Schillerjahr 1905 ist Schiller wieder mächtig durch die deutsche, ja man kann sagen, durch die ganze Welt geschritten, nachdem es eine Zeitlang geschienen hatte, als ob er durch eine neue Ästhetik beiseite geschoben wäre, als ob andere Namen den seinen verdunkeln könnten. Es war wieder etwas wie ein Hunger gerade nach dieser überragenden Persönlichkeit erwacht, nicht etwas bloß im Jahre 1905 vorübergehend erweckt worden. Die Art der Zubelfeier war ein Beweis dafür, daß jener Hunger vorhanden war, daß ein Bedürfnis da war, in das Wesen Schillers aufs neue einzudringen und von dort etwas herauszuholen, was auch noch unsrer Zeit und gerade unsrer Zeit nötig ist. So war Karl Bergers erster Schillerband gerade zur rechten Zeit erschienen, um die Hungrigen zu speisen, und jetzt nach vier Jahren liegt auch der zweite Band dieses bedeutenden Buches vor (Schiller. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. In zwei Bänden. Erster Band 1905. 630 S., geb. 6 M. Zweiter Band 1909. 812 S., geb. 8 M. München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhdlg.). Und ich glaube, man hat das Recht, diese Bezeichnung dem Buche zu geben, wie man sich auch in Einzelheiten kritisch zu ihm stellen möge. Denn es ist nicht etwa nur der Name Schiller, der das Buch trägt, er vermag auch schwächere Leistungen zu tragen, das haben die unzähligen Veröffentlichungen des Schillerjahres bewiesen; und man hat bei Bergers Beleuchtung Schillers und seiner Werke bis ins kleinste hinein nicht nötig, sich immer wieder zu sagen: Es ist ja dein Schiller, um den es sich handelt, um dessen willen man vielleicht auch schwächer ausgeführte Partien in den Kauf nähme. Denn das Buch hat wirklich keine schwächeren Teile, wenn auch der Sache gemäß das eine Kapitel anziehender ist als das andere. Und wenn ein Leser den ersten Band, Schillers Jugend bis zur Berufung nach Jena, vielleicht flotter geschrieben finden möchte als den zweiten, der dem Verfasser namentlich in dem ersten Drittel viel schwerere Aufgaben stellte als der erste, so wird er durch diesen um so tiefer in Schillers mannhaftes, ja heldenhaftes Ringen um den höchsten Adel einer menschlichen Persönlichkeit hineingeführt und muß bezeugen, daß hier einer schweren Masse die rechte und dazu eine glänzende Form gegeben ist. Man hat von Bergers Darstellung den Eindruck, daß hier einer mit Schiller gerungen hat, daß Berger den ungeheuren Stoff, die Kenner wissen, wie ungeheuer er ist, sich nicht bloß äußerlich angeeignet, sondern innerlich durchdrungen, man darf vielleicht sagen: innerlich durchlebt hat. Und aus diesem Ringen und Durchleben heraus gelang ihm die Gestaltung in einem großen Wurf, und darum tritt auch Schillers Persönlichkeit trotz zahlloser Einzelheiten als ein Ganzes klar und scharf vor unser Auge und reißt uns die Darstellung fort, so ruhig sie ist, so ohne jedes Pathos, ohne Phrase und Rederei über Schiller und an Schiller vorbei. Berger führt uns wirklich in Schiller hinein und läßt Schillers Licht leuchten, nicht nach der Art mancher Geistreichen unserer Tage sein eigenes Licht. Er will der großen Sache Schillers, die in gewissem Sinne die Sache des deutschen Volkes ist, dienen, und wer sich von ihm zu Schiller leiten läßt, der wird einen Gewinn draus ziehen, der weit über den Tagesgewinn hinausgeht.

Daß er sich für seinen Helden begeistert hat, ist natürlich, sonst wäre ihm sein Werk nicht gelungen; aber die Begeisterung verführt ihn nicht zu irgendwelchen Ungerechtigkeiten gegen andere, wie das in der Goetheliteratur gerade Schiller gegenüber noch immer ab und zu der Fall ist. Man lese zum Beispiel eines der besten Kapitel des ganzen Buches: „Der Bund mit Goethe“. Aber es ist ihm nicht darum zu tun, mit schönen Worten für Schiller zu begeistern, er will ihn uns erkennen lassen, wie er war. Und wem bei Bergers Darstellung die Begeisterung für Schiller nicht von selbst kommt, wen dieses Ringen Schillers, dieses Streben nach Befreiung von allen Schlacken gemeiner Menschlichkeit nicht im tiefsten Innern bewegt, der muß schon stumpfsinnig sein. Ich glaube, auch der Widerstrebende wird durch Berger zur Bewunderung Schillers geführt, und so hat Berger wirklich Schiller wieder in unsere Zeit hineingestellt als eine hochragende Gestalt, zu der aufzusehen wir nicht müde werden sollten.

Digitized by Google

Mit wenigen Worten, die in der Einleitung zu dem Buche stehen, hat Berger den ganzen Schiller vor uns hingestellt und seinen Wert für alle Zeiten bezeichnet: „In Goethes Faust preist Chiron, der Weise und Gerechte, den Tatenhelden Herkules als die erhabenste und vollkommenste unter den heroischen Gestalten: der Dichter soll damit bewußt ein Symbol für Schillers Persönlichkeit geprägt haben. Und wahrlich! Wie der Griechenheld ist Friedrich Schiller ‚in ewigem Gefechte des Lebens schwere Bahn' gegangen. Auch sein Leben war eine sieghafte Bewährung des ‚Göttlichen' in der Menschennatur gegenüber der rohen Naturgewalt und dem ‚Widerstande der stumpfen Welt'. Mit dem Geschick, mit schleichender Krankheit, mit dem Druck armseliger Verhältnisse und nicht zum wenigsten mit den widerstrebenden Gewalten seines mächtig aufgärenden Innern ringend, hat er, sich selbst und den früh gewonnenen Idealen getreu, seine Persönlichkeit durchgesetzt und seine Dichtung wie sein Leben kraft seiner angeborenen Herren- und Freiheitsnatur nach seinem eigenen Willen gestaltet. Das Glück war immer mit ihm, weil er es in sich trug und in persönlichen Leistungen suchte. Immer hat er das Leben eingesetzt, um das Leben zu gewinnen. Alle Hemmnisse und Einschüchterungen von innen und außen boten ihm stets nur neuen Anlaß, im Leben und Schaffen jene Kraft zu brauchen, die über die ‚Angst des Irdischen' emporhebt. Aus dieser selbstherrlichen, unverwüstlichen Siegerkraft der inneren Erhebung, dem Kern seines nach allen Seiten hin sich auswirkenden Idealismus, ist alles Große und Hinreißende in Schillers Persönlichkeit und Werken, in allen seinen Lebensäußerungen abzuleiten und zu verstehen." Und als Ergänzung hierzu die Worte, mit denen Berger sein Buch schließt: „Zum ersten Male und gültig für alle Zeiten wird (in Goethes Epilog zu Schillers Glocke) das Wesen und Wirken Schillers, des Dichters und Denkers und Menschen, in großen, klaren, tief empfundenen Zügen dargestellt: die sittliche Übergewalt des mächtigen Kämpfers, die ihm einst den Großen, Einzigen in seiner Nähe zum Freunde gewonnen hat, und die noch immer sein Volk zu ihm hinzieht; sein tapferes, künstlerisches Streben und seine stolze Schöpferkraft, sein kühnes Erfassen der Menschheitsgeschicke und sein verständnisinniger Verkehr mit den Geistern des Alls, seine kampfgestählte, sich selbst und andere besiegende Willenskraft und seine liebenswerte, heiter gesellige Menschlichkeit, alles Großfühlende und Großgeprägte in der Persönlichkeit Schillers tritt hier zu voller Einheit zusammengeschlossen vor das Auge."

Wenn Schiller so war — und Bergers Biographie beweist, daß er so war —, dann hat es sich wahrlich gelohnt, sein Leben aufs neue einer Darstellung zu unterziehen und, selbst wenn die vorhandenen Schillerbiographien allen Anforderungen, namentlich auch eines weiteren Leserkreises genügen würden, ihn aufs neue in seinem ganzen Wesen unter uns lebendig werden zu lassen. Will man die Probe machen, wie lebendig Schiller in Bergers Darstellung wird, so lese man einmal die Abschnitte hintereinander, die sein Leben erzählen; man wird dabei sehen, in welch hohem Maße Berger die Kunst der Darstellung versteht. In diesen Abschnitten liegt Berger aber neben dem Eindruck des äußerlich Biographischen vor allem auch daran, zu zeigen, was Schillers innerstes Wesen war, welche dichterischen Absichten ihn leiteten, wie auch bei ihm, und gerade bei ihm, Leben und Dichten aufs engste zusammenhing, und wie falsch jene Auffassung war, die ihn hierin in Gegensatz zu Goethe setzen wollte. „Was er nicht schillerisch machen konnte, fiel schließlich an ihm hinunter. Was er mit Willen festhielt, das haben seine Seelenkräfte umgewandelt dergestalt, daß daraus Fleisch von seinem Fleische und Bein von seinem Bein geworden ist", sagt einmal ein feiner Kritiker, und Bergers Darstellung bestätigt es auf allen Stationen seines Lebens. Das hat Berger auch in dem interessanten Kapitel „Schillers Gedankenlyrik" vortrefflich nachgewiesen: „Wie alle echten Dichter will er sich selbst darstellend offenbaren, sein innerstes persönliches Leben und Weben zur Anschauung bringen. Nicht Aufklärung sollen wir bei ihm finden, sondern Genuß, Freude, Steigerung unserer Lebensgefühle. Was nun einen poetischen Genius zur Aussprache anreizt, kann sehr verschiedener Art sein. Als Antrieb dieser Schillerschen Lyrik wird gewöhnlich die ‚Reflexion', der Gedanke bezeichnet,

Digitized by Google

und da diese Elemente das rein Dichterische zu trüben scheinen, so wird der künstlerischen Würdigung der ‚Reflexionsgedichte' von vornherein Beträchtliches abgezogen. Aber man vergesse nicht, bei allem, was dieser Dichter hervorbringt, ist auch der Wille in Bewegung, und jeder große Gedanke setzt sich bei ihm um in Gefühl — — — Gefühl ist der Urquell auch seines Dichtens; Lebensurkunden und Lebensbeichten, dem Herzen mit reiner Nötigung entquollen, sind auch seine philosophischen Gedichte. Lebensbekenntnisse in anderem Sinne freilich als Goethes Gelegenheitsdichtungen. Denn *was* Schiller erlebt, *wie* er erlebt und das Erlebte *verarbeitet*, ist grundverschieden von jenes größten Lyrikers Art, entsprechend der stolzen Entwickelung des aufs Große, Erhabene, Ideenmächtige gerichteten Willensmenschen." Und dazu an anderem Orte: „Mit dem eigentlichen Lyriker, mit dem Verklärer des Liebesempfindens und des Naturgefühls kann und will Schiller nicht um die Palme ringen. Aber seine eigentümliche ‚Provinz' hat er sich doch erobert auf dem Gebiete jener Lyrik, die darauf beruht, ‚daß Inhalte, welche über das persönliche Schicksal der Seele hinausreichen, von ihr Besitz genommen haben und nun die Gemütsverfassung ganz bestimmen'. Sie entsteht aus dem begeisterten Gefühl für große Gegenstände, für Ideen, die sich auf die Angelegenheiten unseres Geschlechts beziehen oder den letzten Zusammenhang der Dinge uns deuten. In dieser Lyrik ist Schillers Meisterschaft unbestritten, seine Herrschergröße unerreicht. Seine philosophischen Gedichte leuchten mit besonderem Glanze wie Juwelen unter dem Kronschatz deutscher Dichtung, und die gesamte Literatur der Erde vermag, nach dem Urteil der besten Kenner, dieser gehaltreichsten, formal adeligsten Lyrik nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen."

Mancher Leser Schillers wird bei der Lektüre solcher Ausführungen sich sagen: So hoch hab' ich meinen Schiller doch nicht eingeschätzt. Er lasse sich aber von Berger durch die Schillersche Dichtung geleiten, und es wird ihm die Wahrheit dieser Einschätzung mehr und mehr aufgehen. In besonderen, den biographischen nachfolgenden Abschnitten hat Berger die Schillerschen Dichtungen zum Teil sehr eingehend gewürdigt, offenbar nicht bloß um ihren ethischen und ästhetischen Gehalt auch gegen falsche Auffassungen in das rechte Licht zu stellen, sondern auch mit Rücksicht auf weitere Kreise, für die sein Buch bestimmt ist. Und es wird gleichzeitig den Schillerforscher anziehen und auch über schwierigere Fragen in Schillers Leben befriedigende Auskunft geben, wie es weitere Kreise erreichen und fesseln wird.

Man hat nach Erscheinen des ersten Bandes vielfach lesen können, Bergers Schillerbiographie werde das Seitenstück zu Bielschowskys Goethe werden, indem man als feststehend annahm, daß seine Darstellung ein unerreichtes Muster einer Goethebiographie sei. Wir wollen das gelten lassen, und insofern stimmen wir dem Vergleich als einem Bergers Buch außerordentlich hochstellenden zu. Aber Bielschowsky und Berger sind zwei sehr verschiedene Naturen, wie Goethe und Schiller ganz verschiedene Naturen waren, und es ist natürlich nicht Zufall, daß der eine sich diese, der andere jene Persönlichkeit für seine Lebensbeschreibung gewählt hat; es mußte in beiden eine gewisse innere Verwandtschaft sein, sonst hätten sie nicht so Bedeutendes leisten können. Und so sehr der Biograph Berger hinter seinem Helden zurücktritt, so zeugt doch seine Biographie überall von einer ganz bedeutenden geistigen Persönlichkeit. Das gibt dem Buche eine besondere Note, die nicht jeder andere auch bei denselben umfänglichen Kenntnissen und derselben Vertiefung in Schiller ihm hätte geben können. Und mit darin liegt auch seine Anziehungskraft.

Richard Weitbrecht

Digitized by Google

Ein feines Märchenbuch

Goldne Früchte aus Märchenland. Märchen für jung und alt von Elisabeth Gnauck-Kühne. (Bremen, Verlag Halem.) — Zu einer Zeit, da Empfinden und Äußerung noch ganz naiv war, fielen die Märchen wie reife Äpfel vom Baum. Wo sind sie alle hergekommen, die Schneewittchen und Dornröschen, all die wunderbaren Gebilde, die so jenseits von Moral und Unmoral stehn, in denen man lachend und ohne nervösen Schauder oder ethische Erwägung mit anhörte, wie die böse Stiefmutter sich in glühenden Pantoffeln zu Tode tanzte, wie das Schneiderlein aller Vernunft zum Trotz doch die Königstochter kriegte, und wie Himmel und Erde sich bemühen mußte, um irgendein kleines Gänsemädchen glücklich zu machen? Diese Märchen, in denen gar keine Absicht, kein pädagogischer Wille lebte, die so recht dick aufgetragen waren und keine Unmöglichkeit anerkannten, die waren in ihrer herrlichen Naivität, selbst wie Kinder, das richtige Futter, Licht und Wonne für unsre Kinderstuben.

Andre Zeiten, andre Lieder. Jetzt können solche Märchen nicht mehr geboren werden. Man versucht es reichlich, aber es werden Nachbildungen, oder sie fallen zu fein aus oder zu grob. Jene erste frische Kindlichkeit, in der das Volk sich seine Märchen wahrscheinlich zuerst gar nicht aufschrieb, sondern sie sich von Mund zu Mund weitererzählte, ist dahin. Wir stehen jetzt mitten im Wogen und Drängen starken Lebensbewußtseins, wir sind keine Kinder mehr.

Das hängt zuweilen wie ein leiser Schleier der Wehmut über unsrer tätigen, oft nüchternen, kämpfenden Zeit. Aber dies ist nicht ungesund und verächtlich. Es ist nur wie die Treue, die der echte Mann seiner wilden, jungen, unwissenden und hoffnungsreichen Kindheit bewahrt.

Nur uns klar werden, heißt es, was wir heute sind und können und sollen — dann werden wir nicht alte Bilder nachmalen, aber auch nicht die alten frech verachten, sondern wir werden uns auf unsre eigne Schöpferkraft verlassen und ihrer tiefen Quellen gedenken, die damals frisch von den Bergen sprangen.

Elisabeth Gnauck-Kühne hat dies getan. Sie legt uns kein Märchenbuch von bösen Stiefmüttern und verwunschenen Prinzen vor. Sie macht nicht die heute so üblichen Versuche mit, zu galvanisieren, was doch nicht mehr neu geboren werden kann. Sie sagt schlicht und stolz: Seht her, ihr Kinder von heute, dies sind unsre Märchen von heute! Die Natur, unsre Gottesnatur, die wir immer wieder vergessen in unsern steinernen Städten, die belebt sie wunderbar, die erhält plötzlich Stimme und wird uns in diesem Buch unversehens vertrauter als oft durch ein ganzes Jahr Naturgeschichtsunterricht.

Man könnte sagen: Dies sind ja gar keine Märchen, sondern Parabeln, Allegorien! Nein, es sind Märchen, weil der alte goldne Märchensinn darinnen lebt. Nicht mehr so unverantwortlich, so lustig frech wie ehemals. Über dem Niedergang, wie im Märchen vom Kirschbaum, der von Brombeer, Geißblatt und dem wilden Hopfen schließlich erstickt wird, hängt eine Trauer hernieder, über dem Aufgang, wie im Märchen von der Distel, die stachlig wird aus Bitterkeit und endlich doch unter den Strahlen der lieben Sonne eine rote süße Blüte trägt, schlägt ein persönlicher klingender Jubel auf über die Macht der großen Liebe. Die Märchen sind nicht unsinnig wie die alten, die gar kein Nachdenken wollten, sie sind sehr sinnig. Man sieht hier, als ob in der Natur, in der von der Dichterin sehr geliebten Natur, plötzlich vor unsern Augen ein bisher verborgnes, uns nahe verwandtes Leben sich zu regen beginne und leise emporsteige.

Prachtvoll ist die Geschichte von dem Wildbach, der nicht stillstehn will, um Bachstelzen zu tränken und kleine Zwerge zu laben, weil er zu den klugen Menschen möchte und große Räder treiben. Voll springenden Humors ist das alles. Der Hannes, der nun zum lieben Gott geht, weil der dumme Bach, immer sich verspritzend, nicht mal seine Sägemühle treiben kann, die blonde Suse, die ihm ihr goldnes Herzchen am Bande mitgibt, was sind das alles für entzückende

Digitized by Google

Gestalten! Man kann die Geschichten naiv fassen als Kind, man kann den tiefen Sinn darin spüren als Großer, denn nun kommt der Schluß, wie Hannes auf den Rat des lieben Gottes dem nutzlosen Bach eine Mauer zieht, daß er sich sammelt und tief und stark wird in der Stille, bis er die Mühlen treiben kann.

Eine der schönsten Geschichten ist: Der Weg in den Himmel. Das kleine Geranium, im südlich stolzen Garten erwachsen und von Palme und Zypresse wohlwollend aufgefordert, sich an ihnen emporzuranken, um mit „in den Himmel" zu kommen, steigt schließlich lieber auf die andre Seite der Mauer, um den Armen und Elenden Trost zu bringen. In der Hand eines armen Lazarus, der in der Nacht stirbt, kommt es dann wirklich in den Himmel. Nun sieht es sich nach den stolzen Bäumen um. „Aber es war noch nichts von ihnen zu sehn."

Voll frischer Natürlichkeit ist „Trim, der Abenteurer", und eine stille Größe, auch Kindern verständlich, liegt über den Geschichten von dem einsamen Adler und der sehnsüchtigen Agave. Als einziges Märchen, das tief und schön, für Kinder ohne Sinn ist, empfinde ich das von der Nachtigall, die ihr Lied verloren hat, als sie ihre Sehnsucht verlor.

Es sind noch mehr Geschichten in dem feinen Büchlein, die nicht alle einzeln aufzuzählen sind. Es ist ein Geschenk für unsre heutige Zeit, eine Erquickung im Dunste der Städte, eine Bereicherung für das Landkind.

Wir dürfen froh sein, daß auch auf diesem Weg, den wir in edler Wissenslust und im Strebensdrang vergessen liegen ließen, jetzt so helle Lichter aufgehn! Marie Diers

Märchen- und Alkoholgefahr

Die Bindestriche hinter Märchen sind ja zu beachten. Denn man hat es in der Tat fertig gebracht, nicht nur von einer Gefährlichkeit des Märchens für unsere Jugend zu sprechen, sondern sie mit der Alkoholgefahr in eine Linie gestellt. Und zwar handelt es sich nicht um den Notschrei eines vor Humanitätsduselei hysterischen alten Weibes, das auch in Männerhosen stecken kann, dem die robuste Art, in der das Märchen mit den Bösewichtern verfährt, eine Verrohung bedeutet. Nein, dieses Mal hüllt sich der Ankläger feierlich in die Toga des Anwalts der Wissenschaft, der Wahrheit. Der Kämpe ist Dr. Georg Biedenkapp, das Schlachtfeld liegt im Feuilleton der „Frankf. Ztg." „Die Wissenschaft vom Märchen" heißt der unverfängliche Titel, der einen eine Abhandlung über die neuen Entdeckungen der Mythenforschung erwarten läßt, die in letzter Zeit so manches beigebracht hat, was Carus Sternes Ausspruch stützt, daß alle Mythologie nichts anderes sei als Volksnaturgeschichte. Aber dieses Thema wird nur so weit behandelt, um den Waffengang gegen das Märchen zu erklären. „Die Wissenschaft vom Märchen geht den Pädagogen, den Volkserzieher im weitesten Sinne des Wortes an; er hat zu prüfen, ob Märchen heute noch im Leben des Kindes die Rolle einnehmen und beanspruchen dürfen, die sie dereinst besaßen. Die Pädagogik des Märchens hat das Recht des Kindes zum Maßstab zu nehmen, sie wird nicht umhin können, zu der großen Alkoholfrage, die unsere Zeit bewegt, ein nicht unbedeutendes Seitenstück zu schaffen, denn so wenig heute noch ein Erzieher des Leibes, ein Arzt, den Kindern den Genuß alkoholischer Getränke gestatten wird, ebensowenig, ja noch weit weniger dürfte ein Erzieher der Seele, ein Lehrer und echter, rechter Vater, wahllos solche Märchen, die wie Alkohol auf den zarten, in der Entwicklung befindlichen Geist des Kindes einwirken, in unbemessener Weise über das jugendliche Hirn ergehen lassen."

Danach gibt der Verfasser einen kurzen Überblick über die neue Märchenforschung, die — doch wohl auch zu sehr verallgemeinernd — in den Märchen fast durchweg den Versuch der pri-

Digitized by Google

mitiven Völker feststellt, sich mit den sonst unerklärlichen Erscheinungen der Natur abzufinden. „Heute sind wir daher durch die genannten Forscher mehr als je in den Stand gesetzt, den Naturhintergrund Tausender von Märchen deutlich zu erspähen, und es ist eine arge Rückständigkeit, wenn der Jugend immer noch die Sagen von Herakles, Odysseus, Siegfried usw. aufgetischt werden, ohne daß man den Naturhintergrund zu den oft aller Logik und Naturwirklichkeit Hohn sprechenden Geschichten angibt. Selbst bei unsern Grimmschen Märchen ist ja hie und da der Naturhintergrund deutlich genug sichtbar, im Lichte der vergleichenden Mythenforschung tritt er noch mehr und fast allerwärts hervor. Was früher nur luftiges Gespinst der Phantasie, sprunghafte Laune dichterischer Eingebung zu sein schien, was früher auch oft genug nur wie ein Wust, eine „rudis indigestaque moles" verstandloser, nur kindliches Unterhaltungsbedürfnis befriedigender Erzählungen war, das erhält nun einen besseren Sinn, es rückt hinauf in das Interessenbereich auch des Erwachsenen, denn mit ältester Naturwissenschaft, mit ersten Versuchen haben wir es zu tun, die Dinge da oben am Himmel den Menschen hier unten durch Erzählungen begreiflich zu machen. Man versteht es demnach, daß solche Märchen zu erzählen so lange einen Sinn hatte, als man über die Rätsel der Natur noch nicht genauer aufgeklärt war. Man gab, was man hatte. Man setzte auf die Löcher im Kleide der Erkenntnis bunte Flicklappen märchenhafter Geschichten. Aber nun frage man sich, ob es heute, wo wir ein besseres Wissen von den Geheimnissen der Natur und insbesondere von Sonne, Mond und Sternen besitzen, ob es heute noch einen Sinn habe, dem wißbegierigen, nach Tatsachen und Wirklichkeiten verlangenden Geiste des Kindes in allzureichlichem Maße Märchen zu verabfolgen, statt ihm in angemessener Form von Sonne, Mond und Sternen, von Tag und Nacht, Sommer und Winter und allen Naturerscheinungen das Wissen unserer eigenen Zeit zu geben."

„Ganz gewiß muß anerkannt werden, daß in jene Flicklappen, die als Märchen mangelndes Wissen verhüllten, wundersame Fäden von Herzlichkeit und Gemütstiefe eingeflochten sind, auch Humor, feine Satire haben ihr Teil gegeben, und viel Arbeit ist darin, derentwegen wir den früheren Geschlechtern Dank und Bewunderung schulden. Aber trotz höchster Wertschätzung dürfen wir die psychologische Seite der Sache nicht übersehen."

„Sie ist eigentlich beschämend einfach und klar, denn kein Mensch dürfte es wagen, unsere Kinder in der Schule etwa zuerst ein falsches Einmaleins oder eine grundfalsche Rechtschreibung, oder irrige Sprachregeln zu lehren, vielmehr zielt die beste Pädagogik darauf ab, Hand in Hand mit der Weckung der Gemütskräfte den Verstand zur richtigen Erfassung der Welt und ihrer ursächlichen Beziehungen zu befähigen. Muß schon das Kind an sich genug lernen, um in die Welt hineinzuwachsen, so kann es ohne Schaden kaum noch den verstandesschädigenden Luxus so vieler sprung-, spuk- und gespensthafter Märchen über sich ergehen lassen. Das mit vielen Märchen gefütterte Kind wächst in eine Traumwelt hinein, in der allen sonstigen Kausalbeziehungen Hohn gesprochen wird, und aus dieser Traumwelt muß sich das Kind wieder in die tatsächliche, gewiß nicht ärmliche, nein an sich schon fast märchenhaft reiche Wirklichkeitswelt zurückfinden. Ist das nicht auch Überbürdung?"

Ich wollte die Ausführungen des Verfassers nicht unterbrechen, weil die Donquichotterie dieses Waffenganges so schöner hervortritt. Er leugnet die poetische Schönheit, die köstliche Unterhaltungskraft der Märchen nicht. Er will sicher auch nicht behaupten, daß ein Kind hinter diesen Märchen etwas anderes findet oder sucht, als was eben alle Poesie ihm bietet. Aber! — Gelehrte haben in mühseliger Forschung festgestellt, daß etwas anderes dahintersteckt: nämlich Naturwissenschaft. Und selbige so versteckte Naturwissenschaft steht nicht auf der Höhe unserer heutigen Naturwissenschaft. Und darum erhalten die Kinder mit jener unheimlich versteckten Naturwissenschaft falsche wissenschaftliche Vorstellungen eingeimpft, wenn man ihnen Märchen erzählt. Verhüllt euer Haupt, ihr erzählenden Mütter. Ihr handelt an euren Kindern so schlecht, als ob ihr ihnen ganz böswillig ein falsches Einmaleins beibrächtet, damit sie nachher in der Schule doppelt schwer das richtige lernen müssen!

Digitized by Google

Aber, wie ist's denn überhaupt mit aller Poesie?! Da laufen ja so schrecklich viele, wissenschaftlich unhaltbare Vorstellungen mit unter! Die Art der Naturbelebung in Bildern! Erscheinungen, Gespenster sogar. Schrecklich!

Ein anderes ist, wenn der Verfasser fordert, man soll aus der heutigen Welt der Naturwissenschaft und Technik ein zeitgemäßes Märchen schaffen. Wer hat was dagegen? Schafft es! Anläufe sind da: Kurd Laßwitz, Jules Verne. Die Knaben — noch mehr die Erwachsenen — lesen es gerne. Aber die alten Märchen ersetzen sie nicht — die hören die Kinder gerne. Und noch eins: Poesie ist Naivetät. Die fehlt notwendigerweise der Erkenntnis. So wird der Geist unserer Wissenschaft niemals echte Märchen schaffen. Aber daß die alten Märchen uns fürs Leben untauglich machen sollen?! So wenig, als bis heute die Geschichte vom Schlaraffenland einem Buben den Appetit an Butterbrot und Apfel verdorben hat. Die blasierten Leutlein wachsen ganz anderswo, auch die untüchtigen. In den Kreisen fehlt es in der Regel nicht an Aufklärung und nicht an — Nüchternheit. St.

Klassikerausgaben und Verwandtes

Nachlese

Die folgenden für Geschenkzwecke geeigneten Bücher sind für den Bericht im Weihnachtshefte zu spät gekommen. Wir wollen ihre Wertung aber doch möglichst rasch nachschicken, damit sie, wie sie für uns Nachlese sind, auch selber für die Geschenknachlese, die ja oft notwendig wird, noch in Betracht kommen. Ganz ausgezeichnete, literarische Festgeschenke sind die schmucken Lederbände der Pantheon-Ausgabe (S. Fischer, Berlin, 3 M). Vor allem die von G. von Grävenitz besorgte dreibändige Ausgabe von Goethes „Italienischer Reise" befriedigt in der Ausstattung auch verwöhnteste Ansprüche. Drei Gravüren und sechzehn Abbildungen, diese fast alle nach Handzeichnungen Goethes, sind beigegeben. Die Einführung des Herausgebers wertet die hohe Bedeutung dieses Buches für Goethe und für uns und bestätigt Sulpiz Boisserées Urteil: „Das unmittelbare Leben, welches einen aus diesen Blättern anspricht, erregt mich im höchsten Grade. Ist es doch wie ein Feldzug um die Eroberung aller Herrlichkeiten des schönen Landes, ein wahres Sturmlaufen auf das Echte und Rechte in den Dingen." — Goethes „Torquato Tasso" wird von Otto Pniower herausgegeben. Ein anderer Band bringt Friedr. Hebbels „Gedichte", Auswahl, Einleitung und Anmerkungen von Julius Bab. Wir erhalten hier Hebbels Lyrik, soweit sie nicht nur um ihres Schöpfers willen Teilnahme verdient, in einer chronologischen Anordnung, aus der sich das Gesamtbild des Lyrikers Hebbel heraushebt. Eine ganz andere Anordnung hat Alexander von Bernus für die „Gedichte" der Annette von Droste-Hülshoff gewählt, indem er von den ganz persönlichen Dichtungen immer weiter ins Objektive hinausschreitet. Ich hoffe, daß gerade diese handliche Ausgabe die, erfreulicherweise ja stets wachsende, Volkstümlichkeit der großen Dichterin beschleunigen wird.

Vom Insel-Verlag ist noch eine Ausgabe von „Goethes Gesprächen mit Eckermann" (2 Bde., Pappbd. 5 M, Lbbd. 9 M) eingetroffen. Der Herausgeber, Franz Deibel, hat den später erschienenen dritten Teil der Gespräche chronologisch in die beiden ersten Teile eingeordnet, dagegen die Gespräche Goethes mit Soret in den Anhang verwiesen. Des weiteren legt uns der gleiche Verlag eine dreibändige Ausgabe von Grimmelshausens „Abenteuerlichem Simplizissimus" auf den Tisch (Pappbde. 8 M, Pergament 14 M). Diese handliche, schön gedruckte Ausgabe wird hoffentlich dazu beitragen, daß dieser bedeutsame Erziehungsroman mehr gelesen wird. Das Lesen ist durch die Ausschaltung

Digitized by Google

der orthographischen Sonderheiten erleichtert; am hörbaren Laut des Dichterwortes wird dadurch ja nichts geändert. Gedruckt ist die weitere Fassung, und mit Recht: denn hier bedeutet die Erweiterung einmal eine Verbesserung oder doch wenigstens Bereicherung. Eine schöne Zugabe sind Max Klingers vier Radierungen aus den „Kleinen Intermezzi". Es liegen nun in diesem Verlag in prächtigen Ausgaben die fast gleichzeitigen drei Weltromane: „Don Quixote", „Gil Blas" und „Simplizissimus" vor. Sie regen zu einem genuß- und lehrreichen Versuch in vergleichender Literaturgeschichte an.

Von der großen, auf zwölf Bände berechneten historisch-kritischen Ausgabe der „Sämtlichen Werke" des Freih. Joseph von Eichendorff, die Wilh. Kosch und Aug. Sauer im Verlage von J. Habbel zu Regensburg herausgibt, ist zunächst der 11. Band erschienen, der die „Tagebücher" umfaßt. Das ist für den Literarhistoriker das Wichtigste, weil bisher dieses Material in ähnlicher Fülle nicht zugänglich war. Die Tagebücher reichen mit einigen größeren Lücken von 1798 bis 1812. Sie wirken außerordentlich unmittelbar und sind eine Offenbarung für das seelische und geistige Leben des jungen Dichters. Verschiedene Bildnisse, auch Karikaturen von Eichendorffs Hand schmücken den sehr gut ausgestatteten Band. Der Preis der Ausgabe ist sehr mäßig angesetzt. Innerhalb der Gesamtausgabe kostet der Band gebunden 3.50 ℳ; einzeln sind die Bände für 4.50 ℳ zu haben.

Vorläufig nur kurz angezeigt sei die monumentale Shakespeare-Ausgabe, die soeben im Verlage von Georg Bondi in Berlin zu erscheinen beginnt. Von der voraussichtlich zehn Bände umfassenden Ausgabe liegt der erste Band vor. (Subskriptionspreis brosch. 6 ℳ, Leinenbd. 7.50 ℳ, Lederbd. 15.50 ℳ. Später wird sich der Preis für den Band um 3 ℳ erhöhen.) Die ganze Ausstattung des Buches rührt von Melchior Lechter her und zeugt von erlesenem Geschmack. Die 17 Dramen, die Schlegel übersetzt hat, werden in seiner Verdeutschung geboten, die von Friedr. Gundolf gründlich nachgeprüft ist. Dieser selbst hat die anderen wichtigen Hauptwerke übersetzt: Koriolan, Antonius, Macbeth, Lear, Othello und die Sonette. Die geringeren Dramen werden sich in ebenfalls gründlich revidierten älteren Übersetzungen anschließen. Hält die Ausgabe, was der erste Band verspricht, so wird hier vor allem im buchtechnischen Sinne eine Ehrenschuld abgetragen, die das deutsche Volk gegenüber dem gewaltigen „Speerschüttler", dem mächtigsten Erschütterer unseres dramatischen Seins, längst gehabt hat. —

Vorzugsweise für die Schüler der höheren Lehranstalten berechnet ist eine bei Moritz Diesterweg in Frankfurt erscheinende Sammlung, von der mir sechs Bände vorliegen. Ein gemeinsamer Titel ist nicht gewählt, ebenso sind mir die jedenfalls niedrig bemessenen Preise unbekannt. Ich weise auf die Bücher hauptsächlich hin, weil sie den in der Schule gewohnten Lesestoff glücklich erweitern. Da sind: „Hans Sachs' ausgewählte Werke" in unserer Schreibung herausgegeben von Albrecht Keller. Man glaubt nicht, welche Bedeutung der doch für die Dichtung ganz äußerlichen Schreibweise zukommt, erst recht bei der geradezu trostlosen Schulfuchserei, die in der Orthographie früherer Zeiten herrschte. Oft leiden wir auch einfach unter der Willkür oder Unwissenheit der Drucker. Fritz Reuters „Ut mine Festungstid" ist von C. A. Hinstorff, Grillparzers „Selbstbiographie" von A. Keller herausgegeben. Ernst Keller bietet eine Bearbeitung der „Memoiren des Freiherrn Ludwig von Wolzogen", die zumal für die Kriegsjahre 1812 und 1813 wertvoll sind. Seiner neuen Übertragung von Sophokles' „Antigone" schickt Otto Altendorf eine gute Einführung über das griechische Theater voraus. Eine wertvolle Ergänzung zu jedem Lesebuch ist Karl Horns Sammlung „Deutsche Balladen", weil fast ausschließlich neuere Dichter zu Worte kommen. — Druck und Papier sind gediegen.

Von einer groß angelegten Sammlung „Die Bücher der deutschen Jugend" bringt der Verlag Karl Schnell in München zunächst 5 Bände. Wenn der Prospekt sagt: „Diese neue Büchersammlung umfaßt nur Werke, die zum Bestande jeder Hausbibliothek gehören

Digitized by Google

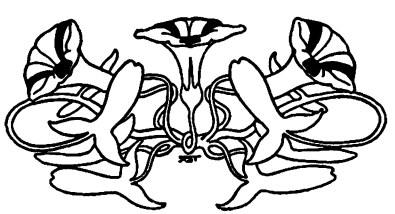
sollten", so kann man im allgemeinen zustimmen. Aber eine sprachliche Ungeheuerlichkeit wie in dem Titel „Kinder- und Hausmärchen von (!) Brüder Grimm" darf nicht vorkommen. Im Original heißt es „gesammelt durch die"; wir dürften allenfalls sagen „der Brüder". Die andern Bände enthalten „Robinson Crusoe", „Gullivers Reisen", Stifters „Bunte Steine", „Die Schildbürger". Einband, Papier und Druck sind gut; für den Bildschmuck sind anerkannte Münchener Künstler gewonnen worden.

Sehr anerkennenswert sind auch „Nisters illustrierte Jugend- und Volksschriften" (Nürnberg, E. Nister) ausgestattet. Jedem der unter Martin Boelitz' Redaktion stehenden Bände sind mehrere farbige Bilder von Künstlerhand beigegeben. Neuer liegen neu vor „Die Märchen der Brüder Grimm" (3 M), „Die schönsten Märchen aus 1001 Nacht" (3.50 M), „Münchhausen" (2 M) „Sieben Schwaben und Schildbürger" (2 M), Musäus' „Märchen von Rübezahl" (2 M).

Sehr zu beklagen ist, daß zuviel Kraft denselben Unternehmungen zugewendet wird. Zu den zwei genannten Schildbürgerausgaben kommen noch zwei, die allerdings beide sehr gute Leistungen sind. Und zwar die vom Dresdener Jugendschriftenausschuß besorgte Ausgabe vor allen durch den trefflichen Bildschmuck von William Krause (Dresden, E. Heinrich, 2.50 M), von dem auch der Bilder- und Buchschmuck für eine ebenfalls vom Dresdner Jugendausschuß besorgte Ausgabe von Münchhausens Reisen und Abenteuern herrührt (Dresden-A., Alexander Köhler, 3.50 M). Die von Georg Barlösius geschmückte Ausgabe des Verlags Fischer & Franke, Berlin, ist in Schrift, Papier, Druck und Bild von meisterhafter Einheitlichkeit (3 M). Der gleiche Verlag bietet zum erstaunlich billigen Preise von 1.80 M eine ganz ausgezeichnet und sehr ausgiebig illustrierte Ausgabe von „Andersens Märchen".

Mit besonderem Nachdruck verweise ich dann auch die Erwachsenen auf die von O. Dähnhardt gesammelten „Naturgeschichtlichen Volksmärchen" hin, die in der dritten Auflage zu zwei Bänden erweitert vorliegen (Leipzig, Teubner, je 2.40 M). „Nirgends erkennt man den Einfluß, den das Zusammenleben mit der Natur auf die Sagenbildung ausübt, so deutlich wie bei den naturgeschichtlichen Sagen und Märchen, d. h. solchen, die die Natur in ihren einzelnen dem Volke vertrauten Erscheinungsformen erklären wollen, indem sie deren Entstehung oder Eigenart aus märchenhaften Begebenheiten ableiten." Aus dem ungeheuren über die ganze Welt verstreuten Material hat der treffliche Sammler mit gutem Geschmack das Beste ausgewählt.

Als ein erwünschtes Geschenkwerk sei noch Elise Polkos allbekannte lyrische Anthologie „Dichtergrüße" erwähnt, die in neuer künstlerischer Ausstattung unter Leitung von Walter Tiemann und neuer Bearbeitung von J. R. Haarhaus bei Amelang, Leipzig, erschienen (bereits 301—312 Tausend! Gebunden 6 M) und mit 24 Dichterbildnissen geschmückt ist. St.



Digitized by Google

Ingenieurkunst, Architektur und Landschaft

Von

Joseph Aug. Lux

Als ein völliges Novum steht der moderne Eisenbau in der Geschichte da, mit nichts vergleichbar, was Kunst und Technik vorher hervorgebracht haben, und durch nichts ästhetisch faßlich und erlernbar als durch das eigene Wesen der statischen Gesetzmäßigkeit und der zweckmäßigen Brauchbarkeit.

Bei der Betrachtung von Eisenkonstruktionen an sich kann selbst der Widerstrebende die Tatsache nicht leugnen, daß diesen Gebilden ein imponierender Reiz innewohnt, der sich mit den herkömmlichen Regeln der künstlerischen Ästhetik nicht messen läßt. Sobald aber die technischen Großkonstruktionen in Zusammenhang mit Gebilden der Baukunst treten, oder als eine weithin sichtbare Erscheinung in der Landschaft auftauchen, verwandelt sich dieses unwillkürliche Staunen meistens in ein Mißbehagen. Die Klagen über die Verhunzung der Landschaft, über die Störung der Harmonie von Städtebildern und Naturbildern richten ihre Spitze in den häufigsten Fällen gegen die Werke der Technik, gegen die Eisenbrücken, gegen die Bahnanlagen, Schienenwege, Schwebebahnen, Fabrikschlote, Krane, Wasserleitungen, Wasserkraftanlagen, Windmotoranlagen, Fabriken und ähnliche Utilitätsschöpfungen der Neuzeit. Der Ingenieur war schließlich der einzige, der nicht aufhörte, die eigentümliche Schönheit dieser Gebilde auch dann noch zu sehen, als der Laiensinn in dem ungewohnten Bild nur die Disharmonie empfinden wollte. Vor allem war es der Künstlersinn, der sich gegen die wirklichen oder anscheinenden Disharmonien in dem ungewohnten Bild aufbäumte. Die letzten zehn Jahre waren ein einziger, wenn auch nutzloser Protest gegen die Veränderung der Städte und Landschaften durch die Technik. Man begann festzustellen, wie schön die Landschaft mit den alten liebenswerten Häusern in der früheren Zeit war, als diese technischen Monstrositäten die Gegend noch nicht verunzierten, und in zahllosen Bildern und Beschreibungen wurde die Lieblichkeit der Heimat gerühmt, ihre Wiedererweckung anempfohlen und auf die sentimentale Klein-

Digitized by Google

stadtflucht ein neuer Stil gegründet, der Heimatstil, der nun infolge einer umfassenden Bewegung von den Baubehörden als neues, alleinseligmachendes Schema auf das nachdrücklichste empfohlen wird. Es bedarf schließlich nur einer ernsten Untersuchung, ob und inwieweit den technischen Werken gegenüber der Protest berechtigt war, der überdies bereits mildere Formen angenommen hat, in der richtigen Erkenntnis der neuen ästhetischen Werte, die in einem nicht unerheblichen Teil der neuen modernen Konstruktionen liegen.

Ein intensives Betrachten der alten Bauweise und des harmonischen Zusammenhanges dieser alten heimatlichen Baukunst mit der landschaftlichen Umwelt hat in diesen vergangenen zehn bis zwanzig Jahren Platz gegriffen. John Ruskin war der Urheber dieser neuen Denkweise, derselbe, der den Bannfluch gegen das Eisen ausgesprochen hatte. Das Eisen war in früherer Zeit als Baustoff verachtet und in seiner architektonischen und konstruktiven Wertbarkeit tief unter Holz und Stein gesetzt, und nur zu untergeordneten konstruktiven Hilfsmitteln verwendet. Aus seiner Hörigkeit wurde es erst infolge der neuen Bessemer-Stahlproduktion befreit, die eine umfängliche Anwendung dieses Materials gestattete und ihm zugleich mit einer eigenen persönlichen Sprache die wenn auch noch lange nicht künstlerisch anerkannten Rechte gab. So sehr der große Kunstprophet den Blick für die Schönheit der vergangenen Kunst und namentlich auch für die schlichten Erscheinungen der Heimat geschärft hat, so sehr hat er andererseits den Sinn für die charakteristische Schönheit der neuen technischen Erscheinungen getrübt. Wie groß die Wirkung dieses einzigen Mannes war, geht daraus hervor, daß sich eine geistige Strömung von ihm ableitete und über die ganze Welt verbreitete. Auf ihn ist der Gedanke einer nationalen volkstümlichen Baukunst, die bei der lokalen Überlieferung einsetzt, zurückzuführen, der in der Landhausarchitektur in Europa und Amerika greifbar geworden ist, und auf den Städtebau, auf das Miethaus, auf die landwirtschaftlichen Nutzbauten, auf die Fabriken, wie überhaupt auf die technischen Konstruktionen, soweit sie nicht lediglich Eisenbau sind, übergreift. Das heimatliche Dach, das Bauernhausdach, das in richtigen Verhältnissen zehn bis fünfzehn Fuß über der Erde steht, können wir jetzt schon auf fünfstöckigen Warenhäusern und achtstöckigen Fabrikbauten sehen, als einen lebendigen Beweis, wie wenig die Eigenart der modernen Konstruktion und ihre formalen Bedingungen erkannt worden sind.

Von diesen Exzessen des Heimatstils abgesehen, hat das intensive Forschen in der Richtung, die Ruskins rückwärts gewendeter prophetischer Finger zeigt, einen unendlichen Schatz aus der Vergangenheit ans Licht gehoben. Nicht nur was den Rhythmus der Detailformen an den überlieferten Bauten der Heimat betrifft, sondern auch hinsichtlich der formalen Übereinstimmung von Bauform und Landschaftscharakter. Es sind feine künstlerische Entdeckungen, die die Kamera des Amateurs, der Maler, der Architekt, der Ästhetiker in dieser Richtung macht. Ein ganzes Dorf, an die sanfte Lehne eines Berges hingeschmiegt, mit dem imposanten Kirchturm als der einzigen Überragung, wie ein hohes, gekröntes Haupt inmitten der Rotte, eine verfallene Burganlage, die aus der Kontur des Hügels fast organisch herauswächst und den Linienrhythmus der Berglandschaft um einen

Digitized by Google

neuen Akzent hebt und verstärkt, das strohgedeckte Mammutdach eines niedersächsischen Bauernhauses, das in der Ebene auftaucht und mit seiner massigen Wucht den Horizont malerisch überschneidet, der gespenstische Umriß eines Schöpfbrunnens, der sich dunkel scharf vom roten Abendhimmel abhebt, der schöne Schwung der massiven Steinbrücke über den Gebirgsfluß, von Heiligenfiguren überwacht, die fortifikatorischen Mauermassen um das malerische Giebeldächergewirr des Landstädtchens gelegt, die trauten Straßen- und Hausbilder in dem kleinstädtischen Winkelwerk, das sind nur einige der reichen künstlerischen Erlebnisse, die wir in der Heimat auf den Spuren Ruskins sammeln. Von diesen liebenswerten Eindrücken erfüllt, erwacht in der sentimental gewordenen Menschheit der Wunsch, diese köstlichen Formen in dem Neuschaffen wieder aufleben zu lassen, nicht nur auf dem Lande, im Umkreis beschränkter Verhältnisse, sondern auch in der Großstadt, wo bereits alles ins Gigantische gewachsen ist, und nun die heimatliche Tracht anlegen sollte. Es kann gar nicht geleugnet werden, daß ein sehr gesunder Protest gegen die niederträchtige Spekulationsbauerei, die auch auf dem Lande bedenkliche Erscheinungen zeitigte, in diesem emsigen Ergreifen der künstlerischen Formen der heimatlichen Vergangenheit liegt. Trotzdem ruht in diesem Erwachen des künstlerischen Gewissens, das sich lediglich an der heimatlichen Vergangenheit nährt, die Gefahr einer philiströsen Verengung, die schließlich den Maßstab für die Größe verliert und das Kirchturmideal einer heimatlichen Nachtwächter-Ästhetik als Dogma ausruft.

Zwei Welten stehen einander nun schroff gegenüber: die lieblichen Storchennester der weltvergessenen dyllischen Landorte und die kolossalen technischen Gebilde, die drohend in diese Welt von gestern hereinragen. Psychologisch ist es ja ganz erklärlich, daß der von den anmutig bescheidenen künstlerischen Heimatbildern befangene Sinn völlig fassungslos vor einer riesigen Eisenbrücke, vor einer ausgedehnten, schlotreichen Fabrikanlage, vor den neuen Wasserkraft- und Windmotorenanlagen steht und sich mit Abscheu abwendet, entrüstet über diese Häßlichkeit, über den profanen, von der niederen Gewinnsucht erfüllten neuen Geist, der einer lumpigen Industrie zuliebe das ästhetische Vergnügen des Naturfreundes stört und Hochöfen, Eisenhämmer, Stahlwerke in die köstliche Einsamkeit hineinbaut, um den Arbeitskräften eine so ungesunde Beschäftigung zu geben. Der organisatorische Geist, die Disziplin der neuen Form, die Macht der neuen statischen Verhältnisse, die Energie der neuen Linien, kurzum die Elemente der neuen Schönheit sind dem antiquarischen Kunst- und Naturfreund zunächst völlig verschlossen, weil sie mit den bescheidenen und gewohnten Formen der alten Kultur, aus denen er seine ästhetischen Urteile schöpft, keinen unmittelbaren Zusammenhang zu bilden scheint. Wo der Ingenieur die Harmonie eines großartigen Kräftespiels und die Bändigung von Gewalten und Naturkräften im Dienste der Menschheit sieht, da kann er zunächst nur das Disharmonische, das Häßliche, das ästhetisch Störende wahrnehmen.

Nun liegt das ästhetisch Trennende zwischen den Werken der Technik und namentlich der Eisenarchitektur im Gegensatz zur Baukunst und somit auch zu den kleinen, bescheidenen Formen der vergangenen heimatlichen Baukunst in einem

Digitized by Google

bedeutsamen Unterschied der statischen Grundbedingungen, denen die Baukunst einerseits und die Konstruktionen andererseits jene charakteristischen Merkmale verdanken, die der Laiensinn noch häufig als Disharmonie empfindet. Dabei ist die Eisenarchitektur schon deshalb im Nachteil, weil sie keine nennenswerte historische Vergangenheit besitzt und die Formengewöhnung sie noch nicht dem künstlerischen Empfinden assimiliert hat. Auch das Kunstbild der Landschaft, das seine besondere Physiognomie durch das Menschenwerk empfängt, ist im wesentlichen von dem überlieferten raumkünstlerischen Baucharakter bestimmt. Wir empfinden den Hügel, den Wald, die steile Flußböschung als geschlossene Raummasse und finden es ästhetisch richtig, daß ein geschlossenes Stadtbild, eine einfache, großgegliederte Gebäudemasse, eine massive Steinbrücke gedrungen in den weiten, großzügigen Landschaftsformen auftreten, und daß Gleiches mit Gleichem harmonisch wirkt. Den Gegensatz zu diesen raumkünstlerisch bestimmten Erscheinungen bilden nun die vielfach ins Grandiose gesteigerten, dünnen, gitterartigen Stabgebilde der modernen Brücken und sonstigen Eisenkonstruktionen, die nicht als Masse, nicht als Raumglieder in wohlgesetzten Proportionen wirken, sondern als feine, zarte Linien, gigantisch gesteigert und aller bisherigen Maßstäbe spottend. Dieser Gegensatz ist es, der von den meisten als unharmonisch, als schönheitswidrig und für das Naturbild verderblich empfunden wird. Aus dem gleichen Grunde aber wird er nicht nur für das Naturbild, sondern auch für das alte Stadtbild verderblich empfunden, weil auch das alte Stadtbild mit seinen massigen Mauern, seiner monumentalen Geschlossenheit in erster Linie als ein raumkünstlerisches Gebilde zu betrachten ist. Eine massive alte Steinbrücke durch eine moderne Eisenbrücke ersetzt, wird heute noch allgemein als eine Bresche in die harmonische Einheit eines solchen städtischen Kunstbildes empfunden; als eine verunzierende Schramme in dem makellosen Antlitz der alten Städtebaukunst. Ein bekannter Fall liegt nahe: die alte Dresdener Augustusbrücke, die als Verkehrshindernis beseitigt und durch ein Werk der Technik, durch eine moderne Eisenbrücke ersetzt werden sollte. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Welt und bewirkte, daß dem Ingenieur ein Architekt zugesellt wurde, mit der Aufgabe, äußerlich wenigstens das Gewohnheitsbild wieder herzustellen. In ihrem inneren Wesen ist die Augustusbrücke ein Triumph der modernen Technik als Betoneisenkonstruktion, ihrem Aussehen nach ist sie nahezu eine Kopie der alten Steinkonstruktion. Das Gewohnheitsbild war gerettet, wenn auch mit einigem Verzicht auf die innere künstlerische Wahrheit.

Die modernen technischen Konstruktionen brauchen nur älter zu werden, um als schön zu gelten. Sie brauchen nur den Vorzug des Geburtsadels durch die Zeitdauer zu erhalten, die ihnen die Ahnenreihe der Tradition verschafft. In den heutigen Verhältnissen stellt die alte Baukunst den vornehmen, aber ein wenig vom Schauplatz der Ereignisse abgerückten ahnenstolzen Hochadel vor, und die moderne Ingenieurarchitektur den Emporkömmling, der die Finanzen, das Wirtschaftsleben und alle modernen Machtmittel, die geistigen und materiellen, in seiner Hand hat.

Die Schönheitsurteile der Allgemeinheit sind wesentlich von den Gewohnheitseindrücken bestimmt. Die Gewohnheitseindrücke haben sich mächtiger er-

Digitized by Google

wiesen als das Verdikt des heiligen Ruskin, mächtiger als die alten, eingewurzelten Vorurteile gegen diesen neuen Baustoff, das Eisen, mächtiger als jene Natur- und Heimatsfanatiker, die gegen die ästhetische Störung des Landfriedens zeterten, denn schließlich hat sich im Laufe der Jahre auch die Gewöhnung an die neuen Formen eingestellt, und die Seelen, empfänglich gemacht, fingen an schön zu finden, was ursprünglich ausnahmslos als häßlich bezeichnet worden war. In der modernen künstlerischen Auffassung unterscheidet man bereits zwischen schönen Eisenkonstruktionen und zwischen unschönen, was hinlänglich besagt, daß wenigstens die als schön erkannten Konstruktionen ein künstlerisches Heimatrecht schon erworben haben. Nicht etwa deshalb, weil sie sich in den Formen verbessert haben, sondern weil sie um Teil schon in einer etwas historischen Ferne zurückliegen und mit mehr Gewöhnung und mehr Objektivität betrachtet werden. In der Malerei haben sie überdies dieses Heimatsrecht schon länger besessen als im architektonischen Bestand. Früh genug haben einige Maler die neuen Erscheinungen ergriffen und künstlerisch dargestellt. Man denke an Menzels „Walzwerk" und an gelegentlich gesehene Bilder der Impressionisten aus den Eisenbezirken der Ruhrgegend. Allerdings war für die Maler nicht der programmatische Gehalt entscheidend, sondern das Farbenproblem; der Sache nach hätten es statt Feueressen und rauchgeschwängerten Fabriktälern auch rote Rüben, der Reflex eines brennenden Streichhölzchens oder die Rauchschwade einer Zigarre sein können. Aber immerhin, die impressionistische Kunst, die jene Vorbilder wählte, trug dazu bei, die neuen Erscheinungen dem ästhetischen Gefühl der Menschheit zu assimilieren, und was die Malerei begann, vollendete die Graphik und schließlich die Kamera.

Wenn der bloße statische Gegensatz, der Eisenkonstruktionen von Steinbauten unterscheidet, den Landschaftsbildern eine Minderung der Schönheit bedeuten würde, dann könnte man mit gleichem Recht behaupten, daß die alten Holzkonstruktionen bei Talsperren und Wasserwerken im gleichen Sinn störend wirken würden. Das hat aber im Ernste noch niemand zu behaupten gewagt. Im Gegenteil. Trotzdem auch die Holzkonstruktion im Naturbild ebenfalls nur als dünnes Stabwerk erscheint, sind noch niemandem Zweifel darüber aufgestiegen, ob dieses Stabwerk die Harmonie der Landschaft stören würde. Die ersten Eisenbrücken sind durchwegs im Charakter der Holzbrücken entstanden, das Eisen hat sich gleichförmig dieses konstruktiven Vorbildes bedient und seine äußere Erscheinung angestrebt, ehe es zur konstruktiven Ausnützung seiner eigenen statischen Eigenschaft gelangt ist. Aus der Vergangenheit und aus dem Kulturleben primitiver Volker sind Holzkonstruktionen dieser Art überliefert, die das Rationellste darstellen, was die Technik in diesem Material ersinnen konnte, und die trotz ihrer zarten, gitterartigen, ganz unkörperlichen Linien durchaus keine Disharmonie in der Landschaft bedeuten. Man könnte sie geradezu als die prähistorischen Meisterwerke der Technik bezeichnen. Sie sind die Äußerungen des selben Geistes, der in den ungeheuren eisernen Talbrücken, in den kühnen, energischen Kurven der Ausstellungs- und Eisenbahnhallen, in der kombinierten Hebelkraft der Eisenkrane und der nur mit ein paar Stützpunkten die Erde berührenden Schwebebahnen zum Ausdruck kommt. Für einen Großteil der neuen Konstruktionen bedarf es, wie gesagt, nur

Digitized by Google

der Gewöhnung, um ihre vermeintlichen Disharmonien im landschaftlichen Bild verschwinden zu sehen und ihre Charakteristik als ein neues Merkmal der Landschaft gelten zu lassen.

Der Mangel an ästhetischen Rücksichten bei Ingenieurbauten, der oft zum Gegenstand des Vorwurfes und der Beschwerde gemacht worden ist, entbehrt allerdings nicht einer gewissen Berechtigung. Auch in den Ingenieurkreisen ist es anerkannt worden. Welche ästhetischen Rücksichten hat der Ingenieur zu beobachten? Sollen seine technischen Konstruktionen sich irgendeinem Stilzwang beugen, der einem anderen Material, einer anderen Kunstübung und einer anderen Zweckbestimmung entlehnt ist? Sollen sich die Ingenieurbauten eine Maske gefallen lassen in der Form irgendeiner historischen Stilarchitektur, sollen die Brückenköpfe noch immer romantischen Burg- oder Wehrbauten gleichen, die Bahnhöfe den Windsorstil imitieren, die Tunneleingänge römischen Triumphpforten gleichen? Das sollen sie keinesfalls. Ein wesentlicher Schritt zur ästhetischen Vervollkommnung der Ingenieurbauten besteht gerade in der Loslösung von dem stilistischen Anhängsel einer rückständigen Stilarchitektur. Die ästhetische Durchbildung kann nicht in einer Verkleidung der konstruktiven Merkmale bestehen, sondern viel eher in der konsequenten Betonung ihrer Charakteristik. Dagegen kann aber auch mit Recht verlangt werden, daß bei neuen Anlagen in der Natur mit Rücksicht auf das Bestehende vorgegangen wird, daß die Vegetation geschont und die Hauptlinien der Landschaft, der Wasserläufe, der Seegestade nach Möglichkeit in Betracht gezogen, daß bei technischen Neuanlagen Devastationen vermieden werden, daß schon in der bloßen Situation der Anlagen ein ästhetischer Wille in die Erscheinung tritt. Aus den gleichen Gründen ist zu verlangen, daß jede technische Bauherstellung das Gepräge der äußersten Sachlichkeit und Gediegenheit enthalte; nichts Höheres und nichts Geringeres als dieses kann im Namen des guten Geschmackes verlangt werden. Es gibt Beispiele betrübender Art, die als ewiger Vorwurf dastehen und als Warnung, wie es nicht hätte gemacht werden dürfen. Wo einst monumentale Steinbrücken einen massiven Bogen spannten oder die leichteren interessanten Konstruktionen von Holzbrücken ein Flußbett übersetzten, finden wir häufig jene mageren Traversenbrücken, als den Ausdruck einer schwunglosen Utilität, die so oft inmitten herrlicher Landschaftsszenerien und in der Nachbarschaft alter Kulturzeichen der Gegenstand des Ärgernisses und der Trauer sind. Nicht selten kommen wir an Seegestade, die den Ausdruck der traurigsten Entstellung tragen. Die Seeufer, einst lieblich bewachsen und von den Kronen alter Bäume beschattet, sind kahl und verödet, und die harte Linie der neuen Talsperre scheidet Land und Wasser. Irgendein klägliches Ornament, ein mißratener Stilversuch erinnert, daß der technische Erbauer verspätet die Notwendigkeit verspürt hat, sich „künstlerisch" zu geben. Auch die Bahnhofbauten, die Stationshäuser und die Nützlichkeitsbauten am Bahnkörper bilden ein langes, trauriges Kapitel über die Verkennung der wahren ästhetischen Rücksichten. Ein alter akademischer Irrtum, der sich in den Lehrplan der technischen Hochschulen eingeschlichen hat, verpflichtet den Techniker zu „baukünstlerischen" Leistungen, sobald er, wie im Eisenbahnfach, die Nutzbauten in eigener geistiger Regie durchzuführen hat. Zu diesem

Digitized by Google

Zweck ist er durch die Prüfungsvorschriften zu ein paar Semester „Baukunst“ und „historische Stillehre“ verpflichtet, die er aus Mangel an Zeit und wohl auch an Interesse niemals in ihrem Wesen erfaßt und in der Praxis daher in dieser abscheulichen, kläglichen, mißverständlichen Weise anwendet. Die ästhetischen Rücksichten der Ingenieurbauten verlangen daher auch bei den Nutzbauten aus Stein jene sachliche Strenge und Folgerichtigkeit, wie es bei den Eisenkonstruktionen zur Selbstverständlichkeit gehört. Entgleisungen und Mißgriffe der erwähnten Art sind geeignet, die Freude und das ästhetische Behagen an den technischen Erscheinungen der neuen Zeit zu schmälern. Die großen Eisenbahnhallen wie in Dresden, in Frankfurt a. M., in Hamburg sind Werke von absoluter Schönheit, und die großen eisernen Talbrücken in den Alpen, die großen Eisenbahnbrücken, wie die Weichselbrücken bei Dirschau und zu Fordon, die Bogenbrücke in Nieder-Schönweide bei Berlin, um nur einige zu nennen, stehen ihnen keinesfalls nach. Auch die steinernen Talbrücken, die als Werke der Technik in Betracht kommen, jene Bogenbrücken in mehreren Stockwerken, wie die Eisenbahnbrücken am Semmering, sind Werke von imponierender Schönheit. In der absoluten Sachlichkeit und Vollkommenheit gleichen sie jenen römischen Aquädukten, die mit ihren von Pfeiler zu Pfeiler fortschwingenden Bogenreihen das Vollkommenste darstellen, was der Nutzbau aller Zeiten hervorgebracht hat. Von den gotischen Zieraten abgesehen, ist der Hauptbahnhof in Antwerpen der erste ästhetisch vollkommene Versuch, die Eisencharakteristik eines Bahnhofes nicht unter der Maske von Steinarchitektur zu verbergen. Die Berliner Hochbahn, die frei von allen stilistischen Reminiszenzen ist, nötigt uns Respekt ab, und wir können der wilden Schönheit der Barmener Schwebebahn unsere Bewunderung nicht versagen. Es war eine künstlerische Tat, als der holländische Architekt Berlage in seiner Amsterdamer Börse einen offenen Dachstuhl aus Eisen anbringen ließ und außer einer dekorativen Anordnung der Nietenköpfe keinen Versuch unternahm, durch eine andere Schönheit zu wirken als jene sachliche, die aus der konstruktiven und statischen Notwendigkeit hervorgeht. Es ist ein bedeutungsvoller Schritt zur Lösung jenes Problems, das in der harmonischen Verbindung zwischen Stein und Eisen besteht, die sich hier miteinander zu vertragen scheinen. Ein Blick auf die Wiener Stadtbahn lehrt, daß dem Wiener Oberbaurat Otto Wagner die künstlerische Vereinigung der beiden Elemente noch einwandfreier gelungen ist, wie es bei einem Baukünstler, der mit allen technischen Neuerungen entschlossen Schritt hält, geradezu selbstverständlich scheint. In Bremen ist es einem Namensvetter des Wiener Baukünstlers, dem Architekten Wagner, der es verstand, sich vollkommen auf den Ingenieurstandpunkt zu stellen, gelungen, in seinen Fabrikbauten für die koffeinfreie Kaffeegesellschaft und in seinem eisernen Wasserturm Werke zu schaffen, die auch ohne Heimatklänge und ohne störende stilistische Anhängsel künstlerisch in Ehren bestehen. Neue Talsperrenentwürfe und Konkurrenzen zeigen, daß den Nutzbauten und den technischen Anlagen eine Schönheit zukommt, die sich am reinsten und überzeugendsten in der Sachlichkeit ausspricht, die alle Gesichtspunkte berücksichtigt, vor allem die technischen und konstruktiven, die praktischen und landschaftlichen, worunter alle formalen Rücksichten auf die Umgebung mit verstanden

Digitized by Google

sind. Erst die Gesamtheit dieser Erfüllungen gibt den technischen Werken den Adel künstlerischer Schönheit, und es gibt genug solche, die dieses Ehrenzeugnis verdienen.

Die neue Erlöserkirche in Stuttgart

Erbaut von Professor Theodor Fischer

Es mag wohl ein unglücklicher Zufall sein, daß ich meine Besichtigung des neuesten Werkes von Fischer gerade von der ungünstigsten Seite aus unternahm. Sicher aber wird auch für jeden anderen, der die Bahnhofstraße benutzt, um zur Kirche zu gelangen, der Eindruck ein recht zweifelhafter sein, und man wird die riesige Mietskaserne und die noch riesigere Fabrik, die man passieren muß, zum Kuckuck wünschen. Weil von diesem eben doch wichtigen und stark frequentierten Zugang aus überhaupt kein Eindruck da ist und die Kirche förmlich totgedrückt wird. Schade, aber es mag wohl nicht zu ändern gewesen sein.

Anders wird die Sache freilich, wenn man oben ist und dem schmucken Bau voll gegenübersteht. Da ist man überrascht, zieht im stillen seinen Hut und macht dem Erbauer ein aufrichtiges Kompliment. Theodor Fischer, dessen Weggang von der schwäbischen Residenz hier in allen Tonarten herzlich bedauert wird und der doch trotzdem nicht aufgehalten werden konnte oder vielleicht auch nicht sollte, hat mit diesem Gotteshause ohne Zweifel eines seiner reifsten Werke geschaffen. Und sich selbst ein Denkmal gesetzt, das schöner ist, als es tausend opferfreudige Bewunderer seiner Kunst ihm setzen könnten.

Über einen kleinen, durch niedere Mauern begrenzten Platz, der freilich einen allzu willkommenen Tummelplatz für die Schuljugend bilden wird, kommt man zum Haupteingang, der mit etwa zehn Stufen Erhöhung unter einer anmutigen Vorhalle liegt. Die Vorhalle stellt den Konnex mit der steilaufstrebenden Bergstraße dar, so daß man sich auch nach dieser Seite hin zerstreuen kann. Bemerkt sei hier, daß das Kirchlein, man sehe dieses Wort nicht als eine Verkleinerung des künstlerischen Wertes an, auf einer Anhöhe aufgebaut oder vielmehr angebaut ist. Die Schwierigkeiten, die sich darboten, sind glänzend gelöst und jetzt meint man, der schmucke Bau könne gar nirgends anders stehen, als hier an der luftigen Anhöhe, wo zur goldenen Herbsteszeit die Rebe prangt. Die Bewegung der Bauformen ist vortrefflich, der Zusammenklang der Architekturlinien ein durchaus harmonischer, und wenn auch manch bescheidener Kirchgänger seine liebe Not haben wird, einzusehen, weshalb der Architekt das so und so gemacht hat, das formen- und schönheitsempfindende Auge muß an diesem Werke seine aufrichtige Freude haben. Vielleicht, daß die Turmuhr mit ihrem schreienden Blau und Gold gegenwärtig noch stört. Aber hier wird die Zeit ein Übriges tun und eine natürliche Patina wird den Mißklang beseitigen oder mildern.

Betrachten wir nun das Gotteshaus, das ein ganz moderner, ein Neuerer, einer, der nicht nach links und nach rechts schaut, mit einer fast souverän zu nennenden Genialität hingesetzt hat. Freilich, da muß man sich erst ein wenig sammeln, man muß ruhig in sich aufnehmen, was hier wie eine neuartige fremde Musik an unser Ohr klingt. Aber kein Mensch, zu welchem Dogma er sich auch bekennt, wird sich dem Banne entziehen können, den dieser schlichte, im Vergleich mit der allerbescheidensten katholischen Kirche erschütternd schlichte Raum auslöst. Vielleicht, daß man einen Moment Zweifel hegt an der Bestimmung des Hauses, daß man vergißt, in einem der Kirche geweihten Raum zu stehen? Nein, dort steht ja die Kanzel, dort der Altar, fest und schlicht und treu wie der Gott, dessen Evangelium man hier predigt.

Digitized by Google

Was ganz besonders auffällt, ist die Zweiteilung des ganzen Innern. An einer Seite eine ausfüllende, langgestreckte Empore, die andere Seite leer, glatt und nur durch Fenster unterbrochen. Ob diese neue Verteilung des Raumes, den die Andächtigen einnehmen sollen, nun unbedingt eine glückliche ist? — Fischer muß es wissen, und man muß dem Schöpfergeiste auch ganz gern einmal da Konzessionen machen, wo man nicht mit ihm übereinstimmt. Außer der großen Empore ist noch eine kleinere da. Die Hälfte der Chorwand mußte dafür genügen. Ich fürchte und meine Befürchtung scheint von anderen geteilt zu werden, sie wird immer unglücklich wirken. Das Häuflein Menschen, das dort seinen Platz findet oder finden muß, wird immer wie weggesetzt aussehen. — Der Chor ist eben auch denkbar einfach, die Orgel fügt unter Verwendung von Holzpfeifen sich dem vorgeschriebenen Raum gut ein. Der malerische Schmuck scheint mir wenig glücklich zu sein, es hätte sich hier Besseres schaffen lassen. Auch was sonst an bildlichem Schmuck da ist, scheint mir wenig geeignet, die Besucher mit Freude zu erfüllen. Vielleicht auch wird er auf manchen verhaltenen Widerspruch stoßen. Oder aber sollte es der Gemeinde gehen, wie den Schweizern mit ihrem Hodler? Man mag ihn nicht, versteht ihn nicht, und nimmt doch alles, was er vorsetzt, wie ein kostbares Mahl. Eben nur, weil er ein Schweizer ist. Ganz schön, wenn das Wort von dem im Vaterlande ungültigen Propheten einmal Lügen gestraft wird — aber — aber! Hat Fischer oder die Baugemeinde nicht an Uhde, nicht an Gebhardt gedacht? Wenn ich an Uhdes herrliches Altarbild „Und sie sahen ein großes Licht“ in der Christuskirche in Zwickau denke, da muß ich wirklich tief bedauern, daß der geniale Architekt sich nicht des kongenialen Malers erinnerte. Der hätte hier etwas anderes zustande gebracht, als jetzt vorhanden ist.

Altar und Kanzel sind beinahe eins. Beide von einer verblüffenden Schlichtheit, beinahe formlos und doch nicht unschön. Freilich, ob der Altar ohne die am Tage meines Besuches in Fülle darüber ausgestreuten Feldfrüchte auch noch so wirkt, weiß ich nicht. Recht glücklich schließt eine in stumpfen Farben gehaltene Decke den Raum ab. Der Taufstein steht vor einer Nische, die mit Bildern von Grefe geschmückt ist. Ob diese einen wirklichen Schmuck bedeuten, möchte ich dahingestellt sein lassen. Warum jene Bilder, die nur dem Künstler gefallen, aber dem Publikum fremd und unverstanden bleiben? Recht gut ist eine Bronzestatue Johannes des Täufers von Bildhauer Kiemlen, sie bereitet wenigstens kein ästhetisches Mißbehagen. Ein in strengen Formen gehaltener Messingleuchter mit einem Kruzifix gibt dem Altarplatz seinen Abschluß nach oben. Das sogenannte Schiff wirkt mit seinem einfachen Gestühl, dessen dunkles Schwarzbraun das im ganzen Innern herrschende Steingrau recht wohltuend unterbricht, ruhig und würdig, ganz wie es sein muß. Unter Verzicht auf alles nicht unbedingt Nötige die größtmögliche Wirkung zu erzielen, dieses Prinzip ist überall erkennbar verfolgt worden. Mit Ausnahme der Decke, die ob ihrer vielen Linien zunächst befremdend überrascht. Ob gerade hierin das Schöne liegt, in dieser sich in allzu heftigen Linien bewegenden Holzverkleidung der sonst herrschenden harmonischen Ruhe ein Gegengewicht zu schaffen?

Die Akustik des gewissenhaft und ausgeklügelt zerlegten Raumes der Kirche ist vorzüglich. Ein Gesangverein probte zur Zeit, als ich sie betrat, für ein Konzert. Der Eindruck war herrlich, beinahe gewaltig. Unter den erhebenden Klängen der Orgel und eines weihevollen Liedes habe ich die Kirche betreten und meine Aufzeichnungen gemacht. Leider war der Genuß nur kurz; in ernster, feierlicher Stille bin ich wieder hinausgetreten in den grauen Novembertag, und habe daran gedacht, wie glücklich und stolz doch der Mann sein darf, der dem lieben Gott ein so schönes Haus gebaut hat. Dy.

Digitized by Google

Künstlerische Konfirmationsscheine

Kunst kann nur volkstümlich werden, wenn sie mit dem Leben verwächst. Das ist für bildende Kunst nicht so leicht zu erreichen. Der Gelegenheiten sind nicht eben viele, wo die Hochstimmung eines Erlebens gerade nach der Richtung geht, daß für eine bildliche Darstellung eine besondere Empfänglichkeit sich einstellt. Musik und Dichtung haben es da leichter als die bildende Kunst. Dafür besitzt diese die Eigenschaft des Bleibenden und eignet sich darum besonders für jene Gelegenheiten, an die wir ein lebendiges Erinnerungszeichen gern besitzen.

Im religiösen Leben des evangelischen Christen ist die schönste dieser Gelegenheiten der Tag der Konfirmation. Schon längst hat man darum versucht, den Konfirmationsscheinen eine künstlerische Form zu geben. Der üble Geschmack, der gerade auf dem Gebiete der religiösen Kunst eine so weite Ausdehnung gewonnen hat, gab den an sich guten Bestrebungen oft eine falsche Richtung. Mit der einfachen Übernahme alter anerkannter Kunstwerke war es aber auch nicht getan; gerade für das Erlebnis ist der Wert des zeitlichen Mitfühlens auch durch stärkste Kunstwerte nicht zu ersetzen. Hinzu kommt, daß diese ältere Kunst nur wenige sympathische Werke einer deutsch-evangelischen christlichen Kunst aufweist.

So ist von religiösem und künstlerischem Standpunkte gleich freudig zu begrüßen, daß es David Koch, dem Herausgeber des „Christlichen Kunstblattes", gelungen ist, für eine Reihe von Konfirmationsscheinen treffliche Meisterwerke der neueren religiösen Kunst als Bildschmuck zu gewinnen. Von den im Kommissionsverlag des Albrecht-Dürer-Hauses zu Berlin erschienenen sechs Blättern zeigen je drei Werke von Fritz von Uhde und Eduard von Gebhardt. Es ist sehr zu begrüßen, daß man nicht besondere Bilder für diesen Zweck anfertigen ließ; vielmehr künstlerisch frei geschaffene Werke gewählt hat, deren Gehalt dem Zwecke entspricht. Von Uhde sind „Das heilige Abendmahl" (in der Stuttgarter Fassung), die „Seepredigt" und „Die Grablegung Christi" aufgenommen; von Gebhardt „Die Bergpredigt", „Jesus und Nikodemus" und „Jesus und Maria" (Ausschnitt aus der „Erweckung des Lazarus"). So gewiß diese ernste Kunst heute leider noch nicht Volksgeschmack ist, so sicher kann sie es werden.

Die 27 × 36 cm großen Blätter in warmem Doppeltondruck bringen das Bild in einer leicht gezeichneten Umrahmung, die oben in deutlichem Eindruck die Worte „Zum Gedächtnis an die Konfirmation" zeigt, unten in einer 5—7 cm hohen Predella Raum für alle nötigen Eintragungen gewährt. Ein Rosengewinde zu beiden Seiten hilft das Ganze zur Einheit zusammenschließen.

Der Preis für das gerahmt zum Wandschmuck wohlgeeignete Blatt beträgt 35 ℛ; in Partien bezogen ermäßigt sich der Preis, so daß 100 Blätter nur noch 28 ℳ kosten. Auch ist eine Mappe mit allen sechs Blättern für 2.30 ℳ zu haben. Wir empfehlen dringend diese schönen Blätter, die hoffentlich mithelfen, die übliche weichlich-sentimentale und schlecht gearbeitete „Gelegenheitskunst" zu verdrängen, zum Heile der Kunst, aber auch des religiösen Empfindens.

Carlo Böcklin

Schwer lastet auf den Söhnen der Name großer Väter; erst recht, wenn sich, was wir sonst als natürlich Gegebenes hinnehmen, die besondere Begabung des Vaters dem Sohne vererbt hat. Am auffallendsten wirkt das Verhältnis natürlich in der Kunst, und hier wieder am stärksten in der bildenden Kunst. Denn da stehen die Ergebnisse unmittelbar nebeneinander und fordern geradezu zum Vergleich heraus. Leicht täuscht da der

Digitized by Google

Augenschein. Sind z. B. Vater und Sohn Landschafter, so genügt schon die Wahl charakteristisch verschiedener Darstellungsgebiete (hier Ebene, dort Gebirge), um beim Laienbeobachter den Eindruck einer viel größeren Verschiedenheit hervorzurufen, als etwa grundverschiedene Technik, ja entgegengesetzte Auffassungsweise es vermöchten. Im allgemeinen wird man übrigens in der Malerei und erst recht in der Architektur, stoffliche Verwandtschaft nicht leicht zum Vorwurf machen. Nur ein Fall ist hier gefährlich: das Dichten in Farben. Dieses Gestalten eines in der Phantasie Erschauten, wo Zeichnung und Farbe nur Ausdrucksmittel sind, wirkt in einem Maße als persönliche Aussprache, daß man leicht, allzuleicht einem Späteren aus ähnlichem Schaffen die schwersten Vorwürfe der Nachahmung macht. Als ob nicht auch hier die Verwandtschaft des Geistes echt sein könnte! Nur ein Kriterium sollte auch hier gelten: Ist die malerische Gestaltung echt? Das heißt, offenbart sich in diesem Bilde die Fähigkeit, ein Phantasiegebilde zu erschauen und dem innerlich Erschauten die überzeugende Gestalt zu geben?

Für den „Cerberus" Carlo Böcklins, des Sohnes Arnolds des Großen, bejahe ich diese Frage ohne Zögern. Ich empfinde diese Verkoppelung von Hund und Schlange als lebensfähigen Organismus; finde ferner die Aufgabe ausgezeichnet gelöst, die drei verschiedenen Zustände der im Wachgeschäft ~~sich~~ ablösenden Köpfe zu glaubhafter Anschauung zu bringen. Hochgereckt, ganz wilde Wachsamkeit ist der eine Kopf. Der zweite ruht, aber ist wach; so erleichtert er dem ersten sein Amt und ist überdies auf die leiseste Mahnung sprungbereit. Der dritte Kopf schläft und gewinnt in der Ruhe die Kraft, nachher die schwerste Aufgabe zu übernehmen.

Ein derartiges Wesen kann nicht gemacht werden, sondern wird geschaffen. Das erheischt eine eigene persönliche Kraft und ist durch Nachahmung niemals zu erreichen.

Aber begreiflich ist es, daß Carlo nach Darstellungsgebieten sucht, auf denen sein Vater nicht gewirkt hat. Dahin gehören die beiden Florentiner Landschaften, die wir zeigen. Der sommerliche Garten prangt in kühnstem Freilicht; allerdings die Linienführung dieser italienischen Landschaft ist so klar, daß auch die stärkste Lichtfülle nicht auflösend wirkt, sondern sich nur in der Kraft und Farbigkeit aller Töne offenbart. Für die Florentiner Landschaft besonders charakteristisch ist das Bild „Im Morgennebel". Unten das Arnotal ist ganz zugedeckt vom Gebrau der schwelenden Dunstmassen, darüber ragt in lichter Klarheit, wie ein Eiland beseligter Feiertagsstimmung, die bebaute Höhe. Wir meinen, auf solchen Höhen müßten Tempel stehen, Kirchen, Klöster — alles eben Formen des feiertäglichen Empfindens.

Hier ist nun das Stoffliche anders als in Arnold Böcklins Werken. Aber ist nicht der Geist der gleiche? Und dem ist gut so: denn es ist ein Geist großen Empfindens und edelster Schönheitsfreude. St.

Digitized by Google

Felix Mendelssohn-Bartholdy

Zur Feier seines 100. Geburtstages

Von

Paul Bekker

Hundert Jahre! Kaum glaublich erscheint es uns, daß Mendelssohn, der liebenswürdige, jugendlich galante Meister, der in unserer Erinnerung als Dreißigjähriger lebt, dessen Wesen stets etwas Federndes, Elastisches, Biegsames an sich hat, bereits hundert Jahre zählen soll. Wir versuchen, uns ihn vorzustellen, wie er wohl aussähe, wenn er jetzt noch als Lebender unter uns weilte — ein gebücktes, verhutzeltes Männchen, dessen müde Augen nichts mehr von jener sanften, träumerischen Melancholie, von jener sehnsüchtigen Schwärmerei erkennen lassen, die uns aus seinen Werken entgegenklingt. Wir versuchen auch, uns Mendelssohn, den scheuen, stillen Menschen, den vornehmen, zarten Genießer inmitten des heutigen lauten Musikgetriebes zu denken, wie er befangen und ratlos dem Markte zusieht und am Ende still und traurig abzieht, ohne Gehör gefunden zu haben. Denn er war niemals einer von den großen Schreiern, und seine Ellbogen haben kaum je dazu gedient, ihm freie Bahn zu schaffen. Er nahm ruhig und bescheiden das, was ihm das Schicksal in den Schoß warf. Freilich war das genug, mehr als übergenug. Es war zuviel für den feinen, schmächtigen Menschen, der an seinem Glücke trug, bis er darunter zusammenbrach. Dieses Ende war tragisch, denn Felix Mendelssohn folgte nur den Trieben seines Genius, ohne persönlichen Eigennutz, ohne einen anderen Ehrgeiz als den, welcher jeden Künstler beseelt: sein Bestes zu geben. Mitten auf der Bahn stürzte er, über ihn hinweg ging der Weg rücksichtsloserer Nachfolger. Er stand an einem hohen Platze, an einem fast zu hohen. Um so tiefer war sein Fall. Lange Zeit hielt man ihn für vergessen, seine Werke für abgetan. Andere Interessen fesselten und erregten die Geister, ließen sie Mendelssohns Erscheinung geringschätzig übersehen. In den letzten Jahren erst hat eine Gegenströmung eingesetzt. Keine Mendels-

Digitized by Google

sohn-Renaissance mit eifrigen Ausgrabungen und enthusiastischen Würdigungen plötzlich entdeckter Vorzüge. Aber doch eine gesunde, kräftige Bewegung, die zu ehrlicher, freudiger Anerkennung der anziehenden Individualität Mendelssohns geführt und uns das viele Gute, Fruchtbare, Lebensfähige seiner Werke wieder näher gebracht hat. Die diesjährige Geburtsfeier des Hundertjährigen bedeutet mehr als ein bloßes Jubiläum, eine äußerlich inszenierte Huldigung. Sie ist ein aufrichtig empfundener, nachhaltiger Gruß der Gegenwart an den Meister einer vergangenen Epoche. Die feinen Züge seines Gesichtes beleben sich wieder, seine Töne grüßen uns und wecken ein lebendiges Echo in der Jetztzeit. Und wenn sie uns auch keine Offenbarungen vermitteln, keine neuen Gefühlsgebiete erschließen können — ausruhen und erfreuen dürfen wir Kinder eines ganz anderen, härteren, anspruchsvolleren Zeitalters immer noch an ihnen.

* * *

Im „Können" ruht eine der Hauptformeln für die Wirkungskraft Mendelssohnscher Kunst. Als Meister, als unumschränkter Herrscher in seinem Bereich steht er vor uns. Er hatte das Glück, in einer Zeit zu leben, die wenig auf äußere Steigerungen bedacht war, sondern hauptsächlich auf Erfindung subtiler, zarter Reize Wert legte — Reize, welche angenehme Anregungen schafften, ohne das Gefühl gar zu tief zu erregen. Starker Gemütsbewegungen war damals niemand fähig. Die Kultur der Mendelssohnschen Epoche hat etwas Erkünsteltes, Lackiertes, und heut, wo sie ihre Frische und Originalität längst verloren hat, erscheint sie uns zuweilen erstaunlich dürftig und schal. Es lag indessen etwas in den Menschen jener Zeit, was den heut Lebenden fehlt. Sie besaßen wenig oder gar keine Ursprünglichkeit, nichts Eigenes, Bodenständiges, sie lebten in einer übermalten Welt, aus der alles Natürliche verbannt war. Ihr Gefühlskreis war nur klein, ihr religiöses Empfinden zwar nicht engherzig, aber oberflächlich. Und wenn sie sich in mystische Gebiete verstiegen, so gelangten sie niemals zu den höchsten Regionen, sondern blieben in den Weihrauchwolken des Katholizismus befangen. Einen Vorzug aber gewährte ihnen diese Beschränkung: sie lernten das kleine Bereich, dem sich ihr Schaffen zuwandte, aufs genaueste kennen und beherrschen. Ja es gelingt ihnen, hier, in dieser Begrenzung, Neues zu schaffen, Werke zu fördern, welche den Stempel der Originalität tragen, während sie in großen Formen versagen. Chopin schreibt ausschließlich Klavierwerke, Schumann komponiert Lieder und Klavierstücke. Mendelssohn ist universeller, er dichtet nicht nur seine „Lieder ohne Worte", er beherrscht auch das Orchester und schreibt dafür seine Märchen- und Zauberouvertüren, er zieht auch den Chor noch mit heran in seiner „Walpurgisnacht" und er versucht, in seinen Oratorien die Religion seiner Zeit in Töne zu bannen. Nicht nur ein großes Formentalent, auch ein weitblickender, regsamer Geist war nötig, um Werke so grundverschiedenen Gehaltes zu schaffen und ihnen lebendigen Odem einzuhauchen. Eine glückliche Jugend, eine planvolle Erziehung, die den jungen Mendelssohn sicher und fest leitete, ohne der Entfaltung seiner Individualität hinderlich zu sein, erzielte solche Resultate. Mehr als irgendein anderer Künstler war Mendelssohn das Kind der Verhältnisse, in denen er aufwuchs.

* * *

Digitized by Google

In harmonischer Ordnung rollt sich Mendelssohns Leben vor uns ab. Wie von selbst fügt sich alles aneinander bis zum ersten Abschluß seiner Leipziger Tätigkeit im Jahre 1840. Von da ab scheint es, als ob plötzlich eine feindliche Macht heimlich seine Wege kreuzt, seine Bahn schwankend macht. Man gewinnt den Eindruck, als ob der Künstler seine Mission erfüllt habe und nun noch sieben Jahre weitervegetiere, planlos umherschweifend, langsam ermattend, vielleicht mit dem dumpfen, instinktiven Gefühl in der Brust, genug getan zu haben für dieses Leben.

Ein liebenswürdiges, anmutiges Familienleben umgab den jungen Mendelssohn. Im engsten Kreise der Angehörigen fand er seine besten Freunde: den strengen, aber vorurteilsfrei denkenden Vater und die ihm in schöpferischer Beziehung zwar nicht gleichkommende, aber durchaus ebenbürtige Schwester Fanny. (Den „lieben Kantor mit den dicken Augenbrauen" nannte Felix sie mit scherzhafter Hindeutung auf ihr kritisch schulmeisterliches Wesen.) In diesen Zirkel treten noch als Lehrer der Singakademiedirektor Zelter, eine tüchtige, im Grunde jedoch spießbürgerliche Musikernatur, sowie der feinfühlige und hochgebildete Ludwig Berger. Als Schüler von Clementi, Field und Cramer war er wie kein anderer geeignet, Mendelssohns Entwickelung als ausübender Künstler zu überwachen und durch sein hochkultiviertes Wesen auf die Art seines Schaffens einzuwirken.

Ein großer Kreis vortrefflicher Freunde sorgte für rege Geselligkeit und brachte dem aufstrebenden jungen Künstler fördernde Anteilnahme entgegen. Alexander von Humboldt, Hegel, Varnhagen und Rahel, Henriette Herz, die Philologen Boeckh und F. A. Wolf, Schadow, der Komponist Bernhard Klein, Wilhelm Müller, der Sänger der Griechenlieder, das Dichterpaar Ludwig und Friederike Robert, Heinrich Heine — alles, was im damaligen Berlin Rang und Ansehen besaß, verkehrte im Mendelssohnschen Hause. Kein durchreisender Gast versäumte, dort vorzusprechen. Karl Maria von Weber, Paganini kamen und brachten Abwechslung in das nach heutigen Begriffen äußerst kleinstädtische Kunstleben. Am nächsten standen Felix als persönliche Freunde Adolf Bernhard Marx, der berühmte Theoretiker und Beethovenbiograph, Eduard Devrient, damals Berliner Hofopernsänger (der nachmalige erste Christus in der Matthäus-Passion), Julius Schubring, der Textdichter des Paulus, der dichtende Historiker Droysen und schließlich Felix' innigster Freund, der hannoversche Legationssekretär Karl Klingemann. Von allen Seiten wurde so dem jungen Musiker Anregung und Belehrung in zwangloser Form zugetragen. Sein Geist empfing frühzeitig schon Aufschlüsse über die verschiedensten Kulturgebiete. Liebe und zarte Aufmerksamkeit umgaben ihn, wohin er sich wendete, Hindernisse, die sich minder Beglückten entgegenzustellen pflegen, lernte er gar nicht kennen. Vielleicht wäre ein minder ernster Charakter an dieser allzu reichlichen Gunst des Geschickes zugrunde gegangen — Mendelssohn bewahrte seine Festigkeit, und sein Ehrgeiz blieb unverändert auf das Höchste und Reinste gerichtet.

Mit der größeren Öffentlichkeit machte ihn zuerst die Aufführung seiner Oper „Die Hochzeit des Camacho" bekannt. Das Werk wurde 1826 komponiert, durch intrigante Machinationen verzögerte sich indessen die Aufführung um ein ganzes Jahr. Damals herrschte an der Berliner Hofoper der Generalmusikdirektor

Digitized by Google

Spontini, vor dessen anspruchsvollem Hochmut Mendelssohns bescheidenes Wesen ebensowenig Gnade fand wie Karl Maria von Webers volkstümliche Kunst. Spontini führte Felix an ein Fenster, und auf den Turm des gegenüberliegenden französischen Domes weisend sagte er die berühmt gewordenen Worte: „Mon ami, il vous faut des idées grandes, grandes comme cette coupole.“ Die „Hochzeit des Camacho“ bereitete ihrem Schöpfer viele Unannehmlichkeiten. Sie wurde ein einziges Mal aufgeführt und verschwand dann nach einem Achtungserfolg vom Spielplan.

Aus ganz anderen Augen schaut das nächste Werk — dasjenige, an welches wir immer noch zuerst denken, wenn wir Mendelssohns Namen erwähnen: die Sommernachtstraum-Ouvertüre. Wenn wir bedenken, daß dieses Werk die Schöpfung eines noch nicht Achtzehnjährigen ist, so stehen wir hier vor etwas Unbegreiflichem, dem sich aus der gesamten Musikgeschichte nichts Ähnliches zur Seite setzen läßt. Nun war seinem Genius die Zunge gelöst. Der Unterricht bei Zelter nahm ein Ende. Allerdings gegen den Willen des Alten. Zeltern soll es verdrossen haben, denn er meinte doch, „Felix habe alles von ihm gelernt und sei seiner Führung noch nicht entwachsen“. Felix war betrübt über des Lehrers Verdruß und suchte ihn durch doppelte Ehrerbietung zu begütigen. Marx dagegen meinte: „Zelter habe den Fisch schwimmen sehen und bilde sich ein, es ihn gelehrt zu haben.“

Einen imposanten Abschluß fand die Lehrzeit 1829 durch die Aufführung der Matthäuspassion. Zelter selbst, obwohl ein großer Bach-Verehrer, hielt das Werk seiner Schwierigkeit wegen für unaufführbar. Als daher Mendelssohn in Begleitung Devrients bei ihm mit seinem Plan herausrückte, sträubte er sich lange dagegen, seine Einwilligung zu geben. Als die beiden gar nicht nachließen mit Drängen, mußten sie schließlich einen kräftigen Erguß seiner berühmten Berliner Grobheit über sich ergehen lassen. „Das soll man nun geduldig mit anhören. Haben sich's ganz andere Leute müssen vergehen lassen, diese Arbeit zu unternehmen, und da kommt nun so ein Paar Rotznasen daher, denen alles das Kinderspiel ist.“ Es bedurfte der ganzen Überredungskunst Devrients, um ihn milder zu stimmen. Mendelssohn nannte es später einen wunderlichen Zufall, daß es „ein Komödiant und ein Judenjunge“ sein mußten, die den Leuten die größte christliche Musik wiederbringen. Die Aufführung kam auch wirklich zustande und erzielte einen derartigen Erfolg, daß zehn Tage später eine Wiederholung stattfinden mußte. Einer dritten Aufführung konnte Mendelssohn nicht mehr beiwohnen. Sie fand unter Leitung Zelters statt, während der junge Künstler sich auf die Wanderschaft begab.

* * *

Die sich hieran anschließende Reiseperiode ist durch Mendelssohns sehr umfangreichen und ausführlichen Briefwechsel bekannt. Sie umfaßt die Londoner Reise mit den Entwürfen zur Hebriden-Ouvertüre und zur Schottischen Sinfonie. Daran schließt sich die große Reise nach dem Süden, die ihn über Weimar, München, Wien nach Venedig und Rom führt. Dazwischen liegt ein kurzer Aufenthalt in Berlin, während dessen zur Feier der silbernen Hochzeit der Eltern das Liederspiel „Die Heimkehr aus der Fremde“ entsteht. Ein anmutiges Idyll entrollt der Weimarer Aufenthalt vor unseren Augen. Jeden Vormittag nahm Goethe eine

Digitized by Google

„Musikstunde", während deren ihm Felix Werke aller bedeutenden Komponisten vorspielen und erklären mußte. In den Reisebriefen heißt es: „Dazu sitzt er in einer dunklen Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C-Moll-Sinfonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: ‚Das bewegt aber gar nichts, das macht nur Staunen, das ist grandios', und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: ‚Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein, und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen.'" Seinen David, der durch sein Spiel die finstern Gedanken von ihm verscheuchen sollte, nannte ihn Goethe. Zweimal mußte Mendelssohn auf des Dichters Bitte seine Abreise verschieben. Dieser glücklichen Einleitung folgt dann die große Reise, deren Hauptziel der römische Aufenthalt bezeichnet. Außer einer besonders fruchtbaren Tätigkeit auf dem Gebiete der Kirchenkomposition wurde dort die Hebriden-Ouvertüre und der größte Teil der „Walpurgisnacht" ausgeführt, die Schottische und Italienische Sinfonie entworfen.

Von Rom aus ging es weiter über Neapel, Mailand, die Schweiz, München, Paris zum zweitenmal nach London, für das Mendelssohn eine ganz besondere Liebe hegte. „Ich wollte, ich könnte beschreiben, wie froh ich bin, hier zu sein, wie mir alles so lieb hier ist, wie ich über die Freundlichkeit der alten Freunde vergnügt bin." Die Botschaft von Zelters Tod beschleunigt seine Heimreise. Nach mehr als zweijähriger Abwesenheit kehrt er nach Berlin zurück, um neben Rungenhagen und Eduard Grell als Kandidat für den erledigten Posten des Singakademiedirektors aufzutreten. Die Wahl verläuft zu seinen Ungunsten. Der spießbürgerliche Rungenhagen, welcher sich die Stellung durch jahrelanges Assistieren unter Zelter gleichsam ersessen hat, wird bevorzugt, Mendelssohn des Glaubensbekenntnisses seiner Eltern wegen (die Kinder waren getauft) abgelehnt. „Damit war auf eine lange Reihe von Jahren die Singakademie zur Mittelmäßigkeit verdammt, nur gut, um einem neu erstehenden Gesangverein als Folie zu dienen", berichtet Devrient. Er ahnte wohl nicht, daß seine Prophezeiung bis in die jüngste Gegenwart hinein Gültigkeit behalten sollte.

* * *

Es war eigentlich das erstemal, daß dem so überaus glücklichen Mendelssohn etwas fehlschlug. Doch dieser eine Mißerfolg genügte, um seinem ganzen ferneren Leben einen peinlichen Zwiespalt aufzuprägen. Nach Berlin zog ihn seine Familie, der Wunsch, dem stagnierenden Musikleben seiner Heimatstadt frisches Leben zuzuführen, der Gedanke, daß niemand besser dazu befähigt sei als er. Abstoßend wirkte dagegen der Pfahlbürgergeist, der jede Neuerung kritiklos abwies und in seiner zopfigen Beschränktheit so weit ging, Mendelssohns Abstammung gegen ihn geltend zu machen. So fühlte er sich fortwährend zwischen Sehnsucht und Abneigung hin und her geworfen. Bald nach der mißglückten Berliner Bewerbung öffnete sich ihm glänzende Stellung außerhalb. Der Erfolg bei der Leitung des 15. Niederrheinischen Musikfestes führte zu einem Engagement als städtischer Musikdirektor in Düsseldorf — eine Stellung, die Mendelssohn durch das bewegte

Digitized by Google

und musikfreudige Leben der Rheinstadt viele Anregungen brachte. Der ursprünglich auf drei Jahre berechnete Kontrakt wurde indes gekürzt, als sich 1835 Gelegenheit zur Übernahme der Leipziger Gewandhaus-Konzerte bot. Mit Antritt dieser Stellung hatte Mendelssohn das ihm bestimmte Ziel erreicht. Er war nun 26 Jahre alt. Seine hervorragendsten Kompositionen hatte er bereits geschaffen. (In Düsseldorf waren u. a. noch die Melusinen-Ouvertüre und ein großer Teil des „Paulus" entstanden.) Das Bedeutende seiner Tätigkeit liegt von nun ab mehr in seinem Wirken als reproduzierender Künstler, in dem gewaltigen Aufschwung, den er als Dirigent der Konzerte, als Gründer und erster Leiter des Konservatoriums dem gesamten deutschen Musikleben gab. Durch ihn wurde Leipzig zur internationalen Musikmetropole, die Organisation des Konservatoriums diente allen anderen, später entstandenen Musikschulen als Vorbild. Damals begann überhaupt das Musiktreiben erst im heutigen Sinne öffentliche Formen anzunehmen, und Mendelssohns Einfluß in dieser Beziehung kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden.

Die schöpferische Produktion strömte vorläufig noch ununterbrochen weiter. Doch sind viele dieser Werke bereits der Vergessenheit anheimgefallen — das Violinkonzert, die Schottische Sinfonie, den Elias und die Sommernachtstraum-Musik ausgenommen. Diese gehört bereits der vorletzten Schaffensperiode an. Der geistreiche und für alles Bedeutende begeisterte Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. wollte Mendelssohn wieder an Berlin fesseln. Aus mehrfachen Gründen zögerte der Künstler mit seiner Zustimmung. Die alte Abneigung gegen den in Berlin herrschenden Geist, die Anhänglichkeit an den liebgewordenen bisherigen Wirkungskreis machte sich geltend. Dazu kam noch die Unmöglichkeit, eine ihn künstlerisch befriedigende Stellung ausfindig zu machen. Gründe persönlicher und familiärer Art ließen wiederum eine Übersiedelung sehr wünschenswert erscheinen. So gewahrt man in seinem ganzen letzten Lebensabschnitt ein unentschiedenes Pendeln zwischen Berlin und Leipzig. Dazu tritt eine gewisse Ermattung, die sich teilweis in einem krankhaft übertriebenen Tätigkeitstrieb äußert. Es ist, als fühle der Künstler, daß ihm nur noch kurze Zeit gegeben sei, und als wolle er diese Frist unbedingt ausnützen, selbst wenn ihm bei der Arbeit die Augen vor Müdigkeit bereits zufallen.

„... Was Du an mir nicht kennst, daß ich seit einiger Zeit das Bedürfnis nach äußerer Ruhe (nach Nicht-Reisen, Nicht-Dirigieren, Nicht-Aufführen) so lebhaft empfinde, daß ich ihm nachgeben muß", schreibt er 1845 an seine Schwester Rebekka. Die Antigone-, Athalia-, Ödipus- und Sommernachtstraum-Musik bilden neben seiner Dirigententätigkeit seine Leistungen für den preußischen Hof. Dann aber fühlt er, daß es aus diesem Zwiespalt nur einen Ausweg gibt — „der erste Schritt aus Berlin ist der erste Schritt zum Glück". Er kehrt wieder nach Leipzig zurück, übernimmt jedoch die Leitung der Gewandhauskonzerte nur teilweise (mit Gade zusammen), widmet sich dafür in erster Linie dem Konservatorium, dabei rastlos weiter komponierend und bei seinen englischen Verehrern auch als Klaviervirtuose glänzend. Auf der Heimkehr von der letzten erfolgreichen aber anstrengenden Londoner Reise trifft ihn die Kunde von dem plötzlichen Tode seiner geliebten

Digitized by Google

Schwester Fanny. Mit einem Aufschrei brach er zusammen und blieb längere Zeit regungslos liegen. Den „guten Genius seiner Kindheit" verlor er mit dieser Schwester. Und auch seine Tage waren nun gezählt.

Eine Reise nach der Schweiz ließ ihn noch einmal auf kurze Zeit wieder aufleben. Aber bald nach der Rückkehr trat in Leipzig die Katastrophe ein. Sie kündigte sich an durch heftige Kopfschmerzen. Schwere Schlaganfälle folgten, denen er nach langem Todeskampfe am 4. November 1847 erlag.

* * *

Wir pflegen Mendelssohn bald den Nachklassikern, bald den Romantikern zuzuzählen. Genaue Grenzen lassen sich natürlich nicht ziehen. Denn im Grunde ist Romantik das Wesen und die Seele jeder Musik. Musik ist die besondere Kunst des Christentums, der wahrhaft „romantischen" Religion, die, im Gegensatz zur klassischen Welt, das wirkliche Dasein als unharmonisch empfindet und sich darüber hinaussehnt — in transzendentale Sphären. Dieser Sehnsucht Ausdruck zu verleihen, einen Abglanz der erträumten Überirdischen zu geben, war in höchstem Maße die Musik fähig. Sie ist, mögen wir alle ihre Entwickelungsstadien nachprüfen, in ihrer edelsten Form stets Trägerin metaphysischer Gedanken, Künderin religiöser Anschauungen. Romantisch ist daher die Kunst Palästrinas genau in demselben Maße wie die Bachs, Beethovens und Wagners. Und wer wollte die Romantik in den Werken Mozarts: dem Don Juan, der Zauberflöte, dem Requiem leugnen? Die gangbaren Begriffe klassisch und romantisch lassen sich auf die Musik daher einzig im formalistischen Sinne anwenden — tiefer gefaßt, kann man nur von verschiedenen Perioden und Stilarten der Romantik sprechen.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machen sich mehrere Strömungen bemerkbar. Von der ethisch-heroischen Romantik Beethovens zweigt sich die phantastische Mendelssohns, Schumanns, Berlioz', Schuberts, Spohrs, Marschners, Webers ab. Sie entnimmt ihre Motive teils Shakespeare, teils heimatlichen, teils exotischen Stoffen. Das religiöse Gefühl setzt sich in weltliche Betrachtungen um, aus Natur und Sage formt man Symbole des Göttlichen, kleidet sie in sinnlich leicht faßbare Erscheinungen der sichtbaren Welt. So entstehen die Elfenzauber, die poesievollen Naturschilderungen, die Spuk- und Geistergeschichten der damaligen Musiker, unter denen Mendelssohn als stärkstes formalistisches Talent die Verbindung mit den großen Meistern der vorangehenden Epoche am erkennbarsten wahrt.

Es war Mendelssohn nicht gegeben, in seiner Kunst Höhen und Tiefen des Lebens zu durchmessen. Das Dämonische, Faustische ist seiner Natur fremd. Eine zarte, poesiedurchtränkte Sinnlichkeit bezeichnet sein Wesen, das Menschlich-Derbe wie das Abstrakt-Geistige liegen ihm gleich fern. Die Höhe seiner musikalischen Begabung aber, die meisterhafte Beherrschung aller technischen Ausdrucksmittel und die Universalität seiner kulturellen Bildung befähigten, Werke zu schaffen, die uns auch dann noch Bewunderung einflößen werden, wenn die Persönlichkeit ihres Schöpfers allmählich aufhört, für uns einen Originalitätswert zu bedeuten — wie sie es einst für ältere Generationen war.

Digitized by Google

Spinnstubenlieder

Ein Beitrag zum Volksgesange

Viel hat man sich um die Spinnstuben und ihre Lieder gestritten, viel haben sie von pietistischer Befangenheit e r litten, doch wenig g e litten. Denn sie sind durch manche Geschlechter hindurch bis heute im Volksleben lebendig geblieben, und da, wo der Flachsbau aufgehört hat und die anmutigen Spinnstubenweisen nicht mehr ertönen, fängt man an, sie schmerzlich zu vermissen und ihre Rückkehr zu wünschen. Das ist wohl das beste Zeichen ihrer echten Volkstümlichkeit. Ja, wenn man was verloren hat, fühlt man erst seinen Wert.

Das, was ich über diese Art von Volksliedern berichten kann, gilt wohl für ganz Niedersachsen, soweit Flachsbau getrieben wird. Ich beziehe mich jedoch auf meine engere Heimat, auf die Gegend zwischen Neustadt a. Rbg. und Nienburg a. W., wo ich eine Anzahl dieser Lieder gesammelt habe. Dort habe ich sie selbst gehört, vielfach selbst mitgesungen, um sie ganz genau zu erhalten, und sie dann nach Text und Melodie aufgeschrieben.

Spinnlieder oder Spinnstubenlieder heißen sie, weil sie eigentlich nur von Spinnerinnen und beim Spinnen gesungen werden. Eine Ausnahme machen die im Marschtakte gehaltenen. Solche sang man und singt sie noch in der Ernte bei der Rückkehr vom Felde oder vom Heuen.

Der niedersächsische Landmann singt nur zu ganz bestimmten Zeiten und bei besonderen Umständen. Da schreibt ihm dann das Herkommen gewissermaßen die Stimmung vor, und aus dieser Stimmung heraus ist der Text gewachsen, und die Melodie hat sich ihm anbequemt. Diese Stimmung bedingt dann auch die Art des Vortrages. So kann ich mir die Spinnstubenlieder gar nicht anders zeitgemäß und wirkungsvoll gesungen denken, als abends beim Lampenlichte — eigentlich beim Lichte der flackernden Öllampe — und den qualmenden kurzen Pfeifen der Dorfburschen; die Spinnräder surren dann den Takt dazu, denn in Wirklichkeit paßten die Spinnerinnen stets unbewußt das Treten ihres Rädchens dem Rhythmus des jeweiligen Liedes an, und umgekehrt ging der Rhythmus aus der Tätigkeit des Spinnens hervor.

Der Inhalt der Spinnlieder bezieht sich wohl ganz auf Liebessachen und Liebesabenteuer, auf Scheiden und Meiden. Nur dann kommen auch Texte aus dem Soldaten-, Jagd- und Wanderleben vor, wenn sie in irgendeiner Beziehung zu jenen Angelegenheiten stehen. Dem Unkundigen könnte es wohl auffallen, daß die Lieder immer nur hochdeutsch gehalten sind, da das niedersächsische Landvolk doch plattdeutsch spricht. Allein durch Schule und Kirche, in denen ausschließlich die hochdeutsche Sprache herrscht, sind die Leute gewöhnt, ihre Gefühle n u r im Hochdeutschen auszudrücken. Ein plattdeutscher Gesang wird verlacht, bespöttelt und nie ernst genommen. — Ich habe die Spinnlieder nie aufgeschrieben gefunden, gerät Text und Melodie einmal irgendwo aus dem Geleise, so berichtigt ihn der kundige Mund einer oder eines Alten. Freilich schleichen sich bei der wenigen Kenntnis der hochdeutschen Sprachregeln seitens der Singenden doch manche dauernde Fehler ein. So hörte ich einmal in einer Spinnstube singen:

„Willst du m i r noch einmal sehn,
Steig auf jener Bergeshöhn,
Schau hinunter in das tiefe Tal,
Siehst du m i r zum letztenmal."

Auf meine Bemerkung: „Kinner, da müßt ihr aber nicht m i r, sondern m i ch und statt jener jene singen," sagte Minchen: „Nee, use Mudder un Großmudder hett et ok sau esungen." „Un in Stöcke un Steimbke im Glashof", rief Fieke, „singt sei't ok sau." „Zi inne Stadt mägt woll m i ch seggen, bi üsch hett dat m i r", meinte Mikschen. Dabei blieb es. Sie hielten in ihrer niedersächsischen Zähigkeit, am Alten und Hergebrachten festzuhalten, mich, als gewissermaßen schon Fremden, und meine Meinung für nicht maßgebend.

Digitized by Google

Die Spinnstubenlieder werden immer nur im Chor gesungen. Ein Solo habe ich in keinem einzigen gefunden. Das liegt wieder in dem Herkommen. Der Einzelgesang ist bei dem niedersächsischen Bauer überhaupt durchaus ungebräuchlich. Ein Solist macht sich mindestens verdächtig, unter der Einwirkung des Alkohols zu stehen, wenn man ihn nicht gar für „nicht recht" — irre — hält. Der Grund dafür liegt wohl darin, daß bei Gelagen, seien es öffentliche oder sonderliche, oft ein Trinker oder der Dorftrottel zum Spaße und unter dem Spotte und dem Gelächter, manchmal auch dem Bedauern der Mitgenossen ein Lied vorträgt. Das ist denn vielfach schlüpfriger Art oder schauerlichen Inhalts, meistens dem Bänkelgesange der Jahrmärkte entnommen. Ein Einzelgesang darf also bei ehrbaren Menschen unter normalen Verhältnissen nicht stattfinden. — Höchstens wird jemandem, der eine Zeitlang den Heimatsort verlassen hat, kurz nach seiner Heimkehr ein Solovortrag bei der Arbeit oder in seinen Mußestunden nachgesehen, unter anderem dem Reservisten nach Vollendung seiner Militärdienstzeit. Der junge Mann will dann manchmal seine feinere Bildung dadurch zeigen, daß er „Stadtlieder", die ja kein anderer mitsingen kann, allein ertönen läßt. „Lat ähn," denkt der Bauer, „dei Förkenstäl un dei Plaggensägt in sine Hand wütt ähn woll balle weier int rechte Lot bringen." Auch einer weiblichen Person verübelt man dann einen Sologesang nicht, wenn sie Unglück in der Liebe gehabt hat. Eigenartig ist es aber, daß eine solche Angeführte, Verlassene oder Verstoßene niemals Spinnlieder singt, die sie doch so gut kann und von deren Inhalt sie so viel auf ihren Fall beziehen könnte, sondern allemal zu ihrem Kirchengesangbuche greift und geistliche Lieder anstimmt. „Leiwe Tied," meinen dann ihre Hörer, „sei tröstet sick, na — ja!" — Will eine Mannsperson ihre Gefühle in Tönen ausdrücken, so darf sie pfeifen — fleitjen —. „Gefleitjet" wird viel, aber nicht von weiblichen Personen. Von einer fleitjenden „Deern" oder „Fro" würde man sagen: „Süh eis hen, Nawers Trina fleijtet ans 'n ol'n Keerl, sei schämt sick gar nich." — Gepfiffen werden meistens Tanzweisen von alt und jung; denn getanzt wird auch im Alter noch auf Hochzeiten und Richtebier und anderen Veranstaltungen.

Ebenso wie das Herkommen die Stimmung und die daraus erwachsenen Lieder an bestimmte Zeiten — Tages- wie Festzeiten — und an besondere Umstände knüpft, wie es auch das Einzelsingen nur in Ausnahmefällen zugibt, so schreibt es auch den Gesang für die verschiedenen Lebensalter vor. Es sei mir gestattet, das an einem konkreten Beispiel zu zeigen: in meinem väterlichen Hause auf dem Lande hatten wir in meiner Jugendzeit einen lebensfrohen Nachbar. Der gab seinem Wohlgefühle regelmäßig durch Melodien Ausdruck, er „fleitjete"; ob er pflügte, säte, fuhr, ritt oder ruhte, er „fleitjete". Seine Lieblingsweise war: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", wiewohl er außer beim „Scheibenbier" wohl nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatte, noch auf Jagd gewesen war. Man sagte dann vom pfeifenden Alten: „Dei Ole is weier gaut .ıpelegt, oder up sinen Jüst, hei fleitjet." Hätte derselbe „Annermanns Vader" sein Lied gesungen, so würde das Urteil über ihn gelautet haben: „Wat is denn mit'n Olen los? Hei hat woll 'n Lütjen sitten!" Ebenso wäre es ergangen, wenn der Alte ein Spinnstubenlied auch nur gepfiffen hätte. „Den Olen stäkt noch woll bei Jungsknäpe in'n Koppe, hei fleitjet Spinnleier", hätte man dann gemeint. Denn die Spinnstubenlieder sind nur für das Jünglings- und Jungfrauenalter. Auch Kinder durften und dürfen sie vor der Konfirmation nicht singen, obschon die meisten vorher Kenntnis davon haben. Wird das „lütje Volk" auch in den Spinnstuben direkt nicht geduldet, sondern muß zu „Großmuddern" in die „lütje Dönße" oder ins Bett, so dringen die Lieder doch durch Tür und Wand. Es wäre meinen Geschwistern und mir nicht zu raten gewesen, obgleich unsere Eltern sehr gerne sahen, daß wir sangen, ein Spinnlied anzustimmen. Mit einem Klapps und dem Bemerken: „Singt Schaulleier, dummen Balger!" wären wir von dem Unternehmen kuriert worden. —

Zur Erhaltung und Verbreitung der Spinnstubenlieder haben die sogenannten Spinnwochen viel beigetragen. Jede Magd bekommt nämlich von ihrem Dienstherrn Leinsamen

Digitized by Google

mitgesät. Den Flachs davon muß sie sich hernach selbst spinnen und das Garn verweben. Dazu bekommt sie alljährlich einige Wochen frei. Wenn es die Verhältnisse irgend erlauben, verlebt das Mädchen diese Zeit im elterlichen Hause oder bei Verwandten. Stammt die Magd nun von auswärts, was vielfach der Fall ist, so wird sie von ihren Genossinnen angewiesen: „Bring en neit Leid mit!“ Das besorgt die dann ehrenhalber für ihren „Spinnklump“ nach Möglichkeit. Ein solches Lied wird nun nach der Rückkehr von der Überbringerin so oft vorgesprochen und vorgesungen, bis die Gesellschaft es kann. Bald spricht sich das Ereignis im Dorfe herum, und an einem der nächsten Abende kann der betreffende „Spinnklump“ vor einem zahlreichen Besuche der jungen Burschen mit dem neuen Liede prangen. —

Die Spinnstube tritt gleich nach dem Abendessen zusammen. Dann wird aber nicht sofort gesungen. Erst dann, wenn die ersten „Jungsgesichter“ hinter den untersten Fensterscheiben sichtbar werden, setzt Wischen oder Stine oder Doris, die jeweilige Sangesheldin, mit hoher Stimme ein: „Sind es nicht vergnügte Stunden,“ und der Chor fällt ein: „Die wir beieinander funden.“

Der Gesang ist im Gange. Nun treten die Bauernburschen ein, sowohl Haussöhne als Knechte. Sie nehmen Platz, so gut wie es geht. Jetzt wird aufgepaßt, wann sie mit ihren „groben“ Stimmen in die Melodie einsetzen können. Anfangs geht es ihnen zu hoch. Die hohen Töne nennt man „fine“, die tieferen dagegen „grof“. Sobald die männlichen Stimmen den Ton gefaßt haben, nehmen sie die Führung kraft ihrer Stärke. Gesungen wird in der Regel einstimmig. Manchmal kann aber ein Bursche oder ein Mädchen die „zweite“ Stimme, und sie ertönt dazwischen. Wo schwerere Stellen kommen, setzt sie aus und fällt bei leichteren wieder ein. Begleitet durch irgendein Instrument werden die Spinnlieder nicht, es sei denn, daß ein Bursche — meistens ein Schäfer — mit der Handharmonika, die auf dem Dorfe eine Rolle spielt, die Weise des neuesten Liedes zu unterstützen versucht. Er muß sie dann aber selbst erst vorsingen. Trifft er nicht gleich richtig, so spotten ihn die Mädchen aus: „Scheper, lat man, du blarst jo ans dine Schape; düt Leid sitt in dinen olen Treckebüel nich inne.“ Der Schäfer setzt ab und weiß nachher auf der Lehmdiele des Hauses die „Kropfstiefel“ der Bauernjungen und die „sien Schaue“ der Mädchen um so besser nach seiner Tanzweise in Bewegung zu bringen.

Um elf Uhr geht die Gesellschaft mit dem Bewußtsein nach Hause: „Danabend heww wi'r mal örndlich weier hereneiet.“

August Biester

Neue Bücher

Lange hat es gedauert, bis selig Mendelssohn-Bartholdy einen Biographen gefunden hat, dem es gelungen ist, die interessante Erscheinung eines der bedeutendsten Musiker des 19. Jahrhunderts in ihren Grundbedingungen richtig zu erfassen und in anziehendem Vortrag darzustellen. Erst vor kurzem ist Ernst Wolffs Mendelssohn-Biographie in der Sammlung „Berühmte Musiker“ (Verlag Harmonie, Berlin) erschienen, eine im vornehmen Sinne populär gehaltene „Lebensbeschreibung“, die gediegene Arbeit eines gebildeten Musikers, der mit warmer Anteilnahme sein Thema erfaßt, ohne sich von der bestrickenden Persönlichkeit Mendelssohns den Blick für seine Schwächen trüben zu lassen. Ein reicher Bilderschmuck aus bisher unbekannten Zeichnungen Mendelssohns, Porträts aller in sein Leben eingreifenden Personen, interessanten eigenen und zeitgenössischen Faksimiles bestehend, verleiht dem Text einen geschmackvollen und abwechslungsreichen Rahmen.

Paul Bekker

Digitized by Google

Ein Satyrspiel

Uns fehlt ein Aristophanes. Schade um die schönen Stoffe zur Satire, die so ungenutzt verkommen, verkommen unter den Händen derer, die „von Amts wegen" zu ihrer Behandlung sich berufen fühlen. So geht die Möglichkeit, das Ganze in den Bereich des erlösenden Humors oder doch der mit Prügeln den Tempel des Volksempfindens säubernden Satire zu erheben, verloren; es bleibt nur der Ekel.

Ich sprech natürlich vom Rummel der Nacktkultur. Über die Ursache des Ganzen brauch ich nicht mehr zu reden; unsere Stellung zu den „Schönheitsabenden" u. dgl. haben wir im Novemberheft des Türmers deutlich ausgesprochen und haben an unserer damaligen Meinung nichts zu ändern.

Inzwischen sind die „Schönheitsabende" verboten worden. Mit der Unterstellung dieser Darbietungen unter die Vorschriften für Variétéveranstaltungen ist auch amtlich festgestellt, daß es sich hier nicht um das Problem künstlerischer Nacktheit, sondern um eine auf die Wahrung des polizeilich erlaubten Prozentsatzes zu überwachende Entblößung handle. Gegen diese Einordnung der Veranstaltungen hat sich, soweit ich sehe, auf künstlerischer Seite keine beachtenswerte Stimme erhoben, und — Fräulein Olga Desmond hat für sich die Folgerung gezogen: sie bemüht sich jetzt im „Wintergarten" durch möglichst sommerliches Ausgezogensein gewisse Kreise anzuziehen.

Also, soweit der Einzelfall in Betracht kommt, war die Sache erledigt. Blieb höchstens die Sorge dafür, daß Ähnliches nicht wieder so leicht vorkomme. Nach meinem Gefühl ist dafür die entsprechende Weisung an die Polizei das beste Mittel. Mit „Kunst" hat die ganze Sache wirklich nichts zu tun; würde aber wirklich die Polizistenfaust einmal falsch greifen, so werden Kunst und Künstler sich zu wehren wissen. Denn darüber wollen wir uns keiner Täuschung hingeben: Auch die schlimmsten Polizeimißgriffe können der Kunst nicht so viel schaden, wie die Verwirrung, die das stete Zusammenbringen derartiger Dinge mit Kunst bei öffentlicher Diskussion im Volksempfinden anrichtet.

Aber die deutsche „Gründlichkeit" kann fürchterlich werden, der beliebte deutsche Moralitätsklüngel nicht minder. Mit der Vogel Strauß-Politik ist es auch in diesen Dingen nicht getan. Wir haben keine amtliche Waffe gegen die Prostitution; wir haben auch kein amtliches Hilfsmittel gegen die zahlreichen andern Abarten von Geschäftsunternehmungen, die aus der menschlichen Sinnlichkeit Gewinn zu schlagen suchen. Was geschehen kann, ist amtlicherseits: die Kennzeichnung dieser Dinge als das, was sie sind. Der Rest geht nur die persönliche Sittlichkeit an. Daß diese durch staatliche und kirchliche Verordnungen nicht zu steigern ist, beweist die Geschichte jedem, der darin lesen kann. Mit diesen staatlichen und kirchlichen

Digitized by Google

Verordnungen hat nämlich die bürgerliche und religiöse Erziehung nichts zu tun. Wenn die Behörde dafür sorgt, daß auf der Giftflasche das Warnungszeichen „Gift"! steht; und wenn sie weiter dafür sorgt, daß diese Giftflaschen so aufgestellt werden, daß Unmündige, die die Aufschrift nicht lesen oder verstehen können, nicht daran können, — so hat sie ihre Schuldigkeit getan.

Danach ist es am gescheitesten, wenn von diesen Dingen möglichst wenig geredet wird. Denn daß verbotene Früchte einen gesteigerten Reiz ausüben, steht bereits auf der ersten Seite der Menschheitsgeschichte. Man mag das bedauern, — aber so tun, als ob dem nicht so wäre, ist Heuchelei; und sich einreden, daß wir bessere Waffen gegen diese Tatsache in der Hand haben, als der liebe Gott im Paradiese, halte ich für dumm.

Aus diesen allgemeinen Erwägungen ergeben sich die Folgerungen für die Behandlung der einzelnen Fälle: Wenn das Grundsätzliche geschehen ist, so lasse man den einzelnen Fall in Ruhe. Die Wichtigkeit, die ihm sonst beigelegt wird, kann nur schaden, zumal wenn man sich dabei nicht vor Verallgemeinerungen in acht nimmt.

Der preußische Landtag hat diese einfache Klugheitsregel außer acht gelassen. Die Sitzung vom 13. Januar hat sich so abgespielt, als ob sie ein Vierteljahr früher stattgefunden hätte. Die „Kölnische Volkszeitung" feiert die Sitzung als einen Triumph des Abgeordneten Roeren, dessen Rede als „streng sachlich" und „vornehm" gerühmt wird. Ich hege Achtung vor jeder wahren Überzeugung, und schätze die Unentwegtheit, mit der Herr Roeren für seine Überzeugung jederzeit eingetreten ist. Aber gerade „vornehm" ist es nie, einen einzelnen Menschen — der in gewissem Sinne bereits unschädlich gemacht ist — an öffentlicher, der persönlichen Verantwortung entzogener Stelle so zu brandmarken. Vornehm auch dann nicht, wenn man im Rechte ist. Es schwächt auch die Wirkung ab, da sich in Tausenden Widerspruch gegen diese Art regt.

Ich begreife auch, wenn viele nur mit einem gewissen Zögern ihre Zustimmung zum Einzelfalle äußern. Denn der Abgeordnete Roeren ist der Vertreter einer Richtung, die oft genug bewiesen hat, daß sie den deutlichen Unterschied zwischen wahrer Kunst und diesen elenden Afterdingen nicht fühlt. Beweis dessen ist die Behandlung, die die edelste Nacktheit auf Werken klassischer Kunst, die für katholische Kirchen bestimmt waren und zum Teil noch in solchen hängen, in den Reproduktionen monumentaler katholischer Kunstgeschichten erfährt. Das ist eben das Schlimme — wie wir schon früher ausführten —, daß Künstler und Kunstfreunde nur ungern in solchen Fällen ihre Übereinstimmung äußern, weil sie für die Folgen fürchten. Die Unsicherheit der Behörden aber in der Behandlung solcher Erscheinungen ist — das kann nicht scharf genug betont werden — zum großen Teil auch die Folge des oben gekennzeichneten Verhaltens dieser Kreise gegen wahre Kunst. In Frankreich und Italien sind diese ganzen Verhältnisse viel klarer. Da nimmt man Erscheinungen im Stil der Schönheitsabende von vorneherein als das, was sie sind, und sieht in der etwa versuchten Verquickung derselben mit Kunst und Kultur nur einen Witz oder einen Geschäftstrick.

Vor allem aber finde ich die Art des Vorgehens des Abgeordneten Roeren nicht klug. Man darf Gegner niemals wichtiger nehmen, als sie sind; vor allem aber soll man nicht auf ein winziges Variété-Dämchen losschlagen, wenn man eine leider sehr groß gewordene Erscheinung treffen will. Sonst wächst selbige Winzigkeit ins Riesenhafte.

Mußte wirklich Olga Desmond im preußischen Landtag genannt und angegriffen werden?

Die Antwort gibt das Bild, das sich vor uns entrollt. Oben auf der Tribüne sitzt die auf so billige Weise zur „Berühmtheit" gelangte Dame. Drunten auf der Rednertribüne behandelt man dieses „Frauenzimmer" mit einer Wichtigkeit, als verkörpere sie die Gefahr für unser Volkstum. Alle Operngläser lüstern nach ihr, wie nur je am „Schönheitsabend". Und siehe da: die Nackttänzerin vor geladenem Publikum wird jetzt zur großen Öffentlichkeitsperson. Feierliche Herausforderung des Angreifers in

Digitized by Google

die Schranken! Es ist niemals ein erhebender Anblick, wenn jemand eine Herausforderung zum Kampfe nicht annimmt, den hingeworfenen Fehdehandschuh nicht aufnimmt. Mag sein, daß ihm seine Stellung es verbietet; dann verbot ihm aber dieselbe Stellung, den persönlichen Kampf herauszufordern.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich bin mir persönlich über die Beweggründe des Vorgehens der Desmond so klar, wie zuvor über die der Schönheitsabende. Gleichzeitig mit dem Protest erschienen in den Berliner Blättern die ganzseitigen Anzeigen, die zu ihrem Auftreten im Wintergarten einluden. Und Anzeigenteil ist Geschäftsteil.

In diesen Anzeigen aber steht: kommt her in Massen (womöglich zu erhöhten Preisen) und seht, daß wahre Kunst nie unsittlich sein kann.

Da haben wir also denselben Dreck, — Verzeihung, dasselbe Gemengsel, wie vorher. Klarheit zu schaffen, daß das alles mit Kunst nichts zu tun hat, darauf kam und kommt es an. Man schenke also solchen Erscheinungen an allen vorstechenden Stellen nur die Beachtung, die sie verdienen. Diese Beachtung muß sein: schweigende, totschweigende Verachtung.

K. St.

Ein Soldatenliederbuch

Als ich im Türmer-Jahrbuch 1904 den Gedanken anregte, man solle der schmählichen Verbreitung von Zotenliedern und Gassenhauern bei unserem Militär dadurch entgegenarbeiten, daß man den Mannschaften ein kleines Liederbuch in die Hand gäbe, auf das Singen dieser Lieder auf dem Marsche und auch in der Stube Gewicht lege und es dadurch fördere, daß die Regimentskapelle die Weisen zu diesen Liedern spiele, erhielt ich so zahlreiche Zuschriften aus Offizierskreisen, daß ich die bestimmte Erwartung hegte, ein solches Soldatenliederbüchlein bald in Händen halten zu können. Aber bei uns ist der philologische Geist der „kritischen“ Ausgaben so mächtig geworden, daß man wohl in militärischen Kreisen nicht recht zuzugreifen wagte. Und doch wären sicher Offiziere zuerst imstande, das auszuwählen, was dem Soldaten wirklich zusagt, was er gern singt. Und es sind so viele musikalisch und literarisch gebildete Leute im Offiziersstand, daß uns um die gute Besorgung von Text und Melodie nicht bange zu sein brauchte. Inzwischen ist ein Büchlein erschienen: „Hundert Lieder mit Noten für ein- und zweistimmigen Gesang für deutsche Soldaten. Herausgegeben vom Christlichen Soldatenbund in Württemberg (Stuttgart, Furtbachstraße 6).“

Das Büchlein ist äußerlich das, was wir brauchen. Die Zahl von hundert Liedern ist nicht übel gewählt; Papier, Druck und Stich erfüllen alle berechtigten Erwartungen. Der Leinwandband verträgt ohne Schaden etwas Drücken, Knicken und Beugen, ohne das es nun einmal im Tornister beim Marsch nicht abgeht. Der Preis beträgt 30 ₰; bei Massenauflagen würde er sich sicher auf 20 ₰ ermäßigen lassen, so daß es also auch für die Kasse ärmerer Regimenter kein Opfer bedeutete, jedem neu eintretenden Rekruten ein solches Buch auf Regimentskosten zu schenken.

Ich gestehe nun offen ein, daß ich immer etwas mißtrauisch werde, wenn ich das Wort „christlich“ in einem Zusammenhang lese, in dem es nichts zu tun hat. Wenn wir wirklich christlich sind, so handeln und leben wir ganz von selber christlich und brauchen nicht immer davon zu reden. Ich kann mir denken, daß Tausenden von Soldaten ein Büchlein nicht willkommen ist, auf dem steht, daß es vom christlichen Soldatenbund in Württemberg herausgegeben sei. Sie brauchen deshalb nicht minder christlich zu sein, als die Mitglieder dieses Bundes; genau so, wie es nicht aller ganz gut christlichen Leute Sache ist, Mitglieder von christlichen Jüng-

Digitized by Google

lings- oder Männervereinen zu werden. Kurzum, die Betonung des Christentums hat auf dem Titelblatte eines Soldatenliederbuches einfach nichts zu suchen.

Ich blättere um und komme an das Vorwort. Da hoffte ich ein kräftiges Wörtchen zu finden an den Soldaten, dem man gerade herausſagt, daß es ſeiner unwürdig ſei, dreckige und zotige Lieder oder blödſinnige Gaſſenhauer in ſeinen Mund zu nehmen; daß er Lieder ſingen ſolle, die er ſpäter daheim auch ſingen kann, bei denen er nicht erröten muß, wenn Mutter und Schweſter oder die Geliebte dabei ſitzen. Und dann ein paar Worte, wie man ſich ein Lied einprägt; wie man auf den Text achten ſoll, daß man ihn nicht zerſingt und dergleichen. Statt deſſen iſt hier ein ganz kühl abgefaßter Bericht, wie er etwa in der Verſammlung des Vorſtandes des Vereins als Rechenſchaftsbericht vorgetragen werden konnte.

Dann kommen die Lieder. Und richtig ſtehen an erſter Stelle die g e i ſ t l i c h e n Volkslieder. Ja, ich denke, es handle ſich hier um ein Soldatenliederbuch! Da gehören doch von Rechts wegen die Soldatenlieder vornhin, und ein paar religiöſe Lieder, die der Soldat einmal braucht, ans Ende. Denn für die Kirche hat er ja ein beſonderes Geſangbuch. Es kommt nämlich äußerlich dazu, daß nun eine ganze Reihe der ausgeſprochenen Soldatenlieder ohne Melodie gedruckt ſind, mit dem Verweis auf eine andere Stelle im Buch, wo die Melodie bereits bei anderen Texten abgedruckt iſt. Das taugt von vornherein nichts für die Praxis. Lieber einmal eine Melodie zweimal abdrucken, damit man ſie wenigſtens vor Augen hat, wenn man das Lied ſingt.

Doch das alles wäre nicht ſchlimm. Die Furcht, die wir immer bei ſolchen chriſtlichen Unternehmen hegen, iſt die Angſt vor einer unangebrachten Prüderie, vor Mangel an wirklich kräftiger Lebensfreudigkeit. Als das Büchlein in der Vereinszeitſchrift „Des Jünglings Freund“ im Juli 1907 angekündigt wurde, waren folgende Grundſätze als maßgebend aufgeſtellt: „Lieder anſtößigen Inhalts können wir nicht dulden, dazu ſind unſere Heime zu gut, und geiſtliche Lieder zu ſingen, dafür ſind unſere Soldaten nicht zu haben — außer etwa in der Kirche oder einer ſonſtigen religiöſen Veranſtaltung — ich meine, unſere Soldaten abgeſehen von vereinzelten Ausnahmen. Wollen wir hebend auf den Soldatengeſang im großen einwirken, ſo wird es nur auf dem Weg der klaren, ſyſtematiſchen Pflege des Volksliedes geſchehen können.“ „Wir müſſen allen alles werden können, um möglichſt viele zu gewinnen.“ „Hier ſteht uns das ganze Gebiet des allgemein Menſchlichen, ſoweit es wahrhaftig iſt und ehrbar und gerecht und keuſch, offen.“ „Auch das Lied von der Liebe, irdiſch menſchlicher Liebe hat unſeres Erachtens ein Recht in einem chriſtlichen Soldatenliederbuch. Wollen wir den Kampf gegen die Zotenlieder aufnehmen, ſo müſſen wir den Schein durchaus vermeiden, als erkennen wir überhaupt keine reine Geſchlechtsliebe an. Für wie manchen jungen Mann war das Bild eines reinen Mädchens, das er im Herzen trug, vielleicht durch die gefährlichſten Jugendjahre hindurch die Bewahrung, die er brauchte.“

Das ſind gute Grundſätze, wenn man auch deutlich fühlt, daß es dem Schreiber nicht leicht geworden iſt, auf das Geiſtliche zu verzichten und das Recht des Weltlichen anzuerkennen. Aber leider hat man dieſe Grundſätze nicht befolgt. Es iſt an ſich wenig erfreulich, immer wieder Beiſpiele dafür anzuführen, wie engherzig und kurzſichtig die Herausgeber von Schulbüchern ſich gegenüber allem zeigen, wo von Liebe die Rede iſt. Aber nur der dauernde Hinweis, der immer wiederholte Spott wird hier endlich heilen können. Es müſſen die weiteſten Kreiſe des Volkes erfahren, wie ungeſund vielfach die Erzieher unſeres Volkes gerade in dieſer Hinſicht denken und fühlen; nur dann wird es allmählich beſſer werden. In unſerem Falle halte man ſich gegenwärtig, daß es ſich hier nicht um ein Buch für Töchter oder Knaben der Volksſchule handelt, ſondern um ein Soldatenliederbuch. Erſt dann wird man für dieſe „Pädagogik“ den richtigen Maßſtab gewinnen.

Wir blättern der Reihe nach durch und kommen gar nicht erſt bis zu den Liebesliedern, die hier vorſichtig unter „Natur- und Wanderlieder“ und „Freundſchaftslieder“ untergebracht

Digitized by Google

sind. In unserem herrlichen „Deutschland, Deutschland über alles" sind in den ersten Versen der zweiten Strophe: „Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang" die Frauen und der Wein durch „Sitte" und „Mut" ersetzt. Man hätte doch auch lieber gleich die Treue weglassen und statt dessen „Vorsicht" einschieben sollen. Der treuherzige Hoffmann von Fallersleben, der sich baß verwundern würde, wenn er erführe, daß man seine Gedichte nicht für reinlich genug hält, um sie unserem Volke in die Hand zu geben, muß sich auch seinen „Abschied" gründlich verbessern lassen. Wir werden gleich zu Ende der ersten Strophe darauf vorbereitet, denn statt „Lebe wohl, Herzliebchen mein" singt unser Rekrut: „Lebet wohl, gedenket mein!" Vielleicht aus Rücksicht auf die Rekruten, die ja erst nach zwei Jahren wieder nach Hause kommen, hat der Herausgeber dann die fünfte Strophe weggelassen. „Übers Jahr zur Zeit der Pfingsten pflanz' ich Maien dir ans Haus, Bringe dir aus weiter Ferne einen frischen Blumenstrauß." Aber die Strophe ist auch so überflüssig geworden, denn auch in der Strophe zuvor hat das „Schätzlein", dem der Soldat die Wiederkehr versprochen hat, „Freunden" Platz machen müssen, für die er freilich kaum einen Blumenstrauß mit heimbringen wird. — Ganz übel ist es dem trauten „Ein Sträußchen am Hute" ergangen. Da ist eine zweite Strophe hineingekommen, die offenbar für die kleinen Pensionatsfräuleins der untersten Klassen gedichtet worden ist, sintemalen diese sicher schwer unter der Versuchung leiden, den vorgeschriebenen Gänsemarsch zu unterbrechen und einmal ein Blümchen vom Wege abzurupfen; denn unser Soldat bedauert es sehr, daß er das nicht darf. Erst als dritte Strophe kommt dann: „Wohl sieht er ein Häuschen am Wege da steh'n". Aber er setzt sich nicht hin zu kurzer Rast, sondern hegt als praktischer Mann bloß den Wunsch, „es wär' sein", und muß dann wieder fort, „die Welt aus und ein". Da ist dann freilich die Strophe überflüssig geworden, daß ihn ein Mädchen grüßt, so lieblich und fein, bei der ihn der Wunsch überkommt: „Ach wärst du mein eigen, bei dir blieb' ich gern". Solch ein Wunsch muß unseren Soldaten grundsätzlich fern gehalten werden.

In diesem Geiste ist dann auch die Auswahl aus „Der Mai ist gekommen" getroffen. Es ist überhaupt unerhört, daß man aus diesem Liede, das ganze sechs Strophen hat, nur drei bringt. Die erste und die letzte, und von den anderen just die, mit der der Soldat sicher am wenigsten anzufangen weiß, weil das Bild von den „klingenden" Quellen ihn sicher etwas gesucht anmutet. Dafür ist der Abschied von Vater und Mutter ausgelassen, vermutlich, weil es sich nicht gehört, daß der Bursch auf die Weine hinweist, die er noch nicht probiert; ganz ungehörig natürlich ist es, abends im Städtchen im Wirtshaus einzukehren und gar vom Schatz ein Liedel zu singen. Auch die Strophe vom Übernachten im Freien ist, vermutlich aus Gesundheitsrücksichten, gestrichen. Wenn hier die Herausgeber sich vielleicht mit Raumrücksichten herausreden wollen — wir sehen darin freilich keinen Entschuldigungsgrund —, so fällt dieser ganz weg beim „Mailüfterl". Hier hätte im jetzigen Satzbild ganz bequem eine Strophe mehr untergebracht werden können; aber diese zweite Strophe des Originals handelt von der Liebe. Also weg damit. — Ganz unverständlich ist mir das Streichen der dritten Strophe von „Morgen muß ich fort von hier", mit der wundervollen Abbitte für alles Unrecht, das man anderen zu leid getan. Und wenn ich es im allgemeinen mit der Textkritik des einzelnen Wortes nicht allzu scharf nehmen will, so ist es vom künstlerischen wie vom menschlichen Standpunkt doch ein starkes Versagen, wenn statt von einem „treu verliebten", von einem „treu geliebten" Herzen die Rede ist.

Ganz schlecht ist es dem altbekannten Liede „Nun leb wohl, du kleine Gasse" ergangen. Für die beiden kostbaren Strophen: „Andre Städtchen kommen freilich, andre Mädchen zu Gesicht; ach, wohl sind es andre Mädchen, doch die eine ist es nicht. Andre Städtchen, andre Mädchen, ich da mitten drin so stumm. Andre Mädchen, andre Städtchen, o wie gerne kehrt' ich um" — dichtet unser Buch ergreifend schön: „Falsches Lied und falsche Liebe, böser Klang für Herz und Ohr! Ihr nennt arm, wer nie geliebet, ärmer ist, wer Lieb' verlor. Eines wahren

Digitized by Google

Liedes Weise, eines süßen Sanges Reim klingt durchs Herz mir laut und leise, immer singt's: O könnt' ich heim!" Man muß da bedenken, daß jedem, der ein einzigesmal dieses Lied gehört hat, die Worte „Andre Städtchen, andre Mädchen" in Kopf und Herz haften bleiben. Man kann sich dann vorstellen, was der Soldat mit diesem Liederbüchlein anfängt, wenn er sich so betrogen findet. Denn das ist Betrug!

Offenbar um für die vielen Streichungen einen Ersatz zu bieten, hat man sich beim Abschied „So leb denn wohl, du stilles Haus" nicht mit den drei ursprünglichen Strophen von Ferdinand Raimund begnügt, trotzdem hier im Original von der bösen Liebe keine Rede ist; ja man hat sogar hier obendrein einmal in der eigenen Meinung von der Liebe gedichtet und singt nun in unzweifelhaft „echtem" Volksliedgeiste folgendes: „So leb denn wohl, du Mädchen mein, soll ich von dir geschieden sein, so reiche mir die treue Hand und schließ mich ein ins Freundschaftsband. Und kehr' ich einst zurück zu dir, von dir ein Wort nur wünsch' ich mir; ein Wörtlein kurz, doch klar und wahr, das Wörtlein: ‚Ja' am Traualtar. So schlaf denn wohl und sanft die Nacht, bis dir ein heitrer Morgen lacht: Will's Gott, kommt auch ein gold'ner Tag, da man die Hochzeit halten mag." Dieser Urtypus des fürtrefflichen Hausvaters hätte nach meinem Dafürhalten sicher noch weiter die Zukunft ausgemalt und auch die künftige Kindtaufe nicht vergessen.

Sehr schön ist dafür an „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden" herumgedoktert worden. Da hat das „Lieb" wieder einem „Freund" Platz machen müssen. Nun klingt es, zumal beim Singen, wunderschön, daß man ihn wert halten soll, „der Deine, der Deine". Und dann, wenn man vom Freunde scheidet, „dann weine, dann weine, ja weine!" Dasselbe grundtiefe Verständnis für die Empfindungsweise des Soldaten haben die Herausgeber bekundet, als sie von Chamissos Lied „Hab' oft im Kreise der Lieben im duftigen Grase geruht" gerade jene dritte Strophe strichen, die sicher jeder Soldat wenigstens einmal in jedem Monat an sich selber erlebt: „Und manches, was ich erfahren, verkocht' ich in stiller Wut; und kam ich wieder zu singen, war alles auch wieder gut."

Es hat in mir selber gerungen, ob ich es nicht auch so halten solle und in stiller Wut verkochen, was ich hier erfahren habe. Aber dann greife einer nach diesem Liederbuche und singe daraus; da soll es einem dann gut werden! Wenn einem so viel des Besten und Schönsten einfach weggestrichen wird! Wenn man als zwanzigjähriger Bursch behandelt wird wie eine Konfirmandin, und zwar just zu einer Zeit, wo der Schmutz und Dreck des Lebens von allen Seiten auf einen eindringt! Man muß doch von allen guten Geistern verlassen sein, wenn man dadurch junge Menschen vor der unreinen Liebe schützen zu können hofft, wenn man ihnen alles, was von reiner Liebe gesungen wird, fernhält. Ob sich solche Herausgeber denn nicht sagen, daß junge Menschen, die ja unbedingt hinter diesen ganzen Betrieb kommen müssen, überhaupt Verdacht schöpfen gegen alles, was ihnen von geistlicher Seite dargeboten wird? In diesem Fall kann man nicht schroff genug ablehnen. Derartige Versuche können dem auch von diesen Leuten angestrebten Ziele, bei unseren Soldaten das echte deutsche Volkslied wieder heimisch zu machen, sie zum gesunden, fröhlichen Singen zu erziehen, nur neue Hemmnisse in den Weg legen. K. St.

Nationalarchitektur

Die Architektur ist das Bleibendste der Völker. Man denke an Memphis, Babel, Ninive, an Ägypten, aber auch an das alte Rom. Was sie einst waren, offenbart sich am stärksten in ihren erhaltenen Bauwerken. Und darf man auch nicht einseitig sein und die andern Denkmäler eines Volkes unterschätzen, — die eine Zusammenfassung aller Beobachtungen muß man zugeben: „Im allgemeinen sucht politische Kultur sich stärker

Digitized by Google

in Bauten, geistige Kultur stärker im Wort auszudrücken. Dementsprechend mag das Bauwerk größere Anwartschaft auf geschichtliche, das Wortwerk auf transzendentale Unsterblichkeit haben.

Danach erhebt sich für uns Deutsche als eine Schicksalsfrage: Was drückt uns heute in Deutschland aus? Was wird uns dereinst vertreten vor jenem letzten Gericht über die Völker, das in ihnen selbst liegt und Geschichte heißt? Moeller van den Bruck stellt diese Frage im „Tag"; was er darauf antwortet, ist beherzigenswert für uns alle.

„Nur die rücksichtsloseste Offenheit kann uns hier helfen. Wir brauchen uns keinen Augenblick darüber im unklaren zu sein, daß auch unsere eigene Zeit und das Jahrhundert, das hinter uns liegt, wieder ungemein reich an deutschen Persönlichkeiten gewesen ist, von Goethe, Kant und Beethoven an. Aber ebenso müssen wir uns auch klar darüber sein, daß wir genau so hoch, wie wir in diesem selben Jahrhundert gestiegen sind, tief heruntergekommen sind in der Kultur. Es gibt keinen anderen Ausdruck als diesen: heruntergekommen. Der Satz, daß politischer Aufschwung kulturellen bedingt, scheint vorläufig in sein Gegenteil verkehrt zu sein. In der Politik bekamen wir Bismarck. Aber in dem Leben, das nebenherging und in dem, welches folgte, bekamen wir eine schauerliche Verwüstung unseres Vaterlandes. Mit dem Jahre 1871 traten wir nun ein in eine erklärt politische Epoche. Nach den allgemein geschichtlichen Erfahrungen hätte die Kraft der Nation sich alsbald umsetzen müssen in ein neues und großes Bauen. Das Gegenteil geschah. Wenn wir heute überschauen, was die Generationen der 70er, 80er, 90er Jahre architektonisch geleistet haben, dann ist's, als ob dieselbe Gründung des Reiches, in der politisch unser letztes rettendes Heil lag, kulturell ein Fluch, kein Segen für unser Volk gewesen sei."

Freilich hatte der Niedergang schon früher begonnen. Aber erst in den letzten Jahrzehnten begann das Elend. „Die Architektur hörte auf, eine Kunst, und was fast noch schlimmer war, ein Handwerk zu sein. Sie wurde statt dessen eine Laufbahn. Kein Gebäude entstand mehr, das nicht jeder andere gerade so gut hätte bauen können: er brauchte bloß — Architektur zu studieren. Es ist das schlimmste, was man gegen einen Architekten, der wie jeder Künstler immer ein geborener sein muß, sagen kann. Diese hier, die des 19. Jahrhunderts, wurden Architekten, wie ein anderer Apotheker oder Kaufmann oder sonst was wird, aus Zufall und nach Verbindung. Uns hat es das halbe Vaterland gekostet. Denn wo das eigene Können fehlte, da hörte natürlich auch das Verständnis für früher einmal Gekonntes auf, und mit ihm die Liebe, mit ihm das Gewissen. Dome, Kirchen, Schlösser wurden alsbald niedergerissen. Die Linie unserer alten Städte wurde zerstört. In die schöne Giebelflucht der Straßen schob man zum Ersatz häßliche Quadratkasten ein. Und wo man wirklich einmal selbst zu schaffen sich herausnahm, da entstanden, und namentlich in den öffentlichen Gebäuden, den berüchtigten Monumentalfassaden, Prunkbauten von einer eklektizistischen Erlogenheit, in denen entweder alle Stile der Welt zusammengehäuft wurden oder aber ein einzelner bis zum Zerrbild verstilreinheitet wurde. Noch heute kann man hin und wieder lesen: das neue Gebäude Soundso wird ‚im romanischen Stil' — jenes andere ‚im Stil der Hochrenaissance' errichtet werden. Welch ein beschämendes Eingeständnis, welch ein Armutszeugnis für uns darin lag, schien keiner mehr zu empfinden.

Was sollen wir tun? Die Antwort hat die junge Architekturbewegung bereits zu geben versucht, die seit ein paar Jahren wieder bei uns eingesetzt hat. In ihr beruht heute unsere ganze Hoffnung. Wir haben sie blutnötig genug. Denn es ist gewiß: wenn die Architektur des 19. Jahrhunderts wirklich das letzte Wort wäre, das wir Deutschen architektonisch zu sprechen hätten, so müßten wir sie ohne weiteres als das sicherste Symptom unseres Endes auch als Volk ansehen — ein viel sichereres Symptom, als es mancher sittliche Schaden ist, weil dieser nur unsere Gewohnheiten, jenes aber unmittelbar unsere schöpferische Kraft bloßstellt. Doch brauchen wir nicht so dunkel ins Zukünftige zu sehen: die eklektische Kultur des 19. Jahrhunderts bedeutete nur das letzte Ende der Barockkultur, die überall Unnatur mit sich brachte — Jesuitis-

Digitized by Google

mus, Pietismus, Absolutismus — und die hier lediglich noch zwei bis dahin ungenutzte Regungsmöglichkeiten, die kapitalistische und leider auch die staatliche, zu neuen pseudokünstlerischen Äußerungen benutzt hat. Dagegen empörte sich dann die junge Architekturbewegung, und schon allein als Erscheinung ist sie ein Zeichen und eine Verheißung. Doch auch in der Sache hat sie recht, und die Antwort, die sie jener Frage, was wir tun sollen, damit gab, daß sie überall wieder beim Material einsetzte, daß sie jede Aufgabe als eine gesondert gestellte betrachtete, die nur einmal zu lösen möglich ist, und daß sie nun die Mittel zu ihr wieder in sich selbst suchte, war — schon als Gegenwirkung gegen den alten Schluder — die unbedingt richtige, nächstliegende, natürliche. Nur so können wir zu einer Architektur gelangen, die organisch gewachsen, nicht kopistisch zusammengestohlen ist, die von der eigenen Arbeit und nicht vom Raubbau lebt." — Allerdings ist das erst ein Anfang. Die neue Bewegung hat es zunächst um so schwerer, als in der neuzeitlichen Hast die großen Bauaufgaben, die die Gründung des Reiches stellte, gerade in der unglücklichsten Zeit geschaffen und — verpfuscht worden sind. Um so mehr gilt es jetzt für jeden, Wache zu halten. Wir dürfen nicht mehr gleichgültig zusehen, wenn große Aufträge nach beliebter Schablone vergeben werden. Wir dürfen uns diese Bevormundung durch die Behörden nicht mehr gefallen lassen. Denn nie noch hat sich ein Bauherr so bloßgestellt wie der deutsche Staat in den letzten Jahrzehnten.

Die Kunst der Konversation

Der Abend in der Literarischen Gesellschaft gab mir zu denken. Eine Benommenheit von Rauch, Lärm, Speisenduft, Zigarren, Wein, und in dieser ungewissen Atmosphäre die Umrisse von ein paar Nachbarn, nebelhaft verschleiert, leicht hingetuscht, mystisch entrückt und mit zunehmender impressionistischer Unbestimmtheit Kopf an Kopf die Tafel entlang. Die Dinerstimmung gewann Steigerung, ein Gefühl von Gelöstheit trat ein, ein nervöser Reiz der prickelnden Überlaune, eine täuschende Empfindung von Kraft, hinter der sich aber nur ein dumpflastender Schwächezustand verbirgt. Eine literarische Gesellschaft, ein Kreis von Persönlichkeiten, hier müßte ein umschwebendes Fluidum herrschen, eine geistige Entladung, die elektrisierend wirkt, belebend wie Radium.

Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß man die feinsten Menschen allein genießen muß. Man hat nichts von ihnen in großer Gesellschaft; da sind sie austernhaft verschlossen. In großer Gesellschaft ist man auf ein paar Konventionen geeinigt, die gerade von jenen verachtet werden, die eine geistige Prägung verkörpern. Ein Wort fliegt auf, es wird zu Tode gehetzt, ein gleichgültiges, wenn nicht banales Wort. Dinge werden gesagt, die man längst gesagt hat, Alltagswahrheiten, die so alt sind, daß sie nicht mehr wahr sind, Weisheiten, so abgegriffen, daß sie töricht geworden. Die Worte, das Lachen, die Unterhaltung, alles ist ein wenig stereotyp; der Witz, der als entladender Funke aus der geistigen Gewitterspannung springt, ist keine Entladung, sondern allzu häufig aus der Westentasche geholt, wie ein Zahnstocher, meistens gar nicht neu. Der Lärm ist groß, weil jeder redet; das bringt mit sich, daß schließlich jeder schreit.

Man weiß kaum, was der und der sagt. Aufs Wort kommt's schließlich gar nicht mehr an. Instinktiv hat jeder das Gefühl, in einer Komparserie mitzuwirken. Am meisten genießt der Schweigende.

Klug zuhören, beredt schweigen, das sind die Grundpfeiler in der Kunst der Konversation. Schweigen und Zuhören können, das sind Äußerungen einer gesellschaftlichen Disziplin, die höchst selten ist und nicht ohne große Geduld und Übung erlangt werden kann. Der angenehme Gesellschafter ist nicht immer der Beredsame; angenehmer ist der Schweigsame. Denn

Digitized by Google

er ermüdet weniger. Es gibt Gesellschaftskünstler, die steif daran glauben, sie müssen immer Unterhaltungsstoff bieten und mit Gewalt das Gespräch flott machen. Zweifellos liegt ein richtiger Instinkt darin. Denn die Mehrheit der Menschen und von dieser Mehrheit jene liquide Konstellation, die Gesellschaft heißt, ist von einer merkwürdigen Furcht beherrscht. Von der Furcht vor dem Schweigen. Und um das Schweigen zu bannen, läßt man sich lieber den aufdringlichsten, geistlosesten Schwätzer gefallen und bildet sich ein, daß auch er anregend wirke. Von den meisten wird Schweigen als Verlegenheit empfunden oder als unheimliche Eigenschaft. Der schweigende Gast ist ein unheimlicher Gast. Drückt sich nicht darin schon eine Überlegenheit aus, die im Schweigen liegt? Oder das Schweigen wird eine Art Schutzmantel, eine hürnene Schale, in die sich die Seele verkriecht und darin den Gesellschaftslärm nur mehr wie das ungeheure Brausen des Meeres unartikuliert vernimmt. Dann wird die Beobachtung schärfer. Das Ohr nimmt alles auf, ein Lächeln und halbe Worte quittieren das Empfangene, aber der Vorgang ist rein äußerlich. Die Seele hockt einsam in ihrer Schale; sie sieht nur zu und ist ernst. Die Maske lächelt immerzu. Es gibt aber Leute, die haben Scharfblick. Sie erkennen den Ernst, der unter der ewig lächelnden Maske sitzt, und dieser Ernst beunruhigt sie, wie sie das Schweigen beunruhigt. Man fragt besorgt, halb aus Teilnahme, halb aus Verdacht: „Warum so ernst?“ Man begreift es so selten, daß es einen Ernst gibt, der innere Heiterkeit ist, Ausdruck der feierlich oder selig gestimmten Seele, andachtsvolle Versunkenheit, jenen überwältigenden Ernst, der sich etwa auf den Mienen der tanzenden Bauernpaare spiegelt und nur die andere Form der verzückten Freude ist. Es gibt Menschen, die überhaupt inmitten aufschäumender Lustigkeit in der Umgebung zu Ernst und Nachdenklichkeit neigen. Menschen, die die Lustigkeit nicht lustig stimmt, sondern zur Nachdenklichkeit und Vereinsamung. Mit ihnen ist in dem großen Trubel nichts anzufangen. Sie sind wie schweres Fuhrwerk, nicht weiterzubringen. Ein Odium von Langeweile umgibt sie leicht. Es sind die Tiefen. Nicht selten wird man überrascht, sie in kleinem Kreise mitteilsam, anregend und in hohem Grade anziehend zu finden.

Niemand kann gescheit reden, der nicht klug schweigen und nicht verständig zuhören kann. Beredtes Schweigen, das ist die höchste Gesellschaftskunst, die nur in der gleichgestimmten Gemeinde entfaltet werden kann. Künstler, Dichter, die einen Abend lang beim Schoppen sitzen und mit dem gehobenen Bewußtsein, sich ausgezeichnet unterhalten zu haben, obzwar außer „Prosit“ kaum ein Wort gefallen war, haben, die Legende berichtet von solchen, den Gipfel dieser Kunst erstiegen. Es sind nur die wenigen, die Auserwählten, die Selbstsicheren, Reifen und Tiefen, die die Süßigkeit schlürfen, den leichten Himmelstrunk der Unendlichkeit in der schweigsam beredten Stunde, die den Kreis der verständnisvoll genäherten Menschen umschlingt. Außer diesen sind es nur die Liebenden, die händeverschlungen in die glückstrunkene seligbeschwingte Stunde des Schweigens hineinwallfahrten. Und in der Gesellschaft? Es liegt eine kitzelnde Komik in den Anstrengungen der Menschen, über den kritischen Punkt hinwegzukommen, wenn der Faden abreißt und das Schweigen eintritt, ehrfürchtig grausig, wie der steinerne Gast, und wie dieser ein Stück der Unendlichkeit. Warum so bange? Warum so qualzerrissen? Freuen sollen wir uns über das gnadenvolle Erscheinen dieses Augenblicks, der uns gleichsam wieder zur Besinnung auf unser verleugnetes Selbst bringt, einen Schluck Erholung reicht und wie der dreimal wiederholte Hahnenschrei an das feige Unrecht mahnt, das wir der konventionellen Gesellschaftspflicht zuliebe täglich aufs neue dem Gottessohne in uns antun.

Nur aus der schön und mit Geist geübten Kunst des Schweigens ergibt sich die vorteilhafte und nicht leichte Fertigkeit des angenehm scheinenden Zuhörers. Diese Übung ist unerläßlich für die feine Gesellschaftssitte. Viele Menschen wollen dadurch unterhalten sein, daß man ihnen zuhört. Man ist nicht verpflichtet, jedem Schwätzer ein williges Ohr zu leihen, aber wo man es mit einem fruchtbaren Geiste zu tun hat, ist man als geduldiger Zuhörer zweifach im

Digitized by Google

Vorteile. Einmal wird man in seiner menschlichen Wertschätzung erhöht dastehen, und dann hat man den Gewinn eines tiefen Einblickes in die zwanglos sich erschließende Wunderkammer des Geistes und der Seele unseres Mitmenschen, die wir auf diese Weise erst verstehen lernen. Es ist ein Verstehen, in dem sich ohne Zweifel eine Überlegenheit ausdrückt. Dann findet sich leicht ein treffendes Wort oder ein neuer Gedanke, mit dem wir in die Diskussion treten.

Vielleicht beruht die alte und schier verloren gegangene feine Kunst der Konversation auf diesem taktvollen Wechsel von Schweigen und Reden, von klugem und geduldigem Zuhören und zurückhaltendem und doch teilnehmendem Erwidern, wenn nicht schon die bloße Gegenwart einer geehrten oder beliebten Persönlichkeit erhebend und anregend wirkt, so daß wir die tiefe Harmonie wortlos empfinden, ohne den Augenblick des Schweigens als lästige Verlegenheit zu fürchten. Die anregende Kraft der Konversation besteht nicht in der wortreichen Erschöpfung eines Gedankens; die Konversation will nichts erledigen, nichts zur vollen Nacktheit enthüllen, sie will viel eher leichthin andeuten, lieber paradox scheinen, als platt, ein Streiflicht hinwerfen und alle Erklärungsmöglichkeiten offen lassen. Nicht ohne Grund galt die Ironie als die feinste Eigenschaft des französischen Stils und der französischen Konversation. Die Ironie, verschärft zur Satire, erhöht von den Glanzlichtern der blendenden Paradoxe, die ein Brillantfeuerwerk von echten und unechten Wahrheitsreflexen entfacht, diese Kunst der Konservation ist in der modernen Literatur vornehmlich ausgebildet durch Oskar Wilde und Bernhard Shaw. Von Oskar Wilde wissen wir, daß er diese Kunst nicht nur literarisch, sondern auch gesellschaftlich aufs trefflichste geübt hat. Dagegen ist die mit Eifer gepflegte Konversation der ästhetischen Salons unserer Urgroßmütter harmloses Kindergeplauder, das nur durch einen Stich Sentimentalität die Altersspur der Schmachtlocke verrät. Vorüber, vorüber; es weht ein schärferer Wind! Die Gesellschaftskritik hat auch die Worte der ungezwungenen Unterhaltung zu Pfeilen gespitzt, die mitunter in Gift getaucht. Aber im Kreise der Wortgewaltigen, in der literarischen Gesellschaft, geht es so unliterarisch zu als nur möglich. Und das ist vielleicht ganz gut. Dürfen wir nicht auch hier annehmen, daß wir uns auch im Dinerlärm, der die Stimme unseres Innern nicht austönen läßt, im Grunde doch verstehen, verstehen als Freunde oder noch mehr vielleicht als Gegner, und daß wir diesen Dinerlärm, das laute und inhaltlose Geschwätz an solchen Abenden, als Isolierschicht brauchen, die verhindert, daß sich die Widerstände begegnen und den Gesellschaftskitt zerreißen? Daß wir also ganz entwaffnet zusammengehalten werden und uns über einen gemeinsamen Trunk, eine gemeinsame Nichtigkeit einigen, gewinnt vielleicht gerade einen besonderen Reiz durch den Untergrund schlummernder Gegensätze, die an solchen Abenden an die Kette gelegt sind und wie die getreuen Bulldoggen ohne zu knurren unter dem Tisch kauern müssen. Darum ist mir ein unliterarisch literarischer Abend wie dieser besonders sympathisch, und ich freue mich, wenn der eine zu Ende ist, schon auf den andern.

Jos. Aug. Lux

Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession

Eine bleierne Schwere senkte sich allmählich auf mich nieder, während ich diese Ausstellung betrachtete. Ein alpartiges Bedrücktsein. Es wird mir unheimlich zumute gegenüber diesem aufgeregten Hasten und Suchen, dieser furchtbaren Ohnmacht, zu finden. Von tausend Blättern der dreizehn und einhalb hundert, die hier ausgestellt sind, hat man das Gefühl, daß der Schöpfer etwas will, nicht etwas muß. Das alles ist nicht Natur, sondern Schein. Man will mehr oder gar etwas anderes scheinen, als man ist. Man gibt sich nicht natürlich, wie man ist; denn man will „interessant“ sein. Andere Zeiten hatten ein ähnliches unwahres Streben, g r o ß zu tun. Bei uns ist das Wort „interessant“ die Losung. Man

Digitized by Google

versucht es bezeichnenderweise hauptsächlich durch die Technik. Der Inhalt ist eigentlich gottsträflich arm. Die paar Phantastiker, d. h. Leute, die sich so gebärden, leben von der Gnade anderer. Nicht nur, weil sie Illustratoren sind von Dichtern, sondern weil sie auch als Zeichner Nachahmer sind. Nachahmer untereinander. Es fallen einem immer die illustrierten Werke der letzten Jahre ein. Nachahmer vor allen Dingen einiger besonders hervorstechender Ausländer wie Beardsley, Somoff, van Gogh. Da wandelt man nun die Wände entlang und harrt des Augenblickes, daß einem einer etwas sagt. Denn wir sollen ja nach Schopenhauers Mahnung vor Kunstwerke hintreten, wie vor einen Fürsten und warten, bis es zu uns spricht. Aber da redet nirgends das Kunstwerk zu mir, sondern ich sehe seinen — das Wort Schöpfer will mir nicht über die Zunge — seinen Verfertiger nebendran stehen und aufdringlich darauf hinweisen, wie das und das gemacht sei. Er nimmt mir gleich von vornherein die möglichen Einreden weg, daß es ihm natürlich nicht auf genaue Zeichnung angekommen sei, daß da besondere Farbentöne, Bewegungsmotive und dergleichen mehr herausgeholt werden sollten. Die Engländer, die Franzosen, die Japaner, der X, der Y, der Z machten das und machten es so. Tritt man näher hin, wo man wirklich eine Anrede vernimmt, so sind es die Älteren. Um den jüngeren Nachwuchs in dieser Sezession ist es jammervoll bestellt.

Einen sehr starken Eindruck hinterläßt Max Liebermann als Radierer. Durch die Zusammendrängung auf das durchweg sehr kleine Format bekommt seine Art, das Leben eines Naturausschnittes und der darin sich bewegenden Menschen auf die Grundform der Bewegung festzunageln, eine typische Geltungskraft, die man nur vor wenigen seiner Gemälde empfindet. Man kann es hier erfahren, daß nicht das eigentlich Farbige die höchste Kraft Liebermanns ist. Gerade, weil diese Schwarz-Weiß-Blätter so oft genau dieselben Vorwürfe behandeln, wie viele der großen Bilder, wird man sich bewußt, daß das Bleibende der Erinnerung an jene Bilder nicht auf deren durch Farben ausgedrückten rein malerischen Kräften beruht, sondern vielmehr in dieser außerordentlichen Fähigkeit, einen Raum zu sehen. Denn wir finden in diesen eintonigen Radierungen genau das, was wir von jenen großen Gemälden behalten haben: die unbedingt sichere Gestaltung des Bodens, dann einige den Luftraum charakteristisch einrahmende, durchschneidende, abgrenzende Bäume, Häuser oder Wolken; darin Menschengestalten, die durch ihre Gesamthaltung den Ausdruck ihres Wesens geben. Liebermann gibt in seinen Bildern keine Individualitäten, sondern Typen. Darin erkennt man den Maler eines sozialistischen Zeitalters. Die Masse findet ihre Gestaltung im einzelnen Vertreter. Am allerbesten wirkt Liebermann, wenn er mehrere gleichartige Menschen zusammenstellen kann, was er ja auch in zahlreichen Bildern getan hat. In diesem Sinne hat er eine so demokratische Kunst gegeben, wie nur wenige Künstler in Deutschland. Ich muß hinzufügen, daß demokratisch nicht volkstümlich heißt; des ferneren, daß diese Art von Demokratie nicht ausgesprochen deutsch ist, daß vielmehr diese deutsche Demokratie im Gegensatz zur französischen oder italienischen den starken individualistischen Zug zeigt, weshalb auch die deutschen demokratischen Bewegungen bis auf den heutigen Tag nicht so viele politische Erfolge errungen haben, wie etwa die der Franzosen, die doch im Grunde viel weniger Demokraten sind als wir, viel eher unter einem absoluten Regiment sich wohl fühlen würden als wir. — Nicht so überzeugend wirken auf mich Liebermanns Pastelle. Daß man sie hier neben den Radierungen sieht, ist insofern fesselnd, als man auf diese Weise deutlich die zwei Kräfte erkennt, aus denen heraus dieser Künstler arbeitet. Aber die in den Pastellen angestrebte Gestaltung des Raumes durch die Farbe wirkt bei weitem nicht so überzeugend, wie die Silhouettierung des Ganzen in den Radierungen. Diese wirken dadurch sogar malerischer als die farbigen Pastelle.

Nahe bei Liebermann hängen einige große Blätter von Walter Leistikow. Es sind einige sehr schöne darunter. Anderen fehlt gerade das, was den Maler Leistikow auszeichnete: das Zusammenbringen und gegen einander Abheben der Massen zur Gliederung des Raumes. Man erkennt so, wie tief Leistikows Malerei doch im Plakatstil wurzelte. Rein durch den Ton

Digitized by Google

im Ton vermag er es nicht, innerhalb einer großen Massenauftürmung die Unterabteilungen so gegeneinander abzuheben, daß die verschiedenen einzelnen Töne herausklingen und sich doch wieder zum Akkord vereinigen. Er hat also seltsamerweise die Farbe notwendiger als Liebermann.

Dann sind da noch manche tüchtige Arbeiten. Hans Baluschecks Zyklus „Die Eisenbahner" ist zu nüchtern, um einem mehr zu geben, als die gut beobachtete Aufzählung der Einzelheiten dieses Lebensbetriebes. In Zolas „La Bête humaine" stehen einige Seiten, vor allen Dingen der Schluß, die zeigen, was hier von epischer und dramatischer Größe zu holen wäre. Hermann Pleuer hat das rein Malerische, die Erscheinung des Zuges in der Landschaft, meisterhaft dargestellt; aber seine Bilder sind eben aus der Psyche des Beschauers, nicht aus der des Eisenbahners heraus geschaffen.

Mit der einen Seite der Tätigkeit Baluschecks stofflich verwandt sind die Zeichnungen Heinrich Zilles, der mit einer Art robuster Draufgängerei die Großstadt dort zeigt, wo sie ihre Gemeinheit mit einem gewissen Stolz zur Schau trägt, ohne alle Heuchelei oder säuberliche Verkleidung. Wenn man derartigen Blättern einzeln, etwa in Zeitschriften, begegnet, wird man sich über die witzige Charakteristik eines sicher gesehenen Lebensausschnittes freuen können. So in Massen nebeneinander wirkt das Ganze recht trostlos niederdrückend. Nicht nur in sozialer Hinsicht, mehr noch für den Künstler, dessen zweifellos große Begabung im höheren Sinne unfruchtbar bleiben muß, wenn er weder von mitleidiger Liebe, noch von Haß zur Darstellung dieses Gebietes getrieben wird, sondern es lediglich als dankbares Arbeitsfeld ausbeutet. — Ich glaube, Rudolf Wilke hätte sich aus dem Karikaturisten der äußeren Erscheinung zu dieser innerlichen Kunst weiterentwickelt, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre.

Von den Jüngeren fiel mir besonders auf Ernst Barlach, der, wenn er erst von dem Irrtum abgekommen ist, seine Eigenart durch eine auffällige äußere Stilisierung bekunden zu wollen, gerade in der Zeichnung eher, als in seiner Plastik, für typische Erscheinungen die entsprechende Form finden dürfte. Noch zehrt er ja vor allen Dingen von seinen russischen Studien. Man stellt sich unwillkürlich die Frage, ob es ihm auch bei deutschen Bauern gelingen würde, die Art der Bewegung in so monumentaler Einfachheit hinzustellen; ob er etwa einen Schuhplattler so in der Quintessenz auszudrücken vermöchte, wie hier einen russischen Volkstanz. — Gefreut habe ich mich über die Arbeiten Theo von Brockhusens und Kayser-Eichbergs. Auch Walter Klemms farbige Holzschnitte und die Bildnisse Rudolf Stumpfs wirken überzeugend und sind voll erfreulicher Natürlichkeit.

Den Mittelpunkt der Ausstellung bildet eine schier dreihundert Nummern umfassende Sammlung von Arbeiten Franz Krügers (1797—1857). Die Frage, wie gerade die Sezession dazu kommt, das zeichnerische Lebenswerk dieses Mannes auszustellen, soll uns weiter nicht berühren. Jedenfalls schuldet man den Veranstaltern Dank, daß sie aus zerstreutem Privatbesitz eine solche Fülle von Arbeiten zusammengebracht haben, aus denen die urpreußische Natur dieses zwischen Schadow und Menzel stehenden Künstlers ebenso deutlich hervorleuchtet wie die, in ihrer Mischung von einfacher Lebensführung mit einer bewußten, bei den Frauen gelegentlich zur Koketterie ausartenden Geistesbildung, sehr sympathische Kultur der damaligen Zeit. Krüger teilt mit Menzel das scharfe Auge und die unbedingt sichere Hand, des ferneren den bewundernswerten Fleiß. Für diese Ausstellung sind seine Skizzenbücher fruchtbar gemacht worden, aber man darf darüber nicht vergessen, daß diese Studienblätter, die für uns häufig den höchsten Reiz haben, von Krüger als Studienblätter angesehen wurden, als Material, das ihm die Mittel in die Hand gab, eine solche staunenswerte Masse sorgfältigst durchgeführter Arbeiten zu liefern.

Und hierin liegt die schwere Verurteilung des Treibens weitaus der meisten Sezessionisten um ihn herum, die die Studie, die einzelne Beobachtung, das lediglich als Notiz für sie

Digitized by Google

selber wertvolle Blatt, uns als das Fertige vorlegen. Gewiß nicht die einzige Ursache, aber eine sehr wichtige Ursache ist der Mangel an Fleiß, an Achtung vor der Arbeit. Und gerade in der Hinsicht ist dieser Krügersaal das Menetekel für die Umgebung. Noch immer ist in der Kunst für ein gediegenes Können und eine sorgfältige Arbeit nach Zeiten der Geringschätzung die Wiedererstehung gekommen. Derartig gearbeitete Kunstwerke tragen immer wenigstens einen Dauerwert in sich, eben die sorgfältige Kunstarbeit. Wo ein solcher Dauerwert in neunundneunzig von hundert der rasch hingeworfenen impressionistischen Arbeiten liegen soll, ist mir unerfindlich. So häufig sind auch heute die Genies nicht, daß jeder Einfall und jeder Strich als Lebensäußerung einer überwältigenden Persönlichkeit Bedeutung hätte. Das Schlimmste ist, daß diese Zeichner selber sich zu wichtig nehmen. Sie würden sonst erkennen, daß auch bei höchster Begabung die Vorbedingung für die Erzeugung von wirklichen Kunstwerken das Können ist. Dieses Können ist niemandem angeboren, sondern muß durch rastlose Arbeit erworben werden. Freilich die Nachäfferei fremder Techniken ist bequemer; in ihr offenbart sich aber gerade die Unzulänglichkeit. Gerade das fleißige Ringen um die treue Wiedergabe eines Gesehenen oder Erschauten wird der eigenen Art des Künstlers zum Durchbruch verhelfen. K. St.

Berliner Theaterchronik

(Wied, Thummelumsen — Schmidtbonn, Der Graf von Gleichen)

In dieser Zeit dramatischen Tiefstandes und theatralischer Hoffnungslosigkeit klammern sich die Bühnen an ein paar Namen, um die immerhin die vage Illusion von Erfolg und Publikumsgunst schwebt. Das ist vor allem der Fall mit dem Dänen Gustav Wied, nachdem er mit seinem Ulkspiel „Zweimal zwei gleich fünf" einem Theater den Winterfeldzug gerettet.

Die spaßhafte Art dieses Schriftstellers, seine lächelnd vorurteilslose Distanz zu den Konventionen des bürgerlichen Lebens ist hier bei den verschiedensten Gelegenheiten hin und her beleuchtet worden und nicht ohne Erkenntlichkeit für das ironische Vergnügen, das man vor diesem Guckkasten der närrischen Welt genossen.

Jetzt aber fängt dieser Wied an, skrupellos die Konstellation auszunutzen, er glaubt, für sein Berliner dramatisches Exportgeschäft ist alles gut genug. Er beutet die Bereitwilligkeit seiner Freunde aus und belohnt sie mit Geringschätzung. Dagegen muß nun doch protestiert werden, damit der dänische Spaßvogel für seine Narrenzunft nicht uns selbst noch als Ehrenmitglieder registriert, die nicht alle werden und verzückt auf alles hineinfallen.

Der industrielle Herr zerstückelt jetzt seine Romane zu Theaterstücken, in einer liederlichen, flickschusterhaften Manier. Man hat das Gefühl einer gleichgültig-unlustigen Chaiselongue-Arbeit mit langem Gähnen, während die Schreibmaschine klappert.

Es kommt ihm dabei gar nicht darauf an, ein gelungenes Buch von sich selbst in Fetzen zu reißen, eine eigen und originell geprägte Geschichte zu einem ranzigen Garküchen-Frikassee zu zerfleischen. Und beinah muß man, mit einem Rest von Erinnerungsneigung, ihn gegen sich selbst in Schutz nehmen.

Das Flagrant délit solcher Selbstzerstörung erlebte man in der Aufführung des „Thummelumsen" im Hebbeltheater. Diese trostlose Posse ist ein verwässerter, verdünnter Flaschenabzug aus dem kräftig gewürzten, vollsaftigen Roman „Die leibhaftige Bosheit", die vielleicht Wieds physiognomiestärkste Erfindung ist.

Seine Kleinstadtbilder, die zipfelmützigen Typen, die Klatschbasen männlichen und weiblichen Geschlechts, sind voll grotesker Fülle. Und ihnen wird als Pfahl ins Fleisch der

Digitized by Google

liebloſe Zyniker, der „Zöllner“ Knagſtedt, der bis auf die Zähne haarige Eſau, geſetzt. Und ein Kreuzfeuer zickzackiger Komik ſprüht aus dem Zuſammenprall der verſchiedenen Welten.

Was iſt aus dieſem Mephiſto geworden, was blieb übrig von den mit Teniersſcher Pinſeldrallheit ausgemalten pantagrueliſchen Tafelfreuden des Bundes der „Freßſäcke“ und Luxusbäuche?

Alles ward, wie nach einer Karlsbader Badereiſe (in einem anderen Buch läßt Wied ſeinen Helden der leibhaftigen Bosheit dieſe Purgatorio-Wallfahrt machen), fahl, ſchattenhaft, dünnwammſtig.

Auch die teils nachdenklichen, teils drollig ſtumpfſinnigen Lebensbeziehungen zwiſchen den beiden kuriöſen Trödelrequiſiten eines altersſchwachen trödeligen Familiengutes, dem ruppig-ſtruppigen ausgefledderten Kikerikihahn Mortenſen und dem ſpuckenden, fauchenden Hausknecht Mortenſen, genannt der Menſchen-Mortenſen zum Unterſchied vom lieben Vieh, auch dieſe liebevoll ſinnierlichen Einfallſchnörkel ſind hier farblos und ausdrucksſchwach verelendet.

Das nimmt nicht wunder, dieſe Motive ſind breit plauderhafter Art, für die ausgedehnten Formate und Bummeldimenſionen gemächlicher Buchkapitel erdacht. Auf der Bühne gibt's keinen Raum dafür. So mußte Wied für ſeinen theatraliſchen Raubbau am eigenen Werke das Handlungs- und Vorgangshafte herausſchälen. Und das iſt natürlich nie das Beſte, und hier ſogar ungewöhnlich läppiſch und ärmlich. Der Inhalt des Stückes „Thummelumſen“ wird nun die Anekdote von dem kleinen Narren und Gernegroß und ſeiner fixen Idee, den Hof ſeiner Familie durch das gewinnverheißende Lotterielos zurückzuerobern. Im Buch klappt das glatt und bleibt dabei ganz Nebenſache, weil die wahren Witzbeluſtigungen in den Brennglas-Epigrammen der „leibhaftigen Bosheit“, eben jenes Zöllners, und in den krauſen Kleinſtadtarabesken liegen, auf der Bühne langweilt es ohne dieſe Randeinfälle und es verdrießt ſogar durch die dramatiſche Wichtigtuerei, mit der die Banalität noch aufgepumpt wird. Zum Schluß ſpiegelt die Darſtellung vollkommenen Idiotismus, und man kann dabei nicht behaupten, daß die Darſtellung ſich über ihren Gegenſtand erhebt. Sie gleicht vielmehr dem Geiſt, den ſie begreift ...

* * *

Und auch dem Eigengewächs iſt übele Nachrede ſowenig wie dem Import zu erſparen. Zu den Hoffnungsprätendenten gehörte der junge Dichter Schmidtbonn, den man nun in ſeinem zweiten Drama, dem Grafen von Gleichen, in den Kammerſpielen ſah. Sein erſtes war Mutter Landſtraße; man hörte daraus einen volksliedhaften Klang, einen Nachhall fahrenden Vagantentons. Aber nicht ohne Zweifel hörte man ihn, er wirkte künſtlich eingefangen, und mißlungen ſchien der Verſuch, ihn mit den Wirklichkeiten ſeines Stoffes organiſch zuſammenzuſtimmen. Es blieb mehr gemacht als geſchaut.

Gegen den Grafen von Gleichen ſtehe ich noch kühler. Nach dem dramatiſchen Volkslied ſoll nun hier die dramatiſche Ballade kommen von dem Ritter, der die beiden Frauen liebt und ein Glück über die menſchliche Satzung hinaus als ſein verbrieftes Recht genießen will.

In der alten ſinnenfröhlichen Sage glückt das ohne Skrupel noch Zweifel; da der Heilige Vater ſeinen Segen verliehen und der Himmel ſomit einverſtanden, genießen der hochgemute Ritter — der wackre Schwabe forcht ſich nit und iſt dem Doppelglück gewachſen — und die beiden Frauen ihre häusliche Luſt und Dreieinigkeit mit Fried' und Freud', und keine Miſelſucht der Seele ſtört den Verein.

Die Miſelſucht der Seele, das mußte das Thema für den modernen Dichter werden: Gefühlsverwirrung und Innerlichkeitskonflikte.

Man merkt, wie über den Stoff gegrübelt, ja wie in ihn hineingegrübelt wurde, um einen beſonderen gedanklichen Hebel in ihm klammernd zu erfaſſen. Herausſpintiſiert wird ſchließlich eine Art von Hybris bei dem Grafen, eine blaß verhängte Solneß-Influenza: er

Digitized by Google

kann nicht so hoch langen, als er gewünscht hat; er ist seinen eigenen Glücksansprüchen an das Leben nicht fähig genug.

Ein überlegen schöpferischer Dichter hätte nun sofort in dieser Idee das Tragikomische erkannt und seine fruchtbare Ausgestaltungsmöglichkeit.

Es ist das Schicksal der Kleineren, daß sie für die Art ihrer eigenen Personen und ihrer eigenen Stoffe nicht die wesentliche Diagnose finden. Sie nehmen sie meist blutig ernst, während ein wissenderer Zuschauer das heimliche lächerliche Gebrechen merkt. Das gibt dann einen Widerstreit, bei dem der Dichtende naturgemäß den kürzeren ziehen muß.

Das Interesse und der Anteil sammelt sich auch deshalb nicht fruchtbar um diese Schicksale, weil die Figur, die als die konfliktbringende wichtig ist, nur zu mattem Umriß gedieh. Diese Rivalin der Gräfin von Gleichen, Naëmi, die Türkin, das Mädchen aus dem Morgenland, die den Kreuzritter aus dem Kerker befreite und sich von ihm in die deutsche Heimat mitnehmen ließ, ist doch gar zu wenig individualisiert. Sie bleibt ein schemenhaftes Bild von einer unbestimmten Lieblichkeit; für die dramatische Funktion aber, die sie in diesen Zusammenhängen zu übernehmen und zu tragen hat, ist sie von dem Dichter unzureichend ausgestattet worden.

Am erfülltesten gelang Schmidtbonn noch die Gräfin Notburga. Das ist ein Weib, in dem triebhaft elementarisch die zerstörerische Leidenschaft, der Haß und die Furie aufwächst. Und zwingend stellt sich dar, wie aus der ungeheuren Selbstüberwindung der ersten Tage, da die liebende Frau für den heimgekehrten Mann alles zu tun bereit ist, auch das Opfer der Duldung hingebend sich auferlegt, der empörerische Widerstand sich gewaltsam löst, wie in der Hand, die dem fremden Wundervogel über das dunkle Gefieder streicht, in dem Versuch zu einer Freundlichkeit, schon die Kralle zuckt.

Zum fressenden Feuer wächst dann die brennende Liebesbitternis dieser Frau, die nicht teilen kann; und in Selbstverständlichkeit begeht sie schließlich die Tat der Befreiung und stößt auf dem schmalen Felsenpfad die vor ihr gehende Nebenbuhlerin in den Abgrund.

Und diese Tat — auch das wirkt überredend — erlöst sie innerlich, sie selbst hat das Maß ihrer Tat, und sie jauchzt in starkem Lebensgefühl den Triumph darüber aus.

Hier hätte eine kühne Idee einsetzen können, wenn Schmidtbonn künstlerische Wagekraft besäße. Er hätte dann vielleicht den Grafen, gerade seinen Grafen, der als ein seelisch schwankendes Wesen angelegt ist, durch den Eindruck dieses sieghaften Weib-Raubtiers überwältigen lassen können zu einem aus Graun und Raserei gemischten Liebesrausch, endend in einer gegenseitigen zerfleischenden Selbstzerstörung.

Solch ein Thema hat Barbey d'Aurévilly, der Kenner der Nachtseiten, in seiner Novelle „Das Glück im Verbrechen" behandelt.

Schmidtbonn wählt jedoch den naheliegendsten und mattherzigsten Abschluß: der Graf ist entsetzt und vernichtet, läßt sein Roß satteln und reitet fort, und das gemeinplätzliche Ornament wird dabei nicht einmal gespart, daß der Tod, der schon vorher in ziemlich trauriger Gestalt in dem Stück umherspukt, ihn als Knappe begleitet.

Die Arbeit hat einige isolierte Schönheiten. Sie sind dem Gefüge und dem dramatischen Flechtwerk, das man an sich als dünn bezeichnen muß, als Einzelzierat aufgeheftet. Es sind lyrische Schwingungswellen. Sie sind nicht menschencharakteristisch, sonst wären sie ja auch dramatisch, sie geben nur das Gefühl und den Atem einer Situation wieder. Ein Gedicht voll Dämmerung und Traumklang ist z. B. die Erzählung des Grafen aus seiner Kerkernacht, wie er, des Gehens ohnmächtig, am vergitterten Fensterloche stand, zur Wand gelehnt,

und hing mit meinen Fingern an den Stäben
inbrünstig wie am Leben selber, hing im
Schlafe selbst.

Hing, wie

das Schlinggewächs am nassen Stein hing, dumpf
und unbewußt.

Digitized by Google

Und nun, ganz aus dem momentanen Erleben des Ein- und Abgesperrten heraus vergegenwärtigt, das Nahen eines Zeichens der Außenwelt, einer Freiheitsahnung:

da endlich, durch das Flehen
der stummen Finger angezogen — kam's,
Mählich, hör, rührte was an meine Hand,
ein Weiches, war schon weg . . .

Auch Naëmi sind Worte in den Mund gelegt, die Resonanz und Schicksalsstimmung haben, so, als sie auf das eifernde Fragen der Gräfin nur versonnen erwidert:

Er hob mich auf das Pferd und nahm mich mit,
Ich fragte nicht und folgte.

Man erkennt daran das Volksliedhafte dieser Künstlerart; Schmidtbonn ist, könnte man sagen, ein zarter Landschaftsmaler seelischer Stunden, aber den Griff für die menschliche Gestalt zwischen Himmel und Erde, den vermag ich ihm nicht zuzugestehen.

Felix Poppenberg

Stuttgarter Hoftheater

Otto Ernst hat das Bühnenschicksal seines neuesten Werks, des dreiaktigen satirischen Schwanks „Tartüff, der Patriot", dem Stuttgarter Hoftheater „anvertraut", das am 14. Dez. diese Uraufführung sehr hübsch herausbrachte. Das größere Vertrauen war eigentlich auf Seiten der Intendanz notwendig, da sich die dramatische Laufbahn des beliebten Erzählers bis jetzt nicht eben in aufsteigender Linie bewegt hat. Mehr als ein vorübergehender Heiterkeitserfolg kam auch diesmal nicht zustande. Der Verfasser zieht gegen den im Trüben fischenden Hurrapatriotismus eines Geheimen Kommerzienrats zu Feld, dem ein idealer Patriot in der Gestalt seines ein Luftschiff erfindenden Halbbruders gegenübergestellt ist. Die sehr deutliche Verwertung von Zeppelins Schicksal und Triumph zeugt nicht eben von geläutertem Geschmack. Der Sohn des Erfinders, „ein junger deutscher Dichter", der in allerlei Verkleidungen aufzutreten hat, führt seine Cousine, die Tochter des kommerzienrätlichen Hauses, heim — die Liebe zwischen Vetter und Base ist nun schon einmal ein unvermeidliches Motiv des deutschen Schwanks. Auch sonst sind die üblichen Unwahrscheinlichkeiten und Trivialitäten dieser dramatischen Gattung mit den pädagogischen Elementen und mit den bis zur jüngsten Kanzlerkrisis reichenden aktuellen Anspielungen unbedenklich, aber nicht ungeschickt zu einem Ganzen verschmolzen, das auf literarischen Wert keinerlei Anspruch erheben darf. Aber als begabter Humorist, der Otto Ernst nun einmal ist und bleibt, weiß er durch kleine Scherze und treffende Witzworte das Interesse an der banalen Handlung doch immer wieder zu beleben und bis zum Schluß wachzuhalten. R. Kr.

Das Geheimnis des Einzigwahren

Warum sind so viele Ehen unglücklich? Verehrte Leserinnen und Leser, zerbrecht euch nicht erst die Köpfe darüber: — Ihr werdet doch nie und nimmer die rechte Antwort finden. Und deshalb will ich sie euch gleich hierhersetzen: weil — ja weil die Frauen ihren Bedarf — an Wäsche nicht vom Leipziger „Reformhaus Thalysia" beziehen. Jawohl. So ist es. „Wenn früher jemand", liest man in der Berliner Wochenschrift „Die Standarte", „Unterröcke, Strümpfe, Mieder und noch unaussprechlichere Kleidungsstücke zu verkaufen hatte, so gründete er zu diesem Zwecke zunächst einmal eine Firma;

Digitized by Google

diese nannte sich Müller & Schulze, Meyer & Co. oder so ähnlich, und das war ganz logisch und vernünftig. Heute ist das natürlich ein überwundener Standpunkt; auch die Bezeichnungen Atelier, Werkstätte und andere ziehen nicht mehr, weil sie sich mit der Zeit ein jeder zugelegt hat, und wenn man gegenwärtig Leibchen und Röckchen oder gar beides vereint verkaufen will, so betitelt man eine solche Firma sinngemäß: ‚Reformhaus Thalysia', was entschieden sehr vornehm klingt und alles andere eher vermuten läßt, als daß es dort Trikotunterkleider zu kaufen gibt. In der guten alten Zeit besorgte den Vertrieb der Trikotagen der Reisende der Firma; aber das ‚Reformhaus Thalysia' steht auf einem höheren Kulturstandpunkt. Um die Unterwäsche zu verkaufen, mietet man zunächst einen Saal der Philharmonie in Berlin, wo sonst unsere vornehmsten und erlesensten Veranstaltungen stattfinden, die Nikisch-Konzerte und der ‚Ball der Bösen Buben', und in diesem Saale findet dann ein Vortrag statt; natürlich nicht etwa über die Leibwäsche oder verwandte Gebiete, sondern über das ‚Lebensglück der Frau'. Frau Amalie Garms aus Leipzig, die Vortragskünstlerin des ‚Reformhauses Thalysia', kündigt — weeß Knebbchen — einen Vortrag über das Lebensglück der Frau an und stellt darin folgende schöne Blütenlese in Aussicht: ‚Warum sind so viele Ehen unglücklich? Die Unfähigkeit zum Mutterberuf. Aufklärung der Töchter. Wie erhalten wir Frauenschönheit und Gesundheit? Vorführung einer neuen, gesundheitlichen und schönen Bekleidungsart.' Nachmittags um 5 Uhr spricht Frau Amalie Garms nur für Damen, abends um 8½ Uhr für Damen und Herren zusammen. Am folgenden Tage, nach den Vorträgen vom Frauenglück, wird die ‚Ausstellung' eröffnet, in der man die Reformbekleidungsneuheiten sehen darf, und auch bei dieser Gelegenheit werden wieder ‚erläuternde Vorträge' gehalten; aber Herren und Kinder dürfen diesmal nicht hinein, und nur der Damenwelt ist das Eindringen in die Mysterien dieser Thalysia-Reformausstellung gestattet. Was hat eigentlich das ‚Lebensglück der Frau' mit der Reformwäsche zu tun? Der gewöhnliche Sterbliche weiß es nicht, sondern meint, man könne auch ohne Reformwäsche glücklich, und im Besitze eines ganzen Dutzends Thalysia-Kombinations kreuzunglücklich sein. Aber durch Frau Amalie Garms aus Leipzig wird Berlin hoffentlich eines Besseren belehrt werden; wir werden erfahren, daß das wahre Lebensglück der Frau in den Reformtrikots steckt, und daß die Töchter frühzeitig lernen müssen, Schönheit, Gesundheit und Eheglück seien nur dann zu erlangen, wenn man seine Wäsche vom ‚Reformhaus Thalysia' in Leipzig bezieht. Kataloge gratis und franko; Umtausch nur in den Vormittagsstunden.

Daß ein solcher, im Grunde ziemlich harmloser Scherz, versucht wird, ist gewiß nicht übermäßig tragisch zu nehmen; Geschäft ist eben Geschäft, und ob man seine Kundschaft durch den Besuch eines Reisenden oder durch Vorträge in der Philharmonie über das Lebensglück gewinnt, ist im Grunde ziemlich das Nämliche. Was dagegen viel weniger harmlos ist, das ist die Verwirrung, die durch solche Torheiten in Dutzenden von unreifen Köpfen angerichtet wird. Es ist immer wieder die gleiche Gruppe, die in der Öffentlichkeit einen gewaltigen Lärm vollführt und glaubt, sie hätte schon eine großartige Reform vollführt, wenn sie ein neues Hemdchen erfunden hat."

Das wehrlose Prinzen-Baby

In der „Berliner Morgenpost" zu lesen: Ein hübscher, dicker Junge mit Blondhaaren und blauen Augen und drallen Ärmchen und Beinen, das ist gewiß etwas Nettes, und wer in die Kinderstube tritt, freut sich des Anblicks. Wenn Mama oder ein guter Onkel photographieren können, dann knipsen sie den Bengel wohl auch, und die ganze Verwandtschaft findet die Bilder einfach süß. Ist der Junge aber ein Prinz, dann werden die

Digitized by Google

Bilder zu einem luxuriös ausgestatteten Bande vereinigt, und es findet sich eine gottbegnadete Dichterin, die Verse dazu macht. Also ist es Kronprinzens Ältestem ergangen.

Es ist kein Scherz. Uns liegt ein elegant ausgestattetes Bändchen vor, das den Titel führt: „Jung Wilhelm, unseres Kaisers Enkel“ und aus einer höchst gewissenhaften Sammlung von Photographien des bisher im ganzen 2 Jahre 6 Monate und 5 Tage alten Kindes besteht. Und zu den Bildern, die uns den übrigens, wie man weiß, recht hübschen Jungen in jeder Phase seiner Entwicklung (wenn auch nicht seiner Tätigkeit) zeigen, hat Luise Koppen eine Fülle von Versen zusammengereimt, die sie mit dichterischer Großmut der in Ehrfurcht ersterbenden Welt übergibt. Aus dem Inhalt nennen wir mit den eigenen Worten der Verfasserin:

„Prinz Wilhelm will mit seinem Pferdchen in die weite Welt“,
„Wie Prinz Wilhelm über seinen Bruder denkt“,
„Müde sind wir nicht“ und
„Prinz Wilhelm reckt sich“.

Als die Muse die Dichterin küßte, muß sie hörbar geschmatzt haben, so hübsch sind die Gedichtchen; und deshalb können wir uns, ehe wir das Bändchen in den Bücherschrank zwischen den Hofrat von Schiller und den Minister und Geheimen Rat von Goethe stellen, nicht versagen, etwas daraus zu zitieren. Auf dem Bilde sitzt das Prinzlein auf einem Pony, und neckisch fragt Luise Koppen, merkwürdiger- und respektloserweise das einfache Du gebrauchend: „Wohin geht deine Reise?“ „Nach Rußland“, antwortet das behelligte Kind. Aber Luise rät ab:

„In Rußland mußt du frieren,
Das darfst du nicht probieren.“

Gegen England hat sie — selbstverständlich — auch etwas einzuwenden:

„Das kann mir nicht gefallen,
Weil da viel Nebel wallen.“

Trotzdem ist sie keine Byzantinin, denn ungescheut nimmt sie gegen Großvaters Kolonialpolitik Stellung, indem sie vor Afrika warnt:

„Heiß ist es ohne Maßen,
Von Sand sind alle Straßen.“

Zu einem anderen Bilde, das den Prinzen neben dem Kinderwagen seines Bruders zeigt, schlägt sie ergreifende Töne an. Was denkt Prinz Wilhelm?

„Mein Bruder Louis Ferdinand,
Der trägt ein Mädchenkleid,
Mein Bruder Louis Ferdinand,
Der tut mir schrecklich leid.“

Volltönend dagegen, von ehernem Klange sind die Worte unter einem Bilde, das den Kleinen zeigt, wie er von einer Stange den Ball herunterholt.

„So reck und streck dich, Zollernsohn!
So aufrecht steh im Leben!
Das deutsche Volk wird dir zum Lohn
Die treuste Liebe geben.“

Luise hat offenbar Prokura vom deutschen Volke! — Da der Prinz erst zwei Jahre alt ist, so kann sie noch ein ganzes Konversationslexikon zusammendichten. Hindern kann sie niemand, denn, wie sagt Schiller: „Luise, Luise — nur warnen kann ich dich noch!“

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Cerberus

Carlo Böcklin

Digitized by Google

Digitized by Google

Über dem Nebel (Florentinische Landschaft) Carlo Böcklin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Erlöserkirche in Stuttgart

Th. Fischer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XI. Jahrg. März 1909 Heft 6

Die Schäden des Polizeipatriotismus

im Hinblick auf unsere Landsleute in Österreich und Ungarn

Von

H. Kötschke

Der Patriotismus des deutschen Volkes ist noch unentwickelt, er hat etwas Gequältes. Die einen empfinden noch so wie unsre Klassiker, stark international. Sie haben ein allgemeines Menschheitsideal, sehen über die Kämpfe und Differenzen der einzelnen Völker hinweg auf das große Ganze, worin die Menschen einig sind. Ihnen gilt nur der Mensch an sich. Diese Anschauung, die früher auch bei den Linksliberalen vertreten war, findet sich heute fast nur noch bei den Sozialdemokraten. Auch da ist sie wohl in Abnahme begriffen.

Andere huldigen hauptsächlich einem Hurrapatriotismus. Sie denken über den Wert des Deutschtums und den Inhalt der Vaterlandsliebe wenig nach. Sie halten die Interessen der herrschenden Klassen und die Bestrebungen der jeweiligen Regierung für besonders national und verdienstlich. Namentlich Fürstentreue und Demütigung vor dem kaiserlichen Willen gilt ihnen als der höchste Ausfluß staatsbürgerlicher Gesinnung. Als ich in die Volksschule ging, wurde uns gesagt: Vaterlandsliebe ist Treue gegen das angestammte Herrscherhaus.

Ein dritter Teil ist alldeutsch. Diese Kreise haben an sich einen weiten Blick. Sie denken an die großdeutschen Bestrebungen von 48. Sie wissen, daß 66 und 70

Digitized by Google

die Einigungsbestrebungen des deutschen Volkes nicht voll erfüllt worden sind. Sie sehen, daß Kinder unseres Volkes fast über die ganze Erde verbreitet sind, und daß wir kein Recht haben, unsre Landsleute außerhalb der Landesgrenze von uns abzustoßen. Nationale Gesinnung und Staatstreue decken sich nach deren Meinung nicht, sondern da gehört alles zum deutschen Vaterland, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt. Aber diese Alldeutschen sind auf der anderen Seite meist sehr eng. Statt alle diejenigen als Vertreter des Deutschtums anzuerkennen, die der deutschen Sprache und deutschen Kultur anhängen, sind sie von Rassegedanken beherrscht. Sie sind ferner hypnotisiert von Staatsgedanken in der Gewaltpolitik. Sie wollen mehr oder weniger mit Gewalt das Deutschtum einigen. Eine Angliederung an das Deutsche Reich ist zunächst freilich nur bei den österreichischen Deutschen möglich. Aber auch gegenüber Ungarn möchten sie zu sehr an die Sprache der Gewalt appellieren zum Schutze der dortigen Deutschen. Auch die niederdeutschen Holländer möchten sie unter Umständen die Macht des Reiches fühlen lassen. Ja selbst im eigenen Lande, glauben sie, sei rücksichtslose Machtentfaltung der Weg, der den Polen, Dänen und Lothringern gegenüber zum Ziele führe.

Das allein aber ist der wertvollste Patriotismus, der bei aller politischen Energie und dem weitesten Blicke doch in erster Linie der Kultur vertraut. Die deutsche Kultur muß neben dem Blut und der Macht alle Deutschen auf der Erde verbinden. Um sie müssen sich alle Deutschen scharen, wohnen sie nun am Rhein oder an der Elbe, an der Theiß oder der Wolga, am Mississippi oder auf den brasilianischen Bergen. Die deutschen Kulturideale müssen neben dem wirtschaftlichen Einfluß anziehend wirken auch auf die kleineren Volkssplitter innerhalb unserer Grenze, auf die preußischen Polen, die Schleswiger Dänen und die französischen Lothringer. Die stammverwandten Völker, die Holländer, Dänen, Norweger und Schweden müssen aufschauen können zu Deutschland als der Sonne des europäischen Kontinents, von deren strahlender Macht auch sie erwärmt werden.

An England muß sich der Deutsche ein Vorbild nehmen. Der Engländer hält unter den modernen Völkern am stärksten seine Nationalität fest. Auch in Australien und in Kapstadt fühlt sich der Engländer als Glied der großen angelsächsischen Kulturwelt. Namentlich sind's die Ideale politischer Freiheit, die ihm überall voranleuchten. England ist seit mehr als hundert Jahren der Vorfechter der politischen Freiheit. Es hat wenigstens mit diesem Nimbus sich zu umgeben verstanden. London die größte Asylstadt der Welt. Dort hat der Magyare (?) Kossuth Zuflucht gefunden wie auch die russischen Verschwörer. Selbst da, wo England einmal brutal gehandelt hat, wie gegen die Buren, verleiht es bald wieder die politische Selbständigkeit.

Wie wichtig neben der Blutsverwandtschaft politische Ideale sind, kann man an den Deutschen Österreichs sehen. Trotzdem wir 1866 die Österreicher besiegt hatten und als die Stärkeren uns sehr wenig seitdem um sie gekümmert haben, hatten sich die Wiener und die Deutschböhmen doch eine heimliche Liebe für Deutschland bewahrt. Bis in sozialdemokratische Kreise hinein empfand man jenseits des Böhmerwaldes mehr deutsch als österreichisch und sah im Deutschen Reich das

Digitized by Google

Mutterland, von dem man zu Unrecht losgerissen war. Unterstützt wurde diese heimliche Sehnsucht nach dem Westen von den traurigen Verhältnissen, unter denen das vielsprachige Österreich litt.

Das hat sich jetzt aber geändert. Man findet heute bei den meisten Deutschösterreichern eine durchaus andre Stimmung. Wodurch ist das gekommen? — Lediglich durch die politische Zufriedenheit, die das allgemeine Wahlrecht ausgelöst hat. Früher herrschte in Österreich, wie man zu sagen pflegte, der Absolutismus, gemildert durch Schlamperei; heute wird dort die Politik gemacht, die durch das Parallelogramm der verschiedenen Kräfte sich ergibt. Die Politik ist noch keineswegs vollkommen. Im Gegenteil, die Nationalitäten stehen noch in scharfem gegenseitigen Kampfe und erschweren sich noch das Leben. Die Radauszenen im Abgeordnetenhause sind noch nicht verschwunden. Aber wo niemand mehr sich durch die Regierung unterdrückt fühlen kann, sondern über die politische Macht verfügt, die er nach seiner Stärke verlangen kann, kann man die Schuld nicht bei andern suchen, sondern muß sich Mühe geben, aus eigener Kraft die Verhältnisse zu bezwingen.

Österreich hat die Parlamentsherrschaft bekommen. Der Ausgleich mit Ungarn ist zum ersten Male nicht von der Regierung allein auf Grund von § 14 geschlossen, sondern er ist von der Volksvertretung ordnungsmäßig genehmigt worden. Die Minister werden von den Fraktionen nach ihrer Stärke und Bedeutung gestellt. Selbst einfache Bauern sind Minister geworden. Natürlich haben darüber verschiedene Zipfelmützen gewackelt. Die Gräfinnen und Baronessen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, wie sich wohl die Bauernfrauen als neugebackene Exzellenzen bei den Hofgesellschaften ausnehmen würden. Aber es ist gegangen, ohne daß es einen Krach in den Fugen des Staatsgebäudes gegeben hätte. Die Führer der österreichischen Sozialdemokratie antichambrieren in den Zimmern des Ministerpräsidenten. Bei dem Kampf um die Wahlrechtsvorlage haben sich die verschiedenen Ministerpräsidenten, Gautsch, Hohenlohe, Beck, stets bei Dr. Adler Rat geholt, wie sie wohl am besten operierten. Ja es ist vorgekommen, daß ein Minister den sozialdemokratischen Führer gefragt hat, ob er wohl mit seinem Vorgehen zufrieden wäre.

Wenn die Masse des Volkes so zu ihrem Rechte kommt, ist es kein Wunder, wenn sie Staatsgesinnung bekommt und sich fest an ihr Staatswesen gekittet fühlt. Heute schielen die Deutschösterreicher nicht mehr ohne weiteres über die Grenze, sondern sind mit ganzem Herzen Österreicher geworden. Man muß geradezu sagen, daß durch das allgemeine Wahlrecht erst das moderne Österreich geschaffen ist und von einem Zerfall des Staates jetzt keine Rede mehr sein kann. Die Deutschen in Österreich fühlen sich zwar auch noch als Deutsche, aber sie sehen, daß sie vor den Reichsdeutschen bereits manche Vorzüge haben. Wenn sie zu uns herüberkommen, finden sie, daß wir in manchen Stücken zurück sind, daß wir noch viel mehr im Polizeistaat und Absolutismus drinstecken als sie. Ein Pernerstorffer, dem Deutschland stets als das heilige Land, das Land seiner Sehnsucht galt, mußte es erleben, daß man ihm in Frankfurt und Mannheim Vorträge verbot. Wenn wir unsern österreichischen Landsleuten gegenüber noch fernerhin als das ideale Mutterland gelten

Digitized by Google

wollen, so müssen wir entschieden hinsichtlich der politischen Freiheit den Schritt nachholen, den man in Wien uns voraus getan hat.

In Österreich ist man auch schon in den einzelnen Kronländern gehörig an der Arbeit, das allgemeine Wahlrecht einzuführen. In Mähren ist dies bereits geschehen. In Deutschland aber hat man in den Einzelstaaten noch geradezu bejammernswerte Wahlrechtsordnungen. Dabei sind in Österreich die einzelnen Kronländer nicht viel mehr als Provinzen, während bei uns der preußische Staat fast ein größeres Schwergewicht in die Wagschale wirft als das Reich.

Vielleicht geht man in Österreich überhaupt noch zu einer andern Einteilung der Monarchie über als die, welche man jetzt in den einzelnen Kronländern besitzt. Denn diese werden jedenfalls nicht eher zur Ruhe kommen, als bis auch in deren Mitte die einzelnen Nationalitäten ihre eigene selbständige Verwaltung haben. Ein junger österreichischer Politiker hat kürzlich eine interessante Studie bei Duncker & Humblot in Leipzig veröffentlicht: Deutsch-österreichische Politik, von Richard Charmatz. Darin führt er den Gedanken aus, daß nur dann zwischen den einzelnen Nationalitäten der Friede sich herstellen ließe, wenn diese autonom wären, d. h. ihre eigene nationale Verwaltung und Regierung erhielten. Nun sind zwar in den einzelnen Kronländern die Nationalitäten einigermaßen gemischt. Aber es lassen sich doch auch bestimmte Grenzen ziehen. Der Gedanke hat entschieden viel für sich.

Die zweitwichtigste Gruppe Deutscher außerhalb des Mutterlandes wohnt in Ungarn, dem Stiefbruder Österreichs. Um sie haben wir uns noch weniger gekümmert als um die diesseits der Leitha. Ja man trifft bei uns viele Leute, die kennen von den ungarischen Deutschen höchstens die Siebenbürger Sachsen. Die wenigsten Reichsdeutschen wissen, daß eigentlich fast alle ungarischen Städte von Deutschen gegründet sind und das ganze Mittelalter hindurch ihren deutschen Charakter festgehalten haben. Ja, mit Ausnahme eines Teils der oberungarischen Städte, die schon seit ziemlich hundert Jahren für das Deutschtum verloren gegangen sind, sind die übrigen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts deutsch geblieben. Pest war 1848 noch eine fast rein deutsche Stadt, in viel stärkerem Maße als Prag. Die Schulen, die städtische Verwaltung waren deutsch. Ofen hat seine deutsche Art noch ein paar Jahrzehnte länger bewahrt. Besonders scharf hat die Magyarisierung in den Städten im Jahre 1867 eingesetzt. Damals hat sich die Krone Habsburg, weil sie ihren deutschen Charakter infolge der Entscheidung von 66 nicht mehr aufrechterhalten konnte, gezwungen gesehen, mit den Magyaren den Deakschen Ausgleich zu schließen. Die Krone überließ die Vorherrschaft jenseits der Leitha den Magyaren, die nun anfingen, über die schutzlos gewordenen Nationalitäten herzufallen. Die Krone behielt sich nur den Einfluß im Heere vor. Seitdem sind zuerst die Mittelschulen und Gymnasien magyarisiert worden. Die magyarische Sprache wurde Staatssprache. Seit 1893 begann die Magyarisierung der Volksschulen, und damit drang der magyarische Einfluß auf die Dörfer.

In den Städten haben sich die Deutschen sehr flau gezeigt. Das städtische Bürgertum hält es eben zu leicht mit der vorhandenen Macht. Es will im Staat zu Einfluß und Reichtum gelangen, sei es im Beamtentum, in Handel oder Industrie. Deshalb befolgt es die Losung: Mit den Wölfen muß man heulen. In-

Digitized by Google

folgedessen sind heute selbst so deutsche Städte wie Temesvar, Günz, Ödenburg, Preßburg sehr stark magyarisch geworden, trotzdem eigentliche Magyaren nur die Beamten sind. Aber die Deutschen sprechen öffentlich, auf der Straße und in den Lokalen, magyarisch. Wenigstens die jüngere Generation. Die Kinder dürfen sich in der Schule selbst in den Pausen nicht deutsch unterhalten. Infolgedessen lernen deutsche Kinder Magyarisch fast als ihre Muttersprache, Deutsch wird ihnen fremd. Es ist mir passiert, daß in einer rein deutschen Familie in Ödenburg zwei 9—11jährige Knaben kaum ein paar Worte Deutsch mit mir sprechen konnten. Die Eltern sprachen mit den Kindern Magyarisch, weil denen das geläufiger war. (Erbärmlich! D. T.) Deutsch wird in den Mittelschulen ebenso wie in den höheren Schulen nur in den oberen Klassen etwas gelehrt, nicht viel mehr als Französisch und Englisch. Allerdings wird man als Deutscher in den Städten noch allgemein verstanden. Höchstens von Leuten nicht, die eben erst aus magyarischen Dörfern zugezogen sind. Als Geschäftssprache und als hauptsächlichste internationale Verkehrssprache will man das Deutsche dulden.

Die Erfolge in den deutschen Städten sind ziemlich die einzigen, die die Magyaren gegenüber den Nationalitäten aufzuweisen haben. Auf dem Lande aber haben selbst die Deutschen sich widerstandsfähig gezeigt. Die heranwachsende Generation auf dem Lande verkümmert geistig, aber magyarisch wird sie nicht. Allerdings wird in den Gemeinde- und in den konfessionellen Volksschulen noch etwas Deutsch gelehrt. Aber in den Staatsschulen, die immer mehr überhandnehmen, gar nicht. Magyarisch lernen indes die Kinder in der Landschule auch zu wenig. Nach der Schulzeit werfen sie das bald wieder von sich, weil die Eltern höchstens ein paar Brocken davon verstehen. Deutsch aber kann die Jugend höchstens sprechen, lesen nur notdürftig, schreiben fast gar nicht. Man bekommt da Briefe in die Hand, die unsereins kaum entziffern kann. Sie schreiben die Worte rein nach dem Klang. Satzbau gibt es nicht. Die Schätze der deutschen Kultur bleiben der Jugend vollständig verschlossen. Nicht einmal ein deutsches Märchenbuch bekommt sie in die Hand. Das deutsche Lied wird höchstens in Gesangvereinen gepflegt, von denen es allerdings eine ganze Anzahl gibt. Das Herz tut einem weh, wenn man diese Unkultur in den deutschen Sprachgebieten sieht.

Die Volkszählung von 1900 zählt in Ungarn noch 2,1 Millionen Deutsche. Wahrscheinlich sind es ziemlich 2½ Millionen. Am frühesten sind die Deutschen in Westungarn eingewandert. Hier hat Karl der Große schon kolonisiert. Die Deutschen sind in der Gegend von Preßburg, Ödenburg und Günz älter als die Magyaren. Sie schließen sich hier eng an das deutsche Sprachgebiet in Österreich an, gravitieren auch wirtschaftlich nach Österreich und haben zum Teil sogar Absonderungsgelüste nach Zisleithanien hinüber.

Dann sitzen die Deutschen in Südungarn vermischt mit Serben und Rumänen, zum Teil auch Magyaren, obwohl diese in Südungarn am schwächsten vertreten sind. Hier gibt es große deutsche Gebiete um Fünfkirchen herum westlich von der Donau, dann östlich, in der sogenannten Batschka und noch östlich von der Theiß vom Maros südlich fast bis an die Donau. Auch in Slawonien auf dem Südufer der Drau von Essek bis Semlin sind die Deutschen vertreten. In diese un-

Digitized by Google

gemein fruchtbaren Gebiete hat die deutsche Einwanderung nach der Vertreibung der Türken unter Maria Theresia begonnen. Die deutschen Bauern haben es hier zu gutem Wohlstand gebracht. Die Dörfer machen einen ungemein stattlichen Eindruck. Man kann sie nur den besten in Deutschland an die Seite stellen.

Die Sachsen in Siebenbürgen sind die zielbewußtesten unter den Deutschen. Sie haben eine alte, ruhmreiche 700jährige Geschichte. Die Sachsen in der Zips südöstlich von der Tatra, die ziemlich ebenso alt sind wie ihre Stammesgenossen in Siebenbürgen, sind die mattesten und schwächlichsten.

Namentlich in der neuesten Zeit fangen die deutschen Bauern an, sich aufzuraffen. Sie haben im letzten Frühjahr die deutsch-ungarische Volkspartei gegründet mit dem Sitz in Temesvar, der Hauptstadt des sogenannten Banats. Diese zählt bereits 12 000 Mitglieder in 60 Ortsgruppen. Während früher die Söhne der Bauern, die eine ungarische Universität bezogen, für das Deutschtum verloren gingen, ist seit einigen Jahren auf der Wiener Universität ein Sammelpunkt geschaffen worden für die deutsch-ungarischen Studenten, wo ihnen eine streng nationale Gesinnung eingeimpft wird. Auf diese Weise bekommen die Bauern allmählich Führer. Bei den nächsten allgemeinen Wahlen werden hoffentlich verschiedene deutsche Kandidaten durchs Ziel kommen. Es ist anzunehmen, daß vor den nächsten Wahlen das allgemeine Wahlrecht, wenn auch wahrscheinlich noch mit großen Beschränkungen, durchgedrückt sein wird, und daß damit die Vertretung der Nationalitäten im ungarischen Parlament wachsen wird. Für uns Deutsche ist die Erhaltung des ungarländischen Deutschtums von außerordentlicher Bedeutung. Die Deutschen können die Führerstellung unter den Nationalitäten einnehmen und für die deutschfreundliche Haltung der ungarischen Monarchie die beste Bürgschaft übernehmen. Die wachsende Macht der Nationalitäten wird zugleich der Habsburger Krone zugute kommen. Denn in Ungarn sind es lediglich die Magyaren, die die Unabhängigkeitsgelüste vertreten.

Auch für das ungarländische Deutschtum ist es keineswegs gut, wenn in Deutschland der Polizeipatriotismus maßgebend ist. Wiederholt ist im deutschen Reichstage darauf hingewiesen worden, wie ungünstig z. B. die preußische Polenpolitik auf die Deutschen in Ungarn wirkt. Unzählige Male ist mir in Ungarn von den Deutschen erzählt worden, daß jeder Regierungsdruck, den sie auszuhalten haben, damit gerechtfertigt wird: Seht die preußische Polenpolitik, die ist noch viel schlimmer! Die dortigen Deutschen fühlen, daß ein Volkstum, das seine Glieder im Auslande nicht unterdrückt wissen will, nicht selbst Macht vor Recht gehen lassen darf.

Auch machen sich die Schäden des Polizeipatriotismus am schlimmsten bemerkbar, wenn der Deutsche ins Ausland kommt. Die Deutschen, die im letzten Menschenalter nach Ungarn gekommen sind, gelten geradezu als die mangelhaftesten Patrioten. Ihnen fehlt das Rückgrat, die politische Selbständigkeit. Sie sind an das Gängelband der Regierung gewöhnt. Sobald sie die einheimische nicht mehr haben, passen sie sich leicht der fremden an. Der Engländer ist an Selbstregierung gewöhnt, der Deutsche nicht.

Wollen wir Deutsche ein Weltvolk werden und den engsten Zusammenhang aufrechterhalten mit allen unsern Landsleuten, so müssen wir mit der größten

Digitized by Google

politischen Energie den Drang zur Selbständigkeit und Regsamkeit entwickeln. Wir Deutsche sind wohl territorial das verbreitetste Volk der Erde. In Österreich-Ungarn, in Belgien, in der Schweiz, in London und Paris, in Rußland und Palästina, in Nord- und Südamerika, in Australien und in Südafrika wohnen Millionen Deutsche. Nicht Gewalt und nicht Polizei, sondern Ideale, kulturelle Beziehungen, reges politisches Leben können die einigenden und verbindenden Elemente sein.

Albrecht Dürers Selbstporträt

Von

Robert Walter-Freyr

Und Jesus stand auf einem Berge, sah
Das Tal der Früchte schön im roten Scheinen
Des Abends liegen. Einsam stand er da,
Und seine Augen waren schwer vom Weinen.
Da traten seine Jünger vor ihn hin
Und fragten ihn mit stillen großen Blicken
Nach seinem Schmerz.
Er hob das Kinn
Und sah sie alle an: „Ich bin
Der Friede, leuchtend wie die Sonne.
Ich bin das tiefste Glück und bin die Wonne,
Die über alle Welt sich weit ergießt
Und gnadenvoll in jede Seele fließt.
Doch wenn ich von euch gehe, wird das Dunkel werden,
Und endlos ist die Nacht auf Erden.
Dann bin ich eure Qual . . und bin das Schwert,
Das alle trifft . . und bin die Not,
Die jeden würgt. Wann brennt das Morgenrot?
Weh dem, der sich nicht vor dem Dunkel wehrt!“
Sie schwiegen alle. Und nur Petrus stand,
Die Kämpferstirn dem Gotte zugewandt:
„Warum denn willst du gehn, Herr? Laß den Schein
Von deinem Himmel ewig um uns sein.“

Und Jesus sprach: „Du kennst mich nicht.
Kennt ihr mich denn? Weil ich vom Licht
Gekommen bin, trag' ich die Last
Der dumpfen Erde wie ein Schmerzenskleid,
Quält heißer mich das Menschenleid,
Und wilder jagt mich alle Menschenhast.
Ach, wer von Gott und aus der Schönheit kam,
Dem raubt das Leben seine zarte Scham.
Saht ihr einmal das Licht, saht ihr den Himmelsschein,
Wie bitterschwer muß euch die Schmerzenserde sein.“

Sein Auge blickte mild.
Ein Hauch des Kummers stand auf seinen Zügen.
Doch wie ein seliges Bild
Sahen die Zwölf das Tal der Erde liegen.

Digitized by Google

Passiflora

Eine Geschichte

von

Albert Geiger

(Schluß)

Adal will mit Gott reden.

Aber er will nicht so mit ihm reden, wie es die Menschen zu tun pflegen. Mit gefalteten Händen und gebogenen Knien.

Frei, aufrecht, stolz will er sein schicksalgezeichnetes Haupt in die Wolken recken und also will er mit Gott reden und mit ihm rechten. Nicht wie einst Hiob, der Aussätzige, mit ihm geredet und gerechtet hatte. Nein. Wie ein Adeliger.

Es ist ein Morgen, wie er einst in seinem Leben war, da er Passiflora zum ersten Male gesehen hatte.

Die ferne Gewitterhand reißt die schweren Wolken über den nebelumwogten Firnen der Alpenberge auseinander und durch ihre nachtschläfrigen Lider kommt ein Leuchten. Es ist Adal, als habe so das Schicksal Gottes seine blöden Kinderaugen aufgetan.

Ferne grollt ein langsamer schwerer unwilliger Donner. Und langsam schwer und unwillig tönt Adals Stimme in den Morgen hinaus:

„Ich will mit dir reden und rechten, o Gott.

Du hast mich gezwungen, und also rede ich mit dir.“

Aber da er diese Worte spricht, schütteln die alten raunenden Bergeichen ihm Regennässe in schweren kühlen Tropfen auf sein Haupt. Und hinter den schneeglänzenden Bergen schießt die Sonne ihre Goldpfeile empor. Die Welt wird voll Licht und Größe. Gott zeigt seine Welt in der Unbarmherzigkeit und Unerfaßbarkeit seines Willens. Und vor dieser Weite und diesem Lichtglanz und dieser harten mächtigen Unerfaßbarkeit verstummen Adals Worte. Sie verlieren sich in dem dumpfen drohenden Donner über den nebelumwogten Bergen.

Er starrt in dies All hinein, in dem seine Qual so groß und so nichtig zugleich ist, und von seinen bebenden Lippen fallen die schweren Worte:

Digitized by Google

„Warum hast du dieses zugelassen, o Gott?“

Und dann ballt er die Faust in den Morgen und die Wolken und das Licht und er schreit hinaus:

„Fluch dir, Sonne! Fluch dir, Welt! Fluch dir, Gott!

Ich verfluche euch und euern ewigen Hohn an dem Menschengeschlecht.

Und ich sage dir, o Gott:

Ich habe geschworen, ich will meine Schwester finden und sollte ich sie dir aus der geschlossenen Hand nehmen. Ich habe sie gefunden. Aber du weigerst sie mir. Und nun höre: ich nehme sie mir. Ich nehme sie mir. Aus der geschlossenen Faust. Aus Gottes geschlossener Faust.“

* * *

Naß von den Regentropfen der Bäume war Adal hinabgetaumelt.

An der Pforte des Schlosses erwartet ihn Passiflora.

„Warum bist du fortgegangen? Wo warst du?“ fragt sie ihn.

Und in ihrer Stimme zittert die schamhaft ins Licht flutende Sehnsucht der Liebe.

Er sieht sie an, seltsam, mit einem metallischen Glanz in den Augen, den sie nie gesehen hat.

„Ich war oben auf dem Berg und ich habe mit Gott geredet.“

Auch seine Stimme hat diesen hart metallenen Klang.

Da führt sie seine Hand an ihre heißen roten Lippen und lächelnd sagt sie:

„Du hast Gott gedankt für unser Glück.“

Und da fällt er vor ihr nieder und birgt sein Haupt in den Falten ihres Gewandes.

* * *

Es waren große Worte, die Adal gesprochen hatte.

Und es war merkwürdig, wie wenig das Schicksal brauchte, um diese Worte nichtig und zum Wahn zu machen.

Es hätte Adal ein Zeichen sein können, daß seine drei Getreuen von ihm scheiden wollten.

Narre, der Prophet, trat zu ihm und sprach:

„Herr, solange haben wir dir gedient. Du bedarfst unser nun nicht mehr. Als wir draußen in der Welt umherzogen auf Abenteuer und Siege, da gehörten wir zu dir, wie der Schuh zum Wanderer. Nun hast du des Wanderns Ende funden. Und wir, wenn wir noch länger blieben, wären zu nichts anderem da als zum Gelächter. Denn du hast keine Boten mehr zu senden und du bedarfst keines Herolds deiner Taten mehr, und ein Wort aus deiner schönen Gemahlin Munde ist dir mehr wert als meine Weisheit und Rattes Lieder und Hinketakts Geigenspiel. Der Fisch ist fürs Wasser gemacht und wir für die Unstetigkeit und das Wandern. Manchen Gewächsen macht es Freude, wild zu wachsen, und wenn man sie ins Gartenland setzt, ist es aus mit ihrer Herrlichkeit. Wir können nun einmal nicht von unserer Art lassen. Das wolle du uns in deiner Milde verzeihen und uns in Gnaden den Abschied geben.“

Digitized by Google

Adal hatte mit düster gefalteter Stirne zugehört. Die dreie sahen ihn von der Seite an und dachten bei sich: er sehe gar nicht so glücklich aus wie er sein müsse als der Gatte eines jungen schönen über alles geliebten Weibes. Und sie sahen ihn wie in einer Erscheinung, wie er noch vor wenigen Monden gewesen war: hoch zu Roß ins Blachfeld, an der Spitze seiner wackern Truppe. Ratte, der Poet, dachte an das Lied vom Falken, der im goldenen Käfig sitzt und krank zum Sterben wird vor Sehnsucht nach dem freien Schweifen in der weiten Gottesluft, nach Kampf und Raub. So standen die drei schweigend und betrübt vor ihrem Herrn und harrten seines Wortes:

„So geht denn!“

Da fielen die drei vor ihrem Herrn nieder und bedeckten seine Hände mit Küssen. Und was ihnen seit ihrer Kindheit nicht mehr geschehen war, das Wasser des Wehes trat ihnen in die Augen. Er aber sah mit einem traurigen Lächeln auf sie nieder. Dann sprach er.

„Es wird Herbst und die Zugvögel ziehen. Wie könnt' ich euch zürnen! Lebt wohl!“

„Wenn du unserer bedarfst, o Herr!“ riefen sie wie aus einem Munde. Und sie nannten ihm den Ort, da seine Botschaft sie erreichen könne, wenn er ihrer Dienste begehre.

„Ich bedarf keiner Dienste mehr!“ sprach Adal. „Ich ziehe nicht mehr zu Felde.“

Mit diesen Worten ließ er die dreie ihren Gedanken. Aber kurze Weile darauf kam der Verwalter und gab jedem der dreie ein Geschenk zum Scheiden, wie sie es nie geträumt hatten. Hundert runde, blanke, funkelnde Goldstücke jedem.

„Das nenn' ich mir ein Botenbrot!“ rief Ratte freudig. „Kann es einen besseren Herrn geben in aller Welt?“

Adal stand oben am Fenster und sah sie über die Zugbrücke gehen und dem Berg entlang talwärts wandern. Und er sah, wie sie nach einer Weile hielten und zurückschauten und mit den Hüten winkten. Dann stimmten sie ihr altes Lied an. Als sie schon Adals Blicken entschwunden waren, klang es noch in seinen Ohren wie Botschaft ferner, ferner Zeit, aber viel mehr traurig denn froh:

Es wandern ohne Rast und Ziel
Ratte der Poet.
Hinketakt der Fiedler.
Und Narre der Prophet.

Auf ihren Spuren trieb der Wind tänzelnde Herbstblätter.

Und dann war das Lied verschollen. Adal bedeckte das Antlitz mit der Hand. Ihm war wehe zumute.

* * *

Das junge Weib saß müde in halben Träumen. Der goldene Herbstsonnenschein strich leise und kosend über ihr schwarzes Haar und ihre blassen Wangen. Er küßte ihren roten Mund, der so schmerzlich schön war und ihre weißen durchsichtigen Hände, die wie Blüten der Passiflora in ihrem Schoße lagen. Sie lächelte müde. Sie hatte nicht gewußt, daß das Glück so müde mache.

Digitized by Google

Das Glück.

Ihr junges, überjunges Herz war so schwer. In ihrer Wonne hellem Lied zitterte so ein dunkler Klang. Und wenn sie am seligsten war, hätte sie weinen mögen.

War dies das Glück?

Oder war es so, weil Adal manchmal so seltsam unruhig war. Weil seine Zärtlichkeit manchmal so wild und düster wurde, daß sie erschrak und erbebte, wie vor dem fallenden Blitz. Weil er mitten in Worten höchster Liebe verstummte und ihr Auge, ihr forschendes, besorgtes Auge, vermied. Weil er des Nachts sich vom Lager stahl und ruhelos im Schlosse wanderte. Weil er tagelang draußen umherirrte.

Was hatte er, daß er so seltsam war?

Und auch sie dachte an ein altes Lied von einem Falken, das sie in des Vaters Büchern oft gelesen hatte, so oft, daß sie es auswendig wußte:

Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr.
Und als er dann gezähmet
nach meinem Wunsche war,
und ich ihm sein Gefieder
geziert mit goldenem Band,
schwang er sich in die Lüfte
und flog in ferne Land.

Eine wilde Angst durchschauerte sie mit einemmal.

War Adal solch ein Falke?

Hatte auch das höchste Glück, das ihre junge, heiße Minne ihm hatte schenken können, nicht die Kraft, ihn zu fesseln? Dachte er heimlich hinaus? Schon waren seine Getreuen gegangen. Wanderten seine Gedanken ihnen nach? Sie hatte die Dreie gerne ziehen sehen, so sehr sie sich ob dieser Freude schalt. Nun wollte sie so ganz allein, allein mit ihm sein, da er von der kämpfenden, stürmenden Vergangenheit abgelöst war. Sie dachte an heimlich stille Schneetage, wo sie zusammensitzen würden und hinaussehen in den fallenden Schnee, und ihre Herzgedanken so heimlich uud scheu sein würden wie Rehe an verschneiten Hügeln. Sie dachte an diese wundersamen ersten Frühlingstage in ihren Gärten. An die blühenden Apfelbäume, die leuchtenden Mandelbäume, die rosig verschämten Pfirsichbäume. So rosig und leuchtend würde ihr junges Glück in den Frühlingsgärten unter blühenden Bäumen wandeln wie in einem leichten wonnetönenden Tanz. Und sie dachte an den Sommer, wenn er mit blauen Augen heraufschauen würde in ihre Einsamkeit und sie unter reifenden Früchten und blauenden Trauben einem Tag entgegensehen würden, einem Tag —

Sie lächelte wieder.

O, sie wußte ein Wort, das ihn zahm machen würde und heimisch, den wandersüchtigen Falken.

Sie wußte es und hätte es gerne gesagt und es durchschauerte sie doch mit flutender Angst, es auszusprechen.

Digitized by Google

Dieses Wort war ja tiefer als alle Liebesworte, die sie ihm sagen konnte.

Es gab ein Wort, das sie ihm nicht sagen konnte, und es gab ein Wort, um das sie ihn nicht fragen mochte. Aber sie wußte: wenn sie ihm das eine Wort sagen würde, müßte des andern Kraft alsobald zunichte werden.

Dieses Wort, das durch ein anderes zunichte werden sollte, hieß Passiflora.

Wer war Passiflora? Was hatte sie zu bedeuten in seinem Leben? Stand sie noch immer zwischen Adal und ihrer Liebe? Dies rätselhafte Wesen mit dem schmerzensschweren Namen? Zuletzt und zutiefst quälte sie diese ungetane Frage.

Aber es würde schon alles, alles gut werden.

Armes Kind. Ärmeres Weib. Ärmstes aller Weiber.

In den golden spinnenden Herbstlüften sitzt sie, unter dem großen Nußbaum, auf der warmgesonnten Steinbank. Sie sieht auf ihre weißen, durchsichtigen Hände im Schoß. Und sie lächelt auf diese Hände herab. Reden sie leise und bebend von heißen, scheuen Küssen —?

Sie lächelt müde.

Daß das Glück so müde macht und so seltsam ist.

* * *

Weit draußen auf der Landstraße trottet ein wildes Wesen. Die ihm begegnen, schlagen ein Kreuz gegen den bösen Blick. Und sagen das Sprüchlein dazu. Zwei unstete Flammen leuchten ihrem Weg voraus: ihre Augen. Und diese Flammen flackern auf, als sie im letzten Orte ihrer Wanderung die Botschaft erfragt hat, die sie wissen wollte.

Sie hat den Schicksalsweg angetreten einst in der fröhlichen, lachenden Stadt, da zweier junger, herrlicher Menschen Augen sich zuerst gefunden haben im trunkenen Versinken der Blicke. Man hat ihren Schritt aufgehalten mit roher Gewalt. Man hat sie und ihren Begleiter, den alten, jammervollen, schmutzigen Greis, ins Gefängnis geworfen. Darüber ist der alte Mann gestorben. Aber sie — sie hat gute Sehnen und eiserne Kraft. Sie hat gelacht. Und endlich, endlich hat man sie freigelassen.

Da hat sie begonnen, zu fragen und zu fragen. Denn sie hat nicht nur ihre eigene Sache zu vollenden, sondern auch die ihres alten Wandergenossen. Und endlich hat sie sich ihr Ziel erfragt.

Und nun tappt sie helläugig, begierig wie das Schicksal die Straße dahin. Die Menschen konnten sie hemmen, aber nicht hindern, ihr Werk zu vollbringen.

Leicht und süß schläft das junge Weib mit dem Leuchten seliger Nächte auf den Lippen.

Plump und schwer trabt die Bettlerin da draußen.

Den, um dessentwillen sie einst in früher Jugend ausgezogen ist, zu wandern und zu wandern, zu hungern und zu leiden, zu verzweifeln und doch immer und immer wieder mit zähem Glauben zu hoffen, den wird sie finden. Und dann — wenn sie ihn gefunden hat, wenn sie ihn hat sehen dürfen, wenn sie die brennende Begierde nach seinem Anblick gestillt hat — und sollte er sie mit Füßen fortstoßen wie ein räudiges Tier — und wenn sie die Botschaft des alten toten Mannes bestellt hat, dann soll ihr Blick brechen und zu seinen Füßen will sie sterben.

Digitized by Google

Es ist seltsam, wie krampfhaft sie ihre rechte Faust geballt hält.

Darin trägt sie die Botschaft des toten Mannes durch das Land.

Der Pförtner will sie erst nicht einlassen. Dann aber, da sie so etwas Flehendes im Blick hat und da er von seiner Herrin angewiesen ist, Bettler immer zu ihr zu führen, damit sie selbst sie labe und ihres Elends Geschichte vernehme — da läßt er sie ein.

Sie geht geradewegs in den Schloßhof. Sie sieht die schlafende Frau auf der Bank unter dem breitästigen Nußbaum. Sie tritt näher und alter, eifersüchtiger Haß brennt in ihrem Herzen. Das sind die Lippen, die seine Lippen geküßt haben. Wie schön, wie rein, wie kindlich sie ist. Es ist dem zerlumpten Weib da vor dieser Güte und Reinheit, als müsse sie eiligst gehen, ehe sie auch nur einen Schatten auf dieses süße Kinderantlitz geworfen hat.

Aber das junge Weib erwacht.

Sie erschrickt, da sie diese flammenden, flackernden, unsteten Augen in diesem zerstörten Antlitz auf sich gerichtet sieht. Sie erschrickt. Aber sie denkt: es ist ein armes Bettelweib. Und glücklich wie sie ist, will sie glücklich machen. Sie greift an ihren Arm, der weiß und schimmernd aus dem überhangenden Ärmel hervorblickt, nimmt eine funkelnde Spange und reicht sie der Bettlerin:

Nimm!

Die Bettlerin betrachtet sie. Neid und Weh streiten in ihrem Herzen.

Du mußt sehr glücklich sein, da du so reiche Geschenke gibst.

Sie spricht es mit einer rauhen gebrochenen Stimme, die das junge Weib mit einer leisen Angst durchzittert.

„Aber ich bedarf deines Geschenkes nicht mehr."

„Wer bist du? Was willst du?" fragt Frene mit steigender Angst.

„Ich will zu deinem Gemahl."

„Was willst du von ihm?"

„Ich habe ihm eine Botschaft zu bestellen."

„Botschaft. Von wem?"

Und sie weiß nicht, wie es geschieht, daß sie bebend fragt:

„Von Passiflora?"

Die Bettlerin antwortet nicht. Sie stößt einen Schrei aus. Sie sinkt in die Knie. So kniend streckt sie die Arme aus.

Adal ist aus dem Schloß getreten.

Er sieht sein Weib und die Bettlerin vor ihr. Er eilt herzu. Frene springt auf. Sie wirft sich an seine Brust. Er umschließt die Furchtschauernde mit seinen Armen.

„Adal!" stößt sie hervor. „Das Weib dort —"

„Was willst du?" fragt Adal die Bettlerin.

„Kennst du mich nicht?

„Wer bist du?"

Ein zorniges Bangen sprüht aus seinen Worten.

Er, der sein Haupt in die Wolken gereckt hat, um mit Gott zu rechten; er, der so große Worte gesprochen hat; er, der dem Schicksal seinen Willen wie einen

Digitized by Google

Felsen entgegenstemmen wollte, er bangt vor der Frage dieses kümmerlichen Geschöpfes da vor ihm. Wo ist sein Mut? Sein Stolz? Sein Trotz? Sein Wappenspruch: Ich wag's? Er hat es gewagt, das Ungeheure. Leben zu wollen und Liebe zu fordern, wo sie ihm versagt sein mußte. Er hat es gewagt. Und nun, umgetrieben von seiner jagenden Qual wie ein Edelwild von seinen Verfolgern, sieht er überall das Netz, das ihm gestellt ist und in dem er verenden soll.

„Wer bist du?" frägt er abermals.

„Ich bin gewandert seit jener Nacht, da du von mir gegangen bist, das Geschenk deines jungen Lebens in den mutigen Knabenhänden. Ich bin gewandert. Auf deiner Spur. Im Kot, im Jammer, im Hunger, im Ekel, im Widerlichsten und Erbärmlichsten hab' ich mir mein Bette gemacht. Die Verzweiflung hat mich zugedeckt. Die Erbarmungslosigkeit hat mir den Morgen geboten. So bin ich gangen, dich suchen. Zürne nicht deiner Magd, o Herr! Sie hat zu viel erdulden müssen bis zu dieser Stunde. Aber nun sei sie gesegnet, diese Stunde! Mit meinem Elend. Mit meinen Tränen. Mit meiner Verzweiflung."

Die da vor Adal kniet, sieht ihm tief in die Augen. Eine selige Milde und eine stille Feierlichkeit liegen in diesem Blick.

„Ich wollte dich noch einmal sehen. Nun hab' ich dich gesehen und nun kann ich gehen und sterben in einem Winkel. Nur habe ich dir noch einen Gruß und eine Botschaft zu bestellen.

Siehe da: Dies ist der Gruß."

Und sie öffnete ihre krampfhaft geschlossene Hand.

Braune trockene Erde liegt in ihrer Hand.

„Ein Gruß — von deines Vaters Grab.

Da drunten in der Stadt ist er gestorben. Der Gefährte meines Elends. Er war mit mir gewandert. Immer auf deiner Spur. Immer auf deiner Spur.

Auf deiner und Passiflorens Spur—"

Adals Brust wogt auf und ab wie eine sturmempörte Welle.

Scheu und knechtisch und doch im ganzen Wesen so voll einer zwingenden Kraft, blickt sie ihn an mit einem großen verlangenden entsagenden Blick. Einem Blick, der aus fernsten Jugendtagen über ein Leben hinüberflammt. Voll einer schamhaft sehnsüchtigen Liebe. Voll eines heilig-schönen Schmerzes.

Adal faßt sich an die Brust, sein wildschlagendes Herz zu beschwichtigen.

Dieser Blick hält ihn gefangen. Er steht und starrt hinein. Eine dumpfe, wilde Wut überfällt ihn. Wie eine Flamme, eine stechende bohrende quälende Flamme zuckt es ihm vom Herzen ins Hirn. Aus den Augen der Elenden steigt es auf und ballt sich wie ein wirrer Knäuel. Alles alte Grauenvolle, alles, was er hat vergessen wollen, was er vergessen muß, um leben zu können, wird lebendig.

„Willst du nicht hören von des Vaters und Passiflorens Schicksal?"

Adal antwortet nicht.

Er sieht sich in einer Steinwüste, hoch in den Bergen. Sich und sein junges vertrauendes Weib. Auf ungeheuern Felsblöcken lastet wuchtender Schnee. Schwach und locker hängen diese Felsen an der Bergwand. Ohne Laut, in beklommener Angst, muß man gehen. Denn der leiseste Laut kann den Schnee schrecken. Den

Digitized by Google

Felsen lösen. Und herunter donnert die Schneelast und der Felsensturz und begräbt und vernichtet die unvorsichtigen Wanderer.

Adal bangt, daß dies wilde zerrissene Geschöpf da vor ihm den Ruf ausstoßen wird, der den Schnee löst und den Felsen schmettern macht. Und dennoch vermag er nicht zu reden. Er vermag es nicht, sie fortzuweisen.

Wieder erhebt sich die schwere eintönige Stimme:

„Er hat seine Kinder gesucht. Er wollte vor ihnen niederfallen. Der alte unselige Mann. Er wollte ihre Füße küssen wie der niederste Knecht und stammeln: Vergebt mir, ihr, die ich elend gemacht habe! Vergebt mir um des Mitleids willen, das der Heiland am Kreuze dem Schächer erwiesen hat! — Aber Gott hat es nicht also gewollt.

Rauhe Pfade ist er gewandert, der alte Mann. Wenn Elend sühnen kann, hat er gesühnt. Aus den zitternden Armen hat man es ihm gerissen: Passiflora, das Kind. Sein letztes. Ein jammervoller Trost war es ihm, daß ein Reicher, ein Glücklicher sich des Kindes erbarmt und es fortgenommen hat in fernes Land. Sie hätten ihn töten können, seine Richter. Aber sie haben ihm weher tun wollen, als der Tod uns tun kann. Sie haben ihn geblendet. Und also blind und des Kindes beraubt haben sie ihn hinausgestoßen wie einen räudigen Hund. Auf die Landstraße zum Sterben. Und sie haben ihn verhöhnt und gesagt: Siehe, nun magst du hier Übles tun wie in vorigen Tagen, wenn du kannst. Im Graben am Wege, halb tot, hab' ich ihn funden. Und da niemand sich seiner erbarmt hat, so bin ich als seine Wandergefährtin mit ihm gezogen, wie lange Zeit, ich weiß es nicht mehr. Land auf. Land ab. Immer auf deiner Spur. Auf deiner und Passiflorens Spur.

Eine Botschaft hat er mir gegeben an dich: du sollst Passiflora suchen. Und er hat mir das Zeichen gesagt, an dem du sie erkennen sollst, Passiflora deine Schwester —"

Da will es fallen, das ungeheure Wort, das den Schnee lösen und den Felsensturz herunterschmettern soll.

Adals Hand zuckt nach seinem Schwert. Er kann sie töten, ehe das vernichtende Wort über ihre Lippen getreten ist.

Aber kann er auch die Qual seines Herzens töten?

Diese ewig tödlich lebendige?

Da schlägt sein Weib warm und weich und tröstend die Arme um ihn. Sie will ihn trösten in dem großen Schmerz, den er erfahren hat. Aber stärker noch schwingt und jubelt in ihr das Wort der Seligkeit:

„Passiflora seine Schwester."

So ist das Gespenst aus ihrem Leben geschwunden. Die Wolke ist durch Gottes barmherzige Hand vom Himmel ihres Glückes getilgt. Und leuchtend lacht der Blütengarten ihrer Liebe zu dem wolkenlosen strahlenden Himmel hinauf.

Da Adal aber dieses vertrauende glückliche erlöste Lächeln in den Augen seines jungen Weibes sieht, da stemmt sich der ganze wilde Hohn ihres grausamen Schicksals wider seinen Willen, zu schweigen. Sein Herz hämmert. Kalter Schweiß deckt seine Stirne. Ihn schwindelt wie vor einem gräuenvollen Abgrund. Die

Digitized by Google

abergläubische sinnverwirrende Angst fällt über ihn her wie ein Fels. Gedrängt und gestoßen wird er zum Abgrund. Sein Herz hämmert. Und diese ehernen Doppelschläge hämmern Worte aus ihm heraus, die er nicht sprechen will. Und die er doch sprechen muß. Er kann ja, er kann ja den ungeheuern Betrug nicht aufrecht erhalten ein ganzes, ganzes langes Leben lang. Jede Stunde, jede Minute seit jenem Morgen hat es ihm gesagt. Und jede Stunde, ausgefüllt mit einer Ewigkeit der Qual, schien nur auf diesen Augenblick zu warten und sein lähmendes entsetzliches Schweigen.

Und in dieses Schweigen der Felsenwüste klingt das warme lebendige glückliche Wort seines Weibes.

„Passiflora — ist deine Schwester? Warum hast du mir das verschwiegen? Nun ist mir leicht. Aber lasse mich nun dein ganzes Schicksal wissen. Vertraut findest du es dem meinen. Vater und Mutter, die mir das Leben gespendet haben, kenne ich nicht. Verhehle mir nichts. Denn es ist ja nichts in mir, was nicht dein und mit dir gemeinsam ist. Von Anbeginn meines Lebens. Nicht fester gehören Bruder und Schwester zusammen als wir beide."

Da taumeln Worte von Adals Zunge. Er selbst, der Unselige, löst den zerschmetternden Felsen. Langsam und vernehmlich spricht er:

„Passiflora ist meine Schwester. Und du — bist Passiflora."

Das junge Weib sieht ihn an mit starr aufgerissenen Augen. Den Augen eines Kindes, dem man etwas Grauenvolles erzählt und das es nicht glauben will.

Er aber senkt das Haupt.

Und wieder wie unter dem Druck einer furchtbaren Gewalt, aus der Tiefe einer zernichteten und widerstandslosen Seele und ihres namenlosen Leidens kommt sein Geständnis.

Wort für Wort schiebt sich nun die jammervolle Kunde von seinen Lippen. Wie das Grauenvolle Wirklichkeit ward. Und Glied für Glied fügt sich ihr und ihm zu eherner Kette.

Da frägt die Bejammernswerte nicht mehr. Wie die Arme einer Toten, fallen ihre Arme, ihre Hände von seinem Hals.

Dann hebt sie langsam die Hand nach ihrer Brust.

Ihre Lippen bewegen sich, ohne einen Laut des Mundes zu geben. Sie will ein Wort sagen, das jenes Fluch- und Schmerzenswort: Passiflora zunichte machen soll. Aber sie selbst ist ja Passiflora, die den Fluch und die Qual schafft.

Wie vom Blitz getroffen steht sie da. Es rieselt ihr in den Gliedern. Es braust ihr in den Ohren. Und so mit sprechenden Lippen, die keine Worte zu formen vermögen, sinkt sie zu Boden.

Unausgesprochen bleibt ihr Wort, das sie Adal so freudedurchschauert hat sagen wollen.

Das Wort von ihrer jungen seligen Mutterschaft.

* * *

Man erzählt sich in jener Gegend noch jetzt von einem Menschenpaar, das hinauf in die Berge geflohen ist. Weit, weit bis an die Gletscher. Wo die letzten Hirtenhütten längst den Blicken verschwunden sind. Das da gelebt hat in Öde und

Digitized by Google

Wildnis. Lange Zeit hat niemand gewußt, warum die beiden Menschen geflohen sind, um in den Schrecken der Einsamkeit ihre Zuflucht zu finden. Eine Halbwahnwitzige ist zuweilen zu Tal gekommen. Sie hat dann manchmal einen Knaben an der Hand gehabt. Und einmal hat man sie mit dem Knaben ergriffen. Man hat sie gefangen gesetzt, weil man sie für eine Hexe gehalten hat. Und auf der Folter hat sie im Fieber der Schmerzen das Geheimnis der beiden Menschen da oben in der Felsenwüste preisgegeben. Ohne Willen. Und ist dann gestorben. Und sie sind hinaufgezogen in die Steinwüste und haben die Beiden gefesselt und hinuntergeschleppt in die Stadt. In die Stadt, da sie sich zum ersten Male in die jungen lachenden Augen gesehen haben. Und in dieser Stadt hat man sie verbrannt:

Bruder und Schwester.

Und sie haben das Kind dieser Menschen gezwungen, zuzusehen, wie Vater und Mutter verbrannt worden sind. Und etwas Wundersames ist dabei geschehen: da schon die Reisigbündel lohten und sich die Blicke der beiden Menschen zum letzten Male trafen, da hat die Mutter in der Menge ihr Kind gesehen. Und sie, die all die Zeit her verstummt gewesen war, hat den Mund geöffnet und laut und deutlich hat sie das Wort gesprochen, das ihres Lebens Schicksalsruf war:

Passiflora.

* * *

Meister Franziskus erhob sich.

Streng und achtunggebietend stand seine Gestalt in dem dunklen Bogen der Altane.

Die Passifloren sahen mit den schattenschweren und geheimnisvollen Blumenhäuptern herein zu ihm.

Die Gräfin hatte ihr Haupt mit den Händen verhüllt.

Und Meister Franziskus sprach eintönig:

„Ich bin dieser Menschen Kind und als ich zu Verstand gekommen bin, hab' ich ihre Geschichte gelesen. Trocken und um so jammervoller in den Akten. Aber Eurer Blume Blätter haben sie mir belebt und ich habe sie geschmückt schmerzvoll wie ein Maler das Bildnis geliebter Menschen mit leuchtenden Farben.

Ich bin dieser Menschen Kind.

Nun wißt Ihr mein Geheimnis und meine Geschichte.

Und nun, bitte, entlasset mich."

„Und wohin wollt Ihr nun gehen?"

„Wohin? Wohin alle wir armen Wanderer, die wir Menschen genannt sind, unsere Schritte lenken.

Ich will das Herz Gottes suchen."

„So erlaubt mir, daß ich Euch begleite. Als Eure Wandergefährtin. Eure Schwester, wenn Ihr so wollt."

Im Namen Gottes des Allmächtigen.

Ende.

Digitized by Google

Storch, Kinderstube und Schule

Von

J. Gulgowski-Sanddorf

Es ist merkwürdig, sobald man erkannt hat, daß „etwas faul im Staate ist“, und man sich nicht so recht zu helfen weiß, empfiehlt man zur Abschaffung des Übels das wohlfeile Radikalmittel: die Schule.

Nun sind in letzter Zeit die Mütter sehr stark in Sorge um ihre Sprößlinge. Die Sittlichkeit ist gefährdet. Die Geschichte mit dem Storch hat sich nicht bewährt. Im eigenen Haus, da werden zwar die bewußten Geheimnisse sehr streng gehütet. Aber man muß bedenken, daß man beim Nachbar nicht so vorsichtig ist! Es ist ja immer so: die Menschen, die bösen Menschen! — Um nun das eigene Kind vor Verderbtheit zu schützen, muß es „aufgeklärt“ werden. Da es aber im Leben das Bequemste ist, die drückende Last von den eigenen Schultern auf die eines andern zu wälzen, so sagt manche Mutter, sie sei „die ungeeignetste Person, dieser Pflicht nachzukommen“.

Nun, wozu hätte man auch die Schule, dies „Mädchen für alles“!

Und die Mütter (ich will sagen einige) werden nicht eher Schlaf finden, werden nicht eher ihre Hände in den Schoß legen können, bis sie schwarz auf weiß sehen, daß ihre Tochter, ihr Sohn so und so viel Stunden „Aufklärung“ über den Storch gehabt haben und womöglich im Abganszeugnis ein Prädikat über den Stand der „sittlichen Reife“ aufweisen können. Wird sich aber die Tochter trotzdem nicht „immun“ zeigen, so hat der Lehrer zu vergegenwärtigen, daß die entrüstete Mutter ihn als den „geistigen“ Urheber der „Scham“ ansieht, denn sein Unterricht wird gewiß nicht „aufklärend“ genug gewesen sein! — Bitte, es ist kein schlechter Scherz. Nach den heutigen Erfahrungen sogar bitterer Ernst. Tatsachen beweisen. Nur einige Beispiele: Wer ist schuld an dem so schnellen Anwachsen der Sozialdemokratie? Wer ist schuld, daß so viel „vaterlandslose Gesellen“ herumlaufen? Wer ist schuld, daß man vielfach den Respekt vor der Kirche und ihren Dienern verloren hat? Im Chor kann man's hören: Die Schule! die Schule! die Schule!

Nun geht's einmal mit der Sittlichkeit der Jugend bergab! Da soll die Schule „aufklären“. Wer hat jedoch den Storch in die Kinderstube gebracht? Ja, verehrte Mutter, die Schule kann es beim besten Willen nicht gewesen sein, da mußt du dich schon selbst an die sündige Brust schlagen! Nun will ich nicht das bekannte Rezept

Digitized by Google

empfehlen: Wer die Suppe eingebrockt hat, der soll sie auch essen. Wir haben vielmehr alle ein Anrecht an eine gesunde Entwickelung der Jugend. Die „Storchgeschichte" ist wohl ein Übel, das beweisen schon die zahlreichen Bücher, Vorträge, Aufsätze über das Thema. Die Mittel aber, die zur Bekämpfung empfohlen werden, erinnern mich stets an die veraltete Heilweise, die nicht den ganzen Körper, sondern nur das kranke Glied behandelte.

Wir müssen das sittliche Gefühl, das die allweise Mutter Natur dem Kind auf den Weg gegeben hat, nicht gar zu niedrig einschätzen. Wir müssen unsere Jugend nicht für schlechter halten, als sie ist. Gewiß haben Vererbung, Gewohnheit ein gut Teil dazu beigetragen, das reine Naturempfinden abzuschwächen, irrezuleiten, aber ertöten kann es auch die „höchste Kultur" nicht.

Nun haben wir es leider in unserem „kultivierten" Zeitalter so herrlich weit gebracht, daß man die Fortpflanzung, dieses hohe, heilige Naturempfinden, als etwas Böses, Sündhaftes, ja Unreines aufzufassen pflegt, wovon man nur mit einem diskreten Augenzwinkern spricht. Wenn man wenigstens das Kind sich so lange wie möglich selbst überließe, aber man muß Einblick in das Familienleben gehabt haben, um zu sehen, mit welchem Raffinement manche Eltern das unverdorbene Naturempfinden irrezuleiten suchen. Die kindliche Neugierde wird geradezu aufgestachelt. Noch ehe in dem Kinde die Naturkräfte überhaupt erwacht sind, werden ihm schon eindringliche Predigten über das zu erwartende Brüderchen oder Schwesterchen gehalten. Manche Mutter schwelgt geradezu in dem Gedanken, dem naiven Geist etwas aufzuschwatzen. Nach solchen Manövern ist es dann selbstverständlich, daß das Kind wissen will, wer ihm das Brüderchen bringt. Nun sollte man meinen, daß die Antwort kurz und bündig lauten müßte: „Die Mutter schenkt dir das Brüderchen." Das ist so selbstverständlich und setzt der Phantasie einen Damm. Die Mutter schenkt ihm Spielzeug, Süßigkeiten usw., weshalb sollte es nun zur Abwechselung nicht ein Brüderchen sein! Doch das wäre am Ende „unsittlich". Und so muß der Storch heran. Nun haben viele Stadtkinder dieses Vieh in Wirklichkeit noch gar nicht gesehen. Doch wozu hätten wir die Bilderbücher, dieses Kulturfutter unserer Jugend! Und mit wunderbarer Anschaulichkeit, die einer besseren Sache wert wäre, wird dem Kinde die ganze Geschichte des „Kinderkriegens" dargestellt, von dem Augenblicke an, da der Storch das kleine Baby auf der Wiese wie einen Frosch auffammelt, es auf dem Rücken durch die Lüfte trägt, bis er es vom Dache des Hauses an die richtige Adresse abgegeben hat.

Ist nun endlich „die Zeit erfüllt", so wird gar geheimnisvoll getan. Die Kinder werden eingesperrt oder zum Nachbar geschickt. Sie dürfen nicht lärmen wie sonst. Endlich ist der Storch dagewesen. Die Kinder sind untröstlich, daß sie ihn niemals zu sehen bekommen. Aber das neue Brüderchen wird ihnen gezeigt. Die Mutter ist freilich krank, denn der böse Storch hat sie „in das Bein gebissen". — Es ist zum Lachen, wenn die Sache nicht einen so bitterernsten Hintergrund hätte.

Nun denke man sich eine Familie mit 6 bis 14jährigen Kindern, von denen die älteren bereits „aufgeklärt" sind, zu welch tragi-komischen Episoden sich das gestaltet. Und erst in der Schule. Da will keiner für „dumm" gelten. Und der kleine Knirps, der die Storchgeschichte für bare Münze nimmt, wird so lange ge-

Digitized by Google

hänselt, bis er „aufgeklärt“ ist. Es gibt dann immer einen Zeitpunkt, da das Kind zu der Überzeugung kommt: die Mutter hat mich belogen. Das Vertrauen zur Mutter wird stark erschüttert.

Und dabei liegt nicht der mindeste Grund vor, dem Kinde Märchen aufzubinden, nach denen es gar nicht verlangt.

Ich weiß nicht, was hier die Schule aufzuklären hätte. Soll sie etwa sagen: „die Mutter hat euch belogen, die Sache verhält sich wesentlich anders“?

Die notwendigste Forderung ist an die Mütter zu stellen: Verschließt dem Storch die Tür! Werfet die Storchbücher zum Fenster hinaus! Und im übrigen sorgt für eine gesunde körperliche und geistige Erziehung. Dann ist bereits ein tüchtiger Schritt vorwärts getan.

Ein Vorbild kann uns unser Landvolk sein. Ich meine nicht das bereits stark „kultivierte“, mit der Großstadt liebäugelnde, sondern unser einfaches, derbes Bauernvolk. Es ist noch Gott sei Dank nicht ganz verschwunden. Da kennt man noch keinen Storch. Die Ankunft des Brüderchens ist etwas Selbstverständliches, worüber man sich keine Kopfschmerzen macht. Da haben weder Vater noch Mutter Zeit, die Phantasie des Kindes zu reizen. Und es ist rührend zu beobachten, mit welcher Sorgfalt 10- bis 14jährige Mädchen ihre Mutter im Wochenbett pflegen. Die Mutter hat der kleinen Tochter nichts zu verheimlichen. Das Kind verlangt aber auch nach keiner „Aufklärung“. Es ist in dem Maße aufgeklärt, als es sich mit der Mutter eins fühlt, als das Weib in natürlicher Weise in ihm erwacht.

Und als Waffe gegen Verführung hat der Schöpfer dem Menschenkind ein gesundes Sittlichkeitsgefühl, ein Gefühl der keuschen Zurückhaltung eingepflanzt, das so stark ist, daß alle Geheimnistuerei unserer „gebildeten“ Mutter, alle Storchgeschichten und Storchbilderbücher es nicht ertöten können. Wenn es sich überhaupt ertöten läßt, so könnte es nur durch die geforderte Aufklärung der Schule geschehen. Die Schule hat für die „Aufklärung“ nur insofern zu wirken, als es im Rahmen eines naturgemäßen Unterrichts liegt, als sie zu einer natürlichen Entwickelung der Anlagen beizusteuern hat.

Eine „Aufklärung“ durch das kalt-sezierende Wort des Arztes oder durch die salbungsvolle Rede des Geistlichen, wie es von gewissen Sittlichkeitsfanatikern gefordert wird, halte ich für die roheste Vergewaltigung des gesunden Naturempfindens unserer Jugend.

Wenn es in dem Tempo weitergeht, so wird es noch dazu kommen, daß der korrekte Max zur Rose flüstern wird: „Sag, Röschen, bist du auch über das in der Ehe dich erwartende Schicksal aufgeklärt?“ Und sie haucht: „Ja, Max, wir haben es in der Schule aufgehabt, und ich habe das Prädikat ‚gut‘ bekommen.“ Darauf er: „Nun, Schatz, dann steht unserer Verbindung nichts im Wege.“ —

So kann uns nur die bitterste Ironie den Weg zur Wahrheit zeigen!

Digitized by Google

Das Unbekannte

Skizze
von
Ellen Otto-Fulda

Draußen liegt Herbstsonnenschein. Tiefgolden schimmert das rötliche Laub der Bäume. Langsam lösen sich die Blätter, wirbeln noch einmal, wie von Leben getragen, durch die Luft, um dann matt hinab zur Erde zu sinken.

Voll süßer Traurigkeit löst sich mein Blick von der in wunderbarer Schöne absterbenden Natur und wendet sich zu dir, meinem armen kranken Schwesterchen. — Da steigert sich meine Traurigkeit zu einem herzzerreißenden Schmerz. — Fest presse ich die Hände ineinander, damit sie sich nicht auf die Augen legen, die mir brennen von verhaltenen Tränen . . . Und fest schließe ich meinen zuckenden Mund, damit ihm nicht die wehe Frage entgleite: „Warum, warum?“ — Leuchtend und strahlend, wie nie zuvor in gesunden Tagen, glänzen deine Augen, arme Kranke, und verklären dein Antlitz. — Und doch — trägt deine Stirn den Stempel des Todes!

Du möchtest so gerne, gerne gesunden, täuschest dich immer wieder aufs neue, klammerst dich an jedes kleine trügerische Zeichen, das auf Genesung deuten kann. . . . Und dann kommt wieder der Zweifel, die unabweisbare Gewißheit über dich, von dem nahen Ende.

Du hast mir oft erzählt, was dich so siech und elend machte. — Nun schweigst du längst davon. — Ich beuge mich über dich, um deine Worte zu verstehen, die deutlich zu sprechen dir schon die Kraft fehlt. . . . „Weißt du . . . tot sein . . . will ich ja gerne, . . . das ist Ruhe, wunderbar schöne, tiefe Ruhe . . . aber das Sterben, das Sterben denke ich mir so schwer . . .“

Banges Ahnen und tiefes Weh schließen mir den Mund, kein Wort des Trostes findet den Weg über die Lippen. Aber ich umfasse dich stützend mit meinen Armen, richte dich empor, damit du hinausblicken kannst in die sterbende Pracht.

Ein weiches, ergebungsvolles Lächeln legt sich um deinen bleichen Mund. Hoffnungsfreudig neigst du dein Antlitz und mit leisem Druck faßt deine Hand die meine. —

Doch schon nach wenig Tagen fährt der Herbstwind durch die Bäume, entreißt ihnen das letzte goldene Blatt, zertritt die letzte Blume, löscht dort draußen

Digitized by Google

die letzte leuchtende Farbe aus und türmt dunkle Regenwolken übereinander, die schwer niederfallen und alles mit einem grauen Schleier umspannen. —

Und schwer, schwer kämpfst auch du, mein armes Schwesterchen, deinen letzten Kampf. . . . Erloschen ist der Glanz deiner Augen, Todesangst und kalte Fieberschauern schütteln dich, bis der Todesengel seinen schwarzen Schleier über dich breitet, dir die Sinne schwinden. —

Draußen ist es wieder still geworden über Nacht. Der Frost ist über die Erde geschritten und hat die Regentropfen in glitzernde Sternchen verwandelt. Weiß und zart liegt der Reif auf Gräsern und Sträuchen. In großen Flocken fällt leise der Schnee auf die Erde, verhüllt alles wie unter einer Decke, dehnt die Flächen, verwischt die Grenzen und schafft unendliche Weiten, in die das Auge suchend, fragend schaut. —

Still und bleich liegst auch du, mein Schwesterchen, auf dem Totenlinnen, darauf ich dich gebettet habe. Palmenwedel neigen sich über dich. Friede, heiliger Friede liegt auf deinem Antlitz, das, leicht zur Seite geneigt, im feierlichen Schein der Kerzen wie weißer Marmor leuchtet. . . . Friede nach dem großen Kampfe, den wir überwinden müssen vor der ewigen Ruhe. —

Der e w i g e n Ruhe?

Suchend und fragend schaue ich unablässig auf dich. . . . Meine Seele möchte der deinen folgen, in die unbekannten Weiten dringen, das Rätselvolle ergründen. —

Was mich hier nach draußen fragend in die Ferne blicken ließ, war nur das Wunderbare des Augenblicks, das mich immer wieder aufs neue staunen läßt. Ich kenne das Heute, wie ich das Gestern kannte und das Morgen kennen werde, im ewigen Gleichmaß des Wechsels in der Natur.

Aber ich weiß nicht, ob du, mein Schwesterchen, in den unbekannten Fernen eine Grenze des Seins fandest in der Ruhe, der „wunderbar schönen, tiefen Ruhe", die deine Sehnsucht suchte. . . . Oder erstand dir dort ein Anderes, Großes, Neues? . . . Besteht auch für die Seele ein ewiges Leben im unaufhörlichen Wechsel, wie er in der Natur seit Ewigkeiten sich vollzieht? — —

Auf deiner Stirne thront in majestätischer Schönheit, hehr und erhaben das rätselvolle Schweigen.

Aphorismen

Von

Melanie von Wolframsdorff-Baars

Die zarteste Poesie atmet das in der Entwicklung Begriffene. Darum spricht eine Knospe, sei es eine Blüten- oder eine Mädchenknospe, ja darum spricht der ganze Frühling zu uns wie ein Gedicht.

*

Des Menschen Geist ruft ein Echo wach in unserem Geiste; doch warm zum Herzen spricht nur seine Güte.

Digitized by Google

Der Schutz der Bergleute

Von

Graf Max Pilati

Mit den Sammlungen für die Hinterbliebenen der unglücklichen Opfer von Radbod ist die Angelegenheit nicht abgetan. Vielmehr haben inzwischen auch die Untersuchungen über die Ursachen des furchtbaren Ereignisses ihren Fortgang genommen. Obgleich es scheint, daß ein Verschulden der Zechenverwaltung nicht festgestellt werden konnte, werden Regierung und Volksvertreter daran gehen, die der Sicherheit des Bergbaues dienenden gesetzlichen Vorschriften zu erweitern.

Die behördlichen Aufsichtsbefugnisse sind schon jetzt so weitgehende, daß hier kaum etwas nachzuholen ist. Die in parlamentarischen Anträgen niedergelegten Vorschläge bewegen sich daher in anderer Richtung und gehen dahin, daß einmal die Verantwortung der Zechenverwaltungen erhöht und ferner der Arbeiterschaft selbst eine gewisse Einflußnahme auf die Durchführung der Sicherheitsmaßregeln gewährt wird.

Hierbei kommt noch die Frage in Betracht, ob die Angelegenheit landesgesetzlich oder reichsgesetzlich geregelt werden soll. Das gesamte Bergrecht untersteht bekanntlich zurzeit der Landesgesetzgebung. Die preußische Regierung hat sich bisher stets für Aufrechterhaltung dieses Rechtszustandes ausgesprochen, in der Hauptsache wohl deshalb, weil der außerpreußische Bergbau im Reiche verhältnismäßig von geringer Bedeutung ist, und ferner, weil nicht ohne zwingenden Grund die einzelstaatlichen Befugnisse geschmälert werden sollen. Das letztere gilt freilich mehr im Sinne des preußischen Landtags als der preußischen Staatsregierung. Denn bei der Vormachtstellung Preußens bedeutet eine Erweiterung der Reichskompetenzen allerdings eine Schmälerung der anderen Bundesstaaten, aber nicht auch eine solche der preußischen Regierung. Hier kommt hinzu, daß die konservativen Mehrheiten in den beiden preußischen Kammern grade auf dem fraglichen Gebiet eine erhebliche Radikalisierung der ganzen Gesetzgebung fürchten, wenn das Reich ihr Mitbestimmungsrecht ausschaltet. Die Forderung eines Reichsberggesetzes ist bisher fast ausschließlich von sozialdemokratischer Seite verfochten worden. Jetzt aber haben sich auch aus den Mittelparteien des preußischen Abgeordnetenhauses Stimmen erhoben, die da meinen, Regierung wie Parla-

Digitized by Google

ment würden ihren Widerstand gegen jene Forderung aufgeben müssen, wenn man nicht den oben beregten Vorschlägen, auf die wir nunmehr zurückkommen, in Preußen in weitem Maße gerecht werde.

Was die Vermehrung der Verantwortlichkeit der Zechenverwaltungen anlangt, so ist diese Verantwortlichkeit bisher allerdings mehr eine moralische gewesen, während die gesetzliche Verantwortlichkeit auf den Betriebsführern ruht. Die letzteren sind der Bergbehörde wie dem Strafrichter gegenüber allein verpflichtet, dafür einzustehen, daß alle Sicherheitsvorschriften, mögen sie auf Gesetz, auf Bergpolizeiverordnung oder auf behördlicher Einzelanordnung beruhen, dauernd und gewissenhaft befolgt werden; sie sind gewissermaßen die verantwortlichen Redakteure. Gleichzeitig aber stehen sie in Diensten der Zecheneigentümer oder ihrer ersten Beamten, die sie anstellen und besolden, und es ist daher sehr wohl denkbar, daß die Betriebsführer, um den Weisungen der letzteren, also ihrer Brotgeber, zu entsprechen, von der strengen Durchführung der Sicherheitsvorschriften hin und wieder absehen zu können meinen. Es fragt sich nun, ob derartige innere Konflikte wirklich schon vorgekommen sind und zur Außerachtlassung mancher Berufspflichten seitens der Betriebsführer geführt haben. Denn schließlich wäre es ja auch menschlich und begreiflich, wenn die Betriebsführer, um ihre Stellungen zu behalten, einmal 5 grade sein lassen. Der preußische Handelsminister hat nun erklärt, daß solche Fälle schon zu seiner Kenntnis gelangt sind. Trifft das zu, so wäre damit allerdings die Berechtigung der Forderung erwiesen, wenn auch hervorzuheben ist, daß solche Fälle ganz gewiß nur seltene Ausnahmen bilden. Denn was die Sicherheit des Betriebes anlangt, so gehen die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter grade beim Bergbau in höchstem Maße zusammen. Mögen die Sicherheitsvorkehrungen auch vielfach erhebliche laufende Kosten erfordern, so stehen diese in keinem Verhältnis zu den schweren Kapitalverlusten, mit denen solche Katastrophen wie die von Radbod und Courrières für die Bergwerkseigentümer verknüpft sind. Der durch die Explosion von Radbod verursachte Schaden wurde bereits auf wenigstens eine Million Mark geschätzt. — Schließlich sei erwähnt, daß die allgemeine Einführung einer Mitverantwortung der Bergwerkseigentümer, Repräsentanten, Grubenvorstände, Direktoren um so weniger bedenklich erscheint, als sie zum Teil schon besteht. Die allgemeine Bergpolizeiverordnung für den Oberbergamtsbezirk Breslau bestimmt in § 254, daß auch die erwähnten Personen neben den Betriebsführern strafbar sind, wenn sie von den beabsichtigten oder vorgenommenen Zuwiderhandlungen der letzteren Kenntnis erhalten und sie stillschweigend oder ausdrücklich geduldet haben, oder wenn sie es an der nötigen und ihnen möglichen Sorgfalt bei der Überwachung haben fehlen lassen. Die Fassung einer entsprechenden gesetzlichen Vorschrift wird sich unschwer finden lassen.

Sehr viel schwieriger erscheint die Durchführung des zweiten Vorschlages, der Einflußnahme der Bergarbeiter selbst auf die Befolgung der Sicherheitsmaßregeln, weil hier hochwichtige politische Gesichtspunkte mitsprechen. Schon jetzt besteht die Einrichtung der Königlichen Einfahrer, die zwar, aus dem unteren Beamtentum des Bergfaches entnommen, die Praxis des Bergarbeiters und alle Gefahren des Berufs genau kennen, aber von der staatlichen Aufsichtsbehörde

Digitized by Google

ernannt werden. Grade der letztere Umstand wird von der Bergarbeiterschaft stark bemängelt. Sie will Arbeitskontrolleure haben, die zum Arbeiterstande selbst gehören und, was die Hauptsache ist, von der Arbeiterschaft selbst gewählt werden. Sie verlangt zu Kontrolleuren ausdrücklich die Leute ihres Vertrauens. Damit wäre aber die Möglichkeit gegeben, daß die Stellen mit politischen Agitatoren besetzt werden und daß diese Agitatoren auch ihr Amt zur politischen Agitation, zur ständigen Aufwiegelung im weitesten Umfange ausnützen. Die Tätigkeit der Kontrolleure würde doch unter anderem darin zu bestehen haben, daß sie alle Arbeitsstellen aufsuchen, und sie würden hierbei ganz gewiß Gelegenheit haben, die oben angegebene, dem sozialen Frieden abträgliche Tätigkeit zu entfalten. Und doch möchten wir mit der Meinung nicht zurückhalten, daß diese Gefahr in der Theorie vielleicht bedenklicher aussieht, als sie in Wirklichkeit ist. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß doch schon jetzt der Verkehr der Arbeiter untereinander völlig frei ist, daß der Agitation von Mund zu Mund keine Hindernisse im Wege stehen, und daß die Arbeiter bei 8- oder höchstens 9stündiger Schichtdauer auch genügend Zeit haben, um die Agitation zu pflegen. Hierzu kommt die unbeschränkte Versammlungsfreiheit. Es kann also eigentlich — um im Sinne der Zechenbesitzer zu reden — nicht mehr „viel schlimmer“ werden, auch nicht durch die in Aussicht stehenden Kontrolleure. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß sich an vielen Arbeitsstellen doch auch nichtsozialistische und nichtorganisierte Arbeiter befinden, und daß diese wieder für die Kontrolleure eine gewisse Kontrolle üben werden, um sie an dem übermäßigen Mißbrauch ihres Amtes zu hindern. Wenn die Zechenbesitzer bereits erklärt haben, daß sie der Einführung der Kontrolleure nur dann zustimmen könnten, wenn ihre Auswahl durch die Behörde erfolgte, so ließe sich vielleicht ein Mittelweg darin finden, daß die Bergbehörde die Wahl vornehmen solle, aber nur aus den von den Arbeitern gewählten Arbeiterausschüssen.

Ein weiteres auf nichtpolitischem Gebiet liegendes Bedenken, das von den Zechenverwaltungen geltend gemacht wird, besteht darin, daß gerade bei sehr wichtigen technischen Maßnahmen, wie bei der Wetterführung, der Behandlung und Verwendung von Sprengstoffen, der Arbeiter nicht die genügende Vorbildung besitze, um ihre Angemessenheit zu beurteilen. Dem ist indessen entgegenzuhalten, daß es nicht so sehr auf eine solche Beurteilung ankommt, als auf eine Gewähr dafür, daß die einmal getroffenen Anordnungen auch dauernd und stets mit derselben Gewissenhaftigkeit durchgeführt werden. Und grade eine solche Kontrolle kann auch der Arbeiter üben.

Endlich bildet noch die Frage einen Streitpunkt, wem im Falle von Bemängelungen durch die Kontrolleure die Entscheidung zustehen solle, ob der Bergbehörde oder der Verwaltung. Die Zechenverwaltungen fordern das letztere. Indessen wird dieser Standpunkt kaum aufrechterhalten werden können. Es versteht sich doch wohl von selbst, daß die Bergbehörde von etwaigen Differenzen zwischen Betriebsführung und Kontrolleur Kenntnis erhalten muß. Erhält sie aber Kenntnis, so muß sie auch in der Lage sein, das entscheidende Wort zu sprechen — eine Befugnis, die ihr jetzt bereits zusteht und die ihr doch wohl nicht genommen werden darf.

Digitized by Google

Die von sozialistischer Seite vielfach aufgestellten Behauptungen, daß die Verwaltungen der preußischen Kohlenzechen der Sicherheit ihrer Belegschaften nicht die gebotene Sorgfalt angedeihen ließen, soll bisher so ziemlich beweislos geblieben sein — um so weniger sollten die Verwaltungen Anlaß nehmen, einer schärferen Umgrenzung ihrer Verantwortlichkeit und einer gesteigerten Kontrolle der Betriebssicherheit zu widerstreben.

Die Halben

Von

Leonhard Jacob

Der süßliche Duft eines hohen Krankensaales umfängt mich. Mit leisem Schritt führt mich die Schwester zum Bette eines Sterbenden. Ein junges Antlitz, leichten Flaum um die Lippen, scharf wie die Marmorbüste eines sterbenden Römers, glüht mir mit fiebernden Augen entgegen. Ich fasse die heiße Hand. „Mutter", stöhnen die Lippen, „rotes Wasser"! Die Schwester reicht ihm etwas Rotwein mit Selters. Das nannte er in gesunden Tagen kindlich scherzhaft „rotes Wasser".

Nach wenig Tagen komme ich wieder. Die Krisis ist vorüber. Er erkennt mich. Ich spreche ein kurzes Dankgebet. Wie da die matten Augen leuchten! Draußen aber im stillen Garten liegt die Sonne. O du rätselvolles, köstliches Leben! Wer kennt deine ganze Seligkeit? Nur der Genesende, nur wer dich einsam, trauernd scheiden sah. —

Tage vergehen. Ein junger Mann tritt in mein Zimmer. Er ist wiederhergestellt. Aber — er findet keine Arbeit. Er muß seinen Beruf aufgeben. Er kann nur ganz leichte Arbeit vertragen. Er hat keine Eltern mehr. Ob ich ihm nicht helfen könne. Ob ich keine leichte Stelle wisse. — Ich weiß keine, selbst nicht einmal eine schwere! Ich bin mit Arbeit überhäuft. Ich gebe ihm eine Geldsumme, die meine Kraft fast übersteigt. Sie wird ihn ein paar Tage über Wasser halten. —

Was aber wird dann aus ihm werden? Wer wird ihm helfen? Und eine böse Stimme fragt in mir: Warum hat man ihn neulich nicht sterben lassen, da er fiebernd von seiner Mutter träumte?

Digitized by Google

Die Reichsfinanzreform

Eine der schwierigsten Aufgaben, vor die Regierung und Reichstag in der gegenwärtigen Session gestellt sind, ist die Neuordnung der Reichsfinanzen. Sie ist besonders schwierig, weil diesmal nicht wie bei den meisten der früheren Finanzreformen durch notdürftiges Flicken eines der vielen Löcher des Reichssäckels geschlossen werden soll, sondern weil es sich um eine wirkliche Reform handelt, die das Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben im Reichshaushalt von Grund aus regeln und dann für absehbare Zeit neue Forderungen ausschließen soll. Es leuchtet ein, daß eine Finanzreform, die eine jährliche Mehreinnahme von etwa einer halben Milliarde bringen soll, eine so erhebliche Mehrbelastung der heimischen Volkswirtschaft wie des einzelnen Steuerzahlers darstellt, daß ihre möglichst gleichmäßige Verteilung mit größter Sorgfalt erfolgen muß. Da es außerdem eine besondere Eigenheit des deutschen Steuerzahlers ist, daß er jede Steuer, die ihn selbst treffen soll, in Grund und Boden verwirft, und daß er nur die Steuern gerecht findet, die den Nachbar belasten, so wird es verständlich, wie unendliche Schwierigkeiten zu überwinden sind, ehe eine Finanzreform zustande kommt, die die Billigung der Mehrheit der Volksvertreter findet und trotzdem eine ausreichende Mehreinnahme bringt.

Die Regierung hat dem Reichstag mit dem Beginn der gegenwärtigen Tagung ein Reformprogramm zugehen lassen und hierbei den jährlichen Mehrbedarf zur Herstellung des Gleichgewichts im Reichshaushalt auf 475—500 Millionen Mark berechnet. Die Anfänge des gegenwärtigen Defizits, d. h. der Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben, reichen weit zurück. Schon fast von der Gründung des Reiches an hielten die Einnahmen niemals mit den Ausgaben Schritt, ein Teil der laufenden Ausgaben wurde immer mit Hilfe von Anleiheoperationen gedeckt und stets wurden erst dann, wenn das Mißverhältnis ein zu drückendes wurde, neue Einnahmequellen erschlossen, die aber niemals so reichlich flossen, daß damit für eine längere Reihe von Jahren wirklich ausreichende Deckung vorhanden gewesen wäre. Die letzte Finanzreform des Jahres 1906 bietet hierfür ein Beispiel. Die Regierung hatte eine Mehreinnahme von rund 250 Mill. Mark gefordert, der Reichstag hatte rechnungsmäßig ungefähr 170 Mill. Mark, also rund 80 Millionen weniger bewilligt. Trotz der Finanzreform war also der Krankheitskeim weiter geblieben. Gegenüber dem erwarteten blieb aber der tatsächliche Mehrertrag noch erheblich weiter zurück. Nach der Begründung zum Entwurf des diesmaligen Finanzgesetzes sind statt der geforderten 225 Mill. und der bewilligten 170 nur wenig über 100 Millionen erzielt worden. Schon das Jahr der Reform, das Rechnungsjahr 1906, schloß daher wieder mit einem Fehlbetrag von 28 Mill. Mark ab, im Jahre 1907 waren es 44 Millionen und für 1908 sind 75 Mill. Mark veranschlagt, für welche die Deckung fehlt. Mit der Deckung

Digitized by Google

dieser Fehlbeträge wäre aber der Bedarf des Reiches für die nächsten Jahre nicht erschöpft, es treten noch folgende Mehrforderungen hinzu. Es sollen die Gehälter der Reichsbeamten aufgebessert und die Bezüge der Mannschaften bei Heer und Marine erhöht werden. Die Bewilligung dessen würde im ersten Jahre eine Mehrausgabe von etwa 90 Mill. Mark bedeuten, die im Laufe des nächsten Jahrfünfts auf rund 100 Millionen steigen würde. Aus der Herabsetzung der Zuckersteuer ist ein Ausfall von rund 35 Millionen zu erwarten, die verstärkte Schuldentilgung erfordert weitere 30 Millionen, der Zuschuß zum Invalidenfonds, der spätestens im Jahre 1912 aufgebraucht sein wird, war 25—30 Millionen. Rechnet man weiter mit der Beseitigung gewisser unpopulärer und wenig bewährter Abgaben, wie z. B. der Fahrkartensteuer, so ist eine jährliche Verschlechterung der Bilanz von durchschnittlich 200 Mill. Mark für die nächste Zeit zu erwarten. Zu diesen ziffernmäßig feststehenden Ausgaben tritt der Mehrbedarf des Marineetats in den nächsten Jahren, der der Ausführung des neuen Flottenprogramms entspringt, und die Kosten der Witwen- und Waisenversicherung, die am 1. Januar 1910 in Kraft treten soll. Endlich sind die gestundeten Matrikularbeiträge mit rund 180 Millionen und die Teuerungszulagen für 1907 und 1908, sowie die Kosten der Rückbeziehung der Besoldungsaufbesserung für 1908 mit zusammen 100 Mill. Mark in Rechnung zu stellen. Alles in allem wird vom Reichsschatzamt der Mehrbedarf für das Jahrfünft 1909/13 auf 2252 Mill. Mark berechnet, was unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die eventuellen neuen Steuern im ersten Jahre noch nicht voll zur Ausnützung gelangen, einer jährlich notwendig werdenden Mehreinnahme von rund 500 Mill. Mark entspricht.

Die Besteuerung des Deutschen Reiches baut sich bisher fast ausschließlich auf indirekten Steuern auf, die durch die Finanzreform des Jahres 1906 eingeführte Erbschaftssteuer bildet bisher das einzige Glied aus dem Gebiet der direkten Besteuerung. Die Hauptfelder der direkten Besteuerung, die Einkommen- und Vermögenssteuer, sind bisher Reservate der Einzelstaaten geblieben. Auch die vorliegende, von der Regierung vorgeschlagene Finanzreform fußt in erster Linie auf der indirekten Besteuerung. Um die erforderlichen Mehreinnahmen zu erzielen, sollen in erster Linie Branntwein, Bier, Wein und Tabak herangezogen werden, „weil sie allein die großen Summen aufzubringen vermögen, die zur Deckung des Fehlbetrages erforderlich sind". Daneben ist in Erweiterung der Erbschaftssteuer eine Nachlaßsteuer, ferner als neue Steuerquellen eine Steuer auf Elektrizität und Gas sowie auf Anzeigen vorgesehen.

Eine Finanzreform, die sich nur auf neuen indirekten Steuern aufbaute, würde im Reichstage keine Aussicht auf Annahme besitzen. Von starken Majoritäten wird hier — und zwar bei jeder neuen Steuervorlage in bestimmterer Form — der Standpunkt vertreten, vermehrte Steuerlasten in erster Linie den leistungsfähigeren Schultern durch verstärkte Ausnutzung der Vermögens- und Einkommenssteuern aufzuerlegen. Diesem Gedanken trägt die allgemeine Begründung, die zu der Erbschaftssteuer gegeben wird, Rechnung, in der betont wird, daß es sich als absolut notwendig erweise, zur Bedarfsdeckung solche Steuern heranzuziehen, die vornehmlich von den Besitzenden getragen werden. „Es würde gegen die vornehmsten Grundsätze der deutschen Sozialpolitik verstoßen, wenn die Reform der Finanzen ausschließlich auf Abgaben aufgebaut würde, die trotz der Errungenschaften der Sozialpolitik und ungeachtet der fortgesetzten Steigerung aller Einkommen die ärmeren Volksklassen verhältnismäßig höher belasten." Da die Einkommen- und Vermögenssteuer von den Einzelstaaten zu Reichssteuerzwecken nicht freigegeben wird, so bleibt nur die Erweiterung der Erbschaftssteuer.

Die Hauptpunkte der neuen Erbschaftssteuer sind:

1. Die Erhebung einer Nachlaßsteuer unter Ausdehnung der Steuerpflicht auf die bisher steuerfreien Ehegatten und Kinder,
2. Die Beschränkung der gesetzlichen Erbfolge zugunsten des Staates,
3. Die Zahlung einer Wehrsteuer in Verbindung mit der Nachlaßsteuer.

Digitized by Google

Nach dem bisherigen Erbschaftssteuergesetz sind Ehegatten und Abkömmlinge erbschaftssteuerfrei. Von der jährlich zur Vererbung gelangenden Gesamtmasse bleiben daher gegenwärtig etwa drei Vierteile unbesteuert. Die übrige Erbmasse unterliegt schon jetzt Steuersätzen, die so hoch sind, daß sie eine allzu erhebliche weitere Besteuerung dieser Erbschaften nicht zuläßt. Die Einbeziehung der Ehegatten und der Deszendenten in die Steuerpflicht ist eine Forderung, die unter Hinweis auf die Erfahrungen in England und Frankreich, die die Erbschaftssteuer in dieser Form seit Jahren als ergiebige Steuerquelle benutzen, schon im Jahre 1906 erhoben wurde. Der neue Entwurf sieht unter Freilassung aller Erbanfälle unter 20 000 ℳ eine Nachlaßsteuer vor, die 0,5% bei einem reinen Werte des Nachlasses von 20 000—30 000 ℳ beträgt und sich allmählich steigert bis zu 3% bei Nachlässen von 1 Million und darüber. Für die Landwirtschaft sind insofern noch Erleichterungen vorgesehen, als die Nachlaßsteuer auf Antrag auch in eine 20jährige amortisierbare Rente umgewandelt werden kann. Mit der Nachlaßsteuer verbunden wird die Wehrsteuer. Sie soll von dem Nachlaß derjenigen wehrpflichtigen Personen erhoben werden, die aus irgend welchen Gründen den vorgeschriebenen aktiven Dienst nicht geleistet haben, und ist in Höhe von 1,5% des reinen Wertes des Nachlasses vorgesehen. Endlich nimmt der Entwurf in Abänderung des heutigen deutschen Rechtes eine Beschränkung des gesetzlichen Erbrechtes auf Großeltern, Eltern, Kinder, Geschwister und Geschwisterkinder vor und läßt in allen übrigen Erbfällen, sofern ein Testament nicht vorliegt, den Landesfiskus als gesetzlichen Erben eintreten, der drei Vierteile der Steuereinnahme an das Reich abzuführen hat. Die Mehreinnahme, mit der aus dieser dreifachen Erweiterung der Erbschaftssteuer gerechnet wird, beläuft sich auf 92 Millionen Mark.

Von den Getränkesteuern ist die Weinsteuer als Reichssteuer neu, während die Branntwein- und die Biersteuer an die bereits bestehenden Besteuerungsformen anknüpfen. Die neue Biersteuer beschränkt sich darauf, die geltenden Steuersätze von 4—10 ℳ für den Doppelzentner Braustoffe auf 14—20 ℳ, je nach der Größe der Betriebe, heraufzusetzen. Diese Erhöhung würde eine Durchschnittsbelastung des Doppelzentners Malz von 17.20 ℳ gegenüber zurzeit 7.11 ℳ und des Hektoliters untergärigen Bieres mit 25 kg Malzverwendung von 4.30 ℳ gegenüber zurzeit 1.78 ℳ bedeuten; sie steigert die Belastung des Liters also um etwa 2½ Pfennig. Die Steuererhöhung soll eine Mehreinnahme von 100 Millionen Mark bringen.

Bei der Reform der Branntweinsteuer geht der Entwurf neue Wege insofern, als er durch Verstaatlichung eines Teils des Branntweinhandels und der Branntweinerzeugung eine Art Zwischenhandelsmonopol schaffen will. Es soll das Reich den Branntwein vom Brenner kaufen, reinigen und mit einem entsprechenden Aufschlag an den Destillateur, Händler oder Schankwirt weiter veräußern. Diese Monopolform hat den Vorzug, daß sie in die bestehenden Produktions- und Absatzverhältnisse nur wenig eingreift, den Brenner, Destillateur, Weinhändler, Schankwirt nur wenig berührt, den landwirtschaftlichen wie den gewerblichen Brennereibetrieb in seinem Bestande erhält und nur die bestehenden Reinigungsanstalten und Lagerinhaber zu entschädigen hat. Mit der Annahme des Entwurfes würden die heut bestehenden vielfachen Formen, die sich allmählich aus der Branntweinbesteuerung herausgebildet und die auch steuertechnisch viele Erschwerungen im Gefolge haben, aufhören; die Materialsteuer, Maischbottichsteuer, Verbrauchsabgabe- und Branntweinsteuer kämen in Fortfall, auch die Steuervergütung bei der Denaturierung und der Ausfuhr würden aufhören. Der Brennereibetrieb würde von den lästigen Beschränkungen in Beziehung auf Dünn- und Dickmaischung, Bottichraum und Gärraum befreit und nur noch den Überwachungsmaßnahmen unterworfen werden, die für die Durchführung des staatlichen Zwischenhandels erforderlich sind. Die Kontingente des gegenwärtigen Gesetzes sollen in Fortfall kommen; den daran beteiligten Brennereien soll der Übergang durch Entschädigungen erleichtert werden, die auf die Dauer von 10 Jahren vorgesehen sind. Die verschiedene Leistungsfähigkeit der einzelnen Brennereien wird durch die Abstufung des ihnen gezahlten Branntweinverkaufspreises berücksichtigt.

Digitized by Google

Die Mehreinnahme des Reiches aus dieser Besteuerung des Branntweins soll gleichfalls 100 Millionen, d. h. 220 Millionen gegen 120 Millionen Mark bisherigen Reinertrages ergeben. Die Mehrbelastung bedeutet für den Hektoliter Alkohol eine Verteuerung von 50 ℳ, für den Liter Trinkbranntwein von 33 1/3% Alkoholgehalt eine solche von 15—20 ₰.

Die Weinsteuer wird als Staatssteuer bisher in Baden und Elsaß-Lothringen erhoben. Der Entwurf einer Reichsweinsteuer sieht zwei Steuerarten nebeneinander vor. Es soll einmal ohne Rücksicht auf Qualität und Volumen von jeder Flasche Wein eine Steuer in Höhe von 5 ₰ erhoben werden. Hiezu tritt ein in 6 Klassen abgestufter Zuschlag, der bei einem Flaschenpreise von 1—2 ℳ mit 10 ₰ beginnt und bei einem solchen von 20 ℳ mit 5 ℳ seinen Höchstsatz erreicht. Mit der Weinsteuer soll eine Erhöhung der Schaumweinsteuer durch Entrichtung eines Zuschlages zu der bisherigen Steuer und dem Eingangszoll verbunden werden. Der Ertrag der Weinsteuer soll 16.2 Millionen Mark aus den stillen und 5.3 Millionen Mark aus den Schaumweinen ergeben.

Das vierte Hauptglied der Reformvorschläge auf dem Gebiet der indirekten Besteuerung ist die Erhöhung der Tabaksteuer, insbesondere die stärkere Belastung des Zigarrenverbrauches. Der Pfeifen-, Kau- und Schnupftabak wird einem niedrigeren Steuersatz unterworfen, die Steuer für Zigaretten und feingeschnittenen Tabak wird etwas erhöht, vor allem aber wird eine Staffelsteuer auf Zigarren von 4—96 ℳ pro tausend Stück und als Korrelat eine Erhöhung des Eingangszolles für Zigarren auf 700 ℳ pro Doppelzentner vorgeschlagen. Nach dem Muster der Zigarettensteuer wird auch für die Tabakverbrauchssteuer als Erhebungsform die Verwendung von Steuerzeichen — die sog. Banderolensteuer — vorgesehen. Die Begründung zu dem Gesetzentwurf führt aus, daß unter allen in Frage kommenden Besteuerungsformen nach den Erfahrungen in anderen Ländern die gewählte Tabakfabrikatwertsteuer als die geeignetste anzusehen sei. Die bestehende Rohtabaksteuer belaste den Raucher der billigen Zigarre absolut gleich hoch wie den der Luxuszigarre; infolgedessen ruhe beispielsweise auf der 5 Pfennigzigarre eine verhältnismäßig viel höhere Steuerlast als auf der für 10 und 15 Pfennig. Durch eine erhebliche Erhöhung der Abgabe, wie sie für die jetzt beabsichtigte Reform erstrebt werden müsse, würde dieser Mangel entsprechend verschlimmert werden. Auch der Plan einer Rohtabakwertsteuer, wie er schon verschiedentlich in Vorschlag gebracht worden sei, habe nicht verwirklicht werden können, da die hier entstehenden technischen Schwierigkeiten sich als unüberwindlich gezeigt hätten. Es sei ganz unmöglich, auch nur annähernd richtige Schätzungen des Rohtabakwertes vorzunehmen. Wie erheblich die Schätzungen des Rohtabakwertes von den beim Verkaufe des Tabaks sich ergebenden oft abwichen, zeige deutlich ein Vergleich der bekannten holländischen Tabakeinschreibungen. Dagegen gestatte die Fabrikatwertsteuer, die auf dem Verkaufswerte der Erzeugnisse aufgebaut sei, die Leistungsfähigkeit des Verbrauchers zu berücksichtigen und die Steuer nach dem Preise abzustufen. Der Mehrertrag der Tabaksteuer wird auf 77 Millionen Mark geschätzt.

Die beiden letzten Steuervorschläge erstrecken sich auf Steuerquellen, die bisher weder vom Reich noch von den Einzelstaaten zu diesem Zwecke herangezogen worden sind. Es ist einmal die Besteuerung elektrischer Kraft, sowie des Gases und damit im Zusammenhang der Beleuchtungsmittel vorgesehen, ferner sollen alle Inserate und Anzeigen — insbesondere soweit sie der Reklame dienen — der Besteuerung unterworfen werden. Die Elektrizitätssteuer unterscheidet zwischen einer solchen, die gegen Entgelt abgegeben wird und diese mit 5 % des Abgabenpreises, jedoch nicht über 0,4 ₰ für die Kilowattstunde belastet, und einer solchen für den eigenen Bedarf des Erzeugers, die 0,4 ₰ für die Kilowattstunde kostet. Für Gas gelten entsprechende Festsetzungen, nur tritt an die Stelle der Wattstunde der Kubikmeter. Von den Beleuchtungsmitteln sollen der Steuer unterliegen elektrische Glühlampen und Brenner für solche, Glühkörper für Gas-, Spiritus-, Petroleum- und ähnliche Glühlampen, Brennstifte für elektrische Bogenlampen, Quecksilberdampflampen

Digitized by Google

und ihnen ähnliche elektrische Lampen. Der Steuersatz steigert sich bei elektrischen Glühlampen je nach der Wattstärke von 5—50 ₰ für das Stück. Die Elektrizitäts- und Gassteuer soll 50 Mill. Mark, die Anzeigensteuer 33 Millionen Mark Ertrag bringen. Stellt man die einzelnen Steuererträge des Reformprogrammes zusammen, so ergibt sich eine Gesamtsumme von 475 Mill. Mark, zu denen aus einer vorgesehenen Erhöhung der Matrikularbeiträge noch 22 Millionen Mark treten sollen, so daß damit der Mehrbedarf von 500 Millionen Mark gedeckt wäre.

Es leuchtet ein, daß ein solches Steuerprogramm sowohl wegen seiner Vielgestaltigkeit wie wegen der fühlbaren Belastung, die es für weite Kreise der Produzenten wie der Konsumenten mit sich bringt, zu eingehenden Erörterungen und mehr oder minder heftigen Widerständen Veranlassung gibt. Da die Gegner aber immer lauter sind als die Einverstandenen, so ist es erklärlich, wenn die Aussichten der Reichsfinanzreform, insbesondere der Regierungsvorschläge, gegenwärtig nicht besonders hoffnungsvoll erscheinen, da sämtliche betroffenen Gruppen, wie immer bei neuen Reichssteuern, sofort Protestbewegungen eingeleitet haben.

Die wenigsten Sympathien unter den indirekten Steuern besitzen die Elektrizitäts- und die Anzeigensteuer. Daß die stärkere Heranziehung von Branntwein und Tabak nicht zu umgehen ist, wird eher anerkannt, das von der Regierung zugrunde gelegte Prinzip des Monopols beim Branntwein und der Banderole beim Tabak wird jedoch nicht aufrecht zu erhalten sein, da sowohl in der Plenarberatung des Reichstages als auch in der eingesetzten Kommission sich fast alle Parteien dagegen ausgesprochen haben. Dagegen wird die Biersteuer sympathischer beurteilt, und auch die Weinsteuer wird eine Mehrheit finden, da die Begründung, daß bei einer stärkeren Besteuerung von Bier und Branntwein der Wein als das Getränk der wohlhabenden Klassen nicht unberücksichtigt bleiben dürfe, sehr für sie in die Wagschale fällt. Am gefährdetsten erscheint die Nachlaßsteuer, da die rechtsstehenden Parteien und das Zentrum sich gegen eine solche völlig ablehnend verhalten. Statt dessen ist von der Reichspartei eine Vermögenssteuer in der Art in Vorschlag gebracht worden, daß etwaige Fehlbeträge im Etat im Wege der Matrikularbeiträge durch die Bundesstaaten aufgebracht und von diesen im Wege von Vermögenssteuern erhoben werden sollen. Da sämtliche Bundesstaatsregierungen diesem Vorschlage abgeneigt sind, so sind die Aussichten, die Schwierigkeiten der Finanzreform auf diesem Wege zu lösen, gleichfalls sehr trübe. An der Nachlaßsteuer hängt aber gleichzeitig das Schicksal der gesamten Finanzreform. Ohne die stärkere Mitheranziehung der besitzenden Klassen, die nur durch eine direkte Steuer, sei es nun eine Nachlaß- oder Vermögenssteuer, möglich ist, wird eine Reichsfinanzreform für die große Mehrheit des Reichstages unannehmbar. Gelingt es nicht, einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden, so wird man allerdings dem Schicksal der Steuerpläne der Regierung mit einiger Besorgnis entgegensehen müssen.

Dr. Georg Sydow

Alexander Herzens Erinnerungen

Durch die russische Revolution ist der Name eines jener schrankenlos radikalen Geister, die sich gerade unter den Slawen des 19. Jahrhunderts so zahlreich vorfinden, der Alexander Herzens, wieder mehr ins Gedächtnis der Gegenwart gerufen worden. Im allgemeinen weiß man über diesen Sproß des Moskauer Hochadels nicht viel. Mancher mag hinter dem deutschen Namen einen Juden vermutet haben. Der Name ist für Herzens Person geschaffen. Herzen war der Sohn eines reichen und vornehmen Russen, Jakowleff, und eines sechzehnjährigen schwäbischen Mädchens, Luise Haag. Jakowleff lebte mit dem vom Sohne selber als willensschwach geschilderten Mädchen — einer Lutheranerin — in wilder Ehe und hat dem Sohne den Namen gegeben, indem er bestimmte: „Er soll Herzen heißen, denn er ist

Digitized by Google

das Kind meines Herzens.“ Am bekanntesten ist Herzen durch sein erfolgreiches Wirken für die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland geworden, jenes angebliche Befreiungswerk, das eine der größten Pfuscherleistungen der Gesetzgebung aller Zeiten gewesen ist, da es die herrliche Aufgabe am falschen Ende angriff und dadurch, daß es die Landfrage ungelöst ließ, die Bauern in eine noch ungleich schlimmere Lage brachte, als die, in der sie sich vorher befanden. Dieses Pfuscherwerk hat Herzen in unklarer Menschenfreundlichkeit insbesondere durch seine in London erscheinende, glänzend redigierte Zeitschrift „Die Glocke“ (Kolokol) betrieben. „Die Glocke“ und eine andere von ihm herausgegebene Zeitschrift, „Der Polarstern“, daneben sein Buch „Vom andern Ufer“ und seine Herausgabe der Memoiren Katharinas II. haben vornehmlich seinen Namen seinerzeit berühmt gemacht. Ganz ohne Frage war er ein geistreicher Kopf, ein Mann von vielseitigem und tiefem Wissen, ein hervorragender Stilist und auch kaum eine unedle Natur.

Er selbst fühlte sich wohl so als ein Mittelding von Rousseau und Voltaire. Er hörte es gern, wenn seine Freunde seine Schriften mit denen Voltaires verglichen. Wie Rousseaus und Voltaires Name verknüpfte sich der seinige mit dem Genfs. Und seine Erinnerungen bezeichnete er nach Rousseaus Beispiel als Bekenntnisse. Auch Dr. Otto Buek, wohnhaft in Steglitz bei Berlin, der eine neue Ausgabe der Herzenschen Erinnerungen veranstaltet hat (Alexander Herzen, Erinnerungen. Aus dem Russischen übertragen und eingeleitet von Dr. Otto Buek. 2 Bände. Mit 3 Bildern. Verlag von Wiegandt & Grieben in Berlin, 1907. 8°. XXXV, 410 u. 337 Seiten. Preis ℳ 10.—, geb. ℳ 12.50) und sie mit einem sentimentalen Dithyrambus einleitet, stellt Herzen in Parallele mit Voltaire, Montesquieu und Rousseau. Wer das merkwürdige Buch in die Hand nimmt, wird schwerlich eine reine Freude daran haben, auch nicht der Radikalismus. Es sind die trüben Aufzeichnungen eines enttäuschten, blasierten, verwöhnten Menschenkindes, das früh, gerade doch wohl durch die unglücklichen Zustände im Vaterhause, seelischen Schiffbruch gelitten hat, und das vermöge der großen Gaben, mit denen es von Gott ausgestattet war, tiefe Blicke in die Verhältnisse auf Erden und insbesondere seines Vaterlandes zu tun und sich eine neue Gedankenwelt aufzubauen vermochte. Die Erinnerungen, die zumeist zu Beginn der fünfziger Jahre geschrieben wurden, sind ein durch und durch krankes Buch. Müdigkeit, Schwermut, Tränenseligkeit, Wehleidigkeit, „unendliche Traurigkeit“ tritt uns darin entgegen. Wir finden diese Grundstimmung zum Teil auch in anderen Schriften slawischer Revolutionäre, so in den Erinnerungen hoher russischer Offiziere aus der Dekabristenzeit, die neuerdings Adda Goldschmidt tendenziös bearbeitet hat (Bd. 3 der Bibliothek wertvoller Memoiren, herausgegeben von Dr. Ernst Schultze, Hamburg, Gutenberg-Verlag. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Im Vergleich dazu muten z. B. die Memoiren der Idealistin Malwida v. Meysenbug, die auch mit Herzen in Beziehungen stand, die aber auffälligerweise in Herzens Erinnerungen und auch in der Einleitung dazu nicht erwähnt wird, erfrischend an. Das slawische Naturell, die zum Teil furchtbaren russischen Zustände und eben jene Familienverhältnisse im Hause Jakowleff haben diese schwüle und dumpfe Krankenstubenluft in den Herzenschen Erinnerungen erzeugt. Herzen sagt einmal: „Die Geschichte braucht Wahnsinnige als Sauerteig.“ Er spricht dabei indirekt von sich. Es ist freilich nicht jedermanns Geschmack, wahnsinnig zu sein. Noch treffender bezeichnet er vielleicht seine Laufbahn in der Einleitung zum zweiten Bande seiner Erinnerungen. Er nennt sie nämlich den „Widerschein der Geschichte in einem Menschen, der ihr zufällig in den Weg gelaufen ist“. Jawohl, Herzen ist der Geschichte in den Weg gelaufen. Im Grunde genommen hat dieser Revolutionär doch nur das Gegenteil von dem gewirkt, was er wollte.

Ein seltsames Leben, das Herzen geführt hat! Wenige Monate vor dem Brande von Moskau wurde er geboren. Mit Mühe rettete man den Säugling aus den Schrecken und Wirren jener gewaltigen Feuersbrunst. Früh kam er in revolutionäre Bahnen. Schon mit etwa 18 Jahren wurde er in die Bande des St. Simonismus geschlagen, der die Emanzipation des

Digitized by Google

Fleisches predigte. Er ist ihm eigentlich die Hauptzeit seines Lebens hindurch treu geblieben. Oder klingt es nicht nach St. Simon, wenn er in seinen Erinnerungen schreibt: „Die Ehe ist eigentlich ein Sieg über die Liebe; je weniger Liebe zwischen der Frau, die eine Köchin, und dem Manne, der ein Tagelöhner ist, um so besser; der Mensch, der an die Familie gefesselt ist, wird wieder zu einem Leibeigenen." Sprachlos vor Wut ist er, als er bei einem andern Revolutionär, bei Proudhon, für den er noch am meisten übrig hatte, Sinn für den Segen des Familienlebens fand. „Diese alten, abgenutzten Vogelscheuchen des Hegelianismus von der rechten Linie mußte ich noch einmal bei Proudhon wiederfinden", schreibt er (vgl. Erinnerungen II, 236. 239). Ebenso sprachlos war er einst gewesen, als ein anderer Revolutionär sich zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele bekannte. Da wurde ihm „so schwer, als wenn ihm ein nahestehender Mensch gestorben wäre" (I, 393). Als St. Simonist hat Herzen denn auch wohl gelebt. Der Herausgeber der Erinnerungen weiß von verschiedenen heißen Liebschaften zu berichten, durch die sich Herzen das Vertrauen seines angeblich über alles geliebten Weibes verscherzte. Daß seine „Natalie" ihn wieder mit dem deutschen demokratischen Dichter Herwegh hinterging, konnte er selbst auf der andern Seite nicht oder doch kaum verwinden und betrachtete es, mit Fug und Recht, allerdings im Widerspruch zu seinem eigenen Verhalten, als schnöden Verrat. Seitdem er sich mit der St. Simonistischen Lehre erfüllt hatte, begann für ihn ein unstetes, wechselreiches Wanderleben. Die schnurrig-brutale Willkür der russischen Polizei war nicht allein daran schuld. Zum großen Teile ist Herzens auffällige Unruhe, die ihm noch in späteren Jahren von einer alten Dienstmagd vorgehalten wurde, die Ursache. Er ging in die Verbannung nach Sibirien, zunächst nach Perm. Von dort wird er nach Wjatka verschickt. Durch Verwendung des Thronfolgers wird seine Lage verbessert. Er kommt nach Wladimir in die Nähe von Moskau und dann nach Moskau selbst zurück. Nun aber gerät er erst recht unter die Revolutionäre, in den Kreis Ogareffs. Eine bunte Gesellschaft. Der angenehme Bakunin gehörte auch dazu. Herzen fühlte sich so recht in dieser Eigenbrödelei. Mit theatralisch-selbstgefälliger Pose schreibt er: „Wo, in welchem Winkel des Westens lassen sich noch solche Gruppen von Einsiedlern des Gedankens, Eremiten der Wissenschaft, Fanatikern ihrer Überzeugungen wiederfinden? Wo? frage ich und werfe kühn den Handschuh hin, und ich messe mit meinen Schritten das Kampffeld ab." Manches Freundschaftsverhältnis ging freilich im Laufe der Zeit zugrunde, „Vielleicht war meine Art zu streiten zu intolerant, zu herausfordernd", klagt sich Herzen selbst an. „Die Freunde schonten einander nicht", schreibt der Übersetzer der Erinnerungen. Wieder wird Herzen verschickt, nach Nowgorod, und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Schließlich verläßt er Rußland (1847) und lenkt seine Schritte nach Paris. Die dortige Revolution wurde die große Enttäuschung seines Lebens. Von da wandte er sich nach Genf, um sich in die Mitte aller jener heimatlosen Flüchtlinge zu begeben, die von der Revolution dorthin verschlagen waren. Daselbst schrieb er sein bitteres Buch: „Vom andern Ufer". Schließlich siedelte er (1852) nach London über, wo er zu Anfang des Jahres 1870 gestorben ist. Er hatte das Revolutionieren schließlich satt bekommen. Nach der Pariser Enttäuschung hatte er, wie sein Freund Orsini schrieb, „einem Menschen geglichen, der den Verstand verloren hatte". Allmählich gewann er inneres Gleichgewicht. Seine letzten Briefe zeigten viel Abgeklärtheit. „Die Erfahrung belehrt uns, daß es den Völkern leichter wird, das Zwangsjoch der Sklaverei zu ertragen, als das Geschenk einer übermäßigen Freiheit. Es steht uns nicht an, den Bilderstürmer zu spielen. Das habe ich lebendig gefühlt." So lauten einige Worte aus seinem letzten Lebensjahre.

Stofflich bieten die Erinnerungen nicht allzuviel. Den Hauptraum nehmen im Grunde die Betrachtungen und Bekenntnisse ein.

Wir heben einiges von dem, was Herzen mitteilt, hervor. Ganz lehrreich ist es, wie dieses Auge eine Despotennatur wie Nikolaus I. gesehen hat. Dieser erinnerte Herzen an eine „kurzgeschorene, glattrasierte Meduse mit einem Schnurrbart". „Er war ein schöner Mann,"

Digitized by Google

sagt er von ihm, „aber diese Schönheit paarte sich mit einer eisigen Kälte; es gab wohl nie ein Gesicht, das den Charakter eines Menschen so unbarmherzig enthüllte wie dieses. Die fliehende Stirn, der starke und auf Kosten des übrigen Schädels entwickelte Unterkiefer drückten einen unbeugsamen Willen, aber einen schwachen Geist aus und sprachen mehr von Härte und Grausamkeit als von Sinnlichkeit. Vor allem aber fehlte es den Augen an jeder Wärme, an jeder Spur von Mitleid; diese eisigen Augen strömten eine wahre Winterkälte aus.“ Mit diesen haßerfüllten Augen betrachtete Herzen rückschauend auch die geniale Fürstin, die Rußland groß machte, Katharina II.: „Moskau nahm nur mit Murren und Verachtung jenes Weib in seinen Mauern auf, das mit dem Blute ihres Mannes befleckt war, diese Lady Macbeth, die keine Reue kannte, diese Lucrezia Borgia ohne das Blut der Italienerin; — diese russische Kaiserin von deutscher Herkunft mußte Moskau still mit gerunzelter Stirn und schmollenden Lippen verlassen.“ Zur Kritik dieser Worte braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß nach den Ergebnissen der Forschung Katharina nicht den Tod ihres Gemahls hat herbeiführen wollen.

Wertvoller als diese Charakteristik zweier russischer Herrscher sind die vielen Charakteristiken von Revolutionären, die Herzen entwirft. Sie finden sich hauptsächlich im zweiten Bande der Erinnerungen. Da ist z. B. der Pole Mickiewicz in Paris. Plastisch steht der Mann vor uns da nach den Worten, die Herzen ihm II, 45 ff. widmet. Mazzini ist uns schon recht häufig von anderer Seite geschildert worden. Hören wir, was Herzen von ihm sagt: „Selbst in Italien findet man selten einen solchen, bei allem Ernst und aller Strenge doch feinen und antiken Kopf von antiker Prägung. Eine ununterbrochene konzentrierte Gedankentätigkeit belebte seine wehmütigen Augen. Aus ihnen sowie aus der gefalteten Stirn sprach ein Abgrund von Starrsinn und Hartnäckigkeit. Diese Züge trugen den Abdruck langjähriger schwerer Sorgen, schlafloser Nächte, furchtbarer Stürme, mächtiger Leidenschaften, oder richtiger *einer* starken Leidenschaft; es lag etwas Phantastisches, ich möchte sagen etwas Aszetisches in diesem Gesicht. Mazzini war sehr schlicht und liebenswürdig im Verkehr; doch aber fühlte man heraus, daß er gewohnt war zu herrschen — besonders im Streit. ... Ein Zug von galliger Intoleranz und eine gewisse Erbitterung sprach von nun ab aus seinen Zügen und aus seinen Augen. Aber solche Menschen fügen sich nicht und geben nicht nach. Je schlechter es ihnen geht, um so höher erheben sie ihr Banner.“ Freundlicher lautet das, was Herzen über Garibaldi zu sagen hat. Dieser edle Freiheitsheld löst reine Begeisterung in ihm aus. „Garibaldi,“ so schreibt er, „diese Figur, die aus dem Cornelius Nepos herausgeschnitten war, ein Mann von der Einfalt eines Kindes und dem Mute eines Löwen. ... In seiner schlichten und ungekünstelten Unterhaltung machte sich die gewaltige Kraft dieser Persönlichkeit bemerkbar; er machte keine Phrasen oder Redensarten, und doch sprach aus jedem Wort der Führer des Volkes. ... Er erschien mir wie ein klassischer Held aus der Äneide ..., über den sich sicher eine Legende, ein eigenes Arma virumque cano! gebildet hätte, wenn er in einem anderen Zeitalter gelebt hätte.“ Nicht ganz mit derselben Sympathie verweilt Herzen bei Orsini, „dessen herrliches Haupt erst vor kurzem vom Schafott herabrollte“: „Menschen vom Schlage Orsinis üben eine gewaltige Wirkung auf andere Menschen aus; sie gefallen durch die Geschlossenheit ihrer Individualität, und doch fühlt man sich ihnen gegenüber nicht ganz frei und ungezwungen. Man betrachtet sie mit einer gewissen unruhigen, nervösen Freude, in die sich eine Art Scheu mischt, mit der wir die graziösen Bewegungen und die samtweichen Sprünge eines Panthers bewundern. Sie sind Kinder, aber — böse Kinder. Nicht nur die Hölle Dantes ist mit ihnen ‚gepflastert‘; alle folgenden Jahrhunderte, die sich an seiner düsteren Poesie und an der bitteren Klugheit eines Machiavelli gebildet haben, sind voll von ihnen.“

Am schlechtesten fahren bei Herzen die deutschen Revolutionäre jener Zeit. Köstlich ist es, wie er Struve und Heinzen schildert:

„Einige Tage nach meiner Ankunft ging ich einmal spazieren. Unterwegs begegnete ich einem älteren Herrn, der mich an einen russischen Landgeistlichen erinnerte. Er trug einen

Digitized by Google

niedrigen breitkrempigen Hut, eine unsaubere weiße Weste und wandelte feierlich einher wie ein Priester. Neben ihm ging ein Mensch von gewaltigen Dimensionen. Sein Körper war aus menschlichen Gliedmaßen von ungeheurer Größe nachlässig zusammengefügt. Ein junger Literat namens F. Kapp (der spätere liberale Parlamentarier, dessen Wahl einstmals Bismarck gegen den Grafen Schulenburg-Beetzendorf empfahl) begleitete mich. ‚Kennen Sie diese beiden Herren?' fragte er mich. — ‚Nein! Aber wenn ich mich nicht irre, so ist das Lot oder Noah, der mit Abraham spazieren geht, welcher, statt eines Anzugs von Feigenblättern, einen schlechtsitzenden Mantel angezogen hat.' — ‚Das sind Struve und Heinzen', antwortete er lachend. ...

„Struves Gesicht machte auf mich von vornherein einen merkwürdigen Eindruck. In ihm spiegelte sich etwas von jenem moralischen Starrkrampf, mit dem der Aberglaube Heilige und Sektierer beschenkt. Wenn ich diese starke, enge Stirn, den ruhigen Blick, den ungekämmten Bart, das graumelierte Haar und die ganze Gestalt betrachtete, glaubte ich einen fanatischen Pastor aus dem Heer Gustav Adolfs, den der Tod verschont hatte, oder einen Mönch vom Berge Tabor vor mir zu haben, einen Bußprediger, der für das Abendmahl in beiderlei Gestalt eintrat. Das Gesicht Heinzens war finster und grob. Er war sehr sanguinisch und plump, sah zornig unter der Stirne hervor und war sehr einsilbig. Später schrieb er einmal, man brauche nur zwei Millionen Menschen auf der ganzen Erdkugel abzuschlachten, um der Revolution zum Siege zu verhelfen. Wer ihn nur ein einziges Mal gesehen hat, wird sich nicht wundern, daß er so etwas schreiben konnte.

„... An diesen Mann (einen Dr. R.), der ein Freund Heinzens war, wandte ich mich in demselben Café, als Heinzen sein menschenfreundliches Programm veröffentlicht hatte. ‚Wozu schreibt Ihr Freund eigentlich solch einen gefährlichen Unsinn? Die Reaktion brüllt laut und sühnt eigentlich recht. — Was ist das für ein deutscher Marat! Man kann doch nicht zwei Millionen Köpfe fordern?' R. wurde verlegen. ‚Hören Sie,' sagte er schließlich, ‚Sie vergessen eins: Heinzen spricht vom ganzen Menschengeschlechte, unter diesen zwei Millionen sind doch mindestens zweihunderttausend Chinesen.'

„... Struve ließ etwas über die Weltseele fallen, worauf ich ihm antwortete, Schelling habe zwar eine so klare Definition der Weltseele gegeben, indem er sie das S c h w e b e n d e nannte, ich könnte sie aber trotzdem nicht verstehen. Er sprang vom Stuhle auf, rückte mir ganz nahe auf den Leib und sagte: ‚Verzeihung! Ich bitte!' Bei diesen Worten begann er mit seinen Fingern auf meinem Kopfe herumzutrommeln. Dabei drückte er so kräftig drauf, als ob mein Schädel die Klaviatur eines Fis-Harmoniums wäre. ‚In der Tat,' sagte er, ‚Bürger Herzen hat kein, aber auch kein Organ der Veneration.' Alle waren sehr befriedigt, weil mir das Organ der Veneration fehlte, am meisten ich selbst."

Auch über Karl Marx und Arnold Ruge spricht sich Herzen nicht gerade günstig aus. Er schreibt:

„Man braucht sich nur die Polemik eines Marx, Heinzen, Ruge und Konsorten anzusehen, die seit 1849 nicht aufhören will und auch heute noch jenseits des Ozeans fortgesetzt wird. Unser Auge ist das nicht gewöhnt, solche Worte und solche Beschuldigungen gedruckt zu sehen. Nichts wird geschont; weder die persönliche Ehre, noch das Familienleben, noch das anvertraute Geheimnis." Ein andermal tadelte Herzen bei Ruge den Widerspruch, der darin lag, daß Ruge beharrlich den philosophischen Atheismus predigte, gelegentlich aber wieder von einer göttlichen Vorsehung sprach. Über die Deutschen im allgemeinen urteilte Herzen: „Der Deutsche ist ohne Zweifel theoretisch entwickelter als alle anderen Völker, aber der Nutzen davon ist bis jetzt noch nicht sehr groß." „Selbst die radikalsten Männer unter den Deutschen bleiben in ihrem Privatleben Philister." Am meisten scheint ihm unter den deutschen Demokraten noch Karl Vogt gefallen zu haben (II, 193 ff.).

Einmal charakterisiert er die Demokraten der verschiedenen Nationen: „Die italieni-

Digitized by Google

schen Emigranten standen keineswegs höher als die anderer Länder, weder an Talent noch an Bildung; ein großer Teil von ihnen kannte nichts außer ihren Dichtern und der Geschichte ihres Vaterlandes. Aber dafür fehlte ihnen jene abgenützte, stereotype Prägung der französischen Durchschnittsdemokraten, welche immer ein und dasselbe reden, deklamieren, sich nach Art von Herdentieren begeistern, empfinden und ihre Gefühle alle nach einer Schablone ausdrücken; sie halten nichts von jener ungeschliffenen Grobheit und jenen studentischen Kneipsitten, die den deutschen Emigranten auszeichnen. Der französische Durchschnittsdemokrat ist ein Bourgeois in spe, der deutsche Revolutionär ist, wie der deutsche Bursch,— auch bloß ein Philister; nur befindet er sich in einem anderen Stadium der Entwicklung. Die Italiener sind weit urwüchsiger und in weit höherem Grade Individuen."

Im Wesen der Demagogen und Revolutionäre liegt es, daß sie sich selbst nur zu häufig überschätzen. Dafür liefert Herzen auch einige Proben. „Ich kenne ganz Italien", erklärte ihm Mazzini eines Tages. „Ich kenne die Bedürfnisse jedes kleinsten Fleckchens, von den Abruzzen bis Vorarlberg." Bald darauf versicherte Garibaldi dem zustimmenden Herzen: „Ich kenne die italienischen Massen besser als Mazzini. Mazzini kennt wohl das gebildete Italien und beherrscht die Geister, aber man kann noch lange kein Heer aus ihnen bilden." Noch lebendiger tritt uns die Selbstüberhebung bei Proudhon entgegen. „So beschränkt auch meine Ansicht sein mag," erklärte dieser dem erstaunten Herzen eines Tages, „sie steht doch um tausend Ellen höher als die allerhöchsten Spitzen unserer Zeitungs-, unserer akademischen und Literatenwelt. Bei mir reicht es noch für zehn Jahre, um als Riese unter ihnen zu erscheinen." Recht anschaulich ließt sich bei Herzen ferner, was er über Kossuth erzählt. Wie geschickt sucht er dem Leser das Wesen seines nächsten Freundes Ogareff nahezubringen: „Ich habe es nie begreifen können, mit welchem Rechte man von Leuten wie Ogareff sagen konnte, sie seien Müßiggänger. Der Maßstab der Fabrik oder des Arbeitshauses läßt sich hier nicht anlegen ... Was ist überhaupt eine Handlung? Eine Handlung, eine business ... Die Beamten kennen nur zivilrechtliche und strafrechtliche Handlungen, der Kaufmann kennt keine andere Handlung als das Handelsgeschäft, der Militär nennt es handeln, wenn man im Storchenschritt vorbeimarschiert und sich in den friedlichsten Zeiten bis an die Zähne bewaffnet. Meiner Ansicht nach ist es auch eine wirkliche Handlung, eine echte Tat, der Mittelpunkt eines Kreises von Menschen zu sein, besonders in einer Gesellschaft, die ohnmächtig, an Händen und Füßen gefesselt, in der jeder isoliert und vereinzelt ist ... Weiß denn einer, welchen Einfluß unsere Unterhaltungen, unsere Dispute, die Nächte, die wir müßig auf der Straße oder auf dem Felde oder gar beim Glase Wein verbrachten, auf mein Schaffen geübt haben!"

Prachtvoll ironisiert Herzen die „Unvermeidlichen", die „Choristen" der Revolution. „Im Café saßen an etwa zehn kleinen Tischen die Habitués der Revolution und sahen finster und wichtig unter ihren breiträndigen wollenen Hüten oder Mützen mit kleinen Schirmen hervor. Das waren jene ewigen Freier der revolutionären Penelope, die Unvermeidlichen, die an jeder politischen Demonstration teilnahmen, die ihr ‚Tableau', ihren ‚Fond' bildeten und aus der Ferne fast so schrecklich aussahen wie die Papierdrachen, mit denen die Chinesen die Engländer in die Flucht schlagen wollten. In den unruhigen Zeiten sozialer Umwälzungen und Stürme, wo die Staaten aus den Fugen gehen, wird stets ein neues Geschlecht von Menschen geboren, die man die Choristen der Revolution nennen kann. Aufgewachsen auf einem schwankenden und vulkanischen Boden und erzogen während der Aufregung und dem Stillstand aller Staatsgeschäfte, leben sie sich von Jugend auf in eine gewisse politische Erregung hinein, lernen sie das Dramatische an ihr, die feierliche und grelle Inszenierung, lieben und schätzen. Wie für Nikolaus I. der Parademarsch die Hauptsache an der Kriegskunst war, so sind es für sie die Bankette, die Demonstrationen, die Protestkundgebungen, die Versammlungen, die Toaste und Fahnen. Das ist ihnen das Wichtigste bei den Revolutionen. Es gibt gute und tapfere Männer unter ihnen, die ihren Überzeugungen aufrichtig ergeben und stets bereit sind,

Digitized by Google

ihre Brust den Flintenkugeln preiszugeben, aber zum größten Teil sind es unbedeutende und schwerfällige Pedanten. Konservativ bis zum äußersten in allen Fragen der Revolution, halten sie ihr Leben lang an irgendeinem Programm fest, über das sie nie hinauskommen."

Kein Zweifel, die Erinnerungen Alexander Herzens bilden eine wichtige Quelle für die Erläuterung der revolutionären Bewegungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Herman v. Petersdorff

Adolf Stöcker

Seit dem 13. Februar haben wir in deutschen Landen eine Partei weniger: mit Adolf Stöcker ist auch die christlich-soziale Partei begraben worden. Wohl zählt sie im Reichstag noch zwei Vertreter, zwei Tagesblätter stehen in ihrem Dienst und in ein paar stark bevölkerten Oasen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets und verstreut über das Reich hin siedeln ihr allerlei Anhänger. Dennoch: die christlich-soziale Partei ist tot. Sie hatte immer nur auf den zwei Augen des Heimgegangenen gestanden. Der war ihr Begründer, Führer und mit seiner starken Kämpferseele das stets von neuem anfeuernde Element gewesen. Was sie an Leben besaß, empfing sie von ihm. So kam's, daß die Bewegung seit Jahren eigentlich nur noch träg und müde dahinsiechte: das kärgliche Refugium des Alters für einen, der einst mit tausend Masten in den Ozean geschifft war.

Woran lag's? War christlich-sozial wirklich, wie wir in der Stumm-Zeit aus kaiserlichem Munde hören mußten, Unsinn? An sich: schwerlich. Auf den christlichen Sozialismus der Kingsley, Maurice, Ludlow, und den ihnen in wesentlichen Stücken verwandten Carlyle führt Schulze-Gaevernitz die Erneuerung des englischen Volksgeistes zurück, den fest verankerten sozialen Frieden, dessen die Briten seit mehr als einem Menschenalter sich erfreuen. Und was wir ehedem und ursprünglich in Deutschland „christlich-sozial" nannten, die Bestrebungen, die der große Bischof von Ketteler mit seinem Buch über „Arbeiterfrage und Christentum" inaugurierte, haben fort und fort bis in unsere Tage daran mitgewirkt, den sozialen Kämpfen (wennschon nur in räumlich und konfessionell begrenzten Gebieten) ihre Schärfe zu nehmen. Wie sollte christlich-sozial auch Unsinn sein? Wer alle Bildungselemente seiner Zeit in sich aufnahm, wird zumeist — immer auch nicht — abseits vom geoffenbarten Kirchenglauben sich Weltanschauung und Lebensplan zimmern können. Für den schlichten Sinn des einfachen Mannes ist Religion fast die einzige Form, in der sich der Idealismus ihm nahen kann. Und wer hier die rechte Mischung fand, wer die Tröstungen, die ein froher Jenseitsglaube zu gewähren vermag, mit einem System sozialer Hilfeleistung wohl zu knüpfen lernte, der hatte den Weg gefunden, die am meisten von der Daseinsnot getroffenen Volksgenossen zum Glück zu führen. Stöcker indes fand diesen Weg nicht. Als er in den ersten Januartagen von 1878 an den Anschlagssäulen des nördlichen Berlins zu der später so berühmt gewordenen Eiskellerversammlung lud, leitete ihn ein ganz richtiges Gefühl. Er wollte — so hat er's selbst in seinem einzigen politischen Buch, einer Sammlung seiner Reden, bezeichnet — „der dauernden Organisation des Umsturzes eine dauernde Organisation der sozialen Hilfe gegenüberstellen". Dasselbe weniger getragen ausgedrückt: eine Volkspartei begründen, die durchaus im Gegenwartsstaat wurzelnd, doch den Bedürfnissen, den Wünschen und Hoffnungen des kleinen Mannes genügen konnte. (Was der noch ganz und gar von manchesterlichen Gedankenreihen durchzogene Liberalismus jener Tage nicht vermochte: mit den fetischistisch verehrten Zauberformeln „mehr Bildung" und „mehr Freiheit" löst man den Jammer der Ärmsten nicht.) Und der junge Hofprediger brachte

Digitized by Google

mancherlei mit, was ihn zu solcher Aufgabe wohl befähigen konnte: eine herzbezwingende Gewalt der Rede; eine gewinnende Milde im persönlichen Verkehr, die, wo sie wollte, die Menschen hinreißen konnte; und einen nicht alltäglichen Mut. Denn es gehörte Mut dazu, in jenen Jugendtagen des Sozialismus, da Most die fanatisch erglühenden hauptstädtischen Massen beherrschte, mit einem kleinen Häuflein Getreuer den Feind in seinem eigenen Lager aufzusuchen. Trotzdem war Stöcker wohl nicht der rechte Mann zum Werke. Zu vielerlei lag ihm auf der Seele: die Berliner Stadtmission (nebenbei die einzige Schöpfung, die groß angelegt und bis ins einzelne trefflich organisiert ihn überdauern wird); sein Seelsorgerberuf und eine einseitige, heißblütige Kirchenpolitik. Zudem war er innerlich nicht frei. Er wollte eine Volkspartei der Arbeiter und kleinen Leute begründen; eine Partei, die, wenn sie Sinn haben sollte, ihre Front gegen die Sozialdemokratie richten mußte, aus deren Umklammerung man doch diese Schichten zu befreien gedachte. Aber als das Ausnahmegesetz die Sozialdemokratie niederhielt, schlug er auf Liberalismus und Judenutm los, die sein Auftreten anfänglich mit Zurückhaltung zwar, aber doch nicht ohne Wohlwollen begrüßt hatten. Hinterher wunderte Stöcker sich dann über den Haß, den er selbst so großgezogen hatte, und schalt auf die „bodenlos schlechte Presse". Er vergaß, daß es aus dem Wald zurückzuschallen pflegt, wie man in ihn hineinruft, und daß er durch das, was er und andere nach ihm die „Berliner Bewegung" genannt haben, in seine Bestrebungen ein neues feindseliges Moment hineingetragen hatte, das ihn schließlich mit Naturnotwendigkeit von den ursprünglichen Zielen abdrängen mußte. Dann kam die Zeit, wo die Konservativen, auf die eine Weile — eine heute schier ausgestorbene Spezies — die Sozialaristokraten starken Einfluß gehabt hatten, bewußt und mit Absicht antisozial wurden. Jetzt hätte Stöcker wählen müssen zwischen seiner Zugehörigkeit zur konservativen Parteileitung und der eigenen Schöpfung. Aber er zögerte; zögerte über Gebühr lange. Als er endlich von den Konservativen schied, schied er nicht ganz freiwillig. Mit einem guten Teil seines Seins blieb er aber auch dann noch bei ihnen, seine Gruppe so von vornherein zur Halbheit verurteilend. Manche haben gemeint: die Trennung von den Konservativen sei Stöcker deshalb so bitterschwer geworden, weil aus den Kreisen des religiös gestimmten konservativen Adels seiner Stadtmission fort und fort beträchtliche Summen zugeflossen waren. Dankbarkeit verpflichtet. Das mag wohl sein. Aber noch ein anderes, mehr psychologisches Moment wird — vielleicht halb unbewußt — mitgespielt haben. Adolf Stöcker war ein Sohn des Volks: in der Kaserne der Halberstädter Kürassiere, bei denen sein Vater als Wachtmeister diente, hatte seine Wiege gestanden. Und wenn ihm auch eigentliches Parvenütum zeit seines Lebens fremd blieb: so hat ihm doch geschmeichelt, als ein Gleicher neben den Kleist und Ziethen, den Manteuffel und Schwerin zu stehen. Zu goldenen Rücksichtslosigkeiten gegen diese Schicht hätte es bei ihm nie gelangt. Dazu war er innerlich nicht frei genug geworden ...

* * *

Adolf Stöcker ist tot, und die christlich-soziale Partei, die mühsam durch unnatürliche Bruderschaft mit Landbund und Antisemiten vegetierende, wird ihn nicht lange überleben. Was (außer der Berliner Stadtmission) bleibt? Die Erinnerung an einen Volksredner großen Stils, auch einen der letzten gewaltigen Parlamentsredner aus vergangenen Tagen. Ein Schöpferischer im Reiche der Gedanken ist Stöcker nie gewesen. Wenn man in seiner schon vorher erwähnten Sammlung liest, dem 1890 zum zweiten und letzten Mal aufgelegten Buch „Christlich-Sozial", staunt man unwillkürlich über den Mangel an Ursprünglichkeit in seinen Ideen. Wenn man ihn hörte, ward man sich dessen nicht bewußt. Dann schlug er mit dieser metallisch schönen Stimme, die mild und werbend klingen konnte wie zärtliche Zwiesprache und dann wieder aufrüttelnd wie eherner Fanfarenton, auch den Widerwilligen in seine Bande. Ich selbst habe im Lauf dieser zwanzig Jahre wohl ein dutzendmal meine Anschau-

Digitized by Google

ungen über Stöcker geändert. Ich bin ihm zeitweilig ernstlich gram gewesen; aber wenn ich dann wieder seine Rede vernahm, die so ehrlich, so überzeugend, so warm aus einem hochgestimmten Innern aufzuquellen schien, ward ich von neuem gefangen. Sein Charakter? Der leidenschaftliche Kämpfer, der, wenn er wollte, rücksichtslos bis zur Vernichtung sein konnte, hat viel Haß geerntet, und Haß ist ein schlechter Geschichtsschreiber. Ohnehin herrscht bei uns in Deutschland der leidige Brauch, den politischen Gegner schon um deswillen für einen schlechten Kerl zu erklären. Manches, was ihm in der Beziehung nachgesagt wird, ist ohne Frage unzulässig aufgebauscht. Anderes von politischer Gegnerschaft grundsätzlich falsch gesehen. Auch der noch dem Toten vorgehaltene Scheiterhaufenbrief läßt wohl mildere Deutung zu. Wer von uns sanguinischer Veranlagung ist, hat in seinem Leben wohl manchen Scheiterhaufenbrief geschrieben. Man kann in Augenblicken des Affekts auch Leuten, die man liebt und verehrt, Feindseliges nachreden: das Herz weiß nicht immer von solchen Aufwallungen. Freunde, die mit Stöcker jahrelang Schulter an Schulter gestanden, haben mir über seine Treulosigkeit geklagt. Anderen hat er die Treue bis übers Grab gehalten, und Hunderte rühmen seinen schlichten anhänglichen Sinn. Alles in allem: in Zeitläuften, in denen der Durchschnitt so überwiegt, eine Persönlichkeit. Und im tiefsten Grunde ein unglücklicher Mensch, dem sein hochgemutes Streben unter den Händen zerrann und am Ende seines Lebens der Ausblick auf ein großes Trümmerfeld sich öffnete. Menschen haben über ihm genug zu Gericht gesessen. Nun, da er tot ist, ziemt sich vielleicht des sozialen Anregers zu gedenken, der viele, die heute längst in anderen Lagern stehen, das Erbarmen mit den Ärmsten unserer Brüder gelehrt hat. Das wollen wir ihm doch nicht vergessen.

Dr. Richard Bahr

Die Fürsorgeerziehung in Preußen

Mehr interessante Angaben über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger in Preußen und die Zwangserziehung Jugendlicher für das Jahr vom 1. April 1906 bis zum 31. März 1907 bringt die soeben vom Preußischen Ministerium des Innern über diesen Zeitraum veröffentlichte amtliche Statistik. Darnach betrug die Zahl der zur Fürsorge Überwiesenen im obigen Zeitraum 6923 gegen 6636 im Vorjahre, davon waren männlich 4591, weiblich 2332, also $^2/_3$ und $^1/_3$. Nach Altersgruppen entfielen auf das Alter von 1—6 Jahren: 185, auf das von 6—12 Jahren: 2045, auf das von 12—18 Jahren: 4693, in Prozenten ausgedrückt: 2,7; 29,5 und 67,8. Auf 10 000 1—18 Jahre alte Personen entfielen männliche Fürsorgezöglinge: 5,9, weibliche: 3,1. Von den Überwiesenen waren ehelicher Geburt: 5812 gleich 84 %, unehelich 1111 gleich 16 %. Dem Religionsbekenntnis nach waren: evangelisch 4384 gleich 63,4 %, katholisch 2509 gleich 36,2 %, jüdisch dagegen nur 21 gleich 0,3 %. Die entsprechenden Gesamtzahlen der Bevölkerung am 1. Dezember 1905 betrugen: 62,6 % für Protestanten, 35,8 % für Katholiken und 1,1 % für die Juden. Für die letzteren ergibt sich demnach ein ganz außerordentlich günstiges Verhältnis, sie stellen zur Fürsorge nur $^1/_3$ des ihnen an sich nach ihrem Anteil zur Gesamtbevölkerung zukommenden Betrags. Von den Zöglingen hatten 6624 die Volksschulen, 32 höhere Schulen, 38 überhaupt keine besucht, unregelmäßig dagegen war der Schulbesuch von nicht weniger als 3404, regelmäßig nur von 3296 Zöglingen. „Hiernach wirkt der Schulbesuch an sich offenbar vorbeugend, während die Schulbildung als solche nach wie vor keinen besonderen Einfluß erkennen läßt.“ Abschnitt A, Vorbericht, Seite 53. Gerichtlich bestraft waren von den Zöglingen im schulpflichtigen Alter 306, von den schulentlassenen 1198. Das sind erschreckend hohe Zahlen. Ein hoher Prozentsatz war auch schlechten Neigungen ergeben, nämlich bei den schulpflichtigen Zöglingen

Digitized by Google

40,4 %. Drei schulpflichtige Mädchen waren schwanger und eine der Trunksucht ergeben. Besonders stark ist der Hang zur Landstreicherei unter den Fürsorgezöglingen verbreitet, nämlich unter den schulpflichtigen huldigten ihr nicht weniger als 967 männliche und 173 weibliche, unter den schulentlassenen 580 männliche und 88 weibliche. Der Unzucht waren ergeben unter den schulpflichtigen Zöglingen männliche 51, weibliche 88, unter den schulentlassenen männliche 64, weibliche 849. Ihrer Beschäftigung nach waren 180 männliche Fürsorgezöglinge als Lauf- und Arbeitsburschen, 141 als Fabrikarbeiter, von den weiblichen 184 vorher als Fabrikarbeiterinnen beschäftigt gewesen.

Was den Gesundheitszustand anlangt, so waren in geistiger Hinsicht gesund 6229 gleich 90 %, nicht normal 694 gleich 10 %; in körperlicher Hinsicht gesund 5583 gleich 80,7 %, mit Gebrechen behaftet 1340 gleich 19,3 %. 17,3 % der geistigen nicht normalen Zöglinge stammten aus Familien, deren Eltern dem Trunke ergeben waren.

Nur 115 Zöglinge gleich 1,7 % hatten Vermögen, davon nur 16 ein solches über 900 ℳ.

Die Zahl der halb oder ganz verwaisten Zöglinge ist sehr groß. Von den Zöglingen hatten verloren vor dem 6. Lebensjahr den Vater: 510, die Mutter: 457, beide Eltern: 44; zwischen dem 6. und 12. Lebensjahr den Vater: 608, die Mutter: 525, beide Eltern: 56.

Die Zahl der aus landwirtschaftlichen Familien entstammenden Zöglinge ist sehr gering und geht anhaltend zurück. Von 2957 Zöglingen waren die Eltern in der Industrie, von 708 im Handel und im Verkehr, von 1675 mit wechselnden Lohnarbeiten, von nur 726 dagegen in der Landwirtschaft beschäftigt. Ihrer sozialen Stellung nach waren selbständig nur die Eltern von 928, unselbständig dagegen von 5995 Zöglingen. Mit Recht bemerkt hierzu der amtliche Bericht: „Die überaus große Zahl von Zöglingen aus Familien, bei denen Vater oder Mutter oder beide lohnbringender Tätigkeit zum Erwerbe des Unterhalts für die Familie nachgehen müssen, weist darauf hin, daß hier noch ein weites Feld für kommunale und freiwillige Tätigkeit behufs Schaffung von Einrichtungen zum Schutze unbeaufsichtigter Kinder der Bearbeitung harrt."

Von den 6129 Familien, aus denen die Zöglinge stammten, waren 2629 vorbestraft, das sind 42,9 %. „Die Zahl dieser Familien hat absolut und relativ zugenommen, eine Mahnung an die Fürsorgevereine für entlassene Gefangene und kirchlichen Organe, sich der Kinder der Bestraften rechtzeitig anzunehmen." Amtlicher Bericht S. 63. Nicht weniger als 1151 Väter waren der Trunksucht, 414 Mütter der Unzucht ergeben. „Die Zahl der trunksüchtigen Väter und der unzüchtigen Mütter zeigt . . . wieder eine aufwärtssteigende Bewegung." Bei fast $^1/_8$ aller Zöglinge ist die Ursache der drohenden oder eingetretenen Verwahrlosung in lasterhaften Neigungen oder geistiger Minderwertigkeit der Eltern zu finden.

Von den Eltern hatten ein Einkommen bis 900 ℳ 4109, von 900 bis 3000 ℳ 1046, von 3000 bis 6000 ℳ nur 10, darüber 1 Familie, 882 dagegen waren orts- oder landarm. „Es erscheint hiernach der Schluß gerechtfertigt, daß die Armenverwaltungen sich im großen und ganzen auf die Erfüllung der ihnen gesetzlich obliegenden Verpflichtungen, also die Gewährung von Nahrung, Kleidung und Obdach beschränken, eine vorbeugende Tätigkeit namentlich der gefährdeten Jugend gegenüber aber noch nicht in dem wünschenswerten Umfange entfalten." Amtlicher Bericht S. 65.

Von den Zöglingen waren 4853 in Erziehungsanstalten, 975 in fremden Familien, 30 in ihrer eigenen, 100 in Krankenanstalten, 74 in Gefängnissen untergebracht.

In den 5 ersten Jahren des Fürsorgeerziehungsgesetzes wurden 33 600 Jugendliche der Fürsorgeerziehung überwiesen, am 31. März 1907 ergab sich ein Bestand von 28 216.

Über die Ergebnisse der Fürsorgeerziehung lesen wir Seite 84 des amtlichen Berichts, daß im ganzen wegen guter Führung vor Ablauf der Minderjährigkeit 118 männliche und 81 weibliche Zöglinge entlassen werden konnten, von den entlassenen Volljährigen hatten 58 % der männlichen und 77,4 % der weiblichen eine genügende oder bessere Führung aufzuweisen. Das sind recht ungünstige Ergebnisse.

Digitized by Google

An Gesamtkosten wurde für die Fürsorgeerziehung im Jahre 1906, d. h. vom 1. April 1906 bis 31. März 1907 aufgewendet 7 588 735.36 ℳ, während sie im Jahre 1901 noch 2 296 474.98 ℳ betragen hatten.

Neben diesen Fürsorgezöglingen befanden sich aber noch weiter auf Grund des Gesetzes vom 13. März 1878, wonach Kinder zwischen dem 6. und 12. Lebensjahre, die bereits eine strafbare Handlung begangen haben, zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung zur Fürsorgeerziehung durch Anordnung des Vormundschaftsgerichts gegeben werden können, in der Fürsorgeerziehung 5335 Zöglinge. Und schließlich haben wir zu den sittlich verwahrlosten Kindern auf Grund des § 56 des Strafgesetzbuchs, der die Unterbringung eines wegen mangelnden Unterscheidungsvermögens von einer strafbaren Handlung Freigesprochenen von 12 bis 18 Jahren in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt zuläßt, auch noch 488 männliche und 148 weibliche zu zählen. Insgesamt also beträgt allein in Preußen die Zahl der wegen sittlicher Verwahrlosung in Fürsorgeerziehung befindlichen Jugendlichen am 31. März 1907 nicht weniger als 34 087. Welche Summe von Elend, Not und Unsittlichkeit verbirgt sich hinter diesen stummen und doch so beredten Zahlen. Einen guten Teil der Schuld mag sicher auch die bürgerliche Gesellschaft mittreffen, selbst der amtliche und so vorsichtige Bericht des preußischen Ministeriums läßt dies schüchtern zwar aber doch vernehmbar durchklingen.

Dr. jur. Bovensiepen

Fürstenbesuche in Berlin

Nach einer Pause von nicht weniger als 186 Jahren ist am 9. Februar wieder ein englischer König zum Besuch nach Berlin gekommen. „Damals," erinnert die „B. Z. a. Mittag" — „es war am 8. Oktober 1723 — besuchte König Georg I. von England mit seinem Hofe seinen Schwiegersohn Friedrich Wilhelm I., um die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen, die über eine doppelte Verbindung zwischen den Nachkommen der beiden Könige angebahnt worden war. Es war nämlich eine Ehe zwischen dem Kronprinzen Friedrich und der Prinzessin Amalie von England, ferner eine Verbindung zwischen der Prinzessin Friederike Wilhelmine Sophie (der nachmaligen Gräfin von Bayreuth) und dem Enkel des englischen Königs, dem Herzog von Glocester, in Aussicht genommen. In den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth findet sich die Geschichte des Besuches ausführlich beschrieben. Einige Wochen vor dem Eintreffen der englischen Gäste hatten der König und die Königin von Preußen Georg I. in Hannover aufgesucht, und dieser hatte sich dem Plane geneigt gezeigt; nur daß er gewisse Bedenken gegen die Person der preußischen Prinzessin trug, und um sich davon zu überzeugen, ob diese richtig seien, die Prinzessin auf höchst merkwürdige Weise begrüßte.

Der König von England wurde in Charlottenburg empfangen; als er am 8. Oktober um 7 Uhr abends dort ankam, war der ganze Hof versammelt und begrüßte ihn beim Aussteigen, und auch die damals 14jährige Prinzessin wurde ihm gleich vorgestellt. Er umarmte sie und sagte nichts als: ‚Sie ist recht groß; wie alt ist sie?' Dann gab er der Königin die Hand und führte sie in ihr Zimmer. Kaum war er jedoch eingetreten, so nahm er eine Kerze, hielt sie der Prinzessin unter die Nase und betrachtete sie vom Kopf bis zu den Füßen, ohne ein Wort zu sagen; mit dem Kronprinzen Friedrich dagegen, den er liebkoste, sprach er sehr lange.

Der Grund für sein merkwürdiges Verhalten war eine Intrige einiger Damen des englischen Hofes, die dem König die Meinung beigebracht hatten, die Prinzessin sei böse wie der Teufel, verprügele täglich ihre Leute und sei so verwachsen, daß sie hinten und vorn einen Buckel habe; sie bekäme infolge ihrer ungeheuren Heftigkeit täglich epileptische Anfälle.

Digitized by Google

Daß die kleine Prinzessin über die Begrüßung des Königs nicht gerade erbaut war, darf man ihr wohl nicht verübeln; immerhin gefiel ihr der König von England bedeutend besser, als der Zar Peter, der ihr einige Jahre vorher bei seinem Besuch ‚das ganze Gesicht mit seinen Küssen schund'. Georg I. erschien ihr als ein Fürst, ‚der sich etwas darauf einbildete, römische Gesinnungen und besonders eine große Standhaftigkeit zu haben; er hatte kaltes Blut und erzürnte sich nie; er war gerecht und billig, sprach wenig, gab rauhe Antworten und war überhaupt äußerlich kalt'. Während seines Besuches legte er seine Kälte und seinen ‚spanischen Ernst' auch nicht ab; er sprach mit keiner Dame, sondern begnügte sich mit Grüßen.

Der Gesamteindruck auf die kleine Prinzessin war so, daß sie nie, so lange er in Berlin war, das Herz hatte, ein Wort mit ihm zu reden. Der weitere Verlauf des Aufenthalts brachte Feste und Vergnügungen, außerdem tägliche Konferenzen über die Doppelheirat. Am 12. Oktober wurde der Allianztraktat unterzeichnet, und am 13. trat der König seine Rückreise an."

Unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. war König Humbert von Italien das erste Staatsoberhaupt, das am Brandenburger Tor von den städtischen Behörden begrüßt wurde. Am 18. Mai 1889. „Die Absicht, den Gast dort zu begrüßen, hatte," wie die „Berl. Volksztg." zu erzählen weiß, „zuerst gar nicht bestanden. Der Magistrat beschäftigte sich erst mit dem Gedanken, einen derartigen Empfang zu bieten, nachdem der damalige Oberbürgermeister vom Oberhofmeister des Kaisers ein Telegramm erhalten hatte, in dem dafür gedankt wurde, daß man in städtischen Kreisen plane, den König von Italien am Stadttor zu empfangen. Nun erst beriet der Magistrat in geheimer Sitzung darüber, ob eine solche Begrüßung erfolgen solle, und mit einer Stimme Mehrheit wurde der Willkomm in dieser, auch auf die Huld des Wetters angewiesenen Form beschlossen. Seitdem ist es bei dieser Übung, die unter Umständen dem Kleidungsstück krimkriegerischen Angedenkens zu Festkleidsehren verhelfen kann, geblieben.

König Humbert war der erste, dem die Vertreter Berlins bis zum Tore entgegengingen, und König Eduard wird nicht der letzte sein. Ist Paris die Stadt der privaten Fürstenbesuche, so ist Berlin seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. die der amtlichen. In früheren Zeiten waren derartige Besuche erheblich seltener, teils weil die Herrscher trotz Kaiser Hadrian, der fünfzehn Jahre lang auf Reisen war, nicht so viel reisten, teils weil das Reisen überhaupt schwieriger und unbequemer war. Das erste fremde Staatsoberhaupt, das in Berlin vor fast zweihundert Jahren, 1712, einen festlichen Einzug hielt, kam aus dem Osten. Es war der Zar Peter der Große. König Friedrich I. und seine kluge Frau Charlotte begrüßten und bewirteten den mit großem Gefolge reisenden Selbstherrscher aller Reußen.

Unter den ihm gebotenen Unterhaltungen vermißte Peter eine — Hinrichtung. Als man ihm bedauernd erwiderte, daß man zufällig keinen zum Tode verurteilten Verbrecher vorrätig habe, wollte der Gemütsathlet Peter aushelfen. ‚Nehmt einen von meinen Leuten!' meinte er. Dazu mochte man sich aber in Berlin doch nicht verstehen.

Das nächste fremde Staatsoberhaupt, das in Berlin und Charlottenburg feierlich begrüßt wurde, kam aus dem Westen. Es war König Georg I. von England. Ihn führten im Jahre 1723 Familienbeziehungen und Heiratspläne, die sich aber nicht verwirklichten, hierher. Dann hat es lange keine Monarchenbesuche in Berlin gegeben. Friedrich Wilhelm I. traf sich einmal mit Kaiser Karl VI., aber auf böhmischem Boden. Mit seinem Schwager, dem Könige Georg II. von England, der ihn sonst vielleicht besucht hätte, stand sich Friedrich Wilhelm I. so schlecht, daß er sich mit ihm allen Ernstes duellieren wollte.

Unter Friedrich II. verhinderten die politischen Vorgänge und kriegerischen Ereignisse Fürstenbesuche in Berlin. Der König, der sich fast mit ganz Europa herumschlug, konnte nicht gut mit fremden Potentaten Besuche austauschen. Die beiden Begegnungen zwischen Friedrich II. und Kaiser Joseph II. fanden weitab von Berlin, in Neisse in Schlesien und in Neustadt in Mähren statt.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm II. liebte es zwar, Besuche zu empfangen, aber nicht die von Staatsoberhäuptern. Dagegen gab es unter Friedrich Wilhelm III. öfters Fürstenbesuche in Berlin. Es war die Zeit der Freundschaft und Verwandtschaft mit Rußland. Alexander I., der Verbündete, kam, und dann erschien wiederholt Nikolaus I., der Schwiegersohn. Mit den übrigen Mitgliedern der ‚heiligen Allianz' traf sich Friedrich Wilhelm III. unterwegs, auf den Kongressen, die Metternich auf österreichischem Boden veranstaltete, oder in den böhmischen Bädern. Friedrich Wilhelm III. war verhältnismäßig viel auf Reisen. Am Fuße des Posilipp ereilte ihn die Nachricht von Hardenbergs Tode. Auch unter Friedrich Wilhelm IV. hielten die russischen Besuche noch an. Väterchen Nikolaus tyrannisierte bei solchen Gelegenheiten den ganzen preußischen Hof, den König nicht am wenigsten. Preußen war in diesen Zeiten der schwärzesten Reaktion eine russische Satrapie. Ferner erschien damals der junge Kaiser Franz Joseph von Österreich, ein naher Verwandter der Gattin Friedrich Wilhelms IV., die eine bayerische Prinzessin war, in Berlin. So dienstbeflissen Friedrich Wilhelm IV. sich vor Nikolaus zeigte, so zuversichtlich begegnete er, der Redselige, dem jungen, wortkargen Franz Joseph.

Unter Wilhelm I. kamen, ein Ausdruck der neuen politischen Gestaltung Mitteleuropas, der Kaiser von Österreich und der König von Italien nach Berlin. Abends war Berlin glänzend erleuchtet, ein fürchterliches Gedränge herrschte, und an der Schloßfreiheit, die damals noch nicht beseitigt war, wurden mehrere Menschen erdrückt. Auch der König und die Königin von Dänemark statteten — seit den Ereignissen von 1864 war eine Reihe von Jahren vergangen — in Berlin einen Besuch ab. Die Kaiserin Augusta wachte aus diesem Anlaß persönlich darüber, daß aus den Zimmern und Sälen des Berliner Schlosses, die von den Kopenhagener Gästen betreten werden konnten, alle Bilder entfernt wurden, die auch nur leise an die Vorgänge von 1864 erinnerten. Außerdem kamen schon unter Wilhelm I. exotische Gäste, der Schah von Persien und Kalakaua, König der Sandwichinseln. Der wackere Kalakaua unterhielt sich vornehmlich mit gewissen Kreisen der weiblichen Bevölkerung Berlins. In Wien, das er hierauf besuchte, trieb er es in diesem Punkte so arg, daß die Ehrenwache, die ihm die österreichische Regierung gestellt hatte, schleunigst zurückgezogen wurde. Der Schah von Persien hinwieder richtete mit den Würdenträgern, die ihn begleiteten, die ihm angewiesenen Gemächer in der Orangerie zu Potsdam derart zu, daß die militärische Parole am Tage nach seiner Abreise gelautet haben soll: Schwein—furt!

Und nun die Besuche unter Wilhelm II.! Die Kaiser von Österreich und von Rußland, die Könige von Italien, Spanien, Portugal, Belgien, Griechenland, Serbien, die Königin der Niederlande, die Könige von Dänemark, Schweden und Norwegen, der König von Siam, der Fürst von Bulgarien, der Sultan von Sansibar, der Vizekönig von China und andere wurden in Berlin empfangen. Jetzt kommen, ein seltener Besuch, der König und die Königin von England. Kostenpunkt für die Stadtkasse: 60 000 ℳ o h n e Etatsüberschreitung!

Die meisten Aufwendungen in dieser Richtung geschahen für den Besuch des Kaisers von Österreich im Jahre 1900. Sie kosteten 98 000 ℳ. Der Empfang des Königs Viktor Emanuel von Italien im Jahre 1902 erheischte ‚nur' 23 000 ℳ, der des Königs von Spanien vor drei Jahren ‚nur' 18 000 ℳ und der des Königs von Dänemark vor zwei Jahren noch erheblich weniger. Diese Abstufung macht den Eindruck, als ob die Festlichkeit des Gewandes, das Berlin beim Empfange fremder Staatsoberhäupter anlegt, sich nach der Größe und Bedeutung des betreffenden richte. Die fremden Potentaten erfahren auf diese Weise wenigstens, was sie den Berlinern in barem Gelde wert sind."

Digitized by Google

Hohenzollernsprossen linker Hand

Nachdem Ernst von Wildenbruch kinderlos verschieden ist, ruht der Stamm der Familie von Wildenbruch, wie im „Berl. Tagebl." dargelegt wird, nur noch auf zwei Augen. Auf denen des jüngsten Bruders des Dichters, des in Berlin lebenden Generalleutnants z. D. Ludwig von Wildenbruch, der im dreiundsechzigsten Lebensjahre steht. Mit ihm, der unvermählt ist, wird der Name „v. Wildenbruch" einst untergehen. Und das wird das zweitemal sein, daß dieser Name aus der Reihe der adligen Geschlechter Preußens verschwindet.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß er bereits früher einmal einem Hohenzollernsprossen verliehen wurde: am 12. Januar 1776 erhielt Friedrich Wilhelm Wildenbruch, Fähnrich im ersten Bataillon der Garde und natürlicher Sohn des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt, vom König Friedrich dem Großen den Adel „wegen seines Diensteifers". Er setzte seinen Stamm aber nicht fort. Man darf annehmen, daß das pommersche Gut Wildenbruch Eigentum seines Vaters, des Markgrafen, gewesen ist. Später kam Wildenbruch an den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, und als König Friedrich Wilhelm III. am 4. April 1810 die beiden Kinder, Ludwig und Blanka, nobilitierte, die Henriette Fromm dem tapferen und genialen Prinzen geschenkt hatte, wählte er daher für sie den Namen „von Wildenbruch". Die Kinder wuchsen in der Familie der Fürstin Elise Radziwill, der Schwester ihres Vaters, in dem Hause auf, das jetzt, Wilhelmstraße 77 zu Berlin, das Palais des deutschen Reichskanzlers ist. Blanka v. Wildenbruch wurde Hofdame der Fürstin, ihrer Tante, und heiratete 1826 den Major Friedrich v. Roeder; sie ist 1887 in Breslau gestorben.

Ludwig v. Wildenbruch kam als Leutnant zu den Gardekürassieren, ging in den diplomatischen Dienst über, war zuletzt preußischer Gesandter in Konstantinopel und starb 1874 als Generalleutnant a. D. in Berlin. Er war zweimal verheiratet. Seiner ersten Ehe mit Henriette v. Langen entsprossen sechs Kinder, von denen jetzt nur noch zwei am Leben sind: das jüngste, der vorhin erwähnte Generalleutnant z. D. Ludwig v. Wildenbruch, und das älteste, die verwitwete Gräfin Rahel Luise Yorck v. Wartenburg, geborene v. Wildenbruch, die ebenfalls Berlin zum Wohnsitz gewählt hat.

Ernst v. Wildenbruch war stolz darauf, sich einen Enkel des Helden von Saalfeld zu nennen, und sammelte pietätvoll, was auf den Prinzen Louis Ferdinand Bezug hatte. Mehrere Bilder des Prinzen, zum Teil in Lebensgröße, hingen in seinen Wohnräumen, und er bewahrte auch mit Sorgfalt und Liebe das einzige Porträt, das von seiner Großmutter, von Henriette Fromm, vorhanden ist, eine kleine, sehr fein ausgeführte Miniatur. Wir wissen aus den Berichten von Zeitgenossen, daß Henriette Fromm ein einfaches Bürgerskind war, und daß sie es an Geist und Bildung nicht mit Pauline Wiesel aufnehmen konnte, mit der sie das Herz des Prinzen teilen mußte. Und so, wie man sie sich vorstellt, sieht Henriette Fromm auf jenem Miniaturbildnis aus: ein hübsches, frisches Antlitz, volles, dunkles Haar, rosige Wangen, rote Lippen und schöne dunkle Augen; den Hals und die vollen weißen Schultern läßt das weiße, nach der Mode der Zeit tief ausgeschnittene Kleid frei. Seltsamerweise ist nur wenig über das spätere Lebensschicksal Henriette Fromms bekannt, und ihr Enkel Ernst v. Wildenbruch wußte davon nicht viel mehr, als daß sie sich nachmals mit einem Kaufmann Albert in Berlin verheiratete. Einen Sohn von ihr aus dieser Ehe, also seinen Stiefoheim, machte Ernst v. Wildenbruch vor vielen Jahren ausfindig und lernte ihn kennen. Schriftstellerische Verschönerungskünstler haben behauptet, Prinz Louis Ferdinand hätte sich, bevor er in den Krieg gegen Frankreich zog, heimlich mit Henriette Fromm trauen lassen. Ernst v. Wildenbruch sagte, sein Bemühen, hierüber Gewißheit zu erhalten, wäre erfolglos geblieben, und es schiene nicht einmal sicher, daß der Prinz sich durch das Band einer sogenannten „Gewissensehe" an Henriette gefesselt gefühlt hätte.

Digitized by Google

Goldene Steuerzeiten

Nach einem bekannten Ausspruch Kaiser Wilhelms I. ist das alte Preußen, das Preußen der „guten alten Zeit", am 18. März 1848 zugrunde gegangen. Da hatten es, so liest man im „Vorwärts", die Geheimräte im Finanzministerium leichter und sie zauberten das Geld nur so hervor, daß die Gewaltigen an den Höfen ihre helle Freude daran hatten. Die heutigen Finanzmänner, auch die hervorragendsten, sind die reinen Waisenknaben dagegen.

Schon der „große Kurfürst" hatte sein im Dreißigjährigen Kriege völlig verarmtes Land mit unverhältnismäßig schweren Steuern beladen. So mußte ein unverheirateter Tagelöhner monatlich anderthalb, ein verheirateter Tagelöhner monatlich drei Groschen erlegen. Die Vererbpachtung der königlichen Domänen ward nachher wieder aufgehoben, weil sie bei schlechter Verwaltung die Provinzen an den Rand des Abgrundes brachte. 1684 erschien die Generalsteuer- und Konsumtionsordnung, die fast alle Gebrauchsgegenstände und Bedürfnisse des täglichen Lebens einer Akzise unterwarf. Das Volk litt schwer unter dieser brutalen indirekten Besteuerung. Aber sobald Preußen zum Königreich geworden war, wurde die Akzise bedeutend erhöht, denn die damals nur etwas über 1½ Millionen Köpfe zählende Bevölkerung sollte nun die Kosten für die Pracht des üppigen Hofes aufbringen. Dann wurde für das Krönungsfest eine Kronensteuer von 5000 Talern für die Kurmark ausgeschrieben, für den Schloßbau monatlich 6000 Taler. 1708 wurde eine außerordentliche Steuer von zwei Millionen Talern erhoben; dazu von jeder Hufe Landes außer den gewöhnlichen Steuern ein Taler acht Groschen, sowie „verhältnismäßige Abführung von allen übrigen liegenden Gründen, von Vieh, Gewerben und Juden". Außerdem zahlte jeder mit einem „Schutzbrief" versehene Jude 100 Speziesdukaten. Dann kam viermal unter dem ersten König die außerordentliche General-Kopfsteuer; Beamte zahlten einen Monatsgehalt, Pferde,- Kuh-, Ochsen- und Schweinehirten 12 Groschen. Auch der König und die Königin gaben einen Beitrag, doch ließ sich das Volk nicht blenden, und man sagte, dieser Beitrag werde ja aus den Steuergroschen des Volkes genommen. Die besitzenden Klassen wurden nicht geschont; wer Schmuck von Gold oder Silber tragen wollte, mußte einen Taler zahlen. Doch war dies wenig gegenüber der Belastung der Armen. Dann kam die Perückensteuer; damals trug alles Perücken, auch die Handwerksburschen und Kinder. Man legte einen Zoll auf die importierten Perücken; dann gab es vier Perückensteuerklassen, die von 12 Groschen bis 1 Taler jährlich zahlten. Die „Perückenschnüffler" liefen den Leuten auf der Straße nach und sahen, ob die Perücken den Steuerstempel hatten. Außerhalb Berlins zahlte jedermann ohne Unterschied jährlich 1 Taler für seine Perücke. Alsdann wurde jedes Paar Schuhe und Stiefel, Pantoffel und Strümpfe mit einem guten Groschen Akzise belegt; desgleichen jeder Hut. Eine Karossensteuer betrug 10, eine Kopfputzsteuer 1 Taler jährlich. Verlust der Jungfrauschaft außer der Ehe wurde mit 1 Taler alljährlich gebüßt. Der Schweinsborstenhandel wurde zu einem Monopol gemacht; alle Untertanen, die Schweine besaßen, mußten diese um Johanni rupfen und die Borsten an den Steuerrat Creutz abliefern, an den das Monopol verpachtet war. Dies Monopol rief eine unglaubliche Belästigung durch die Polizei hervor. Die Juden mußten mehrere Jahre hintereinander je 20 000 Taler zahlen; dazu 1000 Dukaten Schutzgeld für die Gesamtheit. „Nur die Luft war steuerfrei!" sagt ein Zeitgenosse, und die war häufig durch die Pest verdorben.

Das war eine goldene Zeit für die Steuerfinder und Finanzräte. Hatten sie glücklich einen noch unbesteuerten Gegenstand entdeckt, so machten sie sich Oben beliebt und erhielten Vorteile zugewendet, wie der Steuerrat Creutz mit dem Schweinsborstenmonopol; heute müssen die Herren ihre Projekte von den unbequemen Kritikern des Reichstages und der Landtage zerzausen lassen und sehen ihre mühsame Arbeit gar oft unter den Tisch fallen.

Digitized by Google

Auf den bequemen Grundlagen, die unter Friedrich I. geschaffen, wurde weiter gebaut. Friedrich Wilhelm I. führte große Ersparnisse in den Ausgaben des Hofes ein, verschleuderte aber Millionen für seine „langen Kerle“. Die Akzise wurde mehr geregelt, aber sonst wurden fast alle Abgaben erhöht. Namentlich Holz, Brot und Salz wurden versteuert; jedermann mußte ein gewisses Quantum Salz kaufen. Musikanten mußten eine Nahrungssteuer zahlen. Advokaten zahlten für ihr Patent 200 Taler bei der Rekrutenkasse. Von der königlichen Jagd wurden Wildschweine Bürgern, Beamten und Juden vielfach zugeschickt, die dafür 3—6 Taler zahlen mußten, für jene Zeit sehr viel. Die Juden mußten außer dem Schutzgeld noch eine hohe Verehelichungssteuer zahlen, „um ihre Vermehrung zu hindern“. Die Finanzleute des Königs legten Getreidemagazine an, aus denen die Bäcker zu bestimmten hohen Preisen kaufen mußten. Es trat eine sehr empfindliche Brotverteuerung ein und ein Höfling lobte diesen Kornwucher, indem er meinte: „Die armen Leute werden dadurch abgehalten, allzu trotzig zu werden.“

Der Verkauf von Ämtern und Titeln brachte viel Geld ein; daß die Titel- und Livreesucht so kostspielig wurde, bedauern wir an sich nicht. Für den Erwerb des Adels mußten enorme Sporteln gezahlt werden, und manche Familien, deren Nachkommen sich heute mit ihrem Adel brüsten, bekamen das Diplom geradezu aufgedrängt.

Nur durch solch fürchterlichen Steuerdruck konnte der Schatz von baren 9 Millionen Talern zusammengebracht werden, den Friedrich Wilhelm I. seinem Sohne hinterließ.

Der „alte Fritz“ hat seine Preußen mit Steuern nicht weniger geplagt als seine Vorfahren. Dazu war das Land vom Siebenjährigen Krieg erschöpft. Friedrich II. hat die direkten Steuern nicht erhöht, wohl aber die Akzise. Der französische Philosoph Helvetius hatte ihn überredet, das System der französischen Generalpächter in Preußen einzuführen. Eine Anzahl Finanz-Blutegel aus Frankreich wurden berufen, an die alle „Akzise, Zölle, Schleusen, Agio, Transito und Lizens“ auf sechs Jahre verpachtet wurden. Sie hatten keine Rechenschaft abzulegen und sogen sich voll. Der Handel lag unter dieser Wirtschaft danieder. Die Franzosen schickten in der Schreckenszeit alle Generalpächter, deren sie habhaft werden konnten, auf das Schafott; in Preußen lachte dies übermütige Ausbeutertum über die ohnmächtigen Flüche des Volks.

Die Abgaben von Fleisch und Bier wurden erhöht. Man sah sie als „Luxusartikel“ an. Ein Generalpächter sagt: „Das gemeine Volk ißt wenig Fleisch und trinkt Nachbier.“ Brot und Covent (Spülicht von der Braupfanne) blieben frei. . . .

Das Salz wird von der Regie mit 16 Taler erworben und um 70 Taler abgegeben. Die Gemeinden mußten ein bestimmtes Quantum Salz erwerben und an ihre Einwohner verteilen.

Der Handel mit Tabak, Kaffee, Zucker, Heringen und Spielkarten ward monopolisiert. Gegen 500 Warensorten wurden als Konterbande erklärt, das heißt, sie durften ohne besonderes Privilegium nicht von Privatpersonen eingeführt werden. Die „Kaffeeschnüffler“ des „alten Fritz“ sind heute noch berüchtigt.

Für Berlin und Potsdam war eine Gesellschaft für Lieferung von Brennholz privilegiert worden. Die Bürger mußten ihren Bedarf von dieser Wuchergesellschaft entnehmen, die von ihnen mehr als den doppelten Einkaufspreis nahm.

Unter Friedrich Wilhelm II. ward es nicht besser. Zwar wurden die Monopole abgeschafft. Es heißt darüber in einem bekannten Werke: „Den teueren Kaffee und Tabak konnte nur der Wohlhabende bezahlen. Der Arme mußte sich dessen entwöhnen. Das war kein Schade (!). Die reichen Leute bezahlten jene Steuern. Als aber das Monopol davon aufgehoben wurde und die Mehlakzise den Einnahmeausfall ersetzen mußte, ward der reiche Gutsbesitzer frei und der arme Bürger und Tagelöhner zahlte die Abgabe.“

Unter Friedrich Wilhelm III. wurden die alten Lasten vermehrt; es trat inso-

Digitized by Google

fern eine Verschiebung ein, als die Reichen gegen früher entlastet wurden. Ein witziger Schriftsteller charakterisierte jene Zeit durch ein Zitat aus „Wallensteins Tod“:

Wallenstein: „Wie hoch seid Ihr besteuert?“

Bürgermeister: „Daß wir's kaum erschwingen können! Die Garnison lebt auch auf unsre Kosten!“

Es kam die zugunsten der Reichen angelegte Grundsteuer und die ebenso beschaffene Klassensteuer; es kam die Mehl- und Schlachtsteuer, welche Brot und Fleisch verteuerte, während die Leckerbissen auf der Tafel des Reichen frei blieben. Die weitere „Ausbildung“ der indirekten Steuern kam in Zug.

Da es in dem absolutistisch regierten Preußen kein öffentliches Budget gab, so wußte das Volk auch nicht, wie die Erträge der Steuern, unter deren Druck es seufzte, verwandt wurden. In den Zeiten der Not nach dem Zusammenbruch von Jena wurde in Aussicht gestellt, daß das Budget alle drei Jahre veröffentlicht werden sollte. Allein es wurden von 1820—45 nur sechs Budgets veröffentlicht. Sie umfaßten 15—30 Zeilen. Hansemann, der nachmalige Finanzminister, behauptete, es seien in den Budgets 26 Millionen Taler jährlich verschwiegen worden. Er ward dafür verfolgt, aber nicht widerlegt.

Daß dieser Zustand im wesentlichen noch weiter bestehen sollte, verkündete der „Romantiker auf dem Throne“, Friedrich Wilhelm IV., auf dem Landtag von 1847, als er beteuerte, zwischen ihn und den Herrgott im Himmel sollte sich kein Blatt Papier drängen, „um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen“.

Es kam der 18.—19. März 1848. „Soweit wir auch sonst zurückgeblieben sein mögen — Steuern können nicht mehr willkürlich dekretiert und ihre Beträge beliebig verwendet werden, wie in der Zeit des alten Preußen. Mit Sehnsucht mögen manche Finanz- und Steuerkünstler zurückblicken auf jene in ihren Augen so herrliche Zeit. Aber die Generalpächter kommen nicht wieder.“

Gottes Absichten

Was sind die Ursachen so ungeheurer Katastrophen, wie wir sie jüngst wieder in Süditalien schaudernd erlebten, und welchen Zweck können sie in Gottes Weltordnung haben?

Die Frage untersucht Karl Sell in der „Christlichen Welt“. „Solche Katastrophen sind stets dagewesen. Im alten Heidentum hat man sie aufgefaßt als Strafgerichte der Götter für verweigerten Tribut an Ehren und Opfern. Man nahm an, daß der gewöhnliche Naturlauf etwas sei, was die Götter ein für allemal festgestellt haben, daß sie sich aber vorbehalten haben, bei besonderen Gelegenheiten in ihn einzugreifen, um damit ihre Allmacht zu beweisen und die Sterblichen an ihre Abhängigkeit zu erinnern. Die also gemahnten Sterblichen suchten dann mit Opfern und Gebeten den Zorn der Götter zu versöhnen, oder sich der Hilfe anderer schützender Gottheiten gegen den Zorn der ersten zu versichern. So hat noch jetzt das Volk von Catania und Palermo seine Heiligenbilder in den Straßen herumgetragen und ihnen alle möglichen Gelübde getan. Während Messina an seinen Schutzheiligen verzweifelte, hat man in Palermo der heiligen Rosalia als der Schützerin der Stadt Dankgebete dargebracht!

Viel erhabener dachte die Religion des Alten Testaments. Auch hier greift Gott von Zeit zu Zeit mit Erdbeben, mit Flutwellen in den gewöhnlichen Naturlauf ein. Er tut es auch, um seine Macht zu beweisen und um die Feinde seiner Auserwählten zu züchtigen. So verschlingt eine Flutwelle den Pharao und sein Heer. So läßt Gott durch ein Erdbeben Sodom und Gomorrha vertilgen um ihrer furchtbaren Sünden willen. Aber seine Strafgerichte dienen

Digitized by Google

immer großen sittlichen Ideen und wollen erzieherisch wirken auf die Menschen, die ihre Zeugen sind. Anders wieder im Neuen Testament. Wir besitzen einen denkwürdigen Ausspruch von Jesus über zwei in Jerusalem erfolgte Schrecken erregende Katastrophen seiner Zeit: Luk. 13. Unschuldige Galiläer hatte Pilatus aus irgend welchem Grunde im Tempel zu Jerusalem niederhauen lassen, und ein Turm am „Wasser Siloah" war eingestürzt und hatte achtzehn Menschen erschlagen. Als nun die Leute äußerten, das sei wohl eine Strafe für ihre Sünden, verneint es der Herr: „Mit nichten, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen." Wir müssen achten auf das Mit nichten! Das Unglück, das Leiden ist keine Strafe für den einzelnen. Es trifft den einzelnen ohne seine Schuld, aber alles, was dem einen geschieht, dient allen anderen zur Warnung, zur Belehrung. Ich drücke das so aus: Wie wir als einzelne eingebunden sind in eine zusammenhängende Kette von Schicksalen, die die Erde und die Völker treffen nach einem höheren Rat, den wir nicht kennen, so sind wir auch gliedlich mit einander verbunden und das Leiden des einen soll dem andern zu seinem Besten dienen. — Was aber dieses Beste ist, das hat Jesus zuerst gesagt, und das ist die einzige wirkliche Lösung aller Rätselfragen des Lebens. Es ist die Rettung der Seele, die Rettung der Seele zu Gott, für Gott. Jesus kennt nur eine Absicht, die Gott mit allem verfolgt, was den Menschen geschieht: sie sollen reif werden für Gottes Reich! Und so hat auch er selbst das Los qualvoller Leiden auf sich genommen als Gottes Willen. Nicht eine Strafe sollten sie sein, weder für ihn, noch für andere, aber im Leiden sollte er sich bewähren als der Liebling Gottes durch die Art, wie er litt! Fortan sollte die Lehre, daß Leiden und besondere Unglücksfälle Straftaten Gottes sind, verschwinden.

Sie hat sich trotzdem erhalten, wie sich alle niedrigen Vorstufen der wahren geistigen Religion bis heute erhalten haben. Und erst recht hat sich gerade infolge des so viel strenger einheitlichen christlichen Gottesbegriffs, der die Mit- und Untergötter des Heidentums ausschließt und alle Schicksale auf einen Urheber zurückführt, der Gedanke behauptet, daß alle Schickungen ‚Fügungen' seien, die einem bestimmten Einzelzwecke dienen sollen. Unter dem Einfluß dieses Gedankens haben auch jetzt Tausende gefragt: Was hat Gott mit diesen schrecklichen Dingen gewollt?

Welche Antwort gibt der Glaube?

Hier müssen wir Gebrauch machen von der wohltätigen Klarheit, die die Wissenschaft unserem Glauben bringt. Die Wissenschaft und sie allein beantwortet die Frage nach den Ursachen. Ihre Kenntnis reicht zwar nicht hinan bis zu der letzten Ursache, aber sie vermag die nächsten Ursachen zu erkennen. Dem Glauben aber allein ist es vorbehalten, auf Absichten Gottes zu schließen, Gottes Ratschlüsse sich zu deuten. Also Ursachen und Absichten des Weltgeschehens liegen zunächst himmelweit voneinander! Daß wir die Ursachen ergründen, dazu hat Gott uns die Mittel des Verstandes in die Hand gegeben. Damit aber gewinnen wir auch eine Herrschaft über solche Ereignisse, die uns feindselig erscheinen. Erst wenn wir auf diesem Gebiet unsere Schuldigkeit getan haben, dann mögen wir nach den geheimen Absichten forschen, die Gott hat. Aber sicherer ist es, sich an das Evangelium von der offenbaren Absicht zu halten, die Gott mit uns allen verfolgt!

Die Ursachen der Erdbeben sind uns nicht unbekannt. Erdbeben sind, um die umfangreichen geologischen Erörterungen in einem kurzen Ausdruck zusammenzufassen, nichts anderes als die Zuckungen, die sich aus dem beweglichen Zustand der von außen her erkaltenden und einschrumpfenden Erdrinde mit Notwendigkeit ergeben. Sie sind eine Folge jenes Entwickelungszustandes, in dem der Erdball sich befindet, und seine Schicksale werden vermutlich von allen Weltkörpern geteilt. Was auf der Erde geschieht, ist nur ein Einzelfall der Anwendung von Gesetzen, die die ganze materielle Welt regieren. Das wissen wir, und wir können uns darauf einrichten! Die Erde ‚bebt' unausgesetzt. Wäre man in Italien dem oft genug erteilten Rate der Naturforscher gefolgt und hätte alle Städte, die in den von Erdbeben regelmäßig

Digitized by Google

im Laufe der Jahrhunderte betroffenen Gegenden liegen, so umgebaut, wie es z. B. in den Erdbebengebieten von Japan längst geschieht, so wäre das Schlimmste wohl verhütet worden. Wer sich wissentlich auf einem lecken Kahn den Meereswogen anvertraut, der muß unfehlbar zugrunde gehen, und wer sich an denjenigen Stellen der Erdrinde ansiedelt, die sich noch im Zustande stärkerer Wellenbewegung befinden, der muß auch die Folgen tragen. Den Kräften aber, die diese Wellenbewegungen bewirken, verdanken wir doch den ganzen jetzigen Zustand der Erdoberfläche. Alle unsere Gebirge sind dadurch hervorgebracht, alle Verteilung von Land und Meer! Wer das Beben der Erde stillgestellt haben wollte um der Menschen willen, der verlangte nichts Geringeres, als daß alle Ordnungen der materiellen Welt umgestoßen werden sollen. Die von Gott geordnete Natur ist eben ein Ganzes. In diesem Ganzen dient eins dem andern. Und die Erdbeben im ganzen sind doch nur Sicherungserscheinungen, durch die die Bewohnbarkeit und die Nutzbarkeit der Erdrinde sich vermehrt. Da wir das wissen, da wir diese zweifellos göttliche Ordnung der Wirklichkeit kennen, sollen wir uns auch danach richten!

Gott hat nach der wundervollen Schöpfungssage der Genesis dem Menschen die gesamte Erde samt der Pflanzen- und Tierwelt übergeben, auf daß er ‚über sie herrsche'. Diese Herrschaft aber bedeutet zunächst: sie in allen ihren Eigenschaften erkennen und sie so zweckgemäß benutzen. Der Weg zu dieser Herrschaft ist also Erkenntnis alles Geschaffenen und vernünftiger Gebrauch, mit andern Worten ist Naturwissenschaft, Geschichtswissenschaft und Technik! Mit allem dem gehorchen wir einem Gebote Gottes! Die Erdbebenforschung ist nur ein Teil davon. Und zweifellos wird so auch das heutige Unglück von Messina und Reggio in den künftigen Jahrhunderten manches ähnliche Unglück verhüten helfen. Nicht darum ist der Turm von Siloah auf die achtzehn gefallen, um sie zu strafen, sondern damit es eine Lehre sei für die übrigen!

Dürfen wir nun mit derselben Sicherheit reden von Gottes Absichten bei so furchtbaren Schicksalen? Es ist unvermeidlich, daß wir schwache, kurzsichtige Menschenkinder bei allem, was uns trifft, und zwar gerade wenn wir an Gott glauben, auch nach Gottes Absichten fragen. Und das eben ist es, was uns das evangelische und das apostolische Christentum zwar nicht verbieten will, wohl aber es umbiegen will in sein tatsächliches Gegenteil. Es wird uns ja fortwährend gepredigt, daß wir nicht zu einem leidensfreien Leben geboren seien, daß alles Leiden eine ‚Prüfung' sei, also eine Maßregel göttlicher Seelenerziehung. Aber die Predigt wird selten befolgt. Nur dann, wenn wir mit diesem Gedanken einmal wirklich Ernst machen, gewinnen wir daran den eigentlichen größten Gesichtspunkt zum Verständnisse der ganzen Geschichte unseres Geschlechtes, ja sogar zum Verständnisse der Geschichte des Planeten, darauf wir wohnen. Es ist das lediglich ein Gesichtspunkt des Glaubens, der sich aber mit aller Wissenschaft aufs beste verträgt.

Die Erde, die erst nach so und so viel Millionen von Jahren in den Zustand der Bewohnbarkeit durch lebende Wesen gekommen ist, sie ist n u n das Erziehungshaus des Menschengeschlechts, das nur durch unausgesetzte Kämpfe mit den Naturgewalten, durch Leiden aller Art zum jetzigen Zustand der Gesittung emporgedeihen konnte. Und dieser Zustand ist doch wieder nur ein Anfang für künftige Gestaltungen, in denen es noch ganz anders gelingen muß, unser gesellschaftliches, unser nationales, unser menschheitliches Leben zu veredeln, zu vertiefen, zu versittlichen! Aber wie die menschliche Natur nun einmal ist, immer nur durch Mühe und Arbeit, durch Kampf und Opfer der einen kommen die anderen empor! Die beiden Regeln für das Leben, die Jesus Christus uns gegeben, lauten in den Worten unserer heutigen Sprache: erstens: Rette deine Seele! und zweitens: Hilf den anderen!

Hat er umsonst geredet? Ich glaube: Nein!

Wie erhebend hat sich doch dies Zweite in diesen Tagen gezeigt! Es ist doch ein Beweis, wie tief die Grundsätze, die das Christentum unausgesetzt predigt, in die Seele der Weltvölker eingedrungen sind: diese Hilfsbereitschaft der christlich gesitteten Welt mit der Tat! So etwas

Digitized by Google

hat die alte Welt nicht gekannt! Und wie haben jene mächtigen Organisationen, die wir scheinbar schaffen nur für den Krieg, die Armee und die Flotten, sich auf einmal in die wundervollsten Instrumente des Friedens und der Hilfeleistung verwandelt! Das ist ein Triumph der Menschlichkeit, und dieser Triumph ist ein Sieg des Christentums!

Alle Welt hat es anerkannt, daß jener selbstverleugnende Opfermut, den so viele schlichte Soldaten und Matrosen bewiesen haben, das Höchste war, was ein Mensch dem andern leisten kann. Das ist eben jenes Leben, wie ich es ausgedrückt habe, nach den wahren ‚Werten'. Die ‚Welt dieser Werte' der Tapferkeit, der Aufopferung, der Seelengröße, der Güte, das ist Gottes Welt, das ist Gottes Reich! So hat sich also Gottes Reich auch unter dem Trümmerfall von Messina und von Reggio gezeigt. Einerlei ob es Gläubige oder Ungläubige waren, die da halfen, sie waren beseelt von dem lebendigen Gott, der die Liebe ist."

Unter hohem Protektorat

„Was versteht man denn im gewöhnlichen Sinne darunter?" fragt der „Vorwärts". „Irgendeine hohe Persönlichkeit, je höher und fürstlicher, desto besser, soll ihren Namen hergeben, um einer gemeinnützigen dauernden Einrichtung, einer Lotterie, einer Ausstellung oder sonst einer öffentlichen Veranstaltung die Lebensfähigkeit und das finanzielle Ergebnis zu sichern. In unserer katzbuckelnden Zeit, die an derartigen goldmachenden Veranstaltungen wahrhaftig nicht arm ist, läßt es sich begreifen, daß die gefürsteten Namensgrößen aller Schattierungen seit Jahren mit Protektoratsgesuchen überschwemmt worden sind. Es wurde selbst diesen begnadeten Ausnahmemenschen, die in Liebedienerei eine Riesenportion verdauen können, mit der Zeit zuviel. Dazu kam, daß Glücksjäger oft recht anrüchiger Vergangenheit, die sich in der ‚Gesellschaft' eingenistet hatten, oder skrupellose Geschäftsleute den Namen des Protektors mißbrauchten, um das eigene Schäfchen ins Trockene zu bringen. Wiederholt hat man unterderhand von recht eigenartigen Transaktionen gehört, die den auf den Leim gegangenen Protektor in eine nicht beneidenswerte Lage brachten. So kam denn vor einiger Zeit die Order zustande, daß die königlichen Prinzen bei Übernahme von Protektoraten eine stärkere Zurückhaltung zu beobachten haben, und daß vorher genau geprüft werden soll, wer die Drahtzieher vor und hinter den Kulissen sind. Weniger blaublütige Prinzen geht diese Order natürlich nichts an, und so finden wir namentlich bei Wohltätigkeitsfesten als Protektoren nicht selten Namen, die sonst ein ziemlich stilles Dasein führen, aber nun gegen die Öffentlichkeit, die sich ja von klangvollen Namen noch immer breitschlagen läßt, ausgespielt werden. Apropos Wohltätigkeitsfeste! Welche Schleichwege gerade hier gewandelt werden, das beweist die wenig bekannte Existenz der honorierten Wohltätigkeitsfeen. Wer da nämlich glaubt, daß alle jene Damen, die in Samt und Seide, mit Schmuck überladen, hinter den Verkaufstischen stehen und für schweres Geld billigen Schund verschachern oder sich ein Glas Sekt mit einem Doppelfuchs und einen Kuß auf den nackten Oberarm mit einem Bläuling bezahlen lassen, dies aus gutem Herzen, aus Mitleid für die Armut tun, der kennt die verfumpfte Moral dieser Kreise noch lange nicht. Es gibt da eine ganze Anzahl bildschöner, majestätisch gewachsener ‚Anreißerinnen', die in ewiger Geldklemme sind und zum Zwecke des Männerfangs die Wohltätigkeitsverkäufe mit Vergnügen gewerbsmäßig betreiben. Obwohl nur selten etwas Genaueres darüber bekannt wird, ist es doch ein offenes Geheimnis, daß solche Damen, die oft selbst sieggewohnte Prinzenherzen höher schlagen lassen, für ihr Animieren glänzend bezahlt werden. Man raunt auch von gewissen anderen Gesellschaftslöwinnen, die es durchaus nicht verschmähen sollen, die Bilanz ihrer speziellen Wohltätigkeitskasse etwas sehr egoistisch

Digitized by Google

zu verschieben. Gelegentlich berechnen auch die Macher an der Spitze so gewaltige Spesen, daß für die eigentliche Wohltätigkeit herzlich wenig übrigbleibt. Der Düpierte ist dann der hohe Protektor, der mit seinem Namen ein paar ganz gerissenen und charakterlosen Salonhelden, nur nicht der Armut die Tasche gefüllt hat.

Wie diese Kreise mit der frisierten Herzensbildung sich gegenseitig übers Ohr hauen, das kann uns genau genommen höchst gleichgültig sein. Das Beschämendste bleibt, daß die ‚stolze' bürgerliche Clique und die noch ‚bessere' Gesellschaft überhaupt erst des Anreizes eines klangvollen, möglichst gefürsteten Namens bedarf, um für wohltätige Zwecke in die eigene Hosentasche zu greifen. Denn es ist eine Tatsache, daß Wohltätigkeitsveranstaltungen und Wohltätigkeitseinrichtungen, selbst solche, deren Kernpunkt auch uns Sozialdemokraten ein nicht geringes Interesse abnötigt, nicht auf einen grünen Zweig kommen und keinen nennenswerten finanziellen Erfolg haben, sobald es nicht gelingt, eine hochgestellte Person zur Übernahme des Protektorats zu bewegen. Ob sich wohl mal die meist doch bürgerlichen Veranstalter des modernen Wohltätigkeitsrummels auf das Jämmerliche und Unwürdige ihrer Selbstdegradation vor gezackten Kronen besinnen werden? Sicher nicht, solange der Protektor gerade gut genug ist, um den Machern vom Ganzen ein Titelchen oder Piepvögelchen zu besorgen."

O junge Mädchenherrlichkeit!

Ja, es ist dahin gekommen, daß neben dem alten Gaudeamus ein neues, das Gaudeamus igitur „Virgines" dum sumus akademisches Bürgerrecht gewonnen hat. Und mit der „alten Burschenherrlichkeit" allein ist's auch nicht mehr getan. Auf einem Festabend des „Vereins studierender Frauen" in Berlin, an dem Professoren und männliche Studenten energisch mitwirkten, ließen die geehrten Kommilitonen beiderlei Geschlechts diesen Kantus erschallen:

1. O junge Mädchenherrlichkeit, welch neue Schwulitäten, bezieht ihr alle weit und breit die Universitäten. Vergebens spähe ich umher, ich finde keine Hausfrau mehr. O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!

2. Die Nähmaschin' bedeckt der Staub, es sank der Herd in Trümmer, der Kessel ward des Rostes Raub, verblichen ist der Schimmer. Die Wäsche gibt man aus dem Haus und beizt mit Chlor die Flecke aus. O jerum usw.

3. Wo sind sie, die beim Kaffeekranz nicht wankten und nicht rückten, die ohn' Latein bei Scherz und Tanz die Herrn der Erd' entzückten? Jetzt kommen sie uns ins Gehege' und wandern früh in das Kolleg. O jerum usw.

4. Da forscht mit glühndem Angesicht die ein' in Quellenschriften, die andre Frauenrecht verficht, und die hantiert mit Giften. Sie alle hat der Wissensdrang hinausgelockt aus altem Zwang. O jerum usw.

5. Hier beugt ein dunkler Lockenkopf sich übers Corpus juris, die mit dem blonden Mozartzopf forscht, was denn wohl die Ruhr ist. Wer schilt die säum'ge Köchin aus? Und wer flickt meinen alten Flaus? O jerum usw.

6. Ihr Jungfraun, diesen lust'gen Scherz dürft ihr für Ernst nicht halten. Ihr wißt, ein echtes Burschenherz kann nie für euch erkalten. Tragt Küchenschürz', tragt Doktorhut, wir wissen, beides steht euch gut, und bleiben euch die Alten. O jerum usw.

Digitized by Google

Bettler

„Burlesk" nennt Wilhelm Cremer in tiefer Selbsterkenntnis die Betrachtungen, die er über das Kapitel in der (jetzt mit der „Neuen Revue" vereinigten) Zeitschrift „Morgen" anstellt. Damit wieder einmal auch der Humor zu seinem Rechte kommt, geben wir dem Schalk hier das Wort:

„Es gibt wohl keinen Stand auf der Welt, der so von dem Vorurteil des Publikums verfolgt wird, wie der der Bettler und Krüppel. Während man sonst gar nichts dagegen hat, wenn jemand ein freundliches Gesicht macht — sogar bei Schutzleuten und anderen Beamten, also bei Wesen, die nur auf der Welt sind, um Tiere und Menschen in Schrecken zu setzen, sieht man das gern — verlangt man von den Bettlern und Krüppeln, daß sie mit finstern, verzweifelten Blicken zitternd durch die Straßen wanken, und mit sterbender Stimme um Erbarmen und um ein paar Pfennige flehen. Kein Bettler, und wenn er ein Millionärseinkommen hätte, dürfte sich unterstehen, im eleganten Anzug, sauber rasiert und mit zufriedener, glücklicher Miene seinem Gewerbe nachzugehen. Die mildherzigste Dame würde ihn sofort verhaften lassen. Nein, der arme Kerl muß seinen Bauch wegschnüren wie eine Modedame, er muß graue Bartstoppeln tragen, mindestens einen Zentimeter lang, und die mürben Stoffetzen, die seinen Leichnam umhüllen, dürfen nie anders als durch verrostete Haarnadeln und aufgefundene Stücke Bindfaden zusammengehalten werden. Nur wenn sich fingerlange Holzwürmer aus seinem Krückstock herausringeln, wenn man ihm ansieht, daß er sich seit Jahren von altem Schuhleder ernährt hat und in einem abgelegten Mülleimer schläft, hat man Vertrauen zu ihm und überschüttet ihn mit Gaben. Wenn man ihn nach etwas fragt, muß er eine blödsinnige Antwort stammeln oder in kläglicher Weise winseln. Weh ihm, wenn er auch nur einen Augenblick ein vernünftiges Gesicht macht oder gar so redet wie andere Leute! Er gerät sofort in Verdacht, daß er ein schnöder Simulant ist, der das fehlende Bein zu Hause irgendwo in der Schublade liegen hat und es des Abends anzieht, um auf den Tanzboden zu gehen. Und so kommt es, daß gute und glückliche Menschen, wenn sie einmal die Laufbahn eines Bettlers oder Krüppels eingeschlagen haben, durch diesen Beruf gezwungen sind, sich ein finsteres, elendes und verzweifeltes Aussehen zuzulegen.

Aber das Publikum irrt sich, wenn es glaubt, daß es auch im Innern dieser Leute so aussieht. Innerlich sind sie die fröhlichsten, zufriedensten und glücklichsten Menschen.

Wenn der blinde Bettler nach Hause kommt und dort seinen Arbeitsanzug und sein Glasauge ausgezogen hat, fährt er mit seiner Frau und der ältesten Tochter in die Ausstellung der Sezession, denn er ist ein Kenner und Bewunderer der modernen Malerei. Wer ahnt es wohl, daß jener unglückliche Stelzfuß, der sein Bein bei Vionville verloren hat, einer der besten Fußballspieler Deutschlands ist? Während der Ausübung seines Berufs trägt er das Bein um den Bauch gewickelt und erreicht so noch den Effekt einer Wassersucht. Und der arme, unschuldige Kretin ohne Arme und Beine, dessen glanzlosen, erloschenen Augen man es ansieht, daß aus ihnen niemals ein Funke menschlicher Vernunft hervorgeblitzt hat — ach, wer ihn am Tage in den Anlagen auf dem kleinen Wägelchen hocken sieht, wird der wohl glauben, wenn dieser Mann erst abends auseinandergewickelt ist, daß er dann in seinem Salon die Koryphäen deutscher Kunst und Wissenschaft empfängt und sie durch seine geistvollen Gedanken in Staunen setzt?

Ich kannte einen fallsüchtigen, dreifach gelähmten Taubstummen, der all seine Gebrechen aufgab und Rentner wurde, nur um seinem Sohn in seiner Offizierskarriere nicht hinderlich zu sein. Der alte Herr war seit der Zeit tiefunglücklich. Ja, man muß einmal einen Ball des Vereins moderner Krüppel mitgemacht haben, um eine Ahnung zu bekommen, wie gesund noch unser deutsches Volk ist. Da ist keine Spur von großstädtischer Entartung und Nervosität, das sind noch dieselben kernigen Gestalten, wie sie Tacitus in seiner Germania beschrieben hat.

Digitized by Google

Und der harmonische, glückliche Charakter dieser Menschen, der aus ihrem ganzen Wesen hervorleuchtet, so daß man ordentlich angesteckt wird!

Ich habe immer die Leute bemitleidet, die keine Krüppel sind, aber ich wagte nie, meinen Bekannten vorzuschlagen, sich die Arme oder Beine abschneiden zu lassen. Man wäre meinem Rat doch nicht gefolgt, die Macht der Vorurteile ist zu groß auf dieser Welt. Und wie glücklich und zufrieden könnte nicht mancher Unglückliche auf diese Weise werden."

Parlamentsmusikanten

Art der Handlung: das österreichische Parlament. Zeit: „Beratung" (!) der Sprachgesetzentwürfe. Es ist, wie der Wiener zu sagen pflegt, „a Hetz und a Gaudi". „Seit den Tagen Badenis und Körbers", schreibt die „Tägl. Rundschau", „hat sich die Technik der lärmenden Obstruktion so vervollkommnet, daß man beinahe mitleidig an jene Zeit zurückdenkt, in der die Abgeordneten mit den primitivsten Mitteln ihrer Arm- und Lungenkraft, mit Geschrei und Pultdeckelschwingen sich bis zur Erschöpfung abarbeiteten und dabei nicht den zehnten Teil jener Wirkung hervorzubringen vermochten, welche die Lärmvirtuosen von heute fast mühelos erreichen. Auch die tschechische Obstruktionskapelle unter Körber, die doch bereits eine höhere Entwicklungsstufe darstellt, war Kinderspiel im Vergleich zu den gewaltigen Tonwirkungen, welche dem heutigen Parlamentsorchester zur Verfügung stehen. Das geläufigste Instrument ist diesen Tonkünstlern die Pfeife. Die lautesten, schrillsten und unangenehmsten Dinger dieser Art sind nach sorgfältiger Ausscheidung des minderwertigen Materials von den Tschechen erworben und für den parlamentarischen Gebrauch eingeführt worden. Bei ihrem Gebrauch gingen die parlamentarischen Wenzelssöhne in diesen Tagen ganz gelassen und ohne jede wirkliche Erhitzung ans Werk und behandelten ihre Veranstaltung als das, was sie wirklich war, nämlich als einen parlamentarisch-taktischen Schritt, der mit kühler Überlegung unternommen ward und selbst nach außen hin auf den Eindruck verzichtete, als ob eine spontane Eingebung des politischen Gefühles und der leidenschaftlichen Erregung mit im Spiele wäre. Allmählich erwärmten sie sich dann und bereicherten die Instrumentation ihres Obstruktionskonzerts. Zunächst wurde etwa eine Weile lang im Chor gebrüllt; aber bald öffnete sich das eigentliche Obstruktionsarsenal, und ein neuer Apparat wurde in Funktion gesetzt, den sich die obstruierenden Tschechischradikalen eigens für ihre Zwecke hatten konstruieren lassen. Ein kleines Kästchen, mit einer Kurbel daran, das ein schreckliches, grell klapperndes Geräusch von sich gibt. Ursprünglich glaubte man, es sei eine sogenannte Regenmaschine, mit welcher auf der Bühne das Prasseln des Platzregens nachgeahmt wird. Nachher wurde aber bekannt, daß man es mit einer veritablen Obstruktionsmaschine zu tun hatte, die von einem Prager Schlosser im Auftrage der tschechischradikalen Partei angefertigt worden ist. Ein sehr sinnreiches Instrument, eine Art verfeinerter und vervollkommneter Osterratsche. Auf einem dicken Brett von ungefähr zwanzig Zentimeter Länge, das zur Verstärkung der Schallwirkung dient, sind drei starke Stahlstreifen befestigt. Hebt man einen dieser Stahlstreifen an einem Ende in die Höhe, so schnellt er knallend auf das Brett zurück. Nun stehen die Stahlstreifen mit einer eisernen Walze in Verbindung, die durch eine Kurbel in rotierende Bewegung versetzt wird und ein kontinuierliches Auf- und Niederrasseln der drei Stahlstreifen verursacht. Das Ganze ist mit einer beweglichen eisernen Handhabe versehen, durch welche der Apparat bequem an den Tischen und Pulten befestigt werden kann. Die tschechischradikale Partei befindet sich derzeit im Besitze von sieben solchen Obstruktionsmaschinen, und es läßt sich nicht schildern, welcher Höllenspektakel damit hervorgebracht werden kann. Dazu kommt, daß die

Digitized by Google

Handhabung dieser Apparate nur ein Minimum von physischer Kraft erfordert, daß daher einige wenige Abgeordnete stundenlang den quälendsten Lärm verursachen können, ohne sich dabei irgendwie anstrengen zu müssen. Die Herren, welche von dieser neuesten Erfindung Gebrauch machten, saßen ganz gemütlich auf ihren Plätzen, drehten gemächlich die Kurbeln der ‚Parlamentsratschen' und erklärten den in der Nähe befindlichen deutschen Abgeordneten, daß sie auf diese Instrumente bereits den Patentschutz angemeldet hätten ..."

Aber die deutschen Abgeordneten ließen es an Erkenntlichkeit für diese aufopferungsvollen Leistungen nicht fehlen. Sie veranstalteten für die armen tschechischen Musikanten eine mildtätige Tellersammlung ...

Geschwindigkeitsmaße im Weltall

In erster Linie kommt die Eigenbewegung der Fixsterne in Betracht. Man beachte das Folgende: Der sogenannte „Argelandersche Stern" bewegt sich in der Gesichtslinie und nähert sich uns bei einer sekundlichen Geschwindigkeit von rund 262 Kilometern etwa 3 000 000 000 Kilometer im Jahre. Da aber seine Entfernung von der Erde mit etwa 225 Billionen Kilometer berechnet worden ist, würde er die Kleinigkeit von 140 000 Jahren benötigen, um die Erde — beziehungsweise unser Sonnensystem — zu erreichen. Das Licht dieses Sternes benötigt 47 Jahre, um in das Auge eines irdischen Beobachters zu gelangen. — Diese sekundliche Geschwindigkeit des Argelanderschen Sternes mit 262 Kilometer, bemerkt die populär-wissenschaftliche Halbmonatsschrift „Der Stein der Weisen", tritt einigermaßen zurück gegen den neuen Stern im Perseus, der am 22. Februar 1901 zuerst beobachtet wurde. Damals bewegte er sich in der Gesichtslinie gegen uns mit einer Geschwindigkeit von 700 Kilometer in der Sekunde, also fast dreimal schneller als der erstgenannte Stern. — Zu jenen Erscheinungen, welche in der kosmischen Welt durch außergewöhnliche Geschwindigkeiten sich bemerkbar machen, zählen die Protuberanzen der Sonne. Es sind gewaltige Aufflammungen von Gasen, welche durch fabelhaften Druck in den Weltraum hinausgeschleudert werden. Derartige Eruptionen erreichen die erstaunliche Höhe von 200 000, ja selbst 300 000 Kilometer; Protuberanzen, welche im September 1893 und 1895 beobachtet wurden, stiegen bis zirka 500 000 Kilometer auf, wobei sich im letzteren Falle eine sekundliche Geschwindigkeit von 842 Kilometer ergibt. Am 21. Mai 1907, 4 Uhr, erhob sich am Südostrande der Sonne eine riesige Gassäule bis zur Höhe von 168 000 Kilometer. Unter fortwährenden Veränderungen ihrer Gestalt war die mächtige Flamme um 5 Uhr bereits 206 000 Kilometer emporgezüngelt, und eine halbe Stunde später schwebten die höchsten Teile der Protuberanz 300 000 Kilometer über der Sonnenoberfläche. — Eine bedeutende Geschwindigkeit erreichen die Kometen im Perihel, d. i. in Sonnennähe. Der Komet 1880 I kam der Sonne so nahe, daß er durch die Korona gezogen sein muß, und erreichte hierbei eine Geschwindigkeit von etwa 540 Kilometer in der Sekunde. Eine noch größere Geschwindigkeit erreichte der Komet 1843 I. Kometen mit langer Umlaufszeit vermindern aber im Aphel — also in Sonnenferne — ihre Geschwindigkeit so beträchtlich, daß sie fast zum Stillstande kommen. Der Komet 1680 näherte sich der Sonne im Perihel bis auf 232 000 Kilometer, wird sich aber — bei einer Umlaufszeit von 8800 Jahren — im Aphel bis auf 126 140 Millionen Kilometer von der Sonne entfernen und eine kleinste Geschwindigkeit von 3 Meter (!) annehmen, während er in der Sonnennähe 393¼ Kilometer in der Sekunde zurücklegt.

Digitized by Google

Ein freundliches Wort

Ein freundliches Wort — was liegt nicht alles in ihm, wie viel Segen vermag es nicht zu stiften! Ein freundliches Wort, so lesen wir in der „Köln. Volksztg.", ein Wort, das nicht als Phrase, als einer der gebräuchlichen Höflichkeitsausdrücke ausgesprochen wird, sondern als ein von Herzen kommendes, das seinen Weg ohne irgend einen Aufenthalt sofort zum Herzen des Angeredeten findet! Es gleicht einem Sonnenstrahl in trüber, kalter Zeit. Es vergoldet und verklärt noch lange, nachdem wir es gehört haben, unseren Tag. Oft klingt's gar nach langen Jahren in uns nach, richtet uns auf in mutlosen Stunden, gibt uns frische Kraft und neues Selbstvertrauen, wenn wir verzagen möchten. Wir segnen das Herz, dessen Güte es seinen Ursprung verdankt, und es ist das Verdienst dieses Herzens, wenn wir durch die Wirkung des freundlichen Wortes zu besseren Menschen werden.

Wißt ihr es denn nicht, ihr Menschen, die ihr anregend zu plaudern, geistreiche Konversation zu führen versteht, wie viel Gutes ihr tun könntet? In eurer nächsten Umgebung wartet mancher vergebens durch Stunden und Tage auf ein freundliches Wort von euch. Ist es Unwissenheit oder Mangel an Nachdenken, daß ihr dieses Wort nicht sprecht? Treue Pflichterfüllung, täglich sich wiederholende kleine, aber zahllose Dienste können wohl mit Recht von Zeit zu Zeit einmal ein anerkennendes, freundliches Wort erwarten — bleibt es aus, so schwindet mancher Eifer allmählich, mancher gute Wille schläft ein oder verwandelt sich in Gleichgültigkeit. Unsere nächsten Lieben, unsere Bekannten, Dienstboten und Untergebenen, sie alle freuen sich über ein freundliches Wort weit mehr, als über ein Geschenk, das mit kalter Miene überreicht und mit leeren Redensarten begleitet wird. Wie mancher sehnt sich nach einem freundlichen Wort, und wenn er es nicht erhält, so stirbt in ihm vielleicht gar das letzte Restlein idealer Lebensauffassung. Das Unheil, das man anzurichten vermag, wenn man den Wert des freundlichen Wortes nicht kennt, ist größer als es scheint. Manches innere Lebensglück, mancher feste Glaube an die Liebe des Nächsten ist schon zugrunde gegangen, wenn das so sehnlich erwartete freundliche Wort ausblieb. Verbitterung hat ihren Einzug gehalten in dasselbe Herz, das vorher so weich, so voll Liebe war. Wer möchte Schuld an einem solch traurigen Wechsel sein? „Die eines guten Willens sind", gewiß nicht. Die werden besonders in dieser Zeit nicht kargen mit dem Almosen, dem so leicht zu gebenden Geschenke des freundlichen Wortes. Es ist ein Geschenk, durch das sie selbst nicht ärmer, sondern um vieles reicher werden.

Eine neue medizinische Wohltat

Als eine solche stellt sich in der Tat eine neue Anwendungsart des Morphiums dar, über die Professor H. Schlesinger in der Wiener Gesellschaft für innere Medizin und Kinderheilkunde berichtete. Leider können viele Kranke Morphium nicht entbehren; in die Spitäler werden sehr oft Kranke aufgenommen, welche bereits gefährliche Erscheinungen des Morphinismus aufweisen und immer größere Dosen verlangen, um von ihren Schmerzen befreit zu werden. Prof. Schlesinger kombiniert das Morphium mit dem Scopolamin; letzteres ist das Alkaloid aus Scopolia atropoides und wird seit einigen Jahren angewendet, um Narkose zu erzeugen und die Pupille des Auges zu erweitern. Man gibt zur Morphium-Injektionsflüssigkeit etwa 0,0020 Scopolamin; auf eine Injektion entfällt ½ bis 1 Zehntel dieser Dosis. Bei dieser Kombination wurde beobachtet, daß minimale Morphiumdosen, die sonst in den betreffenden Fällen fast nie wirksam waren, schmerzlindernd

Digitized by Google

wirken. Man braucht auch bei längerer Anwendung mit der Morphiumdosis nicht zu steigen; es genügt in den meisten Fällen, wenn man etwas mehr Scopolamin gibt. Selbstverständlich erfordert diese Therapie, wie jede Verwendungsart des Morphiums, die genaueste ärztliche Überwachung; sie bedeutet jedoch einen großen Fortschritt, da sie es ermöglicht, mit kleinsten Morphiumdosen die Wirkung größerer Mengen zu erzielen. Die Kranken werden so der schmerzlindernden Wirkung des Heilmittels teilhaftig, ohne den schweren Gefahren des Morphinismus preisgegeben zu werden.

Erlebte oder erlernte Religion?

Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Theoretisch. In der Praxis kommt es öfter anders. Dafür als Beispiel ein kleines und doch ach wie bedeutsames Erlebnis, das Emil Felden im „Roland“ erzählt.

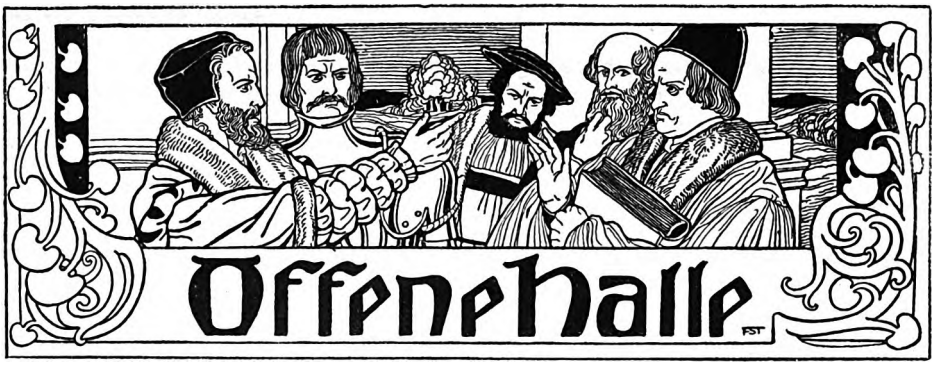
In der zehnten Klasse einer höheren Mädchenschule, also mit Kindern von sechs bis sieben Jahren, wird die Josephgeschichte durchgenommen. Mit beredten Worten hat die Lehrerin geschildert, wie der Arme auf Betreiben der bösen Frau Potiphar unschuldig ins Gefängnis geworfen wird. Voll innigen Mitleides sind die kleinen Herzen. „Und wer hilft jetzt?“ wird nun gefragt. Alle melden. Die „Neue“, die erst kurz vorher eingetreten ist, wird aufgerufen. Blitzenden Auges ruft sie: „Ich helfe jetzt!“

Daraufhin selbstverständlich lautes Gelächter aller anderen Kinder, die schon länger die Schule besuchen und deshalb mit der „Religion“ auf vertrauterem Fuße stehen. Neues, stärkeres Melden, und die Antwort wird „richtig“ gegeben: „Gott hilft jetzt.“ Arg beschämt kommt die Kleine, die in edler Begeisterung hatte helfen wollen, nach Hause. Das Kind erzählt mir dieses kleine Vorkommnis. Ich tröste es und erteile ihm ein Lob, daß es so gesagt, wie es empfunden. „O, sie haben ja so gelacht, und ich habe mich so geschämt! Da soll man Gott sagen, aber ich weiß ja gar nicht, wie das ist, ich glaube, ich hätte doch geholfen.“

„Ich helfe jetzt!“ — Wahrlich, das Kind, das so sprechen konnte, hatte etwas erlebt, hatte Religion erlebt, hatte Gott erlebt, obwohl es wahrheitsgemäß eingestand: Ich weiß ja gar nicht, wie das ist. Die andern aber, die Gott heranzogen, hatten nichts erlebt, sondern etwas Eingegebenes unverdaut wieder von sich gegeben. Was wird nun aber die Folge dieses Erlebnisses sein? Daß das Kind sich in der Zukunft davor fürchten wird, etwas zu erleben. Jedenfalls wird es das, was es erlebt, verschweigen. Und trotz meiner Mahnungen und meines Lobes wird es sich hüten, die Wahrheit zu sagen. Es weiß jetzt, daß man im Religionsunterricht bei Fragen, die ähnlich lauten, immer am besten antwortet: Gott. Das ist dann immer „richtig“. Und man wird nicht ausgelacht. „Wer gibt dir Speise und Trank?“ Erlebt hat das Kind: Vater und Mutter geben sie. Aber im Religionsunterricht gibt sie Gott. „Wer liebt dich am meisten?“ Vater und Mutter, wie das Kind tagtäglich erlebt? O nein, Gott! Und bald wird es wissen, daß die Erde ein Jammertal ist, und daß es sich ganz furchtbar glücklich darüber fühle, durch Jesus von der Last seiner Sünden erlöst zu sein.

So, schließt der Verfasser, lernt ein Kind seine berechtigten, seine heiligsten Gefühle unterdrücken, die Wahrheit verleugnen und — heucheln! Und es hat bald herausgefunden: wo etwas ist, das mit der Religion zusammenhängt, da tut man am besten so, als ob man verstehe, fühle, wisse, auch wenn man „gar nicht weiß, wie es ist“. So werden unschuldige Kinderseelen vergiftet. So wird die Religion geschädigt.

Digitized by Google



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Haeckels angebliche Fälschungen

Der Aufsatz in der Februarnummer des „Türmers", der die Überschrift trägt „Haeckels Fälschungen", leider aber keine Unterschrift, veranlaßt mich, eben aus diesem Grunde, mich statt an den Verfasser des Artikels selbst an den „Türmer" zu wenden. Ich bin einer von den vielen „Halbgebildeten", die sich für den Monismus entschieden haben. Ich halte Haeckel für einen großen Naturforscher, kann ihn aber nicht als Bannerträger einer modernen Weltanschauung verehren. Denn die monistische Weltanschauung ist viel älter an Jahren als Haeckel, ist auch von viel tieferen Denkern, als Haeckel einer ist, gelehrt worden. Ich sehe aber nicht ein, weshalb es ein Beweis von Halbbildung sein soll, wenn jemand die im wesentlichen schon von Spinoza und Goethe vertretene monistische Weltanschauung bekennt. Noch weniger kann ich Vollbildung darin sehen, wenn jemand am alten dualistischen Glauben festhält, wie er besonders durch das Christentum gelehrt wird; denn zu der Höhe dieser Weltanschauung reicht der Verstand selbst eines geistig verkümmerten Spittelweibes aus, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch geistig sehr Hochstehende die gleiche Überzeugung vertreten können. Auch finde ich kaum noch etwas Lächerlicheres, als wenn jemand von Halbbildung spricht und sich dadurch selbst als vollgebildet vorstellt. Als wenn sich Bildung, auch wissenschaftliche Bildung, in dieser Weise messen ließe, und als ob wirklich die zahreichen Vertreter der Naturwissenschaften, Professoren an Hochschulen und im praktischen Leben stehende Ärzte von Weltruf deshalb als unzureichend gebildet gelten dürften, weil sie nun einmal die alte und auch heute noch hoffähige dualistisch-idealistische Weltanschauung nicht teilen.

Wer die Geschichte der Philosophie kennt, der weiß auch, daß es in ihr geistige Wellenbewegungen gibt, daß die Weltanschauungen in ihr wechseln wie das Wetter an Apriltagen. Wer steht uns denn dafür, daß nicht die Katheder-Philosophie, die heute zu dem Hegelschen Idealismus zurückkehrt, der noch vor zwanzig Jahren an denselben Stellen Gegenstand des Spottes war, wer steht uns dafür, daß sie nicht in zwanzig Jahren wieder zu einer naturwissenschaftlich-monistischen Weltbetrachtung zurückkehrt oder vielmehr fortschreitet? Im Altertum bestanden bei den Griechen die verschiedenen philosophischen Systeme nebeneinander, weil da das Denken völlig frei war: bei uns folgen sie sich zeitlich, und leider haben Politik und soziale Zustände einen bestimmenden Einfluß auch auf das philosophische Denken. Man will eben bei uns mit der Philosophie Volkserziehung treiben, man will sie gebrauchen, wie man die Kirche gebraucht: als Zuchtrute für das zu freiem Denken erwachte Bürgertum. Angeblich soll nämlich der Monismus die öffentliche Moral bedrohen, dabei ist aber nicht erwiesen und nicht zu erweisen, daß die Lebensführung der Monisten tiefer stände als die der Dualisten, Idealisten

Digitized by Google

und Kirchengläubigen. Hätten wir den großen Friedrich auf Preußens Throne, dann würde auch die offizielle Philosophie anders aussehen. Auch das wäre unberechtigter höfischer Einfluß: das philosophische Denken darf kein anderes Gebot kennen als das des wissenschaftlichen Gewissens. Ich habe mich keiner einzigen philosophischen Richtung verschrieben und bin zu jeder Stunde bereit, das Weltbild, das ich mir gegenwärtig mache, zu revidieren und korrigieren, wenn ein überlegener Geist mir neue Erkenntnisse übermittelt. Ich kenne auch viele Monisten des Deutschen Monistenbundes aus persönlichem Verkehr und weiß, daß auf sie das verächtliche Wort des „Radau-Monismus" keine Anwendung hat. Es sind, wie ich hier gerne öffentlich bescheinige, sehr angenehme, freundliche und friedliche Herren, die für sich nur das Recht in Anspruch nehmen, das jeder Preuße nach unserer Verfassung hat, nämlich: ihre Überzeugungen in Wort und Schrift frei vorzutragen. Sie bekommen dafür keine staatliche Subvention, es gibt auch keine Monistenkanzeln in Preußen-Deutschland: man macht bei uns mit seinem Monismus keine Geschäfte, im Gegenteil, man setzt sich dadurch in schlechten Ruf bei all denen, die so glücklich sind, eine auch staatlich approbierte Überzeugung zu haben. Ich sehe also nicht ein, mit welchem Rechte man diese ehrlichen Vertreter einer befehdeten Weltanschauung tiefer einschätzen dürfte als etwa die große Masse der Vorsichtigen und Bequemen, die sich den Luxus einer eigenen Überzeugung überhaupt nicht leisten.

Die Zeitung oder Zeitschrift „Standarte", die sich besonders gegen Haeckel wendet, ist mir noch nie in die Hände gekommen, ich weiß also auch nicht, ob sie ihren Angriff durch Namensunterschrift des Verfassers gestützt hat, weiß überhaupt nicht, wes Geistes sie ist, und ob ihr das Recht zusteht, einen Mann von anerkanntem wissenschaftlichen Ruf zu verunglimpfen.

Ich kenne Haeckel nur aus einer einmaligen flüchtigen Begegnung und hätte keinen Anlaß, mich zu seinem Verteidiger aufzuwerfen, wenn mir nicht das, was ihm von gegnerischer Seite als Fälschungen vorgeworfen wird, als ein Unrecht erschiene.

Haeckel hat, wie ich aus dem „Türmer" erfahre, selbst schon erklärt, daß er an einigen Embryonenbildern Änderungen vorgenommen habe, um „die Lücken der Beweisführung auszufüllen". Das ist nach Meinung seiner Gegner eine bewußte Fälschung und Grund genug, Haeckel als Gelehrten nicht mehr ernst zu nehmen.

Als ich das las, fiel mir ein eigenes Erlebnis ein, das ich hier zur allgemeinen Kenntnis bringe. Im Jahre 1880 machte mein verstorbener Freund Professor Milchhöfer mich in Athen auf eine alte griechische Marmor-Grabplatte aufmerksam, auf der seiner Meinung nach Reste ehemaliger Bemalungen zu erkennen seien. Er bat mich, da ich gute Augen hätte und zeichnen könnte, den Stein einmal gründlich zu untersuchen und festzustellen, was ich auf der Platte finden könnte. Es gelang mir, auf dem schneeweißen und scheinbar unbemalten Stein dadurch, daß ich ihn von der Sonne verschiedenartig beleuchten ließ, die Darstellung eines nach rechts schreitenden Hahnes und über ihm links das Bild einer Sonne genau bis ins einzelne zu entdecken und danach zu zeichnen. Ich veröffentlichte meine Zeichnungen mit in der Sammlung „historisch und philologischer Aufsätze", die Ernst Curtius zu seinem siebzigsten Geburtstage (2. September 1884) von seinen Schülern und Freunden gewidmet erhielt (Berlin, Verlag von A. Asher & Ko., S. 151 f.). Später konnte man dann in einer archäologischen Zeitschrift lesen, daß meine Zeichnung willkürlich wäre, daß bei genauer Prüfung des Steines durch gewissenhafte Archäologen sich wesentliche Teile meiner Zeichnung als rein erfunden erwiesen hätten. Mich verdroß das, aber ich konnte nichts daran ändern. Wenn die Leute, dachte ich mir, schlechtere Augen haben als ich, so werde ich ihnen das nie beweisen können: ich muß es also schweigend hinnehmen. Etwa ein Jahr später redete mich wieder ein Archäologe daraufhin an und fragte mich, was ich dazu sage, daß meine Darstellung jetzt wieder gerechtfertigt wäre. Eine erneute Untersuchung mit Zuhilfenahme von Chemikalien habe genau das Bild zutage gefördert, das ich gezeichnet hatte. Das wäre jetzt veröffentlicht und damit meine Verläßlichkeit wieder außer allen Zweifel gestellt.

Digitized by Google

Hier haben wir also, wie mir scheint, einen ähnlichen Fall (?? D. T.) wie bei Haeckel. Hätte diese zweite Prüfung nicht stattgefunden, so würde man mir das vorwerfen, was man Haeckel vorwirft, nämlich: eine aus wissenschaftlichem Eifer durchgehende Phantasie, die in das beobachtete Objekt hineinträgt, was sie darin zu sehen hofft und erwartet. Wer selbst wissenschaftlich arbeitet, weiß allerdings, daß es in vielen Fällen ohne eine vorgefaßte Meinung, ohne die voraus festgelegte wissenschaftliche Hypothese überhaupt nicht möglich ist, zu einem wissenschaftlichen Fund zu gelangen. Unsere Ärzte haben schon in zahllosen Fällen bei ihren mikroskopischen Untersuchungen bakteriologische Funde zu machen gemeint, die sich später als Irrungen erwiesen. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß ein mit geologischen Studien beschäftigter Bergrat durch das Mikroskop den sinnenfälligen Nachweis zu führen glaubte, daß sich auch im vulkanischen Gestein Spuren von Lebewesen fänden. Natürlich war es nichts damit, aber der Mann hätte für seine „wissenschaftliche Beobachtung" die Hand ins Feuer gelegt.

Um aber solche „F u n d e", seien sie nun objektiv richtig oder Produkt falscher Beobachtungen, andern Menschen überhaupt vorstellbar und glaublich zu machen, muß man das Gefundene schematisch herausheben; sonst sehen sie nämlich überhaupt nichts. Es ist also, wie eben bei meinem Hahne, von dem ich oben sprach, eine Retouche und eine zeichnerische Betonung des Wesentlichen unerläßlich. Wer mit solchen Dingen vertraut ist, erwartet schwerlich vom Gelehrten, daß er in jedem einzelnen Falle die Notwendigkeit und das Vorhandensein einer solchen Überarbeitung betont. Auf dem Bilde meines Hahnes sind, wie ich im Text sage, „die Formen durch absichtlich starke Hervorhebungen kenntlich gemacht". Ich nehme an, daß Haeckel in gleicher Weise „durch absichtlich starke Hervorhebungen" das von ihm Gesehene nur dem Verständnisse auch seiner Leser entgegenbringen wollte. Was hätte es auch für einen Sinn, Tatsachen zu entstellen, die doch jederzeit an dem Objekt selbst nachgeprüft werden können! Ich sehe, daß man eine bewußte F ä l s c h u n g auch von seiten seiner Gegner gar nicht annimmt, wohl aber jene Leichtfertigkeit, die den Forscher dazu verleitet, Dinge zu sehen, die in Wahrheit nicht da sind. Haeckel hätte sich dann durch seinen wissenschaftlichen Eifer zu diesen Darstellungen verleiten lassen, in einem ähnlichen Sinne wie die zahllosen Gläubigen, die auf irgendwelche noch so schlecht beglaubigte Urkunde hin ein „vollgültiges" Zeugnis abgaben.

Wenn jeder, der in dieser Weise durch seinen wissenschaftlichen Eifer oder durch eine vorgefaßte Überzeugung zu falschen Ergebnissen kommt, deshalb schon ein Fälscher oder Betrüger heißen soll, dann hätten wir wenig Ehrliche auf Erden. Mit solchen Mitteln darf man einem Gelehrten nicht kommen, dessen Verdienste gerade von denen mit lauter Dankbarkeit anerkannt werden, die jahrelang unter seinen Augen studiert und beobachtet haben.

Für Haeckels wissenschaftliche Überzeugung und für die Ehrlichkeit seiner Arbeit einzutreten, dürfte ich denen überlassen, die auf diesem Gebiete heimisch sind. Und doch wollte ich nicht schweigend mit anhören, daß ein Mann, den zu verehren ich Grund genug habe, wegen unzulänglicher Kenntnis der wissenschaftlichen Praxis in seinem guten Rufe geschädigt wird.

An der gesamten Lehre des Monismus würde es natürlich nicht das geringste ändern, wenn Haeckels Gegner recht hätten, wenn sogar sämtliche Bilder seiner Werke als unbrauchbar erkannt würden. Wer die Entwicklungslehre und die biogenetische Hypothese widerlegen will, der darf sich die Sache so leicht nicht machen; denn diese Hypothese behält ihre hohe wissenschaftliche Bedeutung auch dann noch, wenn wir die von Haeckels Gegnern angezweifelten Bilder streichen. Widerlegen ließe sich die Hypothese nur dadurch, daß eine Neuschöpfung selbständiger, fertiger Lebewesen erwiesen würde. Schließlich läuft ja die ganze Anfeindung des Monismus und der Deszendenzlehre darauf hinaus, daß die Bibelgläubigen dadurch die Schöpfungsgeschichte bedroht sehen. Der Gedanke, daß der Mensch wie jede andere Kreatur aus kleinsten Anfängen oder auch nur aus der höheren Tierwelt heraus in unendlich ausgedehnter Entwicklung schließlich zum Menschen wurde, macht den Idealisten berechtigte Kopfschmerzen; denn es wird ihnen dadurch schwer, die Vorzugsstellung der Menschen Gott gegenüber aufrechtzuerhalten und den

Digitized by Google

Zeitpunkt zu ermitteln, wo aus dem Tier der Mensch wurde, von wo ab also die Unsterblichkeit seiner Seele zu datieren ist, da doch die tierische Seele gleicher Ehre nicht gewürdigt wird. Das ist der Kernpunkt des Streites, und wir Monisten verstehen sehr wohl, weshalb sich die Idealisten über diesen Gang der Forschung und ihre von Tag zu Tag sich mehrenden Beweisgründe erregen. Nicht aber verstehen wir, daß in diesem geistigen Kampf mit den Mitteln persönlicher Verunglimpfung gekämpft wird. Es ist zwar ein alter taktischer Kniff, den Gegner dadurch unschädlich zu machen, daß man von vornherein seine Verläßlichkeit anzweifelt. So meinten leider viele Freisinnige den eben verstorbenen Hofprediger Stöcker dadurch unmöglich zu machen, daß sie ihn als unwahrhaftig verdächtigten. Ich bin Stöckers Antipode, bin aber überzeugt, daß seine Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel gezogen werden durfte. Es verträgt sich eine solche Kampfesweise nicht mit der guten Sitte.

Aber selbst einmal zugegeben, Haeckel hätte als junger Gelehrter aus wissenschaftlichem Eifer die Gesetze streng methodischer Besonnenheit und Vorsicht mißachtet, zugegeben — gibt es denn kein Vergessen und Entschuldigen? Könnte selbst die Arbeit eines ganzen, mühevollen Gelehrtenlebens den jugendlichen Fehler nicht ausgleichen? Und schließlich: wenn wirklich Haeckels Gegner gar so sehr auf die Ermittlung der Wahrheit aus sind, so mögen sie sich vorerst einmal mit der Wundertur beschäftigen, über die der Jesuitenpater Wasmann berichtet, oder den wissenschaftlichen Gehalt all der Heilungen feststellen, die dem heiligen Rock in Trier oder der heiligen Grotte in Lourdes zugeschrieben werden.

Professor Ludwig Gurlitt

Vom Storchenmärchen

Dem Storchenmärchen wird von vielen Seiten der Krieg erklärt. Man verlangt, daß schon das heranwachsende Kind in passender Form und zu passender Stunde über das Geschlechtsgeheimnis aufgeklärt werde. Nicht der „Storch" hat das Kind gebracht, sondern das Kind ist entstanden aus liebevollem Zusammenwirken von Vater und Mutter; es ist unter Schmerz und Gefahr, ja Lebensgefahr, von der Mutter gereift und geboren worden; es hat alle Ursache, mit heiliger Ehrfurcht und Dankbarkeit zur Mutter emporzublicken. Eine Mutter ist etwas Heiliges; sie trägt unsterbliches Leben im Schoß und baut ihm einen irdischen Körper.

Waren denn nun aber unsere Altvorderen wirklich so kurzsichtig und gedankenlos, daß sie die schlichte Erhabenheit dieser naturhaften Tatsache nicht einzusehen vermochten? Griffen sie aus Unwahrhaftigkeit oder falscher Verschämtheit zum Märchen vom Storch? Belogen sie ihre Kinder? Oder wie anders als „Lüge" soll man jenes verhehlende Märchen nennen?

Nun, so liegt die Sache denn doch nicht. Das Märchen vom Storch ist keine Lüge: es ist ein Symbol. Genau so wie das Christkind, das gleichfalls „vom Himmel her" kommt, ein Symbol ist.

Denn eine idealistische Denkweise sagt sich folgendes: ist der eigentliche Lebenskern in uns unsterblichen Menschen wirklich ein „Funke aus dem Lebenslichtmeer Gottes" (Jean Paul), und gibt es in Wahrheit in uns eine göttliche Seele, so ist sie nicht aus Materie entstanden. So ist vielmehr ihre Heimat in einem feineren und geistigeren Reich, das wir uns unwillkürlich in der Höhe denken, etwa der Sonne zu, in reineren und dünneren Lüften, in Wahrheit aber jenseits alles Raumes: in den Regionen des Geistes. Dieses eigentliche „Ich" oder „Selbst" senkt sich aus den Höhen herab, wie dort die Taube sich auf den Täufling im Jordan herabsenkt, wie sich der „heilige Gral" zu seiner Ritterschaft herabläßt. So fliegt die eigentlichste Seelenkraft, das eigentliche Ich, aus den Geistregionen herab und senkt sich in den körperlichen

Digitized by Google

Keim, nimmt darin Wohnung, wird darin irdische Gestalt. Und so sagt diese tiefere Denkweise symbolisch: ein seit Urzeiten heilig gehaltener Vogel, der Storch, hat das Kind gebracht.

Und wenn sich Eltern ausdrücken: ein Kind sei ihnen „geschenkt" worden, so ist auch dies mehr als bloße Redensart. Es ist der bescheidene Ausdruck dafür, daß sie einem unsterblichen Gast Gestaltung, Erziehung, Herberge geben dürfen. „Ich bin ein Gast auf Erden", singt das Kirchenlied. Der Storch ist gleichnisweise das Fahrzeug, auf dem dieser Gast nach Erdenland kommt — wie dort Lohengrin vom Schwan über die großen Gewässer gezogen wird.

So gesellt sich hier zum Wunder der naturhaften Entstehung, das wir alle verehren, noch ein anderes und zwar ein größeres Wunder: das Wunder des Geistes. Hier trennen sich und werden sich wohl immer trennen Materialismus und Idealismus. Der letztere, wie er sich in Plato geäußert oder in der indischen Philosophie Form angenommen hat, schaut mit kosmischen Augen: wird der Mensch — sagt er — nach dem Tode unsterblich weiterleben, so hat er auch vor der Geburt unsterblich gelebt; so ist der irdische Zustand nur einer seiner vielen Zustände; so kommt er aus der Gottheit, sammelt in Kampf und Leid Erfahrungen und ringt sich bereichert wieder zur Gottheit empor; so ist seine einzelne Erdenlaufbahn nur eine Ausfahrt, ein Ausflug, damit hier Wichtiges vollbracht und gelernt werde.

Aus diesen Ahnungen innerkosmischer Vorgänge symbolisierten sich die Mythen und Märchen, die oft in reizvoller Weise das Schicksal der Seele versinnbildlichen. So wandert Rotkäppchen, das lichte Seelchen, hinab in den dunklen Wald der Materie und noch tiefer hinab in den Rachen der Not und des Elends: aber eine tapfere Geisteskraft kommt der Seele zu Hilfe und führt sie wieder ins Freie; und bereichert, inmitten von „Jäger" und mitbefreiter „Großmutter", wandert das Kind wieder aus dem Wald empor, dahin, von wo es ausgesandt worden. Es sind Symbole für die seelische Entwicklung des einzelnen Menschen und der Menschheit insgesamt.

Es ist nicht nötig, daß wir auf dem Standpunkt des bewußten Idealismus stehen, um das Storchenmärchen als sinnvoll zu begreifen. Es ist auch nicht nötig, daß diese schöne Symbolik die andere Aufklärung, die taktvolle Deutung des Naturvorganges, ausschließe. Aber man wolle doch über all dem Aufklären nicht die Poesie zerstören, die sich einst von den Walküren bis zu Schwan oder Storch über Dinge gebreitet hat, deren Zartheit und Mystik sich eben nicht „erklären", sondern nur symbolisch veranschaulichen und seelisch erleben läßt — wie das letzte Geheimnis des Lebens überhaupt. F. L.

* * *

Die in Heft 5 erschienene Antwort auf meinen Storchartikel erinnerte mich an ein Gespräch, das ich vergangenen Sommer mit einer Mutter führte. Über das Thema Aufklärung sprachen wir lange hin und her. Sie meinte, nur die Mutter sei berufen, ihre Kinder aufzuklären. Ich meinte, der Schule läge diese Pflicht ob. Es sei doch nicht ganz leicht für eine Mutter, dieses Thema mit ihren Kindern zu erörtern, auch bedürfe es einer langsamen Vorbereitung.

„Ach, die Sache ist gar nicht so schwierig, und peinlich ist sie auch nicht. Ich will dir erzählen, wie ich meinen Jungen (der Bub ist 12 Jahre alt, Gymnasiast und sehr aufgeweckt) aufgeklärt habe. Kurz vor meiner Entbindung sagte ich ihm: ‚Du wirst bald ein Brüderchen oder Schwesterchen bekommen, es ist in mir, es liegt unter meinem Herzen, weil es noch klein und zart ist.' Siehst du, das war doch sehr einfach, und es war doch auch richtig von mir, ihn auf die Geburt des Kindes vorzubereiten?"

„Du hast vollkommen richtig gehandelt", war meine Antwort. „Ich will annehmen, daß dein zwölfjähriger Sohn unaufgeklärt war, er wird aber doch ein Geheimnis geahnt haben, und zwar ein Geheimnis, das man ihm nicht anvertrauen wolle. Dein Vertrauen wird ihn

Digitized by Google

beglückt haben. Nichts bindet Kinder so sehr an die Mutter, als wenn sie ihnen Vertrauen entgegenbringt und sie in ein vermeintliches Geheimnis einweiht. Aber Aufklärung enthielten deine Worte nicht."

„Wie meinst du das?"

„Es kommt doch eigentlich weniger auf den Schlußakt an — als auf den Anfang. Vielleicht begnügte sich dein Sohn mit der Aufklärung, die du ihm gabst — vielleicht stellte er sich die Frage: Wie kam Baby hinein?"

„Das konnte ich ihm doch nicht erklären!"

„Daher müssen wir den Anfang der Schule überlassen."

Mit kleinen Rührszenen darf man diese wichtige Frage nicht abtun, die Zukunft des einzelnen Kindes und der ganzen Nation hängt von ihr ab.

Ich warte auf Belehrung. **Kathinka von Rosen**

* * *

Wenn man die geistige Entwickelung der Kinder aufmerksam verfolgt, so muß man zu der Überzeugung kommen, daß der Streit über die Aufklärungsfrage ganz müßig ist. Jedes Kind weiß doch, daß es geboren ist, und feiert freudig seinen Geburtstag. Sobald es nun in die Schule kommt, lernt es die Geburtsgeschichte des Jesuskindleins. Es erzählt frank und frei: Da kam der Engel Gabriel zu Maria und sagte, sie solle einen Sohn gebären. — Und als nun die Zeit gekommen war, da sie gebären sollte ... — Auch von der Sara hört das Kind, daß sie im hohen Alter noch den Isaak gebar. — Mag nun auch das Kind in den ersten Jahren der Schulzeit alles das unbedacht hersagen, später kommt ihm doch sicher die Bedeutung der Worte und Geschichten zum Bewußtsein. Es weiß jetzt, daß die Kinder von ihren Müttern geboren werden. Wie das geschieht, erfahren sie wieder durch den naturgeschichtlichen Unterricht. Ein Junge oder ein Mädchen müßte doch wirklich sehr dumm sein, wenn ihm der Zusammenhang der Tier- und Menschwerdung verborgen bleiben sollte. Der Umgang mit Tieren bringt beide aber noch eher zur Erkenntnis. Das beweist die Tatsache, daß auf dem Lande die Kinder schon im Alter von 10—12 Jahren über Geburt und Zeugung hinreichend unterrichtet sind. So braucht also niemand besorgt zu sein, daß es der Jugend verborgen bleiben könnte, wie Menschen erzeugt und geboren werden.

Aber die Kenntnis der Zeugung und Geburt hat auch an und für sich mit der Aufklärung gar nichts zu tun. Diese muß vielmehr darin bestehen, der Jugend die hohe Bedeutung der beiden wichtigen Epochen des Menschenlebens zum Bewußtsein zu bringen, um Verirrungen zu verhüten, die eine Entartung zur Folge haben können. Ernste, aber gründliche Belehrungen über das Geschlechtsleben von Mann und Weib sind zu diesem Zweck unbedingt notwendig. Bücher sind durchaus geeignet, diese Aufgabe zu erfüllen. Eltern und Lehrer dürfen also nicht versäumen, sie Knaben und Mädchen in der Reifezeit zugänglich zu machen.

Aber die sexuelle Aufklärung allein genügt nicht. Erleben wir es doch oft, daß selbst wissenschaftlich gebildete Menschen den größten Verirrungen anheimfallen und an ihren Folgen nicht selten zugrunde gehen! Die Aufklärung muß daher durch die Ethik ergänzt werden, wenn daraus die Konsequenz gezogen werden soll, das Triebleben zu beherrschen. Darauf kommt es hauptsächlich an. Schule und Haus haben also die Aufgabe, die sittlichen Ideale zu pflegen und zu stärken. Die Erziehung der Jugend muß darauf gerichtet sein, daß jeder stark und fest wird in dem Willen zum sittlichen Leben. **Hermann Borkenhagen**

Digitized by Google

Noch einmal das Problem „des Grabens“

(Vgl. Jahrg. X, 8 und XI, 3)

Der Türmer und seine Leser haben gewiß nichts dagegen, wenn noch einmal jemand das Wort nimmt über „Den Graben“ (vgl. Türmer X, 8 und XI, 3) und zwar diesmal ein katholischer Landgeistlicher. Den ersten Artikel „Ein Blick über den Graben“ billigt er vollständig nach Inhalt und Tendenz mit Ausnahme seiner Spitze gegen die Jesuiten. Den zweiten Artikel „Die Aussicht jenseits des Grabens“, von einem Katholiken geschrieben, möchte er ergänzen und berichtigen, soweit er Unrichtigkeiten enthält in der Darstellung des „katholischen Lagers“. Es sind nämlich Unrichtigkeiten, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen, da sie sehr in die Wagschale fallen bei der Urteilsfällung namentlich des akatholischen Lesers. Robert Schwellenbach zeigt sich zwar sehr unterrichtet über die Dinge, welche er darlegt; aber namentlich seine Erörterung über das Verhältnis der Kirchenbehörden zu den Schellschen Anschauungen und die „Gefährlichkeit“ letzterer für das gewöhnliche Volk, besonders das Landvolk, ist großenteils den Tatsachen widersprechend, anderes sehr ungenau und irreführend. Die zuversichtliche Hoffnung, welche R. Schw. am Schluß äußert, unterschreibt jedoch „unsereiner“ aus voller Überzeugung.

R. Schwellenbach bezeichnet zur Entschuldigung der Kirchenbehörden die Maßregelungen der fortschrittlichen katholischen Theologen als geschichtliche Notwendigkeiten und hält es für möglich, daß die Kirchenobern aus Rücksichten der pastorellen Diplomatie oder „Religionspolitik“, wie er es nennt, so zäh am Alten hängen, bloß mit Rücksicht auf die religiös Ungebildeteren, selbst aber schon das Neue für richtig halten möchten und bloß noch günstigere Zeitläufe abwarten, um es gefahrlos für den „Kern der Religion“ proklamieren zu lassen. Die Fortschrittsmänner seien selbst schuld an der Maßregelung, weil sie die neuen Positionen nicht genügend beweisen. Zum Exempel: Schell habe die Entbehrlichkeit des „Höllenglaubens“ nicht einwandfrei dargetan, und der Umschwung in der katholischen öffentlichen Meinung über ihn erkläre sich aus seinen Schriften usw. Gewiß ist es richtig, aber die Schuld liegt an niemand weniger als an Schell. So lange seine Schriften nicht auf dem Index standen, war alles recht; als aber (von Deutschland aus!!) Rom sich hatte bewegen lassen, Schells Werke, als „vom Gift der Neuerung“ durchsetzt, für nicht kursfähig zu erklären, d. h. zu indizieren, da war sein Schicksal für immer besiegelt. Es handelte sich um nichts Geringeres, als einen neuen Gott zur Geltung zu bringen in der katholischen Kirche. Osterluft und Pfingstgeist, Christenfreude und katholische Weltanschauung atmete jede Zeile in Schells Büchern und wirkte daher ungemein herausfordernd bei den „katholischen“ Vertretern eines mechanistischen Gottesbegriffs. Wenn Schell einmal Schule gemacht in weiteren Kreisen, war es in Deutschland mit dem „Ultramontanismus“ vorüber unter dem Klerus und damit unter dem christlichen Volk. Das war des Pudels Kern. Geistiger Gottesbegriff und Anthropomorphismus rangen da um den Sieg. Mechanismus des ganzen religiösen Lebens, heidnische Auffassungsweise des Dogmas, des Kultus und der Hierarchie einerseits, und Auffassung Gottes als gütigen Vaters, der keine Knechte, sondern Kinder der Freiheit will, andererseits standen und stehen noch einander gegenüber, Christentum und Katholizismus hie, Mischmasch von Heidentum und Judentum dort. Die auffälligsten, auch der „kochenden Volksseele“ einleuchtenden „Abgründe“ in Schells Richtung, wie Hölle, Todsünde waren das öffentliche Agitationsmaterial gegen Schell und später dazu noch die „halbe Unterwerfung“. Erfahrungsgemäß wirkt der Index wie ein Meduſenhaupt auf alle Urteilslosen, Unselbständigen, Gutmütigen, und deshalb wehrte sich Schell vergeblich gegen alle Perfidie des in seinem Besitzstande von ihm bedrohten Feindes. Man konnte Schell keine Häresie beweisen und also keine Unterwerfung fordern (siehe Hennemann „Widerrufe Schells“). Aber quälen mußte man ihn instinktmäßig, und die kirch-

Digitized by Google

lichen Behörden boten ihm keinen Schutz. Die schwachen, verfänglichen theologischen Positionen Schells, deren er sich bewußt war und deren Gesundung er erhoffte mittels der wissenschaftlichen Diskussion, waren fast unvermeidlich gewesen. Der Weg zur Wahrheit wird immer mit Irrtümern gepflastert sein; der Reichtum der Offenbarung Gottes ist unerschöpflich und harrt des Menschen und Forscherfleißes, seine Hebung durch das kirchliche Lehramt, vorbereitend in ständigem Verkehr mit den Profanwissenschaften, immer mehr zu vervollkommnen. Die Hebung und Flüssigmachung des Dogmenschatzes für den religiösen Fortschritt der Menschen läuft parallel mit dem menschenbeglückenden Fortschritt der Profanwissenschaften. Galilei mußte einst die zeitgenössischen Theologen lehren, wie man die Bibel auslegt, und seine Regeln sanktionierte Leo XIII. Schell bewies wahrlich zur Genüge die Unwandelbarkeit der Dogmen, bewies die Ewigkeit der Hölle als Offenbarungslehre so gründlich, wie kein anderer (in der Stelle, die R. Schw. anführt, ist die Sache philosophisch erörtert, gegen Verzerrungen des Monotheismus polemisiert und bewiesen, daß die ewige Hölle keine reine Vernunftwahrheit ist, sondern eine theologische, aus der Offenbarung fließende), schützte das Höllendogma gegen den Höllen„glauben“, wie er überhaupt grundsätzlich überall die kirchliche Lehre, streng auf Schrift und Tradition fußend, gründlich säubert von Verquickung mit Schulmeinungen und abergläubischen Verunreinigungen. Gott ist kein Mensch und himmlischer Sultan, sondern das Urbild aller Vollkommenheit. Von der Art des Gottesbegriffs hängt die ganze Behandlung der Offenbarungswahrheiten ab, die Größe ihres Einflusses auf die Gebildeten namentlich. Schell schreibt gerade auch mit Rücksicht auf die Seelsorge unter dem Volke und will dieses auf einer höheren religiösen Stufe wissen. Gerade durch gründliches Studium Schells ist der Seelsorger in den Stand gesetzt, die Moralität und religiöse Mündigkeit zu heben in Predigt und Katechese, schon bei der Jugend einen festen Grund zu legen. Daß tatsächlich Menschen in die Hölle kommen, steht in der Offenbarung durchaus nicht, nur, daß sie können, weil frei. Mehr als Gott offenbarte und die Kirche (nicht die Theologen) sicher lehrt, darf man gar nicht predigen. Man mutet den Christen die tollsten Dinge zu glauben zu und wird es verantworten müssen. Schell dringt auf strengste Gewissenhaftigkeit und genauesten Anschluß an das reine Dogma und dieses ist für Hohe und Niedrige dasselbe. Das Volk ist sehr dankbar und verständnisfähig für ernste Gläubigkeit und Befreiung von Aberglauben; es kommt nur auf Person, Charakter, Fleiß und psychologische Fähigkeit des Geistlichen an; dessen heiligste Pflicht ist die Vertiefung in das Wort Gottes und die Wahrhaftigkeit in allem. Da würde über die Erziehung des Klerus zu reden sein! Was Schwellenbach als Wachsamkeit über die Kleinen charakterisieren will, wäre Humbug erster Güte, und die Kirchenbehörden zu Rom wie anderwärts sind nicht weitsichtiger als Schell und seine Geistesverwandten sind; weil sie sich der heutigen kirchlichen Aufgabe nicht gewachsen fühlen, darum stecken sie wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand und wollen, daß niemand sie zwinge, die Riesenarbeit in Angriff zu nehmen, den Hirten der geistesmächtigen Schäflein zu machen. Den gesunden und ehrlichen Hunger nach Brot gibt man verwirrt als Hochmut und ungesunde Begierde aus, man setzt unverschämt alte Brotrinden vor, und wer Brot zu beschaffen sucht, den züchtigt man; der Sturmschrei aber wird immer wilder, und die Hirten werden zuletzt unter den Tritten der Menge ihr Ende finden. Religio depopulata wird die Losung sein. Die Kirche ist begraben, aber sie wird am dritten Tage auferstehen wie ihr Stifter. Das wird der Lauf der Dinge sein, eine geschichtliche Notwendigkeit. Die Geschichte ist die Vorsehung, ist das Gericht im Großen und Kleinen. Der heilige Geist ist von Christus der Kirche verheißen, nicht bloß der kirchlichen Obrigkeit, welch letztere allerdings — nach „ultramontaner“ Theorie und Praxis — sich allein als „die Kirche“ zu betrachten gewöhnt hat und die übrigen Christen als Schafherde ansieht, aber nicht im Sinn des Evangeliums, wie es sein sollte. Der Heilige Geist „weht“ jedoch, wie die Schrift sagt, „wo er will“, nicht bloß zu Rom in den kirch-

Digitized by Google

lichen Bureaus, „aufbewahrt in großem Kasten mit vielen Fächern“ — ein trefflich satirischer Ausdruck Schells —; sein Walten spottet der kurialen Künste und Luftschlösser durch alle Epochen der Kirchengeschichte so häufig. „Das Lachen Gottes über die Menschen ist in ihr oft mit Händen zu greifen“, wie ein anderer Prophet (Kraus im Kolleg zu Freiburg) sich ausdrückte. Die Blinden sehen es freilich nicht. „Der Graben“ und überhaupt alle übrigen „Gräben“ werden einst, wenn sie zugeworfen sind, wozu es langsam aber sicher kommen muß unter dem Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren — die gemeinsame ehrliche Forschung der Gelehrten aller Konfessionen spielt eine äußerst wichtige Rolle in dieser Entwicklung zur Union —, falls es überhaupt hienieden eine sichere Wahrheit gibt, erkannt werden als weises Walten des hl. Geistes der Wahrheit und Liebe, das sich durch die Menschheit selbst vollziehen muß, weil sie frei ist. Fiet unum ovile et unus pastor. Joh. 10, 16. Alle, welche daran fest glauben, an den Heiligen Geist, an den Universalismus der Wahrheit und Liebe, sind katholisch, gehören zur wahren Kirche Christi. Denn Katholizismus ist nicht Konfession, sondern Geistesgemeinschaft der Gläubigen, die ihr ganzes Leben beherrscht auf allen Gebieten, daher tolerant. Schell ist einer jener providentiellen Männer — trotz seiner, übrigens durchaus heilbaren theologischen Mängel —, jener Propheten und Prediger gegen allen Götzendienst, die „der Heilige Geist erweckt“ zur rechten Zeit, deren Los aber Steinigung oder Kreuzigung sein muß.

Das nämliche historisch-psychologische Gesetz, welches wirksam war im Umschwung des Hosannah zum Crucifige bei Christus, vollzieht sich auch jetzt immer wieder, so bei Schell, über den man die öffentliche Meinung zu machen wußte in der unerhörtest verlogenen, perfidesten Weise. Den „jesuitischen“ Geist gab es schon von jeher und wird ihn immer geben, durch den Jesuitenorden war er nur organisiert worden. Das Geschimpfe auf die Jesuiten ist eine Kurzsichtigkeit und wollte schon von Döllinger 1863 ersetzt werden durch eine Parallele, ein Gegengewicht zum Ordenstheologenring: in Gestalt einer Organisation katholischer Gelehrten, was aber schon verspätet war und bleiben wird; denn wer die Macht hat, gibt sie nicht mehr auch nur fingerbreit her; es ist auch ungeschichtlich gedacht, wenn Rogge, das höchste, das religiöse, das Wahrheitsinteresse dem nationalen hintansetzend, den Jesuiten „Auseinanderreißung der Nation“ vorwirft. — Wie sehr der Inquisitionsgeist noch herrscht, könnte R. Schw. sehen an dem, was man 1907 und 1908 den deutschen Katholiken bieten durfte, an der Hunde demut gerade der Laien, welche die Theologen mit Ingrimm sich zu beugen zwingt, außer wenn sie wirtschaftlich nicht ruinierbar sind. Die päpstliche Unfehlbarkeit ist erst halb definiert; wer anders sagt, gilt als Ketzer. Was Schw. über Infallibilität, Index und Approbation sagt, sind eben heiß umstrittene Marken zwischen Katholizismus und „Ultramontanismus“. Dieses Wort ist mit Recht im Gebrauch, weil Rom sich als Schützerin des Zwangs gegen Geist und Freiheit in Religionssachen aufwarf. Döllinger erklärte schon die Psychologie dieser Tatsache. (Döllingers wahre Stellung zur Infallibilität ist bis jetzt nirgends völlig objektiv dargestellt, und wenn der Türmer bereit ist, kann es vom Schreiber dieser Zeilen auf Grund seiner langen Studien klar geschehen; viel anderes höchst Aktuelles erscheint darauf in neuem Lichte.) Die „Form der Dogmen“ ist soviel wie deren Sinn und Wortlaut und kann daher nur von dem außerordentlichen kirchlichen Lehramt gegeben, nicht in das Belieben des einzelnen gestellt werden. „Wissenschaftliche Bibelkritik“ ist nicht unfehlbare Autorität. Der Gottmensch und Erlöser beim Modernismus (z. B. Loisy, Schnitzer) und beim Antimodernismus, Neuscholastizismus (z. B. Schell) ist so verschieden wie natürliche und übernatürliche Offenbarung. Man könnte Schnitzer ruhig Dogmengeschichte dozieren lassen und doch Wächter der Rechtgläubigkeit sein. Die Inquisition und ihre Mittel, wie Suspension, Exkommunikation usw. sind nur schädliche, höchst unmoderne Mißbräuche, gerade so wie die veraltete Form des Index (Leseverbot und Dispense). Übrigens allen Respekt vor Männern

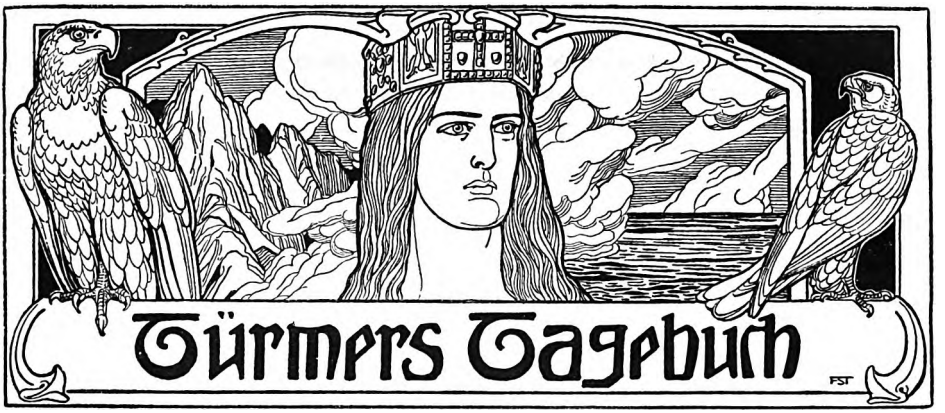
Digitized by Google

wie Nuntius Frühwirth und Erzbischof Stein, die Schnitzer „goldene Brücken“ bauen, welche zu betreten ihm aber vielleicht unmöglich ist, während es Döllinger möglich gewesen wäre, wenn man (Erzbischof Scherr ist allein schuld) sie ihm gebaut hätte. Der protestantische und katholische „Ultramontanismus“ möchten sich natürlich von jeher die Hände reichen, was kaum gelingen wird. Das Problem des „Grabens“ würde da nur noch verwickelter, nebenbei gesagt.

Es ist genug der Erörterung; zu sagen wäre freilich noch viel; aber es muß nicht jeder alles sagen; wer verstehen will, versteht, und wer das Rätsel der Ringenden nicht fühlt, wird es nie erfassen (es ist da wie mit der „unmittelbaren Anschauung“ Hegels); wer auf die scheinbaren Kleinigkeiten der Alltäglichkeit achtzugeben gelernt hat, wird nie nach Beweisen fragen (wie Grimmhagen, Jahrg. X, 5 und 11, Jahrg. XI, 3). Gerade der schlichte Mann aus dem Volk hat oft das gesündeste Urteil. Jene Akatholiken und Katholiken, welche, wie Rogge und Schwellenbach im Türmer es zeigen, innerliches Interesse an den „Nöten der Religion“ besitzen, nie zu den „Satten“ gehören wollen, den Materialisten, sondern zu den „Armen im Geiste“, die „hungern und dürsten nach Gerechtigkeit“ und Wahrheit, mögen nur wie „unsereiner“ so viel als möglich die Kundgebungen des Ultramontanismus im Original studieren sowie die Proteste z. B. der katholischen Männer und ihres Gefolges dagegen: die Syllabusliteratur, die Schellschen und Müllerschen Reformschriften, die Spektatorbriefe der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895—99 besonders, das „Zwanzigste Jahrhundert“ (Münchener Wochenschr. f. fortschr. K., seit Neujahr 1909 „Das neue Jahrhundert, Organ der deutschen Modernisten“ betitelt), die „Friedensblätter“ (Würzburg), den „Türmer“, A. M. Weiß „Die religiöse Gefahr“, die Heinerschen Schriften (bes. Syllabus und Modernistenenzyklika), Harnacks „Wesen des Christentums“, Schells „Christus“ und seine übrigen Werke, Döllingers „Akad. Vorträge“ usw. usw. Es soll das keine Übereinstimmung mit Inhalt und Tendenz dieser Bücher und Schriften bedeuten. Schreiber dieser Zeilen ist überzeugt und mit ehrlichem Stolz Katholik und treu autoritätsfromm, aber keine Sklavenseele, kein „strammer Katholik“ (ein unbezahlbarer Ausdruck!) und hält dafür, eben deshalb, daß der Wahrheitsfreund und Glaubensfrohe nichts fürchten darf. Non turbetur cor vestrum. Joh. 14. Unsere Zeit, aber die „Kirchlichen“ diesseits und jenseits des „Grabens“ nicht zuletzt, krankt an Glaubensschwäche. Dies irae!

Ein kath. Landgeistlicher

Digitized by Google



Der „Schattenkönig" und wir — Deutschösterreichische Trauer, reichsdeutsche Trauer! — Von „Hunden", die „beißen" — Deutsche Kultur? — Aus Moskau das Licht

Heil sei dem Tag, an dem du uns erschienen! — Fidibum, fidibum, fidibum!" Endlich durften Ihn die Berliner Stadtväter am Brandenburger Tor begrüßen! Diesmal aber „warm angezogen" und ohne stundenlang entblößte Häupter, wie denn auch den Ehrenjungfrauen warme Kleidung anbefohlen worden war. Befohlen. Der Kaiser mußte ihrem Oberhaupte erst das Unnötige und Unwürdige der bisherigen Gebarung zu Gemüte führen, bis die Aufrechten sich zu dem heroischen Versuche entschlossen, sich als unabhängige Gentlemen zu fühlen.

Hatte nun der Besuch König Eduards von England eine politische Bedeutung? Jedenfalls, meint Konrad Haußmann im „März", hatte er keinen besonderen politischen Zweck, es wäre denn der negative, die politische Verstimmung nicht durch Verletzung des Brauchs der Höfe noch zu steigern. Eine historische Bedeutung, wie der Besuch König Eduards in Reval während des vorigen Sommers, werde die Visite von Berlin nicht haben.

„Sie ist ein Akt artiger Korrektheit. Um sich davon zu überzeugen, muß man sich nur die Vorgeschichte vergegenwärtigen. Es hat wiederholt Verstimmungen zwischen dem englischen und dem Berliner Hof gegeben, die nicht frei von einem persönlichen Charakter waren. Das geht ziemlich weit zurück, bis auf den ersten Besuch des jungen deutschen Kaisers bei der Königin von England, seiner Großmutter, der er aufrichtig verehrungsvolle Empfindungen entgegenbrachte, fast so warmherzige wie seinem Großvater, Wilhelm I. Damals, bei jenem Besuch in London, war König Eduard VII. noch Prinz von Wales, und damals fand eine persönliche Annäherung des jungen deutschen Kaisers an die Person des Thronfolgers, der sein Oheim war, nicht statt. Es genügt, diese sichere Tatsache im Auge zu behalten, und es ist nicht auf die Gedanken einzugehen, die dem zugrunde lagen. Als die Königin Viktoria von England die Augen schloß, waren jene Verstimmungen in

Digitized by Google

der Hauptsache überwunden; und dazu trug das lebhafte und aufrichtige Beileid des Deutschen Kaisers am Hingang der Königin Viktoria wesentlich bei, das vom englischen Hof als Beweis warmer, menschlicher und verwandtschaftlicher Empfindungen dankbar aufgenommen wurde. Nun war der Prinz von Wales König von England, und die Anfangszeit seiner Regierung schien eine größere persönliche Annäherung der beiden Monarchen nicht auszuschließen. Trotzdem trat, diesmal wohl unter Mitwirkung politischer Verhältnisse, wieder eine merkbare Abkühlung ein, der der Deutsche Kaiser durch den Novemberbesuch 1907 ein Ende machen wollte. König Eduard muß empfunden haben, daß es dem Kaiser Wilhelm damals aufrichtig um eine Annäherung zu tun war, als er aussprach: ‚Ich will ehrlich Friede und Freundschaft mit England halten, und die Wünsche der deutschen Nation decken sich darin mit den meinigen', ein Satz, der nur in seinem zweiten Teil, nicht in dem ersten durch eine Äußerung des Kaisers in dem bekannten Interview eingeschränkt worden ist. Aber auch ganz abgesehen von den offiziellen Äußerungen muß König Eduard, der ein guter Menschenkenner sein soll, das gleiche beobachtet haben, was einer Reihe von Deutschen in London nicht entgangen ist, nämlich daß Kaiser Wilhelm ein aufrichtiger Bewunderer der Engländer und ihrer tüchtigsten Eigenschaften ist, und daß er die freieren Formen der englischen Gesellschaft außerordentlich hoch stellt. Mit diesem Novemberbesuch 1907 war nach den Gesetzen der Hofetikette wie nach den Regeln der guten Gesellschaft eine Erwiderung dieses Besuchs für den König von England mit seiner Gemahlin gegeben, da auch der Kaiser mit der Kaiserin gemeinsam in Windsor zu Gast war. Der Gegenbesuch wurde außerdem bei der flüchtigen Begegnung der beiden Monarchen zu Kronberg anläßlich der Durchreise König Eduards nach Österreich ausdrücklich für 1909 zugesagt.

König Eduard macht einen Hofbesuch, aber er ist der Repräsentant Englands. Weite Kreise Deutschlands identifizieren ihn sogar mit England, wie zahllose Engländer Deutschland mit Kaiser Wilhelm identifizieren. Das unbewaffnete Auge der großen Masse hat nicht gelernt, Volk und Monarchen auseinanderzuhalten. Wenn man das freilich nicht tut, so häufen sich die Mißverständnisse und Fehlschlüsse. Übrigens ist König Eduard in England, sogar mit Einschluß von Irland, wirklich beliebt und populär. Die Konservativen und die Radikalen, die Iren selbst bringen dem König, den sie mit der familiären Abkürzung des Namens Eduard bezeichnen, ein starkes persönliches Vertrauen entgegen, das sich gleichmäßig auf die Wertung seiner intellektuellen wie seiner Charaktereigenschaften stützt. Das darf und muß für die Urteilsbildung auch der Deutschen ins Gewicht fallen, und es wäre gedankenarm, sich immer noch nach den englischen Witzblättern aus der Zeit vor fünfundzwanzig Jahren richten zu wollen.

Wenn aber Anatole France kopfschüttelnd von dem ‚Spaß' berichtet, den in Paris die ‚Streiche' bereiten, die König Eduard Deutschland spiele, so kann niemand von uns verlangen, daß wir mitlachen. Als eine solche Durchkreuzung deutscher Absichten wurde den Lesern des ‚März' von dem großen Franzosen unter Nennung seines Gewährsmanns zum Beispiel erzählt, um das Jahr 1903 sei ein deutsch-französisches Aktiensyndikat Gwinner-Bernes zur weiteren Förderung der

Digitized by Google

Bagdadbahn angekündigt gewesen. ‚Unverweilt eilte Eduard nach Paris. Am Tag nach seiner Abreise berichteten die Zeitungen, daß die Unterhandlungen mit Deutschland abgebrochen seien und die französischen Banken ihre Beteiligung abgelehnt hätten.‘

Eine solche Vereitelung deutsch-französischer Berührungen — wenn der Vorgang richtig ist — wäre das ‚gute Recht‘ einer ‚nationalen‘ Politik Englands. Aber das ‚gute Recht‘ einer nationalen Politik Deutschlands wäre es, eine derartige Rechtsausübung nicht nur als eine unfreundliche Schädigung berechtigter deutscher Bemühungen, sondern auch als eine Verleugnung jenes solidaren Interesses zu empfinden, das Europa, also auch England, an einer Minderung der deutsch-französischen Spannung hat.

Die Methode König Eduards VII. entspricht jedenfalls nicht durchaus jener der viktorianischen Periode, die wir uns gewöhnt hatten, als die quite englische anzusehen. König Eduard hat einige persönliche Züge in die Politik seines Landes hineingetragen. Ob das auf die Dauer nützlich ist, das müssen die Engländer wissen und entscheiden. Die Deutschen sollten sich ... an der Konstatierung der Tatsache genügen lassen. Im übrigen erscheint uns König Eduard als ein lebenskundiger, sehr überlegter Mann, der schweigsam, frei von Unbesonnenheiten und Vorurteilen ist. Kenner jeden Sports, steht er doch über dem Sport. Nur für die Politik scheint er eine intensive Vorliebe zu besitzen, vielleicht weil er bis in seine hohen Jahre von ihr ausgeschlossen war. Auch die, welche sich nicht immer der Sympathien seiner Politik zu erfreuen haben, werden anerkennen, daß er ein geschickter Geschäftsträger seines Landes ist. Ein Geschäftsträger? Ist das eigentlich die Aufgabe des Monarchen im konstitutionellsten Land? Und muß dies nicht notwendig der Person des Monarchen Antipathien in den Staaten zuziehen, gegen die diese Politik gerichtet ist? Wäre es nicht nützlicher für das Land, solche Antipathien dem unpersönlichen Ministerium und nicht der Person des Monarchen aufzuladen, schon deshalb, weil wegen der oben hervorgehobenen, vielfach unvermeidlichen Identifizierung von König und Land auch infolge vorübergehender Vorkommnisse viel leichter eine Entfremdung von Volk zu Volk ansetzt und Wurzel faßt?

Noch eine allgemeine Erwägung drängt sich auf. Ein königlicher Geschäftsträger im Ausland gelangt leichter zu der Rolle eines politischen Geschäftsmannes als zu der eines königlichen Staatsmannes. Gerade die Deutschen, die daheim im Staatsinteresse die Anwendung der Formen persönlicher Politik widerraten, und die einer Annäherung der europäischen Völker, voran Englands und Deutschlands, das Wort geredet haben, sehen ihre Aufgabe wenig erleichtert, wenn in dem konstitutionellen Musterland das Hervortreten des Königs einen Bestandteil der Politik zu bilden scheint.

Im übrigen ist die Stimmung zwischen dem deutschen und dem englischen Volk durch eine Reihe bekannter Vorkommnisse nervös geworden. Darauf hat das deutsche Volk durch sein Parlament unter Umständen, die an der Wahrhaftigkeit dieser Erklärungen keinen Zweifel zulassen, im November 1908 ausgesprochen, daß es keine Abneigung gegen das englische fühlt und auf eine würdige Freundschaft Wert legt. Als Antwort hat ein englischer Feldmarschall das Oberhaus zu

Digitized by Google

einem Akte des höchsten Mißtrauens gegen Deutschland hingerissen, und dieser Akt wird auch nicht durch den Besuch des Königspaares in Vergessenheit gebracht. Es wird danach für Deutschland angemessen sein, sich weder in Schmerzens- noch in Liebesbeteuerungen zu ergehen, sondern ruhig abzuwarten, bis aus der englischen Bevölkerung heraus Beweise einer gerechteren und billigeren Auffassung laut werden. Denn niemand weniger als dem freien Engländer gegenüber darf es Deutschland an Selbstachtung fehlen lassen...."

So „persönlich" sieht die monarchische Regierungsweise aus, die unsere vereideten „Gottesgnadentümler" uns scherzhafterweise als „Schattenkönigtum" an die Wand zu malen belieben. Freilich, der König von England ist nicht der König irgend einer Kaste, Clique oder Partei. Vor dieser Gefahr schützt ihn, wie die „Berl. Volksztg." mit guten Gründen darlegt, „die Verfassung, die ihn erhebt, indem sie ihn zu Boden zu drücken scheint. Denn sie zwingt ihm den höchsten Beruf auf, den er als persönlicher Repräsentant der Staatsgewalt haben kann: Er ist als Monarch zugleich der Träger und der Vollstrecker des Volkswillens. Darum genießt der englische König bei dem englischen Volke eine Verehrung, wie sie nirgends einem Herrscher in gleicher Art dargebracht wird.

Diese Verehrung ist allerdings grundverschieden von dem byzantinischen Getue, das man anderwärts gewöhnt ist; denn sie beruht nicht in einem devoten Personenkultus, sondern in der Achtung, die der Engländer vor der verfassungsmäßigen Institution des Königtums hat. Als Prinz von Wales hat der jetzige englische König manche scharfe Kritik im englischen Parlament und im englischen Volke über sich ergehen lassen müssen. Seit er König ist, schweigt alle Kritik, und da er mit den verantwortlichen Ministern eine kluge und erfolgreiche Politik betreibt, auch so streng konstitutionell ist, wie es das englische Volk seit Jahrhunderten von seinen Herrschern verlangt, so hat er das Königtum zu einer Machtentfaltung und einem Ansehen gebracht, daß Eduard VII. in dieser Beziehung keinen Rivalen hat. Vorkommnisse, wie die in den letzten Novembertagen in Deutschland zu verzeichnen waren; elementare Ausbrüche der Kritik gegenüber dem persönlichen Regiment, wie sie damals in allen Schichten des deutschen Volkes zu verzeichnen waren, wären in England unter Eduard VII. undenkbar und unmöglich.

So sieht der ‚Schattenkönig' aus, den die deutschen Reaktionspolitiker immer als Musterbeispiel hinstellen für den König, wie er ihrer Meinung nach nicht sein soll!

In England ist kein Gesetz ohne Parlamentsbewilligung gültig; zwar hat der König nominell das Recht, ein vom Parlament angenommenes Gesetz zu beanstanden mit der französischen Formel ‚le roi s'avisera" was in freier Übersetzung ungefähr so viel bedeutet wie: Der König wird sich noch weiter unterrichten; aber seit dem Jahre 1707, wo die Königin Anna die schottische Milizbill verwarf, ist von dieser Formel nicht mehr Gebrauch gemacht worden: so sehr hat sich in England die heilsame Anschauung durchgesetzt, befestigt und bewährt, daß der Wille des Volkes das einzig Entscheidende im englischen Staatsleben ist. Dieser Volkswille wird auch insofern respektiert, als die Regierung in England je nach dem

Digitized by Google

Ausfall der Wahlen zu führen ist: Die Mehrheit des Parlaments bestimmt der Richtung nach die Bildung des Kabinetts und die Auswahl unter den übrigen hohen und maßgebenden Verwaltungsstellen. Kein englischer König kann auf die Dauer und mit Erfolg gegen das Parlament regieren. Die ruhmreichsten Blätter der englischen Geschichte sind mit den Darstellungen der Kämpfe angefüllt, die das englische Volk zur Aufrechterhaltung und Verstärkung der Rechte der Volksvertretung siegreich bestanden hat. Blutige Revolutionen bezeichnen diesen Weg zum Ausbau des englischen Verfassungswesens; ein auf dem Schafott gestorbener König gilt für ewige Zeiten als Zeichen des furchtbaren Ernstes, mit dem die englische Nation ihre politischen Grundrechte gegen jede Vergewaltigung zu schützen entschlossen ist. Und weil diese Grundrechte vom englischen Königtum selbst niemals so rückhaltlos anerkannt worden sind, wie seit zweihundert Jahren bis zu unseren Tagen, darum steht das Königtum nirgends so gefestigt da wie in Großbritannien. Die durch den Willen des englischen Volkes bestimmte Richtung der Politik wird so klar, bestimmt und folgerichtig durchgeführt, daß *selbst die weibliche Umgebung der Königin* entnommen wird aus den Reihen der Partei, die gerade am Ruder ist, damit auch nicht die geringste unzulässige Beeinflussung durch allerlei höfische Hintertürenbeziehungen möglich ist, wie sie schon an den Höfen von anscheinend sehr ‚starken' Monarchen zu konstatieren gewesen ist. Die reichhaltige Memoirenliteratur aus den verschiedensten Ländern gibt darüber den vielseitigsten Aufschluß.

England ist durch das ‚parlamentarische Regiment' groß und reich geworden. Durch das ‚parlamentarische Regiment' ist die britische Nation zur Beherrscherin der Meere geworden. Durch das ‚parlamentarische Regiment' ist das englische Königtum mit der Nation zugleich gefestigt und gestärkt worden. Der Satz: ‚Der König herrscht, aber er regiert nicht' ist in Großbritannien dem Königtum wie dem Volke in gleichem Maße zugute gekommen. Man mag England als eine Republik bezeichnen, in der der Posten des Präsidenten in einer bestimmten Familie erblich ist, — den preußischen Reaktionären erscheint das sozusagen als das ‚Schlimmste', was sie dem von ihnen nicht geliebten Albion ‚der Abschreckung halber' nachsagen zu können meinen, — so wird doch niemand leugnen dürfen, daß die englische Verfassung mit dem sogenannten ‚Schattenkönig' und dem starken Parlament die Bürgschaft der inneren und äußeren Größe und Macht des Inselreiches jenseits des Kanals in sich getragen hat und weiter in sich trägt ..."

Lauter, als eines männlichen und mündigen Volkes würdig, haben wir dann über die „Einkreisungspolitik" dieses „Schattenkönigtums" gestöhnt. Und wir sollen's gar nicht nötig gehabt haben. Es hätte nicht zu sein brauchen, wenn *wir* nur anders wollten. Wir sollen die *Wahl* gehabt haben, England an unserer Seite zu sehen oder an der anderer Kontinentalmächte. „Als die letzten Wahlen", schreibt der „Vorwärts", „den englischen Liberalen den Sieg brachten und Campbell-Bannerman an die Spitze der Regierung trat, suchte dieser alte Gegner des Imperialismus das Versprechen seiner Partei, die *Rüstungen einzuschränken*, wahr zu machen. Auf dem internationalen Friedenskongreß im Haag schlug er ein Übereinkommen über die Beschränkung des Flottenbaues vor. Er scheiterte vor allem

Digitized by Google

an der brüsken Ablehnung der deutschen Regierung. Noch zweimal suchten die englischen Liberalen, für die ein Erfolg in der Abrüstungsfrage eine Lebensnotwendigkeit war, zu einer Verständigung mit Deutschland zu gelangen. Bei dem letzten Zusammentreffen Eduards mit Wilhelm II. in Cronberg suchte Sir Hardinge, der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, das Abrüstungsproblem zu erörtern. Er wurde von Wilhelm II. abschlägig beschieden. Und zum dritten Male versuchte der englische Minister Lloyd George in diesem Sommer mit der deutschen Regierung eine neue Verhandlung anzubahnen, und wieder wurde jede Auseinandersetzung zurückgewiesen. Und Bülow hat sich noch ... dieser Politik im Reichstage gerühmt. ...

Die Folgen aber ... haben sich rascher erfüllt, als man ahnen konnte. Das Scheitern der Abrüstungspolitik brachte innerhalb der liberalen Partei den imperialistischen Flügel ans Ruder und stärkte die Agitation der Konservativen im höchsten Maße. Die Abweisung Deutschlands festigte das Bündnis Englands und Frankreichs, das die törichte Marokkopolitik sicher unzerreißbar gemacht hat; Eduard ging nach Reval, und Rußland gehört heute zum englischen Konzern, dem Spanien und Portugal angehören, der die Sympathien der Nordstaaten, wie die Hollands und Belgiens genießt, und unter dessen Einfluß die Türkei und die kleinen Balkanstaaten stehen, während Italien den Dreibundvertrag nur als Mittel betrachtet, beim Übertritt zu den Westmächten günstigere Bedingungen zu erhalten." Es sei „die Verblendung der deutschen Regierungspolitik, der Größenwahn", zur stärksten Armee die stärkste Flotte hinzufügen zu können, der Deutschland in die gefährliche Isolierung hineingetrieben habe, in der es sich befinde: „Und das Unheil dieser Politik ist noch nicht abzusehen. Die Stellung der Liberalen in England ist schwer erschüttert. Die deutschen Flottenbauten haben in England die chauvinistische Agitation entflammt, die ganz nach dem Muster des Deutschen Flottenvereins organisiert ist. Kaum nützt es noch den Liberalen, daß sie in Wirklichkeit imperialistische Politik machen, daß sie das Programm der Rüstungseinschränkung aufgeben; die Aussichten der Konservativen, der konsequenten und rücksichtslosen Vertreter des kapitalistischen Imperialismus, wachsen immer mehr, und was vor einigen Jahren den meisten noch undenkbar schien, ist heute nahe Gefahr: der Übergang Englands zum Schutzzoll und zur allgemeinen Wehrpflicht steht vor der Türe."

Die schlechte Führung unserer auswärtigen Politik ende so in einer kolossalen Machtverstärkung Englands, das durch die Schuld unserer Regierung fast ganz Europa um sich vereinigt habe. Aber sie bereite in England auch eine Handelspolitik vor, die über die deutsche Industrie und damit über die deutsche Arbeiterklasse eine schwere Gefahr heraufbeschwöre.

Und diese Unfähigkeit der deutschen auswärtigen Politik habe neben ihrer offen zutage liegenden noch ihre Geheimgeschichte: „Im ‚B. T.' enthüllt ... Herr Theodor Wolff aus dieser einige Abschnitte. Er erzählt, daß Chamberlain, damals der eigentliche Leiter der englischen Politik, kurz nach Beginn des Burenkrieges, Ende 1899, der deutschen Regierung bestimmte Vorschläge zur Herbeiführung einer dauernden Einigung gemacht hat. Der Vorschlag scheiterte, aber

Digitized by Google

Chamberlain bot 1901 der deutschen Regierung ein formelles Bündnis an. England müsse sich zur Sicherung seiner Kolonien einer der beiden Festlandsgruppen anschließen. Chamberlain sagte voraus, daß ein Scheitern der deutsch-englischen Verhandlungen zu einer Entente mit Frankreich und Rußland führen werde. Er offerierte den Beitritt Englands zum Dreibund, mit Ratifizierung durch das Parlament, und erklärte, daß der Casus foederis eintreten sollte, sobald eine der vertragschließenden Parteien von zwei Seiten angegriffen würde. Die deutsche Regierung aber ließ den Plan an einem Streit um die — Erhöhung der chinesischen Seezölle scheitern! ..."

Diese Behauptungen werden bestritten, womit freilich noch nicht gesagt ist, daß sie unwahr sind. Wie verhalten sich nun aber die wahren und wohlverstandenen Interessen der beiden großen Kulturvölker zueinander? Diese doch wohl entscheidende Frage untersucht der in London lebende preußische Kommerzienrat Charles Tuchmann in der „Neuen Revue": „Deutschlands Konkurrenz auf dem Weltmarkte? Gewiß, Deutschland ist ein starker Rivale, und es hat sich in wenigen Jahren auf einen hohen Posten geschwungen; aber es wird nie in der Lage sein, England zu verdrängen, wenigstens nicht, solange England seinen Freihandel behält. In Brasilien z. B., wo in großer Zahl Deutsche wohnen, ist der englische Import führend, und Deutschland kommt erst an zweiter Stelle; dasselbe ist fast überall in der Welt der Fall, und in gewissen Industrien sind deutsche Güter neben den englischen überhaupt nicht zu finden, obwohl Deutschland dieselbe Industrie in starkem Maße besitzt. Noch mehr: Lord Avebury hat in seinem Vortrage vom 1. Dezember 1905 festgestellt, daß nach Indien Deutschland der beste Kunde Englands ist und ein Drittel mehr als Amerika, das Doppelte mehr als Frankreich und nahezu das Zweieinhalbfache mehr als Südafrika aus England bezieht. Wenn also Deutschland auch England vielleicht eine bedeutende Konkurrenz macht, so leben Tausende von englischen Arbeitern von der steten Kundschaft des Deutschen Reiches. Weiter: was von den Rüstungen Deutschlands gilt, trifft auch für Englands Rüstungen zu. Deutschland hat einen großen Handel zu verteidigen und seiner jungen Position die notwendige Kraft zu verleihen. Aber Englands Handel umfaßt die Welt, und sein Kolonialbesitz zwingt es zu einer weit größeren maritimen Ausdehnung als irgendein anderes Land der Welt. Wenn die Engländer eine Flotte haben wollen, so groß wie sie wünschen, so soll man ihnen dies in Deutschland gönnen, ebenso wie den Besitz einer großen Landarmee. Wir verlangen von England, daß es sich nicht in deutsche Verhältnisse mische, und auch wir sollen uns nicht in englische Verhältnisse mischen. Allerdings wird, wie Fürst Bülow gesagt hat, der englische Kaufmann sich daran gewöhnen müssen, daß der deutsche nicht mehr nur die Brosamen auflese. Nun überdenke man die ganze Situation! Zwischen kaum zwei Staaten Europas bestehen so wenig wirkliche Reibungspunkte wie zwischen England und Deutschland. Die kolonialen Grenzen sind alle gesichert. Deutschland hat sein Teil bekommen, und mit der Ausnahme des kleinasiatischen Zentrums ist nur noch wenig in der Welt zu verteilen. Warum nicht über diesen Punkt sich einigen, und diese Frage zur Grundlage einer Entente machen, die für England und Europa

Digitized by Google

nützlicher werden könnte als die englisch-französische, welche in vieler Hinsicht nur einen platonischen Wert besitzt. Leider wird von beiden Seiten eine solche Politik, die besonders von den Deutschen in England sehr begrüßt werden würde, nicht nur nicht gefördert, sondern — auch abgesehen von der Agitation der Presse — direkt unmöglich gemacht. An der Aufrichtigkeit der Gesinnung des deutschen Kaisers gegenüber England kann nicht gezweifelt werden. Wie unangebracht das Interview im Daily Telegraph auch gewesen sein mag, es besteht kein Zweifel darüber, daß der Kaiser darin seiner aufrichtigen Freundschaft für England Ausdruck verleihen wollte. Aber kann man sich in Wahrheit darüber wundern, daß es mißdeutet wurde? Man braucht nicht, wie der Schreiber dieser Zeilen, vierzig Jahre im Auslande gelebt zu haben, um zu sehen, daß die deutsche Politik im letzten Dezennium besonders England gegenüber sehr unglücklich gewesen ist. Unter der beispiellosen Wankelmütigkeit unserer auswärtigen Politik haben die Deutschen zu Hause wie im Auslande gleichermaßen zu leiden... Man glaubt den deutschen Versicherungen nicht mehr im Auslande, daher das Mißtrauen, welches dem Interview entgegengebracht wurde. Es ist weiter bedenklich aufgefallen, daß sich das offizielle Deutschland in England den mehrfachen Besuchen unserer Landsleute gegenüber mit einer bemerkenswerten Kühle verhalten hat. Dieses ist um so mehr in der Presse kommentiert worden, als es sich gerade in England die Minister und höchsten staatlichen Würdenträger zur Ehre rechnen, mit der Presse zu Tisch zu sitzen. Ja, es kann offen und ehrlich gesagt werden, daß diese Besuche gänzlich in das Wasser gefallen wären, wenn die Deutschen in England die Angelegenheit nicht selber in die Hand genommen hätten. ...

Diese „bemühen sich nach Kräften, ein besseres Verständnis zwischen den beiden Nationen herbeizuführen und dem Phantom eines Krieges den Garaus zu machen, mit dem uns heute die überreizte Phantasie unverantwortlicher politischer Sensationsmacher schreckt. Es wird die höchste Zeit, daß man Ernst mit dem Friedenswerk macht, und daß es nicht nur bei Besuchen und schönen Worten bleibt, denn die Gefahr ist näher, als mancher der Herren, die so übermütig mit dem Kriegsgedanken spielen, glaubt."

Nun hat ja der Besuch König Eduards in Berlin manches Friedensöl auf die erregten Wogen geträufelt, wie er überhaupt in vornehmer und würdiger Weise verlaufen ist. Man darf aber den Wert solcher Aussprachen zwischen einzelnen Personen, und seien sie noch so hochgestellt, nicht überschätzen. Sie bedeuten längst nicht mehr das, als was sie früher, ja noch vor ein paar Jahrzehnten, gelten durften. Es stimmt doch sehr ernst, wenn dieser deutsche Citymann die herrschende Stimmung dahin zusammenfaßt:

„Die beiden Länder leben heute im besten kommerziellen Einverständnis, keine unheilbaren politischen Differenzen bestehen, und trotzdem leben wir in der täglichen Erwartung eines Völkerkrieges, der sich an seinen Schrecken mit nichts messen ließe, was je vorher gewesen ist. Niemand will den Krieg, weder in Deutschland noch in England, aber ein unheilvolles Schicksal scheint uns in dieses Abenteuer treiben zu wollen, das von niemand ersehnt wird, von allen beklagt würde. ..."

* * *

Digitized by Google

Ein unheilvolles Schicksal? — „Die entfesselte Demokratie!“ sagte ein geistreicher Aristokrat spöttisch zu einem Wiener Gewährsmann der „Frankf. Ztg.“ „Die Massen werden noch von Instinkten beherrscht, die in den oberen Regionen schon halb überwunden sind. Der Anfang war der Kampf aller gegen alle, der Sippe gegen Sippe, der Gleichartigen gegen die Fremden. Auf dieser Stufe stehen heute noch die Massen. Nur die Höherentwickelten sind schon in das Gefühlsstadium des Vertrags und des Vertragens eingetreten und sehen in der Fremdartigkeit einen Reiz mehr. Mit dem Siege der Demokratie mußten die Staaten notwendig in den Atavismus der Nationalinstinkte zurückversinken. Neue Demokratien bedeuten neue Gefahren. Der Konstitutionalismus in Rußland und in der Türkei hat der Welt zunächst nichts anderes beschert als zwei neue aggressive Chauvinismen, und morgen schon kann ein Weltbrand ausbrechen, weil in Europa das Vaterunser in verschiedenen Sprachen gebetet wird.“

Der Korrespondent meint nun, er hätte manches über den Anteil grade der Aristokratie an der Verursachung dieser Zustände erwidern können, aber ihm schoß die Erinnerung an ein anderes Gespräch über den gleichen Gegenstand mit einem andern Aristokraten durch den Kopf. In Jasnaja Poljana war's, spät in der Nacht. Er schritt neben Leo Tolstoi durch das lange, matt beleuchtete Speisezimmer, während Tolstoi unausgesetzt nachdenklich sprach, wie in innerer Versunkenheit.

„Wir leben im Zeitalter der verfälschten Demokratie“, sagte er. „Es ist das Volk scheinbar zur Mitherrschaft im Staate herangezogen, aber in Wirklichkeit ist der Despotismus der Herrschenden nur um die Kraft des ganzen Volkes vermehrt worden. Die allgemeine Wehrpflicht heißt nicht, daß ein Krieg nur geführt werden darf, wenn ein Volk ihn will, weil seine Äcker und Häuser bedroht sind. Sie heißt, daß der Krieg nach wie vor im Belieben der Mächtigen steht, nur daß nicht mehr ihre Heere von bezahlten Strolchen ihn führen, sondern jeder, ob er will oder nicht, ob er die Ursache billigt oder nicht. Und es ist auch ganz gleich, ob die Mächtigen Zare oder Könige oder Präsidenten heißen. Die Franzosen haben eine Republik und führen doch sinnlose Kriege für Kolonien und würden jeden Tag einen neuen beginnen für die noch sinnlosere Revanche. Denn die Völker werden nicht nur geknebelt durch die Dienstpflicht und die Gendarmen, die sie aus ihren Häusern holen, wenn sie nicht dienen wollen, sondern durch die Erziehung, die ihnen die Mächtigen angedeihen lassen. Da wird dem Kinde nicht gesagt: Du bist ein Mensch, du sollst deinen Nebenmenschen lieben, du hast wenig Böses und viel Gutes von ihm zu erwarten. Da wird ihn gelehrt: Du bist ein Russe, oder ein Deutscher, oder ein Franzose, und dein Volk ist vor allen andern ausersehen, groß und mächtig zu sein, nur wollen es ihm die andern nicht gönnen. Da wird ihm erzählt von Schlachten, die man geschlagen, und Siegen, die man erfochten. Da wird die Ruhmbegierde gestachelt und ein Gehirnrausch erzeugt, der sich von jedem Trommelwirbel neu erwecken läßt. Lassen Sie, wenn dieser Rausch vorüber ist, einen Deutschen und einen Franzosen und einen Russen irgendwo an einem friedlichen Orte zusammentreffen, und sie werden als friedliche Menschen höflich und freundlich gegeneinander sein. Und so wären auch die Völker gegeneinander, wenn man ihnen als Gesamtwesen nicht erst jenen Gehirnrausch bei-

Digitized by Google

gebracht hätte. Aber ehe die Mächtigen die Macht auch nur scheinbar mit ihren Völkern teilten, haben sie ihnen das Gift gegeben, das sie unfähig macht, sich wirklich zu befreien. Denn solange der Nationalhaß dauert, müssen die Armeen zum Schutze des Vaterlandes erhalten bleiben, und solange es Armeen gibt, ist jede Freiheit nur Schein."

„Wieviel tiefer", bemerkt dazu der Gewährsmann, „hat der Alte von Jasnaja Poljana das Problem erfaßt als unsere anthropologisch tuenden Geschichtsphilosophen! Die Nationalitätenfrage ist wirklich nur eine Erziehungsfrage, und wenn heute die Herrschenden sich darauf berufen, daß die Völker viel kriegerischer seien als die Regierungen, so entschlagen sie sich absichtlich der Verantwortung, die sie für diesen Geisteszustand der Völker tragen. Nirgends ist die Schuld der Obersten an der nationalen Verhetzung deutlicher zu erweisen als in Österreich. Ursprünglich waren es die Regierungen selbst, die nach dem Prinzip divide et impera jede nationale Verständigung vereitelten, um zwischen den streitenden Völkern Schiedsrichter bleiben zu können und nicht die Macht an die Volksvertretung abgeben zu müssen. Dann waren es die Feudalen, die trennende Schlagworte unter die Massen warfen, weil mit jeder Spaltung Würden und Führerposten verbunden sind, die den ‚geborenen' Führern des Volkes ganz von selbst zufallen. Jetzt ist es schon das Intelligenzproletariat, das an der nationalen Expansion ein Interesse hat. Denn mit dem Geltungsbereich der nationalen Sprache wächst die Zahl der Ämter, in denen die Gutgesinnten und national Erprobten unterzukommen hoffen dürfen. Das eigentliche Volk, die ungeheure Überzahl der Produzierenden und Erwerbenden, hat nicht das geringste Interesse am nationalen Hader, wenn auch jetzt der Versuch gemacht wird, durch allerlei Boykottbewegungen auch diese Schichten in den Kreis der Interessenten hineinzuziehen. Der Güteraustausch, das einzige, was für den erwerbenden Teil des Volkes von Bedeutung ist, kann unter Boykott und Gegenboykott nur leiden; am schwersten natürlich die Arbeiterschaft, da sich der Markt, die Arbeitsgelegenheit verringert. Trotzdem tun heute alle Schichten mit einziger Ausnahme des ganz disziplinierten Teils der Sozialdemokratie im nationalen Kriege mit. Es ist gelungen, durch vereinigte Wirkung von Schule und Presse einen nationalen Fanatismus zu erzeugen, der an Stärke dem halb überwundenen konfessionellen um nichts nachsteht. Am schwächsten entwickelt ist er bei den Deutschen, die immer ein gewisses Wohlwollen auch für andere Völker gehabt hatten, am stärksten bei den Slawen. Da wirkt wohl auch ein wenig Neid und Eifersucht auf den wohlhabenderen, kulturell fortgeschritteneren Deutschen mit, dem der jüdische Mittelstand zugerechnet wird. Heute ist der Regierung dieser Haß schon über den Kopf gewachsen, und sie würde gern die Geister, die sie gerufen, wieder loswerden. Aber man hat ein Haus viel schneller angezündet als den Brand gelöscht.

Es gab noch einen anderen, viel bedenklicheren Grund für die Entfesselung des slawischen Fanatismus, auf den wir in diesen kritischen Zeiten sehr ungern zu sprechen kommen, den man aber grade jetzt nicht außer acht lassen darf, weil die

Digitized by Google

Dinge beginnen, sich zuzuspitzen. Nach dem Kriege von 1866, als Österreich aus dem Deutschen Bunde hinausgedrängt, und noch mehr, als ein protestantisches deutsches Kaisertum entstanden war, fanden sich Leute — sie näher zu kennzeichnen, ist überflüssig —, die dem Hause Habsburg einzureden versuchten, seine glorreiche Geschichte verbiete ihm, sich mit der Rolle einer nur noch an zweiter Stelle stehenden deutschen Dynastie zu begnügen. Die Aufgabe des Erzhauses sei, Österreich in ein katholisches slawisches Reich zu verwandeln, dem die Balkanslawen, langsam katholisiert, anzugliedern seien. Ob diese Hintermänner dabei nicht direkt feindselige Absichten gegen das ‚protestantische' Deutsche Reich und später gegen den ketzerischen Dreibund hatten, bleibe dahingestellt. Jedenfalls verstanden sie es, die Förderung der slawischen Expansion als ein Interesse der Hausmacht hinzustellen. Vor allem sollten es die Deutschböhmen sein, die der tschechischen, künstlich vom Klerus gestachelten Begehrlichkeit auszuliefern seien. Die dritthalb Millionen Deutschböhmen umgeben in dichtem Kranz den tschechischen Kern der Sudetenländer. Sie stehen dort wie ein Vorposten der deutschen Nation, das auffälligste, sichtbarste Hindernis einer universellen Slawisierungspolitik. Sie sperren den Tschechen den Weg, sich bis zu ihrer ‚natürlichen Grenze' auszubreiten, bis zum Kranzgebirge, das nach der nationaltschechischen Ideologie die unentbehrliche strategische Verteidigungsposition gegen den ‚vordringenden Pangermanismus' ist. Die Furcht ist der schärfste Stachel des nationalen Hasses. Das in kompakten Massen zusammenwohnende, meist bäuerliche Tschechenvolk hat sich wirklich einreden lassen, es habe für seine Nationalität und Kultur etwas zu befürchten, wenn es ihm nicht gelänge, die natürliche Grenze zu erreichen und die davor wohnenden Deutschen zu slawisieren. Das ist der nie ausgesprochene Hintergedanke des ‚böhmischen Staatsrechts', der ‚Unteilbarkeit der Länder der böhmischen Krone'. Denn nur wenn Böhmen ungeteilt der tschechischen Majorität ausgeliefert ist, darf diese hoffen, auf dem Wege der gut geleiteten Invasion und nationalpatriotischen Verwaltungspraxis sich die deutsche Minorität zu amalgamieren. Diese Ideen wurden von den Vertretern der slawisierenden Hausmachtspolitik gefördert, und wenig hätte gefehlt, daß Kaiser Franz Joseph sich zum böhmischen König hätte krönen lassen. Nur die Einsprache der Ungarn, vor allem des Grafen Julius Andrassy, hat damals das Deutschtum vor dieser Katastrophe behütet und der Beustschen Revanchepolitik ein Ende gemacht.

Noch gründlicher wurde diese Politik vereitelt durch die Gegenwehr der Deutschen, die endlich die Gefahr erkannten, in der sie schwebten. Ihr Widerstand wuchs, bis er unter Badeni fast revolutionären Charakter annahm und seitdem auch gebührend respektiert wird. Ob dann nicht unter den Fürsprechern des allgemeinen Wahlrechts sich manche befunden haben, die im innersten Herzen die Hoffnung hegten, auf diesem Wege das Ziel der Slawisierung der Monarchie zu erreichen, braucht man nicht zu untersuchen, wenn man wie wir der Überzeugung ist, daß auch dieser Weg nicht zu diesem Ziele führen wird. Jetzt haben auch Dynastie und Regierung andre Sorgen. Wenn das Haus einzustürzen droht, denkt man nicht an einen neuen Anstrich. . . .

Digitized by Google

Das Geschwür ist reif und überreif zum Schnitt; länger können die Deutschen wirklich nicht warten. Es geschieht auch den Tschechen nichts zuleide, wenn durch eine Garantierung des nationalen Besitzstandes ihrem Ausbreitungsdrang Grenzen gesteckt werden, denn nationale Expansion ist ebenso verwerflich wie konfessionelle Vergewaltigung. Heilig aber ist die nationale Defensive, doppelt heilig, wenn ein Volk höherer nationaler Kultur einem minder entwickelten preisgegeben werden soll. Nun muß sich zeigen, ob es der Dynastie und Regierung Ernst ist um den Schutz der Deutschen. . ." Beweist sie diesen nicht, „so will sie die Deutschen nur hinhalten und einschläfern, und sie darf sich dann nicht wundern, wenn der nationale Brand bei den Deutschen wieder ausbricht. Sie darf aber auch nicht Klage führen, wenn dann der nationale Weckruf auch über die Grenzen des Reiches hinausdringt und das gesamte Deutschtum auf die Schanzen ruft. Denn die gewollte Majorisierung und Slawisierung der Deutschböhmen ist keine bloß österreichische Angelegenheit mehr, sondern eine europäische, ein Stoß gegen das gesamte Deutschtum. Es wäre der Anfang vom Ende der deutschen Nation, wenn sie diesen nationalen Massenmord, dessen Absicht am letzten Ende doch gegen sie selber geht, teilnahmslos vor ihren Toren mit ansehen würde.

Das klingt nun fast wie ein Appell an das streitbare Nationalgefühl. Es geht mit der politischen Abrüstung eben wie mit der militärischen. Sie ist nicht die Sache eines Volkes, sondern eines internationalen Übereinkommens. Für die Deutschen Böhmens handelt es sich nicht um Expansion, sondern um nationale Verteidigung. Sie wollen und müssen sich aber ihrer Haut wehren. Gerade wer sich, wie wir, frei weiß von jedem nationalen Fanatismus, ein Freund der slawischen Kulturen und der tüchtigen slawischen Völker ist und stets zur Ruhe und Kaltblütigkeit gemahnt hat, ist berechtigt, in diesem Augenblick zur schärfsten Wachsamkeit gegen die drohende Gefahr aufzurufen. Ohne eine Sicherung ihrer nationalen Existenz, wie sie jetzt in der administrativen Teilung Böhmens durchgeführt werden muß, würde selbst das Interesse der Deutschen Österreichs an dem Bündnis mit dem Deutschen Reiche erlahmen, wenn sie nämlich enttäuscht sehen müßten, daß zwar den Italienern wegen der lauen Freundschaft Italiens die von diesen — übrigens mit Recht — geforderte Universität bewilligt wird, daß aber der Bund mit dem Deutschen Reiche nur dazu dient, einer Fortsetzung der inneren Slawisierungspolitik nach außen hin als Schirm zu dienen."

Wenn ein im Grunde so kosmopolitisch gesinnter Mann wie der Verfasser dieser abgeklärten Betrachtungen in einem Blatte, dem noch niemand „Chauvinismus" nachgesagt hat, solche Töne findet, dann muß die deutsche Not in Österreich wohl schon am höchsten sein, die trübe slawische Flutwelle unseren Stammesbrüdern bis zum Munde stehen.

Und im Reiche? Was von der heutigen Reichsregierung für die Deutschen in Österreich zu erwarten ist, das, meint Theodor Fritsch im „Hammer", entziehe

Digitized by Google

sich jeder Erörterung: — er möchte das Reich nicht ohne Not „bloßstellen". „Und die sonstigen Stammesbrüder im Reiche? — Wir können uns denken, daß die jungen deutschen Akademiker in Prag ihre schwierige Lage mit dem Bewußtsein tragen, die Augen der deutschen Welt bewundernd auf sich zu lenken und durch ihr tapferes Verhalten sich Anerkennung in vielen Herzen zu sichern. Auf die Gefahr hin, ihnen recht wehe zu tun, müssen wir hier — um der Wahrheit und Ehrlichkeit willen — ein Eingeständnis machen: es kümmert sich im ganzen Deutschen Reiche niemand ernstlich um diese Vorgänge — außer vielleicht in einigen engen Kreisen, wo Familien- oder Couleur-Beziehungen ein persönliches Interesse hervorrufen. Nennt es schmachvoll, nennt es empörend, — es ist so!

Wir haben in den ganzen Jahren, seit denen die Prager und sonstige österreichische Unruhen spielen, noch niemanden im Reiche kennen gelernt, der mehr als ein ganz oberflächliches Interesse an diesen Dingen genommen hätte. Der Deutsche im Reiche hat ja kaum Sinn und Auge für die Gefahren, die ihm daheim selber aus allerlei Fremdtum drohen, viel weniger für die Schädigungen des Deutschtums im Auslande. Der Durchschnittsdeutsche von heute ist von der Wichtigkeit seiner eigenen Person so sehr erfüllt, daß er für fremde Interessen keine Zeit mehr hat. Er hat sein Geschäft zu betreiben, Geld zu verdienen, seinen Vergnügungen und gesellschaftlichen Pflichten nachzugehen, nach Orden und Titeln zu jagen, und da bleibt begreiflicherweise für andere Dinge nichts mehr übrig."

Es ist — Gott sei's geklagt! — im Durchschnitt nicht viel anders. Aber ist denn der Durchschnitt immer ausschlaggebend? Und wenn: — soll er's immer bleiben? Sind es nicht allemal — und gerade in unsrer Nation — einzelne gewesen, die das Volk zu nationalen Taten begeistert, die es zu den Höhen geführt haben? Daß uns heute die großen Führer fehlen — ach, sie brauchten noch nicht die Riesenmaße der Stein und Bismarck zu haben! — das ist ja unser ganzer deutscher Jammer von heute! Ohne die Schatten, die diese Großen werfen, erscheint uns freilich unser Durchschnitt bei all seiner Bravheit und Gelehrigkeit erst recht als grauer Alltag. Aber muß ein so restloser nationaler Pessimismus, wie er sich in den angeführten Sätzen erschöpft, den ausgedörrten Boden nicht noch steiniger machen? — Und dann — ist's auch noch nicht ganz an dem. Ich kenne mehr als einen im Reiche, der „mehr als ein ganz oberflächliches Interesse an diesen Dingen genommen" hat! Dem die Röte der Scham und des Zornes dabei ins Gesicht gestiegen ist. Wir wären ja auch ein Lumpenvolk, „nicht wert, den Namen Deutscher zu tragen", wenn wirklich das Gefühl für nationale Ehre und Pflicht derart in uns erstorben wäre!

Es nehme sich etwas absonderlich aus, meint Herr Fritsch weiter, wenn man gerade in deutschen Kreisen Österreichs noch so gern vom deutschen „Herrentum" rede, Herrentum sei nur möglich, wo Herrenrechte bestehen. Die aber hätten sich die Deutschen in Österreich — wie im Reiche — gründlich verscherzt: „Der demokratisierte Staat verlegt das ‚Herrentum' in die unteren Massen, und die ehemaligen Herren, die diesen Zustand schaffen halfen, haben sich selber abgesetzt. Es ist daher ein unangenehm berührender Widerspruch, wenn derjenige, der sein Herrentum preisgab — gleichviel ob aus Gutmütigkeit, Torheit oder Schwäche —, doch

Digitized by Google

gelegentlich wieder das Herrentum herauskehren will. Wer sein Herrentum so gründlich verschlafen hat wie die Deutschen in den letzten fünfzig Jahren, der hat alle Ursache, recht bescheiden zu sein und in sich zu gehen. Entweder waren wir die Herren: dann durften wir das nicht geschehen lassen, was geschehen ist, — ja, dann sind wir verantwortlich für die jämmerlichen Zustände um uns her — oder wir waren Schwachmütige und hatten keine Gewalt über die Ereignisse: dann sollen wir so klug sein und von dem verlorenen Herrentum schweigen.

Einstweilen vollzieht sich der unaufhörliche Nachschub aus den unteren Bevölkerungsschichten, die — leider auch im Reiche — nicht vorwiegend mehr deutsch sind. Der polnische Ochsenknecht, Erdarbeiter, Grobschmied, und der tschechische Schuster- und Schneidergeselle sind überall im Vorrücken. Der Deutsche treibt ‚Bildung', jagt allerlei Idealen und Phantasmen nach und — *weicht überall tapfer zurück*. Diese Bildungs- und Industrie-Kultur — mit ihrer besonderen Zugabe des Genußlebens — hat die Eigentümlichkeit, daß sie ihre Menschen rasch aufzehrt. Sie macht zudem die Geschlechter unfruchtbar. So schwinden die deutschen Elemente oben hinweg wie Schnee vor der Sonne, und ein fremder Nachschub schwillt von unten wie eine mächtige Welle herauf. ..."

Man brauche ja nur die Augen aufzutun, um es überall mit Händen zu greifen: die Deutschen würden alle; das minderwertige Fremdtum nehme überhand: „Es gibt keinen gröberen Selbstbetrug, als wenn sich jemand vorlügt, die 60 Millionen deutsch-redenden Einwohner des Reiches wären wirklich lauter Deutsche. Nein, in Deutschland gehören die Wirklich-Deutschen fast ebenso zu den Seltenheiten — wie in Prag. Das wahrhaft Deutsche hat hier ebenfalls auf Schritt und Tritt einen Notwehr-Kampf zu bestehen gegen fremden Sinn und fremde Sitte, gegen fremde Anmaßung, fremdes Recht und fremden Glauben. Und hier kann mit all den oberflächlichen Mitteln der Tagespolitik nichts gerettet werden. Weder Welthandel noch Kolonien, weder Mädchen-Gymnasien noch Fürsorge-Erziehung und Arbeitslosen-Versicherung können an diesem Zustande etwas bessern; ja sie können unseren Untergang nur beschleunigen — weil sie alle *nur Kräfte verbrauchen, aber keine Kräfte schaffen*. Solange wir dem wahnwitzigen Bildungs- und Industrie-Rummel nachlaufen, beschleunigen wir die Aufzehrung unseres Volkstums. Denn was man heute Bildung nennt, bedeutet zumeist individuelle und völkische Schwächung; und Industrie bedeutet die Umwandelung menschlicher Lebenskraft in Maschinenteile, Spielzeug, Buntpapier, Branntwein, Tabaksnudeln u. dgl. m. — zum Teil zum Vergnügen fremder Völker. Wenn man einen kleinen Teil des Volkes diesem Moloch opfert, ist's genug; aber die ganze Nation auf diese Karte zu setzen, ist Wahnwitz. ...

Wir sollten die Ursachen für das, was um uns her geschieht, nicht immer in Tagesereignissen suchen. Die Verfehlungen des Deutschtums liegen weiter zurück; wir leiden heute unter den Sünden unserer Väter. Selbst Bismarcks Politik ist in diesem Punkte nicht einwandfrei gewesen. Vielleicht war es ein Fehler, das besiegte Österreich nicht dem Deutschen Reiche einzuverleiben; ein Fehler war es sicher, den demokratischen Tendenzen der Zeit nachzugeben ...

Wenn schon die in allen Stücken verhätschelten Tschechen offen auf die Zer-

Digitized by Google

trümmerung Österreichs hinarbeiten, so fragt man sich, warum die so stiefmütterlich behandelten Deutschen sich dieser Zertrümmerung widersetzen sollten. Sie haben freilich eine andere Furcht: das Deutsche Reich hat es in den letzten zwanzig Jahren schlecht verstanden, sich Sympathien zu erwerben — auch nicht einmal bei den Deutschen außer dem Reiche. ...

Wenn die Dinge so weit gediehen sind, daß in Prag nicht nur deutsche Studenten mit und ohne Couleur, sondern auch friedliche deutsche Bürger, ja deutsche Frauen und Mädchen von der fanatischen tschechischen Bevölkerung beschimpft, überfallen, mißhandelt und mehr oder minder schwer verletzt werden — einfach darum, weil sie auf der Straße deutsch zu sprechen gewagt hatten —, so ist ein Zustand völliger Rechtlosigkeit eingetreten, den man innerhalb eines europäischen Kulturstaates kaum für möglich hält. Und wenn die österreichischen Behörden nirgend ernstlich Anstalt treffen, diese unerhörten Zustände abzustellen, so bestätigen sie nur, daß sie den Nationalitätenkampf gegen das Deutschtum in jeder Form gutheißen. Man fragt sich, ob ein Staat, der seine Bürger nicht mehr gegen das gröbste Unrecht schützen kann und will, noch eine Existenzberechtigung hat. Bei solcher Sachlage kann die Frage nur lauten: Sind die Deutschen in Österreich stark genug, eine Veränderung in der Regierung herbeizuführen, die diesen schmachvollen Zuständen ein Ende bereitet?

Sind sie nicht stark genug hierzu: dann ist jeder Aufwand von äußeren Kraftmitteln in diesem Kampfe eine nutzlose Verschwendung. — Dann bleibt ihnen nichts übrig, als sich äußerlich in diese Zustände zu schicken und ihre Stärkung und Festigung auf einem anderen Gebiete zu suchen, das durch äußere Gewalten nicht erreicht werden kann.

Wir sind uns vollkommen einig darüber, daß alle diese Machenschaften der Tschechen vom Zaune gebrochen sind, daß auch das allerbescheidenste und tugendhafteste Verhalten der Deutschen sie nicht vor Insulten schützen wird — das alles wissen wir, aber wir wissen auch, daß wir nach der Lage der Dinge gegenüber all diesen Bübereien wehrlos sind — solange nicht in Österreich — oder im Deutschen Reiche eine andere Regierung ersteht. Der Zustand ist schmachvoll und unwürdig, und es erfordert viel, ihn zu ertragen."

Es ist auch in diesen Ausführungen viel Wahres, mehr als uns lieb sein kann. Aber nun sollen wir als Volk die Hände in den Schoß legen und in Demut und Geduld abwarten, bis in Österreich oder im Deutschen Reiche „eine andere Regierung ersteht"? Ich weiß sehr wohl, daß der Verfasser seine Meinung nicht so verstanden wissen will: er wirkt für positive Reformen, ländliche „Erneuerungsgemeinden", denen ich aber auch im günstigsten Falle nur eine verschwindend geringe Wirkung auf das Volksganze und die Volksentwicklung zutrauen kann. Wir müssen mit den unabänderlichen großen Linien der gegebenen Entwicklung rechnen und für unsere Ziele und Aufgaben so viel zu retten und herauszuholen suchen, als eben innerhalb dieser Grenzen möglich ist. Mit dem freiwilligen Verzicht auf jede nationale Gegenwehr gegen die immer unerträglicher werdenden frechen Übergriffe zurückgebliebener Volksstämme verurteilen wir aber unser eigenes Volkstum zum nationalen Selbstmord. Denn sol-

Digitized by Google

chen begingen wir, wenn wir uns so lange für „wehrlos“ auch gegen die schändlichsten Bübereien erklärten, als nicht „in Österreich oder im Deutschen Reiche eine andere Regierung“ ersteht. Regierungen werden nicht anders, bevor die Völker anders werden.

Auch wir im Reiche werden im nationalen Sinne nie eine andere Regierung bekommen, wenn wir ihr nicht unseren nationalen Willen in aller Deutlichkeit kund und zu wissen tun. Wenn wir ihr nicht mit aller Schärfe zu verstehen geben, daß wir den unseren deutschen Brüdern in Böhmen zugefügten Schimpf als eigene Schmach empfinden. Daß wir nicht einzusehen vermögen, warum wir so ungeheure Opfer für Heer und Flotte tragen sollen, wenn unsere ganze gewaltige Rüstung nicht einmal dazu gut ist, den deutschen Namen vor äußerster Schmach und Vergewaltigung zu schützen. Daß wir einen solchen Zustand um so unerträglicher empfinden, als diese Dinge sich unter offener Duldung eines uns angeblich „befreundeten“ und „verbündeten“ Staates abspielen. Daß wir auf die Freundschaft und die Bundestreue eines Staates, in dem das einzige uns treugesinnte Element systematisch dem Untergang entgegengetrieben wird, wenn überhaupt, nur sehr geringen Wert legen können.

Was aber müssen wir in Wirklichkeit von unserer eigenen — doch wohl deutschen? — Regierung erleben? In Halle sprach kürzlich der deutschnationale Abgeordnete Schreiber aus Böhmen in einer vom Alldeutschen Verband einberufenen Versammlung über nationale Fragen in Österreich. Dabei gab er zu wissen, die Polizeibehörde habe ihm in bestimmtester Form die gewaltsame Verhinderung des Vortrages, nämlich eine sofortige Abführung und Abschiebung über die Grenze angedroht, falls er nicht die unbedingte Zusicherung abgebe, die Ausführungen in von der Polizei genau umschriebenen Grenzen zu halten. Man habe durchblicken lassen, daß die Maßnahmen zwar nur von Halle gefordert würden, aber mit den Auffassungen an übergeordneter Stelle sich deckten. Insbesondere durfte der Vortragende in Deutschland an den gegenwärtigen Maßnahmen der österreichischen Regierung keinerlei Kritik üben, auch frühere Maßnahmen nicht feindlich beurteilen. Es wollte diesem „lästigen Ausländer“ nicht einleuchten, warum ihm, dem Deutschen, eine Kritik im Sinne der österreichischen Deutschen verboten werden solle, wo doch den österreichischen Tschechen bei ihrem noch so herausfordernden Auftreten im „nationalen“ Deutschland bis in die allerjüngste Zeit die weitherzigste Duldung zuteil wurde.

Angesichts solcher Tatsachen, wie sie einzig und allein nur in unserem „geeinten“ Deutschen Reiche möglich, ja denkbar sind, kann man es freilich menschlich begreifen, wenn auch nationalgesinnte Männer — und die vielleicht zuerst — alle Hoffnung fahren lassen. Es ist nicht das erste derartige Stücklein. Der sozialdemokratische, aber deutschnationale österreichische Abgeordnete Pernerstorfer wurde zwar vom Kaiser von Österreich freundlich empfangen und ins Gespräch gezogen. Als er aber vor ein paar Jahren in Deutschland im deutschen Sinne sprechen wollte, ward er kurzerhand ausgewiesen. Oder wurde ihm der „Eintritt“ von vornherein „verboten“? Es wäre ja auch unverzeihlich

Digitized by Google

und nie wieder gutzumachen gewesen, wenn er die reichsdeutschen „Genossen" darüber belehrt hätte, daß man auch als Sozialdemokrat stramm deutsch, ja sogar „deutschnational" gesinnt sein kann. Die Götter haben's noch gnädig verhütet. —

Wenn die Italiener — „auch" nette Bundesbrüder! — für ihre österreichischen Stammesgenossen in Presse und Parlament rücksichtslos die Trommel rühren, so findet im lieben Deutschland keine Seele etwas daran auszusetzen. Es wird darüber in deutschen Blättern, auch in offiziösen, als über etwas ganz Selbstverständliches referiert. Geschieht aber auch nur entfernt Ähnliches von Deutschen für Deutsche, so ist das eine durchaus ungehörige, sträfliche „Einmischung in die inneren Verhältnisse eines fremden Staates". Auf die Seele gebunden wird den Rednern bei irgendwelchen noch so platonischen Sympathiekundgebungen für vergewaltigte Deutsche im Auslande, nur ja die zarten Empfindungen — der fremden Bedrücker zu schonen, um's Himmels willen nicht etwa gar noch „politisch" zu werden. So noch bei den Berliner studentischen Veranstaltungen für die deutschen Kommilitonen in Prag. Männchen für Männchen begann sein Sprüchlein mit dem Bekenntnis, daß ihm von „höherer" Stelle ein Maulkorb umgebunden werden sollte: bellen dürften sie wohl, aber nicht beißen. Die Italiener fragen den Teufel danach, und ihre Regierung steht hinter ihnen. Wie's eines national anständigen Volkes würdig ist. Solche Angstmeierei und Waschlappigkeit, wie wir sie zum Hohngelächter des Auslandes exerzieren, ist leider bis auf weiteres nur echt reichsdeutsch-„national".

War es nicht auch eine „Einmischung in die Angelegenheiten fremder Staaten", als Kaiser Wilhelm II. während des Russisch-Japanischen Krieges dem Kaiser von Rußland telegraphierte: „Russische Trauer, deutsche Trauer"? Dürfen wir da nicht mit ganz anderem Rechte sagen: Deutsch-österreichische Trauer, reichsdeutsche Trauer?

Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Wie ist es Deutschen nur möglich, dafür kein Gefühl, kein Organ zu haben? Sollte Fritsch mit seiner Trauerharfe am Ende doch recht behalten? Ich kann und mag's nicht glauben . . .

* * *

Noch heute, bald vier Jahrzehnte nach der Reichsgründung, können wir's erleben, daß in „nationalen" Kreisen die Parole ausgegeben wird: „Preußisch, nicht reichisch"! Das geschah erst Ende des vorigen Jahres und noch dazu im Anschluß an die kritischen Novembertage! Von freikonservativer Seite wurde das Wort geprägt, und die „Kreuzzeitung" machte es sich verständnisvoll zu eigen. Also nicht einmal das reichsdeutsche „Nationalgefühl" übt in der Brust der Beteiligten seine Spannkraft, sondern nur das „preußische". „Sie proklamieren damit", bemerkte das „B. T.", „ganz offen und unumwunden ihren unversöhnlichen preußisch-junkerlichen Gegensatz zum Deutschen Reiche. Aber sie verkünden diesen Gegensatz nicht etwa als staatsrechtliche Doktrinäre, die eine dialektische Genugtuung in der Aufstellung derartiger epigrammatisch zugespitzter Formeln empfinden. O nein! Diese preußisch-junkerlichen Partikularisten sind viel zu nüchterne Wirklichkeitsmenschen, als daß sie sich mit derartigen Spielen des Verstandes abzugeben Lust haben könnten. Ihnen liegen vielmehr die Realitäten des politi-

Digitized by Google

schen Lebens am Herzen, denn aus ihnen ergeben sich für sie ihre sozialen und ihre ökonomischen Privilegien. Darum lautet ihre jetzt ausgegebene Parteiparole: ‚Preußisch, nicht reichisch!'

Was heißt das anderes als: Preußen muß in seinem Wesen, in seiner staatsrechtlichen Organisation und vor allem in seiner Verwaltungsmethode bleiben, was und wie es ist; Preußen muß sein Dreiklassenwahlrecht behalten, Preußen muß nach wie vor von der historisch-traditionellen Adelsschicht und ihrer bürgerlichen Gefolgschaft — wenn es schon einmal nicht anders sein kann — verwaltet werden; Preußen muß ein unerbittlich starr-konfessionelles Schulsystem behalten. Das sind die drei Grundpfeiler, an denen unsere preußisch-junkerlichen Partikularisten nicht rühren und nicht rütteln lassen wollen ..."

Man braucht diese Sätze nicht ohne Einschränkung gelten zu lassen. Wie alle summarisch abgegebenen Urteile sind sie nicht frei von Übertreibung und unzulässiger Verallgemeinerung. Aber daß solche Anschauungen in den beteiligten Kreisen häufiger anzutreffen sind, als man zugunsten dieser annehmen möchte, ist eine Tatsache, die ich aus persönlicher Erfahrung leider bestätigen muß. Wir haben es hier auch mit einer unerwünscht langlebigen Tradition zu tun, der bekanntlich sogar der junge Otto von Bismarck seinen Tribut gezollt hat. Fuhr er doch seinem Freunde von Below, als dieser ihm gegenüber den „nationalen Gedanken" verteidigte, mit den Worten in die Parade: „Also sind Sie auch von dem deutschen Hunde gebissen?" Wozu dann Ludwig von Gerlach die denkwürdige Bemerkung macht: „Es war dies damals eine kurrente Redensart."

Und der selbe Bismarck ließ sich dann doch vom „deutschen Hunde beißen" — und wie! Denn der „Hund" war die Weltgeschichte, war notwendige Entwicklung, die ihren natürlichen Gesetzen folgt. Auch der altpreußische Agrarstaat ist von einem solchen „Hunde" gebissen worden. Denn die Tatsache der Industrialisierung der preußischen Monarchie läßt sich nicht länger verkennen. Die soeben veröffentlichten Zahlen der Berufszählung vom 12. Juni 1907 schließen jeden Zweifel daran aus. Man mag sie beklagen, man mag sie bewillkommnen —: die Tatsache ist einmal da. „Die Statistik selbst", triumphiert das „B. T.", „spricht von einem ‚Rückschritt der Bedeutung der Landwirtschaft'. Dieser Ausdruck ist vollauf berechtigt, wenn man die auf die landwirtschaftliche Gruppe entfallenden Personen der zur Industrie und zum Handel gehörigen Berufsbevölkerung gegenüberstellt. Danach entfielen von je hundert Personen dieser drei Abteilungen auf die Berufsabteilungen 1882 1895 1907

A. Landwirtschaft usw.	49,55	41,89	33,83
B. Industrie und C. Handel usw. .	50,45	58,11	66,17.

Diese Prozentzahlen besagen, daß sich im Jahre 1882 die Landwirtschaft einerseits und Industrie und Handel andererseits noch die Wage hielten. Im Jahre 1907 dagegen war die Landwirtschaft auf ein Drittel der Berufsbevölkerung zurückgeführt, während zwei Drittel ihre Beschäftigung in der Industrie und im Handel fanden.

Es wäre völlig verfehlt, in diesen Zahlen, wie es die agrarische Presse versucht, einen Anreiz finden zu wollen, um für die preußische Landwirtschaft noch

Digitized by Google

mehr als bisher zu tun. Die landwirtschaftliche Bevölkerung ist nur um etwa eine halbe Million, nämlich von 11 375 096 auf 10 863 194 Personen zurückgegangen, was sich ja aus dem stärkeren Eindringen der Maschine in die Landwirtschaft und damit der Ersparung von Arbeitskräften zur Genüge erklärt. Aber Industrie und Handel haben den Zuwachs der Bevölkerung, der von 1895 bis 1907 in Preußen nicht weniger als 6½ Millionen betrug, zum größten Teil aufgenommen, und zwar Bergbau und Industrie über 4 Millionen und Handel und Verkehr 1½ Millionen.

Was hätte es gegenüber diesen sprechenden Zahlen für einen Zweck, den ‚rücksichtslosen Schutz der Landwirtschaft', wie sich die agrarische Presse in ihrer Bescheidenheit ausdrückt, noch weiter zu treiben? Glaubt man im Ernst, daß die preußische Landwirtschaft in der Lage wäre, auch durch auf den Gipfel getriebene agrarische Politik die 5½ Millionen Menschen zu beschäftigen, die seit zwölf Jahren von Industrie und Handel aufgenommen worden sind? Und will man gar behaupten, daß die Landwirtschaft den jährlichen Bevölkerungszuwachs von 500 000 bis 600 000 Menschen gebrauchen könnte? Das wäre doch Verblendung. Die Industrialisierung der preußischen Monarchie lag eben im Zwang der Dinge begründet. Mag man sich zu ihr stellen, wie man will, so kann man sie doch nicht aus der Welt schaffen. Selbst ein Mann wie Bismarck bekannte sich zu dem politischen Grundsatz: Unda fert nec regitur, die Welle trägt uns, aber wir lenken sie nicht.

Wohl aber heißt es, aus der wirtschaftlichen Entwickelung die politischen Konsequenzen ziehen. Es ist unmöglich, daß ein Drittel, das bald nur noch ein Viertel sein wird, das Ganze regiert. Preußische Klassenwahl und preußische Wahlkreiseinteilung sind innerlich längst überwunden. Der agrarische Kurs ist eine Möglichkeit von vorgestern. Heute ist er zu einer Hemmung geworden. Wer die Tatsachen der wirtschaftlichen Entwickelung bejaht, der muß sich mit der Industrialisierung der preußischen Monarchie abfinden."

Auch nach anderen Seiten bringe diese lehrreiche Zählung bemerkenswerte Aufschlüsse: „Sie zeigt beispielsweise an der außerordentlich starken Vermehrung der Rentner und Pensionäre, daß nicht bloß die allgemeine Wohlhabenheit in Preußen gestiegen ist, sondern daß auch die soziale Versicherungsgesetzgebung ihre wohltätigen Wirkungen immer deutlicher erkennen läßt. Sie macht es weiter zur Gewißheit, daß die Teilnahme der Frau am Erwerbsleben im Laufe der letzten zwölf Jahre immer stärker geworden ist. Sie läßt weiter eine Steigerung der wirtschaftlichen Tätigkeit erkennen, insofern der Prozentsatz der Erwerbstätigen im Hauptberufe von 38,17 % im Jahre 1895 auf 42,04 % im Jahre 1907 gestiegen ist. Mehr Erwerbstätige auf der einen Seite, mehr Rentner auf der anderen Seite, das ist die Signatur unseres Zeitalters. Sie läßt den erstaunlichen Tätigkeitsdrang des lebenden Geschlechtes erkennen — eine wirtschaftliche Betriebsamkeit, die ohnegleichen in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes dasteht —, sie zeigt aber auch, daß wenigstens in beschränktem Umfange Segen der Mühe Preis ist."

Nun haben wir es schwarz auf weiß, was für ein kolossal geschäftstüchtiges Volk wir modernen Deutschen geworden sind. Denn anders als in Preußen wird es ja in diesem Punkte auch im übrigen Reiche nicht stehen. Was wir dabei und

Digitized by Google

darüber an idealen Gütern verlieren, darüber freilich gibt uns die Statistik keine Aufschlüsse. Ebensowenig wie über die Werte, die mit der Umschaffung grüner Wiesen und wogender Kornfelder in qualmende Fabrikschlöte und rußgeschwärzte Arbeiterkasernen aus dem deutschen Leben für immer verschwinden. Lassen wir uns also an unserer „wirtschaftlichen Betriebsamkeit, die ohnegleichen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts dasteht", genügen.

* * *

Aus dem einen Extrem sind wir in das andere geraten, aus einem Volke der Träumer, Dichter und Denker ein recht nüchternes, prosaisches Arbeits- und Erwerbsvolk geworden. Liegt solch jäher Wechsel in unserer Art? Mehr vielleicht noch in unserer Entwicklung und zuletzt in unserer Zeit. Wir sind sozusagen über Nacht groß, erwachsen geworden und leben schneller heute als früher. Mit alten geschlossenen Kulturvölkern, wie dem englischen oder auch französischen, können wir uns da nicht gut vergleichen. Wir haben als Gesamtvolk eigentlich noch keine Kultur und sind erst im Begriff, in eine hineinzuwachsen. Was wir unsere moderne Kultur nennen, ist zum großen Teil fremde Aufpfropfung, um nicht zu sagen fremdes Gewächs. Deutsch im einheitlichen historischen Sinne ist es nicht. Die konfessionelle und politische Zerklüftung hat es zu keiner einheitlichen nationalen Kultur kommen lassen. Und wenn wir den historischen Zusammenhängen auf den Grund gehen, so werden wir die konfessionelle Spaltung noch mehr beklagen müssen als die politische, denn diese ist nicht zuletzt von jener bedingt worden. Man kann überzeugter Protestant sein, man kann die Errungenschaften der Reformation noch so hoch schätzen und sich doch des frommen Wunsches nicht erwehren: Wäre sie nie nötig oder eine völlige gewesen; hätte sich die alte Kirche an Haupt und Gliedern von innen heraus selbst reformiert! Dann wäre es bei der einen Kirche und dem einen Deutschland geblieben. Ganz zu schweigen von all den unsäglichen Greueln, dem Jammer und Elend der Religionskriege. Allein der dreißigjährige hat einer ganzen deutschen Kultur zu Grabe geläutet, und was von unserem Volkstum und in ihm dabei verwüstet worden ist, das können wir Nachfahren kaum auch nur ahnen.

Von deutscher Kultur können wir heute eigentlich nur bei den einzelnen deutschen Stämmen reden. Und so haben sich diese trotz ihrer Sünden gegen die Einheit des Volkstums doch als der Hort der nationalen Eigenart bewährt. Was wir noch an deutscher Art überkommen haben, das ist uns von diesen vielgestaltigen kleineren Gefäßen aufgefangen und aufbewahrt worden. In diese eingefriedeten Bezirke hat sich die im Reiche heimatlos gewordene deutsche Volkstreue geflüchtet.

Wer sinnend die Blätter der Geschichte wendet, der wundert sich nicht mehr über die mancherlei Sprünge und Risse im deutschen Wesen. Der wundert sich eher, daß unser deutsches Volk all das überdauert, immer wieder das ihm so oft aus der Hand geschlagene Schwert vom blutgetränkten Boden aufgerafft und sich einen eigenen Herd gegründet hat. Fürwahr, unser alter Herrgott muß doch noch Gutes mit uns im Sinn haben! ...

* * *

Auch unser Gebaren gegen den Kaiser verriet mehr Hysterie als vornehmes, sicheres Kulturgefühl. Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt. Ein verzweifel-

Digitized by Google

ter Kopfsprung aus der Höhe in die Tiefe. Ein jäher Stimmungswechsel ohne vermittelnden, begründenden Übergang. Nun, es mußte sein, und es war gut so — trotz alledem. Kaiser und Volk hatten sich ehrlich ausgesprochen und waren sich, wie ein freisinniges Blatt treffend meinte, „noch nie so nahe gekommen wie in den letzten Wochen der Zurückhaltung und des Schweigens". Aber was konnte das — Herrn Adolf Stein nützen? Herrn Adolf Stein, Leutnant d. R. und aus Moskau gebürtig, konnte das absolut nichts nützen. Und er hatte es doch so brennend nötig! Herr Adolf Stein fühlte also das unwiderstehliche private Bedürfnis, den Kaiser, den Kaiser zu retten. Und diesem Bedürfnis genügte er, wie er selbst gesteht, „in größter Heimlichkeit". Aber nur in den vorbereitenden Stadien. Kaum hat er sein Buch über den Kaiser „fertiggestellt", „selbständig und unbeeinflußt", da bricht er auch schon entschlossen mit dem Prinzip der Heimlichkeit. Keine Macht der Erde ist imstande, seinen eisernen Willen zu beugen. Auch als der Kaiser ihm durch eine „hochgestellte Persönlichkeit" nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß er gern darauf verzichte, sich von Herrn Adolf Stein retten zu lassen, verharrt Herr Adolf Stein in finsterer, todesmutiger Entschlossenheit. Er will und muß retten. Und es spielt sich zwischen ihm und der „hochgestellten Persönlichkeit" eine hochdramatische Szene von wahrhaft erschütternder — Tragik ab. Klio wird sie in ihre Tafeln eingraben, mit eherner Schrift, aber dauernder als Erz. Hier der beglaubigte Text über den historischen Augenblick:

Ich: „Sollen Exzellenz dem Kaiser sofort meine Antwort bringen?"

Er: „Jawohl, ich fahre sofort wieder zurück ins Schloß!"

Ich: „Dann bitte ich Euer Exzellenz, dem Kaiser mitzuteilen, ich hätte in aller Ehrfurcht nur die Antwort des Grafen Yorck v. Wartenburg bei Tauroggen: Nachher mögen mir Majestät meinen Kopf vor die Füße legen lassen, aber jetzt tue ich, was ich für recht halte und mein Gewissen mir gebietet."

Künftige Geschlechter werden aus dieser Urkunde erkennen, daß wahre Größe auch in unserer vielgeschmähten Zeit nicht ganz ausgestorben war; daß es wenigstens Einen gab, der entschlossen war, sich für seine Überzeugung den Kopf vor die Füße legen zu lassen: Herrn Adolf Stein, Leutnant d. R. und aus Moskau gebürtig.

„So lag ich und so führt' ich meine Klinge!" — „Herr Stein", so schreibt die „Kölnische Volkszeitung", „ist antisemitisch gesinnt, und auch in seiner Broschüre widmet er den ‚Hofjuden' ein Kapitel. Daß es besonders im Zeitungswesen eine spezifisch jüdische Mache gibt, die bestimmte Journalisten und Zeitungen charakterisiert, läßt sich nicht leugnen, aber gerade in dieser Mache ist Herr Stein ein solcher Meister, daß er zum Juden honoris causa promoviert zu werden verdiente. Es wird ihm bitter sein, wenn ich diese Ehren auf seinen Scheitel häufe, aber — Plato amicus, sed magis amica veritas, Plato ist mir lieb, aber die Wahrheit ist mir noch lieber. Die gewandtesten jüdischen Journalisten werden die smarte Art, mit der Herr Stein seine Schrift zu präparieren, auszuschmücken und zu lancieren verstand, so leicht nicht überbieten können. Dem Kaiser hat Stein durch seine Broschüre nicht genützt, wohl aber sich selber."

Mußte das erst festgestellt werden? —Das Steinsche Buch ist von der deutschen Presse zwar über alle Gebühr beachtet, gleichzeitig aber auch mit seltener

Digitized by Google

Einmütigkeit und Entschiedenheit abgelehnt und vielfach überhaupt nicht ernst genommen worden. Das letzte ist das einzig richtige Verhältnis, das man diesem mit erstaunlicher Unverfrorenheit in Szene gesetzten „Bluff“ abgewinnen kann. Das große Licht, das Herr Stein uns über den Kaiser angeblich aufstecken wollte, hat sich als ein zum größten Teil selbstfabriziertes, schief eingebranntes Talglicht entschleiert. Seine „Enthüllungen“ sind papierene U m hüllungen, wie sie auch sonst bei Attrappen üblich sind. Daß Herr Stein auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege sein Geschäft machen und „berühmt“ werden wollte, ist schließlich immer noch harmloser, als daß einflußreiche Persönlichkeiten sich eines solchen Sprachrohrs für ihre Zwecke glaubten bedienen zu dürfen. Daß sich Herr Adolf Stein als „freiwilliger Herold“, als „Schützer“ und „Retter“ des Kaisers aufspielen, mit der Person des Kaisers in Verbindung gebracht werden durfte, das ist das Bedauerliche, das allein Bemerkenswerte an dem Fall Stein. Denn es läßt darauf schließen, daß in der Umgebung des Kaisers noch lange nicht alles zum besten bestellt ist. Auch der kluge Herr Reichskanzler scheint auf Herrn Stein hereingefallen zu sein, da er — gewiß sehr zu seinem Bedauern — nicht in der Lage ist, ihn von seinen Rockschößen abzuschütteln. Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ mußte sich vielmehr eine Empfehlung für das kompromittierende Machwerk abquälen. Das alles läßt doch „tief blicken“. —

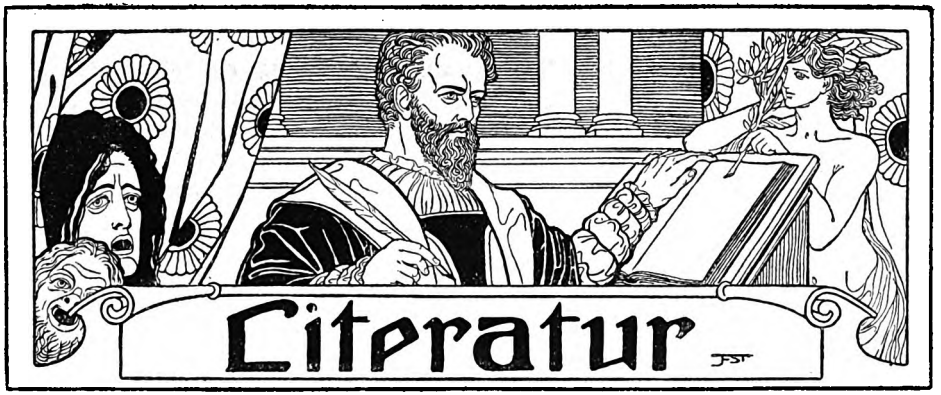
Ich bin gewiß der Letzte, der die Zugehörigkeit zu einer Nation von dem Lande oder Staate, in dem einer geboren ist, abhängig macht. Aber nachdem Herr Stein als „reichsdeutsch Geborener“ Wert darauf gelegt hat, die „Balten“ seine nationale Überlegenheit fühlen zu lassen, bin ich gern auf den Scherz eingegangen und habe mir als Balte ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, feierlich zu betonen, daß Herr Stein kein Balte, sondern in Moskau geboren, also dem Geburtsorte nach Moskowiter ist.

Auf die abgelagerten Bemerkungen über meine Wirksamkeit als Herausgeber des Türmers einzugehen, kann ich mir sparen. Kein Bedarf. Vielleicht hätte Herr Stein vor den Novembertagen 1908 noch hie und da einen Dummen für diese Ladenhüter gefunden. Jetzt kommt er einen Posttag zu spät und kann mit seinem Hausiererkasten wieder abziehen.

Herr Stein ist zu spät in Moskau geboren. Vor rund 350 Jahren hätte er dem Zaren Iwan IV. als „Opritschnik“ (eine Art Leibkosak) schätzbare Dienste leisten können. Schade. Aber vielleicht widmet er sie, wenn er hier das Feld abgegrast hat, seiner stillen Liebe, dem „Verband wahrhaft russischer Leute“? Oder Herr Mosse engagiert ihn als Reklamechef? Dem Talent wird ja viel verziehen. Oder er tritt als Reserveleutnant in das Geschäft seines Vorgängers im „Bluffen“, des Hauptmanns von Köpenick? Peter Ganter wird ja wohl auch mal wieder hochkommen.

Der Kaiser bedarf der Dienste des Herrn Adolf Stein nicht. Er hat sie sich sogar sehr erfreulicherweise höflich, aber bestimmt verbitten lassen, was ja Herr Stein selbst mit ebenso breiter wie naiver Selbstgefälligkeit zum allgemeinen Besten gibt. Und das ist der Humor von der Geschichte ...

Digitized by Google



Die deutsche Memoirenliteratur

Von

Dr. Theodor Klaiber

Es ist eigentümlich, wie weite, interessante Gebiete der Literatur erst spät oder gar nicht eine zusammenfassende Bearbeitung finden. Der deutsche Brief und seine Geschichte, die so reiches kulturhistorisches und literarisches Interesse bietet, hat erst 1889 durch Steinhausen eine erste eingehende Darstellung gefunden. Über die Geschichte der deutschen Polemik liegt bis jetzt gar keine ausführlichere Arbeit vor, und wie fesselnd müßte es sein, die deutschen Streitschriften und die Kämpfer mit der Feder zu verfolgen durch die Jahrhunderte. Wie lehrreich wäre es, ihre Art und Unart zu schildern und die mannigfachen Fäden aufzuweisen, durch welche dieser Zweig der Literatur zusammenhängt mit den wechselnden Anschauungen, Lebensbedingungen und Bildungsidealen der verschiedenen Zeiten. Wie prächtig ließen sich die großen Polemiker unserer Geistesgeschichte in ihrer charakteristischen Eigenart herausarbeiten und darstellen. Niemand hat bisher diesen Versuch unternommen.

Ähnlich ist es auch mit dem großen Gebiet der deutschen Memoiren- und Selbstbiographienliteratur. Man hat sich ja freilich gewöhnt, die Bemühungen der Deutschen auf diesem Gebiet als wenig erfolgreich zu bedauern. Auch wer französische Memoirenwerke nur vom Hörensagen kennt, pflegt mit der Miene des Sachverständigen die unbestreitbare Überlegenheit unseres Nachbarvolkes auf diesem Gebiete zu konstatieren, in derselben Weise, wie viele die Rückständigkeit der deutschen Briefliteratur gegenüber der französischen als feststehende Tatsache proklamieren. Und doch kann sich auch unsere Memoirenliteratur nach Umfang, Form und Inhalt mit der eines jeden Volkes messen. Ein großer Unterschied besteht freilich auf diesem Gebiete zwischen den beiden Nachbarvölkern. Die Aufzeichnungen der Franzosen sind reicher an historischen Tatsachen, sie erzählen mehr äußeres Geschehen, während die Deutschen mehr den inneren Erlebnissen nachgehen und danach trachten, die Wirkungen der realen Welt auf das innere Leben aufzuweisen. Den französischen Memoirenwerken kommt mehr historisches, den

Digitized by Google

deutschen mehr psychologisches Interesse zu. Nietzsche sagt einmal von der deutschen Seele: „Wie jeglich Ding sein Gleichnis liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und alles was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist. Das Ungewisse, Unausgestaltete, sich Verschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als tief. Der Deutsche selbst ist nicht, er wird, er ‚entwickelt sich'. Entwicklung ist deshalb der eigentlich deutsche Fund und Wurf im großen Reich philosophischer Formeln." Auf unser Gebiet angewendet heißt das: Dem Deutschen werden seine Aufzeichnungen über sich selbst und über sein Erleben zur Selbstbiographie, die individuelle Entwicklungsgeschichte gibt.

Es ist ein weiter Weg von den ersten unbeholfenen Aufzeichnungen dieser Art im Mittelalter bis zu Goethes Wahrheit und Dichtung, bis zu Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Es ist ein Weg, der durch fruchtbare, lachende Gefilde führt, wo die Fülle reichen Lebens den Sinn erfreut und weite Ausblicke das Auge laben, oft freilich auch ist es ein Pfad durch sumpfige Niederungen, wo erstickender Dunst den Atem hemmt und die Brust nach einem frischen Luftzug sich sehnt.

Die Anfänge der deutschen Memoirenliteratur liegen im Mittelalter. Es sind freilich dürftige Anfänge. „Das Mittelalter ist der Memoirenliteratur nicht günstig gewesen. Die Ursachen dieser Erscheinung waren verschieden. Gewiß ist, der echte Geist dieser Epoche war der Geltendmachung der Persönlichkeit, dem Kultus der Individualität nicht hold. So kam es, daß wir über die Entwicklung der bedeutendsten Männer jener Zeit meist gar nicht unterrichtet sind. Um so weniger kann es uns wundern, daß keine der großen Gestalten des Mittelalters sich angetrieben fühlte, über sich selbst das Wort zu ergreifen." Dennoch finden wir in drei verschiedenen sozialen Schichten die ersten Ansätze einer Memoirenliteratur.

Einmal in den Kreisen der Mönche und Nonnen. Die großen religiösen Erfahrungen seines Lebens waren einem Augustin der Antrieb, seine Bekenntnisse zu schreiben. So fühlten auch deutsche Mönche, Nonnen und Mystiker das Bedürfnis, ihr inneres Erleben aufzuzeichnen. Daß diese Aufzeichnungen vielfach Berichte über Visionen und Erscheinungen sind, daß der Verkehr der Seele mit Gott oft in den Redewendungen des Minnespiels geschildert wird, lag in der Natur der Sache.

Auch aus den Kreisen des Rittertums haben wir Aufzeichnungen.. In seinem Frauendienst erzählt Ulrich von Lichtenstein seine Liebes- und Turnierabenteuer, und eine der Selbstbiographie verwandte Arbeit haben wir jedenfalls in dieser „Dichtung". Auch in andern Werken, die uns das sinkende Rittertum zeichnen, ist viel Selbsterlebtes. Wir sehen da seine letzten phantastischen Bemühungen, inhaltlos gewordenem Treiben Bedeutung und Ansehen zu geben. Am hervorragendsten sind auf diesem Gebiete die „Geschichten und Taten Wilmolts von Schauenburg", die durch die Fülle des Inhalts wie die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung sich auszeichnen. Freytag hat in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit diesem Werke umfangreiche Proben entnommen.

Endlich finden wir auch in den Städten, deren Bedeutung immer mehr wächst, mannigfache Keime einer Memoirenliteratur. Vielfach pflegte man da neben

Digitized by Google

allerlei Wissenswürdigem auch Zeitereignisse und eigene Erlebnisse aufzuzeichnen, gleichsam zum Hausbrauch. Auch knüpfte sich an die Niederschrift geschäftlicher Notizen da und dort der Bericht über allerlei Begebenheiten des eigenen Lebens. Am ausführlichsten und zusammenhängendsten ist wohl, was Markus Spittendorf aus Halle zu erzählen weiß über die inneren Kämpfe um die Herrschaft in seiner Vaterstadt, die er mitkämpfte. — So interessant viele dieser Anfänge einer deutschen Memoirenliteratur sein mögen, eine angenehme Lektüre sind sie meist nicht. Das Fragmentarische, Unbeholfene und Schwerfällige der Darstellung, das ihnen eigen ist, läßt einen ungetrübten Genuß nicht aufkommen. Es ist im Grunde nur ein Werk, das in diesem Stücke voll befriedigt, das ist das reizende „Wanderbüchlein des Johann Butzbach". Ursprünglich lateinisch geschrieben, ist es in deutscher Übersetzung von Becker herausgegeben. Butzbach erzählt uns darin seine Leiden und Abenteuer als fahrender Schüler, sein Leben als Klosterschneider in Johannesburg am Rhein, wo die alte Neigung zum Studium von neuem erwacht, seine Studien in Deventer unter Alexander Hegius, dem Lehrer des Erasmus, und er führt seine Aufzeichnungen fort bis zu seinem 1500 erfolgten Eintritt in das Kloster Laach. Das Werk steht sichtlich unter dem Einfluß des Humanismus. Es ist von einer ehrlichen Begeisterung für die neuerwachten wissenschaftlichen Studien durchweht. Die Beschreibung des Lebens und Treibens der fahrenden Schüler gibt uns ein anschauliches Bild von der trostlosen Roheit dieser Gesellen. Hier und sonst, wie z. B. in der Schilderung des Lebens in Deventer, erhalten wir Sittengemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die an frischer Lebendigkeit und Wahrheit sowie an naiver Anmut der Darstellung nicht leicht erreicht sind in der Literatur der damaligen Zeit.

Verheißungsvoll weist dieses Werk in eine neue Zeit hinüber, die der Humanismus mit anbahnen half. Das sechzehnte Jahrhundert bedeutet den ersten Höhepunkt der deutschen Memoirenliteratur. Man will es vielfach als ein Anzeichen müder, sinkender Zeiten deuten, wenn die Lust zu Aufzeichnungen über das eigene Leben, zu Memoiren und Selbstbiographien wächst. Das sechzehnte Jahrhundert bestätigt diese Betrachtung nicht. Die Zeit, in der es „eine Lust war zu leben", in der Bewegungen wie der Humanismus, die Reformation, die Geister mächtig erregten, die Zeit, die auf allen Lebensgebieten gewaltige Umwälzungen sah, ist zugleich eine Zeit, da Ritter und Bürgermeister, Männer der Schule und Kaufleute, Handwerker und Gelehrte das Bedürfnis fühlen, über ihr Erleben sich selbst und der Nachwelt Rechenschaft zu geben. „Die Gärung, welche jetzt unsere Nation erfüllte, die neuen Kräfte, die im Kreise ihres Lebens auftauchen, der intensive religiöse Aufschwung, das lebhafte nationale Selbstgefühl, die Geister der Tiefe, die in Bewegung geraten, der Widerstand der angegriffenen alten Ordnung, die große Politik und die mit ihr verbundenen kriegerischen Aktionen, die eigenartigen Regungen der verschiedenen einzelnen Stände, das sich erhaltende oder steigernde landschaftliche Selbstbewußtsein, der Sinn für Volkstümlichkeit, die jetzt zum ersten Male siegreich auftretende Macht der Persönlichkeit, dieses alles und noch manches andere ist in der zeitgenössischen Geschichtschreibung in mannigfachsten Formen und wechselndsten Gestalten vertreten." Was von der Geschichtschreibung im all-

Digitized by Google

gemeinen gilt, das trifft auch auf die Memoirenliteratur zu. Neben Werken von geringerer Bedeutung haben wir eine Reihe von andern, die zum Besten gehören, was dieser Literaturzweig in Deutschland hervorgebracht hat. Greifen wir nur einzelnes heraus: wie treuherzig schreibt ein Plater und Keßler, wie originell ist die Unbefangenheit, mit der H. von Schweinichen seine und seines Fürsten Bettelfahrten und Saufgelage erzählt, wie dramatisch schildert der Schreiner Grasbeck die Wiedertäuferwirren in Münster, in die er selbst verwickelt war, welch anschaulich-lebendige Bilder von dem Treiben auf den Reichstagen usw. der Zeit erhalten wir durch Sastrow, und diesen Werken reihen sich die Aufzeichnungen Karls V., des Götz von Berlichingen, Sebastian Schertlins, L. Geizkofflers an, und einzelne Reiseberichte, wie die des Ulmer Kaufmanns Kraft, wachsen sich zu Memoirenwerken aus.

Suchen wir die gemeinschaftlichen Züge dieser ganzen reichen Literatur, so spüren wir all diesen Werken an: es ist noch eine neue, ungewohnte Kunst, die hier geübt wird. Wir dürfen keine wohlabgewogene Anordnung, keine durchdachte Gruppierung des Materials, keine sorgfältig komponierten Zeitgemälde erwarten. Auch psychologische Tiefe und Feinheit oder überraschende Einblicke in die Geheimnisse des Seelenlebens treten uns in der Memoirenliteratur nicht entgegen, aber wohltuend berührt die derbe Sinnenfrische, die fast überall sich kundtut. Eine unbefangene Freude an der Fülle des Erlebens und Geschehens, ein kraftvolles Lebensbehagen, ein treuherziger Sinn machen diese oft so kunstlosen Aufzeichnungen zu Werken, nach denen jeder gerne greift, der ein anschauliches Bild des sechzehnten Jahrhunderts sich machen möchte.

So erfreulich der Aufschwung der Memoirenliteratur im sechzehnten Jahrhundert war, so dürftig ist es mit diesem Zweig des Schrifttums im siebzehnten Jahrhundert bestellt. Die Schriften von Grimmelshausen sind reich an kulturhistorischem Material und enthalten viel Selbsterlebtes, aber zur Memoirenliteratur im strengen Sinn gehören sie doch nicht. Neben kürzeren und fragmentarischen Aufzeichnungen liegen nur ganz wenige umfangreichere einheitliche Werke vor. Der Rückgang des Lebensgefühls auf allen Gebieten war zu stark. Ein geistig regsamer Geistlicher in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, Friedrich Lucä, hat eine Selbstbiographie hinterlassen. Er war ein angesehener, fruchtbarer Schriftsteller, stand auch mit Leibniz in Korrespondenz, aber die typischen Schwächen der Barockzeit und des engherzigen protestantischen Kirchentums jener Tage treten sehr stark in seinem Werk hervor.

Eine geistreiche Frau und starke Persönlichkeit lernen wir in den französisch geschriebenen Memoiren der Herzogin Sophie von Hannover kennen. Sie geben uns zugleich ein Bild vom Leben der fürstlichen Kreise jener Zeit.

Neues Leben erwacht dann wieder im achtzehnten Jahrhundert. In hervorragender Weise lehrte der Pietismus über die Geheimnisse des Herzens, über zarte Empfindungen sich aussprechen. „Geschah das oft in den banalen Ausdrücken der Gemeinde, es war doch für viele eine Vertiefung des inneren Lebens. Die Gewöhnung, über die eigenen Zustände zu reflektieren, auch noch bei starker innerer Bewegung sich selbst zu beobachten, war der deutschen Seele etwas ganz Neues.

Digitized by Google

Oft rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Prozesse ihrer geistigen Tätigkeit, die Regungen ihres Herzens beobachten. Vieles ist ihnen erstaunlich und überraschend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und andern zu beobachten, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorstellungen, welche schnell zu einem Bilde, einem Gedanken zusammenschießen, jedes schnelle Aufblitzen eines Gefühls, dessen leitende Fäden sie nicht übersehen, ist ihnen wunderbar. Ihre lyrischen Stimmungen formen auch die Tagebücher um, welche bis dahin in der Regel nur ein Verzeichnis der zufälligen Vorfälle gewesen waren, die vertrauten Blätter werden von jetzt an mit unbehilflichen Versuchen, durch prächtige Worte ein leidenschaftliches Gefühl auszudrücken, und mit Betrachtungen über das eigene Herz gefüllt. Aus dem Leben drang die Fertigkeit einer staunenden Selbstbetrachtung in die Poesie, die Lyrik, später auch die Romane." Besonders aber macht sich diese Fertigkeit geltend auf dem Gebiet autobiographischer Aufzeichnungen und bildet sich im Lauf der Zeit bei einzelnen Persönlichkeiten zur Virtuosität aus.

Aus den Kreisen des Pietismus sind die Werke von Petersen, J. J. Moser, Semler, Lavater (Geheimes Tagebuch) hervorgegangen. Auch viele der abenteuerlichen Existenzen, deren Treiben mit mancherlei Fäden an die Aufklärungsbestrebungen geknüpft war, haben ihr unruhiges Leben zum Gegenstand ihrer Darstellung gemacht, der zynische Bahrdt, der dissolute Lauckhardt, der betriebsame Feßler.

Es ist nicht zu verkennen, daß besonders den Werken aus den Kreisen des Pietismus eine Enge des Gesichtskreises, eine dumpfe Stubenluft eigen ist, während die hastigen, unklaren Bestrebungen der andern ein bewußtes, klares und reines Wollen vermissen lassen.

So atmen wir eine ganz andere Luft in den Memoirenwerken, die uns die Ereignisse der friderizianischen Zeit spiegeln. Friedrich II. selbst hat in französischer Sprache verschiedene Geschichtswerke verfaßt, die uns die Taten seiner Regierung berichten, und neben den süffisanten Memoiren seiner Schwester Wilhelmine behandeln noch verschiedene andere Werke diese Zeit und diese Kreise, ohne daß die ganze Gruppe von Memoirenwerken, die zum Teil von Franzosen geschrieben sind, weiteren Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Memoirenliteratur gewonnen hätte.

Bedeutsam haben die Ideen der Sturm- und Drangperiode auf unserem Gebiete eingewirkt. Der historische Sinn wurde mächtig geweckt. Zurück zur Natur, hinab zum Volke war die Losung. Nun begann das Verständnis sich zu regen für das Leben, die Entwicklung und die Psychologie des Kindes. Man lernt achten auf die unbewußte Einwirkung der ganzen Umgebung auf den Menschen, mit Interesse und Liebe werden die Äußerungen des Volkslebens beobachtet, und was bisher fast ganz fehlte in der Memoirenliteratur, der Sinn für Naturschönheit wird feiner und stärker. All das zusammen mit der größeren Wärme und Beweglichkeit des Gefühlslebens wirkt dahin, daß auf den besten Selbstbiographien dieser Periode ein Hauch von Frische und Ursprünglichkeit liegt. Allenthalben bekommt die Darstellung Farbe, Duft und psychologische Feinheit. Jung-Stillings Selbstbiographie

Digitized by Google

gehört zu den besten Büchern unserer Literatur, Anton Reiser von Moritz gibt eine Selbstanalyse von einem psychologischen Raffinement, wie es seither erst wieder in allerneuester Zeit von einzelnen Dichtern erreicht worden ist, Seumes Fragment zeichnet uns in der Gestalt von Seumes Vater eine echt volkstümliche Gestalt mit anschaulicher Treue. In Goethes Wahrheit und Dichtung haben wir ein Werk, das der Weltliteratur angehört und sich in selbständiger Eigenart Augustins und Rousseaus Bekenntnissen anreiht. Keiner der Vorzüge, die eine Selbstbiographie wertvoll machen, fehlt seinem Werke. Da sind die anschaulichen Schilderungen, die mit gleicher Sicherheit und Lebendigkeit uns das alte Frankfurt, das zierliche Leipzig, das schöne Straßburg mit seinem Münster und seinen Spazierwegen vor die Augen zaubern. Da ist die Kunst, in charakteristischen Strichen Persönlichkeiten zu zeichnen, daß wir meinen, wir haben sie selbst gekannt. Da ist die Fähigkeit, mit Feinsinn die Regungen und das Leben des eigenen Innern zu belauschen. Ihr verdanken wir so wertvolle Einblicke in die Art des poetischen Schaffens. Da ist der abwägende, ordnende Geist, der nicht bloß eine bunte Masse von Eindrücken und Erlebnissen darbietet, sondern den reichen Stoff gruppiert und verarbeitet, daß wir schließlich eine individuelle Entwicklungsgeschichte bekommen, die zugleich Zeitgeschichte ist. Und immer wieder ist das Ganze durchwoben von Betrachtungen abgeklärter Lebensweisheit, und über dem Werk liegt ein Goldglanz von mildem Behagen und ruhigem Humor.

Kräftig hat dieses Werk auf die weitere Entwicklung der Memoirenliteratur im neunzehnten Jahrhundert gewirkt. Immer größer wird die Zahl derer, die das Verlangen fühlen, ihre Entwicklung, ihre Meinungen und Taten darzustellen. Wie man das achtzehnte Jahrhundert das Jahrhundert des Briefs genannt hat, mag man das neunzehnte als das Jahrhundert der Memoiren und Selbstbiographien in Deutschland bezeichnen. Der schüchterne, kümmerliche Deutsche vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war ein Mann geworden, dem nichts Menschliches mehr fremd war im Reiche der Bildung. Dazu kamen die großen politischen Bewegungen im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, die das Volk tief hinab aufwühlten und sein Nationalbewußtsein wieder weckten. Diesem wurde zudem neue Nahrung zugeführt durch die Bestrebungen, die auf Vertiefung in die Vergangenheit des eigenen Volkes ausgingen. So hob sich die Selbstschätzung des Volks und des Individuums. Goethe selbst führt einmal aus: „Die Frage, ob einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es tut, für den höflichsten aller Menschen. Wenn sich einer nur mitteilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es tut. Es ist gar nicht nötig, daß einer untadelhaft sei oder das Vortrefflichste und Tadelloseste tue, sondern nur, daß etwas geschehe, was dem andern nützen oder ihn freuen kann."

Unzählige im neunzehnten Jahrhundert haben offenbar den Eindruck gehabt, daß sie mit ihren Aufzeichnungen anderen nützen, sie erfreuen können. Allein mit den Namen der Verfasser ließen sich Seiten über Seiten füllen. Sichtlich hat sich das Durchschnittsniveau gehoben, und deutlich ragen darüber eine Reihe von Werken hervor, deutlich lassen sich auch einzelne Hauptwendepunkte der Entwicklung feststellen.

Digitized by Google

Was in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts geschrieben ist, was die Arndt, Boyen, Nettelbeck, die Leo, Menzel und Hase, die Steffens, Körner, Richter und Kügelgen, die Holtey und Goltz und alle andern, deren Werken literarische Bedeutung zukommt, uns hinterlassen haben an Aufzeichnungen über ihr eigenes Leben, das alles wirkt durch die edle Gediegenheit der Gesinnung, oder auch den feinen, treuherzigen Humor und durch die gemütvoll ansprechende Schilderung. Die Selbstbiographie, die Entwicklungsgeschichte geben will, herrscht noch vor, und selbst ein Werk wie die Denkwürdigkeiten Varnhagens, die ursprünglich auf die Memoirenform angelegt sind, erhalten vom Verfasser durch Vorsetzung einer Kindheits- und Jugendgeschichte den Charakter der Selbstbiographie.

Allmählich läßt dann die Freude an der Idylle nach. Es kommt ein weltmännischer Zug in die Memoiren, man bewegt sich in internationalen Kreisen, hütet sich ängstlich auch vor dem Schein der Sentimentalität, neigt zur Kritik und Ironie; aber während manche Gemütsseiten nun zu kurz kommen und durch die Werke ein schärferer Luftzug weht, erweitert sich der Horizont und kommt in das schwerflüssige deutsche Wesen freiere Bewegung. Diesen allmählichen Wechsel der Stimmung können wir in den Aufzeichnungen der Jungdeutschen und aller, die der politischen Opposition nahestehen, deutlich beobachten. Laube, Meißner, Dingelstedt schlagen einen frischen, flotten Ton an. Fanny Lewalds Memoiren zeigen vor allem die kritische Stimmung der Verfasserin gegenüber der Tradition und Konvention, und aus den selbstbiographischen Schriften der Malvida Meysenbug, des Julius Fröbel und anderer, die das Jahr 1848 ins Exil getrieben hat, sehen wir, wie der Aufenthalt in der Fremde gerade auf die regsamen Geister unendlich bildend und horizonterweiternd gewirkt hat. Aus den Memoiren dieser Periode bekommen wir den Eindruck, daß damals der Geist des deutschen Volkes geschult wurde für eine neue Epoche vorwiegend realistischer und praktischer Lebensbetätigung.

Seit den fünfziger Jahren rückten die realistischen Bestrebungen siegreich vorwärts in Literatur und Politik. Das Zeitalter der großen Philosophie, der großen Dichtung, des allgemeinen idealistischen Denkens wich sichtbar zurück. Der Deutsche gewöhnte sich daran, an den Kämpfen der Öffentlichkeit teilzunehmen, ins Große und Allgemeine zu wirken, das Individuum dem großen Ganzen unterzuordnen. Solche Zeiten sind günstig für die Entfaltung einer Memoirenliteratur, die weniger individuelles Leben schildern will, als vielmehr dem Eingreifen des einzelnen in den Gang der Gesamtentwicklung ein Denkmal setzt. Das Ideal harmonischer individueller Bildung wird verdrängt durch die Forderung sozialer und praktischer Tüchtigkeit. Nun überwiegt in den zahllosen Memoiren aus den Kreisen der Politiker, Diplomaten und Militärpersonen äußeres Geschehen das innere. Nun lesen wir mehr von Kämpfen mit Intrigen, Parteien und persönlichen Gegnern als mit Ausartungen der eigenen Individualität. Der Nachdruck der Erzählung fällt nicht mehr auf die Entwicklung des Kindes und Jünglings; sondern auf die Taten, Kämpfe und Fahrten des Mannes. Die historische Bedeutung beginnt vielfach die literarische zu überwiegen. Die Memoiren von A. v. Hohenlohe, Graf Dürkheim, Vitztum von Eckstädt sind Proben dieser Art. In Künstler-

Digitized by Google

und Gelehrtenkreisen herrscht freilich vielfach noch die Selbstbiographie. Von den Werken der beschriebenen Art aber ragen Bismarcks Gedanken und Erinnerungen am weitesten empor. Die wuchtige Persönlichkeit, die aus der ganzen Darstellung spricht, die glänzende Charakterisierung einzelner Personen und Beziehungen, die dramatische Schilderung typischer Situationen — das alles begründet die literarische Bedeutung dieses Werkes, in dem die deutsche Memoirenliteratur wieder einen Höhepunkt ihrer Entwicklung — vorläufig den letzten — erstiegen hat.

Nachwort zur Wartburgtrilogie

Es sei dem Verfasser gestattet, der soeben erschienenen, bedeutend durchgearbeiteten zweiten Auflage des „Luther auf der Wartburg“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) ein orientierendes Nachwort zur gesamten Wartburg-Trilogie folgen zu lassen.

Jede der drei dramatischen Dichtungen, die unter dem Titel „Wartburg“ zusammengefaßt sind, ist ein in sich abgeschlossenes Werk. Doch zieht sich durch alle drei ein gemeinsamer Grundgedanke.

Ofterdingen, Elisabeth und Junker Jörg suchen dasselbe Kleinod: ihr Lebenslied, ihre Lebensaufgabe.

Der Sänger findet einen volkstümlichen Heldensang (Nibelungenlied), kongenial dem kunstmäßigen „Parzival“ eines Wolfram von Eschenbach.

Die Heilige findet ihr Lebenslied: sie wird Kaiserin der Armen und Kranken, ein erstes großes Vorbild für soziale Liebestat.

Der Reformator findet seine Lebensaufgabe, indem er — entgegen der Lockung zu gewaltsamer Lösung — das von innen heraus die Seelen erneuernde Wort wählt und selber schöpferisch dies erneuernde Wort formt (Bibel-Übersetzung, Haus- und Kirchenpostille, Kirchenlied).

Alle drei sind voll von Geistesbildung der Zeit und halten sich gleichwohl zum Volke. In allen dreien ist diese sich opfernde Liebe zur Seele des Volkes ein wesentliches Motiv. So stellen sie die Verbindung zwischen Höhenkultur und Wurzelkräften der Volksseele dar.

Repräsentanten des niederen Volkes liefert in allen drei Dramen vorzugsweise die Eisenacher Familie Hellegreve oder später Hellgraf. Die Angehörigen dieser Familie — teils seßhaft und praktisch, teils unstet und künstlerisch — sind lebensstark in den Festzeiten der Sängerburg; verwildert in der Verfallszeit der hl. Elisabeth; tätig im Vordergrund stehend im bürgerlichen Zeitalter der Reformation. Hier, im letzten Stück, fassen sich noch einmal alle Instinkte und Stimmungen jenes Geschlechtes und zugleich der Zeit zusammen und versammeln sich auf der Höhe des Schauspiels (IV. Akt) in der Eisenacher Bürgerstube. Die Letzte dieser Spielleute vermählt sich einem Bach, trägt also das Erbe großer Zeiten in jene weltbekannte Thüringer Organistenfamilie hinüber. Der große Johann Sebastian Bach ist gleichsam Fortsetzer des Sänger-Zeitalters und Erfüller der künstlerischen Gemütsseite unserer deutschen Reformation; vor seinen Chorälen, Kantaten und Oratorien können sich die dogmatisch getrennten Konfessionen im übergeordneten dritten Reiche der Kunst wieder zusammenfinden. Darum ist im „Luther auf der Wartburg“ dem jungen Ehepaar Bach die Ehre zuteil geworden, zur ganzen Trilogie gleichsam Schlußwort und Epilog zu sprechen (was in der zweiten Auflage durch die rhythmische Sprache noch schärfer hervorgehoben wurde). Es gab übrigens tatsächlich eine Familie Hellegreve in Eisenach; in ihrem Gasthause in der Georgenstraße sollen Ofterdingen

Digitized by Google

und Klingsor gewohnt haben, welch letzteren die Sage zu einem schlimmen Zauberer und Gegner des frommen Wolfram von Eschenbach entstellt hat. Die Einzelheiten in den hier dargestellten Schicksalen jener Familie sind natürlich samt und sonders dichterische Erfindung.

Der Verfasser suchte bei Gestaltung der hier handelnden Menschen unbefangen und objektiv zu sein. Alle haben in ihrer Art recht. Energien sind in allen. Hier beseelende Wärme, dort verzehrende Leidenschaft; hier schöpferische Menschen, die ihre Lebenswunden in Siege verwandeln, dort Verwilderung und Niederlagen. Und so mag man den unreif-ehrgeizigen und in der Entwicklung gehemmten jüngeren Bruder Heinrich Raspe ebenso gelten lassen wie den düsteren Konrad vom Marburg, der die anfangs etwas spielerisch-weiche Elisabeth in seine dogmatische Strenge zwingen will und sein Übermaß später büßt, furchtlos bis hart vor den Tod. Nach neueren Forschungen (Barge) war auch in Karlstadts Laienprediger-Ideal manches Beachtenswerte; und weder dieser „Bilderstürmer" noch jener „Ketzerrichter", noch sogar die dilettantischen Zwickauer dürfen als Zerrbilder dargestellt werden; so wenig wie der herb-stolze Osterdingen oder die liebeszarte Heilige jemals ins Weltschmerzliche oder ins Sentimentale entgleisen dürfen. Um die Fürstin muß immer eine natürliche Hoheit bleiben, besonders eindrucksvoll am Sarge des Gatten. (Hier übrigens eine Zwischenbemerkung: Die Szene zwischen Elisabeth und den rosenspendenden Bettlern will keine „Erklärung" des sogenannten „Rosenwunders" sein, sondern in Erinnerung daran die besondere Gestaltung einer ähnlichen und als solchen doch wohl sinnvollen Szene.) Zu der Idee, den sagenhaften Sänger Heinrich von Osterdingen das Nibelungenlied finden und formen zu lassen, gab eine Notiz in Scheffels „Frau Aventiure" den Anstoß. Scheffel hat sich bekanntlich lang und qualvoll mit dem Gedanken getragen, diesen Stoff zu einem Wartburgroman zu verdichten, ist jedoch über Lieder und Vorstudien nicht hinausgekommen. Bei Betrachtung des letzten der drei Dramen wolle man endlich nicht übersehen, daß der volle Titel lautet: „Luther auf der Wartburg"; es ist also der Luther zwischen den Schlachten, der Luther des mildgestimmten Wartburg-Idylls, der immerhin gelegentlich verrät, daß er donnern kann. Dieser dramatisch sehr undankbare Stoff war nur so zu gestalten und in das Gefüge der Wartburg-Idee einzuordnen, daß man den rund umher anschwellenden Aufruhr zeigte, durch dessen Gefahren Luther veranlaßt wurde, sein Patmos wieder zu verlassen, um fortan — da der offizielle Reichstag versagt hatte — von der Gemeinde aus, in zäher Kleinarbeit, Deutschlands Erneuerung zu versuchen.

Sprache und Stilgebung dieser dramatischen Dichtung suchte sich nach dem jeweiligen Zeitalter zu richten: kraftvoll geschmeidig und mit Liedern oder Reimen durchädert im „Osterdingen"; zarter, aber von ähnlicher Klangfarbe, in der „hl. Elisabeth"; in beiden Dramen rhythmisch, der Kultur der Wartburg entsprechend; im „Luther" endlich war die Prosa des nüchterner gestimmten Reformations- und Bürger-Zeitalters zu wählen.

Man nenne es nicht Rückständigkeit, wenn der Verfasser, bei aller Freude am eindringlichen, plastischen, starken oder zarten Wort, dennoch die sensualistische oder barocke Sprechweise des Naturalismus oder Symbolismus für seine Person ablehnt. Diese subjektivische Kunstausübung hat den geschichtlichen Zusammenhang mit der Volksseele unterbrochen; ihr Impressionismus oder Skeptizismus glaubt nicht an übergeordnete Geistigkeit, wie sie den klassischen und religiösen Idealismus gläubig durchdringt. Demnach kann auch die Sprache dieser Gruppe, die jetzt die europäische Literatur beherrscht, kein Körper sein für idealistische Empfindungsart. Wer zur Strafe dafür meine Stoffwahl und Stilistik, meine Denkweise und Problemstellung als Epigonentum ablehnen oder diesen Gestalten inneres Leben absprechen würde, der möchte wohl nicht besonders feinhörig in das organische Ganze meines Schaffens hineingelauscht haben. Davon gar nicht zu reden, wie mancher Tropfen eigensten Herzblutes in diesen Werken pulsiert.

Der Verfasser hat sich seit fünf bis sieben Jahren fast ausschließlich dem Studium der beiden Kulturepochen Weimar und Wartburg gewidmet. Das Ergebnis dieses inneren Er-

Digitized by Google

lebens, das sich zu großem Teile in Thüringer Waldstille vollzogen hat, untermischt mit manchen herben persönlichen Erlebnissen, liegt nun vor im „Thüringer Tagebuch", in den sechs Bänden „Wege nach Weimar" und in der „Wartburg-Trilogie". Das letztere Werk ist jetzt erst, mit der neudurchgearbeiteten zweiten Auflage des „Luther", als abgeschlossen zu betrachten.

F. Lienhard

Das heitere Theater

Wiederholt habe ich an dieser Stelle zu begründen versucht, daß die wichtigste Forderung, die wir vom kunstpolitischen Standpunkte aus für unsere Zeit zu stellen haben, die einer vornehmen Unterhaltungskunst ist. Es geschah gelegentlich auch im Widerspruch mit der üblichen Kritik, der ich den Vorwurf nicht ersparen konnte, daß sie bei ihrer Beurteilung nicht genug das Relative ihrer Stellungnahme zum Ausdruck bringe. Nun finde ich in einem Aufsatz (Frankf. Ztg. Nr. 21) von Oskar A. H. Schmitz, der unlängst mit seinem zu Mannheim gegebenen Lustspiel „Don Juanito" wenigstens den Befähigungsnachweis für eine solche Unterhaltungskunst erbracht hat, ganz ähnliche Gedankengänge, die ich der Wichtigkeit der Frage wegen hier wiedergeben möchte.

Der Verfasser unterscheidet als die beiden wichtigen bislang erreichten Formen des Theaters die antike Kultbühne und das romanische Gesellschaftstheater. Den deutschen Bestrebungen, etwa der Antike Gleichwertiges zu schaffen, ist als höchste bisherige Erfüllung Bayreuth geworden. Mit Recht betont Schmitz, daß eine Kultbühne heute nicht mehr möglich sei, da eine derartige enge Vermischung von religiösen Kulten und dramatischer Kunst heute undenkbar ist. Bayreuth ist dagegen ein echt moderner Gedanke: der vom Leben gehetzte Mensch flieht zur Gesundung wie in die Natur, so auch ins Reich der großen Kunst. Je klarer wir die Bedeutung dieses zeitweiligen Aufstiegs ins Hochland erkennen, um so ruhiger können wir betonen, daß, da wir nur selten ins Hochland gelangen können, auch das Theater als Unterhaltungsstätte eine Notwendigkeit ist. Nur theoretische Verbohrtheit und blutleerer, weil die wirklichen Verhältnisse geflissentlich übersehender Idealismus vermögen das zu leugnen.

„Das Gesellschaftstheater war stets die edelste Vergnügung gut geratener Geister, und auch unsere Zeit bedürfte seiner in hohem Maß, aber konfuse Schulmeister enthalten es ihr vor. Es unterliegt ganz anderen Bestimmungen als jene große Bühne. Das Gesellschaftstheater dient weniger der Sammlung als der Zerstreuung. Menschen, die am Tag regiert, gehandelt, gelehrt, geforscht, geschaffen oder bloß geschwatzt haben, Menschen, die am selben Abend noch zu einem Ball gehen oder morgen eine G. m. b. H. gründen wollen, Frauen, die Kostüme oder Schultern zu zeigen haben, Fremde, die den Weg in die Gesellschaft suchen, Liebende, die sich unbemerkt anschauen oder sich etwas zuflüstern wollen, aus solchen und ähnlichen Elementen setzt sich das Publikum des heutigen Großstadttheaters zusammen, und nur Pedanten können sich darüber entrüsten. Alle diese Erregungen, die mit ins Theater gebracht werden, sind menschlich und berechtigt, und man soll nur den Mut haben, sich ruhig dazu zu bekennen. Für Äschylus, Wagner oder Ibsen machen sie freilich nicht empfänglich, wohl aber für eine Kunst, welche ähnliche Erregungen wie die mitgebrachten in höheren und tieferen Zusammenhängen zeigt. Damit ist bereits gesagt, daß ich nicht an Schwänke und Possen denke, sondern an eine Komödie höheren Stils, die freilich zunächst noch zu zwei Dritteln das Ausland zu liefern hätte. Solche Komödien werden ja wohl auch heute bei uns gespielt, aber meist mit welcher Hypokrisie von der Kunst behandelt! Ist der Kritiker einer jener genannten Pedanten, denen ausschließlich Kult- und Bildungstheater vorschweben, so lehnt er dieses heitere Genre

Digitized by Google

ohne weiteres ab. Amüsiert es ihn aber selbst, so glaubt mancher, nicht aus vollem Herzen loben, sondern sein Vergnügen an dem Stück erst nach gewissen Vorbehalten gegenüber dem landesüblichen Schulmeistertum ausdrücken zu dürfen. ‚Wenn wir einmal von der hohen Warte herabsteigen, von welcher wir das große Kunstwerk beurteilen', oder: ‚Wir verkennen nicht, daß es sich der Autor ein wenig leicht gemacht hat, aber . . .', oder: ‚Von manchen bedenklichen Theaterkniffen abgesehen' — so und ähnlich lauten die Redensarten, mit denen bisweilen der deutsche Theaterkritiker seine Seele salviert, ehe er zugibt, daß er einen außerordentlich angenehmen Abend verbracht hat . . .

Ich will für die feine, heitere Theatergattung eintreten, für ein Theater, welches die Franzosen stets in hoher Vollkommenheit besaßen, wie es in Deutschland augenblicklich zu entstehen scheint und vielleicht längst entstanden wäre, wenn nicht törichte Theorien dieses Genre bei uns brandmarkten. Wer sich für einen Dichter hält, schreibt bei uns nicht leicht was Lustiges; wer aber was Lustiges schreibt, verfällt in Deutschland fast immer dem Spießbürger- oder dem Commis-voyageur-Geschmack. Ein Hauptfehler unserer Kritik scheint es mir, daß sie den Autoren so streng nachrechnet, ob sie wirklich ganz richtige Dichter sind. Als ob nicht auch ein Stück, das eine fesselnde Zeitfrage in interessantem Dialog behandelt, den Abend eines geistig gut genährten Menschen bisweilen wertvoll ausfüllen könnte! . . .

Ich trete für das heitere Theater ein, das der Gesellschaft, die es besucht, in seinen äußeren Formen entgegenkommt, nicht vor halb neun anfängt, damit jeder seine Geschäfte erledigt, sich umgezogen und vorher gespeist haben kann. Der Raum soll nicht wie die ansteigenden Sitzreihen des Münchener Künstlertheaters einem physikalischen Hörsaal gleichen, in dem jede Toilette erbarmungslos verschwindet, sondern von einem Kranz von Logen umgeben sein, in denen die Damen ihre Hüte zeigen dürfen. Ein kurzes Lever-de-rideau mag von allzu strenger Pünktlichkeit entbinden, und zwei längere Zwischenakte sollen ein reizvolles Foyerleben entfalten."

Man erkennt aus den letzten Sätzen, daß der Verfasser ausschließlich an großstädtische Verhältnisse denkt. Aber diese, wie auch andere, hier zumeist weggelassene Einseitigkeiten beeinträchtigen nicht das Zutreffende in diesen Ausführungen. Kein Mensch wird das Ansinnen stellen, daß unsere Theater einseitig Gesellschaftstheater werden sollen, daß wir die Pflege großer Kunst vermindern sollen. Und kleinere und mittlere Städte, die nur ein Theater erhalten können, werden auch in Zukunft im gleichen Hause die hohe und die unterhaltende Kunst pflegen müssen. Das schadet nichts. Aber ich höre schon einige reden, daß dieses Nebeneinander im gleichen Hause eine Entweihung bedeute. Ach nein, das Haus ist in der Hinsicht indifferent: ein Stall kann zur Geburtsstätte des Lichtes der Welt werden, und Paläste sind Bordelle gewesen. Der Inhalt heiligt auch hier das Gefäß.

Der springende Punkt ist, daß wir hohe Kunst und Unterhaltungskunst *nicht als einander ausschließende*, sondern als *sich ergänzende* Kräfte erkennen. Dann erkennt man die Notwendigkeit und die Bedeutung beider und erkennt es als seine Pflicht, beide nach ihren besonderen Gesetzen gleich wichtig zu nehmen. In der Tat, alle, die auf die Gestaltung des Kunstlebens Einfluß haben, können das heitere Theater nicht ernst genug nehmen. So wichtig ist seine Schönheit und sorgsame Ausbildung für eine schöne Lebenskultur.

K. St.

Digitized by Google

Neue Erzählungsbücher

Rud. Hans Bartsch: Zwölf aus der Steiermark. Roman. (*M* 4.50, geb. *M* 6.—). — Die Haindlkinder. Roman. (*M* 4.—, geb. *M* 5.—, beide Leipzig, L. Staackmann.) Mahnten nicht ganze Stöße unerledigter Werke mich daran, daß ich Neues lesen muß, ich würde jetzt diese beiden Bücher, die ich erst im Oktober gelesen, aufs neue zur Hand nehmen. Ich habe dabei die Überzeugung, daß sie mir eine Fülle neuer Überraschungen brächten, und daß ich wieder alle während des Lesens aufsteigenden kritischen Bedenken mit den Worten zur Ruhe brächte: Schweigt doch, das ist ja so schön!

Mit diesem Bekenntnis sage ich, was mir an diesen Büchern besonders stark und schwach erscheint. Ich pflege sonst von einem einmal gelesenen Buche dauernd ein klares Bild zu behalten, so daß mir innere Entwicklungen, die darin vorgeführt werden, als Besitz bleiben. Dieses Erinnerungsbild habe ich von diesen beiden Büchern von Bartsch nicht. Vielmehr lebt in mir ein Gefühl des Behagens auf, wenn ich an sie denke. Wenn man gewaltige Landschaften sieht, so pflegt sich das Bild mit unverwischbaren Zügen in unser Gedächtnis einzugraben, so daß man noch nach Jahren jede der charakterisierenden Linien, ja die Art des Baumschlages, Steinbruches und dergleichen greifbar vor sich sieht. Davon grundverschieden ist jenes Rückerinnern an einen schönen Frühlingstag, in dem man zum erstenmal wieder nach Winterhaft über die jungen Felder oder durch den neusprossenden Wald zog. Dieses letztere Gefühl ist das, was ich für diese Bücher dankbar empfinde. An hundert Stellen kam mir der Name Eichendorff ins Gedächtnis; Eichendorff als Schöpfer des lieben „Taugenichts", aber mehr noch als Lyriker: Wald, Tal, lustiges Singen, helles Lachen, melancholische Lieder, sehnsuchtsvolle Verträumtheit. Dann auch dachte ich wieder an Dickens, wenn in wenigen Zügen der Typus irgend eines kleinen Menschen zum greifen klar dastand; oder an Jean Paul, wenn der Verfasser jedem aufsteigenden Gedanken unbekümmert ums Ganze nachgeht.

Aber mit diesen Erinnerungen möchte ich nicht den Eindruck erwecken, als handele es sich hier um einen Nachahmer. Bartsch ist vielmehr eine durchaus selbständige Natur, ein außerordentlich reicher Mensch, der mit weitoffenen Augen rings um sich schaut und all die Fülle in sich aufsaugen möchte, die das überreiche Leben ihm darbietet. Darum hegt dieser Mann für alles Teilnahme. In seinen Büchern ist von Ästhetik, von Lebensfragen sozialer und politischer Art, von Rasseproblemen, von medizinischen Dingen, kurz von allem die Rede. Nicht nach der Art mancher Humoristen, die erst alles, was ihnen einfällt, in ihre Schubladen hineinpfropfen und nachher, wenn nichts mehr hineingeht, ein Bündel davon in ihr nächstes Buch ebenso gewaltsam stecken, — sondern als ein ungemein lebendiges Plaudern und Reden. Denn — und darin offenbart sich eine Schwäche — Rud. Hans Bartsch steckt in jeder seiner Gestalten. Sie sind scheinbar grundverschieden; denn sie sind gesehen worden, sie sind erlebt. Aber die lyrische Natur des Verfassers dringt in jeden hinein und spricht aus jedem heraus. Viele dieser Bemerkungen sind ganz außerordentlich gescheit. Der Mann muß ein prachtvoller Gesellschafter sein, der immer anregt, am meisten vielleicht dort, wo man ihm widersprechen möchte.

Im einzelnen will ich auf diese beiden Bücher nicht eingehen, die mir zum Liebsten gehören, was seit langen, langen Jahren aus Österreich gekommen ist. Sie sind österreichisch, wie Schuberts Klaviermusik. Mit ihr teilen sie die überquellende Fülle neuauftauchender Motive, die Sorglosigkeit und den Mangel an Verdichtung. — Aber ich wollte ja nicht kritisieren. Über solche Menschen urteilt man nicht, sondern freut sich ihrer. Und das gleiche gilt von diesen Büchern. Man darf sich um so voller freuen, als dieser Mann nach meiner festen Überzeugung entwicklungsfähig ist. Der Weg wird wahrscheinlich dahingehen, daß er uns zunächst Bücher gibt, die an beglückender Kraft diesen Erstlingen bei weitem nachstehen.

Digitized by Google

Aber das an zweiter Stelle genannte Werk zeigt, daß dem Verfasser die Kraft, Entwicklungen darzustellen, innewohnt. Ich glaube, daß er auch die Selbstzucht finden wird der Strenge gegen seine wuchernde Erzählerfreude, daß er selber nicht mehr so viel genießen will im Schreiben seiner Bücher, sondern seine Aufgabe auch als schwere Verpflichtung gegenüber den aufgestellten Problemen empfinden wird. Diese beiden Bände aber mögen alle lesen, die noch Sinn haben für jugendlich unbekümmertes Wandern in fruchtbarer, grüner Landschaft.

Marie Diers: Die sieben Sorgen des Doktor Joost. Roman. (Dresden, Max Seyfert, ℳ 3.—.) Eine herzhafte, frische Fröhlichkeit ist das Wohltuende an diesem von echtem, unaufdringlichem Humor durchsonnten Buche. Die sieben Sorgen des Doktor Joost sind ausgerechnet sieben Mädels, mit denen seine Frau im allzu frühen Hinscheiden den reichlich unbeholfenen Arzt auf der Welt zurückläßt. Wie er sich mit dieser geliebten Bürde abfindet, wie er dank seiner guten und gesunden Natur eigentlich immer das Rechte trifft, zumal der Herrgott solchen Leuten unvermerkt hilft; wie er selber erziehend erzogen wird, das ist ohne alle Geheim- oder Wichtigtuerei, ohne aufdringliche Analysen überzeugend mit wohltuender Warmherzigkeit dargestellt. Das Buch verdient warme Empfehlung.

Franz Karl Ginzkey: Jakobus und die Frauen. (Leipzig, L. Staackmann, ℳ 3.50, geb. ℳ 4.50.) „Mama," sagte Dora leise, „weißt du Herrn Jakobus, der unser Gast ist, nichts Erfreulicheres zu erzählen? Das muß ihm doch peinlich sein." „Wenn er ein Dichter ist," fuhr die alte Frau mit gleicher Härte fort, „dann muß ihm das Leben in jeglicher Form willkommen sein. Wenn er ein Dichter ist, so wird er uns dankbar sein, wenn wir unser Schicksal vor ihm ausbreiten und den Ernst und den Jammer des Lebens nicht verschweigen. Ich habe die Dichter niemals geliebt, die das Leben nur von der rosigen Seite nahmen." „Sie haben ganz recht, gnädige Frau," fiel Jakobus beruhigend ein. „Ich wünsche mir auch nichts Höheres, als dem Ernst des Lebens ins Auge zu sehen. Das Herz des Dichters soll wehrlos auf dem Amboß dieses Lebens liegen und jeder Streich, den es empfängt, wird es fester schmieden und seinen Gehalt veredeln, bis es einen guten Klang gibt. Das habe ich schon in jungen Jahren gelernt."

Das Herz des Dichters — diesen Ehrennamen verdient der Verfasser —, der dieses Buch geschrieben hat, ist fürs Leben zurechtgeschmiedet worden von Frauenhänden, von weichen Händen zumeist, wenn auch die eine spielerisch, die andere nicht frei von Grausamkeit war. Aber schlecht ist eigentlich keine dieser Frauen, bei denen Jakobus sein Glück sucht und auch im besten Falle jene Läuterung durch Schmerz findet, die reinigend wirkt, so daß das so zurechtgeschmiedete Herz den reinen Klang gereifter Männlichkeit abgibt. Dieser Klang ertönt aus den Schlußzeilen des Buches. Denn es ist das Buch einer Jugend und ein junges Buch. Darin liegt sein höchster Zauber. Das Feierliche der Jugend liegt darüber, das innerliche Frohsein, das auch unter äußerer Traurigkeit nicht verkümmern kann. So segnet man dann am Abschluß der Jugend, rein aus der Fülle dieses Innenreichtums, ohne die Gebärde des Überwundenhabenden auch jene, die uns unsagbares Leid gebracht haben. Denn man fühlt es, daß dieses Leid auch für uns selber ein Segen ist.

Die Sprache des Buches ist von ruhigem Wohlklang. Ich bin das Gefühl nicht losgeworden, als ob der Verfasser am Anfang nicht ganz nach dem Ende gesehen hätte, bei dem er nachher herauskam. Vor allem aber liegt mir in der Gestalt des alten Fiedler etwas Fremdes. Jedoch das Buch ist die erste Erzählung des als Lyriker bereits bedeutsam hervorgetretenen Österreichers und ist zum mindesten ein starkes Versprechen.

Karl Storck

Digitized by Google

Vom Klassizismus und seiner Überwindung

Grundsätzliches zur Schadow-Ausstellung der Berliner Kunstakademie

Von

Dr. Karl Storck

In seinem Aufsatze über das Straßburger Münster hatte der Jüngling Goethe die Sätze niedergeschrieben: „Laßt die Bildnerei des Wilden aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltungsverhältnis zusammenstimmen; denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden: sie ist ganz und lebendig!“ Dreißig Jahre später, als derselbe Goethe in den „Propyläen“ des Jahres 1801 eine „flüchtige Übersicht über die Kunst in Deutschland“ gab, hören wir nichts davon, daß er von jeder echten Persönlichkeit echte Kunst erwartet. Wenn er hier der Berliner Kunst den Vorwurf macht: „Dort scheint der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause zu sein, und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das Allgemein-Menschliche durchs Vaterländische verdrängt“ und danach meinte, man werde sich wohl bald überzeugen, daß es patriotische Wissenschaft und Kunst nicht gebe, sondern beide gehörten wie alles Gute der ganzen Welt an, da mag er mit diesem schweren Ausfall gegen Berlin auch einige jener Künstler im Auge gehabt haben, die am meisten von seinen Zeitgenossen ihre charakteristische Eigenpersönlichkeit auszuleben trachteten. Jedenfalls ist kein anderer dem mächtigen Olympier zu Weimar so scharf entgegengetreten wie einer dieser Berliner, Johann Gottfried Schadow. Dabei fühlt man, daß es die Liebe war und die Bewunderung, die den fünfzehn Jahre jüngeren Bildhauer zu einer so schroffen Entgegnung auf des Weimarer Dichters Ausführungen veranlaßte, wenn er seine Ausführungen in der „Eunomia“ mit den Worten schließt: „Homeride zu sein, auch

Digitized by Google

nur als letzter, ist schön, sagt Goethe. Homeride sein wollen, wenn man Goethe ist! hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Unbescheidenheit zu verbieten!"

Ich will auch gleich hier den übrigen Inhalt dieser Entgegnung Schadows nach der Zusammenfassung, die Gurlitt in seiner „Deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts" gibt, mitteilen. Schadow hatte das Wort „Naturalismus" etwas anders aufgefaßt als Goethe: als Bezeichnung nämlich für einen, der eine Kunst treibt, ohne sie von einem Meister oder von einer Schule übernommen zu haben. Als solchen führte er jenen Chodowiecki an, der nach der Art keiner Schule zu Werke gegangen sei. Trotzdem so beide unter dem gleichen Worte verschiedenes verstehen, was ja auch häufig genug bei Kunstdebatten der Fall ist, redet die Entgegnung Schadows nicht an Goethes Ausführungen vorbei, sondern trifft den Kern noch viel mehr, als wenn Schadow sich auf philosophische Definitionen der Begriffe Naturalismus und Idealismus eingelassen hätte. „Ob Chodowiecki deshalb aber geringer zu schätzen sei als andere, die nichts zu sehen und zu arbeiten vermöchten, außer durch die Brille irgendeines Meisters oder einer Schule, sei noch nicht ausgemacht. Schadow sagt, er freue sich der Arbeit, die treu und ehrlich nach einem vorliegenden Muster abgebildet sei; daß jedes Kunstwerk in Berlin behandelt werde wie ein Porträt oder Konterfei; er freue sich des charakteristischen Kunstsinnes, wenn auch dieser in den ‚Propyläen' auf die niedrigste Stufe gestellt werde: dieser Kunstsinn sei der einzige, durch den wir Deutsche dahin kommen, Kunstwerke hervorzubringen, in denen man uns selbst sähe. Anstatt zu sehen und auszubilden, was in uns ist, quälen wir uns, hervorzubringen, was dem von Fremden Gemachten ähnlich sei. Man begründe die Kunst nicht auf die Verhältnisse im Bau des Körpers, sondern auf das liebe Gefühl; man strebe im Kunstwerk nach Endreimen, indem man über dem Weichen, Fleischigen, Punktierten, Geschabten, Vertriebenen, Malerischen und dem eleganten Vortrag die wahre Gestalt, Charakteristik und Form der Dinge vergesse. Wer richtig und treu nachmache, sei auf dem rechten Wege der Schönheit. Um den uns bekannten lebenden Menschen darzustellen, getreu, als einen Spiegel der Natur, bedürfe es eines unbeschreiblich richtigen Auges, einer geübten Hand, eines ehrlichen treuen Sinnes, bestimmten handwerklichen Wissens. Nichts sei geeigneter, einen jungen Künstler irrezuführen, als erträumte und vermeintliche Vollkommenheit. Hinsichtlich der Landschaft sagt Schadow, in der Natur gebe es keinen allgemeinen Baum, sondern nur bestimmte Baumarten, und wer einen Baum abbilde, müsse sagen können, welcher Art er sei. Die alten Holländer, obgleich sie lange in Italien studierten, hätten sich durch die ‚Poussinaden' nicht irremachen lassen, und daher schätzten sie die Italiener noch heute; nur durch treue Nachahmung der Natur lasse sich etwas Eigentümliches schaffen. Das Allgemein-Menschliche liege eben im Vaterländischen: gerade die Statuen der Alten hätten ihre bestimmte Physiognomie, ihre Verhältnisse, ihre Merkmale. Aber die Köpfe, Hände, Füße des Pietro da Cortona und seiner Schule, also der Barockmeister, wie jene des Berliner Rode und des Leipziger Öser müßten wie die Gesichter unserer Schauspieler zu jeder Rolle herhalten. Besäßen wir nur die Geschicklichkeit, Vaterländisches, Eigenes darzustellen, wie unsere Altväter, so würden wir eine Schule haben, der fremde Völker

Digitized by Google

ihre Sammlungen öffneten. Die Geschicklichkeit, die Art und Weise fremder Meister nachzuahmen, hätte uns diese nicht erschlossen."

Wir haben hier im Meinungsstreit des größten Dichters und doch wohl auch des größten Ästhetikers der damaligen Zeit mit dem größten Bildhauer des damaligen Deutschlands eigentlich den *Meinungsstreit der ganzen seitherigen Kunstentwicklung*, ja der Kunstentwicklung aller Zeiten.

Mir persönlich ist es immer wieder ein merkwürdiges Erlebnis, daß einen diese Kunsttheorien der Vergangenheit so außerordentlich fesseln. Denn wie doch wohl die meisten wirklichen Kunstfreunde unserer Zeit habe ich die feste Überzeugung, daß alles Kunsturteilen, überhaupt alle verstandesmäßige Befassung mit Kunst in ihrer Richtigkeit durchaus zeitlich begrenzt ist, daß sie eigentlich nur insoweit Wert hat, als sie uns zu einem tiefer dringenden, leidenschaftlicheren Kunstgenuß verhilft. Auf diesen *Kunstgenuß* kommt es doch schließlich allein an. Kunst ist mir Bereicherung und darum Verschönerung des Lebens, Erweiterung dieses Daseins. Je mehr ich genießen kann, je mehr ich mir diesen Genuß, der, wenn er wirklich tief geht, zur Reproduktion wird, zu eigen mache, um so reicher werde ich. *Alles, was ich genieße, ist für mich schön*; nicht nach einem landläufigen ästhetischen Begriff, sondern eben für mein persönliches Leben. Und so kommt man zu der etwas hahnebüchenen Ästhetik: „Schön ist, was gefällt." Wer vorsichtig ist, wird sich ausdrücken: „Für mich ist schön, was mir gefällt." Damit käme man dann für sich zu der Lebensregel: „Sammle ein von Kunst, so viel wie du kannst! Genieße nach Möglichkeit! Weite die Augen, weite das Herz! Steigere deine Aufnahmefähigkeit mit allen nur denkbaren Mitteln und kümmere dich um alles andere gar nicht!"

Es hat zu gewissen Zeiten auch hervorragende Menschen gegeben, die auf diese Weise Kunst genossen haben. Am charakteristischsten in der frühen deutschen Romantik. Für bildende Kunst mag man an Wackenroder denken, für die Dichtung an Männer wie Arnim und Brentano; für die Musik bietet so mancher Musikliebhaber auch heute noch das Beispiel. Und doch glaube ich, daß keine irgendwie schöpferische Natur mit dieser Art Kunstgenuß auf die Dauer auskommt. Auch bei den genannten Romantikern ist es nur scheinbar, indem bei ihnen die ganze scharfe Einstellung der Empfänglichkeit für bestimmte Arten und Zeiten der Kunst doch auch bereits ein Ergebnis der Kritik ist, die nur nicht als verstandesmäßige Untersuchung sichtbar wird, sondern sich darin äußert, daß die Betreffenden an so vielem stillschweigend vorübergehen und es nicht aufnehmen.

Es ist nicht nur der kritische Geist, der uns hindert, bei diesem sybaritischen Kunstgenießen zu verharren; es ist letzterdings die große Kunstleidenschaft, in der wir als ehrliche Menschen vor der Frage nicht zurücktreten können: Warum gefällt mir das und jenes nicht? Warum kann ich mir das letztere nicht zu eigen machen? Hieraus entwickelt sich für jeden eine *Ästhetik der Kunst*.

Der Fluch dieser Kunstästhetik, wie sie gewöhnlich erscheint, ist ein zwiefacher. Einmal, daß sie Allgemeingültigkeit verlangt und sich als Dogmatik das Recht anmaßt, der Kunst selbst Vorschriften machen zu wollen. Sodann, daß sie zu sehr die Kunst als Gebiet für sich betrachtet und nicht als Lebensausdruck nimmt.

Digitized by Google

Sobald wir uns von dieser Lehre der Selbstherrlichkeit der Kunst freigemacht haben, sobald wir in der Kunst einen Lebensausdruck sehen, werden wir auch frei für eine weitere kritische Betrachtung der gesamten Kunst. Denn diese ist dann nicht nur Ausdruck des Lebens ihres Schöpfers, sondern auch Erfüllung des Lebensverlangens der Genießenden. Die Feststellung dieses Wechselverhältnisses ergibt eine neue historisch-psychologische Ästhetik. Wir stellen dann die Frage: Was hat damals die Welt von der Kunst verlangt? Was wollte sie in ihr finden? — und sehen die Kunst darauf an: Wie hat sie dem damaligen Weltverlangen die Erfüllung gebracht? Der Ästhetiker ist fast immer Sprecher für das Verlangen der Welt an die Kunst. Der Künstler dagegen wird, je eigenwilliger seine Persönlichkeit ist, je neuartiger, je genialer seine Erscheinung ist, mit neuen Werten vor diese Welt treten; er wird zumeist nicht Erfüller eines bereits vorhandenen Verlangens, sondern Erwecker eines neuen sein. Jedenfalls ist das Verlangen bis zu ihm nicht deutlich geworden. Deshalb wird gerade der große neue Künstler in der Regel von der zunftmäßigen Ästhetik bekämpft.

Fassen wir so die Ästhetik als Aussprache eines Verlangens an die Kunst aus Lebensbedürfnis heraus auf, so löst sich uns auch jener Widerspruch, der zwischen des zwanzigjährigen und des fünfzigjährigen Goethe Aussprüchen klafft. Wir erkennen dann, daß es unrecht ist, zu sagen, der Jüngling habe eine viel tiefere oder richtigere Auffassung von Kunst bekundet als der reife Mann. Denn wir wollen doch nun nicht wieder gleich, nachdem wir eben aus einer geschichtlichen Betrachtung den steten Wechsel der ästhetischen Forderung erkannt haben, in den Fehler verfallen, abzuschätzen, sondern wir wollen zu verstehen suchen. Ein Goethe ist so groß, so ungeheuer reich und so unbedingt wahrhaftig, daß wir anderen kein Recht haben zu sagen: Da hatte er recht, da nicht. Sondern wir haben uns lediglich zu fragen: Warum sagte er in dem einen Augenblicke anders als in dem anderen? Die ungeheuer umfassende Persönlichkeit Goethes liegt nicht nur in seiner Sammelfähigkeit und unbegrenzten Aufnahmefähigkeit, sondern auch darin, daß er wie ein gutgeschliffener Kristall nach allen Seiten leuchtet. Er ist, am Mikrokosmos der meisten Menschen gemessen, ein Makrokosmos. Seine Persönlichkeit wirkt wie eine Welt, in der zu den verschiedenen Zeiten seiner Entwicklung enthalten ist, was sonst in tausend Individualitäten als Charakter ihres ganzen Lebens bleibt. Darin scheint mir die Unvergleichlichkeit Goethes in der Welt zu beruhen. Darum ist sein Erleben fast immer von typischer Bedeutung. Ich glaube auch in diesem Falle mit seinem Verlangen an die Kunst, um so mehr, wenn wir hinzunehmen, daß der Greis Goethe dreißig Jahre nach jenem Propyläenaufsatz zu einer Weitherzigkeit sich wieder entwickelt hat, für die es überhaupt keine Grenze mehr gibt: in jenen Gesprächen mit Eckermann, wo ihm Kunst nur eine der zahllosen Ausdrucksmöglichkeiten der Persönlichkeit des Genies ist; und wo dieses Genie immer recht hat, wie es sich auch betätigt, das heißt an die Welt mitteilt.

* * *

Dieser „Fall" Goethe ist nur eine Variation des Grundthemas der Geschichte der ganzen deutschen Kunst: Inhalt und Form. Der Jüngling verkündet die ab-

Digitized by Google

solute Herrschaft des Inhalts. Einer, der Eigenes zu sagen hat und das durchaus wahrhaftig ausdrückt, schafft, gleichgültig mit welchen Kunstformen, kraft dieses Inhalts ewig geltende Kunst. Der Aufsatz in den „Propyläen" war dagegen Folge von Goethes „Bekehrung" zur klassischen Kunst, d. h. nach der damaligen Auffassung: zu einer nach eigenen Gesetzen geschaffenen, von den Zufälligkeiten der Naturerscheinung und des Sonderwollens des einzelnen Kunstschöpfers freien „Schönheit". Diese Schönheit ist formaler Art, bleibt Form, trotzdem gerade Goethe und sein Kreis seit Winckelmann diese schöne Form nur als den Ausdruck einer schönen Seele ansahen. Aber diese Seelenschönheit war typischer Art, weil sie nicht in der Wirklichkeit lebt, sondern von der Idee geschaffen war. Darin liegt die Besonderheit des deutschen Klassizismus. Wohl ist der Theorie nach der Klassizismus der bildenden Kunst aller Länder so ziemlich dasselbe. In Wirklichkeit aber ist keiner so blutleere Ideeschöpfung, wie der deutsche, dem die sinnliche Formgebung geradezu als notwendiges Übel erscheint. Bei Canova ist die Antike nur „Bildung" und Korrekturmittel für das Vorbild in der Natur; er lebt vom körperlich-sinnlichen Eindruck in der Natur. Thorwaldsen blieb durch seine „Ungebildetheit" die persönliche Eigenart gewahrt, die freilich von Natur aus denkbar unsinnlich war. Aber immerhin, die „Anregung" empfing er durch die Augen, nicht von einer aus der klassischen Literatur gewonnenen Idee.

Sinnlichkeit aber ist und bleibt die Lebenskraft aller bildenden Kunst, ob sie Ausdrucks- oder Formkunst ist. Denn auch bei der Ausdruckskunst liegt der Kern darin, daß die sinnliche Mitteilungsform für etwas zuvor nicht im Bereich der Sinnlichkeit Liegendes gefunden wird. Dem deutschen Klassizismus aber fehlte diese Sinnlichkeit, weil er jeden Zusammenhang mit der Natur verloren hatte. Ein solcher hätte auch die antiken Formen belebt; so aber wurden diese den deutschen Künstlern zu Formeln.

Das war nun gewiß nicht im Geiste des „sinnlichen" Goethe. Es muß auch auffallen, wie oft er von deutschen Klassizisten urteilt, ihre „Ideen" seien gut, aber in der „Form" seien sie noch nicht zur Vollendung gelangt. Und da verwies er sie auf die Antike. Man denke, wie er noch bei Peter Cornelius' „Faustzeichnungen" das Mittelalterliche tadelte, und den jungen Künstler nach Rom verwies. Erklärlich wird dieser „Irrtum" Goethes dadurch, daß er als Künstler Dichter war. Was er unter Klassizismus verstand, zeigen tausendmal besser als alle Theorien „Iphigenie", „Tasso", „Die Elegieen". Da konnte wirklich die durchaus persönliche, Goethe allein eigene Idee in die klassische Form gegossen werden, in eine Form, die nach Goethes Empfinden über das Zufällige des einzelnen Wollens zu einer Zeit und Raum überbrückenden Ewigkeitsgeltung gelangt war.

Aber die Lage der bildenden Kunst ist ganz anders, als die der Dichtung. Bei dieser ist die Form Einkleidung eines Geistigen, das auch ohne diese Form seinen Wert behält; bei der bildenden Kunst dagegen muß die Form alles geben: nicht nur Körper, sondern auch Geist und Seele. Was diese Form durch ihre Kräfte nicht ausdrückt, nicht mitteilt, ist in der bildenden Kunst einfach nicht da.

Aus dieser sich am stärksten in der Plastik offenbarenden Eigenart der bildenden Kunst ist immer wieder die Folgerung gezogen worden, daß die Plastik

Digitized by Google

nur Form zu geben habe. Wohl verstanden, Form als Selbstzweck. Man übersieht dabei, daß es das eigentlich gar nicht gibt, sobald wir das Gebiet der Mathematik verlassen. Jede Form, zumal die menschliche, drückt etwas aus, und sei es auch nur das ursprüngliche Gefühl der Schönheit, der Harmonie, der sinnlichen Erfreuung. Man darf nicht einmal sagen: oder des Gegenteils. Denn sobald dieses Gegenteil in Erscheinung tritt, drängt sich vor uns ganz gebieterisch die Form als Ausdruck eines Inhalts: Warum hat der Künstler dieses Häßliche dargestellt? Warum fesselt uns dieses, obwohl wir es deutlich nicht als schön empfinden? Die Kunst wird charakterisierend und damit Ausdruckskunst.

Es handelt sich also bei der ganzen Streitfrage nur um den Ausgangspunkt des Schaffens, der sich theoretisch scharf scheiden läßt. Ich habe das an dieser Stelle früher (Septemberheft 1908) in einem Aufsatz über den „Geist deutscher Plastik" ausführlicher dargestellt. Das ganze spitzt sich auf die Frage zu: versuche ich einen sinnlich gewonnenen Eindruck der Umwelt wiederzugeben? oder: benutze ich diese Welt der sinnlichen Formen, um etwas in mir seelisch Entstandenes auszudrücken? Beides kann zur Einheit werden. Ich glaube, beim großen Künstler ist das, wo ihm Vollkommenes gelingt, immer der Fall. Er braucht sich dessen nicht genau bewußt zu werden.

Der Vorgang spielt sich dann beim „sinnlichen" Künstler so ab. Unsere Sinne sind keine für sich unabhängig arbeitenden Maschinen. Gewissermaßen sind sie die Objektive, durch die die Eindrücke der Welt draußen auf die lichtempfindliche Platte unserer Gehirnrinde eindringen. Aber wir stellen (auch unbewußt) diese Objektive ein, und zwar ist gerade unser innerer seelischer Zustand der Einsteller. Dieses ganze innere Befinden unseres Seins macht uns für die und die Eindrücke empfindlich oder nicht. So kommt es, daß auch der scheinbar nur mit den Sinnen von draußen empfangende Künstler aus dieser Außenwelt nur von dem wirklich stark berührt wird, was in ihm bereits lebt, was in ihm gerade zu dieser Zeit wirkt. Bei dem von innen heraus arbeitenden Künstler, dem „Dichter" (in Wagnerischem Sinne) vollzieht sich der Vorgang derartig, daß er aus der unendlichen Masse der Sinneseindrücke, die er im Laufe seines Lebens gewonnen hat, die auswählt, die dem zum Ausdrucke dienen, was er innerlich geschaffen hat. Im praktischen Vorgang wird es sich so darstellen, daß er hinausgeht in die Welt und sucht, geradezu das Modell sucht, an dem er sich ausdrücken kann. Ich könnte einzelne Fälle erwähnen aus Erlebnissen von Künstlern, daß sie zunächst ein derartig innerlich in ihnen Entstandenes und nach Ausdruck Ringendes auf alle mögliche Weise zu gestalten suchten; daß sie es endlich scheinbar auch zustande brachten, indem sie an einem einigermaßen packenden Modell ihre weitere Arbeit aus der geistigen Kenntnis der körperlichen Form heraus weiterführen konnten. Und auf einmal, oft Jahre später, begegnete ihnen in der Welt das Wesen oder auch bloß der Körper, den sie damals hätten haben müssen, um sich voll auszudrücken. Erst wenn nun jene seelische Schöpfung noch einmal gestaltet wird, wird sie den vollkommenen Ausdruck erhalten können. In diesem Fall deckt sich seelisches Erlebnis und formaler Ausdruck durch Körper, genau so vollkommen, wie in ersterem Falle ein starker von der Natur empfangener sinnlicher Eindruck seine seelische und geistige Belebung durch den Künstler empfangen kann.

Digitized by Google

Man darf über diesem Zusammentreffen in der Vollendung nicht verkennen, daß die Wege trotzdem grundverschieden sind, und daß auch das innerste Wesen dieser Kunstwerke nicht gleich ist. Kein Werk Michelangelos gleicht im Wesen denen der Griechen. Es ließe sich das durch die ganze Kunstgeschichte verfolgen, daß alle deutsche Kunst, auch die malerische, sogar Musik und Dichtung, ganz anders bleiben als die romanische. Und zwar liegt der Kernunterschied in jenem „Dichten", d. h. selber Schöpfen, Schöpfen aus dem Nichts, und nicht Ringen um Wiedergabe des von außen her Bekommenen.

* * *

Gäbe es viele ursprüngliche „Schöpfer" in der Kunst der Welt, so wären diese Dinge nicht so schwer deutlich zu machen. Aber ihrer sind so unendlich wenige; und nicht viel häufiger gibt es jene rein sinnlichen Künstlernaturen, die ohne Zwischenarbeit gestalten, was durch die Sinne in ihre Seele dringt. Beide haben einen Feind, und hier den gleichen, das ist der Verstand. Beim sinnlichen Künstler — wir wollen diese rohe Bezeichnung der Einfachheit wegen beibehalten — bringt dieser Verstand ein Überwiegen der Technik. Das Wie seiner Arbeit interessiert den Künstler so sehr, daß das Arbeiten als solches und nicht das Ergebnis derselben das Fesselndere ist. Im Grunde genommen geht es aber den Empfänger von Kunst gar nichts an, wie etwas gemacht ist, sondern was ihm gegeben wird. Daher kommt es, daß auf den Laien, auf den ganz naiven Beschauer diese sinnliche Kunst auch dann einen viel geringeren Eindruck macht, als irgendwelche Inhaltskunst, wenn sie künstlerisch höher steht. Für das Wie bringt der Laie eben keinen Wertempfinder mit, und ein Was bekommt er nicht. Dieses Was empfängt er von dieser Sinnenkunst erst dann, wenn sie sich ihm als lauterste Schönheit auftut. Daher wiederum der Laiengeschmack von der Kunst immer diese nicht leicht zu beschreibende, aber ganz genau gefühlte Schönheit verlangt.

Ich möchte schon an diesem Punkte darauf aufmerksam machen, daß das, was man landläufig als „Idealismus" in der Kunst bezeichnet, sich, wie man sieht, auch ganz von dieser Sinnenkunst her entwickeln kann und keineswegs von einem Geistigen herbeigeführt zu sein braucht. Es ist schlimm, daß gerade in der Ästhetik so häufig dasselbe Wort so ganz Verschiedenes deeckn muß, und daß man so selten die Mühe aufwendet, sich über die zugrunde liegenden Begriffe klarzuwerden. Denn mit dem Worte Idealismus deckt man auch ein Geistiges in der bildenden Kunst. Und hier hängt es dann klar mit dem Worte Idee zusammen: idealistische Kunst ist eine Kunst, die Ideen darstellt. Daß sich das doch offenbar zunächst von dieser Auffassung herkommende Wort Idealismus ebenso für jene auf dem sinnlichen Wege gewonnene formalistische Schönheitsauffassung einstellen konnte, hat darin seinen Grund, daß diese beiden scheinbar so verschiedenen Kunstwege eigentlich die gleichen sind. Denn auch die Idee, von der diese Ideenkunst ausgeht, ist etwas von außen Bekommenes. Diese Idee hat gar nichts zu tun mit jenem seelischen „Dichten". Diese Ideenkunst ist auf dem Gebiete der seelischen Kunst dasselbe Erzeugnis des Verstandes, wie auf dem Gebiete der sinnlichen Kunst jene Betonung des Technischen. Darum führt sie auch genau zur gleichen Äußerlichkeit. Dort zur Betonung der Arbeit,

Digitized by Google

hier zur Zuhilfenahme von Dingen, die willkürlich mit einer bestimmten Bedeutung beschwert werden, zur Allegorie. Man sehe sich doch einmal diese Ideenkunst an. Dieselbe möglichst wenig individualisierte Frauengestalt bekommt einmal einen Spiegel in die Hand, dann ist es Hochmut; eine Pfauenfeder, sie wird zur Eitelkeit; eine Wage, sie wird zur Justitia oder auch zu einem Symbol des Handels; ein Schwert, und sie heißt Tapferkeit; einen Anker, sie heißt Hoffnung, usw. usw. Alles das hat mit innerlich erlebter, mit seelischer Kunst auch nicht das geringste gemein. Auf beiden Gebieten liegt die Ursache in derselben Schwäche: auf dem seelischen in der Unfähigkeit zu starkem inneren Erleben; bei der sinnlichen Kunst in der Unfähigkeit, einen Sinneseindruck so stark zu empfangen, daß seine Wiedergabe durch sich allein wieder Leben gibt.

* * *

In der geschichtlichen Entwicklung der Kunst haben sich bezeichnenderweise diese beiden „Idealismen" immer sehr gut verstanden und zusammengefunden. Es entwickelt sich vom sinnlichen Weg aus ein Schönheitstypus. Diese Figuren können entzückend gearbeitet sein und mit höchster technischer Meisterschaft im Material behandelt werden, können auf einer tadellosen Richtigkeit in der Abwägung aller Verhältnisse des Körperbaues, der Knochen wie der Muskulatur beruhen, — sie sind nichtsdestoweniger naturfremd. Sie sind Werke der Technik, nicht der Sinnlichkeit; denn sie bedürfen nicht dieses sinnlichen Erlebnisses, um zu entstehen. Die geistig-idealistische Kunst hat es dann leicht, aus einer Anzahl so gewonnener Typen den jeweils passenden zu wählen und nur mit den verdeutlichenden Attributen zu versehen.

Diese ganze Art von Kunst ist das, was wir als Klassizismus bezeichnen. Es bleibt dabei immer noch sicher, daß die sinnlich-idealistische Kunst unendlich Erfreulicheres schaffen kann als die geistig-idealistische. Denn jene sinnlich-idealistische behält immerhin einen Zusammenhang mit dem Material, aus dem diese Kunst schafft. In der Regel bleiben diese Leute auch viel genauere Kenner des menschlichen Körpers; sie verlieren nicht so den Zusammenhang mit der Natur. Die anderen kommen schließlich dahin, daß ihnen die „Natur" hassenswert wird, weil sie ihren „Ideen" niemals recht dienlich sei; womöglich gar, weil der sinnliche Geist, der von ihr ausgeht, die Idee schädige. Und so ist in der Tat die unerträglichste idealistische Kunst immer die deutsche gewesen, während die Romanen mit ihrer viel stärkeren Körpersinnlichkeit Reizvolles auch in den schlimmsten Zeiten hervorgebracht haben.

Aber, und darauf kommt es vor allen Dingen an, diese idealistische Kunst kann niemals als ein Beweismittel gegen die Berechtigung der seelischen Kunst angeführt werden. Niemals kann man aus ihr für die bildende Kunst folgern, daß diese in der Form als solcher aufgehen müsse, daß sie nicht Ausdruckskunst sein soll. Im Gegenteil, gerade wirkliche Ausdruckskunst kann niemals im üblen Sinne idealistisch werden; sie kann niemals im üblen Sinne typisch werden. Weil dieses innere Erleben, das ein Künstler gewinnt, dadurch, daß es in ihm sich vollzogen hat, individuell ist, braucht er für den Ausdruck seines Erlebens immer

Digitized by Google

einen ganz individuellen Ausdruck. Er kann gar nichts mit Typen anfangen, gar nichts mit Formellem. Er muß jeweils einen neuen Ausdruck suchen, denn jedes Erleben ist etwas Neues. Und so ist der Ausdruckskünstler gezwungen, alle die unendlichen Abstufungen der Naturerscheinungen zu studieren, um die packendste zu finden für das, was er ausdrücken will.

Also genau das Gegenteil von dem ist der Fall, was man gewöhnlich sagen hört. Gerade die wahre Ausdruckskunst ist der unerbittlichste Feind eines hohlen Idealismus. Gerade die Ausdruckskunst erheischt das innigste Zusammensein mit der Natur, das tiefste und allseitigste Studium dieser Natur, während der von den sinnlichen Eindrücken draußen in der Welt zehrende Künstler viel einseitiger sein, viel typischer sich entwickeln kann. Man sehe sich doch einmal auch in der heutigen modernen Malerei an, wie eng eigentlich das ganze Feld aller dieser, wie sie sagen, ganz von der Natur draußen lebenden Künstler ist. Und immer wieder offenbart sich uns, wie die großen Ausdrucksmaler, gerade die „Maler-Dichter", eine unendliche Arbeit auf die Gewinnung der Natur verwendet haben, wie sie das alles sich erobert haben, um nachher damit frei schalten zu können als Schöpfer, nicht als Nachschöpfer. Man denke nur an Dürer, Michelangelo, an Lionardo da Vinci.

* * *

Hier liegt die ungeheure Bedeutung, die das Porträt und die Bildnisbüste in der geistigen Geschichte der Kunst besitzt. Es ist bezeichnend, daß alle Idealisten beider Art schlechte Porträtisten waren. Die sinnlichen haben „verschönert" und stehen nicht höher als unsere „beliebten" Photographen; die anderen haben zu einem irgendwie fertigen Typus gesteigert oder haben die eigentlich verhaßte Körperlichkeit des Dargestellten so mit Emblemen umgeben, daß man vor lauter „Ideen" den Dargestellten nicht mehr sieht. Auch hier freilich bleibt das eine: jene sinnlichen Verschönerer haben wenigstens ein dekorativ Wirkendes geschaffen. Man sehe sich einmal die alten Hofporträts an, wie die an den Wänden wirken, rein von der Farbe aus und als Gliederung der Wandfläche.

Das Porträt ist auch manchem Künstler im Zwiespalt seiner Empfindungen zum Retter geworden. Vor allem, wenn ihm der Dargestellte persönlich wert war; denn dann war er es ihm mit alledem, was an ihm haftete. Und in diesem Falle mußte er eine wirkliche Naturerscheinung studieren. Schon dieses Studieren eines Körpers wird zu einem seelischen Erlebnis. Und dann tritt sofort das andere ein: dieses im Sinne des Idealismus unzulängliche Körperliche ist doch der Ausdruck irgendeines Menschenwertes, der dahinter steht. Diesen Menschenwert aber darf ich nicht verfälschen, indem ich ihm ein anderes Körperliches gebe.

Wir können vielleicht in keiner Kunst diese segensreiche Wirkung des Porträts so scharf verfolgen wie in der deutschen. Mitten in der idealistischen oder klassizistischen Periode stehen zwei noch heute durch ihre Porträts als stark dauerwirkend empfundene Künstler: Anton Graff und Schadow. Wir können noch Chodowiecki dazunehmen und können von hier aus eine Linie durchführen über Franz Krüger zu Menzel. Diese Künstler gehören alle zusammen. Und wenn Menzel

Digitized by Google

und Chodowiecki nicht so stark als Porträtisten gearbeitet haben, so haben sie genau die Einstellung zur Natur und zu den Menschen, die der Bildnismaler haben muß: das darzustellende Objekt trägt so, wie es ist und wie es sich darbietet, seinen Wert in sich. Wohlverstanden, das Objekt hat den Wert, nicht die subjektive Sehweise. Diesen Wert gilt es für den Künstler zu packen. Der Schluß liegt nicht fern, daß es dann möglich ist, wenn man die Erscheinung dieses Objekts so genau wie möglich wiedergibt.

Insofern dieser Schluß ein Trugschluß ist, haben wir die Grenzen dieser Kunst. Sie versagt gegenüber alledem, was über das Körperliche hinausgeht. Es wird eine Buchstabentreue. Sie kann nichts von dem wiedergeben, was wir gegenüber allem besonders Großen und besonders Schönen empfinden, jenes Fluidum, das die Größe und Schönheit, die Einzigartigkeit umgibt. Das ist ihr versagt. —

Ich brauche nach alledem nur weniges über die Ausstellung von Werken Schadows zu sagen. Die vorangehenden Ausführungen sind der Niederschlag der Erwägungen, die mir die hier in außerordentlicher Fülle und zuvor nie gesehener Vollständigkeit vereinigten Werke Schadows geweckt haben. Und zwar nicht nur durch das Bestreben, Schadow einerseits in die Gesamtentwicklung einzustellen, andererseits als Persönlichkeit zu begreifen, sondern auch durch das merkwürdige Auf und Ab in seinem Schaffen selbst. Schadow als Persönlichkeit gibt keine Probleme auf; so wenig wie Menzel, Chodowiecki und Krüger. Er ist Berliner wie diese; nicht nur Preuße, sondern ausgesprochener Berliner. In diesen vier Künstlern hat das Berlinertum die Werte gegeben, die es in sich trägt. Man kann von der Literatur dann noch Fontane hinzunehmen. Mit dem Worte Nüchternheit kommt man nicht aus, auch nicht mit Verständigkeit. Es gehört dazu auch das Selbstbewußtsein; denn ihm zu danken ist die Gegenständlichkeit dieser Künstler: wenn man sich selbst wichtig nimmt, kommt man dazu, auch die Erscheinungen der Welt um sich herum wichtig zu nehmen. Man ist sich genug in dem, was man sieht und was man besitzt. Man strebt nicht in Höhen, man bohrt auch nicht in Tiefen. Die Kritik dringt nicht bis in die tiefsten Elemente hinab, aber sie erfaßt mit Messerschärfe alles Sichtbare, alles in Erscheinung Tretende. Jener tiefbohrenden Kritik trübt sich sehr oft der Blick für diese scharfen Erscheinungslinien. Mit diesem Wichtignehmen eng verbunden ist das Sich-zufriedengeben mit den Verhältnissen. Diese Berliner sind nicht Kämpfer im Sinne des unbedingten Durchsetzens der Persönlichkeit. Es fehlt der Sturm und Drang. Das führt zu Opportunismus auf der einen Seite, auf der anderen aber auch zu einem wundervollen Pflichtgefühl gegen das Leben. Wie man sich und die Erscheinungen der Welt wichtig nimmt, so auch dieses Leben in den Gesamtverhältnissen, so wie sie einmal da sind. Gehorsam, Beamtentum, das alles liegt da; aber es liegt auch ein sehr Großes darin, sich in die Gesamtordnung zu fügen und innerhalb derselben möglichst tüchtig und gründlich zu sein, sorgfältig zu arbeiten.

Wenn Schadow einen Auftrag bekommt von höfischer Seite, so führt er ihn so aus, wie er ihm gegeben wird. Er revolutioniert nicht aus der Fülle seiner Per-

Digitized by Google

sönlichkeit gegen diese Welt, in die er hineingestellt ist; er will nicht sich durchsetzen, aber er will sich auch nicht verlieren. In der möglichst tüchtigen Ausführung des Auftrages findet er wenigstens als Arbeiter seine Befriedigung; er braucht sich nicht zu verleugnen, braucht nicht zu heucheln. Die Zugeständnisse, die er macht, sind nicht Lüge an seinem Wesen, sondern die Anerkennung eines außer ihm liegenden Wertes. Natürlich muß dieses Sich-fügen-können Natur sein, eben Preußentum.

Es wäre verkehrt, aus Schadow eine große Persönlichkeit machen zu wollen, weil er ein großer Bildhauer war, weil seine Werke innerhalb der Werke seiner Zeit vielleicht am lebendigsten zu uns sprechen. Es ist ja nicht immer das Große, was lebendig bleibt; denn das Dauerndste auf der Welt ist nicht die Ausnahmeerscheinung, sondern die Regel.

Was von Schadow uns am unmittelbarsten packt, sind seine Bildnisbüsten. Aber bezeichnenderweise nicht die Büste Goethes. Zunächst ist es einem geradezu ein Rätsel, daß der Olympier lebendigen Künstleraugen einmal so durchaus nur als ganz richtiger Geheimrat erscheinen konnte. Schadow wird nicht umsonst an Goethes Kopf Schädelmessungen vorgenommen haben. Ich will gern glauben, daß die äußeren Züge der damaligen Erscheinung Goethes von Schadow ganz getreu wiedergegeben worden sind, wie er sie gesehen hat. Wie er sie gesehen hat. Denn Schadow war keiner von denen, die den Jupiter aus Goethe zur Erscheinung herauslockten, sondern ein echter Preuße, der sich am ehesten auf festem Boden fühlte, wenn er einem Geheimrat gegenüberstand, würdig, vornehm, bescheiden, zugeknöpft. So ist an diesem Goethe nichts groß, nichts ewig. Und wenn man es nicht wüßte, wen sie darstellt, man ginge an der Büste gleichgültig vorüber. Viel gleichgültiger als etwa an der Büste des Herrn Gymnasialdirektors und Professors der Beredsamkeit Meierotto. Oder an denen von Nicolai, Fäsch, Veit. Ja hier! Das sind Männer, die wir auch kennen. Solche Männer gibt es immer. Sie können sehr tüchtig sein; wertvolle Menschen, wertvolle Geister. Aber daß sie „ewig" sind, liegt in ihrer Begrenztheit, darin, daß sie immer wieder möglich sind; nicht etwa in ihrer Einzigartigkeit. ... Da wird dieser Schadow zu einem großartigen Charakteristiker. Man nehme ruhig noch Friedrich Wilhelm II. dazu, bei dem er das Würdigseinwollen innerhalb der Mastigkeit und des recht spießerigen Genießertums glänzend hervorgeholt hat, ohne jede Ironie, zu der unbedingt ein überlegenerer Geist gekommen wäre. Diese Ironie spricht bezeichnenderweise am stärksten mit bei der Darstellung des Meierotto, des klassischen Schulmanns, der sicher immer von den „Alten" schwärmte, von der einzigen Schönheit der hellenischen Welt, die in „göttlicher Nacktheit" erstrahlte. Und bei diesen Worten hüllte sich der Herr Schulmann dann um so enger in seinen Schal ein.

Die höchste Achtung flößt mir Schadow ein, wenn er geradezu häßliche Menschen darstellt, wie etwa die Frau des Großkanzlers von Goldbeck oder die in unseren Abbildungen wiedergegebene Gräfin von Hochberg-Rohnstock. Das ist nicht nur unerbittliche Ehrlichkeit gegenüber der Naturerscheinung, sondern auch das sichere Bewußtsein, daß der Dargestellte sich nicht beleidigt fühlen kann, weil in ihm Werte erkannt sind und diese Werte durch die unschönen Körperformen

Digitized by Google

hindurch sprechen. Am feinsten erscheint mir Schadow in seiner Büste Wielands. Diese Lebenskunst, diese Feinheit des Geistes, diese Klugheit und hohe Künstlerschaft ohne alles Genialische mochte Schadow als sich selbst verwandt erkennen. Nur daß er selber eine brutalere Kraftnatur war.

Mit den anderen oben genannten Berlinern teilt Schadow die unverwüstliche Empfänglichkeit. Er wird nicht alt in seinen Werken; er verliert nie den Zusammenhang mit dem Leben und auch nicht mit der Kunst. Solche Leute verbrauchen sich nicht, selbst wenn sie noch so fleißig sind, weil sie sich niemals in inneren Kämpfen verzehren. Da sie vor allen Dingen das Leben als Erscheinung sehen, beruht ihr ganzer künstlerischer Kampf darin, diese Erscheinung wiederzugeben. Das ist ein Kämpfen mit dem Auge, das scharf sehen lernen muß, und mit der Hand, die sicher wiedergeben muß, was das Auge gesehen hat. Die Probleme, die hinter diesen Erscheinungen stehen, werden nicht geahnt. Sie aber sind erst die wirklich quälenden, an denen man sich verzehrt. So sieht man an dieser Sammlung von Werken Schadows, daß er schier neunzig Jahre lang gelebt hat. Es liegt in ihm das Rokoko, die Klassizität und die Romantik. Dem Rokoko dankt er noch das Beste: die Zierlichkeit der Form. Die Berliner Romantik hängt übrigens mit dem Rokoko ganz eng zusammen. Beide sind eine bewußte, fast gesellschaftliche Verschönerung des sonst etwas nüchternen Lebens; beide sind hier darum fraulich, erfahren auch von Frauen die stärkste Förderung. Schadow hat auf diesem Gebiete so schöne Werke geschaffen wie die beiden Prinzessinnen Louise und Friederike. Aber da empfinde ich nun gar nichts mehr von einer künstlerischen Persönlichkeit. Das ist mir ganz Zeitausdruck. Immer wieder drängt es mich zu jenen Porträtbüsten zurück, von denen aus er dank seiner starken Formkultur den Weg zu den Denkmälern Zietens und des alten Dessauers gefunden hat. Wogegen er ganz versagte, wo er, zum Teil durch Goethe verleitet, ein über die persönliche Erscheinung hinausgehendes, durch diese verkörpertes Großes darstellen wollte, wie etwa im Blücher.

Darum ist nach allem das Stärkste, was man mitnimmt: ein Einblick in die Zeichnungen Schadows. Hunderte von Physiognomien hat er in raschen, festen Zügen auf das Blatt geworfen; ein ungemein scharfes Sehen offenbart sich hier. Diese riesige Kraft ist in seiner Bildhauerei nicht voll fruchtbar geworden. Das wäre erst dann möglich gewesen, wenn in ihm wirklich genialische Größe gelegen hätte. Dann wäre dieses tiefdringende Studium der Naturerscheinungen Mittel geworden zu einem wahrhaften Ausdruck alles inneren Erlebens. Vielleicht lag es an der Ungunst der Zeit, daß Schadow nicht dahin gelangte, an der Tatsache, daß er rund um sich herum „idealistische" Kunst im bösen Sinne des Wortes sah. Er war nicht stark genug, um diesen Bann zu durchbrechen; er verfiel ihm, wo er Aufträge erhielt, die dahin gehen. Seine Rettung war dann immer die unbedingte Treue gegenüber dem Vorwurf der einzelnen Naturerscheinung. Daß ihn diese außerordentliche Sehfähigkeit nicht vor diesem blutleeren und unwahren Idealismus zu retten vermochte, dort, wo es Dinge zu gestalten galt, die außerhalb des Sichtbaren sind, zeigt, daß er als Schauer zu schwach war: ein Sehender, kein Seher.

Digitized by Google

Aber dessen muß man sich klar sein: nicht die Geistigkeit der Vorwürfe hat Schadow verhindert, hier auch vollendete Werke zu schaffen, sondern das Unzulängliche seines seelischen Erlebenkönnens. So spricht das Scheitern an diesen Aufgaben nicht etwa gegen das große Wollen und Vollbringenkönnen einer seelischen Ausdruckskunst durch Körperformen. Diese ist die Erfüllung jenes tiefsten Sehnens, dessen Mißverstehen so oft unsere deutsche Plastik in die falschen Bahnen der Klassizität und Ideenhaftigkeit geführt hat. Sie ist gleichzeitig die einzige unbedingt sichere Überwindung dieses falschen Kunstwollens.

Max Klingers „Brahmsdenkmal“

Ich empfinde es als ungern übernommene Pflicht, über Max Klingers neues, für Hamburg bestimmtes Brahmsdenkmal zu berichten, während es mir eine Herzenssache wäre, von seinem „radierten Werke“ zu reden, das gleichzeitig im Hause der Sezession ausgestellt ist.

Ich werde mir nicht recht klar darüber, wodurch sich Klinger so zur Plastik gedrängt fühlt, wo er die ausgesprochenste Radierernatur ist, die ich kenne. Gewiß mag die Pracht, die Gewalt des Materials der Plastik einen bedeutenden Einfluß haben. Es liegt etwas Kniffliches im Radierhandwerk, während sicher die wunderbarste Kunstbetätigung bleibt, aus einem Stein ein in ihm gewissermaßen gefesseltes Kunstwerk mit Hammer und Meißel zu erlösen. Es ist ebenso bezeichnend, daß Klinger im Gegensatz zu vielen Nurplastikern diese Bildhauerarbeit selber leistet, wie seine Freude an der Pracht des Materials, sein Streben, durch dieses bereits Ausdruck zu geben. Von diesem Standpunkt aus wäre es sogar für die herbe, nicht leicht zugängliche Kunst eines Brahms bezeichnend, daß statt der Farbigkeit des „Beethoven“ hier alles in reinem, weißem Marmor steht.

Aber dieses, geradezu aus dem körperlichen Arbeitsdrang heraus begreifliche Verlangen nach Plastik reicht natürlich nicht aus, um eine so ungeheure Arbeitsleistung zu erklären, wie sie Klinger in den letzten Jahren als Plastiker aufgebracht hat. Und sieht man in seine Radierungen hinein, so findet man da manche plastischen Elemente.

Vielleicht liegt dem allem das Verlangen jeder monumental angelegten Bildnernatur nach großer Raumgestaltung zugrunde. Aber dann ist es um so merkwürdiger, daß Klingers Plastik so gar nicht räumlich empfunden ist. Wer wirkliche Körper sieht und fühlt, der kann nicht diese Gestalt schaffen, die hier dem ruhig schreitenden Brahms in einer allem körperlichen Schwergewicht Hohn sprechenden Weise auf dem Rücken hängt. Ich weiß, diese Gestalt bedeutet etwas Geistiges, ist gewissermaßen die Muse, die dem Tondichter in die Ohren flüstert, oder jedenfalls etwas dergleichen. Aber hier erscheint sie durchaus nicht schwebend, nichts macht sie körperloser und immaterieller, als die andern Gestalten des Denkmals. Das ist einfach nicht plastisch gesehen. Auch die geringsten Barockkünstler, die nicht würdig wären, Klinger die Schuhriemen aufzulösen, haben das erstens plastisch besser gemacht, zweitens auch dieses Körperlose überzeugender ausgedrückt.

Der Aufbau, der störend steif wirkt, ist entscheidend beeinflußt vom Material, ich meine von diesem einen Marmorblock, nicht vom Material des Marmors an sich. Ich glaube nicht, daß Klinger sonst die drei weiblichen Gestalten so an der einen Seite angebracht hätte; glaube auch nicht, daß die jetzt sich aufdrängende Deutung zutrifft, daß ihre

Digitized by Google

Höhenstellung dem Nahekommen an die Musik von Johannes Brahms entspricht. Ich halte vielmehr alle drei Frauengestalten für Verkörperungen der Brahmsschen Tonkunst. Die eine ist nur im Oberkörper da; noch ganz verwachsen der Erde, auf der der Meister schreitet; die zweite ist bis zu den Knien gestaltet und nur die untere Beinhälfte ist eins mit dem Grundmaterial; die dritte schwebt „frei" (mit der oben bemerkten Beschränkung); ihr Haupt steht neben dem des Künstlers. Ohne in begriffsstarre Worte kleiden zu wollen, was bildhaft geschaut werden muß, mag man an die Gebundenheit in Formen, an die steigende Vergeistigung des Inhalts in Brahms Musik denken. Unten aus der Tiefe strebt ein Mann zur Höhe, wo der Schöpfer steht. Die Gestalt von Brahms selber trägt nur den Kopf frei; auf die Formgebung des Körpers hat Rodin eingewirkt. Ich kann mit diesem durch eine sehr unbequeme Armhaltung unter der Toga bewirkten unnatürlichen Umfang in der Brustgegend gar nicht fertig werden: wenn diese herkulischen Arme niedergestreckt würden, sie reichten der Figur bis unter die Knie. Dadurch und durch die Massigkeit des Kopfes wirkt die ganze Gestalt so klein und gedrückt.

Man sagt: Klinger ist Ausdrucksplastiker. In dem hohen Sinne, in dem ich das Wort im voranstehenden Leitaufsatz gebraucht habe, kann ich es für dieses Denkmal nicht gelten lassen. Hier liegt ein Denkfehler zugrunde, wenigstens sobald das Werk plastisch werden sollte. Klinger will ausdrücken: die Musik von Brahms, die Kunst dieses Brahms. Das ist für sich eine Individualität, geradezu ein selbständiges Wesen, das nichts mehr zu tun hat mit der Erscheinung von Brahms selber. Das heißt, ich kann mir auch — und das wäre für ein Denkmal das Höhere — denken, daß mir ein Brahms hingestellt wird, in dem das alles liegt, was seine Kunst uns bedeutet. So aber als Nebeneinander der körperliche Brahms und im gleichen Material in gleicher Körperlichkeit symbolisiert die Kunst des Mannes — das geht in der Plastik einfach nicht. Beim „Beethoven" beherrschte wenigstens die Beethovengestalt, die dabei außerordentlich ausdrucksvoll ist, so das Ganze, daß die Zutaten zurücktreten. Hier würde die Gestalt erdrückt, wenn sie nicht so massig im Material wäre. Nur im Material, das absichtlich nicht zum Ausdruck durchgearbeitet ist, — es sei denn, daß die „Zugeknöpftheit" symbolisiert werden sollte. Doch das wäre ein Witz. Nein, diese Formgebung für Brahms ist eine Verlegenheitssache; den Ausweg fand Klinger nicht in sich, sondern entlieh ihn von Rodin.

Möglich ist dieses Werk in der Radierung. Da ließe sich auch der Wesensunterschied zwischen der Gestalt von Brahms und der Umgebung ausdrücken. Als Plastik halte ich dieses Brahmsdenkmal bei aller Bewunderung von Einzelheiten für verfehlt. Ich glaube überhaupt nicht an Klingers Beruf zum Plastiker. K. St.

Photographisches

Im Verlag von Gustav Schmidt, Berlin W. 10, sind drei treffliche Handbücher der photographischen Literatur erschienen. Bereits in dritter Auflage liegt vor Fritz Loeschers „Leitfaden der Landschaftsphotographie" mit 30 erläuternden Tafeln nach Aufnahmen des Verfassers (geh. 4 *M*, geb. 5 *M*). — Dieses ausgezeichnet geschriebene Buch ist eine vorzügliche Einführung in das Wesen der Landschaftsphotographie, gleichzeitig eine Anleitung zum genußreichen Sehen der Natur. Denn indem wir unser Auge künstlerisch einstellen für die Schönheiten dieser Natur, unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Charakteristische und Wesentliche des einzelnen Landschaftsausschnittes zu lenken verstehen, photographieren wir gewissermaßen auch auf unsere Gehirnrinde die Bilder

Digitized by Google

so deutlich, daß sie dort nicht mehr verwischen. Daß die praktischen Ratschläge eines so erprobten Fachmannes dem Liebhaber große Dienste leisten, versteht sich von selbst. Auch das Verfahren, den guten Beispielen Gegenbeispiele gegenüberzustellen, ist hier mit Maß und Takt angewendet.

Einen Ausschnitt aus dem riesigen Gebiet der Landschaftsphotographie behandelt Dr. Anton Mazels Buch „Künstlerische Gebirgsphotographie". Daß zwei selber so erprobte Kunstphotographen wie E. Hey, Bern, und Dr. Stürenburg in München das Buch der Übersetzung wert hielten, bezeugt bereits seinen Wert. Die vorliegende zweite Auflage ist um ein Kapitel über die Winterlandschaft vermehrt. Vorzüglich sind die beigegebenen Aufnahmen dieses französischen Hochtouristen, und auch hier einigt sich gediegener Sachkenntnis eine angenehme Form des Vortrags. (*M* 4.50, geb. *M* 5.50.)

Auf Dr. E. Vogels „Taschenbuch der Photographie" endlich, das einer unserer besten Leitfäden für Anfänger und Fortgeschrittene ist, sei nur kurzerhand hingewiesen. Neu bearbeitet (von P. Hanneke, Herausgeber der „Photographischen Mitteilungen"), textlich und illustrativ erweitert erscheint es nun bereits in 20. Auflage (74. Tausend! — In biegsamem Leinenband *M* 2.50) als praktisches Hand- und Nachschlagebuch für jeden Liebhaber der Lichtbildkunst.

Allen Freunden der künstlerischen Photographie ein willkommener Bekannter ist das im Verlage von Wilh. Knapp in Halle herausgegebene und unter der bewährten Leitung von F. Matthies-Masuren stehende Jahrbuch „Die photographische Kunst", das jetzt im siebenten Jahrgang vorliegt (geh. 8 *M*, geb. 9 *M*). — Der Schwerpunkt des Werkes liegt auch dieses Mal in den sehr zahlreichen, mit höchster Sorgfalt wiedergegebenen Abbildungen, die jetzt in größerem Format als früher reproduziert sind. Von besonderer Schönheit sind darunter die Kupferdrucke und die zwei farbigen Wiedergaben nach dem neuen Lumière-Verfahren. Die Berichte über Ausstellungen sind, da bedeutende nicht vorhanden waren, diesmal ganz weggeblieben, dafür finden wir eine große Zahl wertvoller Aufsätze von J. A. Lux, Willy Warstat, Karl Weiß, Ernst Schuhr und anderen. Beherzigenswert ist besonders, was Camillo Karl Schneider über die Erziehung des Amateurs sagt. Er schließt mit den Worten: „Wir müssen heraus aus der spielerischen Amateurphotographie. Wir müssen uns bestimmte Aufgaben stellen, die gerade der Amateur berufen ist zu lösen. So hoch ich die Lichtbildnerei schätze, so sehr überzeugt bin ich doch, daß die Bevorzugung dieser Kunst in Amateurkreisen weder für sie förderlich noch der Pflege der Photographie nützlich ist. Im Gegenteil, das Gute der Aufnahmen aus Amateurkreisen wird immer geringer, solange nicht an Stelle verständnisloses Haschens nach Scheinkunsteffekten das Bemühen tritt, wertvolle Photos zu schaffen. Jede Tätigkeit, sei es technische oder künstlerische, hat nur dann rechten Wert, wenn sie der Allgemeinheit nützt. Auch der Amateur muß sich in den Dienst der Allgemeinheit stellen; erst dann kann ihn sein Tun wirklich befriedigen." Es gäbe für die Amateurphotographen nicht nur in rein künstlerischer Hinsicht eine solche der Allgemeinheit nützende Arbeit, sondern auch in stofflicher. Wie sinn- und zwecklos ist es, wenn in der Landschaftsphotographie von tausendfach photographierten Gegenden immer wieder neue Aufnahmen gemacht werden, die in ihrer Güte zumeist den einfachsten Ansichtskarten nicht standhalten können. Dagegen kann man kaum einen bescheidenen Spaziergang machen, ohne nicht auf wunderhübsche alte Hausmotive, im großen oder auch im kleinen, zu stoßen, ohne wertvolle Toreingänge, schöne Fensterkreuze und dergleichen mehr zu finden. Würden die Amateurphotographen mehr in der Sammlung solcher für Geschäftszwecke (vor allem Ansichtskarten) nicht lohnender Vorwürfe ihre Aufgabe erblicken, würden dann die photographischen Zeitschriften solche Aufnahmen bevorzugen, so kämen wir allmählich in den Besitz eines ganz eigenartigen Archivs alter, bodenständiger Baukunst und wertvoller volkstümlicher Kleinkunst. Ein Ziel, dessen Erfüllung aufs innigste zu wünschen ist.

St.

Digitized by Google

Richard Strauß' „Elektra"

Von

Dr. Karl Storck

Am 25. Januar wurde von der, in der neuesten Operngeschichte eine besondere Stellung einnehmenden, Dresdner Oper die von Richard Strauß in Musik gesetzte Tragödie Hugo von Hofmannsthals „Elektra" zum erstenmal aufgeführt. Drei Tage später beendete ihre Wiederholung die sogenannte „Strauß-Festwoche", die noch von Aufführungen der „Salome", der „Feuersnot" und der „Symphonia domestica" ausgefüllt war. Wochenlang vorher waren die Karten zu dieser riesenhaften Veranstaltung verkauft. Zuletzt sollen ganz märchenhafte Preise gezahlt worden sein. Aus allen Ländern waren Kritiker und Theaterdirektoren herbeigeeilt, das neueste Werk zu hören. Ein internationales Publikum drängte sich im Theater und harrte mit Aufregung der neuesten Sensation. Nicht des neuesten künstlerischen Ereignisses, nicht einer erlösenden Tat. Kein Mensch hat die erwartet.

Als Sensation war die ganze Sache vorbereitet worden. Fast unmittelbar nach der Aufführung der „Salome" wurde bekannt, daß Strauß Hofmannsthals „Elektra" in Musik setzen würde. Seither ist keine Woche vergangen, ohne daß die Zeitungen irgendwelche Nachrichten über das Werk gebracht hätten. Es wurde vor der Vollendung von allen ersten Theatern „angenommen". Es kommt ja auf den Wert der Schöpfung gar nicht an; da es von Richard Strauß ist, erweckt es Sensation und ist also ein Kassenerfolg. Wenn man nicht rasch genug kommt, diese Sensation auszubeuten, so ist die „Chance" vorbei. Es sind jetzt gerade drei Jahre her seit der Erstaufführung der „Salome", und sie ist völlig abgetan. Sie kommt an den Bühnen, die in den ersten Jahren sie so häufig gaben, als die Kräfte es nur irgendwie erlaubten, fast gar nicht mehr heraus. Schon wirkt auch bei der „Salome" bereits die Aufführung halb als Ausgrabung oder nur durch besondere Anlässe gerechtfertigt, ein Schicksal, dem „Die Feuersnot" bereits völlig verfallen ist. Dennoch oder gerade deshalb allenthalben dieses Drängen, bei der Sensation zu sein. Die

Digitized by Google

Theaterdirektoren der verschiedenen Städte überbieten sich, um einen Tag früher das Werk herauszubringen. An den Theatern haben sich die Sängerinnen schier buchstäblich geschlagen um eine Rolle, von der von vornherein bekannt war, daß sie stimmmörderisch im höchsten Grade sei.

Auf der einen Seite dieses stete Aufpeitschen der Öffentlichkeit, auf der anderen die größte Geheimtuerei. Bei den Proben des Werkes in Dresden waren die Türen hermetisch verschlossen. Während es sonst üblich ist, daß die Kritik zur Hauptprobe Zutritt hat, war das diesmal nicht der Fall. Noch mehr! Kein Klavierauszug war vor dieser Aufführung zu haben. Es sollte alle Welt überrascht, vor den Kopf geschlagen werden. Dann wieder — so etwas wirkt ja in unserer Zeit — wurde die finanzielle Seite in alle Welt hinausposaunt. Daß der Verleger für den Buchvertrieb 110 000 ℳ bezahlt hat, wozu dann natürlich noch die Tantièmen kommen; daß die Hammersteinoper in Neuyork ein Einreichungshonorar von 20 000 ℳ bezahlt und für dreißig Vorstellungen 72 000 ℳ Tantièmen gewährleistet, außerdem 24 000 ℳ Leihgebühren für die Musikalien entrichtet. Der Klavierauszug von zweihundertfünfzig weitgestochenen Seiten kostet 20 ℳ, usw. usw.

Ich beginne diese Darstellung absichtlich mit dieser Aufzählung der Äußerlichkeiten, denn sie sind zur Hauptsache gemacht, sie entrollen ein Bild unserer musikalischen „Kultur".

Das alles hat, man mag noch so sehr von einer „Festwoche" reden, mit dem Begriff „Festspiel" nichts zu tun. Da ist nichts von Sammlung, nichts von Freudigkeit, von Hochgestimmtheit eines Geistigen und Seelischen; es ist lediglich Sensation. Wer daran noch zweifeln möchte, kann es aus jedem der hundert Berichte, die von Dresden aus in alle Welt flatterten, zwischen den Zeilen herauslesen. Ich habe nicht eine einzige Stimme vernommen, die von einem großen inneren Erlebnis spricht, die eine solche Behauptung nicht wenigstens mit so und so viel Aber und Wenn verbrämen müßte, die zeigen, daß es aus Trotz im Widerspruch gegen andere ausgesprochen wird. Wohlverstanden, dieser Widerspruch, diese Verschiedenheit der Meinungen hat nichts mit der zwiespältigen Aufnahme einer neuen Kunstoffenbarung zu tun. Es ist nicht die Persönlichkeit Richard Strauß, nicht das von ihm vertretene Kunstwerk, das hier bekämpft wird, etwa wie Wagner und seine Kunst bekämpft wurde. Sie wird auch nicht in der gleichen Weise gefeiert. Die äußere Feier, der äußere Erfolg sind von vornherein garantiert. Darum will man ja dabei sein. Man will ein Sensationsereignis miterlebt haben. Und die Leute, die eine Sensation erleben wollen, kommen bei einer solchen Sache immer auf die Kosten. Ich habe nun schon manche derartige Veranstaltungen erlebt. Gerade Berliner Schauspielpremieren tragen oft diesen Charakter. Es war bei der „Salome" so, es war auch bei Leoncavallos „Roland von Berlin" dasselbe. Strauß aber ist heute unter sämtlichen Künstlern zweifellos der größte Sensationswert. Das erklärt sich aus seiner — ich komme immer wieder auf das Wort — journalistischen Natur. Er lebt so ganz im Tage und für den Tag, nutzt so unbedenklich alle Mittel des Tages aus, hat so gar nichts von der über der Zeit stehenden Künstlergröße, daß bei seiner unleugbaren Bedeutung es ein Wunder wäre, wenn er nicht den Tag, an den er sich wendet, aufs höchste aufzureizen vermöchte.

Digitized by Google

Es würde das Strauß in noch höherem Maße gelingen, er würde noch viel aufpeitschender wirken, wenn nicht seine Musik eine so verwickelt umständliche Arbeit wäre, wenn er nicht, das sei gleich mit hinzugefügt, als musikalischer Arbeiter so außerordentlich gewissenhaft wäre. Aber da dauert die Vollendung eines Werkes reichlich lange, und wir leben schnell. Da er immer von außen empfängt, die Anregung von außen gewinnt und regelmäßig von dem erregt wird, was gerade den Tag am schärfsten packt, so kommt er mit der nachherigen musikalischen Aussprache reichlich spät. Deshalb steht man dann seinen Werken in der Haltung gegenüber, daß man sich frägt: „*Wie hat er das nun gemacht*, was uns schon so und so gepackt hat?“ Er genießt deshalb für den ersten Augenblickserfolg die ganze Erregung, die die betreffenden dichterischen Werke bei der Zeitstimmung ausgelöst haben. Er heimst die Früchte von dem Samen ein, den diese Werke ausgestreut haben. Aber andererseits ist dann auch die Neugier befriedigt. Er gibt nichts eigentlich Neues, wenigstens nicht nach der Richtung, in der die Menge auf seine Werke eingestellt ist, sondern *löst nur eine letzte Spannung* aus. Daher können so unerhörte Erfolge, wie sie z. B. die „Salome“ gewonnen hat, so schnell verebben. Nicht einmal mehr an kleinen Orten regt man sich heute über die „Salome“ auf. Und in Berlin, wo sie in der ersten Zeit jede Woche mehrmals herausgebracht wurde, erscheint sie jetzt ganz selten. Sie hat es also, trotzdem sie doch ein durchaus ernst gearbeitetes Werk und, wie man damals überall sagen hören konnte, „die Erfüllung eines modernen Verlangens“ ist, nicht fertig gebracht, auch nur für drei Winter Repertoireoper zu bleiben. Mit der „Elektra“ wird es nicht anders sein; das hindert aber nicht im geringsten, daß Richard Strauß auch mit seinem nächsten Werk eine Sensation auslösen wird. Vielleicht — es revolutioniert ja jetzt überall auf dem Theater — bringt er uns irgendeine satirische Revolutionsoper „Revolution in Krähwinkel“, „Der König“, „Rabagas“ oder etwas dergleichen. Das tut Strauß *nicht aus Sensationssucht, nicht aus Geschäftsspekulation*, wie man es ihm oft vorwirft, sondern durchaus im *Zwang seiner Natur*, seiner journalistischen Natur.

Trotzdem oder gerade deshalb ist es notwendig, sich klar zu werden über die Einstellung dieser Werke in unser geistiges und musikalisches Leben,

Da Richard Strauß für seine beiden letzten Opern Werke gewählt hat, die zuvor als in sich fertige Dichtungen eine allgemeine zeitgeschichtliche Bedeutung gewonnen hatten, so ist es klar, daß, wenn man — was allerdings durchaus falsch ist — den Text zu einer Oper für sich allein betrachtet, diese Bücher bedeutsamer sind als weitaus das meiste, was für Opern gedichtet worden ist. Es fällt mir auch gar nicht ein, das sprachliche Vermögen Hugo von Hofmannsthals herabzusetzen; ich leugne auch nicht, daß seine „Elektra“ bei jedem Hörer einen starken Eindruck hinterlassen muß. Dieser starke Eindruck besagt aber gar nichts für den *künstlerischen* Wert. Derartige Eindrücke gibt mir das wirkliche Geschehen genau so gut. Gewaltige Naturereignisse, die viele Menschenleben vernichten, schwere Unglücksfälle, die Selbstzerstörung irgendeines Menschen oder, um der Sache näher zu kommen, der Besuch eines Irrenhauses, können auf mich einen so furchtbaren Eindruck machen, daß ich ganz zerschmettert von dannen gehe. Wenn durch die

Digitized by Google

Scheinwelt der Kunst etwas Ähnliches erreicht wird, so hat die Kunst gegenüber den anderen genannten Dingen nur den einen Vorzug, daß ich nachher leichter die Auslösung finde, indem ich mir sage: Es ist ja alles nicht wahr, es ist nur Schein. Damit zerstöre ich aber selber wieder den Wert, den jeder Eindruck für mein Leben bedeutet.

Nein, die Kunst muß mit eigenen Kräften die von ihr gemachten Eindrücke dahin führen, wo sie wertvoller Dauerbesitz sein können. Was Hofmannsthal in seiner „Elektra" vorführt, ist nicht grausiger, als was Shakespeares „König Lear" gibt. Es sind noch nie wüstere und wildere Szenen geschrieben worden, noch kein Dichter hat die Bestie im Menschen so furchtbar entfesselt wie Shakespeare in der Szene, wenn Cornwall und Goneril dem alten Gloster die Augen austreten. Und so häuft sich Verbrechen, Wahnsinn, Mord, zügellose Geilheit, tierische Brunst, wahnwitzige Grausamkeit; alles Erschreckliche, was sich nur denken läßt, häuft sich hier. Und doch, wir werden aufs tiefste erschüttert, wir werden nicht gemartert, wir gehen erhoben hinaus. In der Hofmannsthalschen „Elektra" aber gibt es keine künstlerische Auslösung, sondern nur eine sinnliche. Man hat lediglich auf unsere Nerven eingepeitscht; diese Nerven sind nur durch eine Art von Erschlaffung in Ruhe zu bringen: sei's bei Austern und Sekt, sei's durch das Austoben jener Instinkte, die die junge Chrysothemis einem zwei Stunden lang vorgebrüllt hat. Einen starken Eindruck wird niemand leugnen können, der überhaupt noch Nerven hat; aber abgesehen von der Qualität dieses Eindruckes — an seine Umgestaltung in einen geistigen und künstlerischen Besitz glaube ich bei keinem Menschen. Wer da Studien machen kann bei Leuten, die aus solchen Aufführungen kommen, wird auch dann Skeptiker bleiben, wenn berufsmäßige Décadents von zwanzig Jahren, während sie sich Essen und Trinken ganz gut schmecken lassen und beim geringsten Zahnschmerz zum Arzt laufen, einem versichern, daß gerade dieses Krankhafte das einzige sei, was wirklichen künstlerischen Genuß auszulösen vermöge.

Auch bei jenen, die das Werk, wie es in der Gestalt der Richard Straußschen Oper vor uns hintritt, ablehnten, mußte man über die Dichtung zum mindesten lesen, daß sie „die moderne Fassung des alten Mythos" sei. Ich frage mich angesichts der Dichtung von Hofmannsthal: Ist der Mythos nicht gefälscht? und zweitens: müssen wir uns gefallen lassen, daß das als modern bezeichnet wird, wenn ich diesen Begriff „modern" fasse als „Ausdruck des Zeitgeistes" und nicht als „modisch" oder „módern"?

Ich will mich nicht lange bei der Vorfrage aufhalten, ob ein Dichter das Recht hat, große Weltstoffe willkürlich zu behandeln. Willkür ist nie Freiheit! Wenn jeder für sein Tun verantwortlich ist, nicht nur sich selber, sondern auch der Gesellschaft, so ist es in höherem Maße der Dichter, der sich mit seinen Werken an diese Gesellschaft wendet. Er hat die Verantwortung, ob durch sein Werk vom Kulturbesitz der Menschheit etwas zerstört wird; ob das, was er aus seiner Freiheit der Behandlung eines alten Gutes heraus neu gibt, das aufwiegt, was er zerstört. Sonst muß er sich gefallen lassen, daß wir ihn als Parodisten eines wertvollen Stoffes behandeln; nicht als Satiriker und geistreichen Karikaturisten, der durch seine Verzerrung die ursprünglichen Züge nur schärfer herausleuchten läßt, sondern als gleichstehend mit jenen zahlreichen Parodisten, deren Ziel es ist, eine rein emp-

Digitized by Google

fundene und rein geschaffene Dichtung einem dadurch dauernd zu verekeln, daß sie ins Schweinige hinabgezotet wird.

Von diesem Standpunkte aus müßte ich Hofmannsthals „Elektra“ immer verurteilen. Sie bleibt eine Verwüstung des hehren Gebildes, das Sophokles in seiner „Elektra“ aufgerichtet hat. Darum ist sie eine kulturfeindliche Tat, mag man hundertmal zugeben müssen, daß die neue Arbeit von höchstem Geschick zeugt. Denn was Sophokles mit dem Elektrastoff getan hat, ist gleichwertig dem, was Goethe an der Faustsage, was Dante an den vor ihm so zahlreichen Wanderungen durch Hölle und Himmel, was ein Shakespeare an der Romeo und Julie-Geschichte der italienischen Novelle, was überhaupt große Dichter an Rohmaterial geleistet haben.

Der Urstoff der „Elektra“ ist eine Familientragödie. Ein, wie wir annehmen dürfen, glücklicher Ehebund — nichts spricht dagegen, die vier ihm entsprungenen Kinder dafür — wird dadurch zerrissen, daß den Mann seine Pflicht in die Ferne ruft. Er verletzt in seinem Weibe die Mutter aufs tiefste, weil er für seine Zwecke — Sophokles betont dagegen absichtlich, daß es der König für sein Volk tat — von ihr das Opfer eines Kindes verlangt. Damit ertötet er in seinem Weib die Liebe und weckt den Haß. Ihre frei gewordene Liebe schenkt sie in begehrender Sinnlichkeit einem anderen Manne, mit dem sie sich gleichzeitig das Werkzeug für ihren Haß gewinnt. Nach seiner Heimkehr mordet sie mit ihrem Buhlen den Gatten. Nur eines ihrer Kinder ist reif genug, die Größe des Verbrechens zu fühlen. Es macht sich zum Hort der Rache. Zu deren Werkzeug bestimmt sie den viel jüngeren Bruder, den sie als Kind in die Fremde gerettet hat. Im Harren auf die Stunde der Rache hat sie allen andern Lebensinhalt abgestreift. So wird ihr die Hinschlachtung ihrer Mutter und des zweiten Gatten derselben zur Erfüllung ihres Lebenszieles.

Einer der grausigsten Stoffe, dessen sich die Kunst bemächtigt hat. Ein Geschehen, bei dem jeder einzelne so unabhängig von aller Rücksicht auf seine Einstellung in die menschliche Gesellschaft handelt, daß bezeichnenderweise die beteiligten Menschen zu einem Göttergeschlecht gemacht werden. Jeder lebt nur sich aus, tut das, was er mit einziger Rücksicht auf sich selbst zu tun hat. Er wägt niemals, was für den anderen sprechen könnte, was ihn selbst also zur Milderung führen müßte. Aber, und das ist durchaus nicht in den Mythos hineingetragen, sondern bildet geradezu seinen Grundkern: alle handeln aus Pflicht, oder doch unter dem Druck eines Höheren. Nicht aus Lust opfert Agamemnon seine Tochter, nicht aus Lust trägt Elektra die Rache gegen die Mörder ihres Vaters. Ja selbst für Klytämnestra kann geltend gemacht werden, daß die Mutter in ihr so schwer verletzt wurde, daß die Gattin dabei zugrunde gehen mußte. Denn das Mutterrecht ist gerade in der ältesten Zeit das Heiligere. Darin, daß das grausige Handeln über dem persönlichen Wollen und Wünschen steht, liegt die Kraft, die aus diesem Mythos einen künstlerisch brauchbaren Stoff machte. Hierin liegt seine Größe, liegt die Möglichkeit der Erhebung für den diese Geschicke Miterlebenden, trotzdem das Geschehen an sich nur niederschmetternd ist. Wer aus dem Mythos dieses über dem Einzelmenschen

Digitized by Google

Stehende hinausbringt, fälscht den Stoff. Niemals wird man sagen dürfen, daß er den Mythos ausgedrückt habe.

Daß man diesen Mythos zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden behandeln kann, ist klar. Die wunderbare Ausgeglichenheit, mit der Sophokles sein Drama gestaltet hat, wie er durch ein außerordentlich glückliches Hineinbringen der Umwelt in das ganze wilde Geschehen eine gewisse Ruhe, etwas Sakrales, erzielte, ist schon von Euripides nicht mehr erreicht worden. Ein neuzeitliches Fühlen wird immer das einzelmenschliche Schicksal über diese Herrschaft eines Geschickes durch Recht und Sitte setzen. Für uns ist die rächende Elektra ein Opfer der Pflicht, genau wie Orestes. Und der heutige Mensch wird dieses Stehen unter der Pflicht nicht mehr als etwas Erhebendes, sondern als etwas Zerschmetterndes empfinden. So bleibt ihm die Tragödie. Wir wissen aus Goethes „Iphigenie", daß dieser heutige Mensch den Stoff aus der tragischen Schicksalsnotwendigkeit zur versöhnenden Humanität entwickeln kann. Aber das eine muß bleiben, wenn der Stoff nicht in seinem Wesentlichsten gefälscht werden soll: die Tat muß eine Pflicht sein, die im Dienste eines Hohen geleistet wird. Solange das bleibt, wird das Geschehen als Stärke wirken. Stärke ist Größe, Größe ist immer erhebend.

Hofmannsthal hat an Stelle der Stärke die Schwäche gesetzt, indem er aus dem Dienst an einem außer oder über uns Stehenden das Befriedigen eines selbstsüchtigen Triebes gemacht hat. Darin liegt eine unverzeihliche Fälschung, die ein Verbrechen bleibt, auch wenn an sich das neuaufgestellte Problem behandelnswert ist und gut behandelt wurde. Elektra ist bei Hofmannsthal einem Blutwahnsinn verfallen, einem Wahnsinn aber, der Methode behält. Begreiflich wäre und auch erschütternd, daß der Geist eines Weibes es nicht vertrüge, Jahre hindurch dem entsetzlichen Rachegedanken als Gefäß zu dienen; daß er darunter zerbräche, wie diese Belastung bereits den Körper zermorscht hat. Aber Hofmannsthal hat die Elektra in ein blutgieriges Tier umgewandelt und hat — und das ist das Schlimmste — dieser Blutgier in Elektra den Charakter der Sinnlichkeit gegeben. Die Blutgier wird nicht zu einem Mordwahnsinn, sondern zu einer geradezu körperlich greifbaren Geilheit. Dadurch verliert diese Begier alles irgendwie Adelnde und im Dienste eines Geistigen Stehende. Diesen Eindruck hat Hofmannsthal dann systematisch verschärft. Elektras Schwester Chrysothemis, bei Sophokles das einfache, aller Größe ungewachsene Mädchen, das nur nach einem „Weiberschicksal" verlangt, heult hier nur noch mit dem Brunstschrei nach dem Kinde. Nicht ein einziges Wort erklärt es, warum dieses „Weibchen" sich nicht auf irgend welchen, doch auch hier gangbaren Wegen die Stillung dieser Brunst sucht. Denn nichts hält sie ab. Die Art, wie dann Elektra nach der fälschlichen Kunde von Orests Tod die Schwester zur Mordtat zu überreden sucht, wird ganz zur perversen Geilheit; und von ekelhafter Geilheit ist die Art, wie die Schwester mit dem Bruder spricht. Klythämnestra tritt dagegen zurück, ist von Hofmannsthal viel zu oberflächlich behandelt; denn er hat ihr zwar den Königspurpur ausgezogen, den sie bei Sophokles und im Mythos trägt, aber er hat doch nicht den Mut gehabt, sie als altgewordene Bettel zu brandmarken, die in dem Augenblicke keinen Daseinszweck mehr hat, wo

Digitized by Google

ihre Macht auf die Männer aufhört. Bezeichnend ist, daß die Männer fast völlig verschwinden.

Man sieht, Hofmannsthal ist gründlich zu Werke gegangen. Er hat alles Große, Erhabene, alles außerhalb des gewöhnlichsten Egoismus Stehende sorgfältig ausgemerzt, und man wird ihm zugestehen müssen, daß er das Ganze auf einen einzigen Ton gebracht hat.

Aber müssen wir uns gefallen lassen, daß das als Ausdruck unserer Zeit gegenüber diesem Mythos bezeichnet wird? Dürfen wir uns gefallen lassen, daß die einzige Triebfeder aller in dem Werke auftretenden Weiber nur eine in verschiedenen Stadien wahnwitziger Steigerung stehende Geilheit ist? Und müssen wir uns dann noch obendrein gefallen lassen, daß das damit gerechtfertigt wird, daß in diesen Mythen die Urkräfte der Menschheit Gestalt gewinnen? Urkräfte, wo man höchstens von Urschwächen reden könnte? Kräfte, wo es sich nur um Krankheit handelt?

Nein, so wenig in diesem Werke von jenem Griechentum lebendig geworden ist, das einen Wert für die Welt bedeutet, so wenig ist es auch der Ausdruck des wirklich Wertvollen in unserer Zeit. Man nennt es also zu unrecht modern. Jedenfalls ist es das nur für beschränkte Kreise: für ein blutleeres, schwächliches Ästhetentum und für einen Empfängerkreis, dem die Kunst nicht Leben oder Lebensausdruck, sondern eine Nervensensation ist. Denn so schwach und verfault, wie diese Kunst, ist auch das heutige Judentum nicht.

Ach, da habe ich nun das Wort genannt, und mancher wird erlöst rufen: Sieh da, der Antisemit! Jedoch gemach. Wendet euch an Louis Corinth mit diesem Vorwurf. Seht sein Titelblatt und die Randleiste an, die er zum Klavierauszug geschaffen hat! Lauter Judenweiber! Und das Ganze wirkt echt und einheitlich. Ohne Grund ist das doch sicher nicht. Tatsache bleibt, daß eine so innerlich unlebendige und unwahre, lediglich ästhetische Einstellung zur Kunst bei uns dem Judentum am ehesten gemäß ist. Viele Verdienste des Judentums beruhen darauf. Wer hat sonst noch für künstlerische Zwecke Geld übrig? wer bringt dafür sogar Opfer? In Deutschland fast nur die Juden. Und wenn's einmal die Mode so brachte und die Nerven es so verlangten, kam diese Einstellung auch dem echt Deutschen zugute. Das kann in den Tagen, in denen wir Mendelssohns Gedächtnis feiern, nur Voreingenommenheit übersehen.

Aber an der Tatsache ändert diese ruhige Überlegung nichts, daß eine solche Kunst, wie sie in der Hofmannsthalschen „Elektra“ lebt, nur durch die Teilnahme des Judentums zu einer Macht in unserem öffentlichen Geistesleben werden konnte. Die ungeheure Macht der Juden in der Presse wirkt dabei mit. Die Schuld aber trifft nur uns!!

Wären wir nicht so gleichgültig, so schwächlich und träge; wären wir opferwilliger für künstlerische Dinge — so würden Erscheinungen, wie diese, ganz klar als Entartung Einzelner dastehen, und nimmermehr als Ausdruck unseres Volkstums in einer ganzen Zeitspanne mißverstanden werden können. Niemals gewännen sie dann auch die Bedeutung, daß Tausende reinblütiger Deutscher dem gleichen Taumel verfielen. —

Digitized by Google

Wie konnte Richard Strauß diesen Stoff komponieren? Diese Frage wird jetzt ebenso oft gestellt, wie seinerzeit bei der „Salome". Zur eingehend begründenden Antwort müßte ich die ganzen Darlegungen wieder abdrucken, die ich im Jahrgang 1907 (April und Mai) unter dem Titel „Wo stehen wir mit Richard Strauß?" gegeben habe. Es sei also darauf verwiesen. Menschlich erklärt es sich aus Strauß' „journalistischer" Natur. Ihm ist wichtig, was den Kreisen, in denen er lebt, wichtig ist. Gegen den Strom schwimmt er nicht. Er lebt vom Tage und dessen Erregungen; nach dem Zeitungsjargon ist er ein „moderner Mensch".

„Aber der Musiker!" wirft man ein. Es kann doch dem Musiker Strauß nicht entgehen, daß die unendliche Verbreiterung, die die Komposition eines in sich geschlossenen und fertigen Dramas bedeutet, notwendigerweise eine Abschwächung sein muß. Bei der „Elektra" noch mehr als bei der „Salome", weil dort alles noch viel mehr auf einen Ton gestimmt ist. — Ich glaube nicht, daß Strauß das empfindet, weil er gar kein Dramatiker ist. Dramatisch empfindet er nur die Außendinge, und da er diese mit der Musik viel charakteristischer wiedergeben, da er mit Tönen viel eindringlicher malen kann als das Wort, kann er sich sehr wohl einer Täuschung hingeben. Strauß ist durchaus Orchestermusiker und in beträchtlichem Grade Symphoniker. Gerade weil die „Elektra" so auf einen einzigen Grundton in verschiedenen Färbungen eingestimmt ist, ergibt sich für den Symphoniker die große durchgehende Linie. Alle Einzelheiten sprechen sich in kleinen Einzelmotiven aus. Die ungeheure Kunst des Kontrapunktikers und hier die echt künstlerische Lust eines unbeschränkt schaltenden musikalischen Technikers liegt darin, diese tausend Einzelheiten zu jener großen Linie zusammenzuzwingen. Das ist Strauß fraglos gelungen, und darin liegt der Grund, daß sein Werk trotz mancher toten Stellen, trotz anfänglicher Zerfahrenheit schließlich einen mit fortreißt oder den Widerstrebenden einfach niederwirft.

Es kamen nach dieser „Elektra" Leute zu mir mit den Worten: „Jetzt habe ich die Hoffnung endgültig aufgegeben. Dieser Mann ist für uns nur ein Verderben. Um so mehr, je mehr er kann." Ich glaube das nicht, glaube es um der Schwäche wegen nicht, die in Strauß liegt. Er ist in seinem künstlerischen Menschentum nicht an die Bahn gefesselt, in der wir ihn jetzt sehen. Darin ist er abhängig von der Welt um ihn herum, sagen wir vom Zeitgeist. Wird ihm aus diesem ein gesunder, starker Wert zugetragen werden, er wird ihn mit derselben Leidenschaftlichkeit ergreifen, wie jetzt diese innerlich kranken Stoffe, und sie mit demselben Gelingen zu Ende führen.

Freilich legen wir damit auch die Grenzen offen: Strauß hat der Welt einen eigenen Inhalt nicht zu geben, er kann nur für einen ihm zugetragenen Inhalt eine Form finden. Diese Form unvergleichlich packend und hinreißend zu gestalten, dazu besitzt er unbestreitbar die Kraft. Wenn das Schicksal ihm und uns gnädig ist, stellt es ihn einmal vor eine Aufgabe, deren Lösung der Welt einen fruchtbaren Wert oder doch wenigstens eine gesunde Freude bringt, auf daß dieses einzigartige Können für die Kunst nicht fruchtlos vergeudet werde.

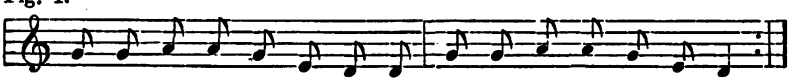
Digitized by Google

„Exotische Musik“

Wenn ich den Titel meines Aufsatzes in Gänsefüßchen setze, so will ich damit andeuten, daß ich hier nicht über exotische Musik so, wie sie in den betreffenden Ländern des Orients ausgeführt wird, sprechen will, sondern über die Differenzierung unserer eigenen, d. h. europäischen Musik im Sinne der exotischen Musikprinzipien. Das Schlagwort „Exotik“ ist neuerdings namentlich durch die Opern „Madame Butterfly“ von Puccini und „Pelléas und Mélisande“ von Debussy sehr in Mode gekommen und hat auch in die neuesten musiktheoretischen Schriften bereits Aufnahme gefunden. Im weiteren Sinne umfaßt „Exotik“ alle Musik, der andere Tonleitern als unser Dur und Moll zugrunde liegen, also nicht nur orientalische Musik („Exotik“ im engeren Sinne). Die türkisch-arabischen Länder, auch Indien, China und Japan benutzen nämlich zu ihren Melodien die verschiedenartigsten, uns ungeläufigen Tonleitern, die zum Teil mit den längst abgestorbenen griechisch-mittelalterlichen Tonleitern, den Repräsentanten des alten deutschen Kirchenstils, identisch sind. Als die Urheimat der Zigeuner gilt Indien. Nach ihnen sind die sog. Zigeunertonleitern benannt, die noch heute für die ungarische Musik außer dem vielgestaltigen, fesselnden Rhythmus charakteristisch sind. Dahin gehören die Tonleitern: c d es ⁀fis g as ⁀h c (mit c als Grundton) und g as ⁀h c d es ⁀fis g (mit g als Grundton). Im Vergleich dazu wird bekanntlich unsere C-Molltonleiter harmonisch so gebildet: c d es f g as ⁀h c, melodisch dagegen so: c d es f g a h c (aufwärts) und c b as g f es d c (abwärts). Das Zigeunerintervall as ⁀h kommt, obwohl in unserer „harmonischen“ Molltonleiter vorhanden, dennoch in unserer Musik nicht zur Geltung, da der Sprung as h als unsangbar gilt und daher möglichst vermieden wird. Würde das Vorurteil gegen dieses Intervall, die sog. übermäßige Sekunde, nicht bestehen, so würde ein Tonstück, das sie häufiger enthält, sofort exotisch wirken. Wie verschieden Urteil und Geschmack in musikalischen Dingen sind, beweist die interessante Tatsache, daß den Indern die eben angeführten Zigeunertonleitern als einfachste und elementarste Formen gelten, die auch allen Anfängerstücken zugrunde liegen. In Japan noch heute populäre Tonleitern sind: e f g a h c d e und d e f g a h c d, also wiederum Mollskalen, die uns als selbständige Tonarten unbekannt sind. Dasselbe ist von der chinesischen Dur-Skala f g a h c d e f zu sagen.

Häufig werden von diesen und anderen 7stufigen Tonleitern nicht alle Töne benutzt, wie in der 5stufigen chinesisch-keltischen Skala: c d e · g a · c (ohne Halbtöne) und in der ebenfalls 5stufigen japanischen Skala: c d es · g as · c. Mit den alten schottischen Melodien vertraute Leser werden deren eigentümlich reizvollen Eindruck in Erinnerung haben, ohne sich vielleicht bewußt geworden zu sein, daß er auf dem Fehlen der Halbtöne beruht. Auch unsere primitiven Kinderliedchen haben die chinesisch-keltische Tonleiter zur Grundlage, man denke nur an die stereotype Wendung:

Fig. 1.



Durch Puccini und Debussy sind wir auch mit der seltsamen chinesischen Ganztonskala bekannt geworden, die so aussieht: c d e fis $\frac{\text{gis}}{\text{as}}$ b c.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß uns der Orient an Mannigfaltigkeit der Tonleitern weit voraus ist. Dasselbe gilt auch vom Rhythmus einschließlich der Formgestaltung des ganzen Tonstücks. Die stereotype viertaktige Gliederung unserer volkstümlichen Musik wird man in exotischen Melodien vergebens suchen, vielmehr dort eine Freiheit der Entwicklung finden, die willkürlich und maßlos erscheinen müßte, wenn nicht die

Digitized by Google

häufige Wiederkehr der Motive und die Art ihrer Verwendung bei genauerer Untersuchung die Annahme einer zielbewußten Form nahelegen würde.

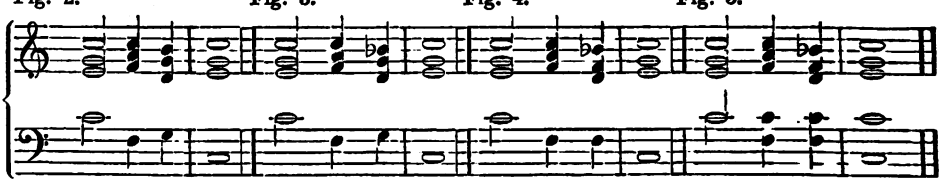
Weshalb haben denn wir nicht diese Freiheit in Tonart und Rhythmus, weshalb beschränken wir uns auf unser Dur und Moll und auf unsere viertaktige Melodiebildung? wird der Leser fragen. Antwort: Grundlage unserer Musik ist nicht nur die Melodie, sondern auch die Harmonie. Vokale und instrumentale Mehrstimmigkeit erfordert aber zum Zusammenhalten der Einzelstimmen Takteinteilung, Abgrenzung durch Taktstriche. In demselben Maße nun, wie das Zusammenmusizieren, das „vertikale Musikprinzip“ zunahm, mußte das Gefühl für größere melodische Zusammenhänge und damit die Freiheit der Phrasierung und der Form verloren gehen. Anders im Orient, wo noch heute im wesentlichen einstimmig musiziert wird, also das „horizontale Musikprinzip“ gilt. Hier konnten sich Melodie und Rhythmus, frei von Fesseln, zu größter Mannigfaltigkeit entwickeln; Taktstriche waren schon deswegen unbekannt, weil sich die Melodien ungeschrieben nur durch die Tradition fortpflanzten. Bei den Orientalen dient das unvermeidliche Schlagwerkzeug nicht zur Verstärkung des rhythmischen Gefühls, zur Markierung der guten Taktteile, wie bei uns, sondern als rhythmischer Gegensatz, so daß gerade die schlechten Taktteile betont zu werden pflegen. Um die Sicherheit, mit der ein solcher „rhythmischer Kontrapunkt“ durchgeführt wird, sind die Orientalen, besonders die Neger wirklich zu beneiden.

Über den Einfluß der Harmonie auf unsere Tonleitern als Träger der Melodie habe ich noch einiges zu sagen. Nach der geschichtlichen Entwicklung ist die Zahl unserer mittelalterlichen Kirchentonleitern auf zwei zusammengeschrumpft, unser heutiges Dur und Moll. Eine Durtonleiter wie c d e f g a b c wird als selbständige Tonart deswegen nicht anerkannt, weil wir durch Einwirkung der Harmonie statt des Ganztones b—c den Halbton („Leitton“) h—c gewohnt sind; denn das harmonische Bild von C-Dur ist die Reihe:

F a C e G h d f
Sd T D

wo die untergesetzten Buchstaben die 3 Hauptklänge der Tonart im Sinne der Fachausdrücke „Tonika“, „Dominante“ und „Subdominante“ bezeichnen. Wir haben hier also drei Durklänge, mit den Grundtönen F, C und G. Da diese harmonische Reihe zugleich dem natürlichen (auf der Wahrnehmung der Obertöne beruhenden) Hören entspricht, so bildet unser Dur das denkbar einfachste Tonartensystem. Würden wir darin statt h den Ton b einführen, so würden wir statt des G-Dur-Klanges einen G-Moll-Klang erhalten. Wieviel diese Änderung ausmacht, wird man beim Hören der häufigen Schlußwendung Fig. 2 im Vergleich zu Fig. 3 erkennen.

Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.



Man würde aber zu weit gehen, wenn man Fig. 3 als möglichen C-Dur-Schluß total ablehnte, zumal der Ton b bei Beziehung nicht auf den Grundton G, sondern auf den Grundton C auch physikalisch (als Oberton) zu rechtfertigen ist. Die harmonische Reihe dieses Durtypus stelle ich so dar:

F a C e G B d F
Sd T D

Digitized by Google

Wie ich nämlich auch neuerdings in meiner „Fortschrittlichen Harmonie- und Melodielehre“ (Leipzig, Kahnt) ausgeführt habe, hören wir den Mollklang im Zweifel als Verschmelzung von zwei Durklängen, z. B. den A-Mollklang als A C e (g), d. h. als A-Dur- + C-Durklang, und die Moll t o n a r t entsprechend als ein aus A-Dur und C-Dur zusammengesetztes Geschlecht. Damit wird das allein natürliche Durprinzip auch bei Moll durchgeführt, die bisherige dualistische Klang- und Tonartauffassung also durch die monistische ersetzt. Hiernach rechtfertigt sich die obige Schreibweise des b als B, d. h. als Grundtones des B-Durklanges, der mit dem Grundton G zusammen den G-Mollklang bildet. In Fig. 4 ist der G-Mollklang durch den B-Durklang ersetzt. So klingt die Schlußwendung entschiedener als in Fig. 3; denn einmal wird innerhalb C-Dur der G-Mollklang leicht als G ♯h d, also als umgangener („alterierter“) G-D u r klang, der Ton b also nicht als Grundton, sondern als Terz gehört, sodann ist der G-Mollklang in dem C-Durklang bereits enthalten, da er mit ihm den natürlichen Fünfklang („Nonenakkord“) C e g b d bildet. Dagegen ist in Fig. 4 das b unzweifelhaft Grundton. Ebenso auch das F im Basse, wie Fig. 5 deutlicher zeigt, wo das hinzugefügte (als Oberton mitklingende) c mit dem F den (unvollständigen) F-Durklang bildet.

Wir sehen also, daß die arabische Dur t o n l e i t e r c d e f g a b c sehr wohl auch in der H a r m o n i e durchzuführen und als selbständige T o n a r t möglich ist. Ich glaube nicht, daß der vorurteilsfreie Leser in Fig. 4 und 5 nach dem schließenden C-Durklange noch einen F-Dur-Dreiklang erwartet, demnach den Eindruck von F-Dur hat, sondern ich glaube, daß er wirklich C-Dur hört. In Fig. 3 wird dagegen je nach der Willensrichtung bald F-Dur, bald C-Dur gehört werden.

Sind diese Ausführungen richtig, so ist, angeregt durch eine exotische Tonleiter, unsere Musik um einen Tonartausdruck bereichert, der auch theoretisch haltbar, weil mit dem Durprinzip vereinbar ist, obwohl das Dogma von der Notwendigkeit des Leittons hier versagt. Immerhin muß zugestanden werden, daß für unser C-Dur der Leitton h—c natürlicher ist als der Ganzton b—c. Ob aber auch in C-Moll, darf bezweifelt werden, angesichts der Zwiespältigkeit des Mollgeschlechts, da C-Moll eine Zusammensetzung von C-Dur und Es-Dur ist. Bekanntlich wird zu der bei uns gebräuchlichen Schlußwendung in C-Moll der G-Durklang ebenso verwendet wie in C- D u r, wie Fig. 2 zeigt, wenn man e und a durch es und as ersetzt. Auch in C-Moll ist dieser G-Durklang als Dominantakkord von C-Dur zu erklären (s. o.). Sollte nicht aber auch der Dominantakkord von Es-Dur als der konkurrierenden Durtonart für C-Moll geeignet sein? Die harmonische Reihe von Es-Dur ist:

$$\underbrace{\text{As c}}_{\text{Sd}}\ \underbrace{\text{Es g}}_{\text{T}}\ \underbrace{\text{B d f as}}_{\text{D}}$$

In der Tat klingt der logisch abgeleitete Schluß mit den Akkorden B d f oder B d f as in C-Moll ganz vortrefflich, wie der Leser sofort erkennen wird, wenn er Fig. 4 und 5 in C-Moll und daselbst den B-Durklang mit oder ohne as spielt. Also auch der „äolische“ Tonleitertypus c d es f g as b c, der noch heute in Indien und Japan anzutreffen ist, ist als selbständige Tonart sehr wohl möglich, ja für die Differenzierung unseres Tonartbewußtseins äußerst wertvoll. Den Schluß mit dem B-Durklang, der dem zuweilen verwendeten Schluß mit dem G-Mollklang in Fig. 3 (in Moll zu spielen) noch vorzuziehen ist, trifft man auch heute noch selten in der Musikliteratur an, z. B. in den Liedern „Herbststimmung“ und „Sieh dich vor!“ von Grieg, dort nach G-Moll, hier nach F-Moll transponiert. Grieg wird sich aber wohl kaum bewußt geworden sein, daß diese Schlüsse durch die Zwiespältigkeit des Mollgeschlechts wohlbegründet sind. Hat man das Wesen dieses Geschlechts im monistischen Dursinne richtig erkannt, so lassen sich auch andere exotische Molltonleitern für unsere harmonische Musik gewinnen. Es kann nämlich C-Moll auch eine Zusammensetzung von C-Dur und As-Dur sein. Die harmonische Reihe von As-Dur ist:

Digitized by Google

Des f As c Es g b des
Sd T D

Werden in Fig. 3, 4, 5 die Dominantklänge von As-Dur, nämlich Es g b, Es g b des oder Es g b des f (mit oder ohne Grundton Es) verwendet oder in Fig. 4, 5 der Subdominantakkord Des f As oder der B-Mollklang statt des B-Durakkords, so ergeben sich die natürlichen Schlußwendungen dieses Molltypus, dessen (japanische) Tonleiter so lautet: c des es f g as b c.

Endlich kann man C-Moll auch als Zusammensetzung von C-Dur und B-Dur erklären. Die harmonische Reihe von B-Dur ist:

Es g B d F a c es
Sd T D

Beweise für die Harmonisierbarkeit der so entstehenden, ebenfalls japanischen Molltonleiter c d es f g a b c würden Fig. 6, 7 sein.

Fig. 6.

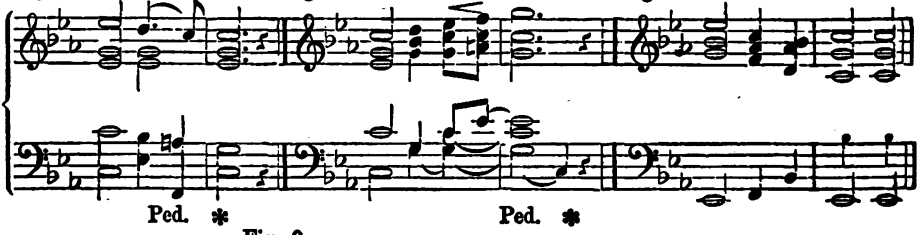
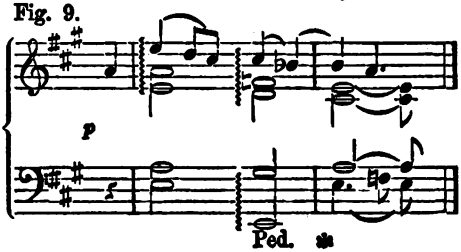


Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.



Eine eigentümliche Tonart wird durch die exotische Gepflogenheit nahegelegt, mit dem sechsten Ton der Tonleiter eine Melodie zu schließen, z. B. Es-Dur mit dem Ton c. Die Harmonisierung eines solchen Melodieendes findet sich in Fig. 8, wo die kleinen schwarzen Noten im letzten Takt den stark mitklingenden Oberton b bezeichnen. Auch dieser Tonarttypus, der von mir „Halbmoll" genannt wird und für Puccinis „Madame Butterfly" charakteristisch ist, läßt sich theoretisch leicht als äolischer C-Molltypus (s. o.) erklären, nur daß in ihm nicht der Ton c, sondern der Ton es der Hauptgrundton ist. Endlich bringt Figur 9 ein Beispiel für die Harmonisierung der Zigeunertonleiter: a b ⌢cis d e f ⌢gis a.

Somit glaube ich den Nachweis erbracht zu haben, daß die exotischen Tonleitern im Sinne selbständiger Tonarten harmonisierbar sind und in unsere Musik ganz neue Stimmungsnuancen einführen können. Es würde zu weit führen, wenn ich auch in rhythmischer Beziehung die Art der Verschmelzung von Orient und Okzident hier näher darlegen wollte, zumal es hier noch viel schwieriger ist, Voraussagen für die Zukunft zu machen, als auf tonartlichem Gebiete. Da nämlich die neuen Tonarten von europäischen Komponisten bereits dunkel geahnt und teilweise schon verwendet sind, so hat hier der Theoretiker wenigstens eine feste Stütze für seine Ansichten, während die Entwicklung von Rhythmus und Form in exotischem Sinne wegen der nötigen Auseinandersetzung zwischen horizontalem und vertikalem Musikprinzip noch unsicher bleibt.

Digitized by Google

Wenn die exotischen Tonleitern entsprechend der neuen Klang- und Tonartauffassung auch in der Harmonie rein durchgeführt werden, so ist damit ein Weg gefunden, aus dem tonartlichen Wirrwarr der modernen Musik zur Einheit der Tonart und zur einfachen „Diatonik“ zurückzukehren, ohne auf überlebte Stilarten zurückzufallen. Wer sich nicht selbst mit absichtlicher Beschränkung auf die Tonleitertöne in den neuen Tonarttypen versucht hat, kann keine Ahnung von der musikalischen Ausdrucksbereicherung haben, die in ihren Tonfällen und Akkorden verborgen ist. Für die zarten Linien und Farben, wie sie nicht nur den berühmten japanischen Holzschnitten, sondern auch guten Übersetzungen japanischer Gedichte eignen, ist nichts geeigneter als eine musikalische Vertiefung durch exotische Tonarten, wie sie neuerdings auch Weingartner versucht hat. Er hat (ebenso wie ich) zu seinen Impressionen die kurzen japanischen Gedichte in der Übersetzung von Paul Enderling (Reklam Nr. 4747) benutzt und jedem Liede die durchgeführte exotische Tonleiter vorangesetzt. Freilich ist es Weingartner nicht immer geglückt, die Harmonik so zu gestalten, daß die gewollte Tonart auch wirklich gehört wird: in dem Liede „Japan“ hat man nicht den Eindruck von D-Dur im Sinne der exotischen Tonleiter d e fis g a h c d, sondern den Eindruck von G-Dur im Sinne unserer europäischen Tonleiter g a h c d e fis g. Ferner setzt sich in dem Liede „Mondlicht“ am Schlusse der A-Durklang derart fest, daß der zuletzt noch unvermutet hinterdrein kommende E-Mollklang nicht genügt, um ihn als Stützpunkt der vorgezeichneten Tonleiter e · g a h c cis dis e vernehmlich zu machen (NB. Auch fis hätte in dieser Tonleiter aufgeführt werden sollen, weil in den vorkommenden H-Durakkorden akustisch zu ergänzen).

Da vorstehend c und cis in der Tonleiter vorkommen, so haben wir hier bereits einen chromatischen Molltypus. Wenn auch die neue exotische Kunst am reinsten ohne chromatische Töne sich darstellt, so braucht auf diese doch nicht ganz verzichtet zu werden, falls nur im wesentlichen, also namentlich in den Schlußwendungen, der gewählte Tonarttypus rein durchgeführt wird. Die Chromatik ist schon bei manchen Modulationen nicht zu entbehren; wenn z. B. von der Tonart a h c d e f g a nach der gleichartigen Tonart e fis g a h c d e moduliert wird, so liegt in der Verwandlung von f in fis bereits ein chromatisches Element.

Um die Art der japanischen Gedichtimpressionen zu kennzeichnen, möchte ich hier aus Enderlings Sammlung zwei besonders originelle zitieren:

Mädchentanz

von Sodzyo Hendzyo, buddhistischer Bischof, † 890 n. Chr.

Die Jungfrauen tanzen . . .
O Himmel, hab' Gnade:
Versperre mit Türen
Und Wolken die Pfade,
Die zu dir führen!

Dann stirbt ihr Begehren,
Aus irdischer Klause
Nach Hause, nach Hause:
Zum Himmel zu kehren.
Die Jungfrauen tanzen . . .

Glocken

von Sakino, † 1860.

Die Glocken schmolz man zu Kanonen um!
. . . Nun klingt nicht mehr beim ersten Sternenschein
Ihr helles Abendlied ins Land hinein.
Die Höhen sind, die Täler stumm.

Die Blumen selbst, die auf dem Felsen wohnen,
Vergessen, wartend auf den Nachtgesang,
Des Welkens gar . . .
Voll blüht der Bergeshang,
Seit man die Glocken umschmolz zu Kanonen!

Digitized by Google

Zum Unterschied gegen frühere exotisch gefärbte Tonstücke, wie sie sich in den Opern Mikado, Samson und Dalila, Lakme, Aida und Königin von Saba finden, ist es außer der theoretischen Rechtfertigung und Analyse der Tonarten das Ziel der neuen Kunst, die Exotik nicht nur gelegentlich als bewußt Gegensätzliches zu pflegen, sondern allgemein zur Bereicherung der Kunst heranzuziehen, auch wo es sich nicht um Illustrierung von exotischem Milieu handelt. Wenn daher die Komponisten, um ihre Phantasie leichter auf exotische Tonarten und deren Intervalle einzustimmen, mit Vorliebe exotische Volksmelodien entsprechend den zugrunde liegenden Tonleitern harmonisieren oder exotische Gedichtübersetzungen für ihre Liedkompositionen wählen, so ist damit das Endziel der Kunstentwicklung noch nicht erreicht; vielmehr erst dann, wenn die Verschmelzung von Orient und Okzident so vollständig geworden ist, daß etwa auch deutsche Gedichte in der angestrebten Differenzierung des Ausdrucks vertont werden. Die Zukunft wird lehren, ob dieser Absorptions- und Assimilationsprozeß durchführbar ist, nachdem ihn bereits Komponisten wie Grieg, St.-Saëns, Puccini, Debussy, Dukas, Fauré, Weingartner u. a. eingeleitet haben. **Georg Capellen**

Neue Bücher

Als besondere Festgabe zur Mendelssohngedenkfeier erschien der Briefwechsel des Komponisten mit Karl Klingemann (Verlag G. D. Baedeker, Essen-Ruhr). Klingemann, Mendelssohns intimster Freund, stand mit dem Künstler von Jugend an bis zum frühen Tode Mendelssohns in regelmäßigem Briefwechsel — die Korrespondenz beider Männer gibt daher nicht nur einen überraschenden Einblick in Mendelssohns eigene Tätigkeit —, sie spiegelt gleichzeitig ein Stück Zeitgeschichte. Sie erbringt auch einen neuen Beweis für Mendelssohns hohe literarische Begabung, die leider einzig in den Briefen einen Niederschlag gefunden hat, da Mendelssohn — gleich den meisten stark produktiv veranlagten Naturen — jedem öffentlichen Theoretisieren über seine Kunst abgeneigt war. Leider ist der Druck nicht sehr günstig gewählt, auch entbehrt das angefügte Register sachgemäßer Vollständigkeit. Freunde der Kunst Mendelssohns finden indessen in dem mitgeteilten Stoff manch fesselndes Detail über Werke und Leben des Künstlers. **Paul Bekker**

Digitized by Google

Schauspielersorgen

Von den vielen Menschen, die außerhalb des Theaters sich verdammt wenig um es kümmern, deren Interesse und Begeisterung für die Schauspielerei mit dem Fallen des eisernen Vorhanges wieder in einen apathischen Zustand verfallen, werden vielleicht im Monat Dezember des Jahres 1908 einige, zu zählende, ihre Blicke nach Berlin gerichtet haben. Dorthin, wo der deutsche Schauspielerstand, vertreten durch seine besten und würdigsten Vertreter, eine denkwürdige Versammlung abhielt, deren äußere Form sich von einer solchen des ungarischen Parlamentes herzlich wenig unterschied. Höchstens dadurch, daß ihr durch den einheitlichen Typ bartloser Gesichter und durch die Resonanz wohltönender gewaltiger Stimmen der Stempel eines Forum Theatralicum aufgedrückt wurde.

Ob man es einer allgemeinen, beschämenden Interesselosigkeit zuschreiben soll, oder aber es auf die Sorgen, die heute fast auf jedem Stande lasten, zurückgeführt werden muß, Tatsache ist, daß man in den Kreisen des Publikums, des Volkes, für das der Schauspieler ja seine ganze Person in die Schanze schlägt, einer rührenden Teilnahmslosigkeit begegnet. Allen Dingen gegenüber, die weiter hinausgehen, als daß man sein Abonnement rechtzeitig erneuert, oder wenn man das nicht kann, daß man am Abend einen guten Platz bekommt, willig sich drei Stunden lang durch der Menschheit Höhen und Tiefen hindurchziehen läßt und höchstens noch am nächsten Morgen seine am Abend gehabte Meinung nach der des Kritikers ummodelt. Das, was ich da sage, ist nichts Neues, die Künstler wissen es ja selbst am besten, daß der Hohlraum zwischen ihnen und dem Publikum abends wohl nur einige zählbare Meter, im übrigen aber nicht abzusehende Kilometer beträgt. Sie wissen es zu genau, daß ihre Kunst nur als Spielerei angesehen wird; daß man alles das, was Theater heißt, nur vom Gesichtswinkel des Amüsements aus betrachtet, gleichviel, ob man eine Hebbelsche Tragödie oder eine Burleske von Gebr. Herrnfeld zu genießen hat.

Und sie wissen, daß man für die Sorgen des Schauspielers, welcher Art die auch seien, herzlich wenig Sinn hat. Schauspieler und Sorgen, wie reimt sich das auch zusammen! Man ist es eben gar nicht anders gewohnt, als in dem Gesicht des Mimen den Abglanz einer höchst amüsanten, von allem Zwang freien und dabei sehr einkünftereichen Welt zu erblicken.

So mag es höchst verdienstlich erscheinen, wenn eine Zeitschrift, die nicht nur ausschließlich den Interessen des Theaters dient, die hineindringt in die Kreise des Volkes, wo man neben Essen und Trinken und Schlafen auch etwas geistige Nahrung braucht, sich mit Dingen beschäftigt, die von Rechts wegen das Interesse eines jeden beanspruchen können. Und doppelt verdienstlich ist es, wenn ein Mann, der noch mitten drin steht im Berufe, die Feder ergreift und mit warmem Herzen und offenem, weder durch Optimismus noch durch Pessimismus beirrtem Sinn die Schattenseiten seines Standes aufdeckt und nach geeigneten Mitteln

Digitized by Google

strebt, sie in Lichtseiten zu verwandeln. Dieses Bestreben spricht in eindringlicher Sprache aus den Ausführungen Professor Ferdinand Gregoris, der im Oktoberheft des „Kunstwart" in einer Anregung zu einem Kongreß für Theaterästhetik die künstlerischen Schwächen und Unvollkommenheiten des Theaters der Gegenwart beleuchtet, während er im Januarheft 1909 der gleichen Zeitschrift in zwei Aufsätzen „Schauspielerei als Beruf" und „Bühnenverträge" der realen Seite und vor allem den wirtschaftlichen Schwächen des Berufes zu Leibe rückt. Und sich dabei als wohlmeinender Freund und Berater an die wendet, auf die der Glanz der Theatersonne zwar noch nicht herniederscheint, die aber sehnsüchtig nach ihren erwärmenden Strahlen lechzen. Und deren sind eben leider gar viele. Hier aber — sind wir schon einmal dabei — liegt eines der Grundübel. Die Überfülle von jungen Leuten und wenig vernünftigen Eltern, die in dem Schauspielerberuf ein Dorado für ihre Wünsche sehen, und nicht zuletzt die Theaterschulen, in deren Räumen alljährlich Hunderte junger Eleven ausgebrütet werden. Sie sind es, die einen beträchtlichen Teil jenes Kapitels „Theaterelend" für sich in Anspruch nehmen dürfen. Alles das, was von berufenen und erfahrenen Männern schon gegen die Theaterschulen geschrieben und gezetert wurde, es waren Worte in den Wind. Sie blühen und gedeihen nach wie vor, und Jahr für Jahr tritt eine stattliche Schar junger Menschen, begleitet von dem billigen und doch oft recht teuren Segen freundlicher „Direktoren", hinaus auf die Landstraße, um die Wanderschaft anzutreten.

Mag zu allen Zeiten der Trieb nach dem Theater ein mächtiger gewesen sein, mögen zu allen Zeiten junge Menschen mit dem Vollbewußtsein, zum Künstler geboren zu sein, herumgelaufen sein, so viel eingebildetes Künstlertum wie heute hat es wohl nie gegeben. Und so wenig wirklich geborene Künstler wie heute wohl auch nicht! Man ist mehr als einmal versucht gewesen, der Theaterschule ihre Existenzberechtigung ganz und gar abzusprechen. Man braucht sich ja nur zu fragen, wo und in welcher Theaterschule hat ein Seydelmann, ein Devrient, ein Döring die Kunst der Menschendarstellung gelernt? Welches Konservatorium besuchten die Neuberin, die Corona Schröter? Keines! Und mit diesem einen Worte stürzt die Notwendigkeit der Theaterschule einfach um, und man kommt zu dem vielleicht barbarisch klingenden Schlusse: wenn es keine Menschen mehr gibt, denen das Talent zum Komödiespielen in die Wiege gelegt wurde, dann soll man einfach aufhören. Denn dann ist es eben nur Komödie, was man uns vortäuscht, aber kein Leben. Wenn es eo ipso eine unsinnige Forderung wäre, den Trieb zum Theaterspielen ganz eindämmen zu wollen, dieweil wir ja damit rechnen müssen, daß das fortwährende durch Alter oder Tod bedingte Lahmlegen bedeutender künstlerischer Kräfte einen Nachwuchs braucht, so muß man in den Ruf nach einer gewissenhafteren Prüfung aller Zöglinge gewiß einstimmen. Ob man aber sich zu dieser Prüfung der Mitwirkung des Staates bedienen muß, scheint mir zweifelhaft, und das ist der einzige Punkt, in dem ich mit Gregori nicht übereinstimme. Mir, der ich das Theater noch immer als ein aus sich selbst heraus entstandenes, groß und mächtig gewordenes Gebäude ansehe, der ich mir immer bewußt bin, wie wenig eigentlich das Theater mit staatlichen Gesetzen und Vorschriften zu tun haben soll, ist der Gedanke, daß man aus den Reihen seiner Besten und Tüchtigsten den Ruf nach dem Staat hören muß, schmerzlich. Und ich kann nicht umhin, meine Stimme zu erheben und den gesamten deutschen Schauspielerstand daran zu erinnern, daß andere Stände, die nicht den Anspruch erheben können, an der geistigen Entwicklung unseres Volkes mitzuwirken, ohne Einmischung des Staates die Form fanden, in der ihre Bedürnisse und Wünsche zum mindesten scheinbar Befriedigung fanden. Sollte der Grund, auf dem Ludwig Barnay unter dem Schilde „Deutsche Bühnen-Genossenschaft" ein Gebäude von zwanzigtausend lebendigen Steinen aufrichtete, so morsch geworden sein, daß es an allen Ecken und Enden nach staatlichen Balken schreit? Man sollte meinen, — dieser Unkenruf wäre unnötig gewesen!

Gregori, dessen zwiefache Kompetenz als Praktiker in seiner Eigenschaft als Hofburgschauspieler und als Theoretiker in seiner Eigenschaft als Schriftsteller, die er in seinen Büchern

Digitized by Google

„Schauspielersehnsucht“ und „Das Schaffen des Schauspielers“ dokumentierte, unantastbar ist, geht in seinen Ausführungen mit konsequenter Schärfe vor. Hier, wie dort, bei der rein künstlerischen Betrachtung, wie auch bei der rein materiellen, sozialen Seite offenbart er sich als verständnisvoller, feinfühliger Mann, der sich wohl bewußt ist, daß im Staate Dänemark vulgo Deutsches Theater noch vieles, vieles faul ist.

Das Deutsche Theater, dieser Begriff, bei dem demjenigen, der nur je einmal eine Theatergeschichte in die Hand nahm, eine Fülle von Vorstellungen aufsteigen, die ihm das Herz erbeben lassen, eine Reihe glänzender Epochen und Namen vorüberziehen, ist heute wirklich nicht auf dem Standpunkt, mit dem es zufrieden sein kann. Der gesamte Schauspielerstand, mit vielleicht wenigen Ausnahmen derer, denen ein Glücksfall ganz exklusive erhabene Stellungen einräumte, weiß das und wird die Ausführungen Gregoris zu den seinigen machen.

Mag der Schauspieler sich noch so sehr von künstlerischem, kulturellem Bewußtsein tragen lassen, der heiße Wunsch, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, wird ihn immer und immer so sehr beseelen, wie seine Kunst. Daß aber das Dasein des Schauspielers — sehen wir ab von jenen wenigen ganz Großen, Gottbegnadeten — ein tieftrauriges ist — das wissen die wenigsten Menschen, die das Leben des Mimen als eine Kette von Annehmlichkeiten, Bequemlichkeiten und angenehmen Vorzügen ansehen. Und daß Tausende Künstler in der Welt herumlaufen, deren äußere Lebensverhältnisse schlimmer sind als die eines Fabrikarbeiters — das mag man auch nicht gern glauben. Man will es ja auch gar nicht wissen — man nimmt ihn als Maître de plaisir — was er sonst auf dem Herzen für Schmerzen hat — das kann einem ja ganz gleich sein.

Vielleicht, daß hie und da einem, der so per Zufall die Aufsätze Gregoris las, es wie Schuppen fällt und er in Erinnerung einstiger Jugendwünsche ausruft: na ja, es ist ja ganz gut, daß du kein Schauspieler geworden bist.

Mögen in dem neuen Bühnenvertrage alias Zuchthausordnung, dessen mit imposanter Einmütigkeit erfolgte Ablehnung einen Markstein in der Geschichte des Deutschen Theaters bedeutet, eine Menge Paragraphen enthalten gewesen sein, die dem Schauspieler nicht gerade inneres Behagen entlockten, diejenigen aber, die Gregori in seinem Artikel in umschriebener Form zitiert, genügen gerade, um auch dem abgekühltesten und verbohrtesten Laiengemüte die ganze Härte empfinden zu lassen, auf der sich die vielbewunderte und beneidete Schauspielerexistenz aufbaut. Da ist die grausame, menschenunwürdige Bestrafung der außerehelichen Mutterschaft, da ist die fünfmonatliche Unmöglichkeit, sich gegen Nichtbeschäftigung, diesen Tyrannen des Schauspielers, zu wehren; da ist ferner die mittelalterliche Bestimmung, jede behördliche Vorladung der Direktion zu unterbreiten, des Weiteren die nach Gregori atemraubende Reihe der Entlassungsmöglichkeiten und nicht zuletzt die Liste der kleinen Vergehen, die mit tödlicher Sicherheit mehr oder minder harte Strafen nach sich ziehen.

Diese Vertragsvorlage, deren Inhalt eine Blasphemie des stolzen Wortes „Deutsches Theater“ bedeutete, mußte fallen. Der erbärmlichste Arbeiter hätte ja kühn den Schauspieler über die Achsel ansehen dürfen, der sich unter derartigen Paragraphen krümmt.

Wieder ist der Schrei nach der Hilfe und gütigen Mitwirkung des Staates erklungen. Von ihm hofft man eine Reformierung der verwahrlosten Rechtsverhältnisse, in denen der Schauspielerarbeitnehmer zum Direktorarbeitgeber steht. Begreiflich ist der Ruf, aber bedauerlich — tief bedauerlich! Wie gering muß die gegenseitige Hochachtung der beiden Parteien sein, daß es ihnen nicht möglich ist, selbst sich die Basis zu schaffen, auf der nach moralischem Empfinden im Sinne des zwanzigsten Jahrhunderts die Daseinsbedingungen eines Standes ruhen können, dessen kulturelle Aufgaben so hoch stehen. Besser ist es, man reißt sämtliche Theater nieder, als daß man die Menschen, ohne die nun mal das Theater nicht denkbar ist, zu willenlosen Sklaven und Puppen herabwürdigt, die man hinstellt, wo es einem paßt, die man hinauswirft, wenn sie einem nicht mehr behagen.

Digitized by Google

Wenige Wochen und die Saison geht wieder zu Ende. Da ertönt wieder das grausige Finale — das gleichsam ein Präludium für die trübste Zeit des Schauspielers im ganzen Jahre bedeutet. Die Pforten schließen sich wieder und von 20 000 Bühnenangehörigen stehen 16 000 vor der Tatsache, ohne Beschäftigung zu sein. Mit härteren Worten, sie sind arbeitslos. Einem Bruchteil gelingt es, bei dem oder jenem Sommertheater oder Theaterchen anzukommen. Fett werden sie dort alle nicht, aber sie brauchen nicht zu hungern, brauchen das, was sie sich vielleicht erübrigten, nicht aufzuzehren. Das sind die Glücklichen. Dem anderen, großen Teil eröffnet sich die traurige Perspektive, auf irgend welche Art, der man lieber nicht nachspüren soll, die Sommermonate hinzubringen. Die Monate, die den meisten Menschen anderer Berufe eitel Lust und Freude bringen. Heute noch beifallbeklatschter Held oder Liebhaber oder Bonvivant, morgen ein einsam seines Weges pilgernder Geselle, den niemand weiter kennt als Frau Sorge. Hie und da berichten uns die Tageszeitungen unter der immer ins Auge fallenden Spitzmarke „Schauspielerlos" von diesem oder jenem Komödianten, dem der Lebensmut ausging. Man liest's, man schüttelt auch mitleidig den Kopf — das ist alles. Mehr nicht.

Neben den Existenzsorgen, die im wesentlichen den Kernpunkt des dramatischen Verlaufes jenes denkwürdigen Schauspielertages bildeten, gibt es aber auch noch andere, die das Herz des Schauspielers erfüllen. Er ist ja Künstler und als solcher auch Ästhetiker. Wenigstens soll er es sein! Daß man im deutschen Lande manchen Schauspieler antrifft, dessen ästhetisches Empfinden ein recht mäßig entwickeltes ist, mag sein. Aber mit der Minorität ist nicht zu rechnen. Die Majorität, mit ihrem ausübenden Führer Gregori an der Spitze, setzt sich ja doch aus geistig hochentwickelten Menschen zusammen. Daß diese mit den herrschenden Verhältnissen nicht zufrieden sein können, ist klar. Unter welchen Umständen zu spielen, wird dem Künstler oft zugemutet. Sehen wir ab von den oft haarsträubenden Beschaffenheiten des Theaters selbst — des Baues, mit seinen elenden Türverschlüssen, seinem nervenmordenden Bänkegequietsche, seinen primitiven Sicherheits- und Bequemlichkeitsverhältnissen, die alle schon ihr Übriges tun, um den empfindsamen Künstler außer Fassung zu bringen, was muß er sonst noch alles hinnehmen, ohne zu murren. Nur etwas hiervon.

Ein wirklicher Schauspieler muß alles spielen können! So lautet eine alte Theaterweisheit. Aber sie trifft nicht zu. Das sind Ausnahmen, seltene Ausnahmen. Genies, die kaum aller halben Jahrhunderte mal auftauchen, mögen das können, der normale Künstler, und mag er noch so bedeutend sein, kann es nicht. Aber nach der Meinung des Direktors muß er es. Er muß die Rolle spielen, die man ihm in die Hand drückt. Einem Schneider, der gewohnt ist, Westen zu machen, wird es kaum einfallen, Hosen in die Bearbeitung zu nehmen, der Schauspieler, der morgen den tragischen Helden spielen soll, muß sich, ob er will oder nicht, heute noch in einer elenden Hanswurstiade bewähren. Wozu hat man denn den famosen Vertrag, laut dessen der Direktor bedingungslos über die Verwendung seiner Mitglieder disponiert!

Der Staat soll Hilfe schaffen. Von ihm erhoffen ernste Künstler, denen nicht alles Wurst ist, die die Nöte und Unzulänglichkeiten ihres Berufes erkannt haben und fühlen, den Tag, der ihnen lichte Morgenröte bringt. Den Tag, an dem sie nicht mehr nur äußerlich frei erscheinen, sondern es wirklich sind. Ich sage: dem Künstler gehören so wenig Gesetze wie möglich! Der wirklich echte, noble Künstler, der Schauspieler, der seinen Beruf liebt, der ihn erfaßt hat, er muß in der Freiheit den Zwang erblicken. Und das Institut, an dem der Künstler wirkt, vom Königl. Hoftheater hinunter bis zum bescheidensten Provinztheaterchen, es muß seinen Stolz darin erblicken, seine Künstler in Freiheit und Menschlichkeit zu zwingen. Mit solch drakonischer Strenge, mit solch unwürdigen, barbarischen Hausgesetzen, wie sie bestehen, nimmt man dem Schauspieler die Künstlerschaft und uns, den Laien, die Hochachtung vorm Theater.

Arthur Dobsky

Digitized by Google

Berliner Theaterchronik

Es hat sich wieder einmal eine Vereinigung gegründet, um die Verkannten ans Bühnenlicht zu geleiten, der Akademische Verein. Er brachte im Lessingtheater das Stück eines Unbekannten zur Aufführung, den „Letzten Streich der Königin von Navarra“ von Johannes Raff. Dies Drama wurde von einem lärmlustigen Publikum schlecht behandelt, es kam auch in seinen Absichten nicht rein heraus. Prüft man das Buch nach, so findet man aber zweifellos eine künstlerische Physiognomie, die sich in dieser dürren Zeit schon betrachten läßt, wenn man sie auch darum noch nicht zu überschätzen braucht.

Die Art dieses Produktes ist — so kann man die Diagnose stellen — Hebbelsche Problem-Grüblerei, instrumentiert mit dem Farbenüberschwang und dem überüppigen Wortorchester Hofmannsthals, und dazu, der neuen Lust an der bunten szenischen Begebenheit folgend, die schillernden Draperien festlich bewegten Schauplatzes und durcheinanderflutender Maskenzüge.

Die Hebbelsche Problematik, die Raff wohl am meisten lockte, erkennt man in dem Thema und dem Fall, die hier zum Menschenschicksal verdichtet werden sollen.

Es handelt sich um die böse versucherische Lust des Geistes und um die Gedankenvergiftung durch den Zweifel. Selbstvergiftung ist es, die aus Mangel an Vertrauen zur eigenen Glücksfähigkeit kommt und aus der Erkenntnis der Unsicherheit des Lebens. Und das Zerstörungsfeld, auf das sich diese seelische Krankheit wirft, ist die Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, eine äußerlich noch ganz ungetrübte, unbedrohte Gemeinschaft, die dadurch angenagt wird, daß der Mann aus dem Mißtrauen der Erfahrung heraus, aus dem Wissen um die Gefahren und um die Wechselfälle, die Gespenster selbst herbeiruft, die das Glück vernichten und die Entfremdung bringen.

In Herodes und Mariamne hat Hebbel selbst dies fressende Feuer, das verheerend in die Gemüter der Menschen fällt, zur zwingenden Darstellung gebracht.

„Und führe uns nicht in Versuchung“, so beten die Menschen, doch in ihnen selber liegt der höllische Trieb immer auf der Lauer, gerade die Nächsten und Liebsten in Versuchung zu bringen und sie mit schlimmer Neugier zu erproben.

Im Buch der närrisch tiefen Weisheit im Don Quixote ist auch dieses Seelengebreste unter all den anderen trauervollen Torheiten der Menschenkinder abgespiegelt. In der Novelle vom „Grübelnden Fürwitz“ liest man von dem Mann, den im ruhigsten eingefriedeten Gemeinschaftsglück mit einer nur für ihn lebenden Frau der schlimme Geist plagt, sein Weib in eine Gefahr der Sinne hineinzuhetzen, sie mit Fallstricken zu umzingeln. Er selbst reißt damit der Ahnungslosen die Unschuld des Fühlens aus der Seele, er treibt sie in den Fehl und vernichtet sich und sie damit.

Auch in Schnitzlers „Schleier der Beatrice“ spielt das Motiv hinein.

Raff hat nun seine Variation des Themas mit gut ersonnenen Voraussetzungen verankert. Der Zweifel- und Gedankenbelastete ist bei ihm Herr Heinrich von Foix, der nach einem recht tollen und erfahrungsreichen Leben am Hof der Königin von Navarra, der hohen Schule aller Liebeskünste, sein Herz entdeckte, eine starke Leidenschaft zu einem reinen, unerweckten Mädchen faßte, sich zur Ehe bekehrte und aus den Lüsten des Venusberges mit seinem jungen Weibe in die Einsamkeit seines Schlosses flüchtete.

Es wirkt nun ganz überzeugend, wie diesem Mann, der in alle Abgründe und Laster hineingesehen, nicht die Unbefangenheit eines gleichmäßig still genügenden Zustandes beschieden sein kann. Sein schlimmes Wissen um die schlimmen Dinge regt sich. Er wird seiner Frau, die kindhaft, sorglos, ohne Erkenntnis von gut und böse, innig um ihn ist, nicht mehr froh.

Er sieht sie verstohlen, lauernd von der Seite an; Besessenheit plagt ihn, und der Dämon raunt ihm zu: Nur Trug und Wahn ist dieses Glück; Simone ist auch nur eine der Frauen, wie er so viele genossen; sie kennt nur nicht die Lockung der Sünde, darum blieb sie rein.

Digitized by Google

Selbstquälerei nagt an ihm, und mit dem Gedankengift, das er schließlich nicht mehr verbergen kann, steckt er Simone an und zersetzt ihre Unbefangenheit.

Sie ertragen sich beide nicht mehr in dieser Einsamkeit zu zweien. Und Simone selbst entschließt sich, mit Heinrich der Einladung zu den Hoffestlichkeiten zu folgen. Sie hofft, das sieche Gemüt ihres Mannes vielleicht zu heilen, wenn sie ihm zeigt, daß sie auch in dem tollen Wirbel die Seine bleibt.

Eine geschickte Verknüpfung von innerer und äußerer Handlung ist das, daß Raff in dem kritischen Moment dieser Ehe die Einladung der Königin an Heinrich von Foix und seine Frau ergehen läßt.

Die Königin von Navarra, die in ihrer alternden Fülle auf manche liebe Lust nun verzichten muß, verschafft sich jetzt zum Ersatz allerlei diabolische Spaßhaftigkeiten, und sehr lockend scheint es ihr, dem Glück jener beiden eine Grube zu graben und sie in das wilde Leben zu schleppen.

Und psychologisch sehr motiviert ist es dabei, daß Heinrich, der bei klarem Verstand dem Hexenkessel ferngeblieben wäre und vor allem sein Weib davor bewahrt hätte, jetzt in der Verwirrung des Gemüts v n dem kr nken Gelüst gekitzelt wird, seine Frau von den Versuchungen umzüngelt zu sehen.

Sie gehen, und das Unheil nimmt seinen Lauf. Heinrich selbst erliegt dabei gleich der ersten Versuchung und verfällt einer alten Geliebten, die ihm in den Weg gestellt wird.

Raff hat in diesem Fall das Allzuleichte und Unkomplizierte bewußt beabsichtigt, um damit zu zeigen, wie schnell bei dem Mann in der alten Umgebung auch die alte Natur wieder ausbricht.

Viel schwieriger wird die Behandlung des Simone-Motivs. Und hier wird nun auch dies Drama verlegen und hilflos.

Raff versagt hier. Er bringt eine Situation zusammen, in der Simone von dem dazu angestellten Amant der Königin eine Liebeserklärung anhören muß. Und er verlangt von uns den Glauben daran, daß diese Frau dadurch in eine Gefühlsverwirrung kommt, die ihren Verstand aus den Fugen bringt.

Diese Wirkung übertrumpft ja noch die Sensibilität zartester Hebbel-Mimosen, und sie wirkt, wenn Simone ihre Seele schließlich mit einem Sonett aushaucht, beinahe parodistisch.

Raff ist mehr ein Wisser als ein Gestalter feinspinniger seelischer Verwicklungen. Aber er hat, das zeigen die Contes drôlatiques-Szenen am Hof von Navarra, eine entschiedene zeichnerische Begabung für die Groteske. Und ganz gewiß soll man darauf achten, was von diesem Johannes weiter kommt.

* * *

Robusteres Theaterblut zeigte ein dänisches Drama, das im Hebbeltheater einen lebhaften Erfolg hatte: „Revolutionshochzeit“ von Sophus Michaelis.

Es arbeitet mit krampfhaft angespannten Situationen und läßt die Extreme aufeinanderprallen; eine Alarmtechnik wirkt, die nicht nachhaltig in ihrer Überzeugungskraft ist, aber für den Bühnenmoment eine gewisse Erregung bringt.

Originell erfunden ist freilich das Motiv keineswegs, um das es sich hier handelt. Es hat die Dichter immer gereizt, Menschen in der Schicksalsstunde des Todes zu zeichnen und ihr letztes leidenschaftlich konzentriertes Glücksverlangen.

Renan in der „Äbtissin von Jouarre“ verdichtete das, wie die zur Guillotine verurteilte Frau, die im Leben dem geliebten Mann widerstanden, jetzt, da sie sich bereits außerhalb seiner Grenzen fühlt, ihn erhört.

Die gleiche Zeit, die Zeit der französischen Revolution, gibt auch bei Sophus Michaelis die Atmosphäre.

Digitized by Google

Auf einem alten Adelsschloß spielt das Drama. Das Schloßfräulein Alaine, die Überlebende, hält es aufrecht mit einigen Getreuen. Ihr Bräutigam Ernest ist bei den Emigranten. Plötzlich kommt er zurück, und die beiden wollen, von Gefahren umgeben, ihre Hochzeit feiern und dann will er zurück ins Lager.

Doch gerade an diesem Tage wird der Adelssitz von den Truppen der Republik aufgehoben, Ernest als Emigrierter, also als Feind des Vaterlandes, zum Tode verurteilt. Die Hochzeitsnacht jedoch gibt man ihm frei. Der junge Bräutigam ähnelt aber gar nicht den Typen seiner Zeit, die so elegant zu sterben wußten. Er schlottert vor Furcht, und keine Liebe lockt ihn.

Und es wäre sicher zu keiner Revolutionshochzeit gekommen, wenn nicht ein anderer Mann in die Situation eingegriffen hätte. Das ist Marc-Arron, der republikanische Offizier. Sein Brutus-Charakter wird schwach unter Alainens Hand, und als sie ihm eine Verheißung gibt, willigt er ein. Er tauscht mit dem Aristokraten die Kleider, daß der fliehen kann, und dann erhält er den holden Lohn.

Sophus Michaelis hat nun zu viel Ehrgeiz, um diese Vorgänge in einem allzu glatten Verlauf zu bringen. Er bemüht sich, kompliziert zu werden und den seltsamen, unerwarteten Zusammenhang, in den dies junge Mädchen zu einem fremden Mann gerät, seelisch-schicksalhaft zu machen. Er fängt das so an, daß er Marc-Arron auf seinen Preis verzichten läßt. Alaine wird nun durch das Rätsel dieser Entsagung unheimlich gelockt, und der Gegensatz dieses Todgeweihten zu dem entflohenen Todesfeigling zieht sie dämonisch an. Und aus Leidenschaft gibt sie ihm jetzt das, was nur ein Tauschpreis sein sollte.

Der Geliebte der einen Nacht erwacht dann am Morgen, nach einem kurzen Anfall von Grabesschauern — die Absicht dabei ist ein Menschlich-Näherbringen —, wieder zur Römertugend und kommandiert selbst die Exekutionssalve, die seinen Verrat bestraft.

Alle diese stark erhitzten Emotionen scheinen mir auf kaltem, gehirnerdachtem Weg zurechtgemacht, ein Schicksalslied nach einem durchsichtigen Rezept.

* * *

Ein hochgespanntes Ziel setzte sich Karl von Levetzow, der mit seinem Drama vom Bogen des Philoktet im Berliner Theater zum Wort kam.

Der antike Stoff ist hier in ein Böcklinisches Klima gerückt worden. Stimmung von Fels und Meer, Strand und Himmelsbläue, tragische Idylle des einsamen siechen Helden, der mit den panischen Geschöpfen, mit Faun und Nymphe, menschenfern die Tage verspinnt.

Bewegung in die Idylle bringt die Landung der Griechenflotte, geführt von Odysseus, der mit Hilfe des Neoptolemos den sieghaften Bogen des Philoktet erlisten will. Und die innere Handlung begibt sich zwischen diesen beiden, Philoktet und dem jungen Heraklessproß Neoptolemos. Der wird von dem Schicksal des schwergeschlagenen Helden und von seiner Größe so überwältigt, daß er die Hinterlist des Odysseus nicht unterstützt und im Gegenteil Philoktet gegen die Vergewaltigung schützt. Und Philoktet wieder läßt sich durch die reine Jugend dieses Herakliden so gefangennehmen, daß er ihm freiwillig den Bogen, der Troja erobert, übergibt, und dann erlöst er sich selbst durch den Tod.

Dies Werk zeigt eine künstlerisch vornehme Gesinnung. Ein kultiviertes Fühlen schwingt darin. Die Landschaftsmalerei und diese Eiland-Vorstellungen sind von einer seelischen Musik erfüllt.

Die umgestaltenden bildnerischen Charakterprozesse freilich, die den eigentlichen dramatischen Inhalt darstellen, die meistert dies mehr auf Stille und Träumerei gerichtete Temperament nicht.

Felix Poppenberg

Digitized by Google

Stuttgarter Uraufführungen

Solange die Treffer und Schlager der Berliner Saison für den Neuheitenbedarf der Provinzbühnen ausreichten, mochten sich diese bei der Repertoirebildung getrost an die bewährten Vorgänge halten. Allmählich hat sich jedoch die Sachlage insofern verändert, als von den vielen Dramen, die in der Reichshauptstadt aus der Taufe gehoben werden, nur noch selten einem ein unbestrittener Erfolg zuteil wird. So mußte bei den großen Theatern im Reich draußen der den Ehrgeiz ohnehin verlockende Gedanke, die Auslese selbständiger zu treffen, sich durchsetzen. Und in der Tat, was auf diese Weise in Hamburg, Dresden, München, Stuttgart, Karlsruhe usw. zutage gefördert wird, hält an durchschnittlichem Wert oder Unwert den Berliner Neuheiten so ziemlich die Wage. Die Leitung des Stuttgarter Hoftheaters hat sehr frühe dazu beigetragen, den Ruf: „Los von Berlin!“ zu verwirklichen. In der laufenden Spielzeit ist sie bereits bei ihrer siebenten Uraufführung angelangt. Im Monat Januar hat es deren zwei gegeben, die wenigstens ein literarisches Gepräge trugen, wenn gleich kein voller Sieg erfochten ward. Am 16. Januar kam das dreiaktige Drama von Hans Otto (Pseudonym) „Don Juans letztes Abenteuer“ an die Reihe. Der Lübecker Dichter, der, wiewohl schon ergraut, damit zum ersten Male als Dramatiker vor die Öffentlichkeit getreten ist, hat sich wagemutig den gefährlichen Vorwurf der seelischen und sinnlichen Doppelliebe eines jungen Mädchens zur Behandlung ausgewählt. Der Verführer — nicht der sagen- und poesieberühmte spanische Don Juan, vielmehr ein venetianischer Wüstling Giovanni — lockt mit dämonischer Suggestionskraft die liebende und geliebte Braut eines andern an sich, daß es über sie kommt wie ein entsetzlicher Rausch und sie ihm und seiner Bande zu Willen sein muß. Giovanni lernt durch Kornelia zum ersten Male die rechte Liebe kennen, und als sie in die Arme ihres Bräutigams, den er selbst gerufen hat, um die Entscheidung herbeizuführen, reuevoll flüchtet, ersticht er sich. Der Dichter hat die spannenden Vorgänge mit technischem Geschick entwickelt, hat für entfesselte Leidenschaften und schwüle Stimmungen den entsprechenden sprachlichen Ausdruck gefunden. Nur die Hauptsache ist ihm nicht recht gelungen: nämlich das zwiespältige Empfinden und Handeln Korneliens psychologisch zu begründen und glaubhaft zu machen. Eine tragische Heldin darf nicht das ganze Stück über im Traum wandeln und so der sittlichen Verantwortung überhoben werden. — Das am 30. Januar zum ersten Male gegebene dreiaktige Schauspiel „Wenn's brennt“, das im Urtext den geeigneteren Titel „Der rote Hahn“ führt, stammt aus der Feder des dänischen Barons Palle Rosenkrantz. Zu dem ungewöhnlichen Erfolg, den es in Kopenhagen und den zwei anderen skandinavischen Hauptstädten davongetragen haben soll, muß die Bezugnahme auf aktuelle Lokalverhältnisse viel beigetragen haben. Der Verfasser schildert die Aufregung, die in einem ländlichen Bezirke gehäufte Brandfälle und die Mißgriffe eines mit der Untersuchung beauftragten schneidigen Gerichtsassessors aus Kopenhagen verursachen. Dieser verhaftet Unschuldige und bedroht sogar eine angesehene Familie. Schließlich entdecken die örtlichen Behörden den wirklichen Brandstifter, und die Diktatur der hauptstädtischen Justiz nimmt ein klägliches Ende. Die etwas dürftige Handlung ist mit behäbiger Breite der Darstellung in die Länge gereckt. Aber es fehlt wenigstens nicht an treffendem Witz und hübschem Charakterisierungstalent. Die Schwäche des volkstümlichen Stücks liegt in der unsicheren Haltung des Autors, der gar zu unvermittelt vom Ernst zum Scherz übergeht und wieder umgekehrt. Dadurch werden die Ansätze zu tieferer Psychologie im Keime erstickt und entsteht der Eindruck der Stillosigkeit. R. Kr.

Digitized by Google

Berliner Chronik des Kunstgewerbes

Eine Ausstellung von hoher kultureller und gleichzeitig auch sozial-wirtschaftlicher Bedeutung hat der Berliner Lyzeumsklub mit Glück und Erfolg veranstaltet. Es gelang ihm, aus allen Reichen der Welt die charakteristischen Zeugnisse der Volkskunst zusammenzubringen. Teils eine Rückschau ergibt sich so, die in reifer Auslese Vergangenheits-Hausrat und Altertümer aufzeigt, immer mit Hinblick auf die für Neubelebung und Fortbildung fruchtbare Handfertigkeitstechnik, teils ein Gegenwartsbild der Hausindustrie-Bestrebungen aller Länder, die durch künstlerische Anregung und planmäßige Organisation der Landbevölkerung lohnenden Erwerb und den Abnehmern die Kaufmöglichkeit edler Handarbeitsprodukte verschaffen.

Überall, im Norden vor allem, aber auch in Italien und Griechenland, sind solche Vereinigungen begründet worden, die besonders den Spuren der alten Spitzenarbeit, der Webereien und Stickereien nachgehen, Muster sammeln, Vorbilder konservieren, und die dann diese vergessenen Künste für die junge Generation neu fruchtbar machen.

Vergrabene Schätze sind das ja, mit denen sich wuchern läßt. Denn nicht nur ihr Geschmackswert, ihr kultureller Reiz kommt in Betracht, sondern auch ihre Absatzfähigkeit, die ganzen Gegenden bessere Existenzmöglichkeiten schafft.

Außer dem Norden ist für eine solche künstlerisch-soziale Organisation Österreich bemerkenswert.

Von der Zentralstelle, dem k. k. Spitzenkursus in Wien, wird in alle Provinzen des vielgestaltigen Reiches hin kolonisiert; Forschungsexpeditionen gehen, um bodenständige alte Techniken zu entdecken; in Wien werden neue Zöglinge ausgebildet, und sie werden dann Vorsteher der heimischen Filialen. In regem Wechselverkehr stehen die Tochterschulen mit der Mutteranstalt. Sie reguliert die Produktionshöhe, vermittelt den Absatz und verschafft auch, was wichtig, neue Muster für die alte Technik. Gerade Wien hat mit feinem Takt die moderne Formensprache japanischer Blütenzweige und locker verstreuten Gerants für die zarte Führung der Nadelspitze gewonnen.

Ein besonders interessantes Kapitel der österreichischen Spitzenpolitik bildet die Schule auf der dalmatinischen Felseninsel Pago.

Die berühmte altdalmatinische Spitze, eine Verwandte der venezianischen Reticella, galt auf dem Festland für verschollen; auf dieser armen, kaum betretenen Insel entdeckte sie Frau Bruck-Auffenberg, eine Missionärin dieses Dienstes. Sie begann sofort ihre Organisation, zur systematischen Fortbildung wurden junge Mädchen nach Wien geschickt, dann kam die Errichtung einer ständigen Schule und Werkstatt, und Pago ist dadurch aufgeblüht.

Ähnliche Veranstaltung lernt man in Griechenland kennen (ouvroir des femmes pauvres); in Venedig ist es die Schule von Burano, und im Riesengebirge sind jetzt auch bei uns solche Kleinkünste geweckt und gefördert worden, nicht vom Unternehmerstandpunkt, sondern im gemeinnützigen Kulturinteresse.

Diese Ausstellung wirkt wie eine Reise um die Welt im Fluge, eine Schiffsreise mit vielen Häfen und vielen Landungen. Und überall breitet sich sogleich Basar und Markt des Landesüblichen aus.

Und am imposantesten ist die Fülle der Gesichte, mit der das heilige Rußland uns empfängt.

Seltene Antiquitäten und viel Ungewohntes, schwer Zugängliches ist in diesem kleinrussischen Reich hier aufgebaut.

An einer Serie kostbarer Hauben aus Gold- und Perlgeflecht, mit Edelsteinen inkrustiert, häufig in Form von Bischofsmützen, kann man das Byzantinische, den orientalischen dumpfen Pathospomp wiedererkennen, wie er vor einigen Jahren bei dem Gastspiel des Moskauer

Digitized by Google

künstlerischen Theaters im Zarendrama „Iwan der Schreckliche“ so suggestiv dargestellt wurde. Teppiche und Webereien, wie die meisten rustikalen Gewirke, geometrisch gemustert und daher an die Kelims erinnernd, zeigen tonig satte Harmonien aus Gelb, Schwarz und Blau; und charakteristisch rassiges Merkmal ist bei dem Teppich aus dem Gebiet der Don-Kosaken der primitive Reiterfries, der sich um den Rand zieht.

Besonderheit haben ferner die Holzschnitzereien, z. B. die Salzfässer in Gestalt von Möwen, die den skandinavischen Schalen in der Form der Wildenten und der hochbugigen Wikingerschiffe verwandt sind; die Rosenkränze aus buntem Leder mit dem Dreieck als Anhänger, dem Symbol der Trinität; gewirkte Jungfrauengürtel für die jungen Mädchen, sie werden bis zur Hochzeit getragen, und fromme Devisen stehen darauf, wie z. B. dieser Spruch: „Hier auf Erden ist das Licht bereits hell, wieviel heller wird die Ewigkeit sein.“

Neben dem Ausland ist die eigene Heimatkunst nicht vernachlässigt. Von der schlesischen Spitze ward schon gesprochen. Sehr aufgeblüht ist die Töpferei. Die wiedererwachte Freude an den abgetönten Glasuren und den farbenfreudigen Musterungen des Steingutes hat eine lebhafte Produktion gezeitigt. Alte Töpferstätten, wie Bunzlau, Bürgel bei Jena, die hessischen und elsässischen Dörfer nahmen bereitwillig die Anregungen der Künstler auf, und wie in dem so viel kostbareren Reich der Spitze, so begab es sich auch hier: in die entlegenen Winkel, in denen das Handwerk tot lag, kam neues wirtschaftliches Leben und Arbeitstrieb.

Darbende Hände erhielten zu tun, und allseitig ist der Nutzen. Denn was in diesem neuen Geschmackszeichen gemacht wird, schafft den Arbeitenden Brot und den Abnehmenden Vergnügen. Diese Gefäße und Schalen sind in ihrer einfachen Schönheit der Form und Farbe von solchem Reiz und dabei so leicht erschwinglich, daß den Freunden hübscher Dinge, die Luxusobjekten nicht gewachsen sind, mit diesen Poterien in ihrem Haushalt wirtschaftlich-ästhetisch gleichfalls geholfen werden kann.

Felix Poppenberg

„Hero und Leander“ als symphonische Dichtung

Nicht um seiner künstlerischen Bedeutung willen wird dieses neueste Werk Paul Ertels hier eingehender behandelt; vielmehr weil auch diese relativ beste Schöpfung des ungemein fleißigen Komponisten wie ein Schulbeispiel zeigt, daß die „symphonische Dichtung“ gerade für die Komponisten aus dem Problematischen nicht herauskommt. Ertel, der nun schon eine ganze Reihe von Werken auf diesem Gebiete geschaffen hat („Harald“, „Maria Stuart“, „Belsazar“, „Der Mensch“ nach Urys Triptichon u. a.), wirkt als Typus des weitaus größten Teiles des symphonischen Schaffens unserer Tage. Er besitzt eine nicht unbedeutende Satztechnik und ausreichende Farbigkeit des Orchesters. Wie er diese Eigenschaften mit der Mehrzahl unserer Orchesterkomponisten teilt, so auch den Mangel eigenartiger Thematik. Auffallend vor allem ist, daß ein wissenschaftlich vielseitig gebildeter Mann und langjähriger Musikkritiker das Geistige einer Kunstform so wenig durchdringt. Das heißt, auch diese Tatsache ist für die meisten Schöpfer von symphonischen Dichtungen charakteristisch und verdient deshalb nähere Beleuchtung.

Das ursprünglichste Problem liegt darin, daß die meisten symphonischen Dichtungen in ihrem „dichterischen“ Gehalte nicht Schöpfung des betreffenden Musikers sind; daß hier vielmehr der Komponist versucht, einen bereits irgendwo und irgendwie gestalteten Vorwurf nun mit den Mitteln seiner Kunst auszudrücken. Das braucht an sich das so entstehende Werk nicht sehr zu schädigen, obwohl die Stärke der Persönlichkeit sich auch in der Ursprünglichkeit offenbart. Aber die Sonderart der Musik, die sich immer wieder am besten in Schopenhauers Worten aussprechen läßt: daß sie nicht „Abbilder der Idee“, sondern die „Idee“ selber gebe,

Digitized by Google

bringt es mit sich, daß das „Dichten" des Symphonikers nicht in der Bestimmtheit der Gestaltung, sondern in der Durchdringung der Idee liegt. Ein Beispiel mag das zeigen. Ich wähle absichtlich ein solches, wo der „Stoff" bereits als Gemeingut auf der Heerstraße der Weltliteratur lag: die Faustsage.

Goethe erkannte in dem Gemisch von Anekdoten, Wunderwahn und packender Persönlichkeitskraft einen Kern von ungeheurer Triebkraft: den Forscherdrang nach Wahrheit. Diese Erkenntnis war die eigentlich dichterische Tat, und es ist sehr bezeichnend, wie Goethe von ihr bekennt, daß sie ihm, damals in den Straßburger Jugendtagen, blitzgleich aufgegangen sei. (Daß es nicht die einzige Möglichkeit des Dichtens am alten Stoffe ist, beweisen trotz aller Mängel Lenau und Grabbe.) Zur Mitteilung seiner dichterischen „Idee" an die Welt wählte dann Goethe das riesenhafte Abbild: die Inkarnation der Idee in dem einen Menschen Faust durch ein langes Leben im Zusammentreffen mit der ganzen Welt vorzuführen. Trotz der ungeheuren Vielseitigkeit dieses Bildes, trotz seiner bunten Mannigfaltigkeit und tausendfältigen Einzelschönheit, liegt der höchste Gewinn, der dem eindringenden Empfänger des Werkes werden kann, im Erfühlen der Idee. Dadurch wird ihm selber das Wesen des Faustischen offenbar. Dieses Faustische ist seither zur vielleicht stärksten Macht in unserem Geistes- und Seelenleben geworden; aus dieser Quelle schöpfen Tausende, oft ohne sie zu kennen, den Stärketrunk für ihre Lebensgestaltung.

Nun, dieses Faustische an sich kann der Musiker reiner, weil befreit von der Vermengung mit der Welt des Nichtfaustischen, offenbaren. Zeuge dessen Beethoven, dessen meiste Sonaten und Symphonien Variationen des faustischen Daseins sind. Aber das ist eine urlyrische Kunst, sie gibt ausschließlich das Sich-Ausleben eines Menschen. Die symphonische Dichtung will noch etwas anderes geben. Sie zieht noch die Welt mit hinein, in der Faust sich auslebt. Da entstehen denn bestimmtere Vorstellungskreise, wie: Faust und die irdische Liebe (Gretchen); Faust und das verneinende Element (Mephisto); Faust und die Herrschermacht (Kaiserhof); Faust und die Schönheit (Helena); Faust in der Sorge um die soziale Wirkung seines Erdendaseins (der alte Faust) u. a. Soweit das alles Ideen sind, soweit es sich also um Widerstreit oder Vereinigung von Ideen handeln kann, fällt alles in den Bereich der Musik, die dann obendrein noch ein wunderbares Verdeutlichungsmittel in ihrer Sinnlichkeit hat. Denn diese Sinnlichkeit vermag das wiederzugeben, was unter die Sinne (vornehmlich den des Gehörs, aber dank dem Bewegungs-Rhythmus auch des Gesichts) fällt.

Niemand wird danach leugnen können, daß auch diese symphonischen Dichtungen voll eines starken und klaren musikalischen Gehaltes sein können. Vorbedingung aber, diesen erschöpfen zu können, ist die starke geistige Durchdringung der Idee. In diesem geistigen Durchdringen der Idee liegt nämlich für den Komponisten das persönliche Erleben des ihm von der aufgegriffenen Gestaltung (Dichtung, Sage, Charakterfigur usw.) dargebotenen Stoffes.

Gerade an diesem Durchdringen der Idee, diesem Erleben fehlt es aber fast allen neueren symphonischen Dichtungen. Sie sind fast alle von außen her geschaffen, nicht von innen, von diesem Ideekern aus, gestaltet.

Sehen wir uns daraufhin Paul Ertels neues Werk an. Die letzte Idee in Schillers Dichtung „Hero und Leander" läßt sich in die Worte fassen: Liebe überwindet alle Hindernisse, die von Menschen- und Naturgewalten ihr entgegengesetzt werden. Liebe überwindet auch den Tod, indem sie ihn nicht scheut. Aber liegt diese Idee so in Schillers Dichtung, wie das Faustische in Goethes „Faust"? Nein! Der „Hero und Leander"-Stoff ist eben eines von 1000 Abbildern jener Idee. Er steht zu dieser Idee, wie eine Szene in Goethes „Faust", in der Faust auftritt, zum Faustischen.

Aus dieser Erwägung ergibt sich folgendes: Die Idee der alles besiegenden Macht der Liebe ist gewiß etwas Urmusikalisches, und es ist wohl mehr Zufall, daß wir keine große Sym-

Digitized by Google

phonie haben, die ihr ganz geweiht ist (in Mozarts Es-dur fehlt der Kampf); einzelne Beethoven-Sonaten gehören hierher. Aber, wenn diese Symphonie der Liebe komponiert werden soll, darf ich niemals an den Einzelfall „Hero und Leander" erinnern. Dieser erheischt eine symphonische Dichtung, die das Charakteristische dieses Sonderfalles scharf betont. Sicher zeigt nämlich dieses Beispiel die Uridee nicht so unverwischt, wie etwa „Romeo und Julie". Ja, es geht soweit, daß man ruhig sagen kann, die Sage von „Hero und Leander" ist, wie hundert andere, die Folge einer Naturerscheinung. Da ist die Meerenge; sie gilt für undurchschwimmbar. Nun kommt die Sage und sagt: einmal ist sie aber doch durchschwommen worden; aber jener Mann vermochte es aus übergroßer Liebe. Eine das aufgreifende symphonische Dichtung brauchte nun keineswegs die tonmalende Darstellung eines Schwimm-Meisterstückes zu sein. Hier träte wieder die Idee hervor: ein Unmögliches wird im Kampfe geleistet.

Ich will keineswegs sagen, daß „Hero und Leander" ein geeigneter Stoff sei zu einer symphonischen Dichtung; aber wie mir eine Behandlung möglich schiene, muß ich hier schon grundsätzlich ausführen. Vorbedingung sind zwei charakteristische Themen für Hero und Leander; nicht so, wie Ertel zweimal ein Rufen der Namen andeutet (Hero fis-H und Leander gis' gis' cis'), sondern Charakterthemen (man denke an Wagner). Sehr schön läßt sich für die beiden, sich natürlich ergebenden Teile: Glück und Ende die landschaftliche Umrahmung musikalisch geben. Zuerst die ruhige See in der stillgewordenen Welt der Nacht. Durch diese weite Ruhe strebt das Leandermotiv nach Vereinigung mit dem Heromotiv. Endlich wird sie vollbracht zum seligen Verein der Liebesideen. Als Gegensatz der zweite Teil. Das Leandermotiv kämpft bis zum Übermaß gegen die entfesselten Naturmächte: es unterliegt, verschwindet damit. Nun entwickelt sich aus dem einsamen Heromotiv die Verzweiflung der Unglücklichen bis zum Tode. Und hier kann dann die Musik das geben, was jeder bei der Dichtung fühlt, was aber keine Dichtung sagen kann, weil es nicht unter die Begriffe fällt, sondern nur gefühlt wird: die Vereinigung der Liebenden im Tode. In Verklärung erklingen beide Motive wieder als Einheit.

Ertel gibt in seinem Werke, das dabei weit weniger äußerlich ist, als seine früheren, 1. einen Sonnenaufgang; das ist ein Mißverständnis der Dichtung, die einen Sonnenuntergang rechtfertigt; 2. eine Liebesfeier allgemeiner Art; 3. einen Sturm; 4. das Unglück; 5. eine Liebesfeier in der Erinnerung der Hero; 6. deren Sturz ins Meer (Pause, dann Paukenschlag); 7. Verklärung in der Liebesmelodie. — Ertels Hauptfehler liegt im Geistigen. Auch bei stärkerem musikalischen Vermögen hätte er sein Ziel nicht erreicht. Er hat die Macht der Liebe als die Idee angesehen, während es der Kampf der Liebenden ist. Mit diesem hängen die geschilderten Verhältnisse zusammen, nicht mit jener.

Wie hier bei Ertel liegt der Fall in den meisten symphonischen Dichtungen seit Liszt, oder noch schlimmer, insofern die Komponisten sich oft noch mehr abmühen, die Außenerscheinungen der Dinge zu charakterisieren, wodurch dann die Aufmerksamkeit auf Nebendinge gelenkt wird. Da sucht man nun immer öfter die Schuld bei der Gattung. Aber die „symphonische Dichtung" ist so urmusikalisch, wie die musik-dramatische Dichtung Wagners, sobald nur des Komponisten „dichterische", d. i. gestaltende Kraft musikalisch ist. Dann „dichtet" er innerlich den Stoff so, wie er nur durch Musik ausgedrückt werden kann. Übernimmt er einen in Sage, Dichtung oder sonstwie bereits gestalteten „Stoff", so muß er ihn eben um dichten, nicht nachdichten, was gleich übersetzen ist. K. St.

Digitized by Google

Notizbuch

Das Fünfundzwanzigpfennigstück. Es gibt immer noch Leute, die es als unglücklichen Zufall ansehen, daß das Preisausschreiben zur Erlangung eines neuen Fünfundzwanzigpfennigstückes so kläglich gescheitert ist. Es wäre aber vielmehr ein gar nicht zu erwartender Glücksfall gewesen, wenn es gut ausgegangen wäre. Tüchtige Künstler haben eben Besseres zu tun, als Zeit, Arbeit und Geld auf ein Lotterielos zu setzen. Denn viel geringer ist die Macht des Zufalls bei derartigen Preisausschreiben nicht, als bei einer Lotterie. Welch unglückliche und harte Bedingungen stellte der Auftraggeber! Der Künstlerverband deutscher Bildhauer hat in der „Werkstatt der Kunst" zu Recht hervorgehoben, daß für eine eigene künstlerische Betätigung fast kein Spielraum übrigblieb, da die Anbringung des Adlers und anderer Einzelheiten peinlich vorgeschrieben war. Wie verhängnisvoll aber das ganz unverständliche Verlangen, daß die Entwürfe in der Münzgröße von 23 mm Durchmesser einzuliefern seien, in finanzieller Hinsicht gewirkt hat, davon macht sich der Uneingeweihte nur schwerlich eine Vorstellung. Da nämlich nur wenige Künstler die Befähigung besitzen, in so kleinem Formate zu modellieren, waren schier alle Bewerber genötigt, ihre Entwürfe in größeren Dimensionen anzufertigen und dann auf mechanischem Wege auf die Münzgröße verkleinern zu lassen. Diese Verkleinerung kostet für jede Münzseite 100 ℳ, so daß weitaus der größte Teil der Bewerber für jeden Entwurf 200 ℳ bare Selbstkosten hat. Rechnet man die Aufwendung der Arbeitskraft und Zeit überhaupt nicht, sondern nur diese 200 ℳ bare Ausgaben, so kommt man schon zu dem Resultat, daß die deutsche Künstlerschaft für diesen Wettbewerb 500mal 200 ℳ, also 100 000 ℳ verauslagen mußte, damit drei Bewerber insgesamt 4000 ℳ vereinnahmen konnten.

Wie gesagt, diese „kostspielige" Bedingung ist mir ganz unverständlich. Wenn die Preisrichter nicht imstande sein sollten, aus der zehnmal größeren Form — in ihr hätte jeder arbeiten können — auf die nachherige Wirkung im kleinen Format zu schließen, so genügte die bei der Einlieferungsstelle leicht zu machende Photographie der wertvolleren Entwürfe, das zu zeigen.

Im übrigen ist aber überhaupt in solchen Fällen ein allgemeines Preisausschreiben nicht am Platze. Man setze sich vorher mit erprobten Kleinplastikern zur Beratung zusammen, wie eine derartige Aufgabe am besten zu lösen wäre, und mag nachher in engem Kreise ein Preisausschreiben veranstalten. So besteht die Hoffnung, daß bei jener Beratung Bedingungen gefunden werden, unter denen eine künstlerische Lösung überhaupt möglich ist. Am grünen Tische des Finanzministeriums werden solche Bedingungen nicht ausgeheckt. St.

* * *

Falsche Einstellung der Kritik. Als im Anschluß an die Uraufführung der „Elektra" die Nachricht durch die Zeitungen ging, der Dresdener Kritiker, Prof. Brandes, sei für seine ablehnende Haltung soweit „gemaßregelt" worden, als es der „Leidtragenden" möglich war, erhob sich ja wenigstens einzelner Widerspruch, und nach etlichen Tagen kam die Meldung, daß die Dresdener Kollegen sich zu gemeinsamen Schritten gegen einen derartigen Eingriff in die ehrliche Meinungsäußerung eines anerkannt tüchtigen Vertreters seines Faches verbunden hätten. Der Ärger scheint unbegründet gewesen zu sein — war die ganze Maßregelungsgeschichte wirklich Erfindung?! — aber man sieht doch wieder einmal, wie sehr es an einer einheitlichen Vertretung der Standesehre des wirklich ernsten Journalismus gegen die mancherlei Gegnerschaft fehlt. Diese Beeinflussungsversuche der Kritik durch Verleger, Verwandte der Zeitungsbesitzer, durch die Anzeigenaufgeber, Konzertdirektionen usw. sind viel häufiger, als man denkt. Und allzu oft haben sie Erfolg. Zu leiden hat unter diesen Verhältnissen zumeist der ernste Kritiker, damit das gute Publikum und die Kunstkultur.

* * *

Digitized by Google

Wie falsch überhaupt vielfach die Auffassung von der Aufgabe der Kritik selbst bei Berufskritikern ist, zeigt folgender Fall: „Im königlichen Opernhaus findet gegenwärtig ein Gastspiel statt, zu dem die Kritik keine Einladungen erhält, da die zu Besuch gekommene Künstlerin, Frl. Edith Walker aus Hamburg, bei ihrer anerkannten gesangskünstlerischen Meisterschaft nicht darauf angewiesen ist, neue kritische Lobsprüche einzuheimsen." Dieser Satz stand in der doch künstlerisch ernst zu nehmenden „Täglichen Rundschau" und leitet nicht etwa einen Protest gegen diese Einschätzung der Kritik durch die Opernleitung und die Künstlerin ein, sondern eine begeisterte Lobpreisung der betreffenden Künstlerin, deren zweitem Gastspiel der betreffende Redakteur „anzuwohnen Gelegenheit fand." — Also so widerspruchslos wird hier angenommen, daß die Aufgabe der Kritik sei, Künstlern Zensuren zu geben. Haben die Künstler guten Ruf und also keine — Reklame mehr nötig, dann hat die Kritik ihre Schuldigkeit getan. Ich danke für diesen Mohrenposten. Aber diese Auffassung haben wir der verrückten Zahl der Berliner Konzerte zu danken, die jedes gesunde Musikleben ruiniert. Die Künstler brauchen Kritik, um Geschäfte machen zu können. Ergo! — Ich dächte, die Kritik sei für die Kunst da und um das Volk zu ihr hinzuführen. Die Leistung des Künstlers wird kritisiert, um an ihr zu zeigen, wie das Kunstwerk erscheinen soll, wie wir zu ihm hinkommen. Gerade die vortreffliche Leistung ist zu dieser allein fruchtbaren Kritik angetan. Das Zeugnis, ob sie was können oder nicht, sollen sich die Künstler auf der Schulbank verdienen. Und gar das Reklame machen besorgen ihr „Manager" und sie selber, außerdem aber — ein gutmütiger Zeitungsmann, der, trotzdem er Kritiker ist, Gelegenheit fand, den die Kritik als „quantité négligeable" behandelnden Künstler zu hören.

* * *

Vergeudete Kraft. Das Deutsche Theater kündigt an, daß es den 1. Teil von Goethes „Faust" an drei aufeinander folgenden Tagen in jedesmal anderer Besetzung der Hauptrollen herausbringen wird. Das ist 1. eine Renommisterei mit dem Personalbestand; 2. eine ganz äußerliche Reklame; 3. eine ganz unkünstlerische Verschiebung des Schwerpunktes vom darzustellenden Werk auf die Darsteller, vom Was auf das Wie; 4. eine lächerliche Kraftvergeudung, da die Schauspieler genug andere Aufgaben zu lösen hätten; 5. eine Barbarei gegen Goethes „Faust", der nicht dazu da ist, mit allen Finessen als Kassenstück alle Tage abgehetzt zu werden.

Der Direktor des „Deutschen Theaters" hat sich übrigens auch eine neue Faust-Musik bestellt. Warum soll nicht jedes Theater seine eigene Faust-Musik haben? Sie können's ja bezahlen. Die Wahl fiel auf einen Komponisten, dem sicher glücklichstenfalls zwei oder drei Nummern gelingen. Wozu auch diese Kraftvergeudung? Innerhalb eines Jahres sind dann drei neue Faust-Musiken an die Öffentlichkeit gekommen. Ein Dutzend älterer ist schon da. Keine ist für sich allein gut, keine wird es je sein. Warum nicht das Beste aus allen durch eine geschickte Hand vereinigen lassen?!

Dringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringendst ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber" oder „an die Redaktion des Türmers" (beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Weinsbergerin
(Biskuit, letzte Arbeit 1844)

Joh. Gottfr. Schadow

Ein Chinese
(farbig gestrichener Gips,
Kopf und Hände beweglich, 1816)

Joh. Gottfr. Schadow

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich der Grosse
(Entwurf)

Joh. Gottfr. Schadow

Digitized by Google

Digitized by Google

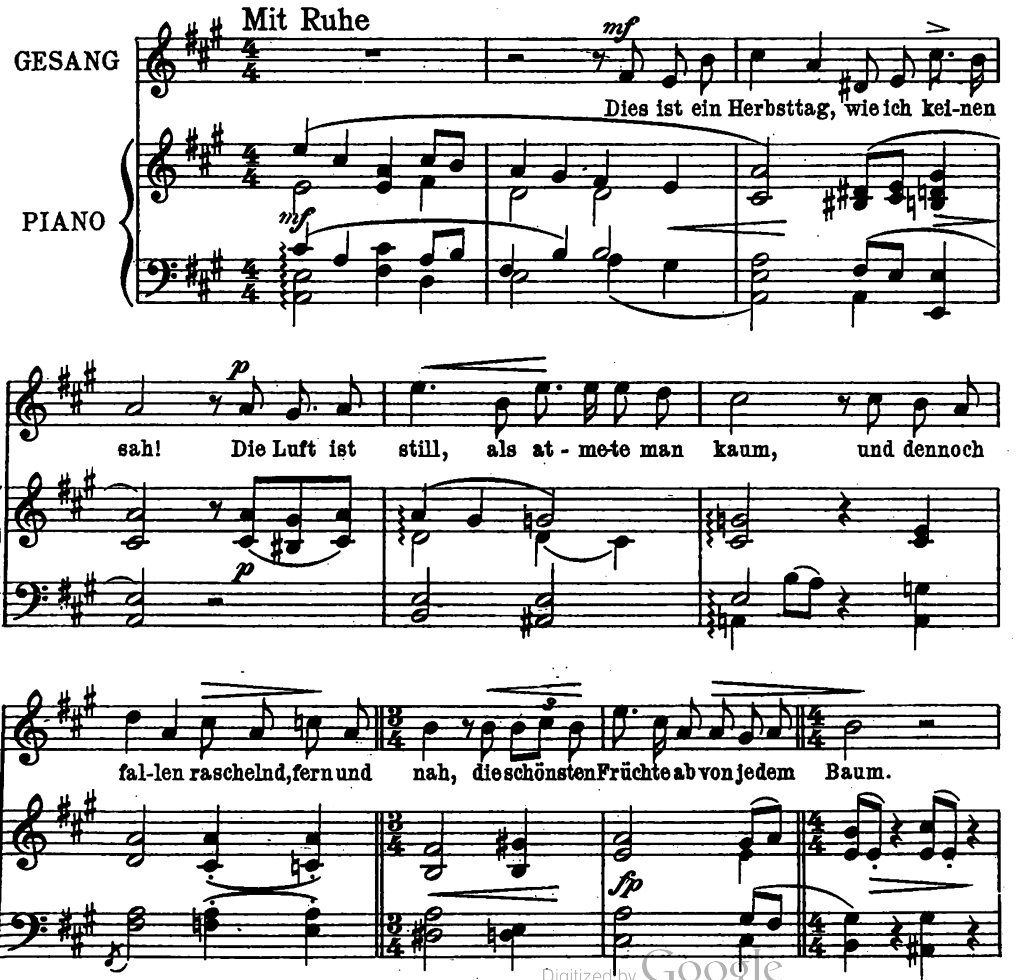
XI. Jahrg. Oktober 1908 Heft 1

HERBST!

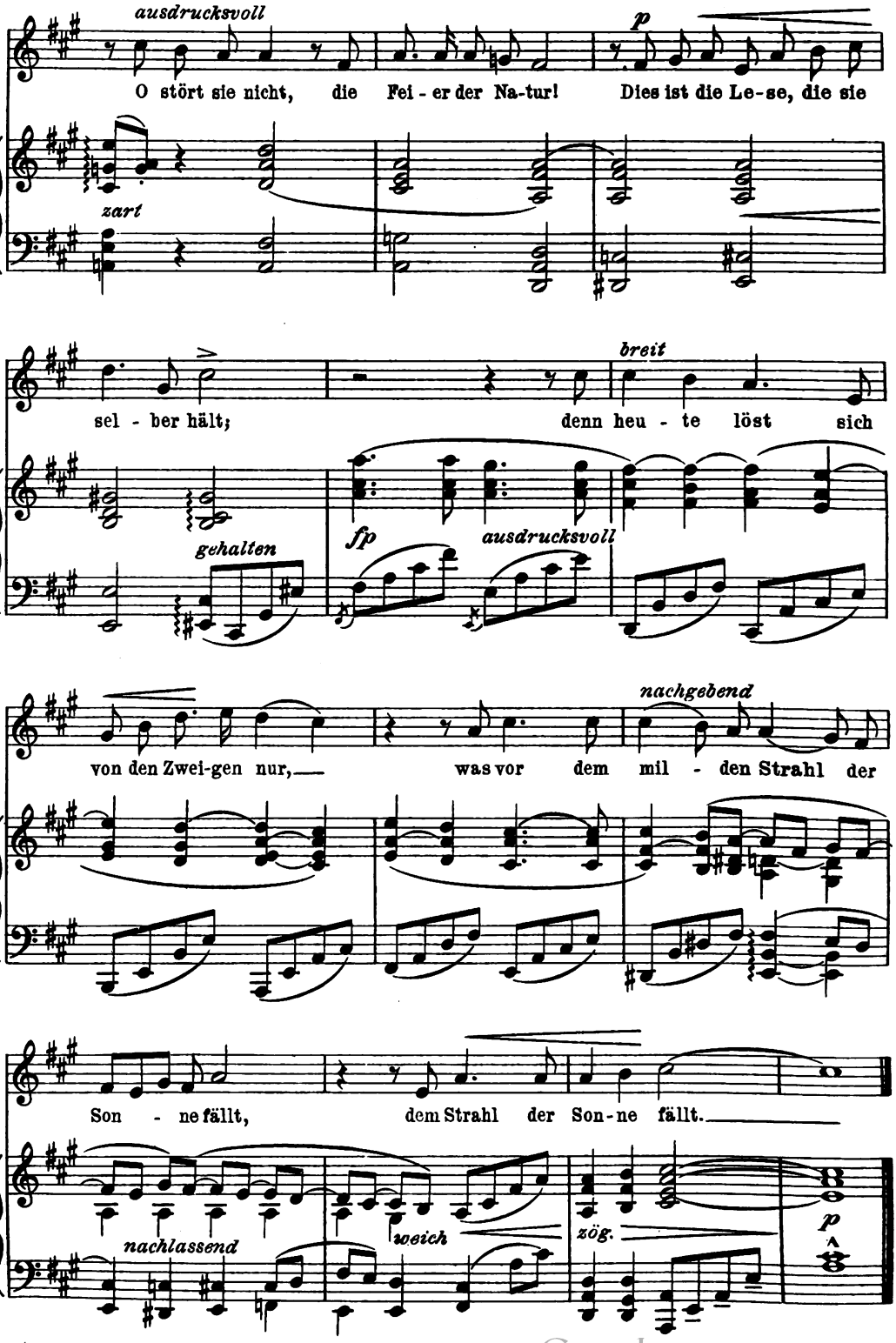
LIEDER von R. HÜBNER

Herbstbild

Fr. Hebbel

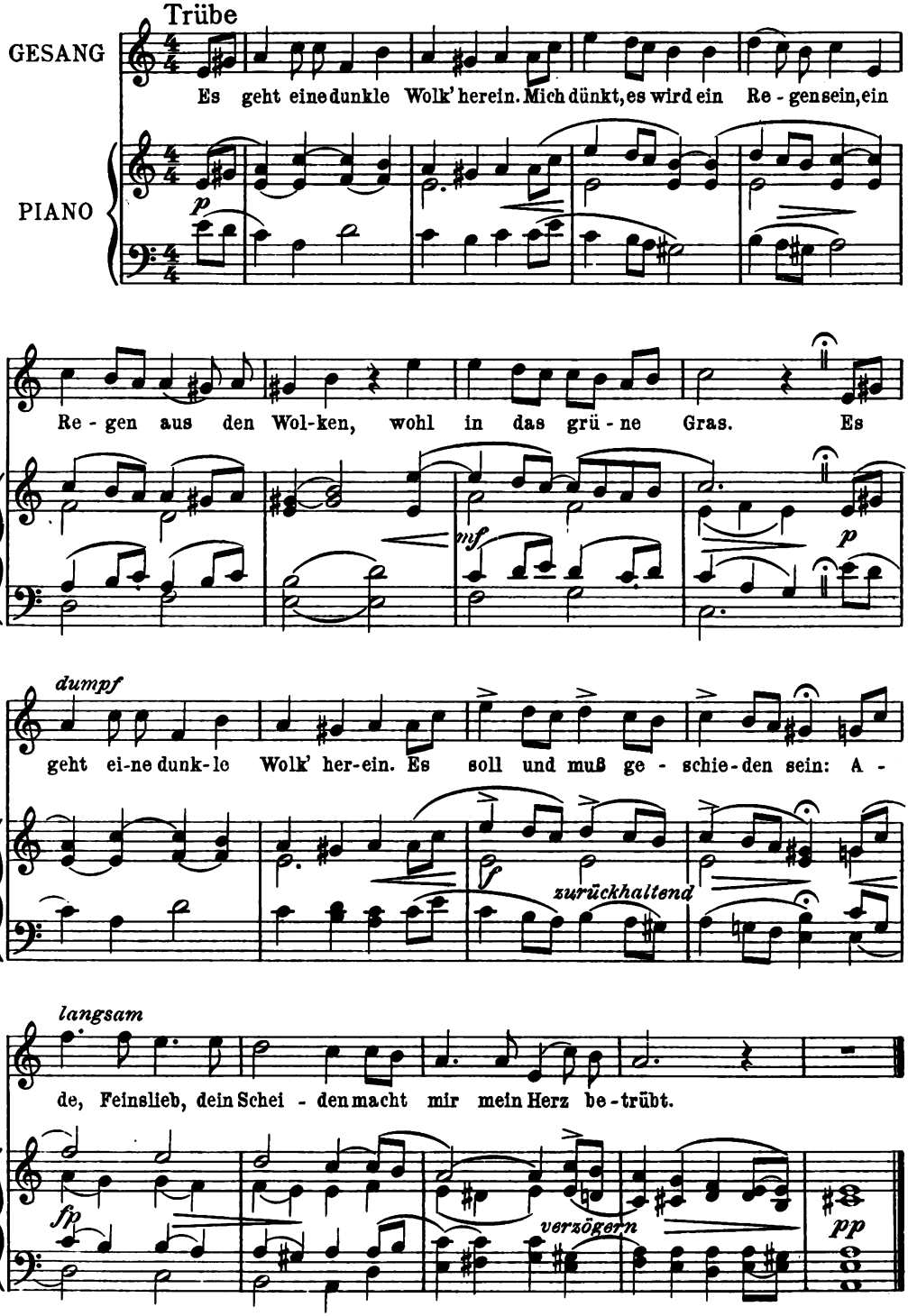


Digitized by Google



76 Digitized by Google

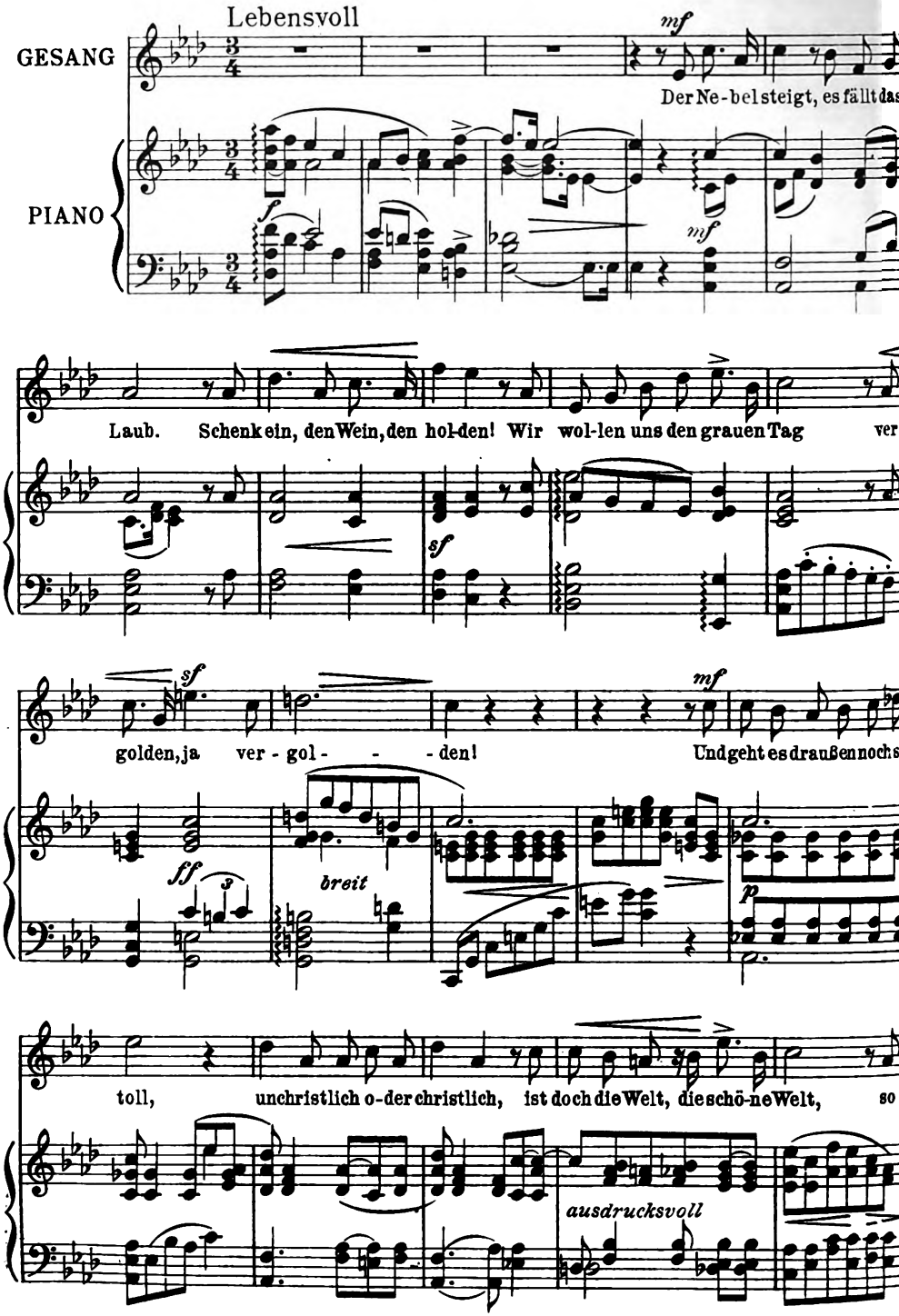
Altes Volkslied



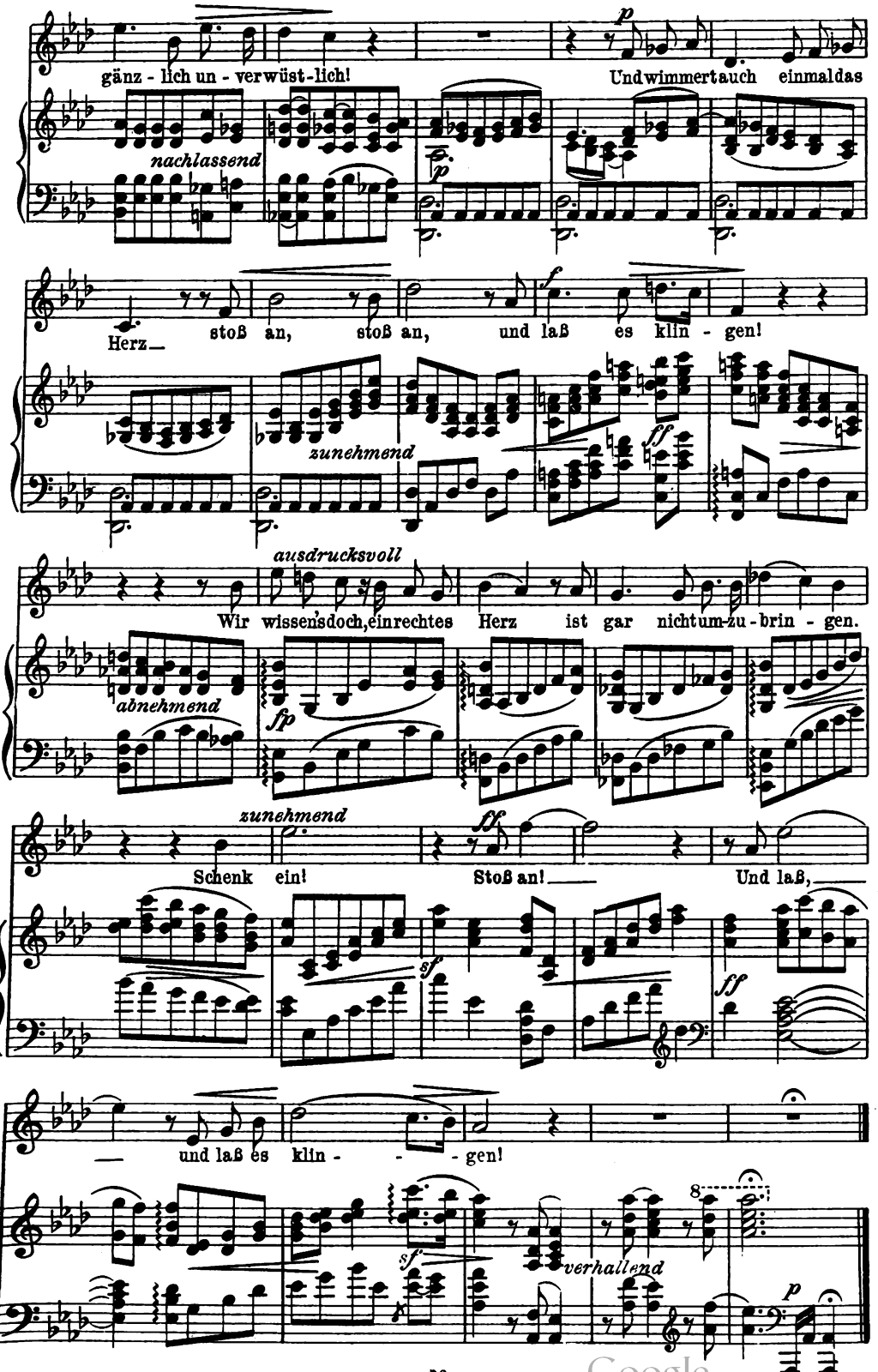
Digitized by Google

Oktoberlied

Th. Storm



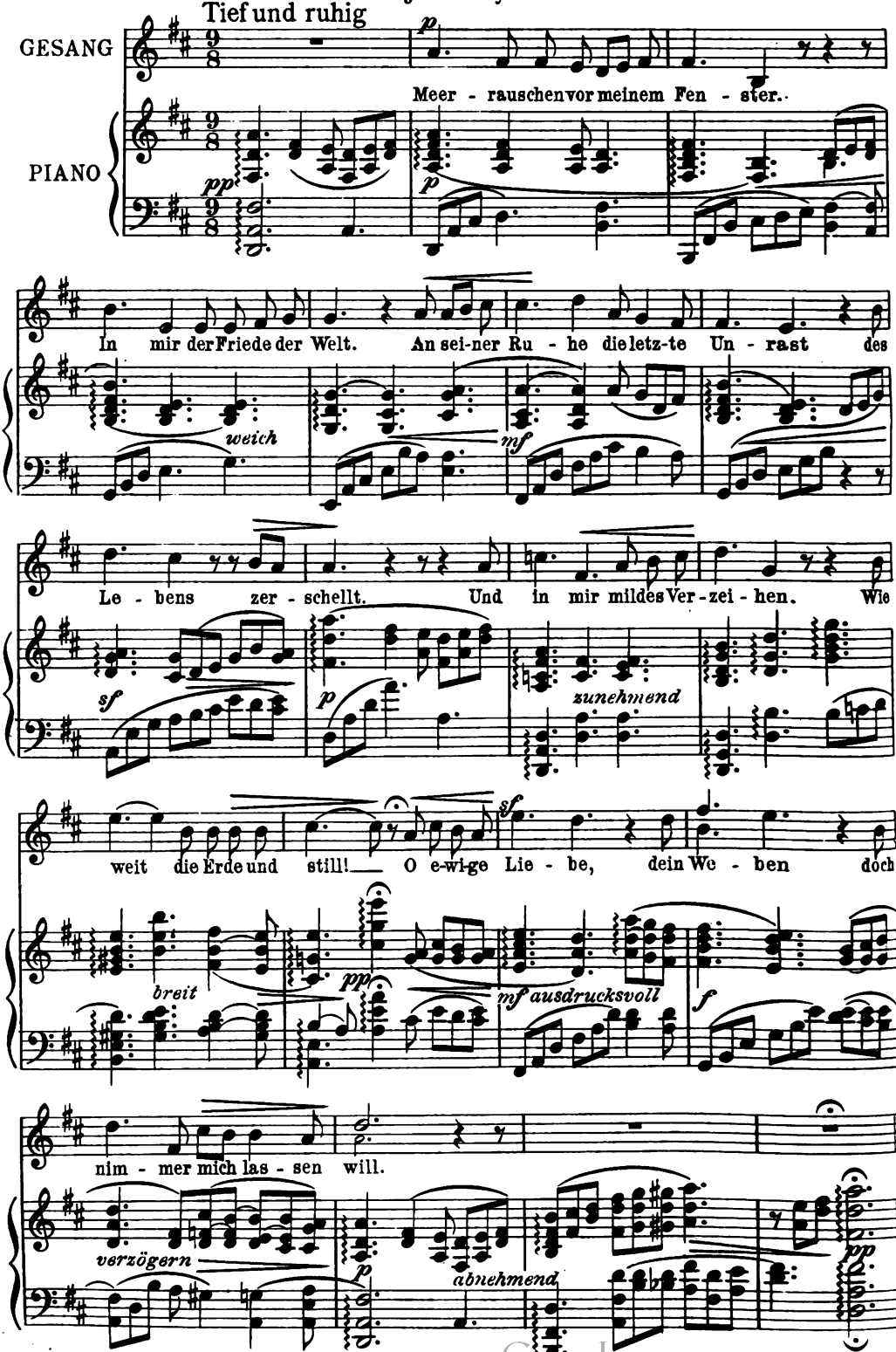
Digitized by Google



Digitized by Google

Meerrauschen

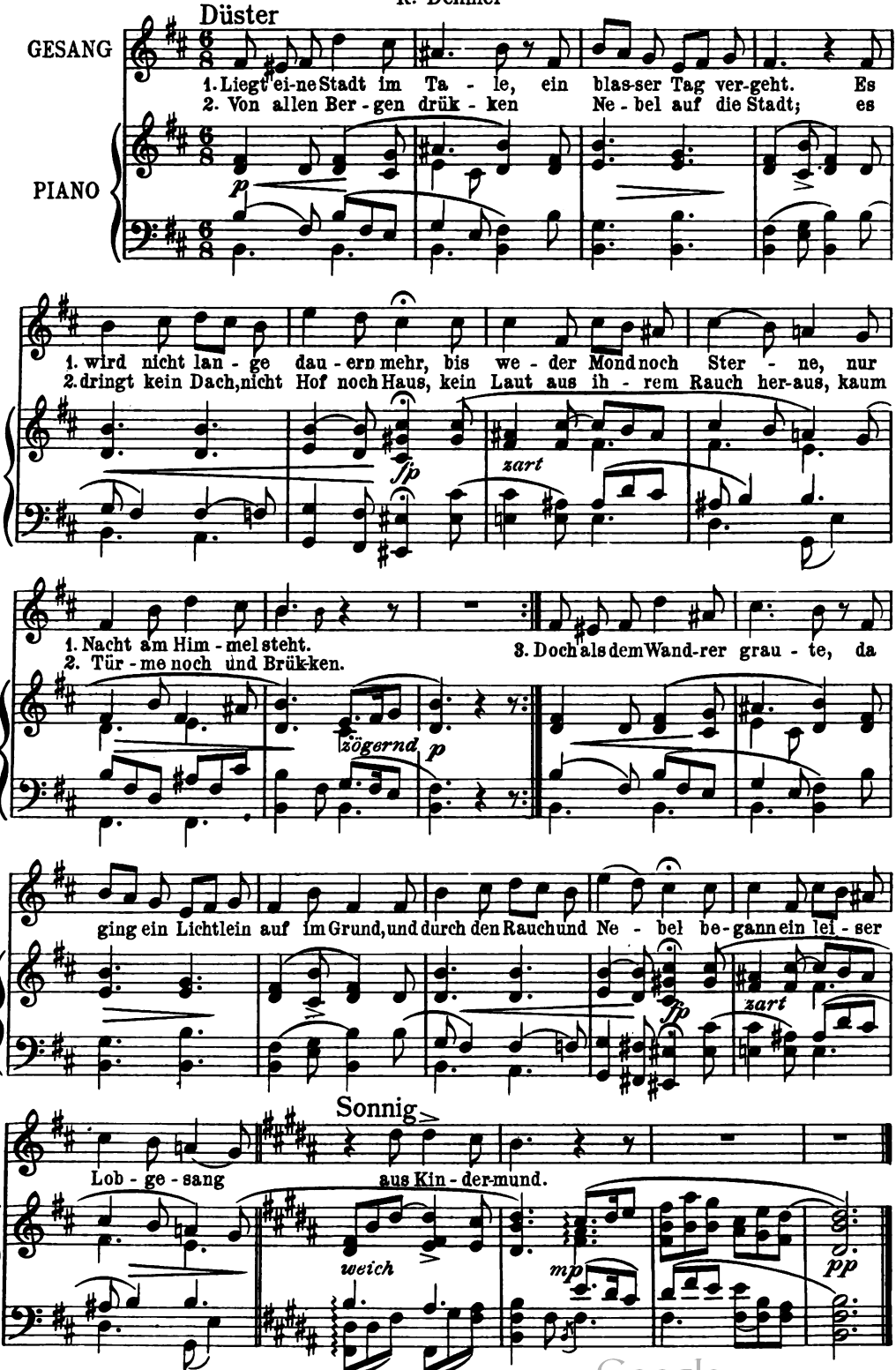
J. Mackay



Digitized by Google

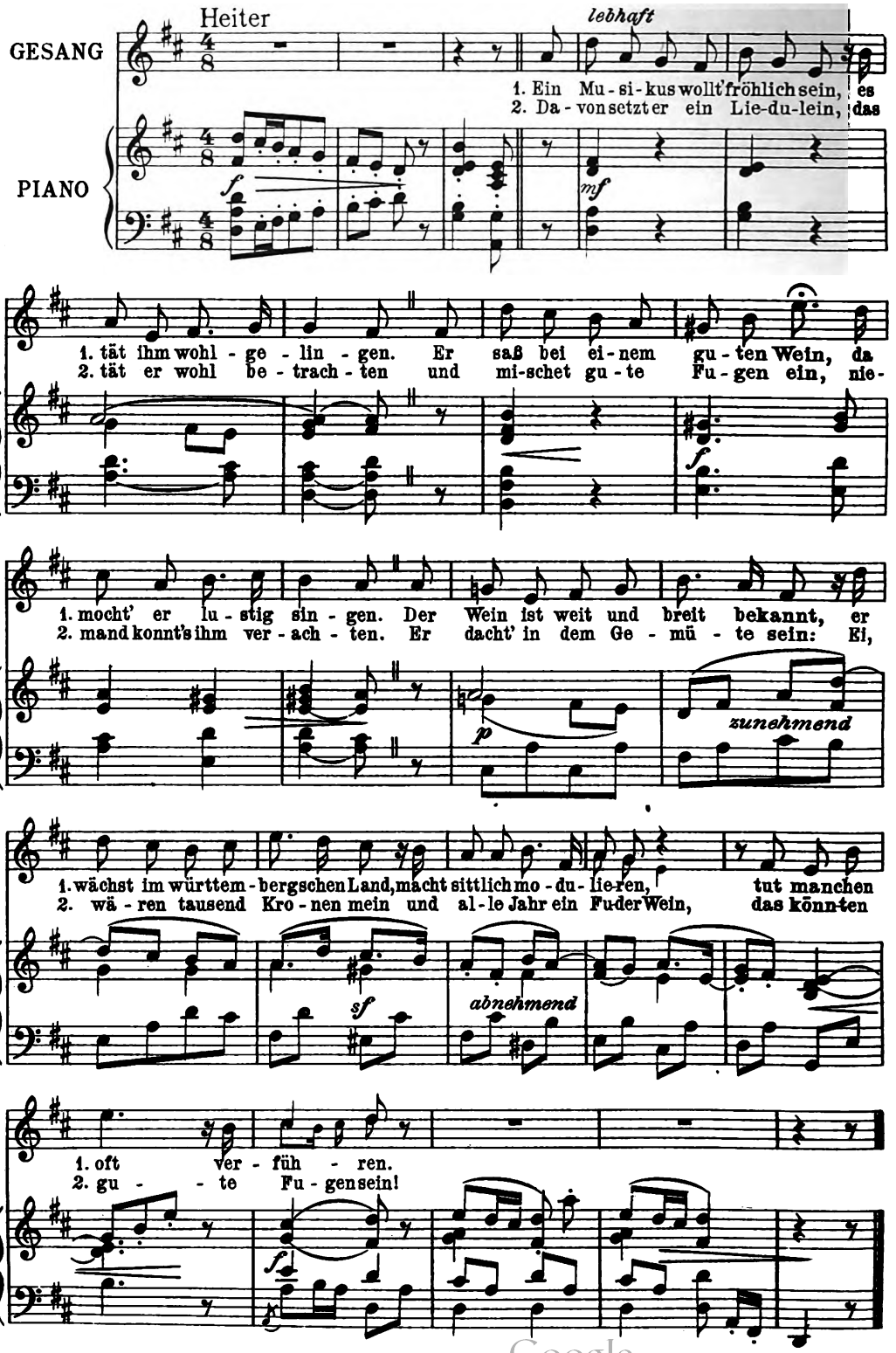
Die stille Stadt

R. Dehmel



Digitized by Google

Altes Trinklied



Digitized by Google

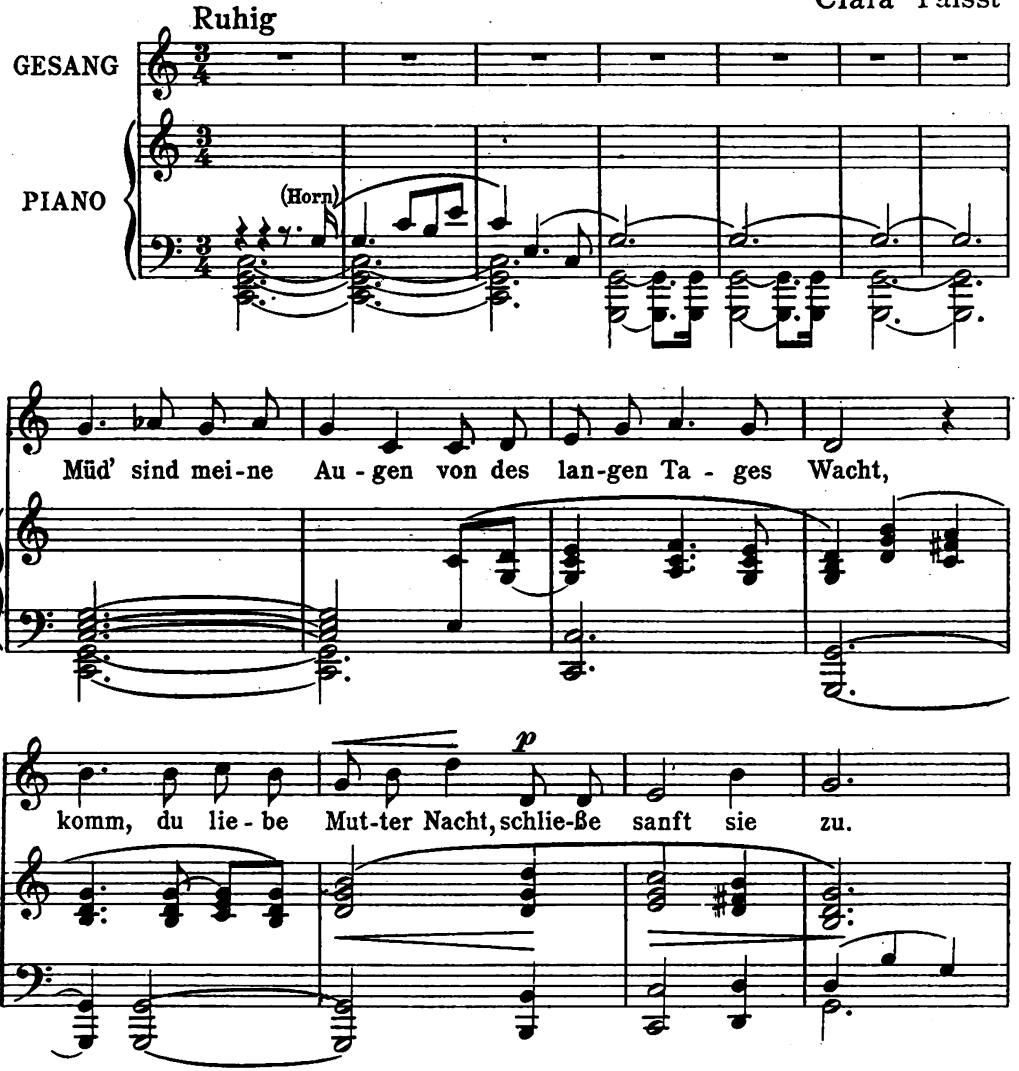
Türmers Hausmusik

XI. Jahrg. November 1908 Heft 2

Abendlied aus „Blanscheflur“*)

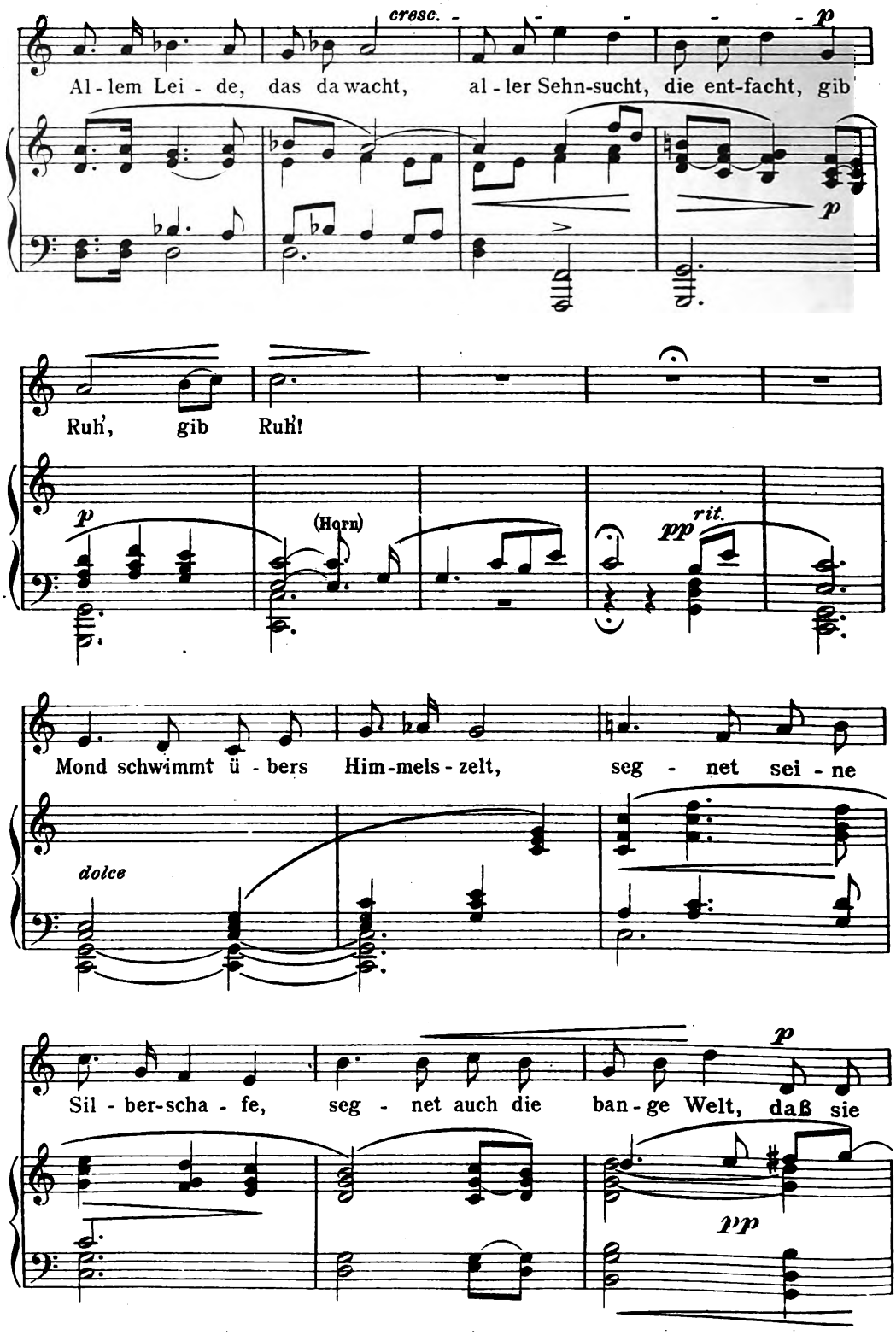
von Albert Geiger

Clara Faisst

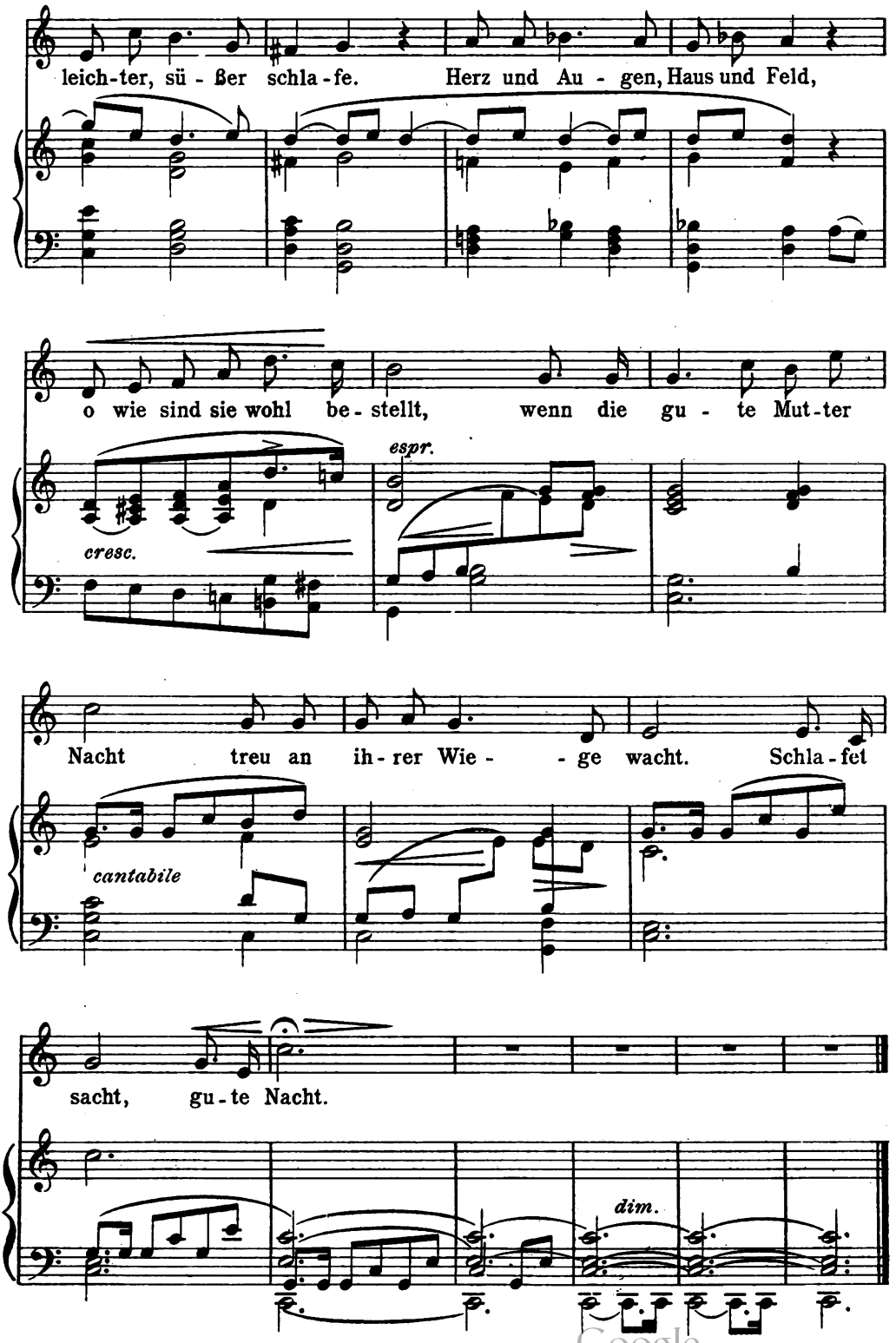


*) Dieses Lied ist im Verlag H. Kuntz, Hofmusikalienhandlung, Karlsruhe, in Druck erschienen.

Digitized by Google



Digitized by Google

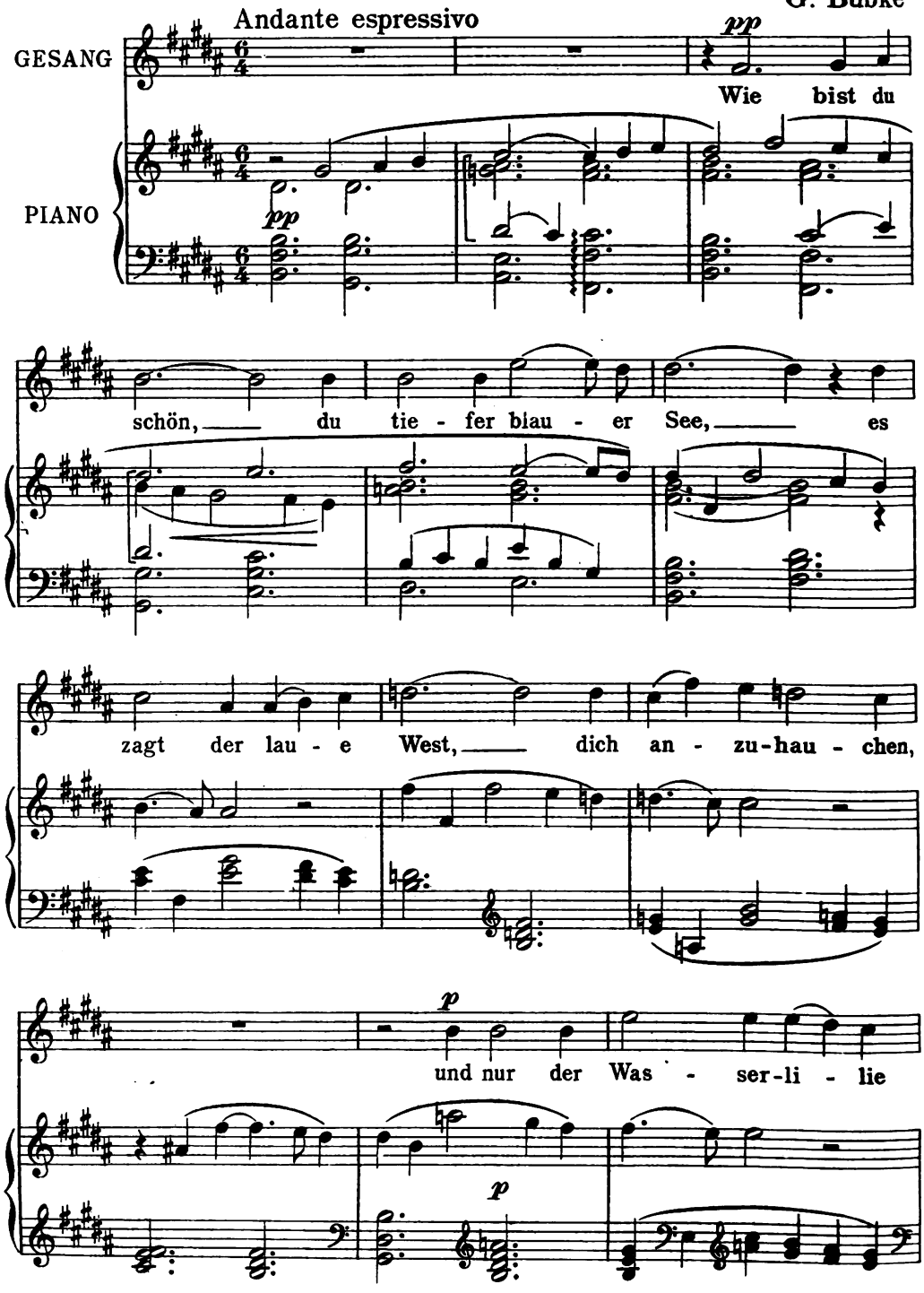


Digitized by Google

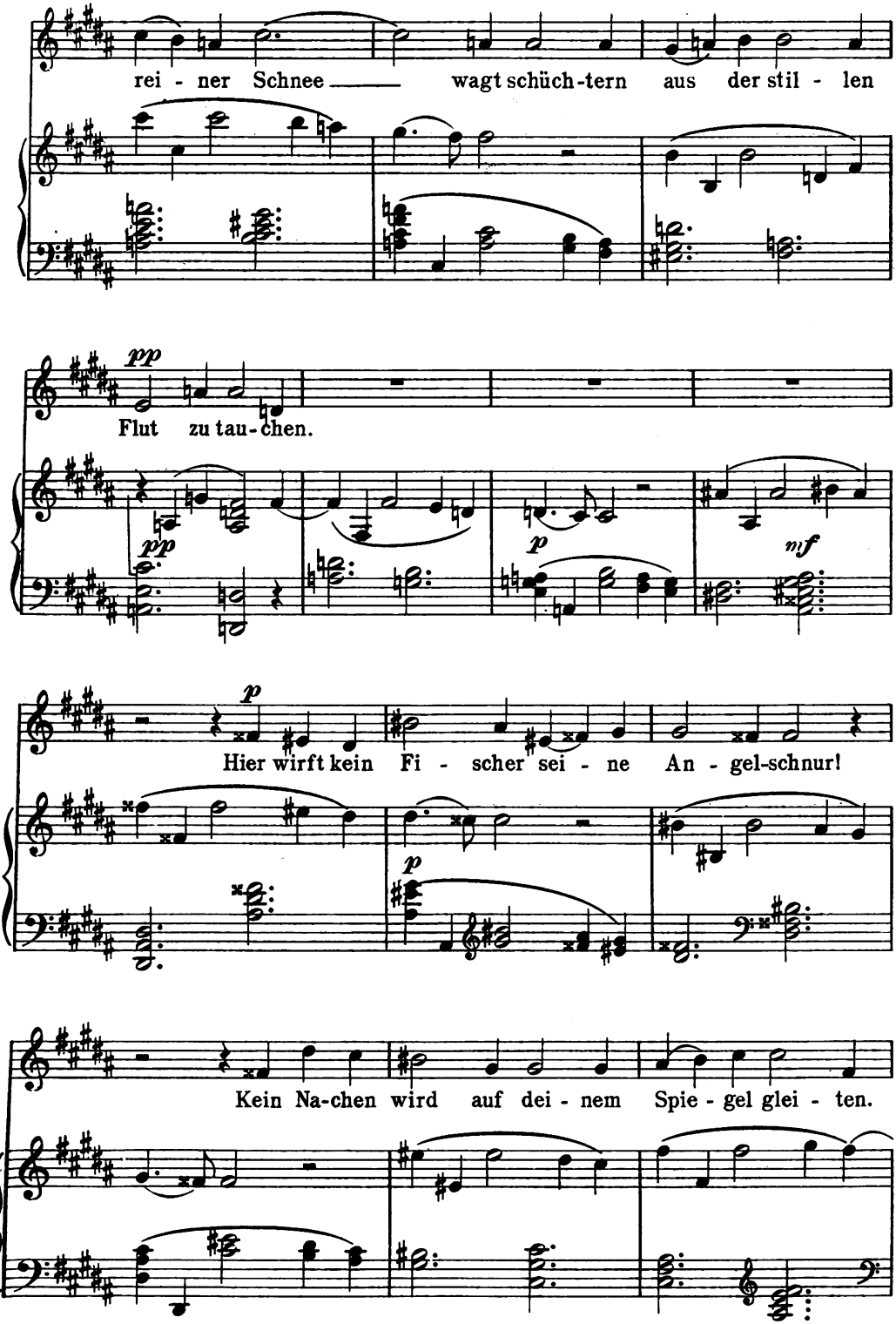
Der Waldsee

Leuthold

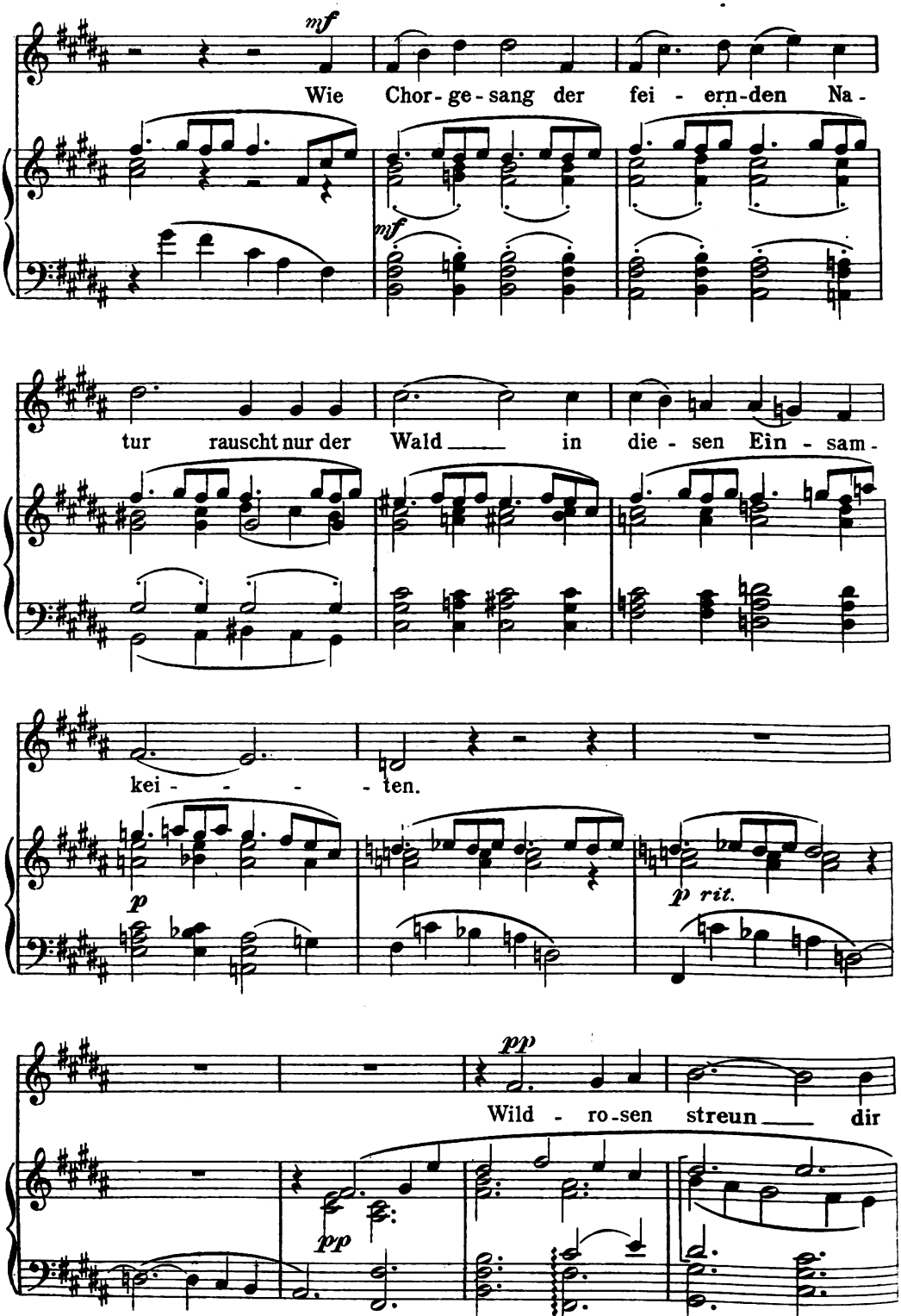
G. Bubke



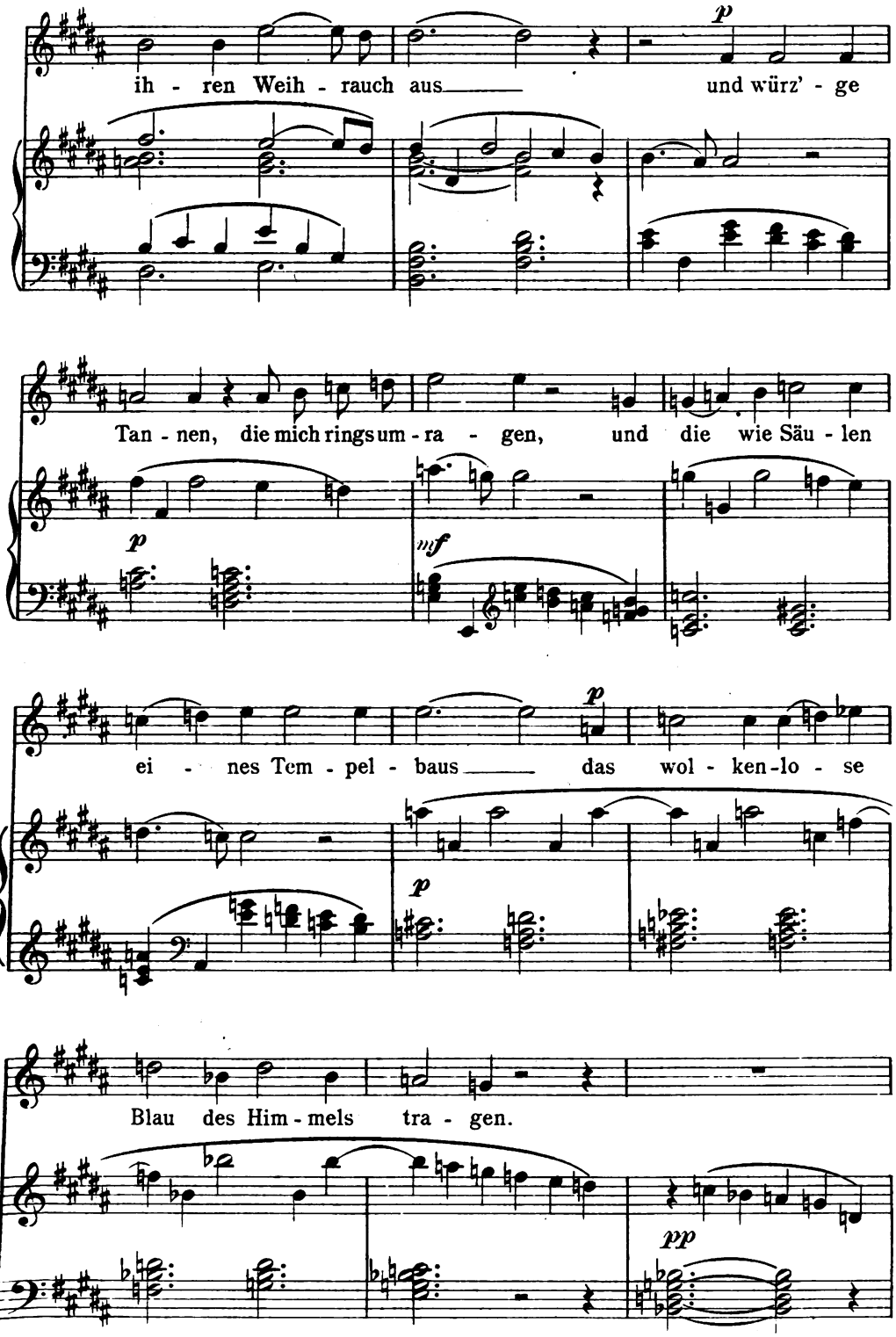
Digitized by Google



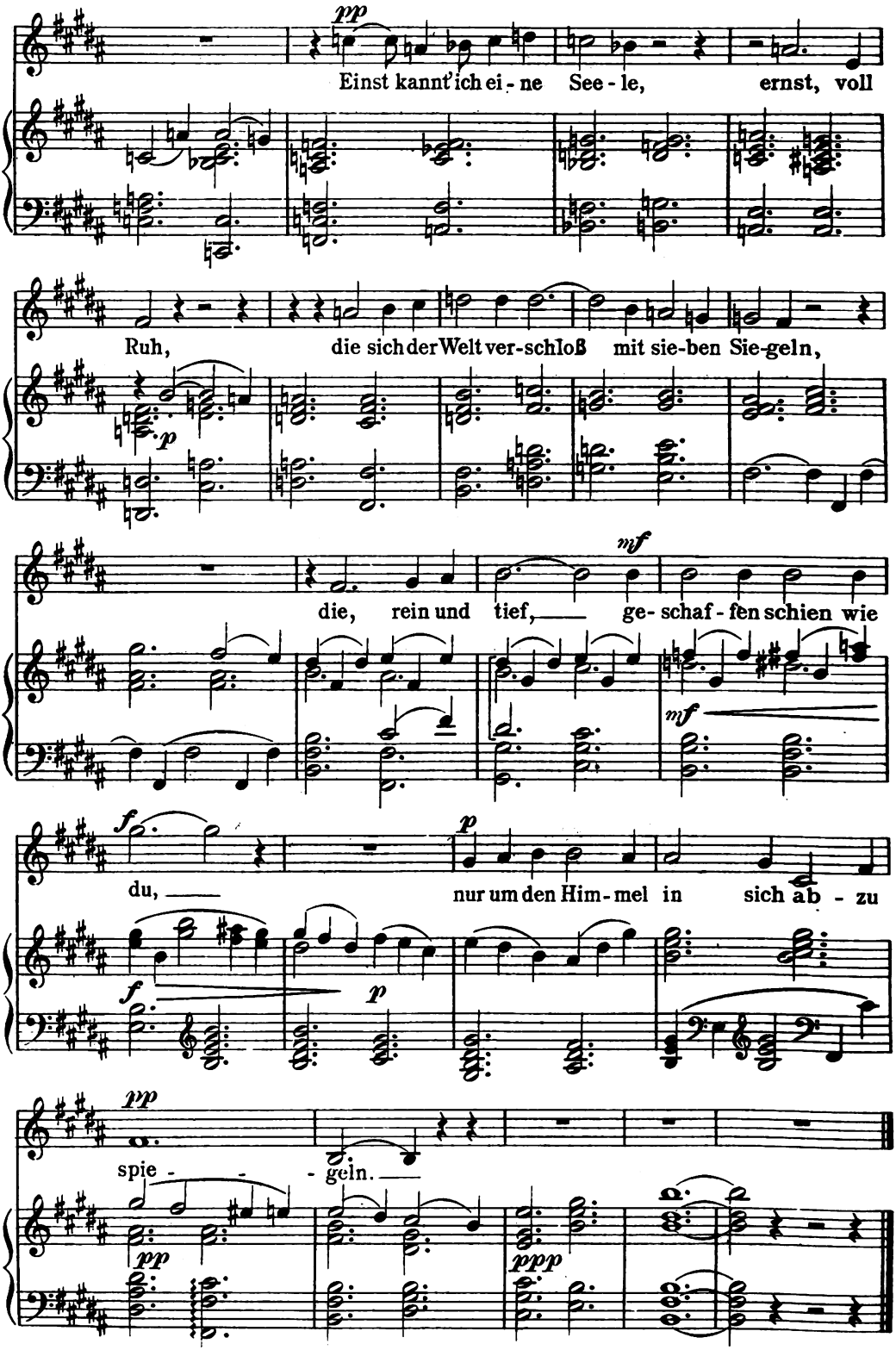
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Türmers Hausmusik

XI. Jahrg. Januar 1909 Heft 4

Nachdruck verboten!

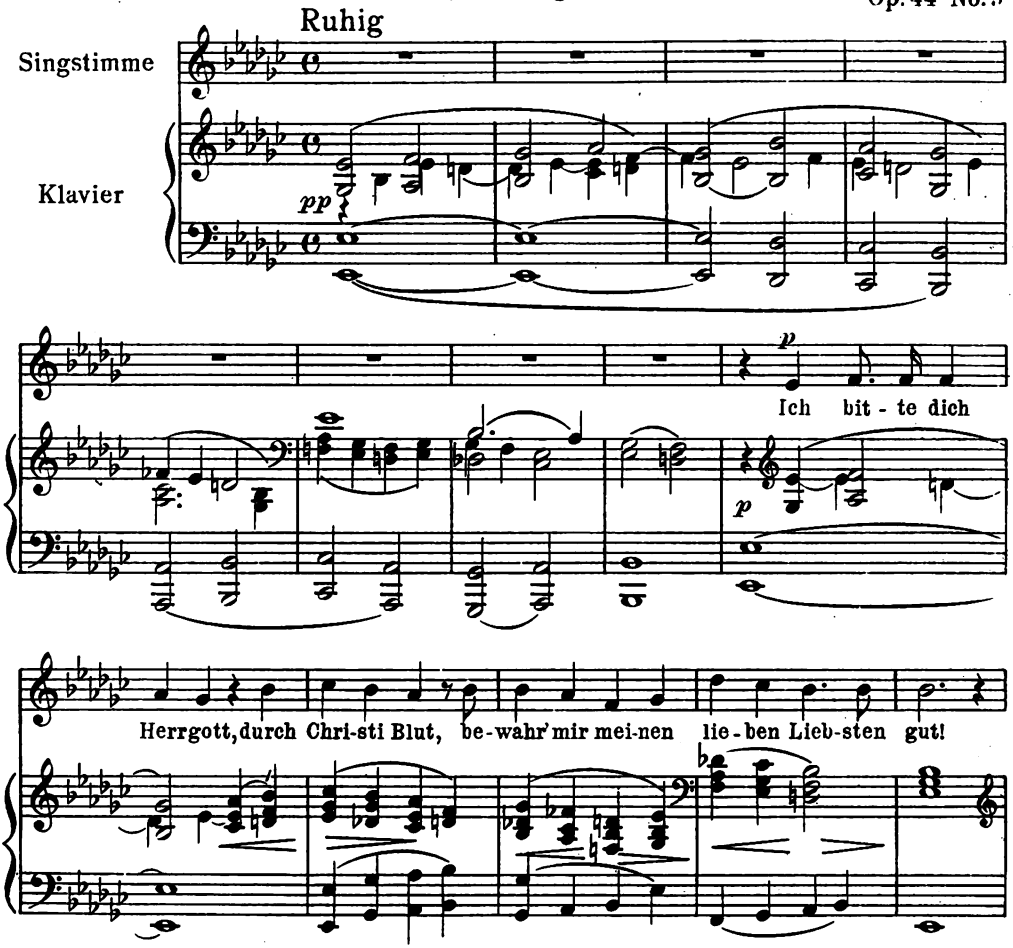
Frauenlieder

Komponiert für eine Singstimme und Klavier
von
VICTOR HANSMANN

a. MÄDCHENGEBET

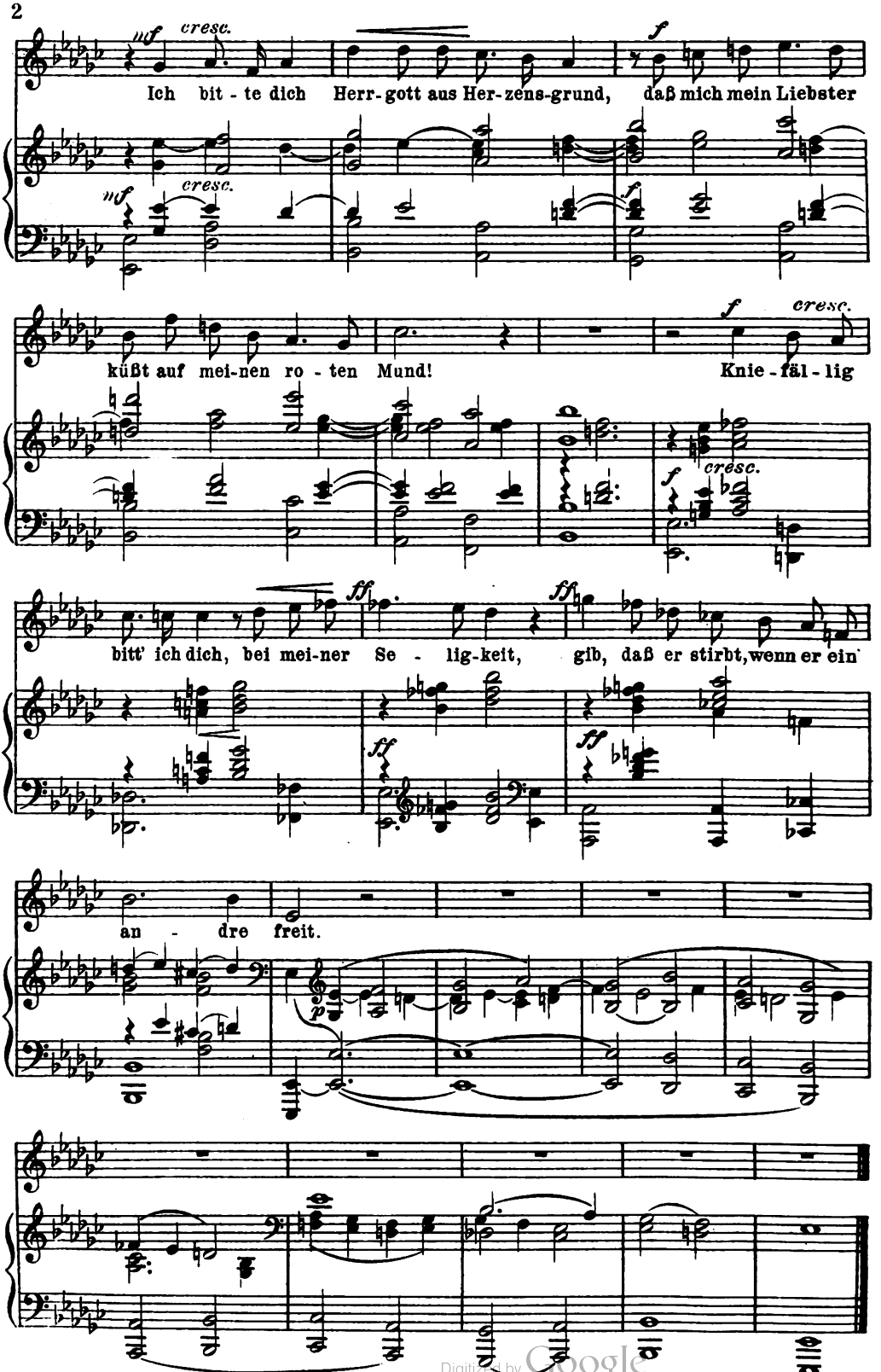
Agnes Miegel

Op. 44 No. 9



Die erste Folge der Frauenlieder (No. 1-8) ist im Jahrbuch „Am Webstuhl der Zeit" II. Bd. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, erschienen

Digitized by Google

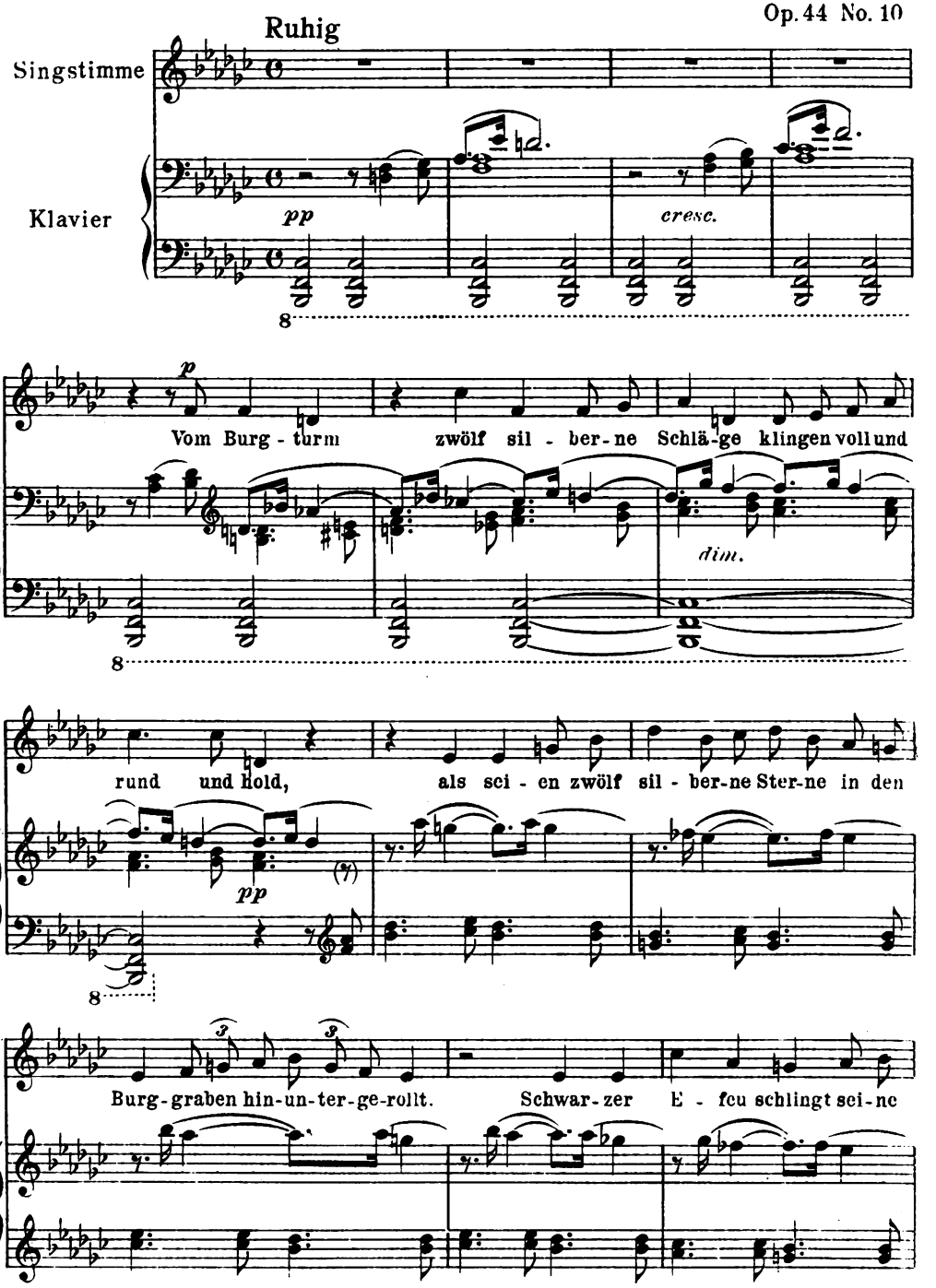


Digitized by Google

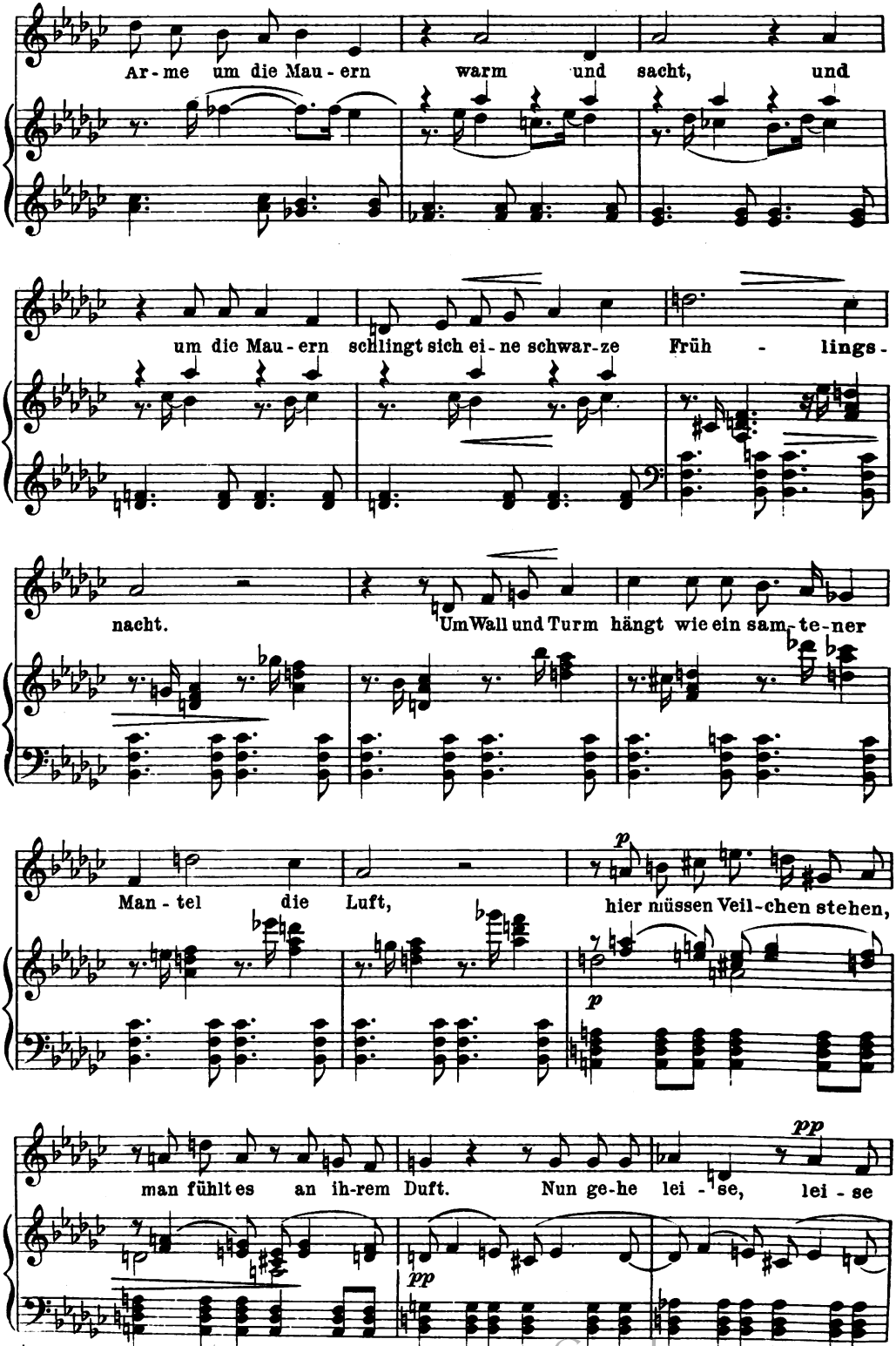
b. FRÜHLINGSNACHT

Hedda Sauer

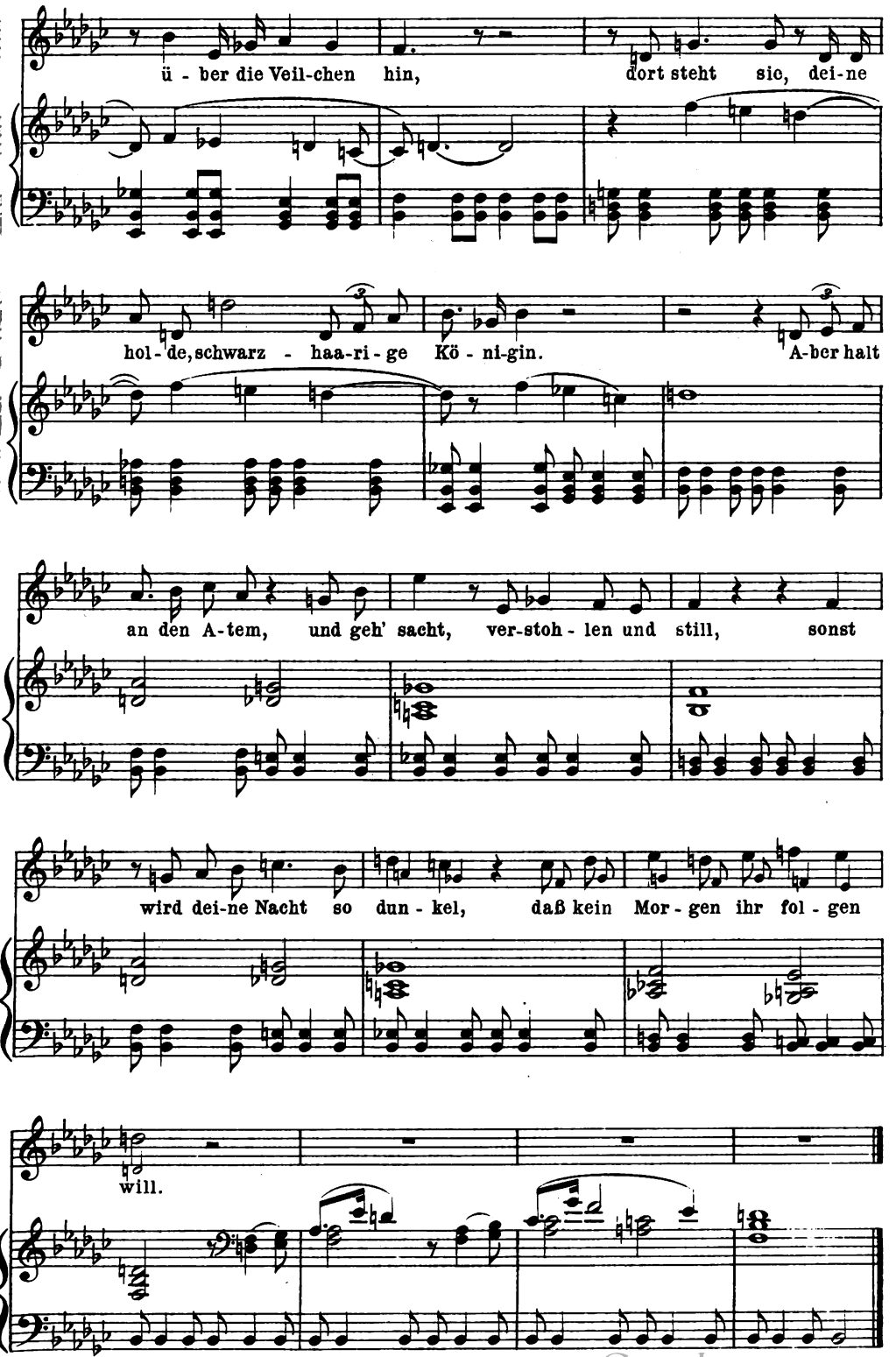
Op. 44 No. 10



Digitized by Google



Digitized by Google

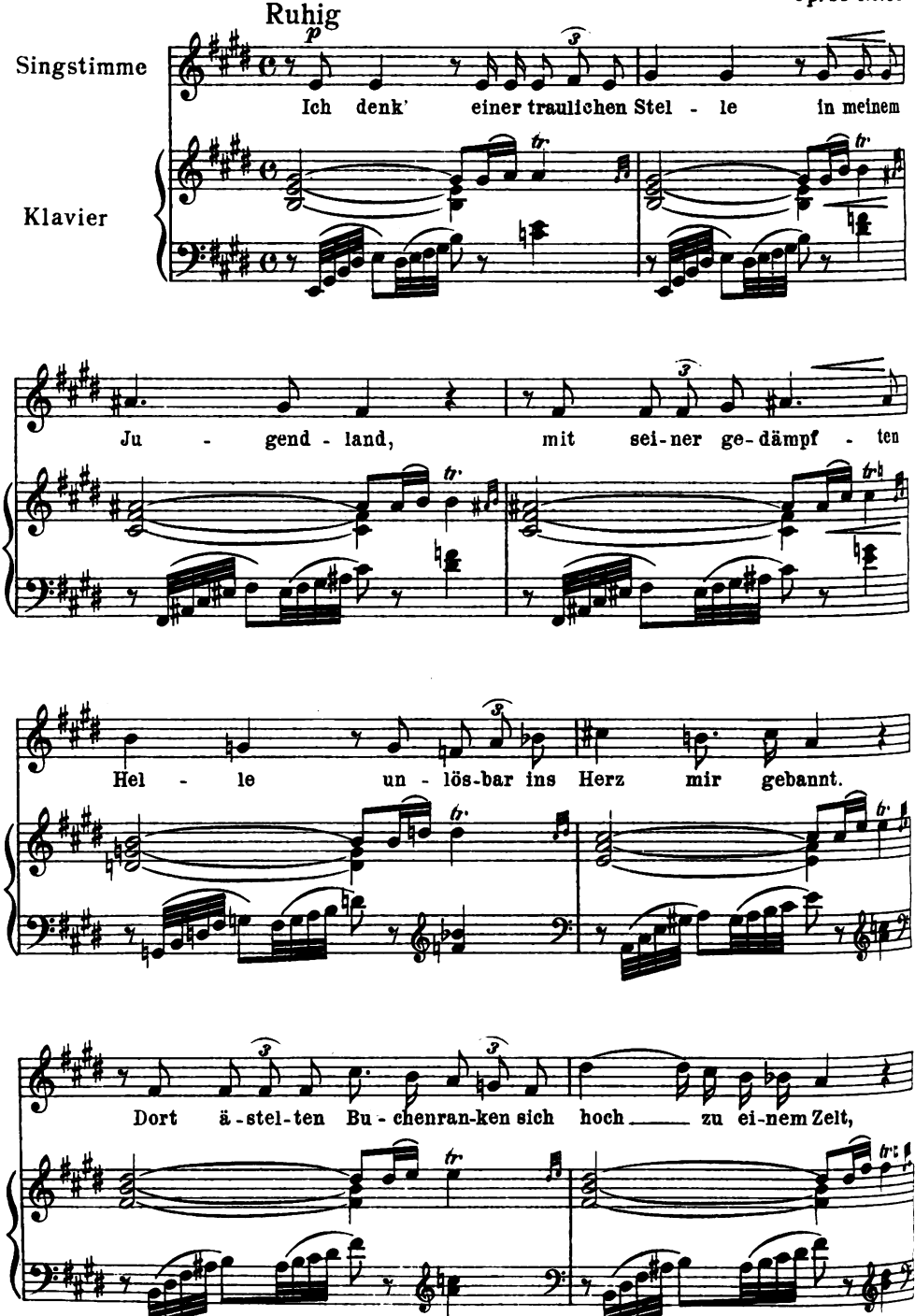


Digitized by Google

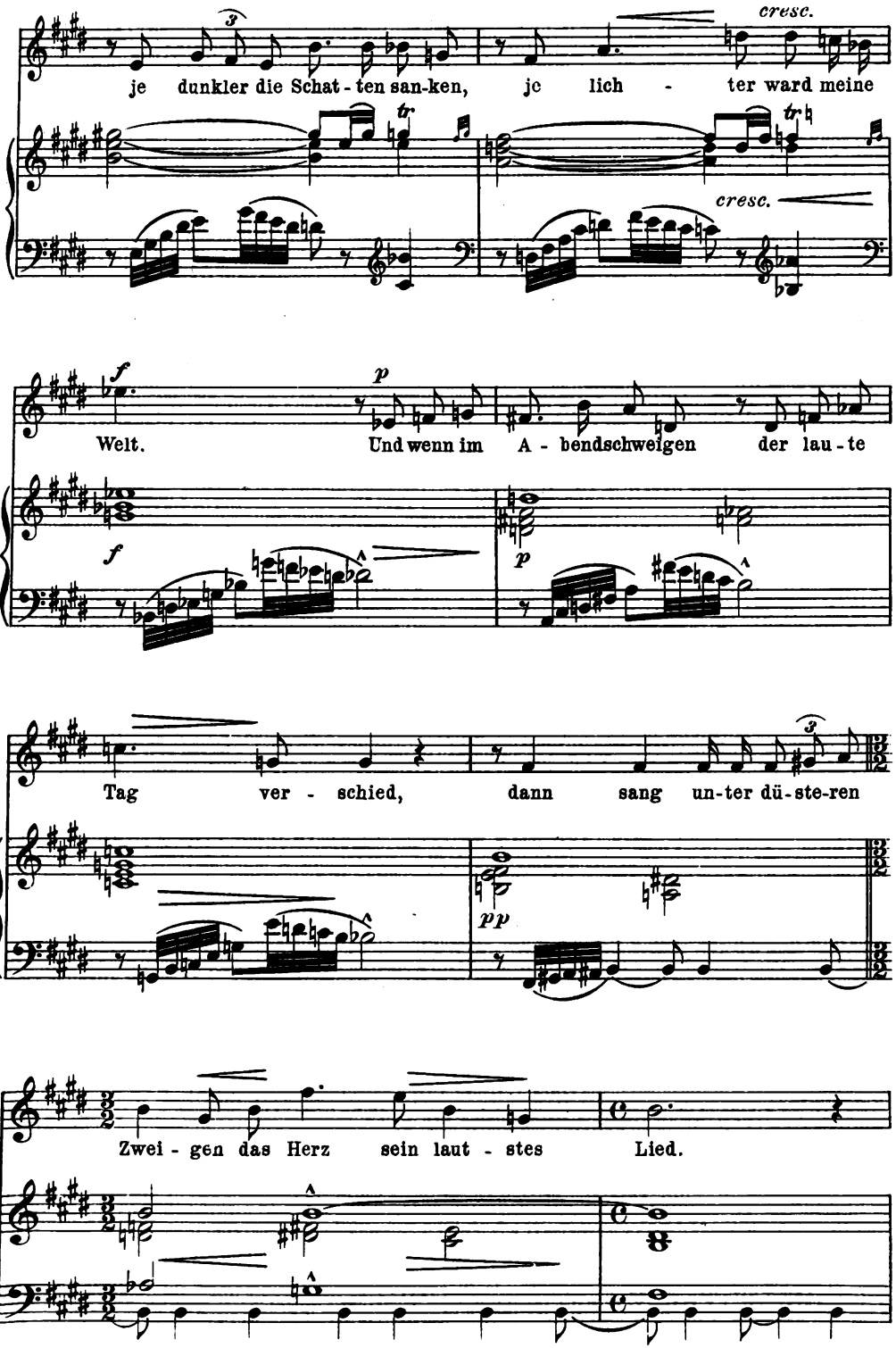
c. WEITAB

Helene Diesener

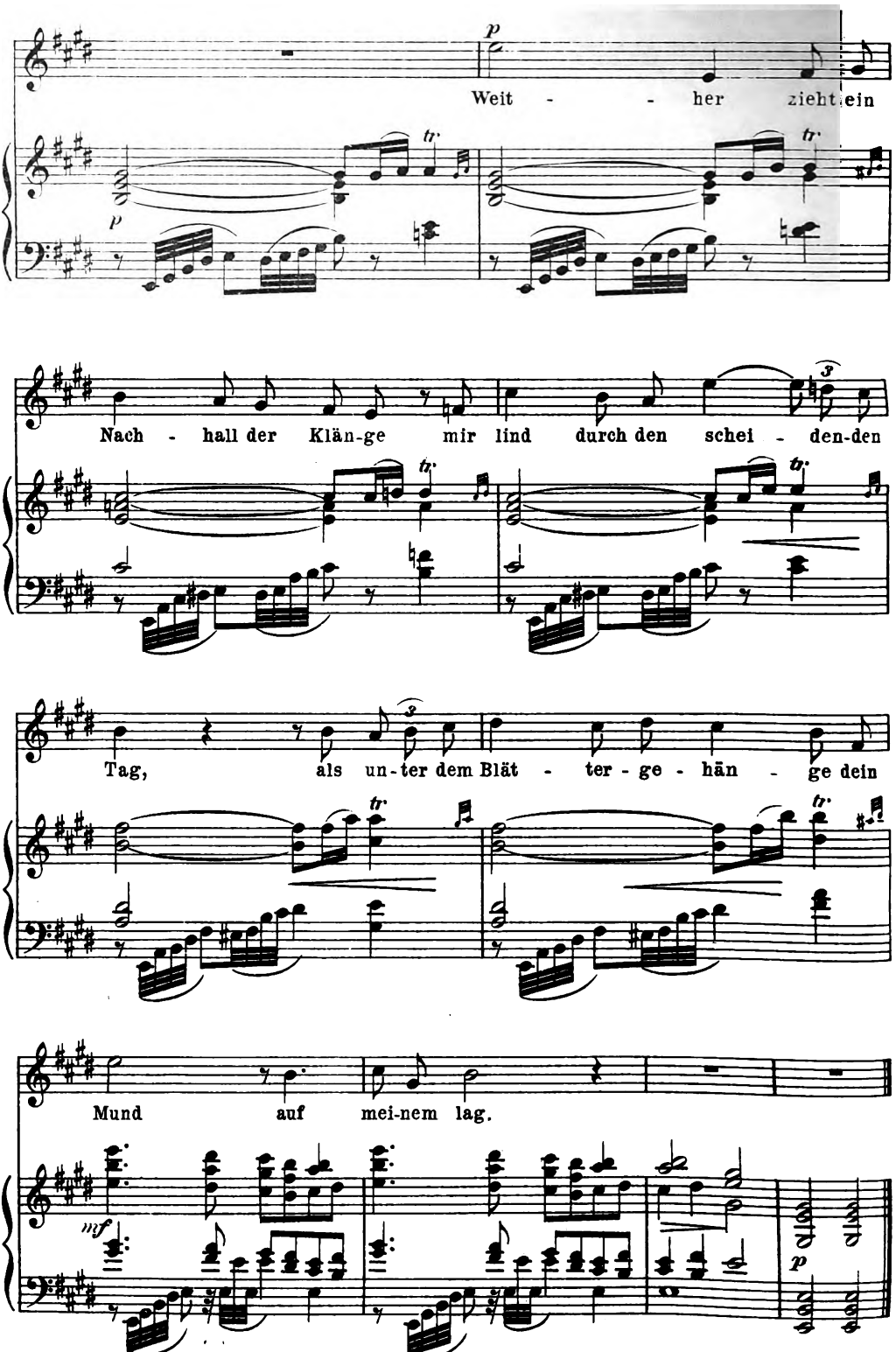
Op. 44 No. 14



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

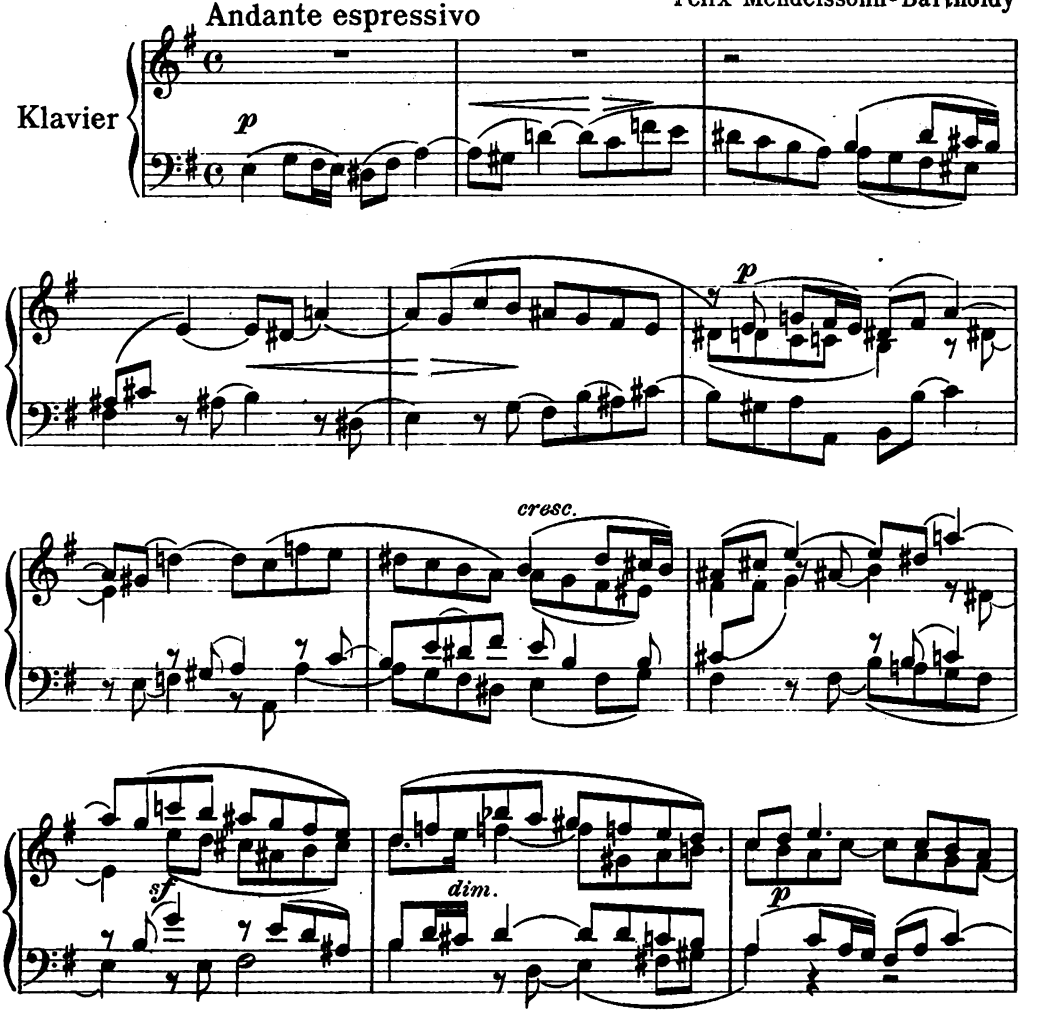
Türmers Hausmusik

XI. Jahrg. Februar 1909 Heft 5

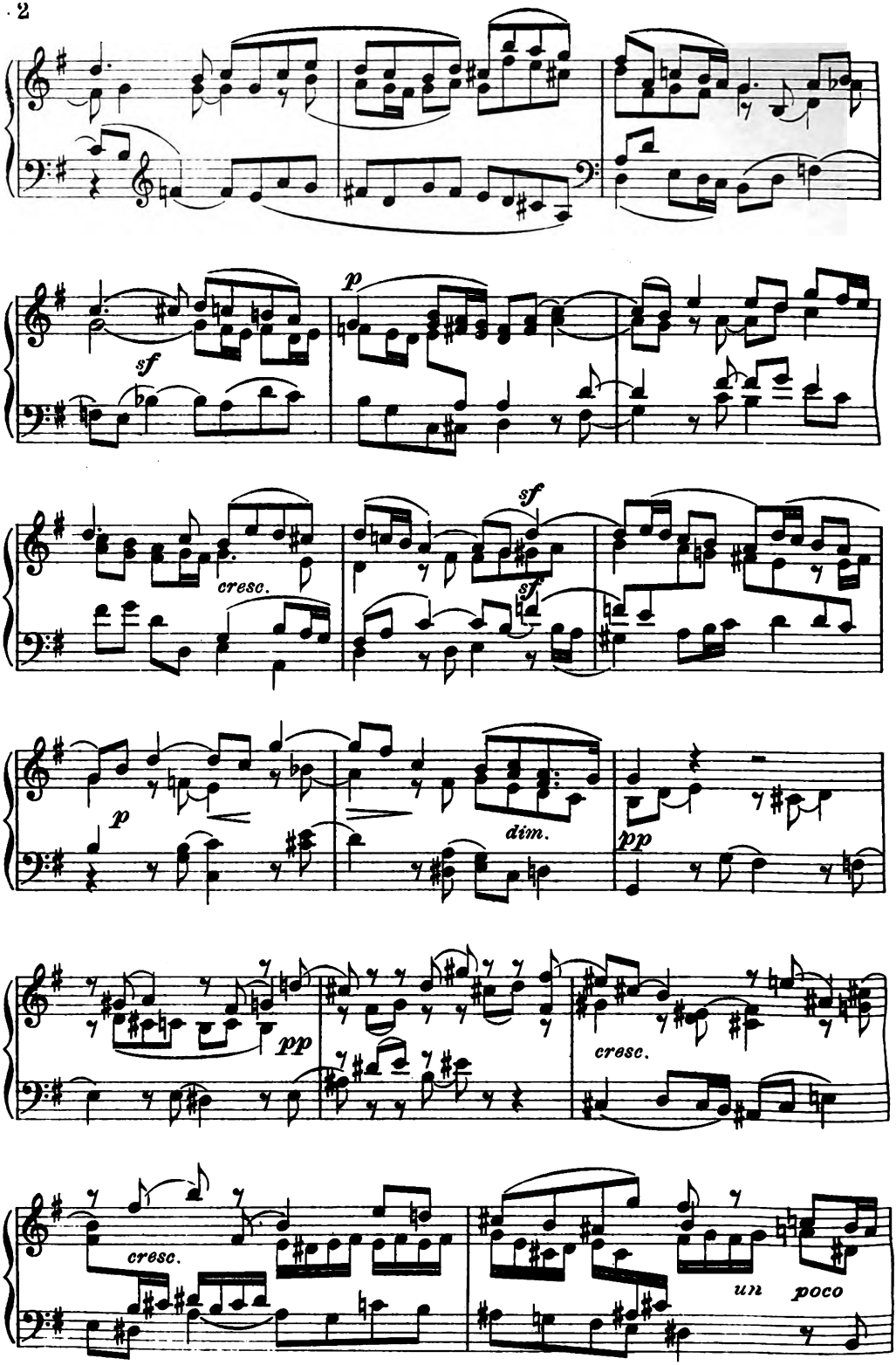
Fuge

(Nr. 1 der „Sechs Präludien und Fugen“ Op. 35)

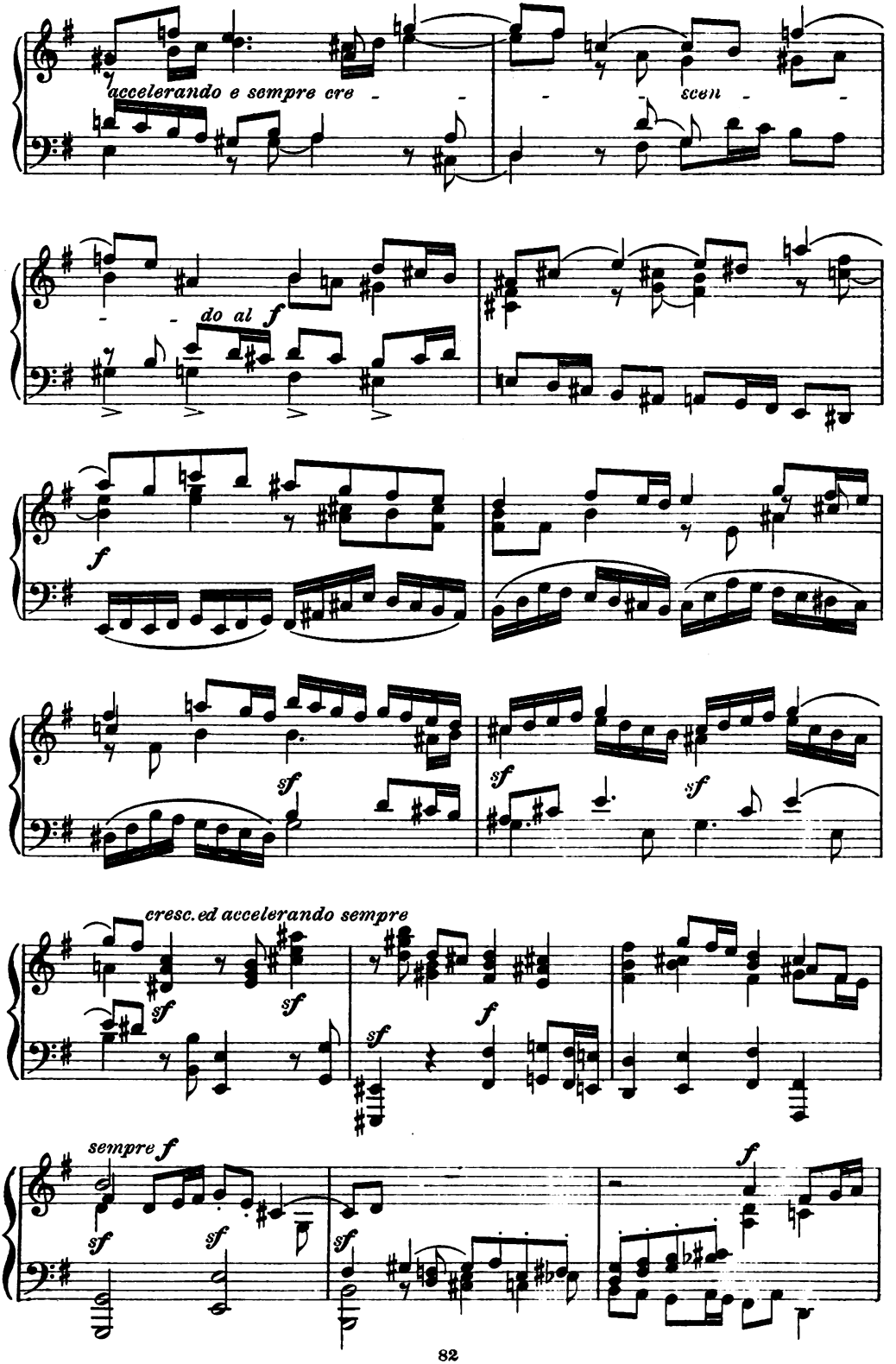
Felix Mendelssohn-Bartholdy



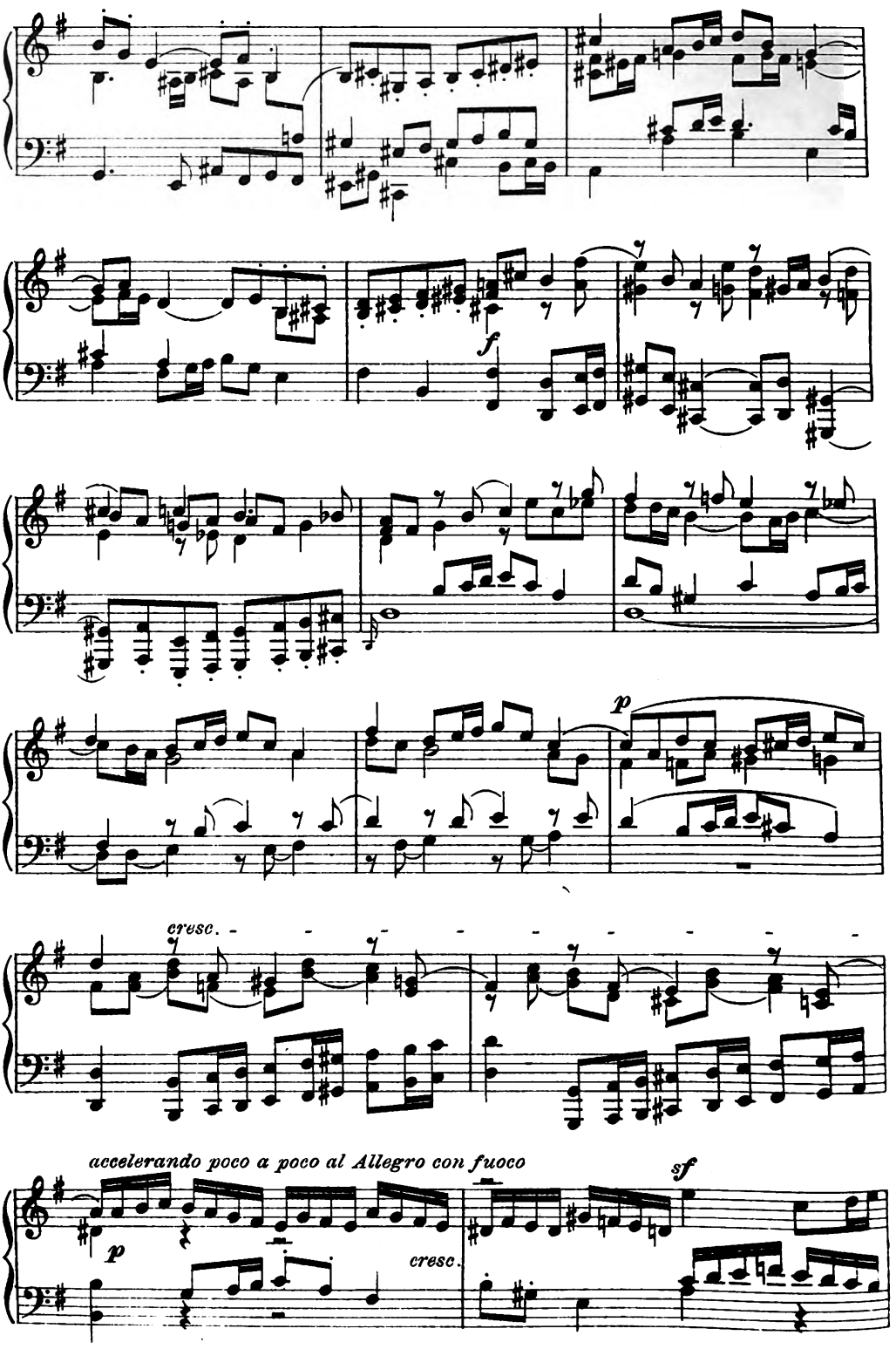
Digitized by Google



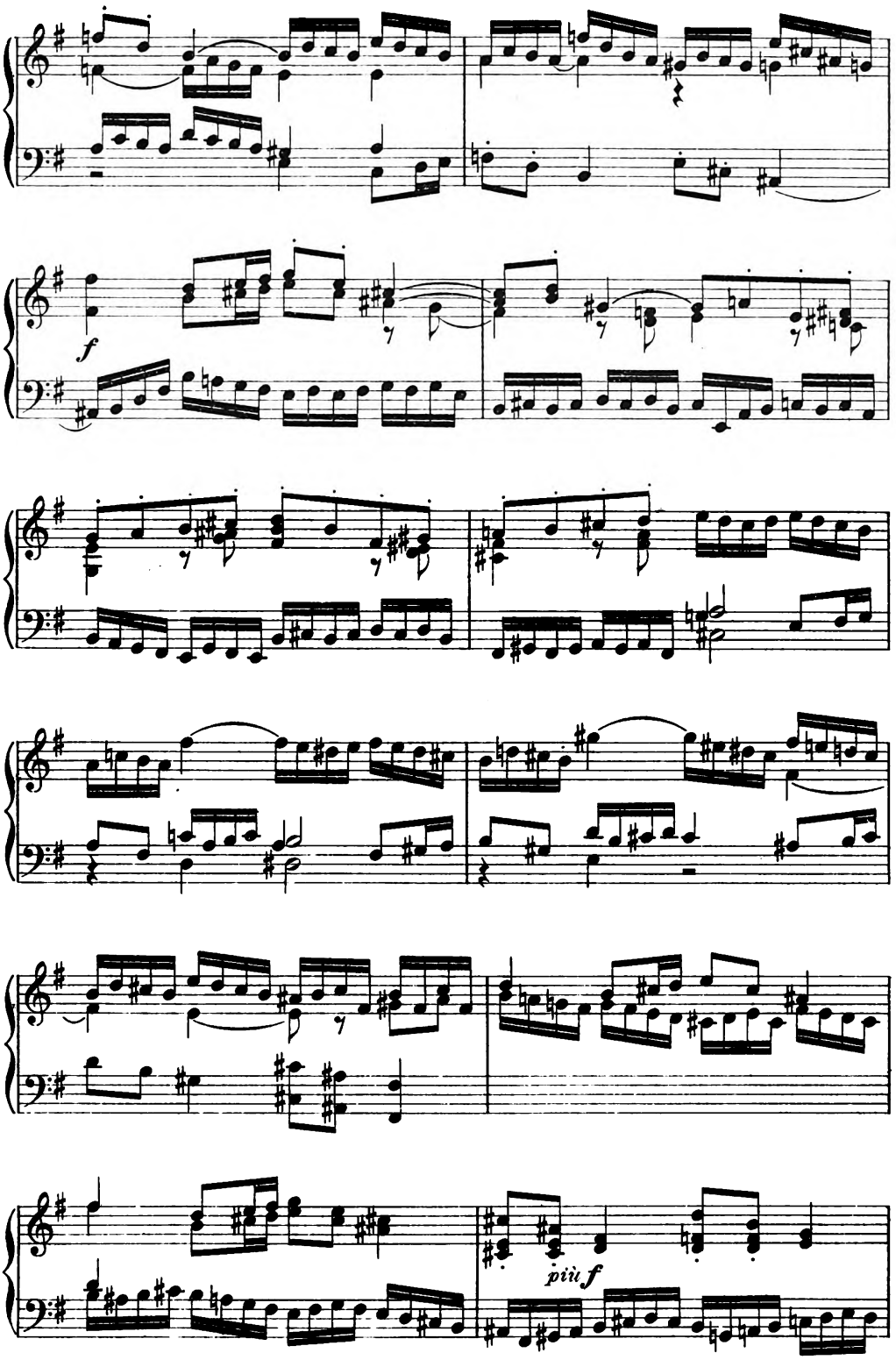
Digitized by Google



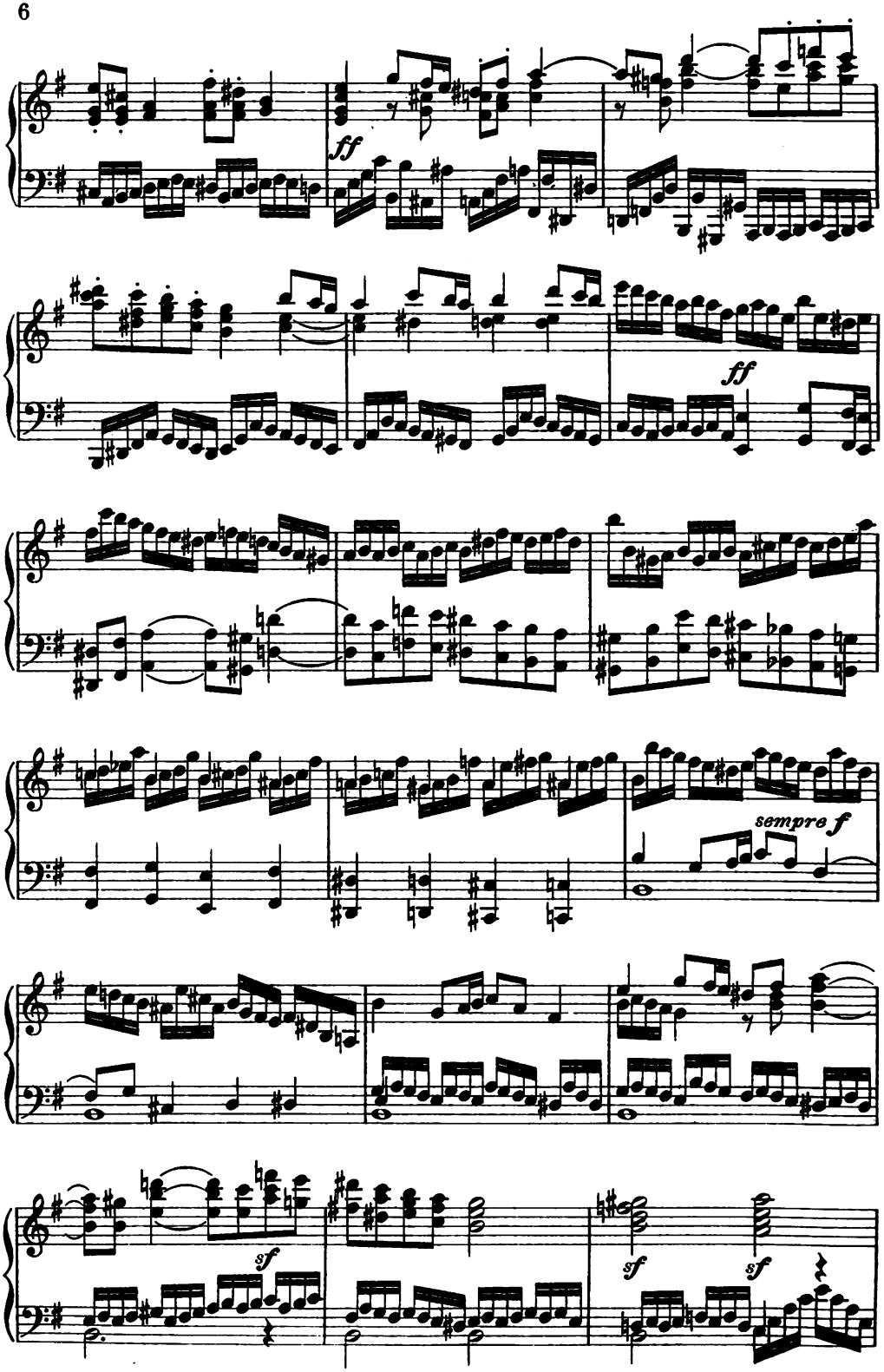
Digitized by Google



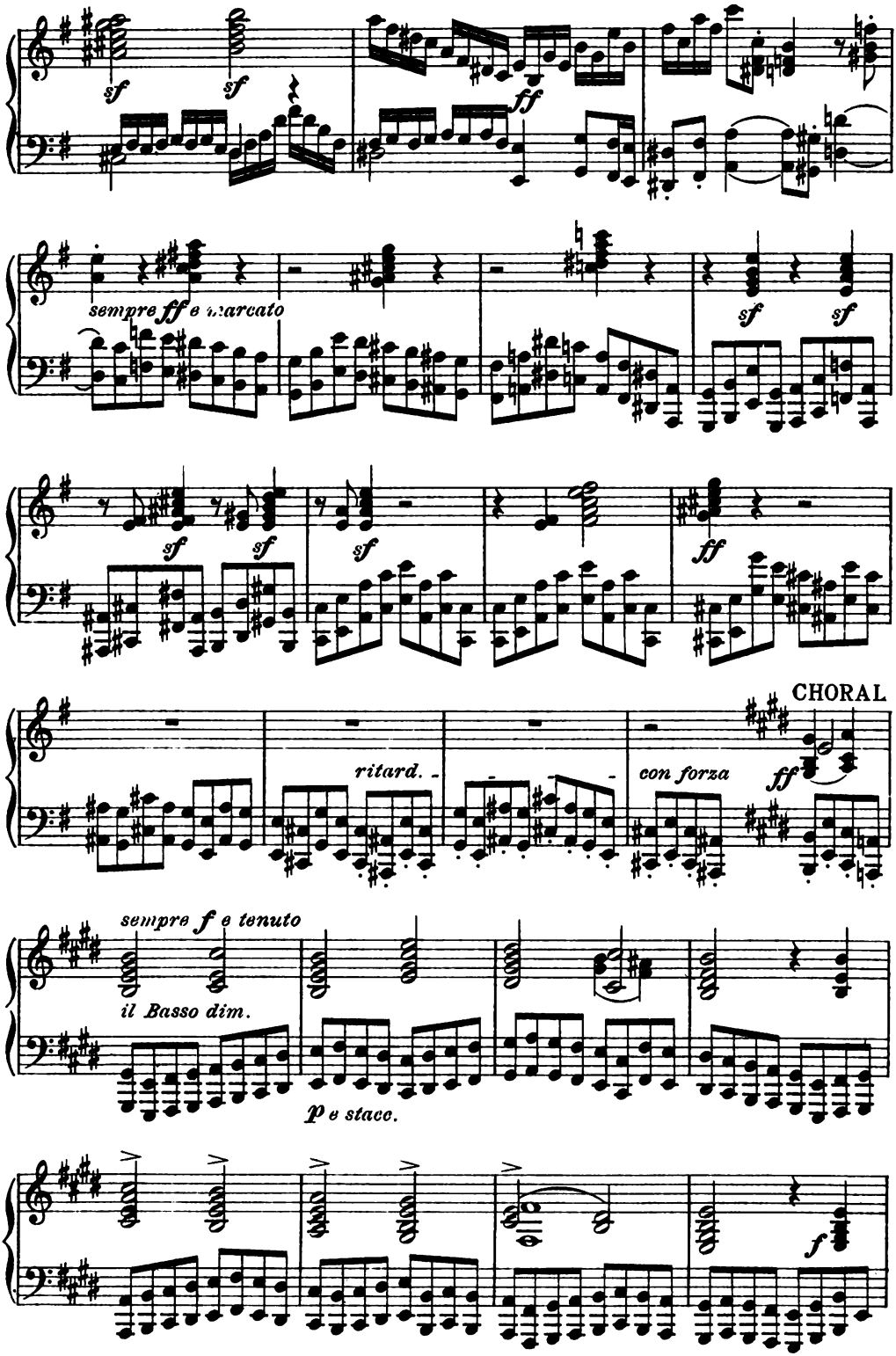
Digitized by Google



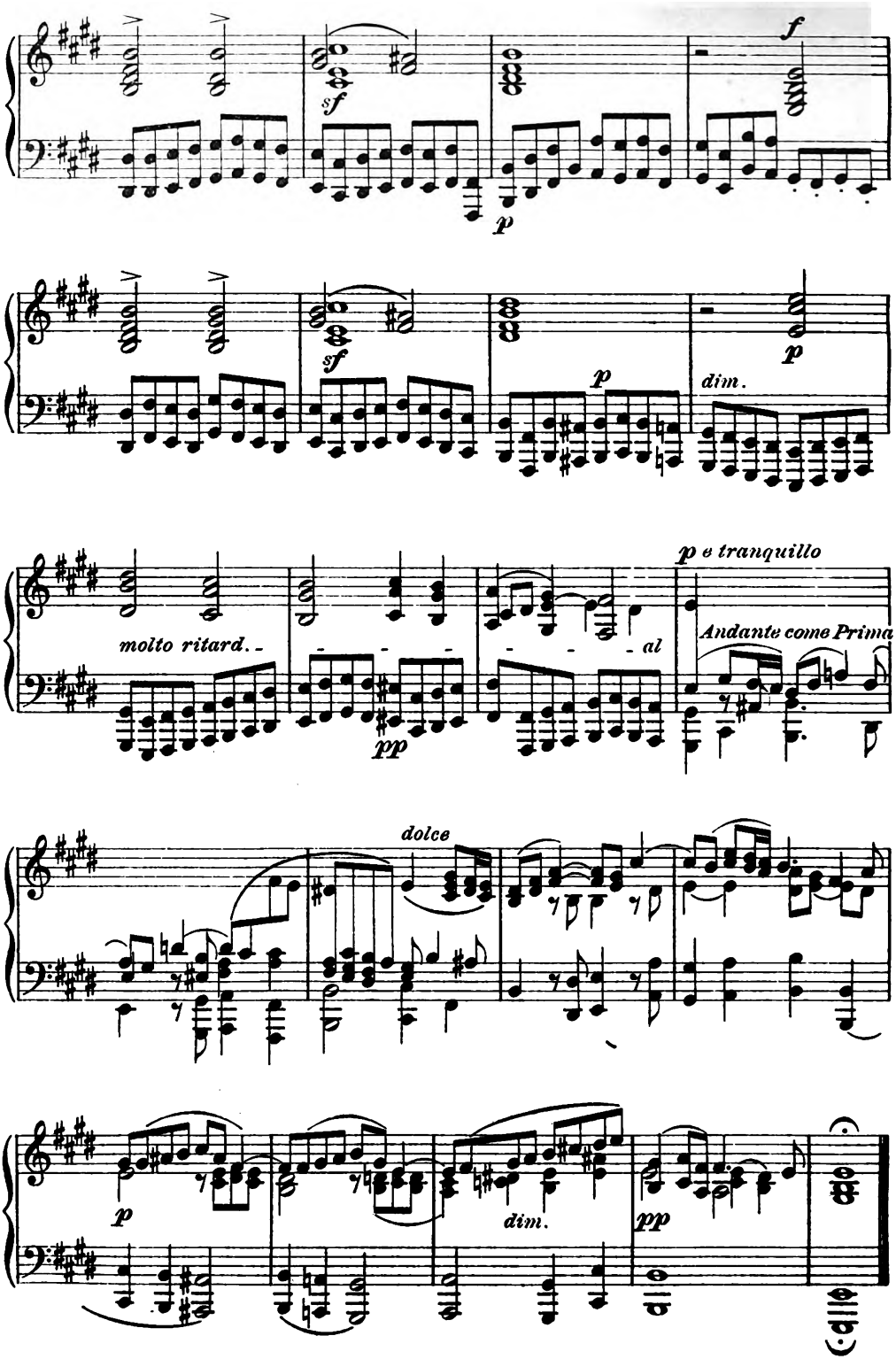
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



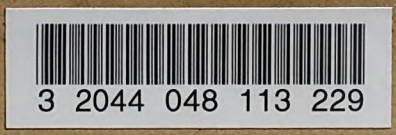
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


3 2044 048 113 229

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

APR - 5 1944

Digitized by Google